Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND.

MÜNCHEN, 1896.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(Schoepping.)

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

J. M. von Babos, des Dichters von Otto von Wittelsbach, Erstlingswerk und seine Stellung in der Literatur.

Wenn die Blätter für das bayr. Gymnasialschulwesen diese literargeschichtliche Abhandlung bringen, so sind dafür wohl vor allem zwei Gründe als mafsgebend erachtet worden. Handelt es sich doch um einen bayerischen Dichter, dessen Werke einst mit Schillerischen Dramen mit Erfolg konkurrierten, um einen Mann, der auch in der Schulgeschichte Bayerns einen ehrenvollen Platz einnimmt. 72 Jahre sind seit seinem Tode verflossen, und nur wenigen mehr ist seine Name, geschweige denn seine Werke, bekannt. Trotzdem mufs ich es mir versagen, seine Lebensgeschichte ausführlich hier wiederzugeben. Die vielen fraglichen Punkte, welche dieselbe noch aufweist, machen eine breitere Ausführung notwendig, die den hier verfügbaren Raum weit überschreiten würde. Nur in Kürze seien daher die wichtigsten Daten hergesetzt, die teilweise als Ergänzung und Berichtigung zu Goedeke „Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung" gelten können.

Joseph Maria von Babo erblickte am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein als der Sohn eines Hauptmannes das Licht der Welt, kam nach Koblenz zu den Jesuiten in die Schule, studierte dann Philosophie und Rechtswissenschaft und siedelte 1778 mit der ganzen Hofhaltung Karl Theodors nach München über. Es findet sich zwar schon 1775 an der Mannheimer Bühne ein „Babo" erwähnt, aber verschiedene Umstände veranlassen mich, in diesem Babo nicht unsern Dichter zu erblicken, wenn auch zugegeben werden mufs, dafs unser Babo in irgend einer Eigenschaft schon an der Mannheimer Bühne thätig war. Ich mufs, wie schon bemerkt, die Erörterung derartiger Fragen einer umfangreicheren Monographie über Babos Leben und Werke, die ich bald zur Veröffentlichung zu bringen hoffe, vorbehalten. In München hielt er anfangs als Professor der Ästhetik Vorlesungen und war vorwiegend schriftstellerisch thätig. 1784 wurde er als Sekretär in die Dienste der Herzogin Maria Anna, der Witwe des Herzogs Clemens von Bayern berufen. Bekannt ist ja, dafs diese Fürstin es zu verhindern wufste, dafs das Projekt Karl Theodors, Niederbayern und die Oberpfalz an Österreich gegen Versorgung seiner unehelichen Kinder abzutreten, zur Ausführung kam. Ich wage die Frage nicht zu entscheiden, ob und inwiefern Babo an diesen Verhandlungen beteiligt war, obwohl man solches von einem „Sekretär" sollte unbedingt voraussetzen dürfen. Auffallend und auf

Babos Stellungnahme ein ungünstiges Licht werfend ist die Thatsache, dafs er, während die übrigen Mitverschworenen teils verbannt teils in Haft gesetzt wurden (der „Zahlmeister“ der Herzogin Andrée z. B. in der Feste Rothenburg) von nun an im bayerischen Staatsdienste glänzende Karriere machte. Es läfst sich zwar auch hiefür eine ausreichende Erklärung in dem Freundschaftsverhältnis, das Babo mit dem einflufsreichen Grafen Rumford verband, finden. Auch hier mufs ich mich auf diese kurzen Andeutungen beschränken, möchte aber doch noch darauf hinweisen, dafs es wohl vorderhand schwer sein dürfte, Licht in die Sache zu bringen, da das geheime Hausarchiv die Erlaubnis zur Einsichtnahme der einschlägigen Akten verweigert. Wir finden also Babo 1789 an den Vorarbeiten zur Errichtung einer Militärakademie beteiligt und von 1790—99 als Studienrektor an der neugegründeten Anstalt (Goedeke Grundrifs² I. 1052 gibt 1793 an); zugleich mit diesem Amte war ihm auch das eines geheimen Sekretärs im Finanzdepartement übertragen worden und 1797 dann noch das eines Censurrats und — Oberpolizeikommissärs (!) dazu. Wenn es nicht so in einer eigenhändig geschriebenen Eingabe um ½ Jahr Urlaub vom 1. Novbr. 1809 stünde: „Studienrektor bei der Militärakademie, Censurrat, geheimer Sekretär, Oberpolizeikommissär, zu welch allem ich proprio motu ernannt ward“, so müfste man billig zweifeln, dafs es einem Manne möglich gewesen sein sollte, den Anforderungen so verschiedener Ämter zu genügen; es wird sich wohl dabei der Hauptsache um wenig mehr als um den Titel gehandelt haben. 1799 nun wurde die Stelle eines Studiendirektors an der Militärakademie aufgehoben und Babo trat 1802 an die Spitze einer mehrgliederigen Kommission, deren Aufgabe es sein sollte, die sehr zerfahrenen Theaterverhältnisse wieder zu ordnen. Dies gelang vorzüglich, und da ihm das Hauptverdienst zuzuschreiben war, wurde er 1805 zum Intendanten ernannt, eine Stelle, die er 5 Jahre lang bekleidete. Als äufsere Anerkennung seiner Verdienste erfolgte 1807 die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, nachdem ihm schon 1791 das Adelsprädikat „von“ verliehen worden war. Nur einmal noch trat er nach Niederlegung seiner Intendantenstelle an die Öffentlichkeit, nämlich als Preisrichter gelegentlich der 1811 ausgeschriebenen Preisbewerbung für das beste „vaterländische Stück“, wie man damals die Dramen nannte, deren Stoff der bayerischen bezw. deutschen Geschichte entnommen war. Es ist bekannt; dafs auch Uhland sich an dieser Konkurrenz beteiligte, aber keinen Preis erhielt. Den ersten Preis trug Professor Erhard mit seinem „Heimeran“ davon, ein Stück, das schon bei seiner ersten Aufführung glänzend durchfiel, was übrigens Babo vorhergesehen zu haben scheint, denn er bemerkt in seinem Votum, er gäbe zu, das Werk könnte das Publikum langweilen. Still und zurückgezogen lebte er die nun folgenden Jahre bis zu seinem am 7. Februar 1822 erfolgten Tode, nachdem er schon die letzte Zeit von Krankheiten viel heimgesucht war. Still und glanzlos wie die letzten Jahre seines Lebens war auch sein Leichenbegängnis, eine Thatsache, die in der Flora 1822, 25 mit Entrüstung berichtet wird.

Ich habe mich in dieser biographischen Skizze der thunlichsten Kürze befleifsigt und auch alle Literaturangaben vermieden, da dieselben zum Teil mit Rücksicht auf Zuverlässigkeit und andere Fragen wieder eigene Exkurse notwendig gemacht hätten.[1])

Wenn ich nun zu meinem eigentlichen Thema übergehe, so ist auch hier zuerst eine Berichtigung notwendig. Ich habe mir zur Aufgabe gesetzt, die literarischen Beziehungen von Babos Erstlingswerke zu untersuchen, es wird also Babos „Arno“ den Gegenstand der Besprechung bilden. Auch Goedeke weist ihm ja die erste Stelle zu.

[1]) Die Namensfrage jedoch bin ich genötigt eingehender zu behandeln. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, dafs ich in der Überschrift „J. M. von Babo“ gesetzt, während Goedeke a. a. O. „Franz Marius von Babo“ gibt. Ich kann leider nicht mit unumstöfslicher Sicherheit behaupten, dafs meine Lesung, nämlich „Joseph Maria“ die richtige sei, das aber läfst sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen, dafs „Franz Marius“ nicht richtig ist. Diese Namensfassung findet sich nämlich nur bei Goedeke. Aufserdem kommen nun folgende Vornamen vor: Johann Marins oder Maria, Joseph Marius, Joseph Maria und James Marcus (also Jakob Markus), von diesen Varianten mufs wohl aufser Betracht kommen: James Markus, da nur die von Benjamin Thompson besorgte englische Übersetzung des „Otto von Wittelsbach“ diese Vornamen gibt. (Otto of Wittelsbach; or the choleric count. a tragedy in five acts. Translated from the German of James Marcus Babo by Benjamin Thompson Esq. — London 1800. — Vernos and Hood.)

Ungleich schwieriger, wenn nicht gar unmöglich, ist die Entscheidnng zwischen Joseph Marius und Joseph Maria zu treffen. Joseph Marius findet sich in „Anleitung zur Himmelskunde in leichtfafslichen astronomischen Unterhaltungen. Für die Jugend und ungelehrte Welt herausgegeben von Joseph Marins Babo, Studiendirektor der kurfürstl. Militärakademie. München. Strobel 1793“ und in „Schauspiele von Joseph Marius Babo. 1. Band. Berlin 1793 in der Vossischen Buchhandlung“. Für diese beiden Belegstellen sprechen besondere Gründe. Das Exemplar der „Anleitung der Himmelskunde“, das die k. bayr. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt (Astr. U. 2m), trägt auf dem letzten Blatte den Vermerk: Wurde mir von chs (?) Verfasser selbst verehrt. Joh. Kaspar von Lippert. Abgesehen nun davon, dafs durch diesen Eintrag des bekannten Geheimrats von Lippert die Echtheit des Exemplars und somit die Richtigkeit des Titels gewissermafsen beglaubigt wird, berechtigt der Wortlaut des Eintrags zu der Annahme, dafs das gedachte Exemplar durch Babos Hände selbst gegangen; da nun ferner unter den „Errata“ sich keine diesbezügliche Bemerkung findet, dürfte wohl die Thatsache als unbestritten angesehen werden, dafs Babo den Vornamen „Joseph Marins“ als zu Recht bestehend angesehen habe. Der Beweiskraft dieser Stelle kommt nicht im entferntesten gleich die der Ausgabe seiner Schauspiele vom gleichen Jahre, von der Vossischen Buchhandlung in Berlin veranstaltet, wenn auch die Vorrede und die feine Ausstattung den Gedanken an einen fehlerhaften Nachdruck von der Hand weisen. Es liegt ja derselbe ungeheuer nahe und die Vorrede der genannten Ausgabe selbst liefert den Beweis, dafs auch Babo hievon nicht verschont blieb. Es heifst hier pag. V: „Das dritte Stück dieser Sammlung erscheint hier eigentlich zum erstenmale; denn was dem Publikum vor einiger Zeit unter dem Namen der Strelizen hingeworfen wurde, ist ein nach einer gestohlnen und schlechten Abschrift gemachter Abdruck, den eine gewisse Buchhandlung, die das Vordrucken für ehrlicher als das Nachdrucken hielt, veranstaltete.“ Wem drängt sich bei diesen Worten nicht die Vermutung auf, dafs die Variante Joseph Maria am Ende durch Nachdrucke u. dgl. entstanden sei? Und doch ist dem nicht so. Für die Lesart Joseph Maria stehen nicht minder kräftige Beweismittel zu Gebote. 1) Die Todesanzeige in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ 1822. Febr. I. 400. — 2) Der Nekrolog, welcher Babo in der Münchner politischen Zeitung 1822. 34 gewidmet ist. — 3) Die Todesanzeige im „Polizei-Anzeiger 1822. 135, die ich ihres offiziellen

Genau genommen ist „Arno“ nun nicht das Erstlingswerk unseres Dichters. Denn Baader (Das gelehrte Baiern oder Lexikon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18. Jahrhunderte erzeugte oder ernährte. Nürnberg und Sulzbach 1804) bemerkt, daſs Babo in seinem 15. Lebensjahre eine Tragödie „Titius Varus oder Das Gespenst von Trier“ geschrieben und die „Münchener politische Zeitung“ 1822, 24 bringt die gleiche Notiz; nur spricht sie von einem Lustspiel Titus Varo. Da nun die Gens der Titii weder einen Varo noch Varus aufweist, so war schon von vornherein der Beweis geliefert, daſs beide un-

---

Charakters halber wörtlich geben will: „Am 5. Febr. gestorben Herr Jos. Maria von Babo, 66 Jahre alt an febri erysipelatosa gangrainosa“ und 4) — last not least — die Eingangsformel, mit der Babo seinen Schreibkalender (k. b. Hof- und Staatsbibliothek zu München) für das Jahr 1822 — sein Todesjahr — beginnt: „In N. P. & F. & Sp. scti. sub tutelas beat. V. M. scti. Jos. & omn. sctrm.“ also „in nomine patris et filii et spiritus sancti sub tutelas beatae virginis Mariae, sancti Josephi et omnium sanctorum; er empfiehlt sich also in den Schutz der Jungfrau Maria und des hl. Joseph. Sollte da der Schluſs zu gewagt erscheinen, diese seine Schutzheiligen seien seine Namensheiligen? Ich dächte nicht. Leider sind Erkundigungen, die ich in Babos Geburtsorte, Ehrenbreitstein, einzuziehen suchte, resultatlos verlaufen, so daſs ich also einen sicheren Beweis für meine Vermutung nicht zu erbringen vermag. Gestützt wird sie jedoch weiter durch den Umstand, daſs sein Vater zur Zeit seiner (Babos) Geburt in churtrierischen, also erzbischöflichen Diensten gestanden und somit die von besonderer Kirchlichkeit zeugende Namengebung hiedurch wahrscheinlich gemacht wird. Die Verwendung von „Maria“ als Männername kann nicht auffallen, es genügt an den Kurfürsten „Ferdinand Maria“ und den Komponisten Karl Maria von Weber zu erinnern. Eine weitere Stütze erhält diese Namensfassung durch die mir vorliegende Ausgabe von Babos Arno „Arno, ein militärisches Drama in zween Aufzügen; von Joseph Maria Babo. 1778. (Das angeheftete Bücherverzeichnis vom Buchhändler Stage in Augsburg läſst auf den Verlag, in dem „Arno“ erschien, einen ziemlich sicheren Schluſs ziehen). Wie steht es nun mit dem ziemlich sicher fundierten „Joseph Marius“? Ordnen wir die den Vornamen tragenden Ausgaben der Zeit nach, so ergibt sich: Arno 1778: Joseph Maria; Schauspiele 1793 und Anleitung zur Himmelskunde 1793: Joseph Marius; Schreibkalender 1822: Joseph Maria. (In den übrigen Ausgaben heiſst es entweder: J. M. Babo oder Professor Babo oder bloſs Babo.) Es ergäbe sich somit für den Anfang und Schluſs seines Lebens die Fassung: Joseph Maria und, sagen wir, in der Mitte desselben: Joseph Marius. Es lieſse sich vielleicht darauf die Vermutung gründen, daſs Babo wohl auf Joseph Maria getauft war, aus den Anschauungen heraus aber, die er in den 1784 erschienenen Gemälden aus dem Leben der Menschen über die sogenannte Kirchlichkeit (vgl. S. 44. 57. 61. 83. 136. 195. 220. 224) niedergelegt, eigenmächtig den ihm unbequem gewordenen Taufnamen Maria in Marius geändert hat, dann aber, als der Sturm und Drang der Jugendzeit vorüber war, und die ruhigere Überlegung des Alters Abneigung vor gewaltsamen Eingriffen und Achtung des Bestehenden zeitigte, wieder zu seinem eigentlichen Taufnamen zurückgekehrt ist. Vielleicht waren auf die willkürliche Namensänderung auch die Beziehungen Babos zu dem Grafen von Törring-Cronsfeld von Einfluſs, dem Dichter der Agnes Bernauerin, der Freimaurer und wohl auch Illuminat gewesen (vgl. Zeitschr. für deutsches Altertum. Neue Folge XIII. 421). Ja, wenn wir lesen, daſs die „Minervalen“ und „Areopagiten“ des Illuminatenordens meist dem klassischen Altertum entlehnte Ordensnamen führten (Weishaupt z. B. hieſs Spartacus, Bayern Graecia und München Athen), möchte man fast versucht sein, an eine Zugehörigkeit Babos zum Illuminatenorden zu denken und die Namensänderung damit in Beziehung zu bringen. Ich verhehle mir nicht, daſs mit diesen Vermutungen keine endgültige Lösung der Namensfrage gegeben ist, glaube aber doch für die Variante „Joseph Maria“ die gröſstmöglichste Wahrscheinlichkeit erwiesen zu haben.

recht haben. Aufklärung bringt zum Teil Laven. Trier und seine Umgebungen. Trier 1851. Aus dem S. 53 gebrachten Gedichte „Der Stadtgeist" und den S. 285 gegebenen Erläuterungen ersehen wir, dafs die richtige Lesart Rictius Varus lauten mufs. Gemeint ist der von Maximinian i. J. 286 nach Trier gesandte Präfekt, „der ein grofser Christenfeind gleich nach seinem Einzuge am 4. Oktober genannten Jahres sich durch grausame Verfolgung derselben auszeichnete". Da Einzelheiten der Legende wohl den Vorwurf für die dramatische Erstlingsleistung unseres Dichters geboten haben, so mögen sie hier Platz finden. Rictius Varus rief noch am Tage seiner Ankunft Thyrsus und die übrigen Kriegsobersten vor sich und forderte sie auf, den Göttern zu opfern; sie weigerten sich dessen und starben alle den Martertod. Am 5. Oktober liefs Rictius Varus den Bürgermeister von Trier Paematius nebst elf anderen Ratsherren Triers vor sich kommen, und weil auch sie sich weigerten, dem Jupiter zu opfern, alle enthaupten. Den 6. Oktober verfolgt Rictius Varus die übrigen Einwohner mit derselben Wut u. s. w. Wegen all dieser Grausamkeiten findet er nun auch im Grabe keine Ruhe und treibt als Stadtgeist Rictiovar heute noch sein Unwesen. Hocker (Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden. Trier 1852), bringt gleichfalls ein Gedicht „Der Stadtgeist" S. 144, das ihn aber mehr als einen guten Geist darstellt, der allerdings auch zu Schabernack aufgelegt ist. Trotzdem möchte ich nun glauben, dafs man eher an eine tragische, denn an eine komische Behandlung des Stoffes zu denken habe: es entspricht ja der allgemeinen Erfahrung, dafs junge Talente sich lieber mit einer blutrünstigen Tragödie berühmt machen wollen als mit einem Lustspiel: ihnen gelingt das Pathos besser als die Komik. Zudem liegt ja ein Stoff wie eine „Christenverfolgung" einem 15jährigen Jesuitenzögling ungeheuer nahe. Weiteres ist nun von Babos Jugendschöpfung nicht zu berichten: sie ist oder scheint wenigstens verloren: auch dafs sie irgendwo aufgeführt worden wäre, ist mir nicht bekannt. Unkontrolierbar mufs ferner die Behauptung Baaders bleiben, dafs Babo das Stück in seinem 15. Lebensjahre gedichtet habe. Deren Richtigkeit vorausgesetzt, ergäbe sich also als das Erstlingswerk des Dichters: Rictius Varus, eine Tragödie, 1770. Da diese Dichtung nun aber verloren ist und bei der Jugend des Verfassers wohl auch keine besondere literarische Bedeutung hatte, darf wohl „Arno" nach wie vor als „Erstlingswerk" des Dichters bezeichnet werden und wird somit den Gegenstand unserer Untersuchung bilden.

Arno steht, wie überhaupt die Anfangsschöpfungen Babos noch völlig unter dem Banne der französischen Auffassung der drei aristotelischen Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung. Es ist bekannt, wie engherzig dieselbe gewesen,[1]) so wie auch, dafs die fran-

[1]) Vgl. z. B. eine Äufserung Schillers in einem Briefwechsel mit Körner unterm 3. Juni 1797: „Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen steifen illiberalen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegenteil findet man". Lessings Polemik gegen die französische Auffassung der 3 Einheiten (46. Stück der Hamb. Dram.) ist zu bekannt, als dafs eigens auf sie verwiesen werden müfste.

zösischen Dichter vor keiner Unmöglichkeit zurückgescheut, um nur die ganze Handlung in ein und demselben Zimmer — eine laxere Auffassung bewilligte wenigstens ein ganzes Haus — und innerhalb eines Zeitraumes von 24 Stunden sich abspielen zu lassen. Dieser damals als Evangelium geltenden Regel folgte unser Babo in seinem „Arno“ und dem „Winterquartiere in Amerika“. Freilich können auf ihn Lessings Eingangsworte zum 46ten Stück — mutatis mutandis — Anwendung finden. „Ein Anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben“.

„Arno“, ein militärisches[1]) Drama, erschien zuerst nach Goedeke Grundrifs² I s. zu Offenbach 1776, nach Baader (s. o. S. 1052) zu Mainz 1774. Mir ist es leider nicht möglich, die beiden Notizen auf ihre Richtigkeit zu prüfen; ich selbst kenne nur die schon erwähnte Ausgabe (s. S. 3 Anm.) von 1778. Als weitere Ausgaben sind zu erwähnen, eine solche zu Gräz 1777 (nach Goedeke (a. a. O.) und eine zweite im 8. Bande der bei Stage in Augsburg erschienenen Sammlung „Neue Schauspiele aufgeführt auf dem Churfürstlichen Theater zu München mit Genehmhaltung des Churfürstlichen Bücherzensurkollegiums“. Wenn auch „Arno“ die Jugend seines Verfassers — er zählte nach Baaders Angabe 18, nach der von Goedeke 20 Jahre — recht wohl erraten läfst, so sind doch auch die Spuren aufkeimenden Talentes nicht zu verkennen. Die Charakterzeichnung ist richtig,[2]) wenn auch in den Nebenpersonen etwas schablonenhaft und schematisch; der dramatische Aufbau wohl gelungen und die spannenden Momente weise bis zur Lösung des Knotens verteilt. (So erhalten z. B. die Fragen, wie wird sich das Schicksal Arnos gestalten? Wird ihn sein Vater erkennen? Wie wird er sich zu ihm verhalten? Wie wird der König mit Arnos Vater verfahren? die 2 Akte hindurch den Zuschauer in beständiger Aufregung und lassen ihn dem Gange der Handlung mit Interesse folgen.) Die Einheit der Handlung und der Zeit sind ohne Zwang und richtig beobachtet; herzlich schlecht hat sich dagegen der junge Dichter mit der Einheit des Ortes abgefunden. „Der Schauplatz ist in der Gemeindestube eines Dorfs,“ heifst es im Scenarium. Um nun diese Gemeindestube all ihren Zwecken als Zusammenkunftsort Verschworener, als Gefängnis und Sitzungszimmer des Kriegsgerichtes („Kriegsrecht“ heifst es Babo II. 12, vgl. Schmeller, Bayerisches Wörter-

[1]) Beachtenswert erscheint, was Körner in einem Briefwechsel mit Schiller über militärische Stoffe sagt. Es heifst da unterm 10. Januar 1800: „In unsern prosaischen Zeiten bedürfen wir eines Übergangs aus der wirklichen Welt, um für ein Werk der Phantasie empfänglich zu werden. Und hiezu ist nichts tauglicher als militärische Szenen. Das Begeisternde, was sie darbieten, ist noch in den Grenzen der Sinnlichkeit, und darum in einem gröfseren Umfange wirksam“.

[2]) Man darf freilich nicht vergessen, dafs das Stück in die Zeit der „Empfindsamkeit“ fällt. Wenn also die beiden Freunde Arno und Schrink sich mit einer Zärtlichkeit behandeln, die wir nach unserm Geschmack bei Soldaten für unmöglich hielten, so dürfen wir dies nicht für eine Verzeichnung der Charaktere ansehen, sondern müssen derartige Szenen aus dem Geiste der Zeit heraus beurteilen, vgl. z. B. I, 8: Schrink (den Arno umfassend) Lieber Arno! Arno (fast zugleich) Liebster Schrink! (Sie küssen einander.)

buch [2] München 1877. S. 25 unter „das Recht sitzen, Recht sitzen“ = Gericht halten) frei zu halten, mufs nicht nur der arme Arno in seinen Ketten ein wahres Wanderleben führen, sondern es werden überhaupt die Personen, die in dem nächsten Auftritte nicht da sein dürfen, einfach fortgeschickt, ohne dafs man von einer aus dem Gange der Handlung notwendig hervorgehenden Begründung sprechen könnte. (Man vergl. Lessing, Hamb. Dram. 45. St. „Es ist nicht genug, dafs sie (eine Person) sagt, warum sie abgeht, man mufs auch in dem Folgenden sehen, dafs sie wirklich darum abgegangen ist. Denn sonst ist das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein blofser Vorwand und keine Ursache.“) Geradezu typisch für diesen Fehler ist I. 3: Gerade wurde gemeldet, was ein österreichischer Gefangener angestellt, da sagt Arno zu seinem Freunde Schrink (der eben in der nächsten Szene nicht zu brauchen ist): „ . . . vielleicht ist er ein Unglücklicher, wie Arno, und dann Schrink ist er des Lebens müde — — Sieh doch, Freund, was es giebt. Schrink: Dich alleine lassen? Arno: Warum nicht? — Lafs mich, Freund, o lafs mich, gehe hin. Schrink: Du willst es, ich gehe (drückt Arno die Hand und ab). Ja sogar der österreichische Gefangene, der schon einmal von seiner Freiheit recht üblen Gebrauch gemacht hat, (vgl. I. 3 . . . dafs ein gefangener österreichischer Offizier, dem man aus Achtung den Säbel wieder gab, dort . . . einige unsrer Leute niedergehauen) wird II. 6 freundlich eingeladen, sich zu entfernen, weil eben der Dichter das Theater frei haben will. Schrink: Der König ist da, Sie (zum Gefangenen) werden ein wenig abtreten müssen, hier gibt es Ordres.

Der Inhalt ist kurz folgender: Der erst vor kurzem wegen hervorragender Tapferkeit zum Oberlieutenant beförderte Arno hat in der Schlacht von Leuthen — denn diese ist wohl mit der Angabe „die Handlung beginnt gleich nach dem Treffen bey Leiden“ gemeint — bei der Verfolgung der Österreicher plötzlich seinen Degen sinken lassen und ist umgekehrt. Da Friedrich „jedem Offizier, welcher in einem Treffen Merkmale einer gefährlichen Zaghaftigkeit blicken liefs, den Tod geschworen“ (so II. 1), wurde Arno in Ketten gelegt und sieht nun dem Spruche des Kriegsgerichtes entgegen. Wenn ihm auch sein Oberst Kraut und sein Hauptmann Graf Schrink wohlwollen, so scheinen doch die gegenteiligen Bemühungen des Majors Grafen Zerbki, der Arno zu verderben trachtet, da jener seinem Neffen bei der Beförderung zum Oberlieutenant vorgezogen worden war, erfolgreich zu sein; denn Arno weigert sich einen Grund für sein rätselhaftes Verhalten in der Schlacht anzugeben. Da wird ein österreichischer Offizier gefangen eingebracht, der, nachdem man ihm den Säbel zurückgegeben, einige der Preufsen niedergehauen. Arno erkennt in ihm seinen Vater, der noch bei der österreichischen Armee dient, während er desertierte, da er einen preufsischen Offizier, der ihm seine Braut abspenstig gemacht, im Zweikampf getötet hatte (sonderbarerweise flüchtet er da zur preufsischen Armee, der doch sein gefallener Gegner angehörte!). Nachdem nun der König den wahren Grund von Arnos Zurückweichen erfahren und Arno somit Aussicht auf Begnadigung

hat, fleht er um das Leben seines Vaters. Seine Bitte wird erfüllt und Arnos Vater erhält seine Freiheit wieder, obwohl er es ablehnt in Friedrichs Armee einzutreten.

Dem Kenner der Literatur wird nun schon bei der Wiedergabe des Inhalts ein oder das andere Motiv aufgefallen sein, dessen Sauer in seiner verdienstlichen Abhandlung „Die literarischen Wirkungen der Miſs Sara Sampson" (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. XXX. 80) gedenkt; so z. B. das des Vatermordes bezw. des verhinderten Vatermordes. Sophokles' Oidipus Koiranos, das Hildebrandslied und Rostem und Suhrab im Schahnameh Fridusis u. a. liefern den Beweis, daſs dieses Motiv schon im Altertum Verwendung gefunden. (Für die Neuzeit führt Sauer den Mahomet Voltaires, den Kleonnis Lessings, Weisses Atreus und Thyest und Graf Treuburg von Carl Czechtizky an.) Bei der Verwendung dieses Motivs lag es nun sehr nahe, Vater und Sohn in feindlichen Heeren unterzubringen und so beide zufällig im Kampfe aufeinander stoſsen zu lassen. Aus der Kollision der Pflichten des Sohnes gegen den Vater mit denen gegen König und Vaterland entwickelt sich dann die Krisis, die beispielsweise Czechtizky in der Weise löst, daſs der Sohn den Vater tötet, weil dieser zum feindlichen Heere übergegangen war, während Babo eine friedliche Lösung herbeizuführen sucht, die aber nicht einmal den Namen einer „Lösung" verdient. Denn der gleiche Konflikt kann in der nächsten Schlacht wieder entstehen, da Arno in der preuſsischen Armee verbleibt und sein Vater wieder in die österreichische zurückkehrt. Die einfachste Begründung ferner, daſs Vater und Sohn in feindlichen Heeren kämpfen, ist die, daſs der eine aus irgend einer Veranlassung zum Deserteur geworden und so sehen wir denn aus dem Motiv des Vatermordes ein neues das des „Deserteurs" entstehen, welch letzteres, losgelöst von dem des Vatermordes, Verwendung gefunden in — soweit meine Kenntnis reicht — Sedaines[1]) le déserteur (drame en trois actes en prose mêlee de musique représentée, pour la première fois, par les Comédiens Italiens ordinaires du Roi, le Lundi 6 Mars 1769. Paris 1769), Merciers le déserteur (drame, en cinq actes et en prose. Paris 1770) und Stephanie des Jüngeren der Deserteur aus kindlicher Liebe. Sämtliche Schauspiele. 3. Band. Wien 1776.[2]) Es wird sich also zunächst mit Rücksicht auf die Findung des Stoffes um eine Vergleichung Arnos mit diesen dreien einschlieſslich des „Grafen Treuburg" von Carl Czechtizky handeln. Das letztere Drama läſst sich hinsicht-

[1]) Die Orthographie des Französischen ist in folgendem nach den zitierten Ausgaben gegeben, so daſs die Abweichungen der modernen Schreibweise gegenüber erklärlich scheinen dürften.

[2]) Das Stück liegt hier in einer Umarbeitung vor; das richtige Datum der ersten Ausgabe dürfte das der Vorrede sein — 31. July 1773 — man vergleiche die einleitenden Bemerkungen zum 3ten Bande: . . . „Es enthält derselbe (3. Band) vier Stücke, welche in ihrer ersten Gestalt dem Publiko nicht miſsfielen; sowohl mündliche als schriftliche Kritiken habe ich bey meiner Umarbeitung zum Grunde meiner Arbeit gelegt (sic!), um ihnen mehr Wert zu verschaffen, als sie anfangs hatten.

lich seiner Erscheinungszeit nicht genau fixieren. Es war mir leider nicht möglich eine Ausgabe desselben zu bekommen, so dafs ich alle Angaben nach Dr. E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preufsen. Königsberg 1854, zu machen gezwungen bin. Dieser bemerkt S. 380 „Graf Treuburg Originaltrauerspiel, das in Elbing gedruckt wurde" und in einer Fufsnote ebenda: „Im Allgem. Theater-Lexikon findet sich die Angabe, dafs er (der Verfasser Czechtizky) 1777 die Bühne in Linz als Graf Treuburg betreten". Nehmen wir also 1777 als frühesten Termin an — da Czechtizky 1759 geboren, zählte er also damals 18 Jahre, und man darf daher über 1777 kaum zurückgehen —, so ist Graf Treuburg, wenn wir die zu behandelnden Dramen chronologisch ordnen, an letzter Stelle anzusetzen. Sedaines le déserteur nimmt die erste Stelle ein (Paris 1769) und möge somit auch in erster Linie behandelt werden. Schon die Besprechung desselben in den „Baierischen Beyträgen" (I. 259 und 261) läfst keinen Zweifel obwalten, dafs sich zwischen ihm und Babos Arno kaum Beziehungen entdecken lassen werden, und die Lektüre desselben bestätigte dies natürlich vollauf. Wenn ich hier den Inhalt kurz wiedergebe, glaube ich aller weiteren Beweise enthoben zu sein. Alexis, sonst ein wackerer Soldat, desertiert im Unmute über die (scheinbare) Untreue seiner Braut Louise. Er wird eingefangen und sieht dem Tode entgegen. Ein Besuch seiner Louise klärt aber das ganze Mifsverständnis auf und letztere erwirkt auch durch heldenmütige Aufopferung für den Verurteilten die Gnade des Königs unmittelbar vor der Hinrichtung.

Auf einen Umstand jedoch, den Babos Arno mit Sédaines le déserteur gemeinsam hat, möchte ich noch aufmerksam machen, das ist die Verwendung von Musik, obgleich dieselbe der Art der Verwendung nach so verschieden ist als z. B. die Musik Beethovens zu Egmont und die in irgend einem Raimundischen Zauberspiel. Man vergleiche: I. 8 merkt Babo an „stillschweigend stehen sie Hand in Hand, indessen die Musik es wagen kann die Empfindungen der zärtlichsten Freundschaft auszudrücken". Diese durch Jean Jacques Rousseau ins Schauspiel eingeführte melodramatische Form erfreute sich bekanntlich im 18. Jahrhundert einer besonderen Beliebtheit, und so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn auch Babo, dem Zuge der Zeit folgend, sie in seinem Erstlingswerke anwendet. Ganz anders Sedaine. Es ist bekannt, dafs dessen Hauptbedeutung weniger in seiner Eigenschaft als Lustspieldichter denn in der als Komponist und zwar besonders als solcher von komischen Opern zu suchen ist. Es kann zwar sein „déserteur" nicht eine komische Oper genannt werden, sondern die ganze Anlage erinnert mehr an ein Volksstück mit Gesang. Während z. B. der Dialog — von einigen Ausnahmen abgesehen, wo der Dichter die Höhenpunkte der Empfindung nicht besser charakterisieren zu können glaubt, als dafs er die ganze Stelle in Musik setzt — durchweg gesprochen wird, singt Alexis seinen Kummer über die ungetreue Geliebte in einer Ariette aus (II. 1) oder es fordern die Polizeisoldaten (les soldats de maréchaussé) einander in einem Quintett zur Verfolgung des Deserteurs auf (I. 8.). Ich kann es mir nicht versagen,

die Stelle in der Préface auszuheben, in der Sedaine sich über die Verwendung von Musik im Drama ausspricht. Es heifst da S. VII: „une de celles qui m'ont été reprochées dans la piéce du Déserteur, est d'avoir placé des morceaux de musiques dans des instans où l'intérêt a de la chaleur, et ils s'éteignent: je ne l'ai pas fait sans y avoir réfléchi. Dans ce genre d'Ouvrage, l'intérêt doit soutenir la musique pendant ces premiéres représentations, dut-elle y nuire; mais lorsqu' ensuite la Piéce est sçue, lorsqu' on peut l'entendre sans l'inquiétude de ce qui doit arriver, la musique fait écouter le Poëme sans dégoût, cinquante représentations dans la même année, avantage que n'ont pas des Ouvrages de litterature beaucoup pens estimables; ainsi j'attends, pour me rendre sur cet article, que la Piéce ait sont ensemble". Man mufs gestehen, unser Dichterjüngling Babo hat da schon eine höhere Auffassung der Musik, wenn er ihr zumutet, „die Empfindungen der zärtlichen Freundschaft auszudrücken", als der gefeierte Opernkomponiteur Sedaine, der in ihr nur eine Art Sauce, um einen alten aufgewärmten Braten schmackhaft zu machen, erblickt (. . . la musique fait écouter le Poëme sans dégoût, cinquante représentations dans la même année . . .).

Nach diesem negativen Resultat wenden wir uns in Beobachtung der chronologischen Reihenfolge Merciers le déserteur (Paris 1770) zu, bei dem es mir hoffentlich gelingen wird, die nach meinem Dafürhalten vorliegenden Beziehungen zu Babos Arno nachzuweisen. Auch hier möge eine kurze Inhaltsangabe den Ausgangspunkt der Darlegung bilden. Durimel ist desertiert, nachdem er sich gegen seinen Colonel hatte Thätlichkeiten zu schulden kommen lassen, und befindet sich in einer kleinen Stadt Deutschlands an der französischen Grenze als meistbegünstigter Liebhaber von Clary, der Tochter der Madame Luzere, unerkannt. Nun ist aber sein unglücklicherer Nebenbuhler in Clarys Gunst Hoctau (Clary, Luzere, Hoctau lauter echt deutsche Namen!) hinter das Geheimnis Durimels gekommen und verrät ihn aus Rache an die eben einziehenden Franzosen. Durimel soll erschossen werden; vergebens verwendet sich in uneigennütziger Weise Valcour (Sohn des Colonel) für ihn, obwohl er von demselben wegen seiner Zudringlichkeit bei Durimels Verlobten, Clary, zum Zweikampfe herausgefordert worden war; auch sein eigener Vater, Le chevalier St. Franc, — Durimel erkennt seinen Vater erst IV. 4, während der Vater den Sohn schon lange erkannt hat — kann nichts für ihn thun, das Gesetz hat seinen Lauf: er fällt unter den Kugeln seiner Landsleute, nachdem er noch eine Gelegenheit zur Rettung, die Valcour geschaffen, standhaft zurückgewiesen, da dadurch der gute Name seines Vaters befleckt worden wäre. Es mufs unbedingt zugegeben werden, dafs in den Grundzügen der beiden Handlungen nicht viel Ähnlichkeit zu entdecken ist, um so reicheren Ertrag werden aber die Einzelheiten bieten. Dafs bei Mercier Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung beobachtet ist, versteht sich eigentlich bei einem französischen Dichter dieser Periode von selber. Um kein Haar besser aber denn Babo hat sich Mercier mit der Einheit des Ortes abgefunden. Durimel ist von

III. 2 an Gefangener, niemals aber im Gefängnis anzutreffen, sondern stets bei seiner Braut Clary zu Besuch. Es wird wohl ein paarmal die Wache erwähnt, die ihm beigegeben ist, und somit glaubt uns der Dichter vollständig über dies etwas ungebundene Gefangenenleben beruhigt zu haben. Dafs derartige Wachkommandos etwas anderes zu thun haben, als ihre Gefangenen in der Stadt spazieren zu führen, damit diese fleifsig ihre Damen besuchen können, macht ihm kein Beschwer.

Bei Mercier ist für Durimel schlechte Behandlung seitens des Colonel der Grund zur Desertion (J'étois tombé sous un colonel, le plus dur, le plus inflexible des hommes. Son plaisir étoit accabler de son autorité tous ses subalternes; exact au service, cinq années de patience avoient ployé mon ame sous son joug de fer ... arrive un instant fatal .. injustement molesté, mon sang bouillonne ... Je veux repondre, et me sens frapper ... Diffamant outrage qui fait encore rougir mon front! ... Non, je n'ai pu le dévorer. Un mouvement involontaire fit mouvoir mon bras pour me venger ... I, 4). Dieser Colonel Merciers ist der Major Zerbki bei Babo. Man vergleiche:

I, 6 Major Zerbki (auf Arno losgehend) Frevler! verachtest du dein Leben? nicht wahr, es ist Schande für dich! Arno: Schande — ja für dich Ungeheuer ist's Schande! Major (wüthend): He! Die Rasenden tötet man, das ist Wohlthat! (legt die Hand an den Degen) — Arno (springt zurück und greift an die Seite): Mein Degen! ... oder II. 2 Schrink ... Die Zerbkis kenne ich ... die Unterthanen .. sehen sie unverstellt, als Geisseln des Landes ... oder II. 12 Major: So wurden die Pflichten gegen Eure Majestät — — König: In der That? bist du mir so gut? — recht artig! Major: Diese heiligsten Pflichten — König: Pflichten, Pflichten .... Ich will keine Unmenschen ... Ich müfste die ganze Partie des Grafen Zerbki ausschreiben, wollte ich alle Belegstellen für die Ähnlichkeit des Colonel mit dem Major Zerbki anführen. Um nicht zu ermüden, glaube ich mit dem Anführen von ein paar Stichproben genug gethan zu haben.

Bei Mercier und Babo wird nun ferner der Hafs eines ungerechten Vorgesetzten in der gleichen Weise begründet. In beiden Fällen sind brotneidige Standesvorurteile, der alte Streit zwischen Stammbaum und Verdiensten, die Ursache. Mercier III. 1. St. Franc (der Vater Durimels!) .. De simple Soldat, je suis parvenu au grade d'Officier .. Il m'en a conté d'obtenir la place de Major. Il a fallu la défendre contre ceux, qui la briguoient. Elle m'a fait des ennemis plus implacables, plus dangereux que tous ceux que j'ai combattus. Le colonel me haït ... Mais croiriez vous que la moitié des Officiers, placés, sans aucun service, à la faveur de leur naissance, croiriez — vous dis — je, qu'ils souffrent de me voir à leur côtés ... Ils se souviennent de mon obscure origine, ils oublient les cicatrices dont ce sein est couvert. Und Babo II. 12. In einem Briefe Arnos, der vorgelesen wird, heifst es: ... Aber aus dieser Gnade des Königs (Beförderung zum Oberlieutenant) quillt mein Verderben. Ich ward

einem jungen Grafen Zerbki, einem Vetter des Majors, vorgezogen, dieser sucht mich zu stürzen ... Der König liebt den Major, dieser drückt mich und „— Major: Eure Majestät Verläumdung — König: Herr Oberst, Verläumdung? Oberst: Ich mufs gestehen, Arno empfand manche Wirkung des Neides — ferner II. 1 Major ... Eine Schande für unsre Familie, dafs Er (sein Vetter!) einem unbekannten Abenteurer im Range nachstehen mufs ... ferner I. 3 Oberst. Was gelten viele Wunden, viele dem Stande geleistete Dienste, was gilt dies Leben.... was gilt dies alles, wenn es mit einer Reihe Ahnen in Parallele gesetzt wird?

Bei beiden Dichtern sind ferner Sohn bezw. Vetter (Valcour und der Unterlieutenant Graf Zerbki) anders geartet als Vater oder der Vaterstelle vertretende Oheim (der Colonel und Major Zerbki). Mercier III. 1. St. Franc... Valcour, dont l'esprit est si léger, est plus juste que son pere. Son coeur est droit, son am est noble; il s'est montré dans tous les temps mon défenseur, je lui dois beaucoup ... und Babo II. 1. Zerbki jr. Ich überlasse alles Ihrer Willkühr — Sie sind mein Vater — Dann weiter unten: Zerbki jr. (nachdem sein Oheim, der Major, abgegangen): Wie entschlossen — ich Unglücklicher — auch mich urtheilt man nach diesem Manne — doch verabscheue ich ihn — —.

Nun hat aber Babo das Motiv des harten und ungerechten Vorgesetzten nicht zur Begründung der Desertion Arnos verwendet, sondern es wird als Ursache dieser der Umstand angegeben, dafs Arno seinen Freund, der ihn um die Liebe seiner Braut betrogen, im Zweikampf tötete: doch auch dieses Motiv findet sich bei Mercier, nur mit einem kleinen Unterschiede: bei Babo waren es Freunde, die sich mit den Waffen gegenüberstanden, und bei Mercier werden die Gegner Freunde, wodurch natürlich der beabsichtigte Zweikampf unterbleibt. Im übrigen haben die beiden Szenen auch äufserlich eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit. Valcour erlaubt sich der Verlobten Durimels, Clary, gegenüber ein zu freies Benehmen und Durimel droht ihn hiefür zu züchtigen. (Man beachte vor allem die für den Schauspieler von seiten des Dichters gegebenen Winke, die in Klammern wie üblich beigesetzt sind.) II. 6: Valcour: C'est dans le ... nous sommes le plus jaloux (il saisit la main de Clary) ... ce front charmant. Clary (voulant retirer sa main): Vous êtes ... vous êtes insoutenable. Valcour (à Durimel, qui se met entre deux). Que fais — tu là ... Durimel: C'est vous qui je punirois de l'être. Valcour ... nous avons à nous parler. Und Babo II. 2: Arno ... glücklich lebte ich da, geliebt von meinem Vater (weder Mercier noch Babo nehmen eine noch lebende Mutter an!)[1]), geliebt von Sophien — —. Ein preufsischer Offizier kam in unsre Garnison, der ward mein Freund, ich schilderte sie ihm, wie sie war, wie Schönheit, wie Tugend. Ich traf ihn bey ihr an, er hielte ihre

[1]) Vgl. Mercier I. 4: Je suis fils d'un soldat. Elevé loin des yeux de mon pere, j'ai joui rarement du bonheur de l'embrasser: von einer Mutter ist keine Rede! und Babo II. 10 den trug meine Mutter —, .. die kannte ich nicht.

Hand; siedend machte mein Blut (mon sang bouillonne heifst es an einer andern Stelle bei Mercier I. 4) dieser Anblick und mich meiner, meines Vaters, meiner Sophie, der Freundschaft vergessen, ich zeigte auf meinen Degen . . .

Beiden gemeinsam ist ferner die Lösung durch einen Brief. Bei Mercier erkennt der Vater St. Franc seinen Sohn Durimel an dem Briefe, den jener ihm zur Bestellung an seinen Vater übergibt. IV. 4: Bei Babo wird der wahre Grund von Arnos scheinbarer Feigheit durch den Brief entdeckt, den sein Vater mit den Worten „Briefe sind Verräther der Herzen, sagt man" dem Könige übergibt. II. 12. Auch Lessing, dessen Mifs Sara Sampson, wie sich später zeigen wird, gleichfalls von einigem Einflufs auf Babo war, verwendet dieses Motiv. Mellefont erfährt durch einen „versiegelten Zettel", dafs Marwood der Sara Gift beigebracht. I. 4.

Den gröfsten Nachdruck möchte ich aber auf den folgenden Umstand legen; hier verrät sich m. E. Babo am meisten als Nachahmer Merciers. Bei letzterem will nämlich Valcour dem Freunde Rettung schaffen, indem er ihm einen auf seinen (Valcours) Namen lautenden Passierschein übergibt und, um ihm seine Flucht zu erleichtern, eine Geldbörse beifügt; ein hier ganz natürlicher Zug (V. 4 il lui remet le passe-port et une bourse). Auch diesen Zug glaubte nun Babo verwerten zu müssen, thut dies aber, ohne dafs derselbe durch die äufseren Umstände in gleicher Weise begründet erschiene; denn man kann es nicht leicht eine Begründung nennen, wenn Schrink, ohne dafs man sonst etwas von einer Notlage Arnos hört, dem Bedienten Arnos Geld gibt, nur damit sich's Arno in seinem Gefängnisse wohl sein lasse. Es macht geradezu den Eindruck, als ob Babo dieses Motiv gefallen und dafs er es um jeden Preis habe anbringen wollen. Arno I. 10. Schrink . . . geht ihm (Arno) nichts ab? Hartmann: Nein — aber — (sieht ihn an). Schrink: Da, da (ihm ein Papier gebend) warte ihm wohl auf! Hartmann: Ach! gnädiger Herr, das hat Ihnen ein Engel gesagt — Sie wissen wohl — — Schrink: Gut, sage nichts! (ab). Hartmann (das Papier in der Hand wiegend) — Schwer — gewifs Geld — wie wars mir so lieb — für meinen Gutthäter. Weder bei Mercier noch bei Babo wird ferner das Geschenk angenommen (vgl. Mercier V. 4 und Babo II. 10).

Vielleicht ist es auch mehr als Zufall, dafs ein nicht eben gewöhnlicher Name in beiden Dramen vorkommt. St. Franc haben wir bei Mercier schon kennen gelernt und bei Babo begegnet uns ein Feldwebel namens Frank. Es liefsen sich nun allerdings noch weitere Ähnlichkeiten anführen (z. B. Durimel und Arno weinen vor der bevorstehenden Hinrichtung, aber nicht wegen ihres eigenen Schicksals, sondern ob des ihren Vater treffenden Unglücks (vgl. Mercier IV. 4 und Babo II. 10 und 11), es sind dies aber durchaus Ähnlichkeiten rein zufälliger Art oder solche, die sich mit Naturnotwendigkeit aus dem Gange der Handlung ergeben müssen. Wenn z. B. in der schon berührten Briefszene (M. IV. 4. B. 12) Babo anmerkt, „ziehet einen Brief aus der Tasche" und Mercier „tirant une lettre de son sein"

hat, und man daraus auf Vorbild und Nachahmung schliefsen wollte, so hiefse das entschieden zu weit gehen. Ich sehe daher davon ab, derartiges anzuführen, zumal da die Ähnlichkeit der Charaktere, Situationen und Motive m. E. genügende Anhaltspunkte für die Behauptung bieten dürfte, Babo hat Merciers le déserteur nicht nur gekannt, sondern sich auch in seinem Arno von ihm beeinflussen lassen.

Ein negatives Resultat ergibt sich dagegen wieder bei der Vergleichung zwischen Arno und Stephanie des Jüngeren „Der Deserteur aus kindlicher Liebe".[1]) Es hat dieses letztere Stück die schon in Jugendschriften verwendete Erzählung (vgl. Köhlers illustrierte Jugend- und Volksbibliothek „Kaiser Joseph II., ein deutscher Fürst") von dem braven Sohne, der, um seine armen Eltern aus höchster Bedrängnis zu retten, zum Deserteur wird, als Grundlage. Das Weitere dürfte bekannt sein. Das für einen Deserteur ausgesetzte Fanggeld beträgt nämlich 24 fl., eine Summe, die hinreichen würde, um die unverschuldet verarmten Eltern vor dem Schlimmsten, der Wegnahme ihres Häuschens, zu retten. Dafs natürlich diese edle Handlungsweise und ihre Beweggründe bald entdeckt werden und die Sache mit allgemeinem Wohlgefallen endigt, läfst sich erraten. Genug, es findet sich weder in der Fabel noch in den einzelnen Szenen oder den Charakteren irgendwelche Ähnlichkeit, so dafs eine ins einzelne gehende Führung eines solchen negativen Beweises mir füglich erlassen werden dürfte: ein flüchtiges Durchlesen von Stephanies Deserteur wird jeden überzeugen.

Ähnlich scheint — ich mufs leider sagen „scheint", da ich, wie schon bemerkt, das Stück nicht im Originale bekommen konnte — bei dem Grafen Teuburg von Czechtizky die Sache zu liegen. Das Wenige, was Hagen a. a. O. S. 380 hierüber bietet, gibt leider nicht den geringsten Anhaltspunkt. Es heifst hier: „In dem traurigen Machwerk (den Plan zum Stück erhielt der Verfasser von einem Herrn von Goldfinger in Prag) hat der Verfasser wahrlich Schillern nicht vorgegriffen, wenn auch Treuburg, der Sohn, dem Vater gegenüber ideal wie Max (Piccolomini!) geschildert ist. Graf Treuburg, der Sohn, der von Römertugend erglüht, dringt zum Grafen Treuburg, dem Vater, einem Verräter, der zum feindlichen Heer übergetreten ist. Es gelingt ihm nicht den Vater zu bessern. Aus Treue gegen den Herrscher ersticht er ihn, bevor dieser dem Kinde Geheimnisse zum Verderb des Vaterlandes entdeckte. Der patriotische Parricida wird gefangen und zum Tode verurteilt. Der General, dessen Tochter er schwärmerisch liebt, trägt ihm an, für Verrat an dem Landesherrn Leben und Freiheit zu erkaufen. Mit Verachtung weist er die Zumutung zurück und ungerührt von den Thränen der Braut schreitet er zum Tode. Als das verhängnisvolle Commando zur Füsilierung vernommen wird, erschiefst sich die Tochter vor den Augen des Generals. In der Erfindung des

[1]) Es wären noch Beziehungen bis zu einem gewissen Grade zwischen diesem und Sedaines le déserteur zu entdecken, so namentlich in der beiden gemeinsamen Kerkerszene (Sedaine II und Stephanie III).

Trauerspiels spricht sich der Komödiant deutlich aus, der um des Effektes willen auch Geschrei und Grimasse nicht verschmähte." Einzelne Szenen oder Charaktere würden vielleicht Beziehungen zu Arno offenbaren, die Fabel allein gibt, wie bemerkt, keinen Anhaltspunkt.

So viel über die Findung des Stoffes! Die Art der Behandlung desselben scheint mehr auf Lessingschen Einflufs zu deuten. Sauer sagt a. a. O. S. 91: „Es ist eine Erscheinung, welche sich durch die ganze Geschichte der Literaturen hin verfolgen läfst, dafs Nachahmungen, die ein bedeutendes Werk hervorruft, auch schon äufserlich ihre Abhängigkeit von dem Vorbilde in irgend einer Weise zur Schau tragen". Er führt dann mehrere Punkte an, die den Nachahmungen der Mifs Sara Sampson gemeinsam sind, und eine nicht geringe Anzahl derselben trifft auch bei Arno zu; so „ein versöhnender Freund" und „ein tugendhafter, salbungsvoller Vertrauter" (S. 95), beide bei Babo in Schrink verkörpert; „ein teuflischer Intrigant" (460.), bei Babo Major Zerbki; der „lehrende und predigende Diener" (S. 183) findet in dem Korporal Hartmann seine Vertretung, der mit dem Oberlieutenant Arno auf so vertrautem (vgl. auch S. 162 die Vertrauten sind Kammermädchen oder Diener) Fufse steht, dafs er es sogar wagen kann, denselben einfach mit seinem Namen anzureden (vgl. I. 2 u. ö.). Ferner „überall ist der äufsere Zusammenstofs mit dem Gesetze vorhanden". (S. 95) Bei Babo hat Arno im Treffen „Merkmale einer gefährlichen Zaghaftigkeit blicken lassen" (vgl. II. 1.), worauf nach einem Befehle des Königs der Tod stand. Das „Triumphieren über die Opfer" (S. 100); hiezu ist der ganze 6. Auftritt des Aufzugs zu vergleichen. „Aufbrausende, jähzornige Väter verstofsen die Kinder in der ersten Erregung" (S. 103); vgl. Arno II, 5 und 12.

Auch in sprachlicher Beziehung zeigt sich einige Abhängigkeit von Lessing. Sauer hebt S. 47 die rhetorischen Wiederholungen bei Lessing hervor. Er sagt: „Eine Person wiederholt die Behauptung oder den Einwurf der andern in Form einer Frage, knüpft weitere Fragen daran und beginnt dann erst die Widerlegung; öfters ist schon der Einwurf in Form einer Frage gehalten, welche mit denselben Worten oder mit einigen Abweichungen wiederholt wird; manchmal wird durch eine solche Frage eine Person rasch unterbrochen". Ich müfste nun fürchten zu ermüden, wollte ich alle die 19 Fälle, die ich gezählt habe, in denen diese stilistische Eigentümlichkeit zutrifft, dem Wortlaute nach anführen; ich gebe daher die Fälle blofs zahlenmäfsig nach Auftritten geordnet an. I, 4 : 4mal; I, 6 : 3mal; I. 9 : 1mal; II, 2 : 1mal; II, 9 : 1mal; II, 10 : 2mal; II, 11 : 2mal; II. 12 : 5mal. Berücksichtigt man, dafs es sich nur um 22 durchweg kurze Auftritte handelt — nur II, 12 macht eine Ausnahme, weist aber auch 5 Fälle auf — so mufs man wohl zugeben, dafs Babo wohl geradezu eine Art Vorliebe für anaphorische Behandlung des Dialogs zeigt, die auch Lessing bevorzugt.

Ferner (S. 110) „Häufung der Ausrufungen . . ., womit schlechte Dichter so gern ihre Unfähigkeit maskieren". Da auch hier die Einzelanführung recht ungeniefsbar sein dürfte, ja eine zahlenmäfsige An-

gabe schon mit Rücksicht darauf recht unerquicklich wäre, dafs jedesmal die Häufigkeit des Vorkommens der zeilenmäfsigen Länge des betreffenden Abschnittes gegenübergestellt werden müfste, beschränke ich mich darauf, auf die Auftritte I, 1, 7 und 8, II, 5 und 11 zu verweisen, in denen die Monologe bezw. die längeren Reden im Dialoge fast nur aus Ausrufungen bestehen (z. B. Monolog I, 1 hat auf 21 Zeilen 25 Gedankenstriche!).

Anders dagegen verhält es sich mit der S. 48 erwähnten „für Lessing bezeichnenden Auslassung von Hilfszeitwörtern"[1]), sowie mit den bekannten Infinitivkonstruktionen (vgl. Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache S. 163 ff.), die gleichfalls den Nachahmern der Mifs Sara Sampson gemeinsam sind. Hier habe ich wenig oder gar keine Beispiele — letzteres gilt von der Infinitivkonstruktion — finden können. Auch hinsichtlich des Wortschatzes ergaben sich keine in die Augen springenden Ähnlichkeiten. Den bei Lessing so beliebten Verbalsubstantiven auf -ung. (vgl. Lehmann S. 215 .... aufserordentlich grofs ist die Zahl der ... von Infinitiven abgeleiteten Substantiva auf -ung., welche jetzt meistens schon oder noch ungebräuchlich sind ...; 57 Beispiele werden a. a. O. angeführt!) steht bei Babo nur Verbergung (II. 12) gegenüber. Eher noch würden Formen wie das Geschöpfe I, 8, das Geschenke II, 3 u. 5. alleine I. 1 u. ö. späthe II. 2 an Lessing erinnern, der diese erweiterten Formen gern anwendet (vgl. Lehmann S. 197). Allein auch Goethe steht ihnen nicht fremd gegenüber; Lehmann S. 197 Fufsnote: .... Goethe hat, mit Ausnahme seines Cellini, wohl meistens nur in der Poesie die Formen gewählt: Christe ... Herre ... alleine; und Heyne (Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1889) gibt zu Geschenke Beispiele aus Ködiz und Opitz und zu alleine neben Lessing 1. 44 auch Joh. 8. 9. Dafs schliefslich Formen wie „itzt = jetzt und Zirkel = Kreis u. dgl. m. nichts beweisen können, weifs jeder, der die Sprache des 18. Jhd. kennt.

Trotzdem nun der eigentlich lexikalisch-grammatische Teil der Vergleichung keine ernst zu nehmende Ausbeute ergeben, glaube ich in meiner Anschauung über die Zugehörigkeit von Arno zu dem Bannkreise der Mifs Sara Sampson nicht irre werden zu sollen. Ähnlichkeiten der Charaktere, Motive und Situationen und in der Behandlung des Dialoges fallen doch ungleich mehr in die Wagschale.

Soll ich also mein Urteil am Schlusse meiner Untersuchung zusammenfassen, so möchte ich das Ergebnis derselben dahin präzisieren: „Babos Erstlingswerk Arno steht, was die Findung des Stoffes anlangt, in den engsten Beziehungen zu Merciers le Déserteur; in der Einzel-Ausführung jedoch sind Anlehnungen an die durch Mifs Sara Sampson geschaffenen typischen Charaktere nicht zu verkennen".

Nachtrag.

Vorstehendes war schon dem Drucke übergeben, als mir nach verschiedenen persönlichen Bemühungen, die leider ohne Ergebnis

[1]) Vgl. Lehmann a. a. O. S. 106: „In der letzten Art von Vermeidung der Hilfsverba, nämlich in ihrer förmlichen Auslassung, steht Lessing am höchsten".

geblieben waren, durch die liebenswürdige Vermittlung von Herrn Gymnasialrektor Dr. Spengel, dem hiefür auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen werden möge, eine Abschrift aus dem Taufbuch der Pfarrgemeinde Ehrenbreitstein zuging. Begreiflicherweise war ich sehr erfreut, in ihr eine Bestätigung meiner auf Grund der Untersuchung über die Namensfrage ausgesprochenen Vermutungen zu finden. Es heifst unterm 14. Januar 1756: 14° Januarii honorato Dno. Joanni Carolo Babo, cohortis Pyrobolaria' Metatori et Maria' Anna' conjugibus hora 2^da^ noctis natus est filius legitimus, et 15^do^ ejusdem renatus Josephus Maria Nepomucenus eum de sacro fonte levantibus Praenobile (sic!) Dno Joanne Josepho Boye, Excell^mi^ Domini de Spangenberg cubiculario et Praenobili Virgine Maria Anna Catharina Margaretha Pannaetz. Babo wurde also auf den Namen „Joseph Maria" und zwar, wie man ersieht, nach den Vornamen seiner Paten getauft. Da nun die Variante „Joseph Marius" nicht minder sicher beglaubigt ist, mufs es bei den S. 3 Anm. ausgesprochenen Vermutungen sein Bewenden haben. Dafs ferner die Worte „cohortis Pyrobolaria' Metatori" nicht einfach mit „Hauptmann" gegeben werden können, wie ich es eingangs meiner Abhandlung, Baader folgend, that, erhellt auf den ersten Blick. Es wird vermutlich „Artillerie-Quartiermeister" gesetzt werden müssen. Das mir hier einzig zur Verfügung stehende Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Paris 1733 von Du Cange — und die Notwendigkeit, diesen Nachtrag noch rechtzeitig unter Dach zu bringen, verbot weitere Nachforschungen — merkt unter „metator" an: metator dicitur, qui praecedens locum castris deligit. Vegetius. Vielleicht hat Du Cange damit die von Georges (Ausführliches Lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Leipzig 1880) angeführte Stelle im Auge: mil. 2. 7. p. 40. 10 L. — eine Nachprüfung ist mir leider augenblicklich nicht möglich — und es würde also metator in die moderne militärische Titulierung übersetzt vielleicht „Quartiermeister" ergeben. Gestützt wird meine Vermutung durch ein Zitat, das — selbstverständlich auch wieder ohne weitere genauere Angabe — ein cornu copiae (Adami Fried. Kirschii abundantissimum cornu copiae Ratisb. et Viennae 1764) aus Lucanus gibt „Quartiermeister im Kriege (Lucan) S. 748. Noch kritischer liegt die Sache mit der cohors Pyrobolaria. Dafs damit auf einen militärischen Verband hingewiesen werden soll, erhellt aus cohors; dafs mit Pyrobolaria weder Infanterie noch Kavallerie gemeint sein kann, bedarf wohl keines Beweises: bleibt also „Artillerie". Das ehrwürdige Glossarium aus dem Jahre 1733 verzeichnet ein Pyrobolarius natürlich nicht und so kann nur die etymologische Deutung dem oben geführten indirekten Wahrscheinlichkeitsbeweis zu Hilfe kommen, Es genügt wohl der Hinweis auf *πῦρ* und *βάλλω*, um eine Übersetzung von „Artillerie" durch „cohors Pyrobolaria" wenigstens nicht als zu weit abliegend erscheinen zu lassen. Sed haec hactenus!

Passau. Dr. Schneider.

Über einen angeblichen Philosophus des Platon.

Zeller (die Philos. d. Griech. II 1[3] S. 383 Anm.) weist seine Leser bezüglich eines „dunklen mittelalterlichen Mythographen (in A. Mai's Auct. Class. 183), welcher sich für eine sehr unplatonische Ansicht von der Entstehung des Götterglaubens auf einen angeblichen „Philosophus" Plato's berufe", kurzweg an Schaarschmidt Samml. d. plat. Schr. 89. Dabei ist Zeller jedoch entgangen, dafs Schaarschmidt keine Rücksicht auf Chalcidius nimmt, der die gleiche Ansicht bereits in seinem spätesten Ende des 5. Jahrhunderts erschienenen Kommentar zum Timaios ebenfalls einem „Philosophus" Platons gibt.

Um zunächst das Verhältnis von Mythographus und Chalcidius klar zu machen, stelle ich hier beide Texte neben einander.

Chalcid. c. 128 Wrobel.

At vero in eo libro, qui Philosophus inscribitur, summa diligentia praecipuaque cura omnes exequitur (sc. Plato) huius modi quaestiones (über die Natur der Dämonen): priscorum hominum genus omnia quae ad usum hominum vitaeque agendae facultatem divino consilio providentiaque demanant auxiliantibus atque operantibus tam potentiis quam rationibus haec ipsa quae auxiliantur deos existimasse, propterea quod rudibus animis nondum insedisset veri dei sciscitatio. Erant enim pastores et silvicaedi ceterique huius modi sine studiis humanitatis quos cladis publicae superstites fecerat opportuna habitatio ex tempestatum atque inluvionis incommodo. Quae poëtae postea blandientes humanis passionibus propter cupiditatem lucri versibus suis formata membratimque effigiata amplis et reconditis nominibus exornaverunt usque adeo, ut etiam vitiosas hominum inlecebras turpissimosque actus deos cognominarent obnoxios passioni. Itaque factum est, ut pro gratia quae ab hominibus debetur divinae providentiae origo et ortus sacrilegio panderetur. Cuius erroris opinio crevit inconsultorum hominum vanitate.

Mythogr. A. Mai, classici auctores III 183[1]).

Sane poetas multos adinvenisse superstitiones Plato in eo libro qui philosophus inscribitur testimonio est. Narrat enim quod priscorum genus hominum silvicedi et pastores rationes et potentias ad usum hominibus a divina gratia datas pro diis colebant, ut agriculturam, vindemiationem et huiusmodi plurima. Deinde poëtae lucri causa et favoris easdem sententias membratim effigiaverunt propriisque eos nominibus signaverunt: scientiam colendi agros Cererem, colendi vineas Bacchum nuncupantes: turpes etiam actus hominum ut luxuriam et venerem inter deos venerantes.

[1]) Mir nur aus Schaarschmidt bekannt.

Wenn auch der Mythograph die Beispiele der Ceres, des Bacchus und der Venus mehr hat als Chalcidius, so setzen dieselben doch nur ein triviales Wissen voraus und sind zudem für die Hirten und Holzhauer recht ungeschickt gewählt; ungeschickt ist es auch ausgedrückt, wenn die agricultura als ratio et potentia bezeichnet wird. Die Abhängigkeit des Mythographus von Chalcidius ist somit angesichts der wörtlichen Berührungen zwischen beiden zweifellos;[1]) dafs die Beispiele erst nach Chalc. dazukamen, darauf deutet das Wort vindemiatio, welches ich weder bei Forcellini noch bei Klotz finde. An eine gemeinsame Quelle für beide ist auch deshalb nicht zu denken, da man sonst für Chalc. eine lateinische Vorlage statt einer griechischen annehmen müfste. Chalcidius wurde ja im Mittelalter viel gelesen (s. Wrobel praef. p. XII ff.).

Chalcidius kannte demnach einen Philosophus des Platon. Dafs er aber selbst die Existenz einer solchen Schrift erdichtet haben sollte, ist nicht glaublich, da ein Vergleich mit den Ps.-plutarchischen Parallelen nicht erlaubt ist. Die merkwürdige Meldung über einen kapitolinischen Zeus des Apollonius c. 338 (s. Brunn Künstlergesch.) kann nicht als wissentliche Falschnachricht erwiesen werden.[2]) Eher wäre an eine Verwechslung zu denken, wie ihm eine solche thatsächlich zwischen Euthydem und Theages (128 d) c. 255 begegnet ist; c. 168 drückt sich Chalc. vorsichtiger aus und der Mifsgriff war für einen, der frei zitierte, verzeihlich (s. die Stellen über das Daimonion bei Zeller II 1³ S. 73 f.). Aber diese Möglichkeit ist für die uns beschäftigende Stelle abgeschnitten, da in keiner Schrift des platonischen Corpus ein ähnlicher Gedankenzug zu entdecken ist, auch in der Epinomis nicht, die im Altertum den Nebentitel „Philosophus" führte. Wir haben also ein Stück einer untergeschobenen Schrift vor uns, wie Chalc. eine solche auch in der ps.-hippokratischen Schrift περὶ ἑβδομάδων c. 37 zitiert.

Es ist aber an und für sich unwahrscheinlich, dafs man im Altertum von einer unter Platons Flagge segelnden Schrift, die eine so auffällige Ansicht enthielt, nichts habe wissen sollen und dafs zwei pseudo-platonischen Schriften der Titel „Philosophus" zukäme. Sollte es sich etwa um eine sehr späte Fälschung aus der Zeit nach Thrasyllos handeln? Das wäre das Wahrscheinlichste, wenn die mitgeteilte Ansicht über die Entstehung des Götterglaubens so sehr unplatonisch wäre, wie nach Zeller scheint. Dem ist aber nicht so, wenigstens knüpft der bewufste Philosophus unverkennbar an Platon an. Zunächst ist die zugrunde liegende primitive kulturgeschichtliche Vorstellung eine vorepikurische; der Gedanke ist noch ziemlich unausgebildet.[3]) Sodann

[1]) Ob auch die andern Platonzitate beim Mythographus, von denen Schaarschmidt a. a. O. spricht, auf Chalc. zurückgehen, kann ich jetzt nicht untersuchen.

[2]) Die Mitteilung scheint mir, da die Statue als noch vorhanden angesehen wird, entweder für die Zeit des Chalcidius selbst oder für seine Quelle am betreffenden Orte verwertet werden zu können.

[3]) Auch die Theorie des Götterglaubens selbst Lucret. 5, 1167 ist wesentlich verschieden.

konnte, da Prodikos fast ganz dieselbe Erklärung für das Aufkommen des Götterglaubens aufgebracht hatte (Zeller I 3 S. 1012), Platon eine ähnliche Theorie irgendwie erwähnen. Erinnern wir uns daran, dafs sich Platon schon im Kratylos (397 c. ff., über den Namen Dämonen 397 e u. s. w.) mit den vermutlichen Gedanken der ersten Menschen[1]) abgab, so werden wir den Schritt von der Namengebung für Götter bis zum Götterglauben nicht zu grofs finden. Unmittelbar platonisch darf aber die Form der Flutsage genannt werden, auf welche sich im Philosophus die Erklärung gründet. Mit „quos cladis publicae superstites fecerat opportuna habitatio ex tempestatum atque inluvionis incommodo" halte man Plat. Leg. 677 a b zusammen! Da ist als annehmbar von den alten Erzählungen (*παλαιοὶ λόγοι*) angegeben: *πολλὰς ἀνθρώπων φθορὰς γεγονέναι κατακλυσμοῖς τε καὶ νόσοις καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἐν οἷς βραχύ τι τῶν ἀνθρώπων λείπεσθαι γένος*, ferner *ὡς οἱ τότε περιφυγόντες τὴν φθορὰν σχεδὸν ὄρειοί τινες ἂν εἶεν νομῆς, ἐν κορυφαῖς που σμικρὰ ζώπυρα τοῦ τῶν ἀνθρώπων διασεσωσμένα γένους*, dann *καὶ δὴ τοὺς τοιούτους γε ἀνάγκη που τῶν ἄλλων ἀπείρους εἶναι τεχνῶν καὶ τῶν ἐν τοῖς ἄστεσι πρὸς ἀλλήλους μηχανῶν κτέ.* Es ist offenbar, dafs so erst die Stelle des Philosophus und insbesondere der Ausdruck „opportuna habitatio" verständlich wird. Wie sehr aber den Platon die Flutsage in Spannung hielt, mag das Bruchstück des Kritias und die Einleitung zum Timaios bezeugen, wo 25 c von *σεισμῶν* (tempestatum) *ἐξαισίων καὶ κατακλυσμῶν γενομένων* die Rede ist. Im übrigen hat schon Schaarschmidt a. a. O. bemerkt, dafs „Platon die Dichter als Beförderer des Aberglaubens öfter geiselt"; bekannt sind die Auslassungen seiner Republik am Ende des zweiten Buches, wo nachgewiesen wird, dafs die Dichter dem Idealbild der Götter ganz unschöne Züge auch der Leidenschaft beimischen.

Das Unplatonische an der ganzen Stelle ist demnach nur die Verbindung mehrerer platonischer Gedanken und die Anwendung derselben auf die Erklärung für das Entstehen des Götterglaubens. Platon selbst ist natürlich nicht als Autor des Philosophus anzunehmen, da seine sämtlichen Schriften erhalten sind; auch darf nicht an eine etwa später versuchte Ausführung des im Sophistes angekündigten Philosophus erinnert werden, die nur die Ideenlehre Platons zum Thema hätte wählen können (s. Christ, Platonische Studien S. 18), oder an eine Vollendung des Kritias,[2]) da der Philosoph Kritias für den Götterglauben eine andere Entwicklung lehrte (Zeller I³ S. 1011) und der Dialog speziell die praktische politische Einrichtung des athenischen Staates behandeln sollte (Timae. 27 b. Procl. in Timae. 61 e).

Demnach bleibt nur übrig einen Platoniker zu suchen, und wer das gewesen sein mag, lehrt ein zweites Fragment des Philosophus, das Chalcidius uns vermittelt: C. 254 At vero somniorum quae divina providentia vel caelestium potestatum amore iuxta homines obo-

[1]) Er dachte natürlich nur an die Hellenen; an diese nur denkt überhaupt die antike kulturgeschichtliche Forschung zunächst.

[2]) Dafs derselbe schon früher so abrupt abschlofs wie in unsern Texten, geht aus Procl. in Tim. 61 fe hervor.

riuntur, causam rationemque exposuit in eo libro qui Philosophus inscribitur. Ait enim divinas potestates consulere nobis, quotiens per quietem ea quae grata sunt deo intimant veris minimeque fallacibus visis. Earumque miram quandam esse dicit memoriae tenacitatem dignitatique et divinitati congruam sapientiam. Quibus cum cogitationes hominum perspicuae sint, consequenter amorem bonis, odium malis exhiberi, probationemque adfert de exemplis inlustribus mutuatam.

Wrobel bezieht dieses Zitat auf Epinomis (sive Philosophus) 385 a (soll heifsen c); allein dort ist nur ganz beiläufig von Träumen gesprochen und steht namentlich nicht das, was bei Chalcidius c. 254 näher als Inhalt des Philosophus angeführt ist. Wohl aber findet sich eine ganz ähnliche Auffassung bei Aristoteles (s. Zeller II 2^3 S. 551 Anm. 4 u. S. 360 Anm. 1, wo *ὅταν γὰρ ἐν τῷ ὑπνοῦν καθ' ἑαυτὴν γένηται ἡ ψυχή* mit quibus (sc. somniis) cum cogitationes hominum perspicuae sint); die exempla illustria werden Patroklos und Hektor gewesen sein, deren Aristoteles gedacht hatte. Aristoteles hat den betreffenden Gedanken nicht in einem seiner selbständig konzipierten Werke ausgeführt, sondern in der Schrift *περὶ φιλοσοφίας*, in der er noch stark unter dem Einflusse Platons steht (Zeller II 2^3 S. 60 Anm. Vgl. 551 Anm. 4. 790); der Zusammenhang ist bei ihm der, dafs die Entstehung des Götterglaubens erklärt werden soll. In der Schrift gab Aristoteles u. a. „eine Übersicht über die Entwicklung der Menschheit zur Kultur und Philosophie[1]), die zwar mit der Bemerkung, dafs das Geistige und Göttliche trotz seines Glanzes und *διὰ τὴν ἐπικειμένην τοῦ σώματος ἄχλυν* dunkel erscheine, und mit der Annahme periodischer Flutverheerungen, welche die Menschen immer wieder in den Rohzustand zurückwarfen, an Plato anknüpft“ (Zeller S. 60 Anm.). Sollte jemand noch Bedenken finden, den angeblichen Philosophus des Platon mit der Schrift *περὶ φιλοσοφίας* zu identifizieren, so möchte ich noch betonen, dafs Chalcidius in seinem freien Referate einzelnes anders gefärbt haben mag.

Wie die Schrift des Aristoteles unter die des Platon gekommen sein mag, darüber sind leicht Vermutungen anzustellen; der halbplatonische Charakter derselben berechtigt gewissermafsen dazu und die Mischphilosophie des ausgehenden Altertums mochte um so weniger Bedenken tragen, das Werk einfach als platonisches anzusprechen. Ein äufseres Zeugnis für unsere Deduktion ist die Angabe des Theon Alexandrinus bei Casiri Biblioth. Arab. I 302, wonach zu den platonischen Werken, die den Namen der Freunde des Platon führen, neben Theages, Laches, Charmides auch gehört: Aristoteles de philosophicis disciplinis.

Würzburg. Dr. A. Dyroff.

[1]) Später das Thema der Schriften *περὶ παιδείας*.

Zur lateinischen Stilistik und Grammatik.

Der Antibarbarus der lateinischen Sprache von J. Ph. Krebs ist durch die tiefgehende Umarbeitung von J. H. Schmalz ein Nachschlagebuch geworden, in welchem der Lateinschreibende bei zweifelhaften Fällen guten Aufschlufs erhält, und eine wahre Fundgrube stilistischer und grammatikalischer Winke und Unterweisungen, welche das treffliche Buch namentlich dem Lehrer der lateinischen Sprache in den oberen Klassen des Gymnasiums als unentbehrlicher Ratgeber erscheinen lassen. So gründlich und sachkundig nun aber auch das ganze Material behandelt ist, so kann es doch nicht ausbleiben, dafs bei dem grofsen Umfange des Werkes in Einzelnheiten Berichtigungen oder Ergänzungen nötig sind, wie dies ja vom Herausgeber selbst ausdrücklich anerkannt worden ist. Im Hi blicke darauf mögen die nachfolgenden Bemerkungen als bescheidener Beitrag angesehen werden, um vielleicht bei einer späteren Auflage in dem einen oder andern Punkte Berücksichtigung zu finden.

Accipere: „Man braucht zwar accipere epistulam, litteras; unrichtig ist es aber im Passiv, wo reddi oder afferri gebraucht wird". Doch findet sich litteris acceptis bei Caes. b. civ. III; 33, 2 u. III, 36, 7, sowie bei Liv. XXXIX, 17, 4. Übrigens ist das Passiv wohl auf diese stehende Formel beschränkt. — Diluvies: Diluvium und inundatio scheinen die für grofse Fluten eigentümlichen Wörter gewesen zu sein. Kleinere Überschwemmungen hiefsen alluvies oder eluvio". Bei Cic. de off. II. 5, 16 und somn. Scip. VII, 15 sind aber unter eluviones Sintfluten, Vernichtung durch Überschwemmung, zu verstehen.

Disserere: „Der transitive Gebrauch mit substantivischem Objekt, z. B. disserere libertatis bona, ist durchaus unklassisch". Eine Ausnahme macht res bei Cic. de rep. I, 24, 38 ea lege, qua credo omnibus in rebus disserendis utendum esse, wobei allerdings zu bemerken ist, dafs hier res zur Vertretung des casus obliqu. des Neutrums steht und von der passiven Anwendung (Part. Perf. und Gerundiv) allerdings noch ein ziemlicher Schritt zur aktiven mit Objekt ist. Vgl. Liv. 41, 6 ad disserendas res, quas gessissent. — In der Stelle bei Sallust. Cat. V, 9: res ipsa hortari videtur, quoniam de moribus civitatis tempus admonuit, supra repetere ac paucis instituta maiorum domi militiaeque, quomodo rempublicam habuerint quantamque reliquerint . . ., disserere ist instituta wohl nicht mit Fabri als direkt abhängiges Objekt zu disserere zu erklären, sondern als antizipiertes Subjekt des nachfolgenden indirekten Fragesatzes.

Inquam: Dieses Wort findet sich bei Cicero mehrmals in Verbindung mit einem Partizip; so Cato m. IV, 11 inquit arridens; de fin. II § 119 u. Acad. II, 19, 63 inquit arridens; de fin. V, § 96 inquit Pompeius iocans. Der Gebrauch scheint aber auf diese Wörter beschränkt zu sein. — Quin: „Man kann es nicht in eigentlichen Fragesätzen brauchen, also nicht: Quin tu id profers?". Dieser Satz, der in früheren Auflagen des Antibarbarus angeführt wird, ist aber entnommen aus Cic. pro Sulla VIII, 25: Quin tu id potius profers, quam

verbi invidiam contumeliamque maledicti? Vgl. Cic. de fin. IV, 13, 34: Quin potius ita dicis, omne animal applicatum esse ad id, quod in eo sit optimum? — Tusc. V, 7, 17: Alterum dici non potest, quin ii, qui nihil metuant, laeti sint (warum sie nicht glücklich sein sollten). Quin steht hier in seiner ursprünglichen interrogativen Bedeutung.

Absolute: „Als Adverb in der Bedeutung „geradezu, ohne weiteres" steht nicht absolute, sondern prorsus oder simpliciter" — doch hat es diese Bedeutung bei Cic. Tusc. IV, 17, 38: his vacuus animus perfecte atque absolute beatos efficit.

Zu accurate: neben andern Ausdrücken, die unserm deutschen Worte „genau" entsprechen vgl. auch die Stelle bei Liv. III, 5, 12: difficile ad fidem est in tam antiqua re, quot pugnaverint ceciderintve exacto affirmare numero. Ferner Tusc. disp. I, 88: in vivo intellegi tamen potest regno te carere .... dici autem hoc in te satis subtiliter (genau genommen) non potest. — Accusare findet sich mit cur konstruiert bei Cic. ad Att. III, 13, 2: quod me saepe accusas, cur hunc meum casum tam graviter feram, debes ignoscere. Hier wurde eben quod wegen des vorausgehenden quod nicht gebraucht, wiewohl Cicero eine solche Wiederholung nicht immer vermeidet; vgl. pro Plancio § 84: nam quod in eo me reprehendisti, quod nimium multos defenderem etc. — Adhibere „drückt nie das bloſse brauchen oder gebrauchen aus, wo uti, usurpare steht". In diesem Sinne findet sich auch ponere gebraucht, z. B. Cic. or. VIII: eorum religioni cum serviret orator, nullum verbum insolens, nullum odiosum ponere audebat. — Font. § 28: ne quod minus moderate positum verbum esse videatur. — Caecin. § 81: aliquo verbo ambigue posito. Doch beschränkt sich wohl der Gebrauch auf diese Verbindung, — Aureus, im Sinne von herrlich, prächtig, auch bei Cic. de off. III, 70: aurea verba. Goldene Berge versprechen = bei Sullustius (Cat. 23) maria montesque polliceri, bei Terentius neben montes auri polliceri auch magnos promittere montes (Pers. 3, 65). — Debitum „solvere eine Geldschuld abzahlen; meistens aes alienum, debitam pecuniam, p. creditam, p. creditas"; auſserdem nach Cic. pro Planc. XXVIII, 68 nomen dissolvere. — Essentia: „Man bediene sich dafür der Worte vis, natura, proprietas". Nach Cic. de or. II, 78, 318 auch viscera: Haec in dicendo non extrinsecus, sed ex ipsis visceribus sumenda sunt. — Idea: für Ideal gebraucht Cic. de or. II, 74, 298 auch divinitas quaedam (perfecti oratoris); ebenso für das Adjektiv ideal divinus: mentem suam, qua nihil homini dedit deus ipse divinius (das idealste Gut) — de offic. III § 44. Ferner undique expletus et perfectus (de fin. II, 15, 48) oder undique perfectus atque absolutus (de fin. V § 69). — Interficere: als euphemistische Ausdrücke für sich töten = freiwillig aus dem Leben scheiden sind anzuführen: a vita recedere (Tusc. disp. IV § 40, excedere a vita (de fin. III, 60), mortem oppetere (de off. I, 113), desciscere a vita (de fin. III, 18, 61). — Eines natürlichen Todes sterben heiſst nach Tac. annal. VI, 10 u. XIV, 62 (auſser den unter „naturalis" im Antibarbarus gegebenen Ausdrücken) auch fato obire. — Meritum: „Dieses Substantiv läſst Adjektiven, wie magnus, sum-

mus, amplissimus u. dgl. zu"; unvergleichliche, unsterbliche Verdienste sind divina merita nach Cic. pro Planc. XXVIII, 68. — Monere findet sich mit dem Infin., statt ut, auch Cato m. X, 32: quod (proverbium) monet mature senem fieri; ebenso admonere bei Cic. in Caec. XIV, 34: nonne te, si nostrae imagines viriles non commovebant, ne progenies quidem mea, Quinta illa Claudia, aemulam domesticae laudis in gloria muliebri esse admonebat? — Nauclerus: „Man brauche dafür das Kl. navicularius". Siehe Corn. Nep. Them. VIII: domino navis quis sit aperit. — Necne in direkter Frage findet sich bei Cicero auch de off. III, 93: Quid? si qui sapiens promiserit — faciat, quod promiserit, necne? — Obiter: neben quasi praeteriens, strictim, leviter, breviter tangere oder attingere ist nach Cic. de or. III, 36, 144 auch celeriter exigueque (dixisses) sinnentsprechend. — Opera: bei den adjektivischen Verbindungen mit opera möchten wohl noch besonders Erwähnung verdienen: non mediocrem in eo studio operam curamque consumpsimus, Cic. de nat. deor. I, 3, 6; tantum studium tamque multam operam ponendam in eo non arbitrabatur, de fin. I, 1, 1: multam vero operam frustra consumpsi, Tusc. I, 43, 103. — Postulare wird im Passiv auch mit Nom. c. Inf. konstruiert: ostendi, quam multa ante fieri convenerit, quam hominis propinqui bona possideri postularentur (Cic. pro P. Quinctio XXVIII, 68). — Praesens: neben in praesentia, für jetzt, findet sich bei Livius auch ex praesentibus (= quo in statu tum res erant, wie Fabri erklärt), l. XXIV, 23, 5 = unter den augenblicklichen Verhältnissen. — Quaerere: „Für unser mit einem Objektsatze verbundenes „suchen" in der Bedeutung „auf etwas ausgehen", darf nicht quaerere absolut gebraucht werden. sondern id agere". Doch sagt Sallust, Catil. 33, 5: ut quaeramus, quonam modo maxime ulti sanguinem nostrum pereamus.

Spes: „Die Hoffnung abschneiden" heifst nicht blofs spem incidere und praecidere, sondern auch ganz wörtlich dem deutschen Ausdrucke entsprechend bei Livius XXIV, 30, 12 spem abscidere.

München. Max Miller.

Weinverbesserung im Altertum und in der Neuzeit.

Wohl kein Verfahren der alten Römer bei Behandlung ihrer Weine erregte bei uns, die wir gewohnt sind, unsere Weine und überhaupt unsere geistigen Getränke in kühlen Kellern aufzubewahren, von jeher mehr Verwunderung als die Sitte, ihre Weine eine Zeit lang in erwärmten Räumen zu lagern. Sobald nämlich die Weine in den grofsen Stückfässern (dolia, cupae), die in der cella vinaria, wo eine kühle, sich ziemlich gleichbleibende Temperatur herrschte, lagen, ausgegohren hatten, wurden sie auf kleinere Gefäfse (amphorae, cadi) abgezogen und diese in ein warmes Gemach, das sogenannte fumarium gebracht, das über der Küche oder dem Badezimmer rings um den Kamin angelegt war, so dafs es von Rauch durchzogen und erwärmt wurde. Diese Behandlung der Weine scheint in allen Ländern des

Altertums nach und nach üblich geworden zu sein. Am frühesten finden wir sie im Orient, woher ja die Weinkultur kam. Schon zu Davids Zeiten kannten sie die Israeliten (Psalm 119, 83: denn ich bin wie eine Haut — Weinschlauch — im Rauch) und andere Asiaten, deren Rauchkammern Galen (XIV p. 17) beschreibt. Auch die Griechen hingen die in Schläuche gefüllten Weine in den Rauch (Athen. I, 31) und jedenfalls von ihnen überkamen diese Sitte die Römer und die anderen im Westen wohnenden Völker. Bei Cato, dem ältesten römischen Schriftsteller über den Landbau, finden wir diesen Gebrauch noch nicht erwähnt, so wenig als er von der apotheca spricht. Es scheint also die Sitte des Räucherns der Weine und die Anlegung der apotheca für die auf kleinere Gefäfse abgezogenen Weine, ja auch das Abfüllen der Weine auf Flaschen erst nach Catos Zeit allgemein üblich geworden zu sein. Es war dies jedenfalls eine Folge des berühmten Weinjahres 121 v. Ch., das eine neue Epoche des Weinbaues in Italien herbeiführte, da Italien damals erkannte, welchen Schatz es besitze. Dies bezeugt Plinius (hist. nat. 14, 14, 16: apothecas fuisse et diffundi solita vina anno 633 a. u. c. und 23, 22, 40: vinum fumo inveteratum insaluberrimum. Mangones istud in apothecis excogitavere; jam et patresfamilias aetatem addunt his . . . Die letztere Stelle ist leider verderbt, aber so viel geht aus ihr hervor, dafs Plinius klagt, zu seiner Zeit übten nicht blofs die Weinhändler (eigentlich Weinschmierer), sondern auch Weingutsbesitzer die Methode des Räucherns. Aber Plinius, der allen Neuerungen mit Mifstrauen begegnete, geht mit seiner Verurteilung auch hier zu weit. Gesteht er doch selbst zu, dafs die Räucherung die Weine milder und schneller reif mache (14, 1, 3), und mit ihm behaupten dies auch andere, besonders Columella (1, 6, 20: vina celerius vetustescunt, quae fumi quodam tenore praecocèm maturitatem trahunt). Es erhebt sich nur die Frage, ob der Rauch diese Wirkung hatte, wie man häufig annimmt, und nicht vielmehr die Wärme und sodann, ob durch Rauch und Wärme eine Concentration des Weines herbeigeführt wurde oder vielmehr nur eine Veränderung d. i. eine Zersetzung der Stoffe, die der Wein enthält, durch deren Umwandlung der Wein reifer und milder wurde.

Was die erste Frage betrifft, so dürfte sie entschieden dahin zu beantworten sein, dafs nur durch die Wärme, nicht aber durch den Rauch die Weine bei dieser Behandlung verbessert wurden und dafs der Rauch nur eine unangenehme Beigabe war, die manchmal die Erwärmung im Gefolge hatte. Rauchig konnte der Wein nur dann werden, wenn die Gefäfse, in denen er sich befand, porös oder nicht fest verschlossen waren. In der Regel waren aber die Amphoren aus starkem Thon gefertigt und gut gebrannt, sodann innen gut verpicht (bene picata Colum. 12, 28) und aufsen ebenfalls mit Pech oder einer anderen Masse (Cato 39) überzogen (Geoponica Cassiani Bassi 6, 16: πεπισσωμένον ἔσωθεν καὶ ἔξωθεν). Dazu war die enge Öffnung verkorkt und versiegelt. Es konnte deshalb zwar leicht die Wärme, aber nicht so leicht der Rauch hineindringen und mit Recht meint schon

C. A. Böttiger (kleine Schriften III S. 190), am schwersten dürfte wohl der Umstand zu erklären sein, wie der Rauch auf verschlossene Amphoren wirken und in sie eindringen konnte. Das Gefäfs selbst nahm allerdings einen rauchigen Geruch an und wurde deshalb fumosus cadus (Ovid fast. 5, 518) genannt, da wenigstens dieses, wie Horaz Od. 3, 8, 11 sagt, Rauch trank. Auch beim Holz, das man nach Columella (I, 6, 19), um es schneller dürr zu machen, in diese Rauchkammern legte, kam es nicht auf den Rauch an, sondern auf die Wärme, was bei der Räucherung der Schinken Columella (12, 53) ausdrücklich hinzufügt, qui (fumus), si quid humoris adhuc continetur, siccare eum possit. So sagt denn auch Martialis (10, 36) ausdrücklich: accipit aetatem ab igne cadus. Den Hauptbeweis für diese Auffassung liefern aber zwei Stellen des griechischen Arztes Galenus. In der Schrift de antidotis I, 3 schreibt er: Auf die Veränderung der Beschaffenheit des Weines hat der Ort, wo er liegt, grofsen Einflufs. Anfangs (nämlich während der Gährung) ist die Kühle am besten, später die Wärme. Deshalb brachte mein Vater den Wein, nachdem er in Fässern ausgegohren hatte, in Krügen in eine sehr warme Kammer über dem Herde. Diese Krüge umgab er aufserdem mit einem warmhaltenden Kraut, Stoibe genannt — wahrscheinlich stipa tenacissima Sportpfriemengras nach Lenz, Botanik der Griechen und Römer S. 234 — und sorgte dafür, dafs die Wärme durch die Löcher der Wand, welche den Kamin von der Kammer trennte, wo die Krüge standen, hindurchdringen konnte. Diese Apotheke nun, von der Hitze aus der Küche und von dem Kraut warmgehalten, bewahrt allen Wein, dafs er nicht sauer wird. Auf ähnliche Weise, schliefst er, sah ich auch in Italien verfahren und vermute, dafs auch dort der Wein so erhitzt werde. Ähnliches berichtet Galenus an einer anderen Stelle, die Marquardt, Handbuch der römischen Alterthümer II, 442 anführt. Aus beiden Stellen geht hervor, dafs es bei diesem Verfahren nur auf das Erwärmen abgesehen war und dafs man die etwaige Einwirkung des Rauches als unangenehme Beigabe nur mit in Kauf nahm, weshalb man im Sommer, wie Galenus kurz darauf angibt, den Wein lieber auf die Dächer der Häuser in die Sonne stellte (*ἡλιοῦσιν, ὅταν ἔχῃ θέρους ὥρα*), was schon Cato (105 und 113) mit dem von ihm gefertigten griechischen Wein that und was zu Plinius Zeit mit einigen Italienischen, besonders Campanischen Sorten geschah (14, 47, 85), wodurch sie bald reif und trinkbar wurden. Diese Eigenschaften aber wurden — und hiemit beantworte ich die zweite der oben aufgeworfenen Fragen — nicht durch Verdunstung der wässerigen Bestandteile und infolge dessen durch Concentrierung des Zuckerstoffes herbeigeführt, sondern vielmehr, wie Hessel (die Methoden der Weinveredelung im Altertum S. 35) und andere nachzuweisen suchten, durch Zersetzung des vielen Gerbstoffes, den die südlichen Weine, besonders die Rotweine besitzen. Denn eine Verdunstung der wässerigen Teile sei bei diesen festverschlossenen, dicken und gutverpichten Thongefäfsen so gut ausgeschlossen wie bei unseren Glasflaschen, und wäre wirklich ein Teil verdunstet, so wäre in den Gefäfsen ein leerer Raum

entstanden, in den Luft von aufsen hätte eindringen müssen, wodurch der Wein verdorben wäre, wenn man ihn nicht abgefüllt hätte. Von einer solchen Umfüllung aber lesen wir nichts, vielmehr geht aus vielen Stellen der Alten hervor, dafs in den durch Rauch beschmutzten Amphoren die Weine in das Trinkzimmer vor die Gäste gebracht wurden und dafs ihr schmutziges Aussehen als ein Beweis für die Güte des Weines angesehen wurde (Petron. Sat.).

Wir werden also annehmen müssen, dafs nicht durch den Rauch, sondern durch die Wärme der Wein Milde und Reife erhielt, indem durch die länger wirkende Hitze der Gerbestoff zersetzt und die Keime der im Weine noch befindlichen Organismen zerstört wurden und der Wein dadurch Haltbarkeit erhielt. So etwa vermutet jetzt auch Marquardt in obiger Stelle und Schultze, Geschichte des Weines S. 53.

Den Vorteil dieses Erwärmens der Weine erkannte denn auch die Neuzeit. So erwärmt man heute den Wein auch auf Cypern und Candia (Hamm, Weinbuch S. 65). In ganz Griechenland sind die Weinlager meist ebenerdige Magazine, weshalb Weinhändler Menzer in Neckargemünd, der seit 1875 griechische Weine in Deutschland einführt, in seinem Preiseverzeichnis rät, die von ihm versendeten griechischen Weine recht warm aufzubewahren. Auch in Oporto lagert der Portwein nur in oberirdischen Magazinen und der Madeirawein, der einen scharfen, brennenden Geschmack hat, verliert diesen und wird milder durch den Transport in ein tropisches Klima und nach langem Lagern an einem warmen Orte (Henderson, Geschichte der Weine S. 368); ja von einigen Weinen dieser Insel sagt man, dafs sie mehrmals als Ballast mitgenommen werden und die Linie passieren, weil sie dadurch reifer werden, was merkwürdiger Weise schon Plinius (14, 18, 22) von einigen Weinen behauptet, die durch eine Seereise noch einmal so alt würden, als sie waren. In Madeira wendet man aber auch, um diesen Prozefs zu beschleunigen, das sogenannte Feuern an, indem man die Magazine künstlich erwärmt. (R. Gottschall, Unsere Zeit 1872 S. 773.) Endlich ist in neuester Zeit M. L. Pasteurs Verfahren, durch Erhitzung der Weine in Flaschen oder Fässern bis zu 60° C. die Reife zu beschleunigen, sehr in Aufnahme gekommen. Die Wiener freie Presse und das Fachblatt die „Weinlaube" brachten in den siebenziger Jahren mehrere Artikel über Pasteurs Methode, die seitdem grofse Verbreitung gewonnen hat. Um grofse Mengen Wein in kurzer Zeit erwärmen zu können, hat man jetzt mancherlei Apparate, Önothermen, Weinwärmer genannt, hergestellt. Roth (die Weinbereitung und Weinchemie II S. 135—149) zählt elf solche Apparate auf, teils Flaschenwein-, teils Fafsweinerwärmungsapparate und fügt ihrer Beschreibung Abbildungen hinzu. Durch diese Pasteurisierung werde keine Geschmacksveränderung herbeigeführt, die Weine werden von schädlichen Organismen befreit, da die Hitze die Keime zerstört, und dadurch in vielen Fällen so haltbar, dafs man die Keller entbehren und die Weine in oberirdischen Räumen aufheben kann. Auf dem Kongrefs der Weinproduzenten in Trier sprachen sich nach einem Vortrag des bekannten Gutsbesitzers

Dr. Buhl von Deidesheim die Männer der Wissenschaft und der Praxis einstimmig dahin aus, dafs das Erhitzen des Weines zur Conservierung desselben sehr zu empfehlen sei. Buhl selbst erklärte, er habe diese Methode mit Erfolg bei Weinen angewendet, die nach Ägypten gingen. Ein ähnliches Gutachten gab die Sektion für Weinbau auf der 28. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte in München 1872 ab, und man wendet nunmehr solche Pasteurisierungsapparate auch an, um Bier und Milch auf ca. 70° zu erhitzen und die Gährungserreger dadurch zu zerstören. Auf der Münchner landwirtschaftlichen Ausstellung im Jahre 1893 waren mehrere solcher Apparate zu sehen.

So kam denn auch in diesem Punkte ein Verfahren der Alten, über das man nicht selten lächelte, wieder zur Anerkennung, die bei Hamm (Weinbuch S. 64) in den Worten ausgesprochen ist: um jungem Wein den Charakter eines alten zu geben, gibt es nur ein Mittel, die Wärme.

Bayreuth. Th. Keppel.

Die französische Lektüre an den humanistischen Gymnasien Bayerns.

I.

Die französische Lektüre hat in diesen Blättern eine besondere Behandlung noch nicht gefunden, wenn sie auch schon in methodischen Versuchen erwähnt und in Besprechungen von Lehrmitteln gestreift worden ist. Sie ist aber jedenfalls ein Faktor im Gefüge des neusprachlichen Unterrichts, dem in der Neuzeit immer mehr Beachtung geschenkt werden mufs, da man auch in den modernen Sprachen mit Recht verlangt, dafs im Unterricht das Hauptgewicht auf sie gelegt werde. Da ist nun zunächst der wichtigste Punkt: Umfang und Begrenzung der Lektüre für das Gymnasium, und daraus ergibt sich die Frage: Ist ein Kanon für die Schullektüre da, wie er für die alten Sprachen längst in systematischer Stufenfolge festgesetzt ist? Betrachten wir die Schulordnung für Gymnasien von 1874: In den beiden unteren Klassen (6 u. 7) soll sich die Lektüre auf das Lesebuch oder die Chrestomathie beschränken, in den beiden oberen (8 u. 9) auf gröfsere Abschnitte einer solchen oder zusammenhängende Stücke aus den Schriftstellern der klassischen Periode, zum Beispiel: Voltaire, Ségur, Thierry, Villemain, Montesquieu, Pascal; Racine, Corneille, Molière. Die Auswahl ist diejenige, welche, um mit Münch[1]) zu reden, die „Schulüberlieferung" mit sich führt; beachtenswert für die damalige Anschauung ist die Forderung sogenannter klassischer Texte, dankenswert die Freiheit, die dem Lehrer durch die nur beispielsweise Anführung dieser Schriften gelassen wurde, eine Freiheit, von der man auch möglichst Gebrauch gemacht hat. Dieselbe blieb auch in der Schulordnung von 1891, die für die beiden unteren

[1]) Münch und Glauning, Didaktik und Methodik des franz. u. engl. Unterrichts, p. 91. (Separatabdruck aus Baumeisters Handbuch.)

Klassen die Anweisungen wie oben enthält, für die oberen aber den Passus: „aus den Schriftstellern der klassischen Periode oder der modernen Zeit, wie etwa etc. etc." Von den angeführten Autoren werden vier aus der Schulordnung von 1874 herübergenommen: Montesquieu, Ségur, Villemain, Voltaire; zwei werden weggelassen: Thierry und Pascal; neu hinzu treten: Guizot, Lanfrey, Michaud, Mignet, Thiers, also durchgängig Historiker. Die grofsen Dramatiker Corneille, Racine, Molière sind natürlich wie 1874 geblieben, neu hinzu kommen geeignete Dramen von Scribe und Sandeau. Höchst selten wurde von diesen nur gelesen Villemain, Cours de littérature française, die übrigen reichlich benützt, ebensosehr benützt aber die Freiheit der Wahl, besonders auf dem Gebiete der erzählenden (belletristischen) Literatur, wie unten weiter ausgeführt werden wird.

Dieses sind die offiziellen Hinweise, die dem Neuphilologen am Gymnasium als Richtschnur gegeben sind. So schwierig es nun in Anbetracht der Subjektivität des Einzelnen, der Mannigfaltigkeit der Literatur und aus anderen Gründen ist, eine Musterung und Auswahl zu geben, die im allgemeinen zufrieden stellt, desto mehr oder gerade deswegen macht sich hier das Bedürfnis eines Kanons geltend, und es ist von verschiedenen Seiten ihm zu genügen versucht worden; aus denjenigen, welche Münch[1]) zitiert, weise ich besonders auf die den meisten Fachgenossen bekannte Brochüre hin: „Führer durch die franz. und engl. Schulliteratur. Zusammengestellt von einem Schulmann" und den Nachtrag[2]) dazu, die Krefsner, den Herausgeber der Francogallia, zum Verfasser haben, auf die Liste in Wendts Encyklopädie des französischen Unterrichts und auf das zitierte Buch Münchs selbst, sowie auf Manns Bericht auf der Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer.[3]) Einen Versuch, den ich über den englischen Unterricht und über den Betrieb der neueren Sprachen an den technischen Schulen Bayerns[4]) gemacht habe, halte ich wegen der dabei gewonnenen Resultate nicht für ungeeignet, ihn im gröfseren Mafsstabe für die französische Lektüre auf unsere Gymnasien anzuwenden: aus der Praxis, d. h. durch eine Art Statistik aus den Jahresberichten, eine Übersicht des Gebotenen zu geben, auf demselben Wege eine Auswahl zu treffen und einen Kanon versuchsweise aufzustellen. Es ergeben sich daraus für den Fachgenossen überraschende und interessante Momente, die zu denken geben und doch wiederum beweisen, dafs die grofse Mehrzahl derselben gleiche Ziele verfolgt. Die folgenden Aufzeichnungen erstrecken sich auf die vier Jahresberichte vom Schuljahr 1890/91 bis zu 1893/94, und zwar von sämtlichen 37 Gymnasien; die Ziffer nach einem Autornamen soll also angeben, wie oft derselbe in den vier Jahren an den 37 Anstalten ($4 \times 37 = 148$) gelesen wurde.

---

[1]) p. 43, 48, 103.

[2]) Wolfenbüttel bei Zwifsler.

[3]) Siehe Zeitschr. für neufranzösische Sprache und Literatur, XV, 303 ff.

[4]) Kölbings Englische Studien XII, 313 f. und Bayr. Zeitschr. für Realschulwesen XV, p. 131 ff.

In der 6. Klasse, dem ersten Jahre des Französischen, wurden 2 Lesebücher benützt, die Chrestomathie von Lüdecking (7) und Plötz, Lectures choisies (7); also in der weitaus gröfsten Mehrzahl genügten die im Übungsbuch gegebenen französischen Stücke zur Einführung in die Lektüre: an einer Anstalt wurde der Versuch gemacht, jedenfalls nach der Analogie der lateinischen ersten Schul-Autoren Nepos und Caesar, zu lesen Rollln, Hommes célèbres de l'antiquité (1), Rollin, Histoire d'Alexandre le Grand (1), Ségur, Histoire ancienne (1), Duruy, Histoire de France (1).

Auch in der 7. Klasse begnügte man sich, wenn schon in weit geringerem Mafse, mit den Lesestücken der Übungsbücher; den Bestimmungen der Schulordnung gemäfs herrscht hier die Chrestomathie vor, teilweise tritt neben dieselbe der selbständige Autor, vielfach wird der einzelne Schriftsteller gelesen. Die gebräuchlichen Lesebücher führe ich in der Reihenfolge an, wie sie die Meistbenützung ergibt: Plötz, Lectures choisies (26), Lüdecking (18), Wershofen (7), Bauer-Englert-Link (4), Foulché, Conversations enfantines (2), Löwe, La France et les Français (2), Otto (2), Plötz, Manuel (2), Ohlert, Steuerwald, Süpfle, je 1. Was die Lektüre einzelner Schriftsteller anlangt, so verteile ich dieselben der Übersicht halber jedesmal in drei grofse Gruppen, nämlich a) Geschichte, b) Erzählende Prosa, c) Dichter, besonders Dramatiker. Nach dieser Einteilung wurden in der 7. Klasse gelesen:

a) Voltaire (5), Michaud (4), Duruy (2), Dhombres-Monod: Biographies historiques (1), Dumas: Napoléon I. (1), Lanfrey (1), Michelet (1), Mignet (1), zusammen neun Autoren.

b) Erckmann-Chatrian (6), Daudet (5), Souvestre (5), De Maistre (3), Bruno: Le Tour de la France (2), Lesage: Gil Blas (2), Töpffer (2), Fénelon (1), Florian: Don Guichotte (1), Galland: Histoire d'Ali Baba (1), Montesquieu: Lettres persanes (1), Nouvelles (Auswahl) (1), Verne: Cinq semaines en ballon (1), zusammen dreizehn Autoren.

c) Lafontaine (2), Scribe (1); aufserdem Buffon, Morceaux choisis (1). Gesamtsumme der in VII gelesenen Autoren: 26.

Auswahl der am meisten gelesenen: Erckmann-Chatrian, Daudet, Souvestre; Voltaire (Charles XII), Michaud.

In der 8. Klasse tritt die Chrestomathie immer mehr zurück; wir finden sie noch in folgender Reihe vor: Plötz (16), Bauer-Englert-Link (4), Lüdecking (2), Plötz, Manuel (2), Foulché, Causeries parisiennes (1). Für die Einzelautoren ergibt sich folgende Liste:

a) Michaud (12), Voltaire (9), Thiers (7), Ségur (6), Duruy (6), Sarcey: Siège de Paris (5), Montesquieu: Considérations etc. (5), Rollin (5), Lamartine: Hist. des Girondins (3), Barante: Jeanne d'Arc (3), Guizot (3), Michelet (2), Mignet: Vie de Franklin (2), Thierry (2), Lanfrey (2), Dhombres-Monod (1), Lamé-Fleury: Découverte de l' Amérique (1); aufserdem Chateaubriand, Génie du christianisme (1), zusammen achtzehn Autoren.

b) Daudet (14), Souvestre (13), Erckmann-Chatrian (8), Töpffer (5),

Verne (4), Nouvelles (Auswahl) (4), Chateaubriand: Itinéraire und Mémoires (3), Me de Staël (2), Lamartine: Voyage en Orient (2), de Maistre (2), Ampère: Voyages et Littératures (1), Cherbuliez (1), Theuriet (1), Coppée (1); dazu Buffon (1); zusammen fünfzehn Autoren.

c) Molière (16), Scribe (11), Sandeau (9), Racine (6), Hugo, Gedichte und Hernani (5), Béranger (3), Corneille (3), Lafontaine (3), Delavigne (2), Balzac: Mercadet (1), Beaumarchais: Barbier de Séville (1), Feuillet (1), Ponsard (1), zusammen dreizehn Autoren.

Gesamtsumme der in VIII gelesenen Autoren: 46.

Auswahl der am meisten gelesenen:

a) Michaud, Voltaire, Thiers, Duruy, Ségur.
b) Daudet, Souvestre, Erckmann-Chatrian, Töpffer.
c) Moliere, Racine; Scribe, Sandeau.

Aus der Vergleichung der Lektüre in der 7. und 8. Klasse ergeben sich unter anderen noch folgende Momente: Verhältnis der Verwendung der Chrestomathie in VII und VIII wie 66 zu 25; in beiden Klassen wurden gelesen von Historikern 7, nämlich Dhombres, Duruy, Lanfrey, Michaud, Michelet, Mignet, Voltaire; von erzählenden Autoren 6, nämlich Daudet, Erckmann, de Maistre, Auswahl der Nouvelles, Souvestre, Töpffer, von Dichtern und Dramatikern Lafontaine und Scribe, endlich der Naturforscher Buffon. Überblickt man die Auswahl der in der Lektüre bevorzugten Schriftsteller, so benützten beide Klassen Voltaire und Michaud, von den modernen Erzählern Daudet, Erckmann und Souvestre; das Drama war in VII durch das Konversationslustspiel Scribes nur einmal vertreten.

In der 9. Klasse ist das Lesebuch fast gänzlich verschwunden; ich habe dort nur Plötz, Lect. chois. (5) und desselben Manuel (1) notiert. Dagegen schwillt die Masse der gelesenen Autoren zu einem gewaltigen Umfange an; denn es wurden traktiert:

a) Thiers (20), Mignet (18), Lanfrey (8), Sarcey (8), Ségur (8), Duruy (4), Guizot (3), Lamartine (3), Michaud (3), Montesquieu (3), Dumas: Napoleon I. (2), Taine (2), Voltaire (2), und je einmal: Barante, Barrau: Histoire de la Révolution, Époques de l'histoire franç. (Glauning), Michelet, Rollin, Thierry, Villemain: Histoire du Protectorat de Cromwell, zusammen zwanzig Autoren.

b) Daudet (7), de Staël (7), Souvestre (6), de Maistre (5), Töpffer (3), Ampère (2), Lamartine (Orient) (2), Montesquieu: Lettres persanes (2), und je einmal: Chateaubriand, Cherbuliez, Coppée, Erckmann, Ferry: Nouvelles mexicaines, Halévy: Invasion, Nouvelles (Auswahl), Verne: Le Tour du Monde. Hier reihe ich noch an die Reden Mirabeaus (4), die Briefe der Me. de Sévigné (1), ebenso je einmal Dhombres: Biographies und Cuvier: Discours sur les révolutions d. l. surface du globe; endlich Précis de l. littérat. franç. von Lange (4); in Summe einundzwanzig Autoren.

c) Molière (31), Racine (23), Corneille (9), Sandeau (8), Scribe (8), Hugo (Gedichte und Hernani) (4), Lafontaine (4), Delavigne (2), Voltaire (2), und je einmal Balzac: Mercadet, Béranger, Le Drame, (Auswahl von Saure), Piron: Métromanie und Ponsard: L'Honneur et l'argent; zusammen vierzehn Autoren.

Gesamtsumme der in der 9. Klasse gelesenen Autoren: 55.

Auswahl der meistgelesenen Autoren:

a) Thiers, Mignet, Sarcey, Lanfrey, Ségur.
b) Daudet, Staël, Souvestre, de Maistre.
c) Molière, Racine, Corneille, Sandeau, Scribe.

Von den Dichtern und besonders den Dramatikern wurde die Mehrzahl, nämlich 12, in Klasse VIII und IX gelesen; in IX kamen nur vereinzelt Piron und die Tragödien Voltaires dazu, während Beaumarchais und Feuillet wegfielen. Auch die Liste der Historiker gibt in beiden Klassen ungefähr dasselbe Bild: 14 werden in beiden Klassen behandelt, und nur Barrau, Dumas, Guizot und Villemain treten in IX neu hinzu. Sieben dieser Geschichtsschreiber werden bereits in Klasse VII gelesen. Von den 21 belletristischen Autoren treffen wir 13 auch in Klasse VIII, 8 auch in Klasse VII. Es ergibt sich daher als

Gesamtzahl der im Gymnasium gelesenen Autoren etwa 56, und zwar a) etwa 20, b) etwa 21, c) etwa 15. Die Zahlen haben sich etwas reduziert, da eine Anzahl Autoren in den drei oberen Klassen gelesen wurde.

Schon aus dem Vorstehenden läfst sich eine gewisse Norm für die Auswahl der Schriftsteller geben, wie sie praktisch gehandhabt wird. Feststehende Schullektüre ist von den Historikern aufser Voltaire mit Charles XII und Siècle de Louis XIV: Mignet, der Schilderer der grofsen Revolution, Thiers, der Bewunderer Napoleons und Schöpfer der kaiserlichen Legende, Ségur, der der französischen Tapferkeit ein romantisches Epos in Prosa schreibt. Neben diesen sogenannten „Klassikern der Schultradition" haben sich aufser Michaud fest eingebürgert Lanfrey, der Hyperkritiker und Detrectator des grofsen Korsen, und Sarceys Siège de Paris aus dem jüngsten Krieg. Aufserdem finden sich geschichtliche und biographische Darstellungen der verschiedensten Stoffe, allerdings meist auf französischem Gebiete, bis auf Taine, den modernen Tacitus der Franzosen (Origines etc.); aktuelles Interesse läfst dann und wann einzelne Stoffe besonders hervortreten, so die Entdeckung Amerikas wegen der Zentenarfeier im Jahre 1892.

Noch mehr als bei der geschichtlichen Lektüre macht sich bei der fiktiven Prosa jener Fortschritt geltend, der auch in der Schulordnung von 1891 betont wird: Die Bevorzugung guter Autoren aus der neuesten Zeit. Mit Vorliebe werden gewählt die Schriften der populären Volksschriftsteller Erckmann und Chatrian, sowie die gemütvollen und doch realistischen Erzählungen und Skizzen Daudets; daneben behalten ihre Beliebtheit De Maistre, Souvestre und Töpffer. Aufser diesen ‚standard authors', wenn wir sie so nennen wollen, findet

sich gerade in dieser Sparte eine Musterkarte der verschiedensten Stilarten, Dichtungsarten und Autorenprofile, von Lesage und Montesquieu bis auf François Coppée und Theuriet. In Abteilung c) gruppiert sich das Hauptinteresse auf die 3 Klassiker Corneille, Racine und Molière, und die zwei Vertreter guter Lustspiel-Prosa Sandeau und Scribe. An einer Anstalt wurde der Versuch gemacht, in jedem Jahre einen zusammenhängenden Abrifs der französischen Literaturgeschichte zu lesen, an einer andern der, an der Hand von Wershofens Auswahl, von Klasse zu Klasse fortgeführt, eine Einführung in kleinere Dichtungen zu geben.

II.

Nach dieser Feststellung des vorliegenden Materials will ich im folgenden versuchen, dasselbe zu verarbeiten und die sich ergebenden Folgerungen daraus zu ziehen, sowie endlich mit eigenen Vorschlägen einzutreten, gestützt auf persönliche Erfahrung und die Beobachtungen anderer; zugleich ergeht an die Fachgenossen die Bitte, ihrerseits durch Vorschläge und Auslassungen zur Klärung der Frage beizutragen. Von denen, die letztere in diesen Blättern schon berührt haben, führt Ott[1]) ein Hauptziel der Lektüre an, „die Erschliefsung des geistigen Lebens des betr. Kulturvolkes“ und stellt eine Art allgemeinen Kanon auf, mit dem ich vollständig übereinstimme: „Das Gymnasium mufs seine Schüler in das Verständnis eines der hervorragendsten Vertreter der historischen, dramatischen, erzählenden und lyrischen Literatur einführen.“ Richtig ist, was Eidam[2]) über Corneille, Racine, Molière, Lafontaine und Béranger bemerkt; er weist besonders auf die sinnigen Erzählungen Souvestres, auf Mignet, Thiers, Lanfrey als wertvolle Stoffe hin. In pessimistischer Weise äufsert sich Wohlfahrt[3]): „Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit läfst sich kein Kanon praktisch durchführen; man mufs darauf verzichten, die Schüler auch nur mit den hervorragendsten Werken der gröfseren literarischen Gattungen oder den bedeutendsten Autoren seit Ludwig XIV. bekannt zu machen.“ Die minimale Stundenzahl ist allerdings ein grofses Hemmnis, aber die letzte Behauptung erkenne ich nicht in ihrer ganzen Schwere an, da sie von den Kollegen seit einer Reihe von Jahren vielfach durch die Praxis widerlegt ist. Wenn dem so wäre, so würde er den Ausspruch Christs[4]) als berechtigt anerkennen, der den Neuphilologen wieder auf den Standpunkt des ci-devant „Sprachlehrers“ zurückweist: „Für die ästhetische und literarische Bildung unserer Jugend ist ein tieferes Eingehen auf die französische Literatur nicht angezeigt.“ (Die Berechtigung des Französischen beruhe nur darauf, dafs es „die Hauptsprache des internationalen Verkehrs, teilweise auch der Konversation in den höheren Gesellschafts-

[1]) Band XXIII.: Die neueren Sprachen in den bayr. Studienanstalten, p. 193 ff.
[2]) Band XXVII, p. 87 ff.
[3]) Band XXVIII, p. 161 ff.
[4]) Grundlinien für eine Reform der Gymnasien Bayerns. Allgem. Ztg. 1890, Beilage 362.

kreisen ist.“) Abgesehen von dem Umstand, dafs die Hauptsprache des internationalen Verkehrs das Englische[1]) ist, wird gerade in unseren Tagen, um nur einen Einwand anzuführen, hervorgehoben, dafs das humanistische Gymnasium keine Fachschule ist, sondern dem jungen Mann eine höhere allgemeine Bildung fürs Leben verleiht. Um den Grofskaufmann und Industriellen, den angehenden Konsulatsbeamten und Diplomaten im Französischen auszubilden, schickt man ihn ein Halbjahr nach Nancy, Genf oder Lausanne, nachdem er die grammatikalischen Kenntnisse einer Mittelschule intus hat: er ist dann für „den internationalen Verkehr und die Konversation in den höheren Gesellschaftskreisen“ gerüstet. Aber für den jungen Mann, der das Gymnasium verläfst, sollte jene Literatur, die fast 200 Jahre die deutsche beherrscht hat, zwischen der und der unsrigen ununterbrochene Wechselbeziehungen sich ergeben, von den Tagen eines Lessing, Schiller und Goethe bis auf unsere Zeit, die ein anerkannter Faktor der modernen Kultur ist, ein leeres Blatt sein? Er soll Molière nicht kennen, eine ebenso anerkannte Leuchte der Weltliteratur wie Goethe und Shakespeare? Wie soll ihm, um von vielen Punkten nur einzelne zu erwähnen, ein richtiges Verständnis der neueren Geschichte, speziell der Kulturgeschichte werden, wenn er nie einen französischen Autor über Ursache und Verlauf der Revolution, über den Ringkampf der Nationen unter Napoleon I. oder über die Ereignisse vor 25 Jahren gelesen hat? Von der Belletristik des Nachbarvolkes auf jedem Gebiete zu schweigen, deren Kenntnis der Engländer wie der Italiener, der Amerikaner wie der Deutsche für ein Erfordernis seiner allgemeinen Bildung hält. Gerade wer die klassische Kultur der Griechen und Römer und deren Literatur hochschätzt, wird die Fortsetzung und Ergänzung derselben durch die romanische für das Gymnasialstudium, natürlich immer in der gebotenen Beschränkung, als notwendig erkennen. Wohl soll der Lehrer des Französischen auch den Laut und die Konversation im Unterricht pflegen, soweit es Zeit und Umstände gestatten, aber der Hauptzweck ist für den Gymnasialunterricht unsres Erachtens der, den die Worte Otts oben aussprechen.

Die Gesichtspunkte, von denen man bei der Auswahl der Lektüre ausgehen kann, sind sehr mannigfache, und Münch[2]) hat eine Reihe derselben beleuchtet; so könnte man diese nach derjenigen der lateinischen und griechischen Klafslektüre modeln, oder der eine fordert das Klassische, ein anderer das Vollendetste aus verschiedenen Zeiten und Gattungen, ein dritter das Charakteristische der Nationalliteratur. Der Ausgangspunkt, den man heutzutage wohl ziemlich allgemein anerkennen wird, dürfte sich in der Frage darstellen: Was führt am besten in das Volkstum, in die Eigenart des Volkes und seine konkreten Gestaltungen ein? Oder: Was macht mit der fremden Nationalität am besten vertraut? In diesem Falle ist freilich das Zurückgehen auf wenige kanonische Werke be-

[1]) Vergl. Arnold Schröer in den Preufs. Jahrbüchern, Band 72, p. 1 ff.: „Über die Einführung einer Weltsprache in den Unterricht“.

[2]) a. a. O. p. 43, 45.

sonders schwer, und ich möchte lieber, wenn der Ausdruck statthaft ist, kanonische Gruppen für die einzelnen Stufen aufstellen. Dazu kommt noch, dafs keine so enge Begrenzung möglich ist, wie bei den alten Sprachen, wo das Material abgeschlossen vorliegt; es mufs deshalb eine gröfsere Auswahl aufgestellt und auch der Individualität des Lehrers Spielraum gelassen werden. Trotzdem läfst sich bei dem „kolossalen Wirrwarr", den die Masse der Schulausgaben bietet, eine wünschenswerte Stufenfolge vorschlagen, um zu grofse Willkür zu vermeiden, und es läfst sich neben einer freistehenden Auswahl eine Reihe geeigneter Werke für jede Klasse geben.

VI. Klasse.

Im Sommersemester: Eine Erzählung, die ins tägliche Leben, in den Wort- und Phrasenschatz der gegenwärtigen Sprache einführt. Also Daudet, Erckmann-Chatrian, Souvestre, de Maistre und andere. Dafs man mit der Lektüre möglichst früh beginnen soll, ist eine immer mehr betonte Forderung, und für das Ziel, das der Betrieb des Französischen am Gymnasium nach unserer Auffassung im Auge haben soll, von besonderem Werte. Der Stil soll leicht verständlich, ohne besondere Schwierigkeiten, und die Ausgabe für diese Stufe möglichst bequem sein, dafs der Schüler durch das Wälzen des Wörterbuches nicht die Freude am Lesen verliere. Doch wäre für den Anschauungskreis des Schülers in VI allzu kindlicher Stoff zu vermeiden, von Gallands Mille et Une Nuit bis auf Brunos chauvinistisch gefärbte Tour de la France. Ein anderer zu beachtender Punkt wäre der, in VI absichtlich keinen Historiker, sondern ein Bild aus dem modernen Leben zu wählen, um auch in der Lektüre den Gegensatz zwischen dem Betrieb der alten und modernen Sprachen vor Augen zu führen, der bei letzteren ein anderer sein und manches vermeiden soll, was dort vollauf berechtigt ist.

VII. Klasse.

Im Wintersemester: Ein leichter Historiker oder eine geschichtliche Erzählung, die Land und Leute schildert; also Duruy, Michaud, Michelet (Précis), Ségur, Thiers u. s. w. Oder Daudet, Erckmann, Halévy, Theuriet und andere. Die Berechtigung des Historikers für diese Stufe wird man nicht zu begründen brauchen, und besonders werden die Darstellungen eines Ségur und Thiers aus der Zeit des 1. Kaiserreichs immer das Interesse der Jugend erwecken. Für Voltaires Siècle de Louis XIV. wählt man jetzt häufig den gleichen Abschnitt aus Duruys Geschichtswerk, aus Michaud bevorzugt man neuerdings in richtiger Weise die Kapitel: „Influence et Résultats des Croisades" und „Moeurs et Coutumes des Croisades". Im übrigen verdient die Forderung thunlichst Berücksichtigung, in französischer Sprache französische Geschichte zu lesen, die sich ja vielfach mit der anderer Nationen berührt. Bei den Erzählern denke ich vor allen an Erckmann-Chatrians so beliebte Conscrit, Waterloo, Campagne de Mayence, Invasion etc., die für den Schüler in viel wirksamerer

Weise ein Bild der Zeitumstände geben, wie umfangreiche geschichtliche Monographien.[1]) Sehr passend lesen sich in dieser Klasse auch populäre Schilderungen aus dem Kriege vor 25 Jahren, wie z. B. Halévy, L'Invasion oder Erckmann, Histoire du Plébiscite, sowie Daudets Skizzen aus dieser Zeit.

Im Sommersemester: Ein gutes modernes Drama in Prosa zur Einführung in die Konversation; also etwa Feuillet, Sandeau und Scribe. Die Auswahl ist hier wegen mannigfaltiger Bedenken keine grofse; vielleicht wäre auch Molières l'Avare als Prosastück hieher zu nehmen. Abgesehen von ausgewählten Stücken Scribes kommen in Betracht Sandeaus Mademoiselle de la Seiglière, la Pierre de Touche von Augier et Sandeau, und von denselben Le Gendre de M. Poirier; endlich von Feuillet Le Village und Le Roman d'un jeune homme pauvre.

VIII. Klasse.

Im Wintersemester: Ein schwererer Prosaiker, von Historikern etwa Barante, Barrau, Guizot, Lanfrey, Taine, Villemain; von anderen vielleicht Ampère, Cherbuliez, Despois (Le Théâtre français sous Louis XIV.), Ducamp (Paris, ses organes etc.), Mérimée, Mirabeau, Reclus (En France) und verschiedene andere. Barraus Histoire de la Révolution ist schon weiter oben angeführt worden, von Guizot denke ich hier an eine Auswahl aus „Histoire de la civilisation", die schon eine ziemliche Reife des Urteils und geschichtliche Kenntnisse voraussetzt, von Villemain historische oder literargeschichtliche Kapitel; aus Taines „Origines de la France contemporaine" gibt es schon einzelne praktisch gewählte Auszüge für Schulzwecke.

Im Sommersemester: Die Tragiker Corneille, Racine und Victor Hugo mit Hernani und Ruy Blas; oder aber die Fabeln Lafontaines. Bei diesem Vorschlag stimme ich wieder bezüglich zweier Punkte mit Münch überein, nämlich man solle die grofsen Tragödiendichter schon vor der Oberklasse lesen, und jede Schülergeneration solle nur ein Trauerspiel lesen; die Gründe hiefür sind wohl ziemlich einleuchtend. Dagegen sehe ich nicht ein, warum nicht hie und da die romantischen Dramen Hugo's gelesen werden sollen, die ja heute noch auf dem Théâtre-Français aufgeführt werden. Ist ja von deutschen Dichtern auch Grillparzer, der mit Hugo manches gemein hat, zum Schulklassiker erhoben worden. Über Lafontaines Wert für höhere Klassen sind in jüngster Zeit gewichtige Stimmen laut geworden. Von Corneille wären wohl als geeignet Le Cid, Horace und Cinna zu bestimmen, von Racine Andromaque, Athalie, Britannicus, Phèdre, die nämlichen Stücke mit Ausnahme von Britannicus, die die bayr. Prüfungsordnung für Neuphilologen als geforderte Lektüre bezeichnet hat.

---

[1]) Vergl. hierüber auch Stich, „Bemerkungen zum Geschichtsunterricht", in dieser Zeitschr., Band XXXI, p. 79.

IX. Klasse.

Im Wintersemester: Molière. Bei dieser Klasse empfiehlt es sich aus praktischen Gründen, die Lektüre des Dichters auf das Wintersemester zu verlegen, damit durch die Lektüre eines guten Prosaikers im Sommer für die schriftliche Prüfung vorgearbeitet werde, zugleich und neben den stilistischen Übungen. Über die Wahl Molières als Krone der französischen Lektüre dürfte es unnötig sein, hier sich zu verbreiten. Zur Auswahl stünden nach obigem Kanon Les Précieuses, Tartuffe, Misanthrope, Avare, Femmes savantes.

Im Sommersemester: Siehe die Autoren für das Wintersemester in VIII. Wie es schon schwierig ist, für die unteren Klassen geeignete Texte als nur für diese geeignet zu bezeichnen, so ist es geradezu unmöglich, zwischen den Autoren für die VIII. und IX. Klasse eine Scheidung zu treffen, und es ist den Bedürfnissen der Klasse zu überlassen, in welcher Aufeinanderfolge sie gelesen werden. Doch scheinen mir schwierigere Darstellungen aus der neuesten Geschichte mehr für die oberste Klasse geeignet, wie der vielgelesene Sarcey, Siège de Paris und D'Hérisson, Journal d'un officier d'ordonnance, teils zur Ergänzung des Geschichtsunterrichtes, teils wegen der relativ gröfseren Reife des Schülermaterials.

Eine Streitfrage habe ich noch nicht erwähnt, nämlich die Berechtigung des Lesebuches neben oder gegenüber dem Einzelschriftsteller. Die Vorzüge und Nachteile des einen und des andern gegenseitig abzuwägen, würde hier zu weit führen; für das Gymnasium wird die Frage in diesem Zusammenhange ziemlich hinfällig, da die in Bayern eingeführten Übungsbücher fast durchgängig französische Stücke als Ersatz für die ersteren enthalten.

In Bezug auf die hier vorgeführten Schul-Schriftsteller und deren Bewältigung kommen natürlich Zeit, Schülermaterial und andere Umstände in Betracht. Nicht unangebracht dürfte z. B. auch sein, wenn die Privat-Lektüre hie und da helfend und fortsetzend eingriffe, natürlich nur dann, wenn dadurch den Fortschritten in anderen Fächern kein Hemmnis bereitet wird. So könnte gewifs kein Schaden darin gefunden werden, wenn der Schüler 10 bis 20 Seiten des französischen Autors während der Osterferien durchnimmt oder einen oder zwei Akte eines Dramas in den grofsen Herbstferien, die dann in 3 bis 5 Stunden des folgenden Semesters kontrolliert und besprochen würden. Jedenfalls nimmt der Absolvent als Resultat der Lektüre im Französischen vom Gymnasium folgenden Gewinn mit:

Er hat durch die modernen Erzähler und Dramatiker einen Einblick in das Kulturleben Frankreichs gewonnen; er hat durch das Studium mindestens zweier Historiker dessen Darstellungsweise, die Eigenart der französischen Anschauung in Bezug auf geschichtliche Ereignisse und diese selbst genau kennen gelernt, besonders auch in der Spezialität der Kriegsgeschichte; er hat zur Erweiterung seines ästhetischen Gesichtskreises und seiner allgemeinen Bildung nach den altsprachlichen

und den deutschen Klassikern auch einen klassischen Tragiker der Franzosen und den universellen Molière sich näher angesehen, der auf seinem Gebiete von allen Nationen als Meister anerkannt wird.

Freilich bleibt für den französischen Fachlehrer am Gymnasium zu einer wirklich ersprießlichen Gestaltung des Unterrichts das viel besprochene desideratum, das schon so oft durch die Statistik (französische Stundenzahl im Gymnasium: Hessen 21, Preufsen 19, Sachsen 18, Württemberg 18, Bayern 10) als notwendig erwiesen wurde, dem vor einigen Jahren die weit überwiegende Mehrzahl der klassischen Philologen zugestimmt und dadurch anerkannt hat, dafs seine Erfüllung ohne Beeinträchtigung der anderen Lehrfächer möglich sei: Die Hinzufügung je einer dritten Stunde für die beiden oberen Klassen, ein gewifs nicht unbescheidener Wunsch. Dafs auch dieser in nicht allzuferner Zukunft erfüllt werden kann, nachdem auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts seit 20 Jahren sich so vieles zum Besseren gestaltet hat, erinnere ich die Fachgenossen an den Refrain des Sängers Deor, des Barden der Heodeninge, aber nicht im resignierten Sinne des Dichters, sondern im hoffnungsvollen:

þaes ofereode, þisses swâ maeg.

Zweibrücken. Richard Ackermann.

Zwei Jahre Erfahrungen mit dem französischen Übungsbuch[1]) für Gymnasien von Dr. Breymann und Dr. Moeller.

Seit Vietor unter dem Pseudonym Quousque tandem (1882) der immer allgemeiner gewordenen Überzeugung, dafs der alte Weg nicht zum Ziele führe, so kräftigen Ausdruck verliehen, ist auf dem Gebiete der Methodik des neusprachlichen Unterrichtes eine tiefe und breite Bewegung[2]) entstanden, deren Ergebnis die „neue Methode“ ist. Während die alte Methode, sich an den lateinischen und griechischen Unterricht anlehnend, die Grammatik zur Hauptsache machte und deduktiv verfuhr, folgt die neue Methode, grofses Gewicht auf Lautrichtigkeit legend, dem induktiven Wege und weist der Grammatik eine nur helfende Rolle zu; sie will die aktuelle, konkrete Sprache vermitteln, das fremde Land und sein Volk in seiner Eigenart dem Lernenden erschliefsen.

Diese Methode in ihrer radikalen Form in ein bayerisches hum. Gymnasium einführen zu wollen, fällt wohl nicht leicht jemanden ein, aber das anerkannt Gute derselben zu ignorieren, wird in Zukunft ebenso unmöglich sein. Tüchtige lautliche Schulung, möglichste Beschränkung des grammatischen Lernstoffes, die Lektüre zum Mittelpunkt des Unterrichtes machen, das Übersetzen in die fremde Sprache

[1]) Übungsbuch ist der Titel des ganzen, aus Grammatik und Übungsbuch bestehenden Lehrbuches.

[2]) S. Breymann, die neusprachliche Reform-Literatur.

nur als Mittel zur Befestigung der grammatischen Formen und Gesetze verwenden, das sind Leitsätze, die man in einem neusprachlichen Lehrbuche nicht leicht mehr wird missen wollen. Und diesen leitenden Ideen sind Breymann-Moeller in ihrem „Übungsbuch" gefolgt.

Wie hat sich nun die von den Verfassern gebotene Ausführung des durch diese Hauptgedanken gekennzeichneten Systems bisher bewährt?

Die Lautlehre, auf jede wissenschaftliche Darstellung lautphysiologischer Vorgänge mit Recht verzichtend und nur das Notwendige bietend, hat den Erfordernissen einer gründlichen lautlichen Schulung vollständig entsprochen. Von gutem Erfolge ist die starke Betonung des Lesens nach Wortgruppen, worin der Schlüssel zum Verstehen des gesprochenen Französisch liegt. — Die Lauttafel (Gr. § 4) ist zu umständlich; die Anweisung über die Bindung (Gr. § 5) könnte präziser sein, auch die Frage nach dem Lautwerte des e ist nicht in einer jeden Zweifel ausschliefsenden Weise behandelt.

Die Flexionslehre der Grammatik hat sich durchweg gut bewährt. Breymann hat hier viel lästigen Ballast über Bord geworfen und kleidet das Notwendige in eine knappe, das Verschiedene scharf unterscheidende Form. Dafs das Verbum an den Anfang gestellt ist, gibt dem Unterrichte Freiheit und Leben, erhöht den Mut und den Eifer der Schüler. In das frühere Gewirr der sogenannten unregelmäfsigen Verba ist Ordnung gebracht und ein Blick in die gröfstenteils gesetzmäfsige Bildung ihrer Formen gewährt. Im einzelnen wäre vielleicht nur zu wünschen, dafs die Bezeichnung „Teilartikel", welche manchmal irrige Vorstellungen hervorruft, vermieden, aus praktischen Gründen die Einteilung der Fürwörter in „tonlose" und „betonte" auf die Personalpronomia beschränkt und sonst durch die Unterscheidung in „adjektivische" und „substantivische" ersetzt würde, sowie dafs der Abschnitt: Verba mit veränderlichem Stamme (§ 29) teilweise einfacher gefafst würde.

Im Übungsbuche, welches ja für den Unterricht von weit gröfserer Wichtigkeit ist, als die Grammatik, hat das französische Lesestück die führende Rolle. Durch Übersetzen, Rückübersetzen, Nacherzählen, Zerlegen in Fragen und Antworten „in Bewegung gesetzt", mufs dasselbe ganz zum geistigen Eigentum des Schülers werden. Unerläfslich ist ihm grofse Einfachheit der Sprache, besonders im ersten Stadium des Unterrichtes. Bedauerlicher Weise fehlt diese Eigenschaft manchen Stücken, und den ersten verhältnismäfsig am meisten. Da hiezu noch kommt, dafs Kapitel I, 1 (§ 27 — § 36) ziemlich hohe Anforderungen stellt, so ist die Aufgabe des Lehrers beim Beginne des Unterrichtes keine leichte, jedoch kommen die Schüler bei entsprechender Vorsicht desselben gefahrlos um diese Klippe herum, deren Beseitigung für die Zukunft immerhin dringend zu wünschen ist. Dem Inhalte nach bedeuten diese Lesestücke allerdings einen grofsen Fortschritt, wenn man sie mit den so häufig trivialen Sätzen früherer Lehrbücher vergleicht, aber dafs ihre Wahl durchweg eine glückliche wäre, läfst sich nicht behaupten. So sind die Stücke

naturgeschichtlichen Inhalts — § 74 ausgenommen — unbrauchbar für ein Gymnasium. Zu wünschen wäre eine stärkere Verwertung der Landes- und Kulturgeschichte, vielleicht auch der Geographie Frankreichs. Die Zahl der Stücke müfste vermehrt werden.

Die Erfahrungen mit dem französischen Lesestücke an sich haben in den beiden Jahren sehr befriedigt. Gesteigertes Interesse und erhöhte Lernfreude waren unverkennbar, die Aussprache wurde fast allgemein eine fliefsendere, die Fähigkeit, die Sprache mündlich zu gebrauchen, eine gesteigerte.

Zur Einübung des grammatischen Stoffes enthält jedes Kapitel eine Anzahl von „Übungen". Dieselben sind verschieden gestaltet, sehr häufig mufs die einschlägige grammatische Erscheinung im Rahmen eines ganzen Satzes geübt werden. Von diesen Übungen konnte kein ausgiebiger Gebrauch gemacht werden aus Mangel an Zeit; immerhin erwiesen sich die mündlichen Konjugationsübungen in ganzen Sätzen als besonders geeignet, die schweren Zungen möglichst zu lösen.

Die Übersetzungen, welche sich inhaltlich an die Lesestücke anschliefsen, zuweilen auch deren Fortsetzung bilden, sind zum teil zu schwierig und lassen die nötige methodische Durcharbeitung vermissen. Wenn auch die Forderung nicht unberechtigt sein mag, dafs der Lehrer im voraus die gröfseren Schwierigkeiten gemeinschaftlich mit den Schülern löse, so dürften in unserm Falle diese Schwierigkeiten nur ganz vereinzelte sein, da aufserdem die erforderliche Zeit nicht zu gebote steht. Die zusammenhängende Form ist bei Übersetzungen ins Französische, besonders im ersten Jahre, wohl keineswegs unerläfslich; Einzelsätze, die in logischer Reihenfolge den Inhalt des Lesestückes wiedergeben, dürften gar nicht unerwünscht sein. Wenn auch durch die oben angedeutete Behandlung des Lesestückes Übersetzungen bis zu einem gewissen Grade entbehrlich werden, so kann man auf dieselben doch nicht verzichten schon mit Rücksicht auf die Schulordnung, und deshalb wird sich eine Vereinfachung und auch stellenweise Vermehrung dieser Übungen bei einer Neuauflage nicht umgehen lassen.

Von den unter der Bezeichnung Le français de tous les jours eingestreuten Phrasen konnte der Unterricht fast keinen Gebrauch machen. Dankbar würden die Lernenden es begrüfsen, wenn eine Anzahl von Redewendungen aus dem Alltagsleben, etwa in einem Anhange, zu kleinen Lesestücken verarbeitet wäre.

Der Schulordnung entsprechend folgt auf die Flexionslehre noch „Einiges aus der Syntax": Die Arten des Verbs, Tempora, Modi, Infinitiv. Die Darstellung der Tempora und der Modi ist den Bedürfnissen des Unterrichtes gut angepafst, wenn auch in einigen Punkten die Rücksicht auf Wissenschaftlichkeit die Praxis zu kurz kommen läfst, was beim Infinitiv in gröfserem Mafse der Fall ist. Die Übungen über die Modi sind nicht ausreichend, jene über den Infinitiv teilweise schwierig und wenig instruktiv.

Wenn am Schlusse eine Reihe kleiner Gedichte, sowie eine Zahl von leichten, französischen Lesestücken angefügt wären, so würde das

Buch auch allen Erfordernissen eines Lesebuches für die beiden untern Klassen im Sinne der Schulordnung (§ 12 Abs. 3) gerecht werden.

Ich fasse zusammen: Das System hat sich gut bewährt, die methodische Ausführung desselben ist verbesserungsbedürftig, wenn auch der Unterricht mit ihr wohl zum Ziele gelangen kann.

Noch ein Wort über das Mafs der Unterrichtszeit. Die Vereinfachung des grammatischen Stoffes macht es möglich, unter nicht besonders ungünstigen Verhältnissen das Buch in der sechsten und siebenten Klasse gründlich und ohne Hast durchzuarbeiten. Nun ist aber die achte Klasse durch die Syntax, die neunte durch die Vorbereitung auf die zuweilen schwierige Übersetzung beim Absolutorium so belastet, dafs selbst für die Lektüre nur ein spärlicher Raum übrig bleibt; Übungen im mündlichen Gebrauche der Sprache können nur in gröfseren Zwischenräumen versucht werden. So wird der auf diesem Gebiete des Unterrichtes so mühsam erarbeitete Gewinn aus Mangel an Übung wieder verloren gehen, wie es bisher geschah. Eine dritte Stunde in der achten Klasse könnte diese entmutigende Thatsache wohl beseitigen. Die Überzeugung, dafs dieser Wunsch noch lange ein sehr frommer bleiben wird, darf nicht abhalten, ihn auszusprechen. Würde dann noch die Übersetzung beim Absolutorium beständig in solchen Grenzen gehalten, dafs sie nur eine Kontrolle über die grammatischen Kenntnisse und den nötigen Wortschatz in näher zu bestimmenden Gebieten wäre, so würde auch mehr Platz für die Lektüre frei werden, und der französische Unterricht an den hum. Gymnasien könnte aufatmen und des Lebens froher werden.

Landshut. Dr. Ott.

Der mathematische Lehrstoff der sechsten Klasse der bayerischen Gymnasien.

Für den Mathematikunterricht der sechsten Gymnasialklasse schreibt die Schulordnung vom 23. Juli 1891 — Ministerialblatt vom Jahre 1891 Nr. 20 § 13 Ziffer 10 — folgenden Lehrstoff vor:

a) Algebra. Potenzen und Wurzeln; Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten; Übungen namentlich auch im Auflösen von Textgleichungen.

b) Planimetrie. Vielecke; Flächenmessung und Gleichheit, Proportionalität und Ähnlichkeit geradliniger Figuren; Übungsaufgaben und Konstruktionen.

Eine kleine Änderung erlitt diese Vorschrift durch Ziffer 45 der zu dieser Schulordnung gehörigen Instruktion, welch' letztere vom 23. Juli 1891 datiert ist, aber erst im August 1893 veröffentlicht wurde. Dieselbe lautet:

> Beim Vollzuge der lit. b ist fortan so zu verfahren, dafs die Flächenmessung nach der Gleichheit und Proportionalität der geradlinigen Figuren behandelt wird.

Endlich enthält die nämliche Instruktion unter Ziffer 8 folgende allgemeine Bestimmung:

> Hinsichtlich des Lehrzieles der einzelnen Fächer ist in allen Klassen genau die Reihenfolge einzuhalten, in welcher die Schulordnung die einzelnen Bestandteile des betreffenden Lehrzieles aufzählt.

Dieser Anordnung gemäfs darf die Gleichungslehre erst dann begonnen werden, wenn die Lehre von den Potenzen und Wurzeln zu Ende geführt ist. Nun stellt aber zweifellos die Lehre von den Gleichungen des ersten Grades an die Fassungskraft der Schüler viel geringere Anforderungen als der andere Teil des Algebralehrstoffes, die Lehre von den Potenzen und Wurzeln. Mit Recht wurde deshalb früher, vor der Veröffentlichung der Instruktion und auch unter der früheren Schulordnung, von vielen Lehrern die Gleichungslehre am Anfang des Schuljahres durchgenommen und erst später die schwierigere Lehre von den Potenzen und Wurzeln behandelt. Auf diese Weise wurden verschiedene Vorteile erzielt.

Den aus der fünften in die sechste Klasse eintretenden Schülern fehlt nämlich, woran nicht zum geringsten Teile die lange Ferienzeit die Schuld trägt, eine genügende Fertigkeit im Buchstabenrechnen. Soll auf einem soliden Grunde weiter gebaut werden, so ist eine eingehende Übung des algebraischen Lehrstoffes der vorhergehenden Klasse nötig. Nichts ermüdet aber die Schüler mehr als eine ewige Wiederkehr von Summationen, Multiplikationen, Divisionen und Zerlegungen algebraischer Ausdrücke. Spielend dagegen üben dieselben den Algebralehrstoff des Vorjahres beim Auflösen der Gleichungen. Aufserdem bieten diese Übungen des Anregenden in Hülle und Fülle. Die Schüler haben bei Lösung einer jeden Aufgabe ein festes Ziel vor Augen: sind doch alle Rechnungsoperationen nur Mittel zu einem ganz bestimmten Zweck, nämlich zur Auffindung der unbekannten Gröfse. Dabei ist die Wahl der Rechnungsvornahmen vollkommen dem Ermessen des Schülers überlassen, der bestrebt sein mufs, auf möglichst einfachem Wege zum Ziele zu gelangen. Ist endlich dieses Ziel, die Bestimmung der Unbekannten, erreicht, so kommt eine weitere Arbeit, welche von neuem das Interesse des Schülers in Anspruch nimmt, nämlich die Probe, auf welche niemals verzichtet werden sollte.

Ist auf diese Weise eine gründliche Wiederholung des früheren Pensums und die nötige Rechenfertigkeit erzielt, so sind in der Zwischenzeit die Schüler umsoviel reifer geworden, dafs sie das abstrakte Pensum der Potenzen leichter auffassen und sich williger demselben widmen. Selbstverständlich empfiehlt es sich nunmehr (anfangs Dezember), Potenzlehre und Gleichungslehre nebeneinander hergehen zu lassen. Während auf diese Weise die Auflösung von Gleichungen — nach der Schulordnung soll den Textgleichungen besondere Sorgfalt gewidmet werden — im ganzen Schuljahre geübt wird, wird dasselbe mit dem schwierigsten Stoffe, der Wurzellehre, abgeschlossen, einem Stoffe, der den naturgemäfsen Anknüpfungspunkt für das Algebra-

pensum der siebenten Klasse enthält und der in der sechsten Klasse überhaupt nicht endgültig erledigt werden kann.

Wie aber gestaltet sich, wenn man den Vorschriften gemäfs mit der Potenzlehre den Unterricht beginnt, mit der Gleichungslehre schliefst, die Jahresarbeit der sechsten Klasse? Die unerläfsliche Wiederholung des Lehrstoffes des Vorjahres vermag es nicht, die Schüler zu erwärmen, weil denselben nichts Neues geboten werden kann. Sind auf diese Weise vier für Schüler und Lehrer unfreundliche Wochen verflossen. so beginnt eine neue, den Schülern wenig sympathische, weil zu abstrakte Disziplin, die Lehre von den Potenzen. Freilich treten dabei zwei Ausdrücke a^0 und a^{-r} auf, welche im stande sind, das Interesse der Schüler zu fesseln. Leider aber behandeln manche Lehrer gerade diesen Teil des Algebrapensums dieser Klasse sehr dürftig, wenn nicht gar unwissenschaftlich und rein mechanisch, um recht viel Zeit zu praktischen Übungen zu gewinnen.

Der Mangel an Anregung und die vielen geistlosen Aufgaben aus der Lehre der Potenzen bringen es mit sich, dafs sich der Schüler nach anderer, erquickenderer Kost sehnt. Und was wird ihm dann geboten? — die noch abstraktere Theorie der Wurzeln mit den so wenig anregenden Beweisen der Grundgesetze der Wurzelgröfsen und mit einer geradezu endlosen Reihe von Übungsaufgaben.

In diesem algebraischen Gebiet, welches die Entwickelung des Denk- und Vorstellungsvermögens des Schülers doch nur in sehr bescheidenem Mafse zu fördern vermag, wird unstreitig mit den Übungen des Guten zu viel gethan. Dagegen kommt auch hier die Theorie, nämlich die Entwickelung des Begriffes „irrationale Zahl“ nicht selten zu kurz. Keinesfalls sollte auf den Beweis des wichtigsten Satzes der ganzen Wurzellehre: „Eine Wurzel aus einer ganzen Zahl ist entweder selbst ganzzahlig, oder aber sie ist weder eine ganze Zahl noch ein Bruch“ verzichtet werden.

Wann aber darf nach der Schulordnung der Lehrer zum letzten Teil des algebraischen Jahrespensums übergehen? Nicht etwa, wenn er mit der Wurzellehre fertig ist, denn eine scharf gezogene Grenze existiert hier nicht, eine Grenze ist nur insoferne vorhanden, als der Lehrer endlich einmal mit den Übungen der Wurzelaufgaben aufhören mufs, um die Lehre von den Gleichungen des ersten Grades noch zu Ende führen zu können.

Nun hätte endlich der Lehrer ein Pensum, an dem auch die weniger talentierten Schüler gerne und fleifsig sich beteiligen würden, aber gewöhnlich fehlt es jetzt in der Klasse an der nötigen Zeit und an der Ruhe, um den schönen und dabei wichtigsten Lehrstoff, welcher gegenüber der Lehre von den Potenzen und Wurzeln noch den Vorzug besitzt, dafs er sich in viel höherem Grade zur geistigen Schulung eignet, vollständig und gründlich durchzuarbeiten. Mit dem Worte „vollständig“ soll nicht etwa gesagt sein, dafs recht viele Gleichungen gelöst werden sollen. Wie in allen anderen mathematischen Gebieten, so empfiehlt sich auch in der Gleichungslehre eine weise Beschränkung der Übungsaufgaben. Mit dem Worte „vollständig“ soll vielmehr aus-

gesprochen werden, dafs in der sechsten Klasse alle wesentlichen Teile der Lehre von den Gleichungen des ersten Grades, die Wurzelgleichungen mit eingeschlossen, durchzunehmen und die Lösung einer Anzahl möglichst verschiedenartiger, dem Verständnis der Schüler angepafster Textgleichungen recht gründlich zu entwickeln wären. In neuester Zeit hat die Gleichungslehre auch noch unter der für das Ende des sechsten Schuljahrs vorgeschriebenen gröfseren Prüfung zu leiden, welche von Ostern ab ein ruhiges, sicheres Arbeiten beeinträchtigt.

Das Vorhergehende läfst erkennen, dafs es im Interesse der Förderung des Unterrichtes liegt, das algebraische Lehrpensum der sechsten Klasse derart umzustellen, dafs im Unterrichte mit der Gleichungslehre begonnen, mit der Wurzellehre geschlossen wird. Während des ganzen Schuljahres ist aber neben dem Algebrastoff auch noch der Lehrstoff der Planimetrie, nämlich die Lehre von den Vielecken, die Lehre von der Gleichheit, der Proportionalität und der Messung der Flächen geradlinig begrenzter Figuren, endlich die Ähnlichkeitslehre der geradlinigen Figuren zu erledigen. Rechnet man nun für die Durchnahme der Vielecke und der Flächengleichheit volle sechs Wochen, sechs weitere Wochen für eine Wiederholung des geometrischen Lehrstoffes und für Übungen im Konstruieren, so mufs man sicher Mitte Dezember mit der Proportionalität der Flächen der geradlinigen Figuren beginnen. Will man aber diesen Lehrstoff klar und gründlich behandeln, so sind zuvor eingehend die Gesetze der Proportionen zu entwickeln, wozu wiederum die Kenntnis der Gleichungslehre nötig ist.

Die Lehre von der Verhältnisgleichheit der Figuren selbst stellt aber an die Gewandtheit in der Behandlung der Gleichungen fortdauernd hohe Anforderungen. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei auf den Satz vom Verhältnis der Flächen zweier Parallelogramme, welche den nämlichen spitzen Winkel haben, hingewiesen. Bezeichnet man mit I die Gröfse der Fläche des ersten Parallelogramms, dessen Seiten a_1 und b_1 sind, mit II die Fläche des zweiten Parallelogramms, dessen Seiten a_2 und b_2 sind, ist endlich III die Fläche des Hilfsparallelogramms, welches die Seiten a_1 und b_2 hat, so bestehen bekanntlich folgende zwei Proportionen

$$\mathrm{I} : \mathrm{III} = b_1 : b_2 \text{ und}$$
$$\mathrm{III} : \mathrm{II} = a_1 : a_2,$$

aus denen der Schüler III eliminieren mufs, um

$$\mathrm{I} : \mathrm{II} = (a_1 b_1) : (a_2 b_2)$$

zu erhalten. Und solche schwierige Aufgaben hat er zwischen Weihnachten und Ostern zu lösen, noch bevor ihm der Schulordnung gemäfs gelehrt werden darf, wie man die Gleichung

$$x + 3 = 5$$

auflöst.

Dieses einzige aus dem Geometriepensum genommene Beispiel zeigt zur genüge, dafs auch die alleinige Betrachtung des Geometrielehrstoffes es als unabweisbar erkennen läfst,

dafs die Gleichungslehre vor eingehender Behandlung der Potenzen und Wurzeln durchzunehmen sei.

Vielleicht macht ein Kollega geltend, dafs immerhin der Wunsch und das Bedürfnis bestehe, dafs die Schüler, wenn die Gleichungslehre begonnen wird, schon einige Kenntnisse der Potenzlehre besitzen. Selbstverständlich soll dies nicht bestritten werden, führt man ja oftmals schon in der fünften Klasse den Begriff „Potenz“ ein. Jedenfalls aber genügt es vollständig, wenn die Schüler ganz einfache Multiplikationen und Divisionen zweier Potenzen von derselben Grundzahl mit Verständnis ausführen können und zwar nur solcher Potenzen, deren Exponenten positive ganze Zahlen sind.

Auch den etwaigen Einwand, dafs die Gesetze der Proportionen den Schülern der sechsten Klasse deswegen schon geläufig seien, weil die Schulordnung für die vierte Klasse die Durchnahme der Proportionen vorschreibt, möchte ich von vorneherein beseitigen. Das, was die Schüler der vierten Klasse aus der Proportionslehre zu lernen haben, kann und darf doch nicht über den Begriff des Verhältnisses und der geometrischen Proportion sowie die Bestimmung des vierten Gliedes einer in Zahlen gegebenen Proportion hinausgehen. Äufsersten Falles ist noch der Satz, dafs zwei Proportionen durch Multiplikation je zweier entsprechender Glieder zu einer dritten verknüpft werden können, an Zahlenbeispielen zu erläutern und zu bestätigen; von einem Beweise kann auf dieser Stufe keine Rede sein. Pflicht des Mathematiklehrers der sechsten Klasse ist es deshalb, ehe er jenes Geometriepensum beginnt, welches eingehende Kenntnisse der Proportionslehre erfordert, die in der vierten Klasse begonnene Proportionslehre allgemein zu begründen und mit Hilfe der Gleichungslehre alle jene Sätze abzuleiten, welche im Gymnasialunterrichte Verwendung finden.

Nebenbei sei noch bemerkt, dafs Ziffer 45 der Instruktion wohl so aufzufassen ist, dafs bei Behandlung der Flächenlehre der geradlinigen Figuren zuerst die Gleichheit, dann die Verhältnisgleichheit und endlich die Messung der geradlinig begrenzten Flächen durchgenommen werden soll. Hieran schliefst sich nach wie vor die Verhältnisgleichheit (Proportionalität) der Strecken geradliniger Figuren und zuletzt die Ähnlichkeitslehre. Wie die Vorschrift augenblicklich lautet, könnte man vermuten — und eine Durchsicht der Jahresberichte bestätigt diese Vermutung — dafs die Flächenmessung erst nach der Verhältnisgleichheit von Strecken geradliniger Figuren zu behandeln sei.

Noch ein Punkt ist es, der bei der Besprechung des mathematischen Lehrstoffes der sechsten Klasse nicht unerwähnt bleiben darf. Nach der Schulordnung soll die Lehre vom Kreise erst in der siebenten Klasse behandelt werden, somit, so folgern manche Lehrer, ist eine eingehendere Durchnahme einzelner Kapitel der Kreislehre in der fünften und sechsten Klasse verboten. Diese Auffassung ist

geeignet, Unsicherheit in die Behandlung eines so wichtigen Lehrstoffes, wie dies die Kreislehre ist, zu bringen. Erfordern ja die für die fünfte und sechste Klasse vorgeschriebenen Übungen und Konstruktionen eine häufige Verwendung der Kreislinie, sogar der Schnitte von Kreislinie und Gerade, beziehungsweise zweier Kreislinien. Wenn sich also der Lehrer schon in diesen zwei Klassen mit dem Kreise beschäftigen mufs, dann sollte dies nicht blofs oberflächlich, sondern gründlich und wissenschaftlich geschehen. Dies kann aber nur durch eine Änderung der diesbezüglichen Vorschriften der Schulordnung erzielt werden, indem dieselben einen scharf abgegrenzten Teil der Kreislehre in das Geometriepensum der fünften und sechsten Klasse herübernehmen.

Aber noch aus einem andern Grunde dürfte sich diese Mafsnahme empfehlen. Ist es doch eine Thatsache, die von keinem Lehrer bestritten wird, dafs das mathematische Pensum der siebenten Klasse viel zu grofs ist, als dafs es in drei Wochenstunden erledigt werden könnte, wenn die Schüler in diese Klasse ohne alle Kenntnisse der Kreislehre eintreten.

In die fünfte Klasse dürfte die Entstehung der Kreislinie, die Kongruenz zweier mit gleichen Halbmessern beschriebenen Kreislinien und die Kongruenz jener zwei Teile eines Kreises aufzunehmen sein, welche man erhält, wenn man denselben längs eines Durchmessers durchschneidet. Ohne Beweis durchzunehmen, rein anschaulich zu erläutern wäre der Schnitt von Kreislinie und Gerade beziehungsweise von zwei Kreislinien. In der sechsten Klasse wären eingehend mathematisch zu behandeln die Lagen von Punkten gegenüber einem festen Kreise, die Lagen von Geraden gegenüber einem festen Kreise, die Sätze über Tangenten eines Kreises, über Sehnen und über die Centri- und Peripheriewinkel, so dafs mit dem geometrischen Orte: „der Ort für die Scheitel aller Winkel von gegebener Gröfse, deren Schenkel durch zwei feste Punkte gehen, ist u. s. w.“ abzuschliefsen wäre.

An Zeit zur gründlichen Durchnahme dieses Lehrstoffes in der fünften beziehungsweise sechsten Klasse fehlt es nicht, wohl aber gewinnt dadurch der Unterricht dieser zwei Klassen an Vertiefung und wird die siebente Klasse in höchst vorteilhafter Weise von Lehrstoff entlastet. Auch das dürfte ohne weitere Auseinandersetzung in die Augen springen, dafs durch die Annahme der sich auf die Kreislehre beziehenden Vorschläge das Geometriepensum für jene Schüler, welche nach dem Besuche der sechsten Klasse das Gymnasium verlassen, in viel besserer Weise abgerundet würde als bisher. Höchst sonderbar nimmt es sich wenigstens aus, wenn ein junger Mensch, welchem die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst zuerkannt wurde, von den Sätzen über die Kreistangente nichts weifs, geschweige denn, dafs er den Nachweis zu führen im stande ist, dafs eine Sehne die Kreislinie nicht in drei Punkten schneiden kann.

Nürnberg. Christoph Dietsch.

Über die Beförderungsverhältnisse der Gymnasiallehrer für Mathematik[1]).

Die Kgl. Staatsregierung hat dem gegenwärtig versammelten Budget-Landtage ein Postulat über die Umwandlung von 5 mathematischen Gymnasiallehrerstellen in Professorenstellen vorgelegt. Zur Unterstützung dieses Postulates wird die 2. von den drei „Übersichten“ dienen, welche unlängst einem Hefte dieser Zeitschrift beigegeben waren, und kürzlich durch den Ausschufs des G.-L.-V. zugleich mit einer darauf bezüglichen Petition dem Landtage vorgelegt wurden.

Wenn nun, wie wir hoffen, die erwähnten 5 Stellen genehmigt werden, so ist das ja wohl ein kleiner Schritt nach vorwärts; aber eine ausgiebige Besserung der Beförderungsverhältnisse der Mathematiker ist damit noch lange nicht erzielt. In der Hauptsache wird der Stand der Aussichten der gleiche bleiben wie bisher. Folgende Ausführungen sollen das beweisen.

I. Stellenverhältnis.

Unter sorgfältigster Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse sind als Avancementsposten für die math. Lehrkräfte an den k. Lyceen und staatlichen Mittelschulen Bayerns gegenwärtig aufzuzählen:

1. Lyceen (1 Rektorat, 4 Professuren)	5
2. Humanistische Gymnasien (Professuren) . .	40
3. Realgymnasien (2 Rektorate, 6 Professuren) . .	8
4. Industrieschulen (3 Rektorate, 6 Professuren) .	9
5. Realschulen (Rektorate mit Prof.-Rang) . . .	11[2])
Summa:	73

[1]) Als Grundlage für die folgenden Ausführungen diente eine Anzahl von Tabellen, welche alle math. Lehrstellen an den k. Lyceen und staatlichen Mittelschulen Bayerns, sowie sämtliche zur Zeit — 30. Nov. 1895 — an denselben wirkenden pragmatisch angestellten math. Lehrkräfte mit Namen und allen einschlägigen Daten aufführen. Diese Tabellen sollen auch in Zukunft evident gehalten werden.

[2]) In der Übersicht v. 31. XII. 94 sind unter den neugeschaffenen höheren Stellen die Realschulrektorate, die in den letzten Jahren mit Rang und Gehalt von Gymn.-Professoren ausgestattet wurden, nicht mitgezählt. Es geschah dies aus dem Grunde, weil diese Mafsregel, bei der grofsen Verschiedenheit ihrer Durchführung in den einzelnen Kreisen, nur schwer in Zahlen zu fassende Anhaltspunkte bot, und überdies im Vorjahre noch nicht für alle Kreise in Wirksamkeit getreten war. Nachdem mit dem heurigen Jahre letzteres geschehen, und damit in diesem Punkte wenigstens eine äufserliche Übereinstimmung herrscht, werden nun auch die Realschulrektorate unter den höheren Stellen aufgeführt. Es ist aber gleich hier zu bemerken, dafs seit einer langen Reihe von Jahren die Anzahl der mit Mathematikern besetzten Realschulrektorate ständig abnimmt, was zahlenmäfsig leicht zu erweisen ist.

Zu den aufgeführten Stellenzahlen ist Folgendes zu bemerken: An den Gymnasien Augsburg St. Stephan und Metten, sowie am Lyceum Augsburg werden die math. Lehrstellen wohl auch für die Zukunft ausschliefslich durch Priester (gewöhnlich O. S. Bened.) besetzt werden, und zählen daher beim regelmäfsigen Avancement der übrigen Lehrer nicht mit. — An den Realschulen sind zur Zeit 17 Rektorate mit Mathematikern besetzt; von letzteren sind 2 zu-

Hiezu liefsen sich noch einige weitere Stellen aufführen, nämlich die Rektoratsstelle an der Kreislandwirtschaftsschule Lichtenhof und die 3 mathematischen Professuren an den Militärbildungsanstalten. Allein es ist wohl ziemlich sicher, dafs die Leitung einer Landwirtschaftsschule im Erledigungsfalle nicht mehr wie im Jahre 1877 einem Mathematiker übertragen wird; und was die Stellen an den Militärbildungsanstalten betrifft, so ist zu bemerken, dafs die Beförderung auf dieselben durch das K. Kriegsministerium erfolgt, und hiebei militärdienstliche Verhältnisse sehr in den Vordergrund treten, weshalb diese Stellen der allgemeinen Bewerbung nicht zugänglich sind. Würde man sie aber gleichwohl alle in Anschlag bringen, so ergäbe sich eine Gesamtzahl von 77 höheren Stellen.

Diesen stehen nun gegenüber aus der Kategorie des Durchgangspostens (XIe):

1. Gymnasiallehrer an den humanistischen Gymnasien .	40
2. Gymnasiallehrer an den Progymnasien	18
3. Reallehrer.	85
Summa:	**143.**

Es träfe also nach dieser Aufstellung auf zwei untere Stellen immer eine höhere. Damit vergleiche man z. B. die Verhältnisse beim Forstwesen, wo mehr als 2½ mal so viel Stellen der Klasse VII d vorhanden sind, als solche der Klasse XI e, so dafs also hier die Beförderungsaussichten wenigstens 5 mal so grofse sind, wie bei den Mathematikern an den Mittelschulen. Und dabei wurden diese nicht etwa durchweg durch eine kurze Assistentenzeit gegenüber den seinerzeitigen Forstamtsassistenten entschädigt; denn die lange Wartezeit der letzteren bis zu ihrer ersten pragmatischen Anstellung hat ein Gegenstück in der 7—11jährigen Wartezeit der meisten math. Lehramtskandidaten aus den Konkursen 1879—1887.

Man sollte nun meinen, dafs dieses Verhältnis (1 : 2) zwischen höheren und niederen Stellen schon ungünstig genug sei; allein in Wirklichkeit gestaltet es sich noch erheblich schlechter. Dies wird bewirkt durch eine Reihe von Umständen, welche in bestimmte Zahlen zu fassen unmöglich ist; wie denn überhaupt in dieser Mathematikerfrage — wie kaum in irgend einem anderen Zweige des Staatsdienstes — die Verhältnisse vielgestaltig verworren ineinandergreifen und die zahlenmäfsige Darstellung ungemein erschweren. Es sei nur auf einige Einzelheiten hingewiesen.

Unter den 73 höheren Stellen befinden sich solche, welche gar nicht vollberechtigt der Klasse VII d zugezählt werden können. Eine Anzahl von Rektoren an Realschulen hat wohl den Rang, aber nicht

gleich Rektoren von Industrieschulen und werden bei diesen aufgeführt. Bei den 4 Rektoraten in Unterfranken ist Rang und Gehalt des Gymn.-Prof. nicht mit der Stelle als solcher, sondern mit der Person des Rektors verknüpft; auch diese Realschulrektorate kommen daher nicht als Avancementsposten in Betracht; es verbleiben demnach hier nur 11 Stellen. Selbst diese Zahl kann nur bedingungsweise angenommen werden, da auch an die Stellen im Kreise Schwaben die „Professur“ nur mit einschränkenden Bestimmungen geknüpft ist.

den vollen Gehalt der jetzigen Klasse VII d. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn selbst im Professorenrang stehende Realschulrektoren bei passender Gelegenheit ihre Stelle gegen eine Professur am Gymnasium zu vertauschen suchen, wie es z. B. erst vor wenigen Monaten geschah. Erscheint dadurch die Zahl der höheren Stellen geringer als oben angegeben, so kann sich andererseits aus demselben Grunde die Zahl der Kompetenten entsprechend vergröfsern.

Eine weit erheblichere Einengung des Avancementsfeldes kommt aber noch insbesondere für die Gymnasiallehrer der Mathematik in Betracht. Da die Reallehrer[1]) seit langer Zeit mit Erfolg um alle höheren Stellen auch an den Gymnasien und Lyceen mitkonkurrieren, so möchte man es als selbstverständlich erachten, wenn auch umgekehrt die Gymnasiallehrer um alle höheren Stellen an den Realschulen, Realgymnasien und Industrieschulen als ebenbürtige Bewerber berücksichtigt würden. Allein das wird leider nicht der Fall sein. Eine Reihe besonderer Verhältnisse (es sei z. B. nur auf die Präsentationsrechte so vieler Stadtgemeinden verwiesen) brachte es mit sich, dafs unter den 28 höheren Stellen aufserhalb der humanistischen Gymnasien gegenwärtig keine einzige aufzuführen ist, deren Inhaber seine erste pragmatische Stellung ausschliefslich an einer humanistischen Anstalt zugebracht hätte. Dagegen sind andererseits unter den math. Professoren der humanistischen Gymnasien 23, die früher einmal Reallehrer waren. Es rührt diese Thatsache zunächst allerdings davon her, dafs früher die Anzahl der math. Studienlehrer an den Gymnasien eine verschwindend geringe war, und daher bei der Besetzung der Gymnasial-Professuren auf die Reallehrer hinübergegriffen werden mufste. Für die Zukunft wird letzteres freilich nicht mehr notwendig sein; aber manche Erwägungen sprechen dafür, dafs trotzdem bei künftigen Stellenerledigungen an den genannten Anstalten das gleiche Verfahren — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — werde beobachtet werden. Das wäre dann gleichbedeutend mit einer ganz erheblichen Verringerung der den math. Gymnasiallehrern zugänglichen höheren Stellen.

Für die Kandidaten späterer Konkurse verschiebt ein weiterer Umstand das Verhältnis zwischen höheren und niederen Stellen nach der ungünstigen Seite, die beträchtliche Vermehrung der Kompetentenzahl nämlich, die für die nächsten Jahre zu erwarten steht.

Die oben erwähnte lange Wartezeit der math. Lehramtskandidaten bewirkte, dafs gegen das Ende der 80er Jahre der Zugang zum Studium der Mathematik, wie bekannt, fast aufhörte; Konkurse mit 5, 4, ja selbst 1 Kandidaten folgten, und damit begann dann auch bald der Lehrermangel für unsere Mittelschulen. Eine Reihe von Anstalten liefse sich aufführen, welche dringend notwendige mathematische Lehrkräfte jahrelang entbehren mufsten. So hat, um nur etliche Beispiele anzuführen, heute noch eine vollständige Realschule auch nicht einen pragmatisch angestellten Mathematiklehrer; ein humanistisches Gymnasium

[1]) mit einigen wenigen Ausnahmen, nämlich den Absolventen der Industrieschulen, denen blofs der Zugang zu den technischen Unterrichtsanstalten eröffnet ist, soweit sie nicht das Absolutorium eines Gymnasiums nachgeholt haben.

mit 14 Klassen und 53 math. Unterrichtsstunden mufs sich — jetzt schon das zweite Semester — mit einer einzigen math. Lehrkraft behelfen! Solche Anstalten abonnieren sich daher heutzutage förmlich auf die Lehramtskandidaten, die ins Examen gehen, und viele von diesen Kandidaten werden in den nächsten Jahren rasch ihre erste pragmatische Anstellung an einem Progymnasium oder einer Realschule finden.[1] Die obige Zahl von 143 Kompetenten aus der Klasse XIe wird daher bald einen erheblichen Zuwachs zu verzeichnen haben. Durch verschiedene Umstände dieser Art wird also, um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen, das schon an sich so ungünstige Verhältnis (1 : 2) zwischen höheren und niederen Stellen noch weiter erheblich verschlimmert.

II. Stellenvakanz.

In der Übersicht v. 31. XII. 94 sind unter diesem Titel die Ernennungen zu Professoren zusammengestellt. Lediglich um die Folgerungen aus diesen Aufstellungen noch in bestmöglichem Lichte erscheinen zu lassen, wurde der prinzipiell wichtige Unterschied zwischen Ernennungen, die sich als Folge von Stellen-Erledigungen (durch Tod, Pensionierung od. dgl.) ergaben, und solchen, die durch eine Neuschaffung von Stellen ermöglicht wurden, nicht gemacht. Stellt man aber diesen Unterschied auf, fafst man ins Auge, wie sich die Stellenerledigung gestalten würde unter der Voraussetzung, dafs nicht durch weitere aufserordentliche Bewilligungen (Neuschaffung von Stellen, Gymnasien od. dgl.) die Rechnung günstiger würde, so ergäbe der Durchschnitt der letzten 20 Jahre (1876—1895) folgende Zahlen:

Innerhalb des genannten Zeitraumes erfolgten 54 Ernennungen von Professoren. Hievon sind abzuzählen 11 Stellen, welche infolge von Neuschaffungen besetzt werden mufsten; mithin verbleiben insgesamt 43 effektive „Erledigungen“, für ein Jahr also 2,2 und zwar auf eine mittlere Stellenzahl von 56 (letztere berechnet aus 51 Stellen pro 1876 und 62 Stellen pro 1895). Für die Zukunft ist als Gesamtstellenzahl anzusetzen 73 (nämlich die vorigen 62, und dazu 11 Realschulrektorate). Für diese 73 Stellen würde sich nun die voraussichtliche Durchschnittsanzahl der jährlichen Erledigungen, proportional berechnet, auf 2,8 stellen. Die entsprechende Rechnung für eine nur

---

[1]) Daraus darf aber nicht die Folgernng gezogen werden, als ob etwa die Aussichten für Kandidaten, welche jetzt erst dem Studium der Mathematik sich zuwenden, günstig lägen. Dafs die Mehrzahl der jetzigen math. Gymnasiallehrer die denkbar schlechtesten Aussichten auf Beförderung hat, ist bekannt, und wird in Folgendem deutlich genug bewiesen werden; für neu zugehende Studierende aber würden sich die Aussicbten schon in Bezug auf die erste pragm. Anstellung ähnlich gestalten: Mit vielleicht 20 Kandidaten werden die noch vorhandenen Lücken in den unteren pragm. Stellen gefüllt sein, und hernach ist es sogar mit der Beförderung zum Real- oder Gymnasiallehrer für lange Zeit vorbei. Der normale Jahresbedarf dürfte für die Zukunft Konkurse von vielleicht 6 Mann erfordern; was darüber hinaus ist, wird im allgemeinen voraussichtlich schlimme Zeiten erleben.

10jährige Periode (1886—1895) ergäbe die etwas höhere Zahl 3,3. Die gröfste Wahrscheinlichkeit als voraussichtliche Durchschnittsanzahl der jährlichen Erledigungen hat daher, wenn nicht besondere Verhältnisse abändernd eingreifen, die Zahl 3 für sich.

III. Bild der Beförderungsaussichten.

Einleitend sei folgende Bemerkung vorausgeschickt. Schon in Rücksicht auf die laut Prüfungszeugnis jedem der Kompetenten zuerkannte Lehrbefähigung „für sämtliche Klassen aller humanistischen und technischen Unterrichtsanstalten" besteht kein Recht, bei Aufstellung vorliegender Statistik gewissermafsen qualifizierend aufzutreten, und einen gröfseren oder geringeren Teil der Kompetenten als nicht beförderungsfähig zu betrachten; es wäre auch unmöglich, Anhaltspunkte nach dieser Richtung zu bekommen und in Zahlen umzusetzen. Wenn in der mehrerwähnten „Übersicht" angenommen wurde, dafs von den dort in Rechnung stehenden Bewerbern vielleicht die Hälfte nicht zur Beförderung komme, so geschah das nur sozusagen aufs Geratewohl, um zu zeigen, dafs jede absichtliche Schwarzfärberei vermieden und die Verhältnisse immer noch in der denkbar günstigsten Beleuchtung vorgeführt werden sollten. Es zeigt ja gerade die Erfahrung der letzten Jahre, dafs auch die bis dahin noch nicht beförderten Kandidaten der älteren Jahrgänge wieder herangezogen, und dadurch auch diese älteren Konkurse nach und nach vollständig aufgebraucht werden; so betreffen die 3 letzten Beförderungen an Gymnasien Reallehrer mit 22, 22 und 21 Wartejahren.[1]) Gerade solche thatsächliche Verhältnisse zeigen am besten, dafs im allgemeinen sämtliche Konkurskandidaten als Kompetenten für die höheren Stellen fortzuführen und für die Berechnung der Aussichten späterer Konkurse mitzuzählen sind.

Unter dieser Voraussetzung beläuft sich die Zahl der zur Zeit noch vorhandenen Kompetenten

aus den Konkursen	1872—74	auf	6
„ „ „	1875—76	„	10
„ „ „	1877—78	„	13 (event. 14)
„ „ „	1879—80	„	24
„ „ „	1881—82	„	30 (event. 32)
„ „ „	1883—84	„	25 etc.

[1]) Eine kurz vor Jahresschlufs noch erfolgte Beförderung, die in vorliegendem Artikel nicht mehr berücksichtigt werden konnte, betrifft einen Reallehrer, der bereits im 24. Wartejahr stand. Auf das Jahr 1895 entfallen somit im ganzen 6 Beförderungen auf erledigte Stellen. Hieraus darf aber durchaus nicht der Schlufs gezogen werden, dafs die Anzahl der jährlichen Erledigungen im Gegensatz zu obigen Ausführungen eine steigende Tendenz zeige; beinahe die gleich hohe Zahl (5) weist schon das Jahr 1885 auf, während beispielsweise die Jahre 1887 und 1890 mit 1, bezw. 2 Erledigungen die Durchschnittsziffer wieder entsprechend herunterdrückten. Im übrigen liefert das Jahr 1895 einen weiteren Beweis für die Richtigkeit der in der Übersicht vom 31. XII. 94 aufgestellten Behauptung, dafs die Wartezeit der Mathematiker bis zur Beförderung zum Professor immer gröfser werde; der Durchschnitt für 1895 stellt sich nämlich genau auf 20 Jahre. Vgl. Tabelle II der genannten Übersicht.

Wir wollen nun zunächst annehmen, dafs sämtliche dem gegenwärtigen Landtage vorliegenden Postulate, welche für die Beförderung von Mathematikern von Belang sind, voll bewilligt werden. Dann kommen aufser den am Anfange dieses Artikels erwähnten 5 Stellen noch 3 weitere, nämlich an der Industrieschule in München[1]) und an den neuzuerrichtenden Gymnasien in München und Fürth, in den Jahren 1896 und 97 zur Besetzung. Rechnet man dazu die 6 normalen Erledigungen während dieser 2 Jahre, so ergibt sich, dafs in diesem Zeitraum im ganzen 14 Kompetenten befördert würden.

Mit Beginn des Jahres 1898 — bis dahin legen die für die 23. Finanzperiode wirksamen Beschlüsse des jetzigen Landtages die Verhältnisse fest — stünden dann im günstigsten Falle die Dinge folgendermafsen: Die Konkurse 1872—1879, auf welche voraussichtlich jene 14 Beförderungen entfallen, würden dann noch 29, die Konkurse 1880—1882 aber noch 40 Kompetenten[2]) aufweisen. Im Jahre 1898 werden also allein schon aus den Konkursen bis 1882 etwa 70 Gymnasiallehrer und Reallehrer auf Beförderung warten, von denen die allerjüngsten schon im 16. Wartejahr stehen.

Und dieser Zahl 70 steht gegenüber eine jährliche Anzahl von 3 oder höchstens 4 Erledigungen! — —

Wo die Zahlen eine solche Sprache führen, wäre es wahrlich müfsig, noch lange Wahrscheinlichkeitsberechnungen darüber anzustellen, nach wie viel Jahrzehnten ein Kandidat aus den 80er Konkursen seinen Durchgangsposten mit einem höheren vertauschen kann. Sagen wir es dafür lieber mit dürren Worten heraus: Die meisten Kandidaten aus diesen Jahren haben überhaupt keine Aussicht mehr, jemals noch in dienstfähigem Alter zur Beförderung zu kommen, wenn nicht auf irgend eine Weise baldige Abhilfe geschaffen wird!

Solchen Verhältnissen gegenüber — und unsere Zahlen können nicht widerlegt werden — kann man mit Fug und Recht behaupten, dafs sie im ganzen weiten Gebiete des Staatsdienstes einzig dastehen.

Und trotz solcher Verhältnisse ist seinerzeit auch die Stelle eines Gymnasiallehrers für Mathematik, indem man sie in die Kategorie XI e einreihte und mit dieser von der allgemeinen Gehaltsaufbesserung ausschlofs, als ein Durchgangsposten erklärt worden. Daraus

[1]) Diese Stelle ist schon seit Jahren wegen der gewaltig gestiegenen Frequenz dringend notwendig. Aber auch für die erstgenannten 5 Stellen liegt die Sache so, dafs allein schon das rein dienstliche Interesse deren Schaffung fordert. Das Prinzip, ständigen Unterricht in den höheren Gymnasialklassen eben auch durch Lehrer der höheren Rangstufe erteilen zu lassen, mufs auch für die Mathematiker gelten. Wir haben unter unseren bayr. humanistischen Gymnasien noch 3, an denen der gesamte math. Unterricht in den obersten 4 Klassen (an Parallelkursen) noch durch Gymnasiallehrer gegeben wird, ferner 2 andere Gymnasien, an welchen Gymnasiallehrer bis in die 8. Klasse hinauf thätig sind. Für diese 5 Anstalten sollen also in Konsequenz jenes obigen Grundsatzes Professoren an Stelle der Gymnasiallehrer treten; darauf bezieht sich offenbar das Postulat der K. Staatsregierung.

[2]) Eventuell noch mehr, wenn nämlich etliche jüngere Lehrer, die auf ein Jahr in den Ruhestand versetzt sind, wieder reaktiviert werden. Dafs mit solchen Möglichkeiten gerechnet werden mufs, zeigt ein Fall aus dem heurigen Jahre.

kann nur die eine Schlufsfolgerung gezogen werden, dafs die künftige Gestaltung der Beförderungsaussichten der math. Gymnasiallehrer von den mafsgebenden Faktoren damals noch nicht für so trostlos gehalten wurde. Wie — fragen wir — hätte man sonst, bei solch beispiellos schlechten Beförderungsverhältnissen, die Stelle eines Gymnasiallehrers für Mathematik als Durchgangsposten auffassen können? Darum können wir aber auch nicht anders als zuversichtlich hoffen, dafs man zuständigen Ortes alles aufbieten werde, um den herben Widerspruch zwischen jener damaligen Annahme und den thatsächlichen Verhältnissen so weit als möglich aus der Welt zu schaffen, d. h. die geschilderten Beförderungsaussichten durch geeignete Mafsnahmen so zu bessern, dafs auch unsere Stelle ein Durchgangsposten mit Recht genannt werden kann.

München. J. Wenzl.

Über (Pseudo-)Skymnos. (GGM I p. 221 v. 653 ff. M.).

In der Periegese des Pseudo-Skymnos findet sich ein einziger Ort, welcher als Geburtsstadt eines berühmten Mannes erwähnt wird, nämlich Berga. A. a. O. heifst es:

ἐφ' οὗ (sc. *Στρυμόνος*) *κατὰ μεσόγαιον Ἀντιφάνους πατρίς*
κεῖται λεγομένη Βέργα, τοῦ δὴ γεγραφότος
ἄπιστον ἱστορίας τε μυθικῆς γέλων.

Wie kommt nun gerade der Lügenschreiber Antiphanes zu dieser auszeichnenden Erwähnung? Der Verfasser dieser Periegese schrieb dieselbe auf Grund der Chronologie des Apollodor von Athen, wie er selbst bezeugt (a. a. O. I p. 169 v. 19 ff.). Apollodor seinerseits brachte nur die Chronographie des Eratosthenes ins Metrum. Antiphanes von Berga lebte aber jedenfalls vor Eratosthenes; denn dieser nennt den Euhemeros einen „Bergäer" (Strab. 104). Als Geburtsorte des Euhemeros werden aber erwähnt: Messana (Str. 104. 47. Diod. VI, 2, 1; Plut. de Is. 23 u. a. m.), ferner Akragas (Clem. Protr. 15[d]; Arnob. adv. gent. IV, 29); Kos ('Athen. 658[e]); sodann Tegea (von Aëtios [Pseud-Plut. Plac. I. 7] p. 297, 15 [Diels]); aber nirgends Berga. Denn überall, wo er „Bergäer" heifst, hat dieses Adjektiv die Bedeutung „Lügenbeutel", eine Bezeichnung, die von dem Bergäer Antiphanes, dem berüchtigten Lügner, auf dergleichen Aufschneider übertragen ward, was Stephan. Byz. ausdrücklich bezeugt (s. *Βέργη*): *ἀφ' οὗ* (sc. *Ἀντιφάνους*) *καὶ παροιμία „βεργαΐζειν" ἀντὶ τοῦ μηδὲν ἀληθὲς λέγειν.* Man vgl. dazu noch Strab. 100: *τὸ Βεργαῖον διήγημα = τὸ ψευδές* und 47: *τὸν Βεργαῖον Εὐήμερον = τὸν ψεύστην Εὐ.*, da Str. sonst das Ortsadjektiv stets dem nomen nachstellt. Nachdem also eine derartige Metonomasie des Wortes *Βεργαῖος* vor Eratosthenes nicht bezeugt ist, dieser Gebrauch hingegen bei demselben direkt bestätigt wird, dürfen wir wohl unbedenklich die obengenannte Angabe des Pseudo-Skymnos direkt auf Apollodor, der seinerseits aus Eratosthenes schöpft, zurückführen, und hätten demnach den Fragmenten des Apollodor ein neues hinzuzufügen.

Schäftlarn. Dr. Ed. Stemplinger.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Aristoteles-Lexikon. Erklärung der philosophischen termini technici des Aristoteles in alphabetischer Reihenfolge. Von Dr. Matthias Kappes, Privatdozent für Philos. und Pädag. an der k. Akademie zu Münster. Paderborn, F. Schöningh. 1894. 70 S. 8°. Preis 1,50 M.

Wenn auch die Philosophie des Aristoteles an vielen, schweren Mängeln leidet und die Anforderungen der Gegenwart an eine vernünftige Welterklärung nicht mehr zu befriedigen vermag, so hängt sie doch mit der ganzen Entwickelung unserer neueren Philosophie auf so mannigfache Weise zusammen, dafs kein Fachmann das Studium der Schriften des grofsen Stagiriten entbehren kann. Aristoteles hat für den Philosophen nahezu die nämliche Bedeutung, wie das Corpus juris für den Juristen. Darum dürfte die Herstellung brauchbarer Hilfsmittel zum Verständnis seiner Schriften immerhin eine dankenswerte Arbeit sein.

Ein solches Hilfsmittel bietet Kappes in vorliegendem Schriftchen. Auf den Index von Bonitz gestützt, hat er ein kleines Lexikon der Kunstausdrücke des Aristoteles hergestellt, welches Anfängern recht gute Dienste leisten wird. Ich habe ziemlich viele Artikel desselben gelesen und fand wenig daran auszusetzen. S. 33 Z. 14 v. o. dürfte *ποτέ* zu accentuieren sein, nicht *πότε*. Im Artikel *νοῦς* habe ich den Hinweis auf die Unterscheidung zwischen dem *νοῦς παθητικός* und *ποιητικός* vermifst; jedoch kann man die Erklärung dieser Ausdrücke bei den betreffenden Adjektiven finden. Die Artikel über *εἶναι, ἐντελέχεια, κίνησις, συμβαίνειν, ὕλη*, die ich einer genaueren Prüfung unterzog, schienen mir recht zweckmäfsig geschrieben zu sein. Überhaupt macht die Arbeit überall den Eindruck des Sorgfältigen, Wohlüberdachten und Zuverlässigen.

Als Anhang hat K. ein Verzeichnis von Ausgaben des A. und seiner Scholiasten u. von Schriften über A. hinzugefügt, das manchem Anfänger willkommen sein dürfte.

S. 33, Z. 16 v. o. sollte *πάσχειν* spationiert sein, S. 36, Z. 18 v. u. ist „von“ überflüssig, S. 41, Z. 9 v. u. steht *ὅν* statt *ὄν*; sonst habe ich keinen Druckfehler gesehen.

K. hegt von der Verallgemeinerung u. Förderung des Studiums der Aristotelischen Schriften sehr hohe Erwartungen. Allein diese sind doch bereits von so vielen Gelehrten und Philosophen der Neuzeit ausgebeutet worden, dafs die kommenden Geschlechter wahrscheinlich

mit einer bescheidenen Nachlese werden zufrieden sein müssen. Dafs der Philosophie daraus aufs neue ein „unermefslicher Gewinn“ erwachsen werde, wie K. am Ende seiner Vorrede meint, ist wohl kaum zu hoffen.

Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipps, Professor der Philosophie in Breslau. Hamburg u. Leipzig, Leopold Vofs. 1893. VI u. 233 Seiten. 8°. Preis 3 M.

Das ganze Werk zerfällt in 12 Abschnitte, 44 Kapitel und 439 Paragraphen. Als Herbartianer zeigt sich der Verf. gleich § 10, wo er sagt, dafs das Denken, solange es auf die unmittelbar gegebenen Gegenstände des Bewufstseins sich beschränken will, überall mit sich selbst in Widerspruch gerät. Herbart erblickte bekanntlich in der Beseitigung dieser Widersprüche die Aufgabe alles Philosophierens. Ebenso will L. dieselben durch Denken beseitigen, und zwar durch ergänzendes Hinzufügen von Objekten, die nicht unmittelbar gegeben waren.

L. betrachtet sehr richtig die Logik als einen Teil der Psychologie. Wie wenig er mit der Aristotelischen Logik zufrieden ist, ersieht man aus dem letzten Satz von § 4, welcher folgendermafsen lautet: „Die Art einer grammatisierenden Logik, aus sprachlichen Formen die logischen ohne weiteres vermeintlich herauszulesen oder gar beide einfach zu identifizieren, hat mit Wissenschaft nichts gemein.“ Er unterscheidet scharf zwischen Denken und Sprechen. Der sprachliche Ausdruck gehört nach seiner Ansicht nicht zum Wesen des Urteils (§ 45). Das logische Urteil hält er für das Bewufstsein der objektiven Notwendigkeit eines Zusammen oder einer Ordnung von Gegenständen des Bewufstseins“ (§ 32). „Das Subjekt“, sagt er § 82, „nötigt uns, das Prädikat zu denken, ist Grund desselben. Die logische Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat des Urteils ist also die Beziehung des Grundes zur Folge.“ Den Begriff definiert er (§ 242) als die Bedeutungssphäre eines Wortes oder sprachlichen Ausdrucks. Unter Copula versteht er lediglich die logische Beziehung des Subjekts und Prädikats, welche bei jedem Urteil sich gleich bleibt. Im Bewufstsein der Copula besteht eben der Akt des Urteilens selbst (§ 43). Der Wunsch, Entschlufs, Befehl, die Frage sind nach L. keine Urteile (§ 46). Das sind lauter interessante, zum Teil ganz neue Ansichten, von denen einige zum Widerspruch reizen, während man anderen vollkommen zustimmen möchte. Aufser den soeben herausgehobenen Sätzen und Lehren könnte man noch viele sehr beachtenswerte anführen; aber die Rücksicht auf den Raum verbietet hier sowohl dies als auch eine Polemik, die in philosophischen Fachzeitschriften wahrscheinlich nicht ausbleiben wird.

Jedenfalls ist viel mit dem Grundsatz gewonnen, dafs die Logik auf eine genaue Beobachtung des Denkens, nicht des Sprechens, sich stützen müsse. Ob freilich viele Studenten durch die 439 Paragraphen sich durcharbeiten werden, erscheint zweifelhaft, da L. nicht

überall leicht zu verstehen ist. Nach meiner Ansicht würde er das Studium seines Buches bedeutend erleichtert haben, wenn er etwas ausgiebiger durch Beispiele diejenigen inneren Wahrnehmungen verständlich gemacht hätte, aus denen er seine allgemeinen Sätze ableitete.

L. sagt in der Vorrede, daſs er jedes Wort seines Buches genau überlegt habe. Diesen Eindruck macht das Ganze in der That; es dürfte nicht leicht sein, ihm einen Widerspruch nachzuweisen. Das Studium seiner Arbeit kann jedem Freund einer wissenschaftlichen Logik angelegentlich empfohlen werden.

Die Welt des Irrtums. Hundert Irrtümer aus den Gebieten der Philosophie, Mathematik, Astronomie. Naturgeschichte, Medicin, Weltgeschichte, Ästhetik, Moral, Sozialwissenschaft, Religion. Zusammengestellt und erörtert von Dr. phil. Adolf Brodbeck. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1893. 121 Seiten 8°.

Wenn man einer Zeitungsnachricht glauben darf, so hat der Verfasser auf dem Religionskongreſs zu Chicago, der humanitäre, unitarische, universelle und ultramontane Bestrebungen neben einander zur Geltung brachte, nachzuweisen versucht, daſs alle Religionen sich überlebt hätten, und daſs es darum an der Zeit sei, eine neue zu stiften. Er ist dann vom Wort zur That übergegangen und hat eine neue religiöse Sekte gestiftet, für die er nun eifrig wirbt. Der Hauptinhalt seiner Lehre ist: „Thue deine Pflicht gegen dich selbst und alle andere Menschen, nimm im übrigen alles hin, wie es kommt; du kannst doch nichts daran ändern. Ein Jenseits mag es geben, aber wir wissen nichts davon.“

Der Schluſssatz dieser etwas trockenen Religionslehre widerspricht der in vorliegender Schrift (S. 35) entwickelten Ansicht, daſs der Glaube an die Unsterblichkeit der Menschenseele ein „Kardinalirrtum“ sei. Entweder ist also die Zeitung falsch berichtet worden, oder Brodbeck müſste inzwischen seine gänzliche Ableugnung eines Jenseits aufgegeben haben. Daran hätte er jedenfalls wohlgethan. Denn bekanntlich gibt es auf Grund der äuſseren Erfahrung weder für noch gegen die Unsterblichkeit der Seele einen zwingenden Beweis. Dagegen die innere Erfahrung entscheidet zu Gunsten dieses Glaubens, weil der Mensch, um sich nicht selbst verachten zu müssen, zu der Annahme genötigt ist, daſs seine Seele einen ewigen Wert besitzt. Wenn also B. Seite 114 meint, der Glaube an eine individuelle Fortdauer der Menschenseele gehöre nicht zum Wesen wahrer Religion, so gibt er hiemit wohl einem eigenen Kardinalirrtum Ausdruck. Er vermeint S. 36 f. einen unwiderstehlichen Angriff auf den Unsterblichkeitsglauben zu machen, indem er darauf hinweist, daſs dieser Glaube notwendig zur unsinnigen Annahme eines Tierhimmels bis herab zur Kröte und Laus führe. Wer freilich alberner Weise einen besonderen Himmel für jede Tiergattung annehmen wollte, gegen den

hätte B. einen wirksamen Streich geführt. Überhaupt sind die gewöhnlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle mit Erfahrung und Vernunft nicht in Einklang zu bringen. Dagegen mit beiden sehr wohl vereinbar ist die Vermutung, dafs die ganze Welt aus zahllosen beseelten Urwesen besteht, welche in unendlich kleinen Raum eine ewige Lebenskraft einschliefsen und von der Gottheit, die sie aus sich selbst geschaffen hat, zu einem gleichzeitigen stets glücklichen Dasein, also zur Teilnahme an der göttlichen Seligkeit bestimmt sind. Die Riesenaufgabe der Beseligung aller Urwesen wird durch die unermüdliche Arbeit Gottes gelöst, der nach einer unfehlbaren, von den einfachsten zu den feineren Zusammensetzungen fortschreitenden Methode alle wesentlichen Möglichkeiten der Welteinrichtung schaffend durchforscht, bis diejenige Form der Welt gefunden ist, welche zu einer gleichzeitigen fortwährenden Beseligung der Gesamtheit aller Urwesen notwendig erscheint. Diese Form schon jetzt anzugeben, vermag kein jetzt lebender Mensch, weil Gott selbst sie zwar der Möglichkeit, aber noch nicht der Wirklichkeit nach kennt. Würde Gott sie bereits jetzt wirklich kennen, so wäre es unbegreiflich, warum der Allgütige in der jetzigen Welt nur einen Teil der Urwesen zeitweise beglückt, während ein anderer Jammer und Elend erdulden mufs. Die gegenwärtige Welt zeigt also nur, wie weit die Gottheit mit ihrer unermüdlichen Forschung nach der besten Weltform fortgeschritten ist, und unermefsliche Zeiträume werden noch nötig sein, bis endlich die Welt der Vollkommenheit zugeführt ist. Soviel aber läfst sich vermuten, dafs unsere Seele eines von jenen unvergänglichen Urwesen ist und sowohl bevor sie unseren Organismus zu beleben begann, in der Welt bereits wirksam war, als auch in der Zukunft zur Herstellung immer vollkommenerer Weltformen von Gott wird verwendet werden, bis sie in der vollkommenen Weltform ihre volle Befriedigung findet. Diese nunmehr kurz angedeutete Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele leidet weder an einem inneren Widerspruch, noch widerstreitet sie irgend einem sicheren Ergebnis der Erfahrung. Man bedarf zu derselben keinen Kröten- und Läusehimmel, wohl aber der bescheidenen Einsicht, dafs jedes Urwesen, dem in der gegenwärtigen Welt die niedrigere Aufgabe der Bildung und Erhaltung eines mineralischen, pflanzlichen oder tierischen Daseins zugewiesen ist, dereinst in der vollkommenen Welt ebenso seine Beseligung finden wird, wie dasjenige, welches jetzt unseren Organismus belebt.

B. mengt in seiner Schrift ganz gesunde Ansichten mit verkehrten und schädlichen seltsam durcheinander. Letztere alle zu widerlegen, ist natürlich hier nicht der Ort, aber den nach meiner Ansicht schädlichsten mufs ich doch entgegentreten. Zu diesen gehört sicherlich auch die Leugnung der Persönlichkeit Gottes (S. 117). Es ist ein überschwengliches Gerede, wenn B. dort sagt, die Gottheit werde noch am ehesten im heiligen Schauer erfafst, sei aber kein dem Menschen irgendwie ähnliches Individuum. Die Achtung vor dem höchsten Wesen erfordert, dafs wir es dem Edelsten ähnlich vorstellen, das wir kennen. Nun können wir uns aber nichts Edleres denken, als die

persönliche, denkende, fühlende und wollende Menschenseele. Darum mufs jeder Vernünftige sich die Gottheit als einen persönlichen Geist vorstellen.

S. 94 f. sagt B.: „Die Wertschätzung und Erfüllung des Sittengesetzes mufs beruhen auf der Erkenntnis der idealen Bestimmung des Menschen auf dieser Welt, auf der Erkenntnis, dafs der Mensch durch Erfüllung des Sittengesetzes seinen wahren Beruf in dieser Welt erfüllt, dafs er sich dadurch in Übereinstimmung setzt mit dem Naturgesetz und . . . eins ist mit dem Urquell alles Lebens und Seins." — Das klingt recht schön; aber wie soll denn der Mensch zu dieser herrlichen Erkenntnis kommen? Wie soll er zu der Überzeugung gelangen, dafs er überhaupt einen Beruf in dieser Welt zu erfüllen habe, oder dafs Übereinstimmung mit dem für ihn an sich ganz gleichgültigen, oft sogar überaus schmerzlichen Naturgesetz für ihn irgend welchen Wert besitze? B. vermag nichts anzugeben, was den Menschen zu diesen Vorstellungen hintreiben sollte. In der That gibt es eben nur 2 wirksame Triebfedern zum Guten, nämlich die Selbstliebe für die empirische, immanente, profane Moralität, welche aus der Erkenntnis des Nutzens der Weltordnung für das eigene Ich entspringt, und die Gottesliebe für die speculative, transcendente, religiöse Moralität, welche aus dem Glauben an einen allgütigen und gerechten Gott hervorgeht. Eine Sittenlehre, die nicht diese beiden Triebfedern in Thätigkeit bringt, ist leeres Gerede und hängt in der Luft.

S. 17 ist zu lesen: „Es ist ein Irrtum, zu meinen, es sei alles in der kosmischen Welt so ganz unveränderlich . . . Die neuere Wissenschaft lehrt uns, dafs in Wirklichkeit absolut nichts sich gleich bleibt . . . Dafs alles dennoch nach bleibenden Gesetzen vor sich geht, ändert nichts an dieser Thatsache." — Das ist ein Widerspruch. Wenn in Wirklichkeit absolut nichts sich gleich bleibt, so müssen auch die Naturgesetze sich ändern.

S. 115 f. wird folgender Satz des Heraklit als die Summe tiefster Weisheit gepriesen: „So baut die Gottheit unzähligemal spielend die Welt und läfst sie zur bestimmten Zeit in Feuer aufgehen, um sie immer wieder aufs neue zu bauen." — Dieser Satz ist ganz verwerflich. Wie könnte man einen Gott lieben, der mit fühlenden Geschöpfen fortwährend ein grausames Spiel treibt? Man müfste ihn im Gegenteil wie einen Teufel hassen. Und wo bliebe dann die höhere Sittlichkeit, welche lediglich auf der Gottesliebe beruht?

An vielen Stellen bringt B. wiederum richtige Ansichten kurz und gut zum Ausdruck. So z. B. sagt er Seite 3: „Es ist ein Irrtum, zu meinen, die Philosophie habe seit der Zeit ihres Bestehens keine Fortschritte gemacht, oder sie habe sich jetzt überlebt." Dann S. 92: „Es ist ein Irrtum, zu meinen, dafs das Opfer der Überzeugung in wichtigen Fragen je statthaft wäre. Es verhunzt den Charakter für immer." Ferner S. 117: „Die Gottheit zu erfassen ist das höchste Ziel alles menschlichen Verhaltens, aller Wissenschaft, Kunst, Religion, Moral, aller Theorie und Praxis." — Dann S. 118: Es ist ein Irrtum, zu meinen, es genüge die blofse private Religionsübung. Vielmehr

mufs die öffentliche und gemeinsame Bethätigung der Religion hinzutreten; und zwar in würdigster Form." — Auch S. 119: „Absolut unzulässig ist die Annahme, dafs etwas in der Wissenschaft wahr sein könne, was für das religiöse Gebiet nicht gilt, und umgekehrt." Endlich S. 121: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so gipfeln alle grofsen Fragen der Gegenwart in der religiösen Frage."

Die Stellung des Verfassers zur christlichen Orthodoxie ist S. 93 aus folgendem Satz deutlich ersichtlich: „Wenn einer sich zum Evangelium bekennt, ohne Theologie studiert zu haben und ohne zugleich irgend etwas dabei zu riskieren, so ist das nur Beweis seiner grenzenlosen Dummheit."

Das fortwährende: „Es ist ein Irrtum, zu meinen" ermüdet einigermafsen. Ferner ist zu beanstanden, dafs S. 65 Deutschland als Kulturvolk bezeichnet wird. Sonst ist die Schreibart fast überall gewandt und klar.

Die Ausstattung ist eine gute, der Druck (abgesehen von der falschen Nummerierung der letzten Seite) fehlerfrei.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Paul Natorp, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Freiburg i./B. und Lpz. 1894. J. C. B. Mohr. VIII u. 119 S. 8°. Preis: 1,50 M.

Spekulationen über die Möglichkeit einer natürlichen Religion haben wenig Verlockendes. Abgesehen davon, dafs sie in ein dornenvolles, an Irrwegen so reiches Gebiet führen, erscheinen sie auch so manchen nicht blofs als überflüssig, sondern oft als gemeingefährlich. Ohne uns darauf einzulassen, ob und warum derartigen Forschungen, die in ihrer Fragestellung schon als Angriff auf Bestehendes gefafst werden, eine Berechtigung zukommt, mufs uns doch die eine Thatsache bedeutungsvoll sein, dafs so viele der edelsten und urteilsfähigsten Männer gerade diesem Problem einen grofsen Teil ihrer Kraft zugewendet haben. Und wenn nun wieder ein so scharfsinniger und ruhiger Denker, wie Natorp ist, mit ihm sich beschäftigt, so genügt schon das allein, um unser Interesse für diese Frage zu erwecken[1]).

Überzeugt, dafs die Philosophie in erster Linie dazu berufen ist, mit den aktuellen Lebensfragen in engster Berührung zu stehen, und schmerzlich die innere Entfremdung fühlend, welche die Menschheit unsrer Tage auseinander reifst, als ob sie nicht mehr in einer Menschheit zusammenstehen sollte, will Natorp seinen ehrlichen Teil beitragen zur Hebung der Widersprüche, zur Versöhnung der Gegensätze. So ist es kein Streitsatz, sondern ein Vorschlag zum Frieden, den er mit seinem Versuch, die Religion in die Grenzen der Humanität

---

[1]) Mit den hier gebotenen Ausführungen Natorps berühren sich vielfach die Wünsche und Gedanken, welche W. H. Riehl in seinen vom edelsten Geiste der Versöhnung durchwehten „Religiösen Studien eines Weltkindes" 2 Auflage Cotta 1894 ausspricht als die Frucht seiner Lebenserfahrung, als das Ergebnis seiner ehrlichen Selbstschau und Umschau.

einzuschliefsen, bieten will, um jenen Einheitsgrund wiederzufinden, der, wenn überhaupt, allein gefunden werden kann in der Menschheit nicht über ihr noch unter ihr.

I. Die Vollkraft des Menschentums im Menschen ist es, was N. unter Humanität versteht und humane Bildung ist ihm somit die Entfaltung aller Seiten des menschlichen Wesens in gesundem, sich gegenseitig möglichst förderndem Verhältnis, ihre wesentlichste Bedingung aber die lebendige innere Teilnahme des Menschen an der menschlichen Gemeinschaft. Bildung ist in jeder Hinsicht Sache der Gemeinschaft und hängt ganz ab von deren Festigkeit und Tiefe. Gemeinschaft aber erfordert eine gewisse Gleichheit und darum erklärten Männer wie Fichte, Pestalozzi, Schleiermacher auf diesem Gebiete Klassenunterschiede für logisch und sittlich unberechtigt, wie denn diese Tendenz auch zu grund liegt dem allgemeinen Stimmrecht und der allgemeinen Bildungspflicht unserer Tage.

Ist damit der Zielpunkt der Menschenbildung angedeutet, so fragt es sich, welches sind die Bestandteile der humanen Bildung. Die beliebte Scheidung in physische und geistige Bildung kann nur mit starker Einschränkung gelten angesichts der zwischen physischen und geistigen Kräften bestehenden innigsten Verbindung und die erstere mufs stets Ausgangspunkt und Grundlage der letzteren bleiben; das folgt schon aus der Bedeutung einer Bildung für Alle. Die Gesamtheit der Arbeitenden, das Volk, bedarf darum nicht blofs engbegrenzte Berufsbildung, sondern naturwissenschaftlich-technische und soziologisch-historische Bildung, welche dem arbeitenden Individuum das Verständnis für seine Stellung, für seinen Beruf und für den Zusammenhang mit dem Ganzen erschliefst und zugleich eine Grundlage ist für höhere Bildung. Für die sittliche Bildung aber wird aus dem täglichen Umgang mit dem, was noch nie gelogen, mit den Naturnotwendigkeiten, eine Grundlage gewonnen in dem daraus erwachsenden Wahrheitsgewissen (vgl. Pestalozzi). Und Wille wie Selbstüberwindung lernt sich am besten in der Arbeit, Gerechtigkeit aber durch unmittelbare Teilnahme am Gemeinschaftsleben. So erscheint hier die Erziehung nicht als durch Lehre angeboten oder durch Strafe aufgezwungen, sondern als Einlebung in die sittlichen Lebensordnungen, in die menschliche Gemeinschaft: das Leben erzieht. Da also der Unterricht allein weiter nichts leisten kann, als dafs er die Gemeinschaftsordnung und ihre Zwecke beurteilen lehrt, so bleibt als Kern der sittlichen Bildung nur Arbeit und Arbeitsgemeinschaft; nur in diesem Sinne kann die Schule auch erzieherisch wirken, wie die Familie (vgl. Goethe: Wanderjahre. D. Ref.) Selbst für ästhetische Bildung findet Natorp die Wurzel oder mindestens die Voraussetzung in der Arbeit. Aber damit ist die menschliche Bildung noch nicht erschöpft; es gibt noch etwas Höheres — die Religion.

II. Die meisten Gegner der Religion stellen zwar jede Beziehung zwischen ihr und Humanität in Abrede und erstreben gänzliche Trennung beider und auch manche Verteidiger möchten die Religion keinesfalls als Staatssache wissen. Natorp aber und mancher andere

finden die Religion in so engem Zusammenhang mit der Sittlichkeit, dafs sie das Sittliche, das Menschliche geradezu als Mittelpunkt der Religion erklären. Freilich tritt dieser sittliche Grundzug, der sich in seiner ganzen Reinheit nur in dem erhabenen Monotheismus des zweiten Jesaja findet, in ältestem Christentum, besonders aber in seiner griechischen und mittelalterlichen Fortbildung etwas zurück; aber verkennen läfst er sich nie. Dagegen spricht keineswegs die im Christentum wie im Buddhismus sich zeigende Weltflucht, da sie doch nur aus der übermächtigen Empfindung des Widerspruches jener sittlichen Idee gegen die vorgefundene sittliche Wirklichkeit entspringt. Und andererseits will ja das Christentum geradezu das Himmelreich auf Erden begründen. Wenn dann freilich das Nichteintreffen der aus diesem Streben erwachsenen Erwartungen auf das Jenseits hinüberwies und damit den contemptus mundi des Mittelalters als Begleiterscheinung erzeugte, so griff doch Luther wieder auf die alte Auffassung zurück und erklärte, theoretisches Erwägen in den Hintergrund drängend, den Glauben als „ein gewifs Erkenntnis" der Seele, eine schlechthin innerlich gegründete Überzeugung, geschöpft unmittelbar aus dem innersten Quelle des sittlichen Selbstbewufstseins. So hat denn die Religion einen sittlichen Kern und darum ist es vollständig unberechtigt, sie in Gegensatz zu den Aufgaben menschlicher Kultur, zu Wissenschaft und Sittlichkeit, zum Gemeinschaftsbewufstsein des Menschen zu denken. Und die deutsche Aufklärung hatte ein gutes Recht, sich, wo nicht zum Christentum, so doch zur Religion, zum Gottesglauben zu bekennen.

Gegenüber dem naheliegenden Einwurfe, dafs, wenn das Haltbare an der Religion nur das Sittliche sei, dann die Sittlichkeit auch ohne Religion bestehen könne, ist zu bedenken, dafs Religion oder Glaube an Gott nicht blofs das ferne Ideal eines sittlichen Zustandes der Menschheit vertritt, nicht blofs ein anderer Ausdruck für den menschlichen Traum des höchsten Gutes ist, sondern in sich schliefst die unmittelbare, lebendige Gewifsheit einer Macht des Guten in der Welt, in den Herzen der Menschen und über sie. Dieses zweifellose persönliche Vertrauen, die unerläfslichste Voraussetzung und kräftigste Triebfeder jedes energischen Handelns in sittlichem Interesse, findet in der blofs menschlichen Wissenschaft eingestandenermafsen keine ausreichende Stütze; denn diese ist vielmehr dem Zweifel ausgesetzt, ja schreitet nur durch ihn vorwärts. Jener tiefgreifende Unterschied liegt aber begründet in dem grundverschiedenen Wesen der Religion.

III. Nach Schleiermacher ist die gesuchte Grundlage der Religion im menschlichen Bewufstsein das Gefühl, jedoch nicht als Sondergebiet des Bewufstseins neben Erkenntnis, Wille und schaffender Phantasie, sondern eigentlich als die alle diese in der Wurzel zusammenfassende psychische Grundkraft. Trotz dieser dem Richtigen nahekommenden Auffassung Schleiermachers ist eine neue Untersuchung erforderlich.

Wenn allem Bewufstsein einerseits wie in diesen drei Formen

die Beziehung auf ein Objekt wesentlich ist, so ist ihm nicht minder wesentlich gleichsam als Innenseite die andere Beziehung auf das Subjekt, dessen Bewufstsein es ist — das Gefühl. So bezeichnet es nicht sowohl eine abgesonderte, koordinierte Provinz als vielmehr den gemeinsamen Untergrund alles seelischen Lebens, eine Stufe, über der alles sonstige Bewufstseinsleben sich aufbaut, von der insbesondere alle Objektivierung, sei es zum Seienden oder zum Seinsollenden, sich bestimmt abhebt und die sie überwinden mufs, um eben die scharfbegrenzte Objektivität über die reine gestaltlose Subjektivität des Bewufstseins zu erheben. Lust und Unlust sind die unbeschreiblichen Pole, zwischen denen das Gefühl sich bewegt.

So erscheint es denn als das Unmittelbare, subjektiv Ursprüngliche, Umfassende, aber noch Gestaltlose, als der Mutterschofs alles Bewufstseins.

In diesem Urelement hat die Religion ihr Leben. Denn ihr Eigengehalt, der sich von Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst trotz aller Beziehungen deutlich abhebt, liegt eben in der fort und fort sich behauptenden, unbedingten Vorherrschaft des unendlichen, alles umfassenden und umrankenden, gestaltlosen Gefühles. Diese Unendlichkeit des Gefühls stellt sich aber in der Religion dar als Gefühl des Unendlichen, das hier nicht mehr als blofser Richtpunkt erscheint, sondern in unmittelbarem Erlebnis in unsere Herzen eingezogen ist. So hat das Gefühl der Religion gewissermafsen auch seinen eigenen Gegenstand gefunden, die Unendlichkeit Gottes. Durch diese hohen Ansprüche gerät die Religion allerdings schliefslich in schweren Konflikt mit der wissenschaftlichen Erkenntnis, welche auf Grund ihrer Kritik der reinen Vernunft das Unendliche als Gegenstand nicht anerkennen, und ebenso mit der blofsen Sittlichkeit, die trotz alles Ringens das sittliche Ideal in seiner unendlichen Ferne praktisch ebenfalls nicht erreichen kann, und wird für beide durch ihre bewufste, entschlossene Transcendenz zu einer ernsten Gefahr, umsomehr als die Menschen ja auch fühlende Wesen sind, nicht blofs Erkenntnis- und Willenssubjekte.

IV. So ist sie nicht imstand, die thatsächlich bestehende Forderung einer Vermittelung zwischen Sollen und Sein objektiv zu erfüllen bezw. den Glauben an die Möglichkeit dieser Vermittelung objektiv zu begründen. Wohl aber vermag das Gefühl, der Hüter der Einheit im menschlichen Wesen, einen subjektiven aber darum nicht minder reellen Grund dieser geforderten Einheit zu bieten. Denn das Sittengesetz ergeht doch an uns Menschen; das Ideal ist unser Ideal, sowie die Wirklichkeit, der es entgegentritt, unsere Wirklichkeit ist. Das Ideal steht also nicht mehr in unerreichbarer, demütigender Höhe über uns, sondern durch das Gefühl beflügelt trägt uns Gedanke und Wille siegreich ihm entgegen. Und so ist alles in der Religion, was auf echtem Gefühlsgrunde ruht, in der That haltbar und berechtigt. Über die Echtheit des Gefühls freilich entscheidet nicht mehr das Gefühl selbst, sondern die gesetzmäfsigen Gestaltungen des Bewufstseins: Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst. Religion ist darum genau

soweit festzuhalten, als sie innerhalb der Grenzen der Humanität beschlossen bleibt. Im Begriff Humanität liegt aber das wichtige Moment der Gemeinschaft. Zwar trägt das Gefühl nicht blofs den Charakter des Subjektiven, sondern auch des Individuellen, aber doch nicht des Isolierten. Denn da es die Individualität oder vielleicht richtiger die Individuität d. h. die ungebrochene Einheit aller seelischen Funktionen und damit natürlich auch derjenigen Funktionen vertritt, durch die wir zu andern in Beziehung stehen, so scheint ein energisches Gefühlsleben der Isolierung eher entgegenzuwirken als sie zu befördern, wie denn auch jedes mächtige Gefühl gebieterisch nach Mitteilung verlangt, also nach Gemeinschaft. Wenn trotzdem die Religion oft trennend gewirkt hat, so liegt das an jenem unberechtigten Überschwang des Gefühls, in welchem es das endliche Individuum ohne alle Vermittlung mit dem Unendlichen in Verbindung zu setzen vorgibt. Die Reinigung der Religion würde man demnach darin sehen: dafs das rein sittliche Moment, das Gemeinschaftsbewufstsein der Menschheit kraft ihrer Erhebung zur Idee des Menschentums, beherrschend hervortritt, das Dogma als solches preisgegeben wird, um einer reinen, dem tiefsten Wahrheitsbedürfnis streng genügenden Erfassung des Ideals Platz zu machen, dagegen die religiöse Vorstellung, blofs als Vorstellung, in ihrer reinen symbolischen Kraft erhalten bleibt, freilich in den gesunden Grenzen und Mafsen ästhetischer Gestaltungsweise. Dafs eine derartige Läuterung schon vorgearbeitet ist, läfst sich kaum verkennen; doch darf man ihren Abschlufs erst erwarten mit der Verjüngung der Menschheit von unten herauf: aus dem neuerwachten, unverlierbar gefestigten Bewufstsein der Arbeitsgemeinschaft.

V. Diese ideale Erhebung der ganzen Menschheit zur Höhe des Menschentums, die zwar noch sehr im Gegensatz steht zur gegebenen historischen Lage, ist das Thema der Sozialpädagogik gegenüber der allein auf die Bildung des Individuums abzielenden gewöhnlichen Pädagogik. Sie hat somit die sozialen Bedingungen der Bildung und die Bildungsbedingungen des sozialen Lebens unter Voraussetzung der Veränderlichkeit der Gesellschaftsformen zu erforschen und die Mittel für die praktische Durchführung der Idee zu finden. Dabei darf man sich aber ja nicht darüber täuschen, dafs es sich um nichts Geringeres handelt, als ein gemeinschaftliches sittliches Bewufstsein überhaupt erst zu pflanzen, keineswegs aber blofs eine gegebene, über allem Zweifel feststehende Sittenlehre auf die wirksamste Weise an das Volk zu bringen. Denn heute gibt es nur noch Klassenmoral, keine allgemeine sittliche Moral mehr (was auch Engels unserer Zeit vorwirft. D. Ref.). Es kann keine geben, solange es Klassenunterschiede gibt, eben weil die Gemeinsamkeit der allerersten Lebensinteressen unerläfsliche Voraussetzung der Gemeinsamkeit der sittlichen Überzeugung ist. Die Zerstörung des Gemeinschaftslebens, die unzweifelhaft ein Charakterzug unserer Zeit ist, bedeutet daher auch einen Rifs durch die Gemeinschaft der sittlichen Überzeugung, wie er sich denn thatsächlich bei den Klassenkämpfen unserer Tage in Wort und Schrift scharf und

kenntlich darstellt. Weil nun aber die Religion mehr wie alles andere im Gemeinschaftsleben wurzelt, so hat unter dessen Zerfall gerade sie zuerst und am sichtbarsten zu leiden. Steuern kann sie dem drohenden Unheil freilich nicht, am allerwenigsten im kirchlich geleiteten Religionsunterricht, was nachgerade selbst Theologen einzusehen beginnen (vgl. auch J. Huber: Die Philos. d. Sozialdemokratie. D. Ref.). Aber ebensowenig folgt aus ihrem gegenwärtigen Siechtum, dafs sie ihre Rolle nunmehr endgültig ausgespielt habe. Zwar verlangt eine kleine, täglich wachsende Partei — (man erinnere sich an die Wünsche der demokratischen Partei, wie sie besonders von Dr. Quidde und Dr. Conrad beim letzten Parteitag vorgetragen wurden, an die Gesellschaft für ethische Kultur, an die atheistischen Forderungen des Sozialismus. D. Ref.) — Ersatz des Religionsunterrichts durch blofsen Moralunterricht. Doch die Erfahrungen, die man in Frankreich damit gemacht hat, versprechen wenig Ersatz. Ja man hat es hier wie in den englischen Board Schools nicht einmal zu einem wirklich religionsfreien Moralunterricht gebracht.

Nun ist aber gezeigt worden, dafs sittliche Einsicht ursprünglich ja gar nicht durch Lehre, sondern durch die Erfahrungen des Lebens gewonnen wird. Man vergifst, dafs die Schule nur unterrichtet, das Leben aber erzieht, und dafs im Falle eines Widerspruches zwischen beiden das Leben siegt; daher die Erfolglosigkeit des Moralunterrichtes in Frankreich. So müfste zu allererst ein sicherer Grund des sittlichen Lebens gelegt werden und die sittliche Lehre bräuchte dann nur auszusprechen und zu hellerem Bewufstsein zu bringen, wozu das Leben schon in jeden den Keim gelegt hätte (vgl. E. Engels: Dührings Umwälzung d. Wissensch. und Th. Ziegler: Die soz. Frage — eine moral. Frage. D. Ref.). Fehlt aber, wie in unseren Tagen, diese Voraussetzung, so würde gerade die durch diese Einführung des Moralunterrichtes ausgesprochene Lossagung von der ideellen Gemeinschaft, welche die Religion immer noch vertritt, die Trennung der sittlichen Lehre von der mächtigen Gefühlsgrundlage, auf welche die Religion sie zu stellen verstand, eine innerliche Verarmung herbeiführen und schliefslich das Sittliche zur schönen Phrase machen. Förderlich dagegen wäre die möglichst direkte, ans Praktische angeschlossene Einführung in die grofsen allgemeinen Thatsachen des Menschenlebens d. i. eine wenn auch noch so elementare Soziologie und Geschichte und als praktische Illustration besonders die möglichst unmittelbare Veranschaulichung des physischen und sittlichen Elends, in dem der gröfsere Teil der Menschen noch dahinlebt. Nur so kann sich uns das Bewufstsein der Gemeinschaft der Menschheit fest und unverlierbar einprägen. Und in der That hat eben dies die religiöse Ethik, wo sie tief genug aufgefafst wurde, zu leisten vermocht. Deshalb wäre ein Festhalten an ihrer rein menschlichen Grundlage und damit an einer entsprechend erneuten religiösen Grundlage wohl denkbar. Die leichteste Art des Überganges wäre offenbar eine allmähliche Umbildung der einmal bestehenden Formen religiöser Gemeinschaft, also der vorhandenen Kirchen

selbst. Aus der immerhin nicht zu leugnenden Möglichkeit einer solchen zweiten Reformation ergibt sich die Pflicht, sich von seiner Kirche nicht zu scheiden (wie z. B. Boruttau: Relig. u. Sozialismus will. D. Ref.), sondern in ihr selbst auf ihre Umarbeitung hinzuwirken.

Die augenblicklich nächstliegende Forderung aber wäre, dafs wenigstens der religiöse Unterricht den Ansprüchen des Dogmas entzogen und auf christlicher, aber nicht kirchlicher, also interkonfessioneller Grundlage erteilt würde, wie dies in England und einem Teile seiner Kolonien bereits geschieht. Und es sind gar mancherlei pädagogische und theologische Erwägungen, welche schliefslich nicht blofs den Staat, sondern selbst die Kirchen für die Anerkennung dieser beiden vorteilhaften Forderung gewinnen könnten; dazu kommt, dafs gerade in dieser langsamen Umbildung nach Art eines Lessing, Kant, Pestalozzi, die einzige, unserer Nationalität wahrhaft entsprechende Form liegt. Vor allem aber fordert die Vernunft der Sache gerade dem bestehenden und unvermeidlichen Konflikt zwischen Gläubigen und Ungläubigen zum Trotz Gemeinschaft zu suchen und festzuhalten. Sie fordert, wo man nicht Einer Überzeugung sein kann, doch möglichst nach gegenseitigem Verstehen zu ringen, hoffend, dafs eine Einigung doch möglich sei. (Vgl. den Religionskongrefs zu Chicago 1892 und den kommenden zu Paris, sowie die irenischen Bestrebungen unseres gegenwärtigen Papstes Leo XIII. D. Ref.). Und gründliche Aufklärung hierüber sollte keinem ehrlich Weiterstrebenden versagt werden, insbesondere nicht dem Arbeiter.

Jeder Versuch dagegen, die arbeitenden Klassen, zumal wo sie durch die Sozialdemokratie bereits in Gärung gebracht sind, der Religion in der überlieferten Form zurückzugewinnen, wird rettungslos scheitern an dem tief eingedrungenen Mifstrauen, dafs die überkommene Religion im engsten Zusammenhang steht mit den gegnerischen Gewalten (vgl. Douai: Wid. Gottes- u. Bibelglauben, Bebel: D. wahre Gestalt d. Christentums u. Christentum u. Sozialism., Lommel: Jes. v. Naz.; dazu J. Huber: Philos. d. Soz. S. 28; auch Laveley: D. Sozialism. d. Gegenwart. pass. D. Ref.). Diese Gemeinschaft der Bildung ist denkbar; denn undenkbar ist es, beim gegenwärtigen Zustand länger zu beharren. Und wenn sie unter den obwaltenden Klassengegensätzen nicht denkbar ist, so folgt daraus nur, dafs eben diese Gegensätze zu überwinden sind. Damit erst wäre der Boden geschaffen für die Religion der Menschheit. Dafs mit diesen Ansichten Natorp nicht allein steht, sieht jeder Kundige auf den ersten Blick. So fordert schon Goethe, wie ich einer Studie Gerlachs über „Goethe als Sozialpolitiker" entnehme, allgemeine öffentliche Erziehung, nicht blofs Unterricht, Arbeitsgemeinschaft nach dem Satze: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! und solche äufsere Lebensformen, welche eine harmonische Bildung, die Herausgestaltung echter Menschlichkeit, ermöglichen. Und wie Natorp, so erhofften, um nur ein paar Namen zu nennen, Straufs in seiner früheren Zeit, Keim, Huber die Verwirklichung der Humanitätsidee nicht durch schroffen Bruch mit dem Christentum, sondern durch läuternde Weiter-

bildung. Selbst innerhalb des vorwiegend atheistisch denkenden Sozialismus gibt es Männer, welche wie Dulk, Weitling, Stamm gerade in dem Christentum Bausteine finden für eine dogmenlose Religion der uneigennützigen Menschenliebe. Freilich wie diese Bausteine gehoben und auf welche Weise sie zu einem neuen, in sich gefestigten Gebäude gefügt werden sollen, an diese Frage treten sie nicht nahe genug heran und in dieser Richtung mufsten die neueren Denker vorschreiten. Ob wir ihnen folgen können? folgen in ein Gebiet ohne Dogmen, wo wir nur in uns selber Kraft und Stütze finden können? Wenn ich so uns Menschen ansehe, wie wir's treiben Tag für Tag, so dünkt es mir, als ob fast alle von uns nur an den Krücken der Hoffnung auf endlichen Lohn und der Furcht vor schliefslicher Strafe auf dem mühsamen Weg der Pflichterfüllung vorwärts kommen. Nehmt uns die Krücken und wie viele werden dann zu Fall geraten! Es klingt so schön, wenn Kant uns zuruft: Du kannst, denn du sollst — aber kann ich wirklich und aus eigener Kraft? —

Aschaffenburg. Dr. Max Offner.

A. Döring, System der Pädagogik im Umrifs. Berlin 1894, Gärtners Verlagsbuchhandlung. XI. u. 299 S.

Der Verfasser will das Idealbild einer Erziehung entwerfen, welches sich ganz in den Grenzen des natürlich Menschlichen halten soll. Allein diese Beschränkung hebt alle Idealität wieder auf; denn die Grenzen der Erziehung sind zu eng, der Endzweck zu unvollkommen. Vor allem ist aufser acht gelassen, dafs der Mensch auch eine Seele hat, welche der Hauptgegenstand der Entwicklung bei einer idealen Erziehung sein mufs, da die Seele im selbständigen Menschen der dirigierende Teil ist. Ebenso ist die Weltanschauung des Verfassers eine zu beschränkte und materialistische, da seine Pädagogik nichts weifs von Gott, Religion, Christentum und dem ewigen Leben der Seele. Die Pädagogik des deutschen Gymnasiums, welches seine Erziehung auf religiös-christlicher Grundlage aufbaut, hat die Pflicht, diesen religionslosen und unwahren Systemen, die der Materialismus gezeitigt hat, entgegenzutreten.

Auch der Staat hat ein Interesse, den pädagogischen Anschauungen des Verfassers in der Schule den Eingang zu wehren; denn dieser konstruiert die menschliche Gesellschaft nach sozialistischen Ideen, deren Unhaltbarkeit eben in dem Mangel einer christlich-religiösen Weltanschauung, sowie in der Nichtbeachtung der historischen Entwicklung des Gewordenen und Werdenden liegt. Denn er betrachtet den Menschen mit Darwin als eine höhere Entwicklungsstufe des Tierreichs und vindiziert ihm vor allen den Rechtsanspruch auf Glückseligkeit im Staatsleben. Diese wird erreicht in einem gerechten Staate, sagt er. Der gerechte und glückliche Staat ist aber derjenige, in welchem die Güter richtig verteilt sind, und deshalb das nötige Gleichgewicht hergestellt worden ist. Das ist der Windhauch des Sozialismus, der nun auch die Räume der Schule zu

vergiften droht. Der Verfasser spricht nichts von Pflichten und Gegenleistungen, nichts von der primären Pflicht der Arbeit und der Nächstenliebe, er wiederholt immer nur das Recht auf Glückseligkeit. Woher aber dieses Recht stammt, beweist er nicht. Er sagt p. 88: „Enthalten wir uns hier einer ermüdenden und doch unfruchtbaren Polemik gegen abweichende Festsetzungen, z. B. der religiösen Jenseitigkeit, der Vollkommenheit oder der Erreichung der Bestimmung; bekennen wir uns unumwunden zum Eudämonismus, erklären wir ohne Umschweife, dafs wir Glückseligkeit als das fundamentale Interesse des Individuums ansehen!" Damit meint aber der Verfasser die politische Glückseligkeit. Die christliche Weltanschauung dagegen fordert vor allem die Pflicht der Arbeit und der Ergebenheit; all sein irdisches und jenseitiges Glück mufs sich der Mensch aus eigener Kraft erarbeiten. Aus der Arbeit entwickelt sich erst ein Anspruch auf beglückenden Lohn. Soviel über den prinzipiellen Standpunkt des Verfassers.

Treten wir nun der Darstellung näher! D. will eine Gesamtdarstellung der Erziehung geben und sich nicht ausschliefslich auf die Schule beschränken Er spricht also auch eingehend von der Erziehung der Kinder gleich nach ihrer Geburt bis zum schulpflichtigen Alter. Doch vergifst er später den freien Umgang der Jugend unter sich und mit Älteren in Erwägung zu ziehen, sowie den Einflufs zu bestimmen, den der Beruf und die Staatsgesetze auf den Erwachsenen ausüben. Die universelle Tendenz, wornach seine Pädagogik eine „Gesellschaftswissenschaft" werden soll, ist also nicht vollständig zu Ende geführt. Was jedoch über die Erziehung des Heranwachsenden zu einem tüchtigen und rechten Mitglied der Gesellschaft gesagt wird, ist im grofsen und ganzen annehmbar; denn die Vorbereitung des einzelnen zum Staatsleben und zur Kulturarbeit im Kreise der Erwachsenen ist sicherlich ein Hauptbestandteil jeder Pädagogik.

Den Untergrund nun des vorliegenden Systems bildet die normale Menschennatur. Daraus werden die Erziehungszwecke und Mittel abgeleitet. Dieser Anfang ist wissenschaftlich und wirksam, nur mufs verlangt werden, dafs die zu grunde liegende Menschennatur richtig aufgefafst und dargestellt wird. Dies ist aber vom Verfasser nicht geschehen, deshalb mufsten auch Zwecke und Mittel unrichtig werden. Die Grundbedürfnisse der Menschennatur sind nach dem Verfasser: 1. das Gefühl und die Vorstellung der Sicherheit der eigenen Lage, 2. beachtet und geschätzt werden. Sind schon diese Behauptungen an sich nicht erwiesen noch von selbst einleuchtend, so ist noch weniger begreiflich, wie auf diesem unsicheren Grunde die Sittlichkeit und die Tugend sich aufbauen können, wenn Erziehung darin besteht, jene Grundbedürfnisse zu befriedigen und zu stärken. Der Verfasser jedoch behauptet, das spezifisch menschliche Gut sei die Erkenntnis seiner selbst „als eines zum Dasein Berechtigten", er nennt es auch „Selbstschätzung" oder „erkannten Eigenwert." Nach diesem Gute müsse der Mensch streben, das müsse die Erziehung im Auge haben. Daraus leitet der Verfasser den Begriff der Sittlichkeit

ab, nämlich als die auf das Wohl anderer gerichtete „Willensrichtung" (p. 91), worin doch offenbar ein Verzicht auf das eigene Wohl, auf die eigene Glückseligkeit, also ein Widerspruch mit den Grundprinzipien des Verfassers liegt. Die Sittlichkeit und die daraus fliefsenden Tugenden sind rein politisch-sozial und stehen tief unter dem antiken Heidentum. Dies beweist schon die Auffassung des Gewissens. Er sagt p. 101 f.: „Diese Vernunftanlage, welche Berechtigung des eigenen Daseins fordert, ist die eigentliche moralische Anlage, das Gewissen."

Die Unterrichtsgebiete, auf denen diese Zwecke und Ziele erreicht werden sollen, sind Natur, Mensch und Gesellschaft. Diese lassen sich in die zwei zusammenfassen, Natur und Kultur. p. 121 f. Diese Abgrenzung würde unseren vollen Beifall finden, wenn nicht Gott und die göttliche Natur der Menschenseele vergessen wären. Was jedoch der Verfasser innerhalb seiner Unterrichtsgebiete Methodisches und Sachliches vorbringt, verrät viel Einsicht und Erfahrung. Hier vermag der Lehrer vieles und Wertvolles zu lernen; denn die psychologische und didaktische Durchbildung des Verfassers ist eine respektable. Für die Erkenntnis der Natur verlangt er die Naturwissenschaften, für die der Kultur das Studium der Sprachen und zwar der Originalsprachen, nicht der Übersetzungen. Eigenartig ist die Forderung, dafs die Mitteilung aller dieser Kenntnisse in genetischer Folge stattfinden soll, so dafs eine Entwicklung der sichtbaren Welt, eine allmähliche Entfaltung des menschlichen Kulturlebens gewonnen wird. Wie der Verfasser dies meint, zeigt folgender Satz p. 203: „Ausgehend von der Genesis des Planetensystems und der Erde wird er sodann die Entwicklung der Erdrinde bis zur gegenwärtigen Verteilung von Land und Wasser, Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit nebst der daraus resultierenden Beschaffenheit der Klimate und Erzeugnisse, also auch die Entwicklung des Pflanzen- und Tierreichs bis zum Menschen einschliefslich im Sinne der Darwin'schen Theorie genetisch zu behandeln haben." Die Kultursprachen ferner sollen nicht in der verkehrten Weise des jetzigen Gymnasiums grammatisch betrieben werden, sondern in der Weise, dafs der Autor sofort an die Hand genommen wird mit Zuhilfenahme einer gedruckten Präparation (p. 234). So soll denn übereinstimmend mit der genetischen Kulturentwicklung der europäischen Kulturvölker zuerst der Homer gelesen werden mit 13—14jährigen Knaben. Daran schliefsen sich im Laufe von 1½ Jahren Herodot, Xenophon, Plato, Sophokles und Demosthenes. In der zweiten Hälfte des 15. Jahres wird die römische Kulturepoche vorgenommen. 1½ Jahre wird Cicero, Caesar und Horatius gelesen. Dann wird ½ Jahr auf die Kenntnis des Mittelalters verwendet, worauf das Französische beginnt. 1 Jahr lang wird sodann Englisch betrieben, woran sich noch 1½ Jahre lang, also bis zum 19. Lebensjahre eine intensive Beschäftigung mit der Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart anschliefst.

Der vorliegende Reformversuch der Schule ist in seinen Prinzipien

verwerflich und im einzelnen zu hypothetisch und utopistisch, aber als Beispiel der modern-realistischen Richtung interessant.

Münnerstadt. Nusser.

Dr. Max Herrmann, Privatdozent an der Universität Berlin, Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin, Weidmann 1893. VII u. 437 S.

Wie der Verf. mitteilt, hat sich sein ursprüngliches Ziel, eine philologische Vergleichung des Eybschen Ehebüchleins mit den kleinen lateinischen Arbeiten des Autors zu geben, allmählich dahin erweitert, dafs er sich zur Aufgabe setzte, die Bedeutung Albrechts von Eyb als des ersten deutschen Humanisten des 15. Jahrhunderts nachzuweisen; die Durchführung dieser Aufgabe brachte es mit sich, dafs zugleich vielfach neues Licht auf die humanistischen Bestrebungen dieses Zeitalters überhaupt fällt. Es ist somit ein vornehmliches Verdienst des Verf. auf Grund umfassender und eindringender archivalischer Forschung die Einsicht in eine geistige Bewegung gemehrt zu haben, über welche noch nach manchen Seiten Aufschlufs zu erholen ist. Der fränkische Domherr Albrecht von Eyb hat auf unser besonderes Interesse Anspruch nicht blofs wegen seines Studiums der alten Autoren und den darauf fufsenden lateinischen Schriften, sondern noch mehr, weil er bestrebt war das neue Wissen seinem Volke auch in deutscher Sprache zu vermitteln.

In den ersten Abschnitten des Buches sind die Nachrichten über das Eybsche Geschlecht mit Sorgfalt verarbeitet; insbesondere tritt der Einflufs der Mutter Margaretha und des Vetters Johannes v. Eyb auf den jungen Albrecht heraus; daran schliefst sich seine Fortbildung auf deutschen Schulen, in Rothenburg an der Tauber und an der Universität Erfurt. Von bedeutenderem Einflufs auf die geistige Entwicklung des Studierenden war dann der erste Aufenthalt in Italien 1444—1451, über welchen im dritten Kapitel berichtet wird. An den italienischen Universitäten hatte damals der Humanismus bereits festen Fufs gefafst; Eyb begann in das Studium der römischen Autoren einzudringen und auch juristische Vorlesungen zu hören. Einblick in die Stoffe und auch in die Methode der Studien, denen Eyb damals oblag, gewährt z. B. eine Terenzhandschrift. deren Erwerb der Verf. dem Schlufse dieses Zeitraumes zuweist, mit Rand- und Interlinearbemerkungen, welche wohl auf akademischen Vortrag zurückzuführen sind; ferner ein von Eyb selbst in Bologna abgeschriebener Valerius Maximus und ein Exzerptenbuch aus verschiedenen Schriftstellern, „Liber multorum poetarum“; in letzterem bekundet Eyb bereits seine Neigung, Bedeutendes aus einer mannigfaltigen Lektüre in Sammlungen zu vereinigen.

Nach der Rückkehr von Italien lebte Eyb einige Zeit als Domherr in Bamberg; hier erwuchsen Früchte seiner humanistischen Studien erotischer Art: ein Tractatus de speciositate Barbare puellule, welcher, wie der Verf. annimmt, in der Leidenschaft für eine schöne

Bambergerin seinen Ursprung hatte und eine Appellacio mulierum Bambergensium, eine Satire auf Bambergs Frauen, welche hauptsächlich aus Bausteinen der Oratio Heliogaboli des Leonhard Bruni aufgebaut ist. Demselben Jahre 1452 gehören nach dem Verf. zwei ebenfalls in lateinischer Sprache abgefafste Reden Eybs an: eine Abendmahlspredigt und ein Lobspruch auf die Stadt Bamberg. Aber schon im folgenden Jahre finden wir den Domherrn wieder als Studiosus in Bologna zur Fortsetzung seiner juristischen und humanistischen Studien; in diese Zeit fällt der Erwerb zahlreicher Handschriften lateinischer Autoren, deren Inhalt Eyb vielfach mit Zusätzen und Erläuterungen versah, so dafs daraus der damalige Betrieb der Lektüre erhellt; als die interessantesten Bände bezeichnet der Verf. die zwei Plautushandschriften und erläutert S. 161 ff. aus einer derselben auch die Methode der Erklärung, wie sie in den Vorlesungen üblich war. Zum Abschlufs seiner juristischen Studien bestand Eyb in seinem neununddreifsigsten Lebensjahr 1459 das juristische Doktorexamen in Pavia; schon zuvor war er von dem Papste Pius II durch die Würde eines cubicularius papae ausgezeichnet worden.

Noch in Italien hatte Eyb wohl zum gröfsten Teil das Werk ausgearbeitet, welches in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland grofse Verbreitung fand, ein Lehrbuch der humanistischen Rhetorik mit einer Sammlung von Musterbeispielen. Der auffallende Titel dieses Buches „Margarita poetica“ wird zum Teil von Eyb selbst in seiner Einleitung gerechtfertigt einmal durch den Hinweis auf den Namen seiner Mutter, dann durch die Bemerkung, dafs, wie goldgefafste Perlen prächtiger wirkten als ungefafste, so gut stilisierte Lebensweisheit eindrucksvoller sei als der gleiche Inhalt in ungelenker Form. Das Beiwort poetica, in dem Titel eines meist prosaischen Werkes befremdend, führt der Verf. auf den Gebrauch des Wortes poeta im weiteren Sinne für Humanist zurück. Über Quellen, Entstehungsweise, Inhalt und Verbreitung des Buches werden wir in sorgfältigster Untersuchung unterrichtet.

Der in Italien gebildete Humanist und Jurist trat in das Domkapitel zu Eichstätt ein, in welchem es, wie Herrmann nachweist, damals an Freunden des Humanismus nicht fehlte. Dort entwickelte er im Dienste des Bischofs und im Interesse des Markgrafen Albrecht Achilles anläfslich der inneren Kämpfe der Zeit eine rege Thätigkeit; zugleich war das Streben nach weiteren kirchlichen Würden und Pfründen ein steter Antrieb in seinem äufseren Lebensgange. Die Jagd nach einer der fettesten Würzburger Pfründen, der Pfarrei Hafsfurt, führte ihn 1461 nach Rom; als ihm dort ein Günstling des Papstes zuvorkam, wurde ihm als Ersatz das ebenfalls zu Würzburg gehörige Archidiakonat Ipphofen zugesprochen. Dadurch geriet er aber in Konflikt mit dem Würzburger Bischof und die Folge war die gewaltthätige Gefangennahme des Eichstätter Domherrn durch die Herren von der Tann. Auch eine wiederholte Romfahrt führte nicht zum Ziele.

Von besserem Erfolge war Eybs literarische Thätigkeit in Eich-

stätt begleitet. Sein Ansehen als Jurist bezeugt eine Sammlung von Rechtsgutachten, welche er abfafste; die grofse Menge der in dieser Sammlung enthaltenen Entscheidungen in Eheprozessen läfst den Verf. annehmen, „Eyb habe einen besonderen Ruf als Spezialist in Ehesachen gehabt". Die Eigenschaften der Frauen und die Beziehungen zwischen Mann und Frau, hauptsächlich in der Ehe, waren auch das Thema seiner Erstlingsschriften in Bamberg gewesen; diesen reihen sich jetzt zunächst noch drei ebenfalls lateinisch geschriebene Abhandlungen an: in der „Clarissimarum feminarum laudatio" werden für einzelne weibliche Tugenden Beispiele aus den römischen Autoren vorgeführt und Eyb schliefst mit der Anerkennung: Si recte pensabimus, in omni virtutis genere — date veniam, viri: vera loquor — inveniemus eas si non superasse viros, at saltem equasse; das Gegenstück zu diesem Lob ist eine „invectiva in lenam"; wieder an der Hand der alten Autoren wird hier die Habsucht und Treulosigkeit der Kupplerin gezeichnet; die dritte etwas umfangreichere Rede „An viro sapienti uxor sit ducenda" zerfällt in drei Teile: 1. Man soll nicht heiraten; 2. man soll heiraten; 3. Hochzeitsfreude. Die Fundstätten für den Inhalt dieser Schriften in den römischen Autoren und bei den italienischen Humanisten werden von dem Verf. genau nachgewiesen.

Mit besonderem Interesse verfolgen wir noch die Schriften der letzten Lebensjahre, nachdem sich Eyb entschlossen hatte in der Muttersprache auf einen weiteren Kreis seiner Volksgenossen zu wirken. Im Jahre 1472 veröffentlichte er in einem Alter von 52 Jahren zuerst eine deutsche Schrift über den Gegenstand, den er schon öfter in lateinischer Sprache behandelt hatte, das deutsche Ehebüchlein, mit der Tendenz für die sittliche Aufgabe der Ehe einzutreten; für die Volkstümlichkeit des Buches zeugt, dafs dasselbe bis zum Jahre 1540 zwölf Auflagen erlebte. Um die Bedeutung der Schrift zu würdigen, geht der Verf. weit ausholend auf die vorchristliche Literatur über die Ehe zurück, entwickelt die Vorzüge und Mängel des Inhalts und der Form und verwendet auch hier eine besondere Sorgfalt darauf das Material zu dem „leidlich verkitteten Mosaikbild" an den verschiedenen Orten zusammenzusuchen. „Man darf nicht vergessen, dafs es sich um die Frühzeit des deutschen Humanismus handelt, dafs es also dem Autor zu verzeihen ist, wenn er seine Mission betont, die alten guten Quellen als der erste wieder fliefsen zu lassen und wenn er daher zehnmal auf jeder Seite einen klassischen Schriftstellernamen zitiert".

Eigentümlicher Weise fufst die zweite deutsche Schrift Eybs, „Der Spiegel der Sitten" betitelt, welche erst im Jahre 1511 sechsunddreifsig Jahre nach seinem Tode gedruckt wurde, dem Inhalte nach nicht mehr vornehmlich auf den römischen Autoren und den italienischen Humanisten wie seine übrigen Bücher, sondern hier kommen hauptsächlich Kirchenväter zu Wort und die von diesen benützten Autoren wie Cicero und Seneca, aufserdem auch Vertreter der Scholastik, und es findet sich hier auch die theologische Lehr-

meinung: die Leistungen der Poeten seien im Grunde „ain speyse der teufel“ und „nit zu lesen sunder zu verachten“. Der Verf. will diesen Abfall des Humanisten nicht auf innere Wandlung, sondern auf äufsere Motive zurückführen, und gelangt auch auf Grund verschiedener Erwägungen zu der Annahme, dafs der Inhalt dieser Schrift nicht von Eyb zusammengestellt, sondern aus einem lateinischen Original übertragen sei. Im Kontrast zu diesem Inhalt stehen wiederum die dem Buche als Anhang beigefügten Übertragungen aus den Dramen des Plautus und Ugolino Pisani: hier entfaltet Eyb eine besondere Kunst des sprachlichen Ausdrucks, um das Fremdartige in deutsches Gewand zu kleiden; in dieser Beziehung zollt ihm der Verf. aufserordentliche Anerkennung: „die Lektüre ist noch heute ein Genufs, welcher der Beschäftigung mit den Originalen beinahe ebenbürtig an die Seite tritt“.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

O. L. Jiriczek, deutsche Heldensage, Stuttgart 1894, 8°, 173 SS. Sammlung Göschen Nr. 32.

Das Büchlein strebt zweierlei an: dem Leser sollen die Hauptstoffe der Heldensage nach ihrem Inhalt lebendig vor Augen treten; zugleich werden die wichtigsten Thatsachen aus ihrer Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte kurz und klar vorgeführt. Der Verfasser behandelt in dieser Weise die Sagen von Sigfrid und den Nibelungen, von Dietrich und Ermanarich, von Walther, von Ortnit und Wolfdietrich, von Rother, von Wieland, von Hilde und Gudrun. Von den jeweiligen besten und bekanntesten Gedichten wird der Inhalt genauer angegeben, aber auch die unbedeutenderen und jüngeren Bearbeitungen finden kurze Erwähnung. Dass J. meistens im engsten Anschlufs an Uhland, einmal beim Wielandsliede nach den Brüdern Grimm erzählt, wird allgemein gebilligt werden. Sind doch Uhlands Darstellungen durchaus klassisch, die einzig denkbaren Vertreter der Quellen selber. Man kann gar nicht kürzer, eindringlicher, erschöpfender den geistigen und dichterischen Gehalt der alten Denkmäler wiedergeben, als es hier geschah. Was J. über Ursprung und Fortbildung der einzelnen Sagen mitteilt, beruht auf voller Sachkenntnis und ist verständig zumal für den Zweck der Schule ausgewählt. Über das hier Gebotene kann man natürlich verschiedener Ansicht sein. So hätte ich eine stärkere Betonung des Hauptunterschiedes der nordischen und deutschen Form der Sigfridsage, des Verhältnisses zwischen Sigfrid und Brunhild, gewünscht und allerdings auch anders, zu Gunsten der deutschen und teilweise auch nordischen Überlieferung, die nichts von einer früheren Bekanntschaft und Verlobung weifs, entschieden. S. 62 ff. behandelt J. die mythische Grundlage der Sigfridsage und verfällt dabei in den gewöhnlichen Fehler der Mythologen. Gewifs erkennt man leicht die einzelnen mythischen Bestandteile, da sie auch anderwärts vorkommen, und darf demnach die Sigfridsage als eine mythische bezeichnen. Jedoch die übliche Schlufs-

folgerung, aus einem mythischen Zuge, z. B. aus der Erweckung der vom Feuer umwaberten Brünhild (vgl. Skirnir und Gerdr, Svipdag und Menglod, Dornröschen) die ganze Handlung zu einem Mythus zu machen, wie S. 65 f. nach Wilmanns versucht wird, scheint mir verkehrt. Wir können mythische Bestandteile in der Heldensage nachweisen, aber sie erscheinen in einem eigenartigen Zusammenhang, als die Glieder einer zielbewufst fortschreitenden, tragisch endigenden Handlung. Mufs dieser grofsartige Rahmen, in welchen die mythischen Bestandteile eingestellt sind, notwendig uralt, mythisch im selben Sinne wie diese sein? Meines Erachtens ist gerade hier die eigenartige Thätigkeit des individuellen Schöpfers der Sage zu erkennen, der aus altüberkommenen Motiven eine neue Handlung fügt. Die Sigfridsage ist nicht unbewufst allmählich dem fränkischen Volksgeiste entwachsen, vielmehr das Werk eines gottbegnadeten Meisters. Hier und dort erkennen wir noch einzelne seiner Bausteine. Aber damit ists genug. Was er ersann und schuf, darf nicht mit jenen verwechselt werden. Manche Frage würde sich wohl einfacher und leichter lösen, rechnete man auch etwas mit dem individuellen Dichtergeiste der altgermanischen Sänger. Das zweite Gedicht, das im Liede vom hürnen Seyfrid enthalten ist, wie Kriemhild von einem Drachen entführt und von Sigfrid zurückgeholt wird, ist wohl ein junger und wilder Schöfsling der Sage des 13. Jahrhunderts; es ist nicht ratsam, obwohl es oft geschah und auch von J. S. 33 wiederholt wird, daraus für die ältere Sage, wenigstens was die Jungfrau betrifft, irgend welche Schlüsse zu ziehen. S. 69 war anzumerken, dafs der alte und echte Name von Sigfrids Mutter, Sigrlinn, auch im Norden bewahrt ist, nur versprengt in die Sage von Helgi Hjorwardsson. Hjorward und Hjordis, Sigmund und Sigrlinn gehören durch Anlautsreim und Gleichheit der Wortstämme zusammen. S. 94 hätte Wittichs Gestalt nach Müllenhoffs Erklärung etwas mehr hervorgerückt werden sollen. Insbesondere war zu schildern, wie der einst tadellose Gotenheld und Bekämpfer der Sarmaten und Hunnen zur Rolle des Überläufers und treulosen Verräters gedrängt wurde. Legt man die Jordanesstelle, wonach Ermanarik die Sunihild pro mariti fraudulento discessu von Pferden zertreten liefs, mit W. Müller und Kögel, Literaturgeschichte I, 1, 147 quod ea a marito (sc. a se, ab Hermanarico) fraudulenter discesserat aus, so ist die Verschiedenheit zwischen Jordanes und der Sage (J. s. 110) behoben: Sunihild wird bestraft, weil sie treulos war und Ehebruch trieb. Ob die Rothersage zur Spielmannspoesie oder zur Heldensage zu rechnen ist, läfst sich nicht bestimmen. Der älteren niederdeutschen Fassung (S. 139) fehlt eben der Name Rother, und der treue Berhter des obds. Gedichtes ist dem Wolfdietrich entnommen. Jedoch würde der Geist der Dichtung der romantischen Sagenpoesie der Langobarden nicht zuwider sein. Der Annahme skandinavischen Ursprungs der Hildesage (S. 163) steht jetzt Kögels in der Literaturgeschichte I, 1, 169 f. vorgetragene Ansicht gegenüber, welche die Scheldemündung, das Gebiet der Niederfranken, als die Urheimat der Hildesage betrachtet.

Die deutsche Heldensage, deren Erforschung Jiriczek eifrig obliegt, wird, wie schon Kögels Versuch lehrt, durch die vollständige Verwertung aller Überlieferung, besonders der fränkischen, angelsächsischen und langobardischen, vielleicht zu manchen wichtigen neuen Ergebnissen gelangen. Das Einzelne empfängt aus der Gesamtheit oft neue Beleuchtung. Denn was die mhd. Gedichte bieten, ist doch nur Stückwerk, eine Auswahl aus einstigem unendlichem Reichtum. Was wir brauchen und erhoffen, ist eine umfassende und erschöpfende germanische, oder mindestens westgermanische Heldensage.

Rostock. Wolfgang Golther.

In der Abschiedsstunde. Mahnworte an deutsche Jünglinge in 25 Entlassungsreden, dargeboten von Karl L. Leimbach, Dr. theol. und phil., Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Goslar. 2. vermehrte Auflage. Goslar 1894. Verlag von Ludwig Koch.

Der echte und rechte Schulmann mit klarem Kopf und warmem Herzen versuchte es seit Jahren, die höchsten und wichtigsten ethischen Fragen anläfslich der feierlichen Entlassung der Abiturienten in höchst gediegenen Abschiedsreden zu behandeln. Von dem Zwecke dieses seines Buches sagt der Autor selbst, er wolle zu seinen Schülern „durch das ganze Buch auch in der Ferne noch reden" und aufserdem noch solche Jünglinge, welche er persönlich nicht kenne, anregen, wackere und nachhaltige Vorkämpfer idealer Lebensauffassung zu werden.

Leimbachs Abiturienten-Entlassungsreden unterscheiden sich von anderen besonders dadurch, dafs es der Verfasser durchaus nicht darauf absieht, durch überraschende originelle Gedanken zu glänzen oder mit einer ausschliefslich wissenschaftlichen Haltung zu prunken, sondern — und das glauben wir ihm aufs Wort — er war lediglich darauf bedacht, den Schülern, den Familien, dem Staate damit einen erspriefslichen Dienst zu leisten. Wenn ich nun diejenigen Reden bezeichnen will, die mich am meisten angemutet, beziehungsweise ergriffen haben, so nenne ich „Vom Jungbleiben", „Über die Ehre", „Über Humanität", „Mafs, Mittelstrafse, Mittelmäfsigkeit" und namentlich die zeitgemäfse Ansprache „Die Schule im Kampfe mit der Sozialdemokratie", in welcher er das weise Wort ausspricht: „Man kann sein Licht auch an dem Feuer des Abgrundes anzünden, aber diese Fackel kann nur zünden und einäschern, nicht strahlen und segnen".

Der Gedankengang in allen diesen Ansprachen ist ein streng logischer, die Sprache eine hochedle und begeisterte. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich unsern Mentor einem Nägelsbach, Döderlein, Bauer, Friedlein etc. anreihe.

Möge das Buch denen, an welche die Reden gerichtet sind, für ihr ferneres Leben und Wirken noch reichen Segen bringen!

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart von Karl L. Leimbach, VI. Band, 1. Lieferung. Leipzig. Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchhandlung.

Dieses Heft umfaſst die Poeten von Otto Ludwig — Alfred Meiſsner.

Namentlich sind es die eigenartigen geistesgewaltigen Psycho- oder Monodramen von Richard v. Meerheimb, denen der feinfühlige und sorgfältige Literaturhistoriker nach allen Seiten hin gerecht wird.

Eine treffliche Charakteristik findet der markige Dramatiker Otto Ludwig. Auch Oswald (nicht, wie auf Seite 68 durch ein Versehen des Setzers steht, Oskar) Marbach, Hermann Marggraff, Friedrich Marx und Eduard Mauthner sind entsprechend gewürdigt. Bei dem Erstgenannten, Marbach, ist es namentlich dessen phantastisch-satirisches Zauberspiel „Shakspeare-Prometheus", welches von Leimbach mit einigen wenigen präzisen Zeilen, gleichwohl aber erschöpfend zensiert wird. Auch Friedrich Marx, eine edle österreichische Dichternatur, findet in diesem Hefte eine Würdigung, wie er sie längst in vollstem Maſse verdient. — Nur erlaube ich mir zum Schlusse den, wie ich glaube, nicht ungerechtfertigten Zweifel auszusprechen, ob ein Gedicht, wie Magewirths „Lose Blätter" nicht lieber weggelassen werden sollte, da es doch gar zu salopp in der Form gehalten ist und somit dem rühmlichen Namen des gottinnigen und zartfühlenden Dichters keinen besonderen Dienst erweisen dürfte.

Wir sehen übrigens jetzt schon dem Erscheinen der nächsten Lieferung des groſsartigen literaturhistorischen Werkes mit freudiger Spannung entgegen.

München. Dr. Karl Zettel.

Steinberger Alphons, Im heiligen Kampfe. Vaterländische Dichtung. München 1895. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis 1 M. 50 Pf.

Der verdienstvolle Verfasser der Erzählungen „Aus Bayerns Vergangenheit" (3 Bchn. Regensburg 1894), die wir im vorigen Jahrgang dieser Blätter (S. 124 f.) aufs wärmste empfohlen haben, hat uns wieder mit einer erfreulichen Gabe aus dem ihm so vertrauten Gebiet unserer patriotischen Vergangenheit überrascht. „Im heiligen Kampfe" betitelt sich das hübsch ausgestattete Werkchen, das an seiner Front eine wohlgelungene Reproduktion des Mittelstücks von Lindenschmids bekanntem Schlachten-Gemälde an der Auſsenseite der Kirche Untersendlings trägt und so dem Leser den Inhalt sofort verrät: in 12 Kapiteln wird uns die an schmerzvoller Erinnerung reiche Schreckenszeit d. J. 1705 vorgeführt und zwar diesmal in gebundener Form, in (etwas frei behandelten) trochäischen Rhythmen. Wiederum bewährte Steinberger sein Talent, lebhaft, gemütvoll und anmutig zu erzählen; die Charaktere treten lebenswahr in sicheren Konturen vor Augen. Da sehen wir als Mittelpunkt den alten reckenhaften Schmied-Balthes von Kochel, wie er wegen eines unbedachten Wortes von den

Österreichern in langer Haft gehalten wird, bis in ihm wie in vielen andern die Erbitterung über die damalige Notlage und der Drang nach Befreiung des Vaterlandes machtvoll erwacht; da lernen wir seinen jugendkräftigen Sohn Franz kennen, der von deu Österreichern in ein Innsbrucker Regiment gesteckt wird, dem aber die Flucht in die heimatlichen Berge gelingt; da wohnen wir der Tagsatzung der Oberländer zu Schäftlarn bei und sehen sie trotz des Warnrufes eines alten Hauptmanns zum Sturm nach München aufbrechen; da hören wir, wie die Verschwörung der Münchner Bürgerschaft durch die Judasseele eines Schreibers verraten wird, der aber durch den wackeren Kidler alsbald seinen verdienten Lohn in den Wellen der Isar findet. Das tragische Ende der Erhebung, der erfolglose Ansturm am „roten" Turm und der letzte Kampf an den Kirchhofmauern Sendlings würde den Leser mit allzu herber Erinnerung erfüllen, hätte der V. es nicht verstanden, mit einem versöhnenden Abschlufs seine Dichtung ausklingen zu lassen: der totgeglaubte Franz, kehrt, wiedergenesen, zu Mutter und Schwester heim und berichtet den Heldentod des verewigten Vaters. Dies in Hauptzügen der Inhalt des Büchleins, das zunächst dazu bestimmt ist, den patriotischen Sinn unserer studierenden Jugend — und zwar etwa von der 4. Klasse an — zu wecken und zu nähren. Es soll von ihr frisch „verschlungen" werden, wie es frisch geschrieben, dann wird es in empfänglichen Gemütern seine Wirkung nicht verfehlen. Mit der Aufzählung etlicher Unebenheiten oder Druckversehen, die dem Büchlein anhaften, will ich nicht lästig fallen, sondern sie dem V. selbst für den Fall einer 2. Auflage übermitteln; nur zwei Bemerkungen seien hier gestattet: dafs die Söhne Max Emmanuels „gleich dem Vieh zur Schlachtbank fortgeschleppt wurden", ist eine etwas starke Hyperbel; der 6. Abschnitt „Wiedersehen", der an Allerseelen spielt, sollte dem vorhergehenden, der uns schon unmittelbar vor die Weihnachtszeit versetzt, vorangestellt sein. — Also: Glück auf den Weg!

München. Dr. J. Menrad.

Martin Greif, Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Amelangs Verlag. 1894.

Bevor ich mich zur Anzeige des Greifischen Dramas wende, mufs ich mit Rücksicht auf meine Besprechung des Trauerspiels Agnes Bernauer von Greif in dieser Zeitschrift Jahrg. 1894 S. 476—477 zuvor Herrn Professor Dr. Franz Muncker in München einige Worte widmen. In meiner Anzeige der Agnes Bernauer gab ich meiner Freude über das dichterische Wirken unseres heimischen Dichters lebhaften Ausdruck. Da las ich zu meinem Erstaunen auf S. 487 der nämlichen Doppelnummer gelegentlich einer Rezension von Muncker über Lyons Abrifs der deutschen Literaturgeschichte einen sehr heftigen Ausfall des Rezensenten gegen Greifs dichterische Bedeutung. Muncker tadelt, vielleicht nicht mit Unrecht, dafs Lyon bedeutende Dichter wie Mosen, Hebbel, Auerbach u. a. ganz überging, aber es ist aus allem ersicht-

lich, dafs er dem Literarhistoriker nur deshalb die Hiebe versetzt, um Greif zu treffen.

Es war mir dies um so verwunderlicher, als Muncker früher Greifs Lob mit vollen Backen sang. Ich verweise die Leser, die sich für die Sache interessieren, auf die Aufsätze Munckers in d. Beil. d. Allg. Zeitung Jahrg. 1881 Nr. 280 und 281 und Jahrg. 1883 Nr. 69, in denen er Martin Greif als ebenso grofsen Lyriker wie Dramatiker feierte. Woher dieser Umschlag? Sollte etwa der Umstand Muncker zu so grimmiger Fehde gegen Martin Greif veranlafst haben, dafs Lyon in seiner Literaturg. Richard Wagner, mit dessen übrigens von mir nicht bemängeltem Kultus der Name Muncker untrennbar verbunden ist, unter den Dramatikern nicht genannt hat? Man sollte es beinahe vermuten, da sich der Rezensent über diese Unterlassungssünde Lyons, an der Greif jedenfalls unschuldig ist, so gewaltig ereifert. Denn ich nehme an, dafs sich Muncker der im Jahre 1889 ins Werk gesetzten Liga gegen Greif nicht angeschlossen hat, von welcher Dr. S. M. Prem in seinem Buche über Greif (Leipzig, Renger 1892) Folgendes erzählt: „Da die Cottaische Buchhandlung auf die Kritik und den guten Absatz derselben (d. i. der Gedichte Greifs) gestützt seit 1886 eine dementsprechende Ankündigung ausgehen liefs, suchte man zur Unterdrückung Greifs eine Liga führender Schriftsteller zu bilden, wozu Georg Scherer im Frühjahr 1889 die vertrauliche Einladung versandte. Der Streich mifsglückte zwar, weil die meisten Geladenen aus Anstandsgefühl die Unterschrift verweigerten und der Angegriffene zur rechten Zeit noch dem Anschlage begegnete, aber es ist bezeichnend für die Geheimbündelei der Gegenwart“.

Schon Dr. Menrad wies im vorigen Jahrgang d. Bl. S. 124 Munckers ganz unmotivierten Angriff gegen Greif kurz zurück, aber ich glaubte diese Rechtfertigung weniger Greif als mir selbst schuldig zu sein, da meine Urteile über den Dichter im geraden Gegensatze zu Munckers Behauptungen stehen. Ich bin der Ansicht, gerade wir hätten alle Ursache des heimischen Dichters uns zu freuen, der im Gegensatze zu den Modernen die Fahne des Idealismus und Klassizismus hoch hält und dessen hervorragende dichterische Bedeutung doch wohl nicht mehr bestritten werden kann.

Doch nun zu etwas Erquicklicherem!

Greif hat Hans Sachs schon im Jahre 1874 bei Gelegenheit der Enthüllung des Hans Sachs-Denkmals in Nürnberg in einem Gedichte „Zu Hans Sachsens Ehrentag“ verherrlicht, das an dichterischem Werte dem Goethischen Gedichte Hans Sachsens poetische Sendung sich recht wohl an die Seite stellen kann. Schon zuvor hatte Greif (1865) ein Stück Hans Sachs gedichtet, das er zurück legte, um es zum 400jährigen Geburtstage Sachsens umzuarbeiten und bühnengerechter zu machen.

Die Handlung unseres Dramas, dem eine Widmung an den Leser und ein Prolog vorangeschickt ist, ist kurz folgende.

Im 1. Aufzug, der die Exposition enthält, erscheint Hans Sachs als ein Jüngling, der von seinem dichterischen Berufe erfüllt ist, darob vom Vater heftig gescholten wird und deshalb in die Fremde geht.

Doch versöhnt er sich vor seinem Scheiden auf den Rat seines Lehrers im Gesang, des biederen Nunnenbeck, und auf die Bitte seiner treuen, liebenden Mutter Christine mit seinem Vater und erhält den väterlichen Segen. Auch Kunigunde, seine spätere Gattin, greift jetzt schon in Sachsens Schicksal ein — wir bemerken, dafs die erste Begegnung ihre Herzen zusammenführt.

In der Fremde erwirbt sich Hans Sachs grofsen Dichterruhm. Nach 5 Jahren (1519) in seine Vaterstadt zurückgekehrt findet er neben manchen Freunden auch Neider. Dem Schmerze über den inzwischen erfolgten Tod seiner Eltern hängt er nicht lange nach. Eine thatkräftige Natur, tritt er mutig den Feinden und Neidern entgegen. Aber diese bewirken, dafs er nicht blofs im Sängerwettkampfe zu unterliegen scheint, sondern auch, dafs der Rat der Stadt ihm untersagt, ferner etwas drucken zu lassen, wegen des üblen Spottes des Dichters über die Städte, unter denen auch Nürnberg gemeint sei. Damit ist der Höhepunkt erreicht. Hans Sachs entschliefst sich Nürnberg zum zweitenmale zu verlassen, um sich anderswo sein Glück zu gründen. Nun beginnt die Umkehr. Im Reichswald, wo er übernachtet, erscheint ihm im Traume Klio, die ihn ermuntert seinem Berufe treu zu bleiben. Darauf erwacht sieht er einen Ritter, der sich im Walde verirrt hat. Es ist dies der von ihm nicht erkannte Kaiser Max, der gegen Nürnberg zieht. Er vernimmt Hans Sachsens Schicksale, den er, selbst ein Dichter, aus seinen Dichtungen wohl kennt, nimmt ihn wieder nach Nürnberg mit und führt die Sache einer für Hans Sachs günstigen Lösung zu.

Klar und durchsichtig ist der Aufbau der Handlung. Hans Sachs ist ein Literaturdrama wie Goethes Tasso, aber es hat mehr bewegte und fortschreitende Handlung. Ein Vorgang wächst aus dem anderen mit Notwendigkeit heraus, so dafs wir den Eindruck bekommen, es müsse so und könne nicht anders kommen. Trefflich wie immer bei Greif sind die Charaktere gezeichnet. Ich hebe unter ihnen zunächst Hans Sachs selbst hervor: er ist ein frischer, sittlich lauterer Jüngling, gottesfürchtig und offenen Auges für die Welt und die Menschen, treuen und dankbaren Gemütes; ferner den alten Meistersänger Nunnenbeck, Sachsens Lehrmeister in der Dichtung, einen ehrlichen und neidlosen, um Hans Sachs und seine Geschwister sowie um Kunigunde treubesorgten Ehrenmann, Kunigunde, das schlichte, gemütvolle und Hans Sachs treu ergebene Mädchen, den Junker Krebsblut, der nach der reichen Erbin Röschen Gulden angelt, gehörig mit dem Säbel rasselt und dabei ein ganzer Hasenfufs ist.

Mit Recht hat der Dichter sein Drama ein vaterländisches Schauspiel genannt. Das reich pulsierende Leben der freien Reichsstadt Nürnberg lernen wir aus Hans Sachsens Munde kennen, wenn er im 2. Aufzuge aus der Fremde heimkehrend von der inneren Freiung der Veste aus seinen Blick der Stadt zuwendet und in herrlichen Worten das Lob seiner Vaterstadt kündet. Auch Albrecht Dürer, Willibald Pirkheimer, Hans Folz u. a., mit deren Namen Nürnbergs Blütezeit

eng verbunden ist, sind mit der Handlung kunstreich verflochten. Das ganze Gedicht atmet vaterländischen Geist.

Nimmt man hinzu, dafs Greif auch hier wieder sich als sprachgewaltigen Meister zeigt, der den hauptsächlich angewendeten kurzen Reimvers (Knittelvers) mit spielender Leichtigkeit handhabt, so dürfen wir uns dieser Bereicherung der deutschen Literatur von Herzen freuen.

Burghausen. A. Deuerling.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte. Über die Stellung, welche der deutschen Literaturgeschichte in den oberen Klassen des Gymnasiums zuzuweisen ist, herrscht heutzutage die einstimmige Annahme, dafs sich die Betrachtung der Entwicklung derselben womöglich an die Lektüre anzuschliefsen hat. Streng genommen wären deshalb Lehrbücher für die Schule überflüssig, da eine graphische Übersicht den Entwicklungsgang ebenso, wenn nicht besser darstellt als Bücher. Aber zum Privatfleifs oder zum Nachstudium, wenn der Schüler infolge Krankheit am Klafsbesuche gehindert war, werden immerhin literargeschichtliche Lehrbücher nötig sein. Zu den empfehlenswerten zählt:

Debbe, Grundrifs der deutschen Literaturgeschichte. Bremen 1893. Heinsius.

Es ist dies nicht blofs ein Lern-, sondern zugleich ein Lesebuch, das, kurz und knapp gehalten, das Wissenswerteste enthält. Bei der Auswahl des Stoffes war der Verfasser bemüht, in dem gewählten Lesestück Anschauungsmaterial für die Charakteristik einer Person oder Zeit zu geben. Auch die zahlreichen Hinweisungen auf weitere Lektüre, sowie die Urteile von Zeitgenossen über die Dichter oder deren Werke lassen das Büchlein sehr schätzenswert erscheinen. Nur bietet das Buch nach meinem Ermessen da und dort doch zu wenig, da z. B. von Ulfila, Heliand, Krist, von Hartmann von Aue, Gottfried von Strafsburg gar keine Rede ist, von Walther von der Vogelweide nur fünf kleine Proben gegeben werden. Auch ist es in seiner ganzen Anlage und Stoffgliederung viel zu ungleich und unsystematisch, als dafs es sich für die Schule eignete; dagegen wird der Lehrer viel Anregung erhalten und aus der Lektüre mancherlei Gewinn ziehen.

Inhaltreicher, aber auch umfangreicher ist P. Erfurth und H. Lindner, Deutsche Literaturkunde. Potsdam 1893. August Stein.

Das Buch ist in erster Linie für Mädcheninstitute berechnet, eignet sich aber auch für Knabenschulen, namentlich für Realanstalten, da z. B. Proben von Vofsens Homerübersetzung gegeben sind. Als ein Mangel erscheint mir, dafs mit Ausnahme einiger Stücke, wie des Hildebrandliedes, eines Teils der Otfried'schen Evangelienharmonie,

der gotischen Sprachprobe die Leseproben der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Periode nur in der Übersetzung enthalten sind; denn dadurch geht der eigentliche Reiz, der den Literatur-Denkmälern der beiden genannten Perioden innewohnt, fast ganz verloren. Die erste aus Schäfers Literaturgeschichte entnommene Abhandlung scheint mir in manchen Punkten zu unbestimmt und vag. Auch sonst nimmt man Ungleichheiten in der Bearbeitung wahr, z. B. wenn wohl die Proben aus dem Nibelungenlied mit einer Einleitung bedacht sind, andere Partien aber, wie das Gudrunlied, Walther von der Vogelweide einleitender Worte entbehren; auch sind bei manchen Dichtern die Proben zu dürftig, als dafs der Schüler oder die Schülerin den Charakter desselben erkennen könnte; dies ist z. B. der Fall bei Walther von der Vogelweide, Andreas Gryphius, bei welch letzterem aus „Peter Squenz“ schon wegen der Ähnlichkeiten mit Shakespeares Sommernachtstraum eine Probe hätte angeführt werden sollen. Abgesehen von diesen wenigen Ausstellungen ist das Buch im allgemeinen wohl dazu angethan, den Charakter der einzelnen Literaturperioden und der Dichter selbst, sowie der Dichtungen zur Anschauung zu bringen, zumal manche Partien, so die Edda, das Waltarilied, das Nibelungenlied, Klopstocks Messias, Herders Cid etc., kurz die umfangreicheren epischen Dichtungen möglichst knapp zusammengezogen sind und durch eine prägnante Inhaltsangabe der Zusammenhang vermittelt wurde. Die Dramen sind mit Recht nicht aufgenommen, ebenso blieb Goethes Hermann und Dorothea weg, weil diese Dichtungen auf der mittleren und oberen Stufe der Lehranstalten im Zusammenhang gelesen werden; dagegen ist die Einfügung von Abhandlungen über diese Dichtungen sehr anerkennenswert, wie auch die Beiziehung der Dichter und der Prosaisten unserer Tage sehr dankenswert ist. Das Buch wird als eine Art Ergänzung bei der Durchnahme der Literaturgeschichte, z. B. als häusliches Lesebuch sehr gute Dienste thun und ist von diesem Gesichtspunkte aus warm zu empfehlen.

Paul Strzemcha, Geschichte der deutschen National-Literatur. Fünfte Auflage. Brünn. R. Knauthe. 1892. 202 S.

Das Buch zählt zu den vielen Literaturgeschichten, welche, wenn auch für die Schule bestimmt, doch ohne besondere Berücksichtigung der Schulzwecke einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur geben und dabei alles bieten, was einem Literaturkenner im allgemeinen zu wissen nötig ist: für Schüler bringt es nach meinem Ermessen zu viel; für diese ist es doch überflüssig, Ulrich von Zaznhoven, Wirnt von Gravenberg, Jans Enenkel, den Bruder David, Ulrich Fürterer aus München, Nikolaus von Jeroschin, Heinrich den Teichner, Pamphilus Gengenbach aus Basel, Jakob Twinger von Königshoven, Peter Eschenloer aus Breslau, Nikolaus Selneccer, Paul Eber etc. etc. kennen zu lernen: dies alles ist nur dazu angethan, in den Köpfen der Schüler Verwirrung hervorzurufen. Auffallend ist auch

die Bildung des Genitivs: Karl des Grofsen, sodann die Schreibweise Reimar und Murrner. Das Buch ist bei seiner Reichhaltigkeit und Fülle mehr ein gelehrtes Repertorium als ein Schulbuch.

Ferdinand Schultz, Merktafel zu der Geschichte der deutschen Literatur. Dessau. Baumann. 1891. 14 Seiten.

Ähnlich wie die Pütz'sche „Übersicht" gibt das Büchlein nur das Gerippe der deutschen Literaturgeschichte, namentlich das für feste Aneignung bestimmte Gedächtnismaterial in übersichtlicher Form, um „das Niederschreiben des Durchgenommenen dem Schüler zu ersparen und dem Lernenden Anhaltspunkte für die Wiederholung zu bieten". So sehr die „Geschichte der deutschen Literatur" vom gleichen Verfasser allgemein Beifall fand und findet, so wenig kann diese Merktafel befriedigen; denn einerseits ist der abgerissene, lediglich in Schlagwörtern bestehende Tabellenstil zu verurteilen, da die Schüler immer gewöhnt werden sollen, in Satzform zu sprechen; daher dürfen ihnen auch keine Bücher in die Hand gegeben werden, in denen dieser Punkt vernachlässigt ist; andrerseits verlangt die Merktafel vielzuviel Jahreszahlen; soll nun etwa, da man endlich beginnt, in der politischen Geschichte die Unsumme von Jahreszahlen aus dem Lehrpensum zu streichen, die Literaturgeschichte den Ausfall decken? Kurzum es mufs der Schüler sich selbst eine ähnliche Tabelle anlegen; diese mufs aus dem Studium herauswachsen, sie darf dem Schüler ebenso wenig gleich von Anfang an gegeben werden wie etwa Kanonzahlen mit Daten in der Weltgeschichte. Von diesen Gesichtspunkten aus erscheint mir das allerdings anspruchslos auftretende Büchlein seinen Zweck nicht zu erfüllen.

Wilhelm Reuter, Literaturkunde. Fünfzehnte, verbesserte Auflage. Freiburg i. B. Herder 1894.

Das Buch besteht aus zwei Teilen, deren einer die Theorie der Poesie, der andere die Geschichte der deutschen Literatur enthält. Die Poetik gibt, in richtigen Grenzen sich haltend, nur das Wichtigste in knapper Form mit passenden Beispielen; besonders gut ist der Teil, in dem die wesentlichsten fremdländischen Versmafse zur Besprechung kommen. Im zweiten Teil ist die Einteilung des umfangreichen Stoffes in sieben Perioden gegenüber der in der 14. Aufl. gegebenen Einteilung nach Herrscherfamilien ein begrüfsenswerter Fortschritt des Buches zu nennen. Recht kühn erscheint mir die Annahme (S. 64), dafs im Waffentanz der Germanen ein Keim der Dramatik zu finden sei, da die Germanen „allerlei Wendungen und Sprünge machten, ohne sich zu verwunden". Dafs Roswitha weniger für die deutsche Literatur als für die lateinische Dichtung des zehnten Jahrhunderts bedeutend ist, sollte klarer und bestimmter hervorgehoben werden. Schwer verständlich ist die Behauptung, dafs Friedrich II. dem Dichter Walther

von der Vogelweide, obwohl er ihm nichts zu verdanken hatte, ein Reichslehen bei Würzburg schenkte. Nicht einverstanden können wir uns erklären mit der Annahme, dafs „die volkstümliche Entwicklung des deutschen Schauspieles durch die Renaissance unterbrochen wurde". Die Unterbrechung in der volkstümlichen Entwicklung fand nicht durch die Renaissance oder vielmehr durch die Richtung des Humanismus statt, sondern durch die mit den Wirkungen des dreifsigjährigen Krieges in Verbindung stehende Vorherrschaft des französischen Einflusses in allem, was sich auf das geistige Leben der Deutschen damals bezog. Und was soll es heifsen, wenn behauptet wird, dafs der Humanismus sich die Aufgabe stellte, nicht mehr Christen, sondern Menschen zu bilden, dafs der Humanismus, durch den die heidnische Mythologie nunmehr die christlichen Überlieferungen des Mittelalters ersetzte, lediglich im Dienste der Reformation stand? Wer die Geschichte jener Zeit kennt, weifs, dafs z. B. mit Nikolaus V. der Humanismus den päpstlichen Stuhl bestieg: ein Beweis, dafs der Humanismus echten christlichen Sinn durchaus nicht ausschlofs. Und auch der Seitenhieb auf Schiller und Goethe, dafs beide, der eine durch den idealen Kultus der Kunst, der andere durch den noch verderblicheren Kultus der Natur, unendlich geschadet hätten, mufs als eine einseitige und verkehrte Anschauung zurückgewiesen werden; oder tritt nicht, abgesehen von Dichtungen wie Parabase, Metamorphose der Pflanze, Weltseele etc., in denen der Dichter allerdings einen Niederschlag seiner jeweiligen Studien gab, in den übrigen auf das Naturleben Bezug nehmenden Gedichten Goethes, wie „Meeresstille", „Glückliche Fahrt", „Auf dem See", „Wanderers Nachtlied", „Ganymed" u. a. gerade ein lebendiger Gottesglaube deutlich hervor? Derartige Anschauungen, die in dem Buche vereinzelt vorgetragen werden, sind um so auffallender, als der sonstige Inhalt des Buches auch dem protestantischen Standpunkt gegenüber wohl gerecht, aber nicht bitter wird und an der Bewegung der Reformation und deren Folgen das Gute sowie das Nachteilige unparteiisch darlegt. Wohlthuend berührt in dieser Beziehung die nicht blofs unparteiisch-gerechte, sondern geradezu warme Darstellung Lessings, namentlich bei Besprechung der „Wolfenbüttler Fragmente" und der „Erziehung des Menschengeschlechts". Ebenso gerecht und zutreffend ist das Urteil über Vofs: „Dafs er in seinen Schriften stets Toleranz predigte, hielt ihn nicht ab, in gehässiger Weise seinen Jugendfreund und Wohlthäter Stolberg anzufeinden, als dieser zur katholischen Kirche übertrat". Sehr ansprechend ist übrigens der bestimmte Ton in der Kritik über manche Werke, so wenn es kurz heifst: „Gottscheds von seinen Freunden aufserordentlich beklatschte Tragödie ‚Der sterbende Kato' ist ein elendes Stück" gegenüber den unklaren, wässerigen und halben Lobeserhebungen dieses Machwerkes, nur um Gottscheds „Verdienste" um die deutsche Literatur darzustellen. Wenn aber einerseits der romantischen Schule ein erfreulich breiter Raum gewidmet ist, schrumpft andererseits die Darstellung der neuesten Zeit auch in der neuesten Auflage zu sehr zu einem blofsen Repertorium und zu einer Nennung

von Namen mit den Literaturwerken zusammen; immerhin aber kann auch diese Partie von den Schülern und Schülerinnen zur Orientierung in dem Irrgarten der modernen Literatur dienen. Ein Anhang gibt ein Verzeichnis der im Buche erwähnten ausländischen Dichter mit kurzen bio- und bibliographischen Notizen. Das Buch wird von einem wohlthuenden religiösen Hauch — allerdings mehr katholischer Richtung — durchweht und empfiehlt sich wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes für solche Bildungsanstalten, an denen Literaturgeschichte mit geringerer Berücksichtigung der Lektüre betrieben wird, z. B. für Mädchenbildungsanstalten.

Zu den beachtenswertesten Erscheinungen von literaturgeschichtlichen Büchern, die aber in Anlage und Inhalt vollständig von einander verschieden sind, zählt die im Göschen'schen Verlag erschienene Literaturgeschichte von Max Koch, dann die Literaturkunde von Zurbonsen.

Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur. Sammlung Göschen. 1893. 278 S. 12°. 0,80 M.

Fast unglaublich erscheint es, welch unermefsliche Fülle von Stoff in oft überraschender und neuer Beleuchtung der rühmlichst bekannte Breslauer Professor der vergleichenden Literatur Max Koch in einem verhältnismäfsig nicht besonders umfangreichen Buche geboten hat. Man kann sich kaum des Eindruckes erwehren, dafs der Verfasser alle Mühe hatte, um die Masse des Wissens in dem engen Rahmen unterzubringen. Leider aber mag der Wunsch, mit wenigen Worten möglichst viel zu geben, den Verfasser nicht selten verleitet haben, auf Kosten der Klarheit und Verständlichkeit zu gedrungen, zu knapp und dadurch dunkel zu werden; die Darstellung, die dem von einem Gedanken zum andern eilenden Inhalt gerecht werden will, erhält dadurch etwas Sprunghaftes und Unruhiges; besonders ist dies in der ersten Hälfte des Buches der Fall, so wenn es Seite 15 heifst: „Hatte Chlodwig bedauert, nicht mit seinen Franken die Kreuzigung verhindert zu haben, so freute sich der epische Sänger, statt der den Germanen widerstrebenden Feindesliebe zu schildern, wie Petrus das Schwert gegen Malchus zog“. Seite 30: „Erst spät wurde es ihm (Wolfram von Eschenbach) so gut, am eigenen ärmlichen Herde zu Wildenberg in Franken, sich der Ehefrau und kleinen Tochter zu erfreuen“; Seite 34: „Seine allen Zeitgenossen überlegene Individualität drückt auch dem Willehalm das unverkennbare Gepräge auf, das selbst die, zur Warnung verstohlener Minne pflegender Liebespaare ertönenden Tagelieder Wolframs vom Minnesang anderer Dichter scharf unterscheidet“. Auf der gleichen Seite: „Auch ein anderes berühmtes Liebespaar, die auf antike Quellen zurückgehende französische Dichtung von Flore und Blancheflur, hat um 1170 ein niederrheinischer Dichter in die deutsche Literatur eingeführt“. Und so könnte noch eine grofse Anzahl von Verstöfsen gegen klare und gefällige Ausdrucksweise vorgebracht werden: es ist dies um so mehr zu bedauern, als

gerade in einem Buche, welches für das grofse Publikum bestimmt ist, alle sprachlichen Härten im Satzbau etc. möglichst vermieden sein sollten.

Abgesehen von dieser Ausstellung verdient das Buch vollste Anerkennung, besonders deswegen, weil die Ergebnisse der neuesten Forschungen verwertet und weil behufs weiterer Orientierung sehr willkommene literarische Nachweise bei den einzelnen Literaturdenkmälern oder Literaturperioden angegeben sind. Ebenso sind die Ausblicke und Hinweise auf stofflich oder formell verwandte oder entgegengesetzte Erscheinungen sehr belehrend, so wenn bei der Besprechung von Willirams Übertragung des hohen Liedes hingewiesen wird auf Luther, Opitz, den jungen Goethe, Herder, die ihre Sprachfertigkeit an diesem grofsartigen Liebeslied erprobten, wenn bei Strickers „Pfaffen Amis“ auf die Entlehnungen aus jenem Werke hingedeutet ist, die Fulda in seinem Talisman gemacht hat etc. Eine weitere, recht interessante Neuerung liegt bei der Darstellung der neueren Literaturgeschichte darin, dafs die in den jeweiligen Zeitschriften beteiligten mitarbeitenden Schriftsteller betrachtet und dadurch ein neuer Mittelpunkt des Interesses gewonnen wird. In Bezug auf Einzelnes ist zu bemerken, dafs die etwas späte Datierung der Aufzeichnung der Merseburger Zaubersprüche im 10. Jahrhundert auffallend erscheint. Dagegen hat Koch die immer wieder nachgebetete Vilmar'sche Phrase, dafs jede gröfsere deutsche Literaturepoche durch ein religiöses Literaturdenkmal eingeleitet wird (Ulfila, Luther, Klopstock); mit Recht bekämpft, indem er nachweist, dafs am Eingang der deutschen Literatur die Heldensage steht und die deutsche Literaturgeschichte eigentlich mit Karls des Grofsen „Deutscher Grammatik“ beginnt, während Ulfilas Bibelübersetzung der eigentlichen deutschen Literaturgeschichte nicht angehört. Die höfische Epik des Mittelalters hat der Verfasser ähnlich wie Zacher als „Übersetzungsliteratur, wobei des Übersetzers alleiniges Eigentum Form und Sprache sei“, gekennzeichnet; gegen diese Anschauungen hat sich übrigens bereits Wilhelm Scherer mit triftigen Gründen ausgesprochen. Auf Grund neuerer und eigener Forschungen hat Koch dem „Minnenarren“ Ulrich von Lichtenstein eine würdigere Stellung in der Literatur angewiesen, als es bisher der Fall war; er nennt ihn wegen seiner im „Frauendienst“ eingestreuten vielen Lieder und Leiche einen der ersten Minnesänger, der sogar neben Walther von der Vogelweide eine bedeutende Stelle einnimmt. Der Abschnitt über das biblische Drama im 16. Jahrhundert enthält viele Gesichtspunkte und Aufschlüsse, die ein neues Licht auf die Fortentwicklung des Dramas in Deutschland werfen. Minder einverstanden aber können wir uns erklären mit den Anschauungen des Verfassers, dafs die Aufklärungszeit Friedrichs des Grofsen lediglich durch Bayle, Voltaire und Rousseau hervorgerufen worden sei; es darf doch wohl bei dieser Frage nicht vergessen werden, dafs Mendelssohn, Nicolai und vor allem Lessing und Kant den bedeutendsten Anstofs gegeben haben; man denke nur an Kants Aufsatz: „Was ist Aufklärung?“ Allzugrofse Bedeutung scheint Gellert zugeschrieben zu

sein; vielleicht hat hier der Verfasser zu viel Gewicht auf Friedrichs des Grofsen Urteil über denselben gelegt, während Klopstock sicherlich nicht in seiner ganzen Bedeutung zur gerechten Würdigung gelangt; namentlich bedarf die Behauptung, dafs Klopstocks Messiade eine Art Verteidigung der Religion gegenüber der Aufklärung sei, der Einschränkung; Klopstock befafste sich ja schon mit der Idee, eine Messiade zu schreiben, in einem Alter und in einer Zeit, wo von den Aufklärungsideen in Deutschland noch wenig zu spüren war. Ein Versehen scheint die Verlegung des Antrittes der italienischen Reise Goethes in das Jahr 1787 statt 1786 (Seite 191)[1]. Wohlthuend berührt die besondere Hervorhebung der Dichtungen und Literaturdenkmäler, die in Bayern ihren Ursprung haben: man erkennt daraus nicht blofs, dafs der Verfasser seinem engeren Vaterlande treue Liebe entgegenbringt, sondern auch, dafs das geistige Leben Bayerns zu allen Zeiten herrliche Blüten getrieben hat.

Im Ganzen betrachtet ist das kleine Buch aufserordentlich anregend, wenn es auch nicht und zwar schon wegen der angehäuften Fülle von Stoff wie etwa Hettners oder Scherers voluminöse Werke eine unterhaltende Lektüre bietet; es setzt bereits literarische Kenntnisse voraus und dient zu ernstem, aber lohnendem und genufsreichem Studium; in hervorragendem Grade eignet es sich für Studierende oder solche, welche sich über den gegenwärtigen Stand der Literaturforschungen unterrichten wollen.

Eine ganz andere Anlage des Stoffes bietet das treffliche Buch:

Zurbonsen, Deutsche Literaturkunde. Berlin. Nicolai. Leitfaden für höhere Schulen. Zweite Auflage. 1894. 160 S. 1,50 M.

Es gibt keine Proben, sondern will, indem es die Lektüre in den Mittelpunkt stellt, dem Schüler durch erforderliche Winke und Angaben den Genufs und das Verständnis vermitteln. Der Verfasser ist bestrebt, durch möglichste Stoffbeschränkung und Weglassung aller nebensächlichen Namen und aller entbehrlichen biographischen und bibliographischen Notizen das Unterrichtspensum zu vereinfachen. Er stellt sich ferner auf den ganz richtigen Standpunkt der pragmatischen Behandlung. Und darin liegt ein Hauptvorzug dieses Buches, auch gegenüber Kluges Literaturgeschichte, die, bei jeder neuen Auflage umfangreicher sich kaum mehr für die Schule eignet; von diesen Gesichtspunkten aus sind von Zurbonsen die wichtigsten Zeitabschnitte, z. B. die beiden Blüteperioden der Literatur besonders sorgfältig und eingehend bearbeitet und nach möglichst zusammenfassenden und abgeschlossenen Gesichtspunkten behandelt, während das, was an bemerkenswerten Erscheinungen zwischen den beiden Perioden liegt, der Verbindung halber nur skizziert wird. Der Vorteil dieser Art von

[1]) In der mittlerweile erschienenen zweiten Auflage (1895) ist dieses Versehen verbessert, wie überhaupt bei derselben gröfser Feile im sprachl. Ausdruck angewendet ist.

Behandlung liegt klar zu Tage: der Schüler wird dadurch, dafs ihm eine bestimmte Übersichtlichkeit gegeben ist, vor Verwirrung, die bei so vielen oft nebensächlichen Erscheinungen nahe liegt, bewahrt werden. Nur dürfte hiebei die Zeit Gottscheds, sowie der Streit Gottscheds mit Bodmer, der doch für die Entwicklung der deutschen Literatur von so grofser Tragweite war, etwas zu dürftig behandelt worden sein. Auch Haller und Hagedorn sind zu kurz weggekommen. Recht brauchbar für die Vertiefung des Unterrichts erscheint mir dagegen die Hinzufügung der wesentlichen Punkte der Charaktere, z. B. beim Nibelungenlied und Kudrunlied, sowie die Betrachtung der verschiedenen Elemente, aus denen der Stoff derselben besteht; gleich anerkennend ist das Geschick hervorzuheben, mit welchem Zurbonsen den bleibenden Wert und Gehalt einzelner grundlegender Schriften, z. B. von Lessings Laokoon und Hamburger Dramaturgie herauszuschälen verstanden hat, ohne weitschweifig oder unklar zu werden; dem Unterricht kommt der Verfasser auch dadurch entgegen, dafs er bei Lessings Hamburger Dramaturgie die wesentlichen Eigenschaften des Dramas in knapper Zusammenstellung vorführt; eine Einfügung eines ebenso gehaltenen Inhalts der Aristotelischen Poetik würde den Wert des Buches noch erhöhen, da dadurch die Schüler in den Stand gesetzt wären, die Aristotelischen Grundlehren mit den Ergebnissen der Hamburgischen Dramaturgie zu vergleichen. Bei Goethes und Schillers Lyrik wäre vielleicht eine gruppierende Zusammenstellung nach sachlichen Gesichtspunkten für die Schule instruktiver als die Aufführung der lesenswertesten Gedichte nach ihrer Entstehungszeit. Die Einfügung einer Poetik, aber beileibe nicht im Sinne der landläufigen Theorien, sondern eine Besprechung der einzelnen Dichtungsarten, Metren etc. an der Stelle, wo eine Dichtungsart etc. zum erstenmal oder in besonders vollendeter Form hervortritt, beweist den aufserordentlich schulpraktischen Sinn des Verfassers, nicht minder wie die Einfügung des Abschnittes über die nordische Sage als Einleitung zum Nibelungenlied und die anhangsweise gegebene gute Besprechung Shakespeares, der ja fast zu einem der Unsrigen geworden ist.

Das Buch verdient wegen der sehr geschickten und die praktischen Schulverhältnisse vorzugsweise berücksichtigenden Art der Abfassung die volle Aufmerksamkeit aller Schulmänner und bedeutet auch gegenüber Kluges „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ einen wesentlichen Fortschritt, insoferne der Stoff besser gegliedert und mehr vereinfacht dargestellt ist. Aufserdem kann man dem Buch auch die Berücksichtigung der Ergebnisse neuerer Untersuchungen auf dem Gebiete der Literatur nachrühmen.

München. Johannes Nicklas.

Hüppe Leonhard, Geschichte der deutschen National-Literatur. 4. verb. Aufl. bes. von Frauzem. Paderborn. Schöningh 1894. 2 M.

Das Buch hat seine Brauchbarkeit bereits in mehreren Auflagen bewiesen und sucht seinem Zwecke, zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie zum Privatunterricht zu dienen, immer mehr gerecht zu werden: Es bietet für alle Perioden der Literatur reichlichen, für die Verwendung an höheren Schulen trotz „der Beschränkung von Namen und Daten aus der älteren Literatur“ allzu reichen Stoff besonders für die Dichtung der neueren Zeit, was jedoch dem Privatgebrauch des Buches wieder zu gute kommen mag. Recht fleifsig und anschaulich bearbeitet sind die Einleitungen zu den einzelnen Dichtungsperioden und Literaturabschnitten. Die Behandlung und Beurteilung der Dichterwerke ist im ganzen zutreffend, manchmal aber auch einseitig und ungleichmäfsig. Auch die stilistische Darstellung läfst da und dort deutlich erkennen, dafs die Arbeit nicht aus einem Gusse geflossen ist; es finden sich nicht blofs sprachliche Härten und recht wenig gewählte Ausdrücke z. B.: „Das Seelenleben spielt eine breite Rolle“; „von annähernder Güte sind noch: ‚Das Lied vom braven Mann‘ u. s. w.“; „Mariens letzte Scenen sind wahrhaft königlich“; „ein Meisterwerk Goethescher Dichtung war Hermann und Dorothea“, — sondern auch sachliche Ungenauigkeiten wie „Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie“; „der Krist von Otfried von Weifsenburg“ und „er dichtete den Krist“; diese Darstellung läfst die Vermutung zu, als seien diese Dichtungen schon von ihren Verfassern Heliand und bezw. Krist genannt worden; ebenso läfst „Herders Umdichtung der spanischen Romanzen vom Cid“ eine verkehrte Auffassung zu. An Druckfehlern bemerkte ich auf S. 8 rand st. zand, auf S. 142 Supan st. Suphan.

Im ganzen kann das Buch, dessen Standpunkt schon durch Lindemanns Bearbeitung der 3. Aufl. hinreichend gekennzeichnet ist, auch in der neuen Auflage zum Schul- wie Privatunterricht empfohlen werden.

Buschmann J., Deutsches Lesebuch f. d. Oberklassen höherer Lehranstalten. III. Abt. Prosa. 4. Aufl. Trier. Lietz. 1894. (M. 2).

Der in 4. Auflage erschienene 3. Teil der Buschmannschen Lesebücher ist mit Rücksicht auf die neuen preufsischen Lehrpläne bearbeitet und mit zweckentsprechenden neuen Lesestücken, besonders mit geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen ausgestattet worden. Den Aufsätzen aus der Erd- und Völkerkunde folgen Darstellungen aus der griechischen, römischen und deutschen bzw. preufsischen Geschichte zumeist von Schriftstellern mit hervorragenden Namen. Unter den Aufsätzen aus der griechischen Kunstgeschichte wird ungern der Name Winkelmann vermifst. Unter den Musterstücken aus der

deutschen Literatur des Mittelalters und der Neuzeit sind besonders die zwei Briefe Schillers an Goethe (bei Buschmann immer Göthe) (17. u. 31. August 1894) glücklich gewählt.

Der II. Abschnitt umfafst hauptsächlich die Dichterwerke selbst, freilich nur, wie es in einem Lesebuche nicht anders möglich ist, meistens in kurzen Auszügen: Lessings Laokoon, Abhandlungen über die Fabel (dazu das Wesen der Tierfabel von J. Grimm); das Epigramm (dazu Anmerkungen über das griechische Epigramm von Herder); endlich: Hamburgische Dramaturgie in einigen Abschnitten; von Schiller den Aufsatz „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und auszugsweise die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Aufsätze wie „Idee und Ideale“ in der letzten Abteilung machen schon gröfsere Ansprüche an das Denkvermögen und die Fassungskraft der Schüler. Man kann wie bei jeder solchen Auswahl über die Zweckmäfsigkeit der Aufnahme des einen oder anderen Stückes verschiedener Meinung sein, im ganzen wird man zugeben müssen, dafs die Sammlung mit Nutzen für den Unterricht zu verwenden ist und deshalb wohl empfohlen werden kann. Wünschenswert sind Angabe der Quellen, aus denen abgesehen von der Klassenlektüre der Stoff entnommen ist, und kurze biogr. Erläuterungen der Schriftsteller, welche den Schülern bekannt sein können.

Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Klassiker-Lektüre:

Von Freytags bekannten Schulausgaben liegen vor:

Shakspeares Coriolanus von W. Swoboda, Herders Cid von R. Reichel, Lessings Laokoon (in Auswahl und teilweise Inhaltsangaben von M. Martik und Lessings Abhandlungen über die Fabel von H. Lambel. Leipzig 1894/95.

Einrichtung und Ausstattung dieser Bändchen zeigen dieselben Vorzüge wie die bereits früher besprochenen; dies gilt insbesondere von den beiden zuletzt genannten, die sich für die Lektüre der betreffenden Schriften Lessings zum Gebrauche in der Schule sehr geeignet erweisen werden.

Die Sammlung Göschen, die sich bekanntlich weitere Ziele setzt und Schulausgaben aus dem Kreise sämtlicher Lehrfächer bringt, liefs als 36. Bändchen Herders Cid erscheinen, herausg. von E. Naumann, nach Inhalt und Form ebenfalls zu empfehlen.

Eine neuere Sammlung als die vorausgenannten:

Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Dresden. L. Ehlermann stellt sich die Aufgabe, die Gliederung des Aufbaues (eines dichterischen Kunstwerkes), den Wert und die Bedeutung der einzelnen Glieder für das Ganze und den Zusammenhang des Ganzen in knapper, eine Vorbereitung von seiten des Schülers ermöglichender Weise darzulegen. Sie will ähnlich wie die Sammlung Göschen ein umfassenderes Gebiet bearbeiten und aufser den deutschen

auch Meisterwerke fremder Dichtungen z. B. die Antigone des Sophokles und andere griechische Dramen aufnehmen, sowie auch prosaische Werke historischen Inhaltes anreihen. Nach den oben angegebenen Grundsätzen ist das vorliegende Doppelheft Nr. 6 7: Lessings Laokoon herausg. von V. Valentin, bearbeitet. Dasselbe bietet den Haupttext mit Hinweglassung der „Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte“ (XXVI—XXIX) nach Blümners Untersuchungen und Ausgaben des Laokoon; dabei wäre aufserdem wohl auch der 1893 erschienene IX. Band von Lessings sämtl. Schriften von Lachmann-Muncker zu Rate zu ziehen gewesen. Die beigegebenen Abbildungen (aufser der Laokoongruppe in zweifacher Ergänzung: Opferung der Iphigenia, Medea und der rasende Ajax) machen das Buch für den Unterricht gut verwendbar.

Eines guten Namens erfreuen sich auch:

Holders Klassiker-Ausgaben für den Schulgebrauch. Wien. Alfred Holder. Es liegen vor: Goethes Gedichte, ausgewählt und erläutert von W. Toischer. Nach der in der Einleitung dargestellten Charakterisierung der Goetheschen Lyrik durch drei Hauptperioden ist auch mit wenigen Ausnahmen bei der Auswahl der Gedichte selbst verfahren, ein Einteilungsgrund, den man nur billigen kann und der dem Schüler zugleich für den Dichter wie für sein Werk ein besseres Verständnis ermöglicht, das auch noch durch entsprechende Bemerkungen erhöht wird.

Die übrigen Hefte 4, 6 u. 7, enthaltend Lessings Laokoon, Goethes Iphigenie auf Tauris und Schillers Wallenstein von G. Pölzl, haben sich in ihrer Brauchbarkeit bereits erprobt und erscheinen nunmehr in 3. Auflage.

Schliefslich reihen sich als Einzelausgaben an: 1. Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilh. König. Leipzig. Gustav Uhl. Das handliche Büchlein enthält, ohne den Text des Stückes beizugeben, das Notwendigste über Entstehung und Quellen des Dramas, dann sprachliche und sachliche Erklärungen zu den einzelnen Akten und Szenen, darunter auch manche recht überflüssige, dann die wenig gelungene Darstellung des Inhaltes, endlich eine kurze und mangelhafte Charakterisierung der Hauptpersonen und eine Übersicht der Tellsage. Versehen wie Anapest, Stichomytien, das Irrtum, knechen st. knechten sollten ausgeschlossen sein.

2. Goethes Egmont. Schulausgabe besorgt von W. Buchner. Essen. Bädeker. 1894.

Dem als Schulausgabe bezeichneten Drama geht eine Einleitung voran, die sich mit dem historischen Egmont und der Entstehung und Beurteilung des Dichterwerks beschäftigt. Dem folgenden Texte sind Anmerkungen nicht beigegeben. Diese Ausgabe dürfte demnach in dem nur allzureichen Segen von Erklärungsliteratur dieser Gattung, was Fülle und Übermafs des sonst Gebotenen angeht, fast eine einzige wohlthuende Ausnahme machen.

Würzburg. A. Baldi.

Otto Bremer, Deutsche Phonetik. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1893. XXIII u. 208 S. Preis 5 M.

Wer in vorliegendem Buche, dem ersten Band einer in Aussicht stehenden Sammlung von Grammatiken deutscher Mundarten, eine Beschreibung der einzelnen einem Buchstabenbilde entsprechenden Sprachlaute suchte, der würde sich getäuscht finden. Es ist kein Nachschlagebuch und enthält darum auch kein Register (das übrigens nach meinem Dafürhalten nichts geschadet hätte, und wofür sicherlich mancher Studierende dankbar wäre). Diese Phonetik will vor allem „dem Ungeübten eine Anleitung geben, seine Sprache sowie die anderer in Bezug auf die beim Sprechen wirksamen Faktoren richtig zu beobachten, und ihn in den Stand setzen, diese Beobachtungen in einer Form wiederzugeben, die demjenigen, der jene Mundart nie gehört hat, eine richtige Vorstellung von deren Lautgebilden verschafft". Der Verfasser verlangt, dafs man sein Buch lese, dafs man alles prüfe an sich selbst und womöglich auch an einem andern; um die Artikulation der Zunge zu erkennen, dafür genüge ein längerer biegsamer, hölzerner Zahnstocher, mit dem man das Verschlufsgebiet umfühlen könne. Aber bei der Beweglichkeit der Zunge und bei der Unsicherheit des Gefühls der hinteren Zungenteile dürfte dieses Mittel in der Hand des Ungeübten oft versagen. Wenn irgendwo, mufs hier das lebendige Wort des Lehrers und praktischer Unterricht nachhelfen. Wesentlich erleichtert und gefördert wird das Verständnis durch zwei dem Werke vorangestellte Tafeln mit Abbildungen.

Tafel I stellt den Mitteldurchschnitt der Sprechwerkzeuge in natürlicher Gröfse dar unter genauer Begrenzung der einzelnen Teile: Kehlkopf, Kehlraum, Rachenhöhle, Nasenhöhle, Mundhöhle; oben: Zäpfchen, hinterer und vorderer weicher Gaumen, hinterer, mittlerer und vorderer harter Gaumen, hintere mittlere und vordere Alveolen, oberer Schneidezahn, Oberlippe; unten: Kehldeckel, Zungenwurzel, blindes Loch, Hinterzunge, Mittelzunge, Vorderzunge, Zungenspitze, unterer Schneidezahn, Unterlippe. Tafel II stellt die Artikulation der wichtigsten Laute in zwiefacher Weise dar; die Abbildungen a geben das Bild des von vorn nach hinten senkrecht in der Mitte durchschnitten gedachten Kopfes entsprechend Tafel I; die Abbildungen b, c und d geben das Bild des von vorn nach hinten wagrecht durchschnitten gedachten Mundes von unten gesehen; das Gebiet der oberen Mundwand, das die Zunge bei der Artikulation der betreffenden Laute berührt, ist rot gefärbt.

Da aber die Sprachwerkzeuge der einzelnen Menschen verschieden gebaut sind; und insbesondere die Kieferöffnung beim Sprechen überall wechselt, so würde eine diesen Tafeln entsprechende Artikulation ganz ungleiche Schallgebilde zur Folge haben. Daher sagt auch der Verfasser ausdrücklich, dafs kein einziger Laut genau seiner Abbildung gemäfs gesprochen werden müsse.

Im Vorwort äufsert B. seine Ansicht über die Entstehung des Lautwandels. Er hat, wie Borinski (Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik p. 23 ff.), die Überzeugung gewonnen, dafs sich die

gesprochene Sprache nicht auf lautgesetzlichem Wege verändert, dafs es Lautgesetze im herkömmlichen Sinne nicht gibt. „Die lautlichen Veränderungen, die eine ganze Sprache durchgemacht hat, sind, wie alle Veränderungen der Sprache überhaupt, bei der grofsen Mehrzahl der Sprachgenossen nicht organisch entstanden, nicht autochthon, sondern von einem kleineren Kreise, mit dem die übrigen in sprachlichem Austausche stehen, im Laufe der Generationen übernommen worden; der autochthone, organische Lautwandel vollzieht sich entweder, meist aus irgend welchen Gründen der Bequemlichkeit, mechanisch in der Sprache einer Anzahl von Individuen, individueller Lautwandel; oder er vollzieht sich in der Sprache der jüngeren Generation, generationeller Lautwandel".

Die Einleitung (p. 1—16) behandelt Begriff, Ziel und Aufgabe der Phonetik, ferner ihr Verhältnis zur Sprachwissenschaft, zur Psychologie und zur Akustik.

Dann folgt unter II (p. 17—38) eine ausführliche Beschreibung der Sprachwerkzeuge mit zahlreichen detaillierten Abbildungen.

Der III. Teil handelt von der akustischen Wirkung der Thätigkeit unserer Sprechwerkzeuge (Klang und Geräusch, Formen des Geräusches: Verschlufs und Explosion, Reibung, Zittern; Klangfarbe, Artikulation, Stimmton und Eigenton der Vokale u. s. w.). Die ins Einzelne gehende Erörterung der Artikulation sämtlicher konsonantischen und vokalischen Laute zeugt von einer scharfen Beobachtungsgabe und zugleich von emsiger Thätigkeit. Wer da mitreden wollte, der müfste nicht nur häufige Versuche an sich und andern vorgenommen haben, sondern auch mit einem guten musikalischen Gehör ausgestattet sein, wie es der Verfasser offenbar ist. Ich überlasse es daher den Phonetikern von Fach die Verschiedenheit der Anschauungen über die Bildung der Zischlaute, die Artikulation der Vokale o und u, die Möglichkeit der Fixierung der Eigentöne der Vokale u. dgl. unter sich auszugleichen, und beschränke mich auf wenige Bemerkungen. Die breite, gelegentlich nicht vor Wiederholungen sich scheuende Darstellung kann dem Lernenden nur willkommen sein. Sehr plausibel ist die physiologische Erklärung mancher lautlichen Veränderung der Sprache wie z. B. die Einschaltung eines Verschlufslautes (t, d, b) nach s, l, n, m vor r, die bekanntlich auch anderwärts vorkommt (so im Französischen être altfr. estre aus essere; moudre afr. moldre, molere; moindre, nombre). B. sagt hierüber p. 85 „Den Übergang von sr > str, lr > ldr, nr > ndr, mr > mbr erkläre ich folgendermafsen: Während der Aussprache des s, l, n oder m ist der Verschlufs im Munde kein luftdichter, weil die Luft beim s durch die Reibenge, beim l längs der Alveolen der Backenzähne, beim n und m durch die Nasenhöhle einen freien Ausgang hat. Hierdurch geht ein Teil der Luft verloren, deren man zur Hervorbringung des Zittergeräusches dringend bedarf. Man mufs deshalb in dem Augenblick, in welchem man das r sprechen will, den Luftstrom durch Ausdehnung des Zwergfells verstärken. Einen Ersatz für diese wenig bequeme Art der Verstärkung des Luftstromes schafft man sich leicht, indem man unmittelbar, bevor man das r artikulieren will, den

Verschlufs zu einem vollständig luftdichten macht, beim s und l durch Vervollständigung des Alveolenverschlusses, beim n und m durch Schliefsen des Naseneinganges. Auf diese Weise wird die bisher ausströmende Luft fest gebannt und angestaut, so dafs der zur Sprengung erforderliche Luftdruck vorhanden ist. Auch diese Artikulationsveränderung kann ich mir nur in der Weise vorstellen, dafs dieses neue Mittel die erstrebte Schallwirkung zu erreichen ursprünglich von einer jüngeren Generation, nicht von denselben Individuen angewandt wurde, welche von Hause aus die alte Aussprache gewohnt waren".

Im Anhang schlägt der Verfasser die Lautschrift vor, die in den herauszugebenden Grammatiken zur Verwendung kommen soll. Die am Schlufs angefügte Textprobe (erste Strophe der „Zueignung" von Goethe) läfst ersehen, dafs diese Transkription nicht schwer zu lesen ist. Es wäre indessen sehr zu wünschen, dafs die Herren Phonetiker, um der verwirrenden Mannichfaltigkeit der Zeichen ein Ende zu machen, sich vereinigten und eine einheitliche Lautschrift ein für allemal herstellten. Noch geht jeder teilweise seine eigenen Wege. Auch B. schliefst sich zwar in manchen Stücken seinen Vorgängern an, weicht aber in andern wieder von ihnen ab. So bedeutet ein ⁰ bei B. kurze Dauer, bei Vietor u. a. Stimmlosigkeit, die hinwieder B. mit einem wagrechten, unter den Buchstaben gesetzten Strich andeutet; ein ^ über dem Vokal bezeichnet bei B. Enge oder Geschlossenheit, bei V. Akzent und Länge; für Nasalierung hat B. <, V ʽ; der ich-Laut des ch ist bei B. χ bei V. ç, der ach-Laut bei B. x, bei V. c u. dgl. m. Wozu diese willkürlichen Differenzen?

Die „bühnendeutsche" Aussprache umfiŋk, berk, giŋk, tāk, hiŋk wird schwerlich allgemein anerkannt werden; berk und tāk gilt sogar in manchen Gegenden dem vornehmen berχ und tāx gegenüber für gemein.

Würzburg. J. Jent.

August Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. 4. verbess. Auflage. Berlin, Schultze, 1892. S. VIII u. 608. Preis 7,50 M.

Die vorliegende 4. Auflage zeigt gegenüber der früheren keine wesentlichen Umgestaltungen, auch der Umfang hat nur mäfsig zugenommen; aus den 585 S. der vorigen Auflage sind 608 geworden, jedoch ist die Mehrung allein der Formenlehre zugute gekommen; in der Satzlehre hat E. die von Kern vorgebrachten Reformvorschläge nach reiflicher Prüfung nicht angenommen, sondern seine von Vernaleken herübergenommene durchsichtige und wohlbegründete Disposition beibehalten, wozu man nur seine ungeteilte Zustimmung geben kann. In der That wäre es schade gewesen, wenn die so schöne Durchführung der Satzlehre durch die Annahme der abstrusen und sich ewig im Kreise drehenden Kernschen Theorien zertrümmert worden wäre.

Da das Buch die Hauptresultate der wissenschaftlichen Arbeiten (nicht der allerneuesten) in einer praktischen und geniefsbaren Form

enthält und zugleich mannigfache Ergebnisse langjährigen Schulbetriebes darbietet, so ist es vorzüglich geeignet 1. für Kandidaten zur Vorbereitung für ein Examen, 2. für Lehrer der Mittelschulen zur Präparation für die Lehrstunde, 3. vor allem aber als Nachschlagebuch in zweifelhaften Fällen, wo es den Suchenden ganz selten imstiche läfst. Mit Vergnügen haben wir bemerkt, dafs im Register verschiedene Punkte, die wir in der 3. Auflage als fehlend uns angemerkt hatten, ergänzend nachgetragen worden sind; vermifst wird z. Z. nur noch Zwitter (zu S. 34 u. 167). Zu loben ist, dafs bei den einzelnen Klassen der Verba die im Mhd. noch lebendigen, inzwischen aber ausgestorbenen Zeitwörter in je einer Anmerkung mitgezählt wurden. So bemerken wir z. B. bei Kl. I: gelfen, wellen, knellen, kerren, scherren, sterzen, brimmen, grimmen, dimpfen, krimpfen, rimpfen, schrimpfen, brinnen, glinzen u. a. m. Bei den Substantiven wünschten wir einen besonderen Absatz beigefügt, der die Deklination ganz eigener Zusammensetzungen, sog. Satzsubstantiva, behandelt (Vergifsmeinnicht, Thunichtgut, Taugenichts, Gottseibeiuns, Habenichts, Naseweis, Springinsfeld, Stelldichein).

Noch einzelne Bemerkungen mögen gestattet sein! Der deutsche Namen für Hyazinthen lautet, wie aus den Volksmärchen von Musäus ersichtlich ist, Jocbzinken. -- „nüchtern" ist wohl besser auf mbd. in übtern „in der Morgenfrühe" zurückzuführen statt auf lat. nocturnus. Bei den Präpositionen fehlt S. 437 das alte, noch in vielen Zusammensetzungen verwendete ab mit seiner Rektion; z. B. ab Holenbrunn, ab dieser Station. — Zu S. 27 erg. nach Rauheit noch selb-ständig, Fufs-tapfe, zu S. 4 nach Insterburg „Benrather Linie". — Zu S. 349: Ein Adj., das blofs attributiv gebraucht wird, ist geraum. — Zu S. 279: in verwesen = verwalten steht ver für vor oder für; ahd. forawesan. — Zu S. 231: Hederich darf mit Wegerich, Enterich u. a. nicbt zusammengestellt werden; denn — rich ist hier nicht das urspr. Subst. reiks, sondern das Wort ist lat. hederacea.

Erbe, Leichtfafsliche Regeln für die Aussprache des Deutscben mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung. Stuttgart, Neff, 1893. S. 125. Pr. M. 1,50.

Der Verfasser eröffnet sein Büchlein mit der Bemerkung, dafs das Verlangen nach einer gemeinschaftlichen Aussprache sich immer lebhafter geltend mache; die Bedürfnisse des Verkehres forderten aufs dringendste, sich endlich über diesen wichtigen Gegenstand zu einigen; ganz besonders müsse die Schule wünschen, dafs die Aussprache des Deutschen einheitlicb geregelt werde.

Es ist hier gleich vornherein zu bemerken, dafs des Vs. Ziel nicht die Abgewöhnung dialektischer Redeweise ist, sondern die Ausmerzung mehrfach vorhandener Ungleichheiten innerhalb der schulgemäfsen bochdeutschen Aussprache selbst. Sogar diese, welche die Kinder doch vom 6. Lebensjahre an kennen lernen und tagtäglich in der Schule

üben, — welche die Gebildeten jahraus jahrein sprechen, ist ihm wie so vielen anderen, z. B. Vietor, nicht rein und fein genug, noch weit von jenem Ideale entfernt, das sich ihm in der Bühnensprache darstellt. Wie er sich die Lösung einer solchen Aufgabe denkt, ist aus dem umfangreichen, teilweise mit neuen Schriftzeichen ausgestatteten Wörterverzeichnisse bis ins einzelne zu entnehmen. Aufserdem bemerkt er eigens: „Rückkehr zum Gebrauch des 12. Jahrhunderts!" so lautet gegenwärtig in Frankreich die Losung bei den Verbesserern der Rechtschreibung: „Rückkehr zum Mittelhochdeutschen!" das müssen wir Deutschen uns zum Grundsatz machen, wenn wir unsere Sprech- und Schreibweise endgiltig regeln wollen. Wenn wir einerseits den mhd. Sprachgebrauch, anderseits die Mundarten und die wohl erkennbaren Entwicklungsgesetze des Nhd. im Auge behalten, dann wird eine Unzahl von Schnörkeln und Schnörkelchen wegfallen, die das Gebäude unserer Sprache in den Jahrhunderten verunziert haben, da bald Süd-, bald Mittel-, bald Norddeutsche nach eigenstem Gutdünken daran flickten".

Vier Punkte sind es vor allem, auf die der V. das Augenmerk gerichtet und die er einheitlich geregelt haben will, so dafs vom Fels zum Meer, vom Rhein bis zur Weichsel nur noch ein und derselbe Laut erklingt; Hand in Hand mit der neuen Recht**schreibung** solle auch eine neue Rechts**prechung** gehen. Diese 4 Punkte betreffen die Aussprache 1. des Buchstabens g, 2. der Mitlauter am Ende der Silben, 3. der Selbstlauter vor mehreren Mitlautern, 4. der Buchstaben e und ae, ei und ai, eu, aeu und oi. Dazu fügt er noch einige in Vergessenheit geratene Wohllautsregeln und erörtert schliefslich die Betonung der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter, die seiner Meinung nach völlig aufser Rand und Band zu gehen drohe. Auf die im übrigen einfachen und fast selbstverständlichen Vorschläge näher einzugehen, können wir uns erlassen, da wir bei der gedrungenen Kürze, deren sich E. in lobenswerter Weise befleifst, fast alles ausschreiben müfsten. In einem Punkte dürfte er wohl allgemeine Zustimmung erfahren, wenn er sagt: „Auch hinsichtlich der Betonung hat im allgemeinen das Volk die richtigen Gewohnheiten beibehalten; Abweichungen finden sich hauptsächlich in den Kreisen, die fast alle Fühlung mit ihm verloren haben und sich etwas darauf einbilden, anders zu sprechen als gewöhnliche Menschen".

Es soll gerne zugestanden werden, dafs die Bestrebungen des Vs. alle Anerkennung verdienen: aber bis jenes Ziel erreicht ist, dafs auch der letzte Taglöhner und Hinterwäldler ein reines Bühnen- oder Salondeutsch spricht oder wenigstens zu sprechen sich befleifst, wird noch viel Wasser den Rhein hinabfliefsen. Ja, es ist nicht einmal zu wünschen, dafs eine solche Gleichheit der Laute erstehe; um ein drastisches Gleichnis zu gebrauchen, so wäre das Verhältnis ungefähr so, als müfsten kraft eines Befehles von nun an alle Musikstücke in ein und derselben Tonart, nehmen wir G-Dur, gesetzt werden. Dafs diese Einförmigkeit zum Davonlaufen wäre, wird V. wohl selbst zugestehen. Vor allem steht ein Umstand, den er bei Aufstellung seiner

Regeln zu beachten versäumt hat, dem gewollten Ziele wie ein dräuender Riese im Wege, das ist die Mundart. Solange diese nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist, wird es keine Einheit in der Aussprache des Nhd. geben; das Häuflein der Gebildeten kann sich wohl unter einen Hut bringen lassen und beim Sprechen alle Laute so gleichmäfsig erzeugen, wie es die feinste Theorie verlangt; um dagegen die grofse Masse des Volkes mit ihren zahllosen Dialektverschiedenheiten zu einer gemeindeutschen Aussprache zu bringen, bedürfte es eines unendlichen Aufwandes von Regeln; in diesen aber würde aller Voraussicht nach eine Menge von ganz willkürlichen und der grofsen Masse unverständlichen Unterscheidungen aufgestellt werden, deren Erlernung, bzw. Einübung den deutschen Unterricht zur Höllenqual machen würde, ohne dafs sie doch für alle Fälle genügten.

Hof. Rud. Schwenk.

Wilh. Gesenius' Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das alte Testament. In Verbindung mit Prof. Alb. Socin und Prof. H. Zimmern bearbeitet von Dr. Frantz Buhl, Prof. d. Theol. a. d. Univers. Leipzig. Zwölfte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von F. C. Vogel. 1895. gr. 8° XII u. 965 S. M. 15.

Auf dem Gesamtgebiete der hebräischen und aramäischen Sprachforschung wird kaum ein Name häufiger genannt als der Wilh. Gesenius'; nur G. H. A. Ewald kann ihm an die Seite gestellt werden; ja jener mufs geradezu bahnbrechend für das Studium und die Bearbeitung der Idiome des semitischen Sprachzweiges genannt werden und letzterer teilt mit ihm das Verdienst diese Studien bereits im dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu einem mächtigen Aufschwung erhoben zu haben, der dann in den nächsten drei Dezennien durch einen immer mehr sich erweiternden Kreis von Mitforschern in Deutschland wie in Frankreich im erfreulichsten Mafse weitergefördert wurde. Was zunächst die lexikalischen Arbeiten Gesenius' auf hebräisch-aramäischem Gebiete betrifft, so schlofs sich bekanntlich an seine 3 ersten deutschen Auflagen des „Handwörterbuches" eine erste lateinische Bearbeitung 1833, während gleichzeitig durch ein Vierteljahrhundert (1825—1853) die Bearbeitung des dreibändigen „Thesaurus philologicus criticus linguae hebraeae et chaldaeae Veteris Testamenti" erfolgte, die nach G.'s Heimgang (1846) von E. Roediger zu Ende geführt wurde. In gleicher Weise grundlegend wurden neben seiner kritischen Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift (1815) seine beiden ersten Grammatiken der gleichen Sprache, ein kurzer Leitfaden schon vom Jahre 1813 stammend und besonders sein „Ausführliches Grammatisch-kritisches Lehrgebäude der Hebräischen Sprache" (1817), welche Lehrbücher seither die weiteste Verbreitung und wiederholte Umarbeitungen erfahren haben.[1]) Wenden wir uns zur Neuauflage des

[1]) W. Gesenius' Hebräische Grammatik, jetzt in 25. Auflage erschienen, wurde gänzlich umgearbeitet von Dr. E. Kautzsch, gehört zu den hervorragendsten

„Handwörterbuchs“, so erweist sich dieselbe in mehrfachem Betrachte als eine wirklich umgearbeitete, ja in mancher Beziehung als eine solche von neuer Art, wobei den Verdiensten früherer Herausgeber, so von F. Mühlau und W. Volck in der 8. und 9. Auflage u. s. f., kein Eintrag geschehen soll. Die Leitung der Neuausgabe hat Prof. Buhl übernommen, der durch seine Geschichte der Edomiter und vor Kurzem erst durch seine sehr schätzenswerten „Studien zur Topographie des nördlichen Ostjordanlandes“ rühmlichst bekannt geworden ist; sein Verdienst ist es, dafs besonders auch den geographischen Eigennamen volle Aufmerksamkeit geschenkt wurde und die Ergebnisse der neueren einschlägigen Forschungen die wünschenswerte Benützung gefunden haben; Prof. Zimmern, bekannt durch seine Beiträge zu Gunkels „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit“ und besonders seine Schrift: „Babylonische Bufspsalmen, umschrieben, übersetzt und erklärt“ hat vor allem die Ergebnisse der assyriologischen und verwandten Forschungen in ausgiebigster Weise verwertet; alle drei Bearbeiter waren bemüht sowohl in lexikographischer wie in philologischer Richtung das Werk besser zu gestalten und alles so durchzuführen, dafs es „ein deutlicheres Bild der Sprache durch zahlreichere Belegstellen und eingehendere Angaben der Konstruktionen gebe“. Eine lange Reihe von Artikeln sind umgearbeitet und kaum ein gröfserer ist unverändert geblieben, das Ganze aber durch konzisere Fassung doch so gestaltet, dafs die Neuauflage an Umfang um 2 Bogen hinter den nächsten Vorgängerinnen zurückbleibt. Neuere Kommentare und textkritische wie andere hiehergehörige Arbeiten sind im Texte so namhaft gemacht, dafs nähere Information für jeden Benützer leicht möglich ist; die vergleichende Heranziehung arabischer, syrischer, assyrischer und anderer verwandter Sprachen zur Worterklärung und gelegentlich auch zur Illustrierung, für den Bedeutungsübergang, dem wir in derlei Werken immerhin noch etwas zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet sehen, ist noch in weiterem Umfange geschehen als in früheren Auflagen. Als wesentliche Neuerung mufs auch angemerkt werden, dafs das aramäische Wörterbuch getrennt vom Hauptwerk vorgeführt wird (S. 850—886); die in diesem Abschnitte fehlenden Eigennamen sind im hebräischen Wörterbuche enthalten. Der „analytische Anhang“ früherer Auflagen ist weggeblieben; er fiel auch streng genommen über den Rahmen eines Wörterbuches hinaus, war aber immerhin für den Gebrauch Mindergeübter ein dankenswerter Behelf; dafür hat der „deutsch-hebräische Index“ durch Fr. Osw. Kramer eine sehr zweckmäfsige Umarbeitung dahin erfahren, dafs den deutschen Vokabeln statt der Seitenzitate die hebräische Übersetzung beigefügt ist. — Mit Einzelheiten der inhaltsreichen Werke uns zu befassen ist hier nicht der Ort. Die Heranziehung von Analogien aus den indogermanischen Sprachen scheint uns mit der auch nach den

Lehrmitteln dieser Gattung und ist an 150 deutschen Gymnasien im Gebrauch; es mag an dieser Stelle auch an das sehr praktische Übungsbuch zur genannten Grammatik, in 4. Auflage von Kautzsch, verwiesen werden und an die gleichfalls recht empfehlenswerte „Grammatik des Biblisch-Aramäischen“ vom gleichen Verfasser.

weitgreifenden neueren Forschungen immerhin noch wohl begründeten Vorsicht und Zurückhaltung bethätigt zu sein. An manchen Stellen hätten wir gerne einen Hinweis auf sicher feststehende Lehnwörter angemerkt gesehen, die sich für das Griechische (und Lateinische) feststellen lassen,[1]) da der gröfste Teil der Lehrer wie Lernenden des Hebräischen Verständnis und Interesse für diese vielfältigen kulturellen und sprachlichen Zusammenhänge des Semitischen und des Altklassischen hat. Im Übrigen macht das Buch durchaus den Eindruck einer sehr reichhaltigen, dem praktischen Bedürfnisse eines „Handwörterbuches" durchaus angepafsten Arbeit, die geeignet ist das Studium der heiligen Sprache des auserwählten Volkes zu fördern und zu erleichtern. Gleich drei anderen in früheren Jahrgängen dieser Blätter besprochenen kleineren Wörterbüchern, zu denen ich jetzt noch das in 4. Auflage erschienene „Hebräische Vokabular für Anfänger" von H. Strack fügen möchte, das das Notwendigste der hebräischen copia verborum in sehr übersichtlicher und wohlentsprechender Form bietet, verdient es allen Lehrern und gereifteren Schülern im Hebräischen aufs Wärmste empfohlen zu werden. Es bildet auch neben dem vorzüglichen ungefähr gleichzeitig neuaufgelegten Wörterbuch von Siegfried-Stade eine sehr willkommene Bereicherung der semitischen Lexikographie. -- Wir können diese unsere kurze Anzeige nicht schliefsen, ohne dafs wir, wie es auch bei einem unserer früheren Referate vor 10 Jahren geschehen, mit grofser Betonung dem Wunsche Ausdruck geben, es möchte das Studium der hebräischen Sprache auch an unseren Gymnasien in gröfserer Ausdehnung betrieben werden, als es noch immer der Fall ist. Die Durchsicht der letzten Jahresberichte unserer bayerischen Gymnasien ergibt kein erfreuliches Resultat nach dieser Richtung; auch an denjenigen Anstalten, aus denen Jahr für Jahr eine gröfsere Anzahl von Theologiestudierenden hervorzugehen pflegt, ist die Zahl der Schüler, welche die hebräischen Unterrichtsstunden frequentieren, vielfach eine recht magere; an einem derartigen Gymnasium z. B., das 600 Schüler zählt, darunter rund 200 in den 4 oberen Klassen und an welchem sich in den 3 letzten Jahren zusammen 50 Abiturienten der Theologie widmeten, waren 1894/95 ganze vier Schüler an dem einzigen Kurs mit 2 Wochenstunden beteiligt; an den sämtlichen Münchener Gymnasien mit ihren rund 3500 Schülern, darunter rund 1000 an den oberen 4 Gymnasialklassen, finden wir 14, sage v i e r z e h n Schüler des Hebräischen, darunter an einem Gymnasium mit mehr als 240 Schülern der 4 oberen Gymnasialklassen in jedem der zwei Kurse einen e i n z i g e n Schüler! Ein Rückblick auf den Zustand vor 10 Jahren ergibt neuerdings einen bedauerlichen Rück-

[1]) Wir verweisen hier auf Heinr. Lewys Buch „Die Semitischen Fremdwörter im Griechischen. Berlin 1895 (Gärtner) und die viele Nachträge und Berichtigungen enthaltende Besprechung des Buches von Hub. Jansen in d. Wochenschr. f. klass. Philol. 1895 Nr. 33/34, 38 und Nr. 39; Lewys Werk, das für 850 griechische (Lehn- bezw. Fremd-)Wörter semitischen Ursprung nachweist, bezeichnet trotz vieler Mängel und mancher sehr gewagter Aufstellungen doch unzweifelhaft gegenüber der von Muss-Arnolt vor 3 Jahren edierten Abhandlung „On Semitic Words in Greek and Latin" einen nicht ganz unbeträchtlichen Fortschritt auf diesem Gebiete.

gang. In einzelnen neueren Lehrplänen unserer Nachbarländer ist zwar der obligatorische Charakter dieses Unterrichts in Wegfall gekommen, aber in einigen ist die Zahl der Unterrichtsstunden noch auf 6 festgesetzt, so in Sachsen (von Obersecunda bis Oberprima incl.)[1]). Es mag gerne zugegeben werden, dafs die Art der Unterrichtserteilung, da und dort vielleicht auch der Gebrauch minder empfehlenswerter Lehrbücher einer gröfseren Beteiligung gerade an diesem Unterrichte in etwas hinderlich im Wege steht; auch soll nicht verkannt werden, dafs die nach manchen Richtungen hin gesteigerten Anforderungen in den obligatorischen Fächern wenigstens mittlere und schwächere Schüler abhalten mögen, aber das alles bildet dort keinen genügenden Erklärungs- oder Entschuldigungsgrund für die beklagenswerte Vernachlässigung dieses wichtigen Wahlgegenstandes. Wichtig nennen wir ihn aber naturgemäfs vor allem für künftige Theologen, und zwar die aller christlichen Bekenntnisse; die minderwertige Schätzung, um nicht zu sagen Vernachlässigung, welche das Studium des Hebräischen als die selbstverständliche Grundlage für ein richtiges und tüchtiges Exegese-Studium auch in manchen Hochschulkreisen erfährt, wirkt begreiflicher Weise auch auf den Betrieb dieses Faches auf unseren Gymnasien zurück; die kirchlichen Oberbehörden sollten der Sache gesteigerte Aufmerksamkeit zuwenden, damit nicht durch blofses „Belegen“ einer etwaigen bezüglichen Vorschrift nur dem Scheine nach Genüge geschehe. Indessen mufs an zweiter Stelle auch der Bedeutung des Hebräischen für die Philologen Erwähnung geschehen; es waren gute Gründe, die dazu geführt hatten, dafs im alten preufsischen Prüfungsreglement für die Philologen auch das Schulexamen im Hebräischen vorgeschrieben war und dafs noch 1866 von dem Prov.-Schulkollegium der Provinz Brandenburg die Gymnasial-Direktoren aufgefordert wurden, diejenigen Schüler, welche Philologie zu studieren gedenken, soweit es ihnen möglich ist, zur Teilnahme am hebräischen Unterrichte zu veranlassen (cf. Wiese, Verordn. u. Ges. 2. Aufl. S. 85), zwecks Erweiterung des Gesichtskreises der klassischen Philologen auf ein benachbartes Sprachgebiet, das in formaler wie in inhaltlicher Beziehung soviel des Interessanten und Belehrenden bietet. Bei diesen Hinweisen ist die allgemeine Bedeutung der Sprache der hl. Schriften des alten Testaments nach verschiedenen Richtungen hin gar nicht weiter berührt, die ihr einen hervorragenden Platz unter den Wahlfächern eines humanistischen Gymnasiums für alle Zeiten zu sichern geeignet ist.

Eichstätt. Dr. Georg Orterer.

---

[1]) Wir verweisen auf die sehr beachtenswerte Programmschrift des Gymnasiallehrers Dr. Karl Betke in Rheine „Der hebräische Unterricht auf dem Gymnasium“ (I. Teil, Rheine 1890), dessen Ausführungen wir in allen wesentlichen Punkten beistimmen. In den neuen preufsischen Lehrplänen von 1892 sind dem Hebräischen als Wahlfach 4 Wochenstunden zugewiesen, in den amtlichen Erläuterungen aber bemerkt, dafs derselbe Schüler in der Regel nur am Englischen oder dem Hebräischen teilnehmen darf, doch kann vom Director ausnahmsweise auch die Beteiligung an beiden Fächern gestattet werden.

T. Macci Plauti Cistellaria. Recensuit Fridericus Schoell. Accedunt deperditarum fabularum fragmenta a Georgio Goetz recensita. Comoediarum Plautinarum tom. IV. fasc. V. Lips. in aed. B. G. Teubneri 1894. S. XXXVIII u. 205. gr. 8. (M. 5,60).

Mit diesem letzten Bändchen der von Friedrich Ritschl inaugurierten grofsen, kritischen Plautusausgabe ist ein wahrhaft monumentales Werk zum Abschlufs gelangt, welches so recht wieder einmal vom bekannten „deutschen Fleifse" Zeugnis ablegt und von der gesamten philologischen Welt als ein Ereignis begrüfst zu werden verdient. Ein halbes Jahrhundert ist beinahe verflossen, seitdem der Anfang dazu von dem Begründer der modernen Plautusforschung und -Kritik gemacht worden ist, und die rastlose Ausdauer, mit der die gewaltige Arbeit von dessen Mitarbeitern und Nachfolgern in der Herausgabe der plautinischen Stücke bewältigt und schliefslich zu einem glücklichen Ende geführt wurde, verdient allein schon die rückhaltloseste Anerkennung. Mufs auch zugegeben werden, dafs in manchen Dingen „die Schüler" andere Wege betreten haben, als von ihrem „Lehrer" ihnen vorgezeichnet war, so ist es doch immerhin der Geist Ritschls, der durch das ganze Werk weht und in ihm fortlebt. Was der grofse Kritiker durch seine Bearbeitung des Plautus schaffen wollte, das ist durch die Vollendung dieser Ausgabe in vollem Mafse erreicht: neben und mit Studemunds Apographum wird sie für jetzt und immer die sichere und feste Grundlage für alle Plautusstudien bilden. Ein nicht geringer Teil der Anerkennung aber, welche dem ganzen Werke bei seinem Abschlusse sicher von allen Seiten gezollt wird, fällt auch dem so verdienten Teubner'schen Verlage zu, der es in seltener Weise gefördert und ihm durch die vornehme Ausstattung auch in seinem äufseren Gewande zu einer bedeutenden Erscheinung verholfen hat.

Bezüglich des Fortschrittes, welchen die einzelnen Bändchen der Ausgabe gegenüber den früheren Leistungen auf dem Gebiete plautinischer Kritik bedeuten, mufs auf die Besprechung derselben in diesen Blättern verwiesen werden. Dafs auch die Cistellaria eine von den bisherigen Ausgaben sehr abweichende Gestalt zeigt, ist selbstverständlich. Wenn dies aber von Schoell vor allem als das Verdienst Studemunds bezeichnet wird, so ist doch nicht zu verschweigen, dafs der Herausgeber selbst bereits im Jahre 1888, also vor dem Erscheinen des Apographums, die betreffenden Blätter des Ambrosianus durchgearbeitet hatte und dann i. J. 1891, nachdem inzwischen das Apographum erschienen war, abermals eine sorgfältige Revision vorgenommen hat. Konnte nun auch von Schoell an nicht gar vielen Stellen gegenüber dem Apographum etwas hinzugefügt oder verbessert werden, so war doch die bei dem Zustande des Palimpsests, nach Studemunds eigenem Geständnisse, äufserst schwierige Arbeit nicht ganz überflüssig, selbst wenn nur die frühere Lesung bestätigt oder die inzwischen eingetretene Veränderung im Zustand der Handschrift bemerkt werden konnte. Bei ihrer trostlosen Beschaffenheit dient freilich ein grofser Teil der in A erhaltenen Reste nur dazu, die schon früher erkannte Lücken-

haftigkeit der Überlieferung deutlicher zu zeigen und näher zu bestimmen. Während nämlich in A das Stück ursprünglich 4 ganze Quaternionen (= 32 Blätter) eingenommen zu haben scheint, sind nur 10 Blätter mit den Spuren von ungefähr 340 Versen erhalten. Hatte Ritschl bereits erkannt, dafs in der palatinischen Überlieferung, welche allein der Vulgata zu grunde gelegt war, „eine Lücke von gegen 600 Versen durch untrügliche Rechnung darzuthun ist“, so ist nunmehr durch Studemund noch genauer festgestellt, dafs zwischen V. 229 und 492, wo von früheren Herausgebern und Übersetzern kaum eine Lücke empfunden wurde, in A etwa 612 Zeilen standen, die in P vollständig verloren gegangen sind. Soweit es möglich war, sind die teils in A vorhandenen teils anderwärts zerstreut gefundenen und hieher bezogenen Fragmente davon in der vorliegenden Ausgabe mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit wiedergegeben, und wo es irgend selbst sehr dürftige Reste gestatteten, hat der Herausgeber „durch freie Nachdichtung wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem Verlorenen“ zu geben versucht. Mag man über derartige Versuche auch verschieden urteilen, so ist doch immerhin anzuerkennen, dafs sie einen glänzenden Beweis dafür liefern, wie sehr der Herausgeber sich in den Geist und die Sprache des von ihm bearbeiteten Autors zu versenken vermocht hat. Den Ausfall in den palatinischen Handschriften hat bereits Studemund durch den Verlust von zwei Quaternionen des Archetypus zu erklären versucht, und auch Schöll vermag keine wahrscheinlichere Erklärung zu geben. Da indes die Seiten des Archetypus je 20 Zeilen enthielten — was S. bestimmt auch für die Cistellaria nachweist wie früher für die Casina u. a. — so berechnet sich der Ausfall in P auf 640 Verse, einschliefslich der Scenenüberschriften.[1]) Während nun Studemund die sich ergebende Differenz zwischen A und P durch die Annahme begleichen will, dafs im Archetypus von P mehr Verse als in A auf je 2 Zeilen verteilt gewesen seien, weist Schöll diese Annahme zurück und erklärt jene Differenz durch die Vermutung von Dittographien in dem verlorenen Teil des Stückes, indem er darauf hinweist, dafs innerhalb der wenigen (ungefähr 100) Verse, welche beide Recensionen erhalten haben, die palatinische Überlieferung schon an 2 Stellen — das einemal (v. 126—129) um 4, das anderemal (v. 510 sq.) um 2 Verse — mehr biete als der Ambrosianus.

Von den palatinischen Handschriften hat den Codex B nach Ritschl sowohl Loewe als auch Sch. selbst verglichen; aufserdem hat Seyffert, der überhaupt auch hier wieder neben Fleckeisen und Götz in dankenswerter Weise den Herausgeber unterstützt hat, aus der ihm zu gebote stehenden Kollation Studemunds und an-

[1]) Die Bemerkung im Apparat nach V. 229, dafs „mehr als 500 Verse“ fehlen, dürfte auf einem Versehen beruhen; desgl. steht Präf. S. XVII Z. 2 v. o. v. 618—630 falsch st. 618—620; im Text entspr. dem Anführungszeichen vor illaec v. 556 kein Schlufszeichen. S. 73 ist zu lesen IV st. VI bei der Aktbezeichnung auf dem obern Rande. Im übrigen sind die Druckfehler am Ende des Buches selbst berichtigt.

derer über einzelne Stellen Aufschlufs gegeben. Ferner hat Sch. Cod. E, F und den Vossianus V (diesen überhaupt zum erstenmal, wie für die Casina) verglichen; von dem Cod. J endlich, dessen Vergleichung durch Goetz und Ussing als ungenau bezeichnet wird, hat wieder Seyffert eine Kollation von Luchs benützen und zur Verfügung stellen können. Da auch die Versteilung, welche in P bei unserm Stücke in einem aufsergewöhnlichen Zustande der Unordnung sich befindet, teils im Apparate teils in der Präfatio angegeben ist, so ist auch in der Ausgabe der Cistellaria wieder alles geleistet, was geschehen konnte, um eine möglichst sichere Grundlage für die Herstellung des Textes zu gewinnen, und die Ausgabe Sch.'s bedeutet gegenüber der von Ussing wie der von Benoist (1863) natürlich einen nicht geringen Fortschritt.

Die Präfatio, welche in gewohnter Weise über den jetzigen Stand der Forschung hinsichtlich der einschlägigen Fragen orientiert, bringt zunächst einen Versuch, das griechische Original, jedenfalls ein Stück des Menander, näher zu bestimmen: am ehesten, glaubt Sch., könnte an ein Stück *Σύρα* gedacht werden, wenn man annimmt, dafs Festus, der zweimal v. 408 aus der Syra des Plautus anführt, hier den Titel des griechischen Originals gebraucht hat, wie er einige Verse der Mostellaria aus dem griechischen „Phasma" zitiert. Syra (wie nach Ussing und Studemund bei Festus zu lesen) sei nämlich der Name der „Lena" gewesen, welche die Hauptrolle in dem Stücke spiele und daher leicht diesem den Namen habe geben können. Des weiteren berührt Sch. die Frage der Überarbeitung des Stückes, welche ihm durch unzweifelhafte Spuren erwiesen erscheint. So ist die Annahme solcher v. 125 ff. und v. 510 f. durch die Überlieferung in A selbst bestätigt, wo die längst verdächtigen Verse fehlen; andere Dittographien dürften darnach in dem gröfseren, in P verloren gegangenen Teile nicht ausgeschlossen gewesen sein, wie auch aus dem bereits oben erwähnten Grunde angenommen werden müsse. Hingegen wird von Sch. mit Recht die Echtheit des Prologs (I, 3) verteidigt, besonders mit dem Hinweis auf die Schlufsverse (201 f.), welche uns die Aufführungszeit der Cistellaria bestimmen lassen (gegen Ende des 2. pun. Krieges zwischen Mil. glor. und Stich.) und unmöglich von einem späteren Bearbeiter herrühren können.

In dem Personenverzeichnis setzt Sch. noch den „Freund von Alcesimarchus' Vater" ein, der in der Scene, von welcher v. 267—304 übrig sind, mit Alcesimarchus spricht, für den aber so wenig ein bestimmter Name zu finden ist wie für den Vater selbst. Mit ziemlicher Sicherheit ist dagegen für den Sklaven, dem früher (aus Festus) der Name Syrus beigelegt wurde, von Sch. der Name Thyniscus aus A hergestellt worden, während, wie oben erwähnt ist, der Name Syra der einen Kupplerin zufällt.

Nachdem bereits Ladewig richtig vermutet hatte, dafs einige Scenen nach dem ersten Teil von II, 1 fehlen, ist die frühere Akteinteilung durch A vollständig hinfällig geworden. Während aber Studemund, nachdem er das Ende des 2. und den Anfang des 3. Aktes

nach v. 304 (zwischen grofsenteils verloren gegangenen Scenen) angesetzt hat, das Übrige so verteilt, dafs er den 4. (und letzten) Akt aus den 3 letzten Akten der Vulgata herstellt, erhält Sch. einen 5. Akt, indem er mit den alten Herausgebern einen Einschnitt nach v. 652 annimmt, wo die Scene leer ist. Da aber so der 4. Akt nur v. 631—652 umfafst, gibt Sch. in der Präfatio zu, dafs vielleicht besser der 3. Akt so zu teilen sei, dafs nach dem Monolog des Lampadio (v. 433) der 4. anfange und als 5. Akt der von Studemund als der 4. bezeichnete anzunehmen sei.

Den gröfsten Teil der Präfatio nimmt die Abhandlung über die einander entsprechenden Lücken (in P) ein, welche für den erwähnten Nachweis verwertet werden, dafs sie bereits auf den verderbten und beschädigten Zustand des Archetypus zurückgehen, der 20 Zeilen auf jeder Seite gehabt hat. Von besonderer Bedeutung ist es, dafs die erste der hieher gehörenden Lücken (v. 84 u. 104) ihre deutliche Bestätigung durch die Überlieferung in A findet; v. 104 ist nämlich hier vollständiger erhalten, v. 84 hingegen zeigt eine so merkwürdig verschiedene Recension in A (oranti) und P (de ea re), dafs die einst entsprechende Lücke offenbar durch eine spätere Interpolation entfernt worden ist. (In Zusammenhang damit wird auch die Beschaffenheit von v. 82 u. 102 gebracht, wo vielleicht an eine ähnliche, spätere Ergänzung einer Lücke zu denken sei, ohne dafs eine bedeutendere Abweichung anzunehmen wäre, wie Sch. in der Appendix gethan hat). Auf dieselbe Weise werden die auffallenden Verschiedenheiten zwischen A und P in v. 500. 502 u. 520. 522 erklärt, wo ebenfalls durch die Annahme von ursprünglich vorhandenen Lücken, die willkürlich ergänzt sind, die Schwierigkeiten zu heben versucht werden. Gestützt nun auf diese Beispiele, welche eine sichere Bestätigung durch A finden, geht Sch. daran, auch andere Stellen, welche nur in P uns überliefert sind, in der bezeichneten Weise zu untersuchen und auf ihre Lückenhaftigkeit zu prüfen. So werden der Reihe nach behandelt: v. 7—13 und 27—33, v. 168 (der Scenenüberschrift zwischen v. 148 u. 149 entsprechend), v. 206 u. 228, aus dem zweiten Teil des Stückes v. 523 u. 538 (wobei die Annahme einer gröfseren Lücke vor v. 535 durch die Vermutung gestützt wird, dafs im Archetypus mehr erhalten war), v. 536 f. u. 554 f., v. 556 f. u. 576 f. (die bereits von Guyet entdeckte Lücke nach v. 555 existierte schon im Archetypus), v. 634 und 650 (wobei v. 637 eine Lücke anzunehmen ist, um die 20 Zeilen Zwischenraum zu erhalten); v. 672b. 680. 683 u. 691b. 701. 704, v. 711 f. u. 725 f. (mit Ausfall einiger Verse zwischen denselben), v. 738 ff. u. 756 ff. und im Zusammenhang mit diesen endlich v. (759). 760 u. (774). 775. Die Lücken in v. 662 u. 679 aber könnten nach Sch. ebenfalls als in Zusammenhang stehend betrachtet werden, wenn sie einem andern Archetypus zugewiesen würden: denn auch in der Cistellaria gehen einige von den durch Beschädigungen (Risse oder Brüche) entstandenen Lücken auf einen Archetypus zurück, der A und P gemeinsam ist, wie für andere Stücke erwiesen wurde (z. B. auch

von Gundermann für die Mostellaria in Berl. Philol. Wochenschr. 1892 Nr. 19/20).

Auf Grund der Lücken und Beschädigungen wird sodann genau festzustellen gesucht, was auf jeder Seite des Archetypus stand, eine Berechnung, die hauptsächlich durch die Annahme ermöglicht wird, dafs die Schäden eben gerade am Anfang und am Ende eines Blattes gewöhnlich sich finden. Sch. selbst gibt zu, dafs diese Erörterungen über viele der besprochenen Stellen gar manchen Bedenken unterworfen seien, aber wenn sich anderseits so manche Dinge auf eine und dieselbe Weise leicht durch die von ihm ausgesprochenen Vermutungen erklären, so müssen wir ihm darin beistimmen, dafs dies kein Zufall sein kann. Es ist nun selbstverständlich, dafs durch Sch.'s Annahmen eine grofse Zahl von Konjekturen bedeutungslos wird, während andere wieder eben durch diese Probe gröfsere Wahrscheinlichkeit erhalten und gestützt werden. Wenn aber trotzdem der nunmehr vorliegende Text der Cistellaria an einer Reihe von Stellen noch Zweifel und Bedenken genug übrig läfst, so ist eben zu bedenken, dafs gerade die Überlieferung dieses Stückes am allermeisten unter der Ungunst der Zeit gelitten hat. Und wenn nun Sch., gerade durch die Schwierigkeit der Arbeit gelockt, hier, wo sich ein so weites Feld für die Konjekturalkritik eröffnet, es sich nicht entgehen liefs, möglichst viele eigene Beiträge zur Lösung von bestehenden Rätseln und zur Heilung von verderbten Stellen zu liefern, so wird ihm das niemand verargen, um so weniger da er selbst nicht etwa dem Wahne sich hingibt, überall schon das einzig Mögliche und allein Richtige gefunden zu haben, sondern sich vielfach damit begnügt, wenigstens einen Weg zur Verhesserung oder Ergänzung gezeigt zu haben. Was von seinen Vermutungen nicht stand hält, wird im Laufe der Zeit von dem säubernden Hauche der Kritik hinweggefegt werden, vorläufig aber wird er beim Abschlusse des grofsen Werkes sicherlich nicht vergeblich hoffen, dafs von allen Seiten gerne und mit Freuden zugestimmt wird, wenn auf ihn und seine Leistung die Worte bezogen werden, mit denen das Stück selbst schliefst: „date plausum postrema in comoedia!"

Nicht mindere Anerkennung verdient aber auch die diesen Bändchen beigefügte Herausgabe der Fragmente aller verlorenen plautinischen Stücke, welche von Goetz besorgt ist. Nachdem die von Ritschl erhoffte und glänzend begonnene Bearbeitung der Fragmente nicht über die Boeotia hinausgekommen war, hat im Jahre 1885 F. Winter eine Sammlung derselben unternommen, welche nicht nur als Erstlingsarbeit Anerkennung verdiene, sondern auch manches definitive Resultat erreicht habe. G. hat nun zunächst (1888) eine genaue Vergleichung des Ambrosianus für die Vidularia unternommen und sah dann durch das inzwischen erschienene Apographum manche Abweichung von Studemunds früherer „grundlegender" Herausgabe bestätigt. Nach den Fragmenten der Vidularia folgen sodann die der nichtvarronischen Stücke, deren Zuwachs allerdings unerheblich ist; sie sind geordnet in 1. fragmenta fabularum certarum, 2. fragmenta fabularum incertarum, 3. fragmenta dubia et suspecta. Entsprechend der Bearbeitung

der Stücke sind auch die Fragmente mit einem Apparate unter dem Texte und einer Appendix critica versehen. Beigegeben sind ferner noch dem Bändchen: „Epilegomena in deperditarum fabularum fragmenta", in denen der Herausgeber über die Quellen, auf welche die Fragmente zurückgehen, sowie über die früheren Bearbeitungen und Sammlungen derselben im allgemeinen und der Vidularia im besonderen berichtet. Mit dem Danke für die Unterstützung, welche von seiten Fleckeisens und Seyfferts — neben der Mitarbeit Schölls — auch dieser Arbeit zu teil geworden ist, schliefsen die Epilegomena. Worte des Dankes seien es auch, mit welchen wir diese Anzeige des letzten Heftes von dem grofsen und bedeutenden Werke schliefsen: Dank und Anerkennung gebührt angesichts seines Abschlusses den Herausgebern für ihren unermüdlichen und rastlosen Fleifs und Eifer nicht minder wie für die reiche Fülle von Belehrung, die sie geboten haben! Mit freudiger Erwartung können wir nunmehr auch der baldigen Vollendung der begonnenen kleineren Ausgabe der plautinischen Stücke in der Bibliotheca Teubneriana entgegen sehen.

München. Weninger.

Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompejus. Für den Schulgebrauch erklärt von A. Deuerling. Dritte unveränderte Auflage. Gotha, Perthes 1893, S. VI u. 66 (Ausgabe A Kommentar unter dem Text, Ausg. B beide getrennt).

Deuerlings Ausgabe der vielgelesenen Rede für die Manilische Bill hat sich als den Bedürfnissen der Schüler wohlangepafst bewährt und reichen Beifall gefunden. In der vorliegenden dritten Auflage hielt der Herausgeber Änderungen nicht für geboten und beschränkte sich auf die Berichtigung von Druckfehlern.[1]) Für eine eingehendere Besprechung fehlt deshalb neues Material, doch möchte ich von den Bemerkungen, die sich mir bei der wiederholten Lektüre der Ausgabe aufdrängten, einige mitteilen, um vielleicht für eine neue Auflage eine oder die andere Änderung anzuregen.

§ 2 caste integreque versatus wird wie gewöhnlich „uneigennützig und unbescholten" übersetzt und „weder Gewinn suchend noch die Sache der Klienten verratend" erklärt, aber der Zusammenhang verlangt, dafs man es auf die Zurückgezogenheit des Redners vom öffentlichen Leben (Nichtbeteiligung an demselben) beziehe („rein und unbescholten", wie eine Jungfrau, die sich züchtig zu Hause hält), sagt er doch unmittelbar vorher: cum antea per aetatem nondum huius auctoritatem loci attingere auderem; deutlicher noch wird die antike Vorstellung durch Brut. § 330. — § 11 Corinthum, totius Graeciae lumen, doch wohl eher „Auge" als „Stern" (= Sonne?), wie im Griechischen ὄμμα und ὀφθαλμός für Städte gebraucht werden; dem Cicero war wohl auch jene wirkungsvolle Metapher

[1]) In der 3. Aufl. sind stehen geblieben S. 25 (§ 21) ornatus ac für ornatas ac | S. 28 Anm. multus für multos alliciant.

des Leptines nicht unbekannt Arist. rhet. III c. 10 οὐκ ἐὰν περιιδεῖν τὴν Ἑλλάδα ἑτερόφθαλμον γενομένην. | § 22 Requiretur fortasse .... „Begründung der eigenen Ansicht durch die Figur der Occupatio", gemeint ist anteoccupatio, s. Cic. de or. III § 205, or. § 138 ut ante occupet quod videat <posse?> opponi; ‚Cornificius' IV § 33 subiectio est, cum interrogamus adversarios aut quaerimus ipsi, quid ab illis aut quid contra nos dici possit etc. Die rhetorischen termini technici werden bei der Erklärung Ciceros am besten aus dessen rhetorischen Schriften, für die früheren Werke aus dem Auct. ad Herenn. genommen. Im übrigen bin ich der Ansicht, dafs unsere Schüler mit der schwankenden Terminologie möglichst zu verschonen sind, und ich billige durchaus Deuerlings Sparsamkeit in solchen Angaben. Gleichwohl konnte § 13 repressos esse intellegunt ac retardatos auf die überaus oft angewandte Figur der coniunctio hingewiesen werden, Cornif. IV § 38, Beispiel: Formae dignitas aut morbo deflorescit aut vetustate. Sie findet sich auch im Deutschen häufig: „fest steht und treu die Wacht", „Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang das schöne All der Töne fehlt und Farben" (Schiller Bild zu Sais); „Don Manuels Mutter und Don Cäsars" (Braut v. M.). | § 30 Hispania . . conspexit: ist die Bemerkung über Personifikation unklar; diese beginnt schon mit testis est Italia (auch § 9 respublica revocavit ist Personifikation). | § 42 dicendi gravitate et copia: sollte sich dic. grav. blofs auf die actio beziehen? | § 29 virtuti . . oratio par vgl. Sall. Cat. 3, 2 facta dictis sunt exaequanda. | § 37 agnoscere videmini: nicht blofs agnosco aliquem, sondern auch agn. aliquid, Tusc. I c. 8 § 14 iam agnosco Graecum. | § 41 non ex hac urbe missum, sed de caelo delapsum und fuisse . . hac quondam continentia ist zum Teil wörtlich zum Teil dem Sinn nach = ad Quint. fratr. I 1, 8; überhaupt deckt sich das, was Cicero an Pompejus hier preist vielfach mit dem, was er sechs Jahre später seinem Bruder rät, und darum ist der genannte Brief ausgiebiger zu vergleichen (§ 68 = I 1, 9). | § 25 sicut poëtae solent, qui res Romanas scribunt: ist eine sachliche und sprachliche Bemerkung (cf. Hor. carm. I 6, 1) angezeigt.

Die einheitliche Schreibweise sollte auch auf (§ 55) exercitatissumos paratissumosque ausgedehnt, Lateinerkrieg (S. 51 A.) durch Latinerkrieg ersetzt werden. Auch Volsker (st. Volscer) und Bosporus (st. Bosphorus, bosphoranisch) würde ich der Schüler wegen schreiben; aus der gleichen Rücksicht § 33 in potestate fuisse beibehalten; zudem scheint mir der Acc. in potestatem beim Perf. fuisse sehr unsicher, unbedenklich aber in dem angeführten Beispiel (Verr. V, 38, 98) in potestatem . . futurum.

Boissier, Cicéron dans la vie publique et privée. S. X u. 147. 16°.

—, Cicéron dans ses relations avec Atticus et Caelius. S. 109. 16°. Münster, Theissing'sche Buchhandlung, 1893.

Die „Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke", zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit Bio-

graphien der betreffenden Klassiker ausgestattet von Goebel-Brüll enthält in 4 selbständigen Bändchen auch Abschnitte aus Boissiers ebenso gründlichem als geistvollem und anmutig geschriebenem Werk, ‚Cicéron et ses amis; études sur la société romaine du temps de César‘. 'Die beiden vorliegenden ersten Bändchen, Nr. 50 und 60 der Sammlung, scheinen mir gut ausgewählt und entsprechen auch in Druck und Papier billigen Anforderungen. Von Nutzen würde es gewesen sein, jedem oder wenigstens dem ersten Bändchen eine kurze chronologische Übersicht über Ciceros Leben voranzustellen und am Schlufs ein Namen- und Sachregister von mäfsigem Umfang beizufügen. Dieses Bedürfnis zu befriedigen, wird ein „Erläuterndes Wörterverzeichnis" zum Ganzen vorbereitet. Die Mehrzahl der Fufsnoten (des Autors) sind für die Schüler wertlose Zitate,[1]) z. B. LX S. 57 A. 2 ‚Schwab (lies Schwabe) Quaest. Catull. p. 77‘; sie konnten weggelassen werden und notwendigeren Noten Platz machen.

Den Schülern der oberen Klassen darf die handliche Ausgabe zur Privatlektüre, für die Kurse, in welchen eine Auswahl aus Ciceros Briefen nicht gelesen wird, auch als französische Schullektüre empfohlen werden. Vgl. Deuerling, G.-Bl. 29 S. 91—93.

Cicero und Jacob Grimm Über das Alter. Herausg. von Max Schneidewin. Hamburg, 1893, 8°. S. 108. Geh. Regierungsrat August Meyer in Hameln zu seinem 80. Geburtstage gewidmet.

„Da ich diese Schrift (Ciceros Cato maior), sagt der Verfasser, in keiner eines Geschenkes so recht würdigen Ausstattung fand, so glaubte ich, sie selbst in eine solche bringen zu müssen, und da das Lateinische doch mehr in der Erinnerung Ihrer Jugend in Ihnen fortlebte, als dafs der Drang eines reichen Arbeitslebens Ihnen gestattet hätte, in dauernder Verbindung mit ihm zu bleiben, so habe ich für erspriefslich erachtet, jene kleine herrliche Schrift Schritt für Schritt auch in deutscher Übersetzung Ihnen vor Augen zu führen, zugleich um womöglich zu zeigen, welchen Fortschritt wir Jüngeren in der Übersetzungskunst gemacht zu haben glauben, und um auch möglichst zahlreiche andere Kreise herbeizurufen, dafs sie einen Trunk an lauterem Erquickungsquell nicht versäumen möchten" .... „Um aber eine noch reichere Fülle von Anregung zu erwecken, und um den deutschen Geist neben dem antiken seine besonderen Schätze in den Empfindungen über einen echt menschlichen Gegenstand offenbaren zu lassen, habe ich Jakob Grimms, eines der hervorragendsten deutschen Männer, berühmte Rede über das Alter hinzugefügt (S. 89—108 Text nach Hermann Grimm)". Gewifs ein passendes Geburtstagsgeschenk, und wir zweifeln nicht, dafs es den Herrn Geheimrat erfreut hat.

Auch uns hat die deutsch und lateinisch gegebene Vorrede,

---

[1]) Nicht immer korrekt, z. B. Bdchn. LIX S. 7 ‚Ad Quint., II, 15, 6‘, und das oben angeführte Zitat.

namentlich aber das einzig Selbständige an der Ausgabe, der Beweis für die „Fortschritte von uns Jüngeren in der Übersetzungskunst" ein besonderes Vergnügen bereitet.

§ 4. Saepe numero admirari soleo cum hoc C. Laelio cum ceterarum rerum tuam excellentem, M. Cato, perfectamque sapientiam, tum vel maxime, quod numquam tibi senectutem gravem esse senserim, quae plerisque senibus sic odiosa est, ut onus se Aetna gravius dicant sustinere. „Oftmals bewundere ich wohl in Gemeinschaft mit dem Lälius hier — ja auch deine hervorragende und vollkommene Weisheit in den übrigen Beziehungen, ganz besonders aber und vielleicht am meisten, dafs ich niemals bemerkt habe, wie dir das Alter drückend wäre, welches zahlreichen Greisen so verhafst ist, dafs sie erklären, eine schwerere Last als den Aetna zu tragen". § 8 Cato. Est istud quidem, Laeli, aliquid, sed ne quaquam in isto sunt omnia, ut Themistocles fertur Seriphio cuidam in iurgio respondisse, cum ille dixisset non eum sua, sed patriae gloria splendorem adsecutum: ‚Nec hercule', inquit, ‚si ego Siriphius essem, nec tu si Atheniensis, clarus umquam fuisses'. „Mein lieber Lälius, darin liegt ja freilich etwas, aber keineswegs alles, wie denn von Themistokles eine hübsche Äufserung erzählt wird, mit der er einen Mann von der kleinen Insel Seriphos, der sich gegen ihn etwas herausnahm, vortrefflich zudeckte. Der Spiefsbürger meinte, Themistokles sei nicht durch den eigenen Ruhm, sondern durch den seiner Vaterstadt so grofs geworden. Da antwortete der Sieger von Salamis. „Mein lieber Mann von Wasser-Abdera, ich hätte es nicht so weit gebracht, wenn ich aus Seriphos wäre, und du nicht, wenn du aus Athen wärest". § 14. Nec vero in armis praestantior quam in toga, qui consul iterum Sp. Carvilio collega quiescente C. Flaminio tribuno plebis, quoad potuit, restitit . . . . „Und im Friedenskleide war er wahrhaftig nicht weniger vorzüglich als in den Waffen, er, der in seinem zweiten Consulat, während sein College Carvilius ein stummer Hund war, dem Volkstribun Flaminius bis zu seinen äufsersten Kräften Widerstand leistete." § 20. ‚Cedo, qui vestram rem publicam tantam amisistis tam cito'? Sic enim percontantur, ut est in Naevii poëtae Ludo; respondentur et alia et hoc in primis:

Proveniebant oratores novi, stulti adolescentuli.

Temeritas est videlicet florentis aetatis, prudentia senescentis.

„'raus, wie habt ihr so schnell verloren euren Staat, so grofs er war?". „So lautet ja die Frage in dem „Ludus" des Dichters Nävius. Als Antwort erfolgt unter anderem besonders dies:

„Ja, da kamen neue Redner auf, das reine Jung-X.-land".

„Nun, es ist ja klar, die Unbesonnenheit gehört den äufseren Blüthenjahren, die praktische Weisheit dem Alter an".

§ 28. Quam (orationem) si ipse exequi nequeas, possis tamen Scipioni praecipere et Laelio. „Sollte man aber sie („die behäbige und milde Sprechweise") selber nicht herausbringen können, so ist man vielleicht doch im stande, ihr Bild einem Scipio einzupflanzen und einem Laelius".

Gewifs überraschende Fortschritte in der Übersetzungskunst! Angesichts derselben hat die Kritik Versehen wie Aristo Cius (*Κεῖος*) „Aristo von Chios“, die Feststätte Althis in Olympia, die Inkonsequenz in der Schreibweise, Cnejus (sic! S. 33) und Gnaeus (S. 88), und hundert andere zu verschweigen.

Ciceronis Cato Maior de senectute. Für den Schulgebrauch herausg. von Theodor Schiche. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Freytag 1893. 8°. S. XVIII u. 42, 40 Pf., geb. 70 Pf.

—, Laelius de amicitia. — — Zweite verbesserte Aufl. 1894. 8°. S. XX (S. III—XII. = Cat. Mai. III—XII) und 42, 40 bez. 70 Pf.

Die gefällig ausgestatteten und dabei billigen Schulausgaben des Freytag'schen Verlags mit den knapp gefafsten Einleitungen, gut lesbarem Text und kurzen Indices sind bekannt und beliebt. Ich kann mich bei den beiden in zweiter Ausgabe vorliegenden Bändchen auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Cato Maior enthält der Text 11 Abweichungen von der 1. Aufl., von denen die erheblichste § 18 at senatui, quae sint gerenda, praescribo quodam modo, Karthagini cum male iam diu cogitanti bellum multo ante denuntio für at . . . praescribo et quo modo, Karthagini quidem male . . . kaum als Verbesserung gelten kann. S. III Cicero verbannt Mai (vielmehr April) 58 bis August 57, S. 36 C. Duellius Seesieg bei Mylä 260 nicht 266.

Die zweite Ausgabe des Laelius weist 6 unbedeutende Textesänderungen auf. § 78 ut is in culpa sit, qui faciat, non is (fehlt in 1. Ausg.), qui patiatur, scheint mir wegen der Stellung des ersten is das zweite überflüssig. § 100 utrumque (amor und amicitia) enim ductum (statt dictum) est ab amando, wohl richtig, trotz § 26 ex quo amicitia nominata est. Sollte § 5 „legens te ipse cognosces“ nicht agnosces passender als cognosces sein? Geschrieben ist oportunus (oportunitas) für opp., wie in anderen Schriften Ciceros; § 85 disrumpimus; § 54 und 55 ipsa Fortuna caeca est: Die Personifikation ist nicht durch grofsen Anfangsbuchstaben auszudrücken, schon wegen der Konsequenzen. S. 36 die *ἀκμή* des Empedokles eher um 460 oder 470 als um 450 v. Chr. S. 37 der Stammbaum der Scipionen auch hier einzusetzen. S. 39 Neoptolemus: auf Soph. Philoct. zu verweisen; ib. s. v. „Orestes“ schreibt Schiche Erinnyen statt Erinyen.

München. Dr. G. Ammon.

M. Tullii Ciceronis de imperio Cn. Pompei ad Quirites oratio. Texte revu et annoté par L. Preud'homme. Édition couronnée par la Société pour le progrès des études philologiques et historiques. Gand, Engelcke 1893. 117 S. 8. 1 M.

Die Literatur, besonders die der Deutschen, über die Rede pro lege Manilia ist ergiebig und umsichtig verwertet. Die umfangreiche

Einleitung von 47 S. bringt in übersichtlicher Weise die Vorgeschichte der Rede, analysiert den Gedankengang derselben und schliefst mit historischen Noten zu einzelnen Stellen, die allerdings manche Wiederholung der Vorgeschichte enthalten. Der Text baut sich auf der Teubneriana C. F. W. Müllers 1890 auf mit etwas über zwanzig Abweichungen, die jedoch meist handschriftliche Grundlage haben. Aber die Lesarten des Coloniensis machen den Eindruck von fremden Zusätzen, wie § 66 qui ab ornamentis fanorum atque oppidorum, das wohl von Griechenland gesagt werden könnte, oder von Korrekturen wie § 24. Der Kommentar ist zweckmäfsig angelegt, setzt aber keine hohen grammatikalischen Kenntnisse des Lesers voraus; manchmal möchte man gröfsere Bestimmtheit und Kürze wünschen, man vgl. § 33 tantam lucem; lux marque ici la joie, la vie, le bien-être, le calme et la sécurité tout à la fois, qui renaissent après de sombres épreuves; c' est le jour qui paraît après les ténèbres, oder § 34 quam celeriter ... belli impetus navigavit, ,l' impétuosité d' une guerre navigue', hardiesse d' image, qu' il est impossible de faire passer dans la langue française, avec la concision du latin. Peutêtre: ,qu' on ne vit . . . une guerre imposante parcourir les mers avec (l') impétuosité (d' un ouragan); oder exploravavit; explorare, faire des reconnaissances, oder § 71 die Erklärung der Konstruktion von tantum abest, ungenau § 4 res agitur und de re agitur.

Ciceros vierte Rede gegen Verres. Für den Schulgebrauch erklärt von M. Fickelscherer. Paderborn. 1894. Schöningh. XI und 119 S. 16. 1 M.

Man sieht nicht recht den Zweck der neuen Ausgabe neben den vorliegenden ein, wenn nicht ein buchhändlerisches Interesse gegeben ist. Denn das, was auch dort fehlt, die eingehende Erklärung der Kunstnotizen mit leicht zugänglichen archäologischen Nachweisen, ist hier fast nirgends (nur 135 Satyrus) versucht, und doch würde gerade dadurch die Lektüre dieser Rede so förderlich für die Kenntnisse der Schüler in archäologischen Dingen sein; ist ja die Unterweisung in der Kunstgeschichte besonders der Alten eine Hauptforderung der neueren Pädagogik, freilich vielleicht manchmal zum Nachteil des Hauptzweckes der Lektüre in den oberen Klassen; diese Rede aber kann nur dann den Schüler erwärmen und festhalten, wenn kunstgeschichtlicher Unterricht damit verbunden wird. Exkurse kann jeder archäologisch gebildete Lehrer geben; aber der Kommentar soll ihm die Vorführung entsprechender Abbildungen erleichtern, wenn auch nur Nummern aus Seemanns Bilderbogen oder aus Baumeisters Denkmälern angeführt werden. Was soll man aber mit § 5 Myronis machen: ,Bekannt als Meister im Erzgufs. Besonders gerühmt seine Kuh, die noch im 6. Jahrhundert n. Chr. in Rom gesehen worden sein soll und auch von Goethe in Prosa und Poesie gefeiert worden ist'? Da nur Schüler der beiden obersten Klassen in Frage kommen, so erwartet

man die Angabe der Fundstelle (Goethes ‚Myrons Kuh‘ vgl. 135). Eine Hetäre Phryne läfst sich doch nicht mit ‚Dirnen‘ vergleichen (4), dagegen 7. Schief ist auch 6 basilicas erklärt: ‚Säulenhallen mit mehreren Schiffen in der Nähe des Forums . . . dienten als Vorbilder für den ersten christlichen Baustil, ehe man die Decken wölbte‘. Was für eine Vorstellung verbindet wohl ein Schüler mit dem Hinweis 9 dabatur enim de publico: ‚Die Ausstattung und Einrichtung der Statthalterpaläste war Sache des Staates, ähnlich wie heute die der Botschafterhotels‘? Phaselis illa c. 10 heifst kaum ‚das berüchtigte Ph.‘, da es doch damit keine ‚Aufmerksamkeit gegen den als Richter im Prozesse ernannten P. Servilius‘ sein konnte; dazu mufste gesagt werden, dafs er 78—76 die Seeräuber in Cilicien bekämpfte, Phaselis zerstörte und Isaurien eroberte, woher er den ehrenden Beinamen Isauricus bekam, vgl. 82. Wurden 29 phalerae ‚ähnlich wie unsere Orden verliehen, vom Fufssoldaten auf der Brust und dem Rücken getragen‘? Vgl. Sil. It. XV 255 phaleris hic pectoria fulget. Ferner soll 43 bei Cicero der Imperativ cedo ‚gib her‘ bekannt sein ‚aus dem Spitznamen des Centurionen Lucilius bei Tacitus cedo alteram sc. vitem‘: ebenso unverständlich wie § 52 equum Troianum, 56 sellam vgl. 86 (dagegen Quellenangabe 107 lacumque); ungenau ist 65 rem, 72 locum hominesque ‚Stätte und A n b e t e r‘, 80 religionem ‚ihr Götterbild‘, 81 praeclara ‚hochwohlgeboren‘; 86 divaricari ‚auseinanderspreizen, was bei der strengen Kälte die Qualen erhöhte‘ erklärt nicht den Begriff. 88 si cupiam ‚selbst wenn ich wollte‘ ist kein Behelf für das Verständnis, wohl aber wenn es heifst si = etsi, besonders bei negativem Hauptsatze; 88 sceleris heifst wohl nicht ‚Religionsfrevel‘, 93 societatis nicht ‚Bundestreue‘. Wenig geschmackvoll ist 94 attritius ‚blank gescheuert, wie z. B. der linke Fufs des Petrus in der Peterskirche zu Rom‘; dasselbe ist der Fall mit dem Vergleiche der Witzwut der Franzosen mit dem der Siculer 95 gouv. de la defense nationale und g. de la depense n. 96 machte die Angabe der Ableitung von bucina mehr Eindruck als ‚das gekrümmte, auch beim Heere im Gebrauch befindliche Horn‘. Sonderbar lautet 101 per s. castimoniam: ‚Der Opfer- und Gottesdienst verlangte von Priestern und Priesterinnen e i n i g e Z e i t v o r h e r die strengste Keuschheit‘; ebenso 104 ‚den Beweis für diese Anklage liefern die leeren Tempelräume und Zeugenaussagen‘, 114 ‚Ungerechtigkeiten bei dem Getreidewesen‘, 126 Sappho ‚Erfinderin der nach ihr benannten sapphischen Odenmafse‘ (Hauptsache!), 135 Aiacem aut Medeam ‚vermutlich Pendants‘, 151 tolli imperarit ‚nach imperare Acc. c. Inf. pass. m ö g l i c h statt ut‘ für ‚bei Cicero Acc. c. Inf. nach imperare, nur wenn der Inf. im Pass. ist‘.

Das Wissen soll auf dem Gymnasium erarbeitet werden; gegen diesen Grundsatz versündigt sich vielfach der Kommentar, indem er auch in Dingen, die der nur einigermafsen geschulte Leser selbst durch Nachdenken finden kann und soll, sofort in manchmal einseitiger Auffassung die fertige Übersetzung bringt; auch die so nötige Beweglichkeit wird mit diesem Vorgehen gehindert. Dahin gehört z. B. (3) die Er-

klärung, dafs bei den Verben des Beginnens der Lateiner wie der Grieche woher? fragt, ebenso 3 ornatissimus im Vergleich mit 134, ferner 15 und 25 publice ‚von Staatswegen', 16 ‚im Auftrage des Staates', 17 denique ‚kurz', 29 locuplete ‚die Form auf e, weil es sich um eine Person handelt', 32 quiescebat ‚hielt sein Schläfchen', 33 paene ‚so gut wie'; 39 soll sine ulla dubitatione selten für sine dubio sein statt das eine s. v. a. non dubito, das andere dubium non est. Unnötig ist ferner die Erklärung zu 50 Centuripinis, 57 non laboravit, 81 plurimum posse ‚am meisten gilt', 84 und 101 at ‚vielleicht', ‚vermutlich'; 89 valere ‚bestehen', 90 fuit ‚diente', 92 eius rei, 95 in hac re, 104 facultatem, 127 potest ‚läfst sich', 133 sicuti solet dicere ‚nach seiner Gepflogenheit' 137 eram cum, 141 decernerent etc., 147 alienissimo, s. Einl. VIII med.

Die Einleitung enthält das Wichtigste zum Verständnis der Rede, konnte aber etwas gewandter stilisiert sein. Dafs Verres ‚eine Paschawirtschaft' geführt hat, ist wohl ein Anachronismus und ‚einbezirkt' (38) nahezu ein Provinzialismus.

Über die Gestaltung des Textes liegt keine Angabe des Herausgebers vor; doch scheint er sich, wie hie und da im Kommentar, an Halm angeschlossen zu haben, was man aus 27 [peripetasmata], 58 trinos lectos, 128 aprinum, [ut Graeci ferunt, Liberi filius] schliefsen möchte; von selbständigen Änderungen wurde mit Recht abgesehen. Die ‚Anleitung zum Übersetzen' pafste neben dem zu reichhaltigen Kommentar eher zu stilistischen Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Lateinische. Etwas verschieden ist atrocitate rei Anh. und Kommentar 87 aufgefafst.

Wer an dem mit Übersetzungsbehelfen übermäfsig ausgestatteten Kommentar keinen Anstofs nimmt, der kann mit gutem Gewissen die Ausgabe seinen Schülern empfehlen; denn der Gedankengang der Rede ist übersichtlich dargelegt und eine Reihe von treffenden Bemerkungen führt mühelos in das Verständnis ein.

München. C. Hammer.

Präparationen zu Caesars gallischem Krieg von Dr. W. Heraeus, Gymnasiallehrer in Offenbach a/M. 3 Hefte (47, 52 und 36 Seiten). Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung, jedes Heft 60 Pf.

Es sind schier längstvergangene Zeiten, da man als Schüler seine Vorbereitung auf die Klassiker-Lektüre selber mit Hilfe eines Lexikons zu machen hatte: Man nahm seinen Georges oder Scheller oder Ingerslev her, schlug nach, notierte die Grundbedeutung des gerade unbekannten Wortes und suchte den für den besonderen Fall passenden — oder passend erscheinenden — Ausdruck heraus und kam so mit einiger Mühe auf einen leidlichen Sinn. Mitunter passierte es wohl auch, dafs man einen tiefsinnigen Ungedanken aufstöberte und ahnungslos vortrug, um ein homerisches Gelächter der Kommilitonen hervorzurufen. Nun das schadete nichts; man arbeitete sich allmählich in

den bösen Caesar, Livius, Cicero u. s. w. hinein und konnte schliefslich seine Präparationsarbeit ziemlich rasch zu Ende führen, weil man sich gewöhnte, aus der Grundbedeutung die engeren und bestimmteren zu entwickeln. Das gab eine gewisse Selbständigkeit und Sicherheit und einen festen Wortschatz. Die Präparation war anfangs mühevoll, hatte aber einen eigenen Reiz in dem Wachsen des Verständnisses und dem allmählichen Sicherschliefsen der Eigentümlichkeiten in Stil und Gebrauch des Schriftstellers. Davon weifs unsere Jugend kaum mehr etwas. Wir Jungen präparieren nicht mehr so langweilig; wir nehmen ein Speziallexikon oder noch besser eine gedruckte Präparation, brauchen nur abzulesen, was da geschrieben steht, und haben's in kurzem herrlich weit gebracht. Das heifst man Arbeitserleichterung! Ja, für den Augenblick wohl, aber nicht für die gesamte Lektüre. Denn was man sich nicht erarbeitet hat, behält man nicht; man gewinnt gleifsenden Schein, aber keinen wirklichen Besitz. Das ist vielleicht eine veraltete Anschauung, aber eine durch Erfahrung vielfach erprobte, die ich preiszugeben vor der Hand keinen Grund habe.

Vor mir liegen die Präparationen zu Caesars gallischem Krieg von Dr. W. Heraeus. „Dieselben setzen" — nach der Vorbemerkung des Herrn Verfassers — „eine gewisse Wortkenntnis voraus und bieten in guten deutschen Ausdrücken Wörter und Redensarten, deren Vieldeutigkeit dem Schüler zu schaffen macht. Köchlys Übersetzung und Menges erklärende Ausgabe sind gebührend berücksichtigt". Das ist alles wahr, und doch sind diese Präparationen zur Vorbereitung auf die Lektüre wenig oder nicht geeignet. Es fehlt bei den Vokabeln fast immer die Grundbedeutung, zumal bei den Zeitwörtern; denn nur selten wird wie in I. 1. 3 zu pertinere oder in I. 41. 1 zu innasci vollständiger Aufschlufs gegeben. Um deswillen mufs dann oft kurz nach einander das gleiche Wort in anderer Bedeutung gebracht werden, was sorgfältige Schüler in Verwirrung bringt, leichtfertige zu wahlloser Benützung der Ausdrücke in ihren schriftlichen Arbeiten verleitet. So findet sich copiae in I. 2. 2 und I. 3. 6 und copia in I. 3. 1 immer in anderer Bedeutung, — eine Zerstückelung, die unmöglich förderlich sein kann. Auch die Vollständigkeit läfst zu wünschen übrig. Warum ist in I. 3. 2 ducere nicht angegeben, während doch die Bedeutung keineswegs sehr geläufig für den Schüler ist? Warum fehlt in II. 25. 1 urgeri? Sollte et — et dem Tertianer unbekannter sein als nuper? Jenes wird angegeben, dieses nicht. Indes im allgemeinen ist das Nötige mit ersichtlicher Sorgfalt zusammengetragen. Dasselbe kann vom guten deutschen Ausdruck gelten, obwohl man da und dort rechten könnte. Entschieden nicht gut ist aber I. 2. 4 qua parte in welcher Hinsicht oder I. 53. 5 in Jemandes Hände fallen. Wenn perterritus in I. 54. 1 mit Menge durch „in Verwirrung", wozu der Verfasser „in Unordnung" setzt, gegeben wird, was heifst dann perturbatus? Oder sollen die Schüler glauben, beide Ausdrücke seien gleichbedeutend? perterritus ist wohl mit Verstörtheit, perturbatus mit Verwirrung, Unordnung zu übersetzen. II. 1. 3 wird für ut — ita angegeben einerseits — anderseits, während „zwar — aber" schon

der Abwechselung halber zutreffender scheint; magno cursu in III. 19. 1 ist durch „Laufschritt“ nicht erschöpfend wiedergegeben. Tüchtige Schüler und eine tüchtige Wortkenntnis (nicht eine gewisse) müssen vorhanden sein, wenn zu IV. 17, 3—4 (Brückenbau) kein Wort anzugeben oder nachzuschlagen ist. Dafs für geri (IV. 32. 1) vorgehen eingesetzt wurde, was zu Mifsverständnissen führen mufs, ist wohl nur Versehen, da VII. 3. 3 richtiger „vorgehen, vorfallen“ geschrieben wurde. Solche Mängel liefsen sich noch vielfach aufzählen; doch ich übergehe sie. Dagegen ist zu erwähnen, dafs Quantitäts-Angaben in ziemlicher Anzahl sich finden; nur mufs ich leider bekennen, dafs ich durchaus nicht verstehe, nach welchem Grundsatz dieselben beigefügt sind: so trägt cōgnōscere die Quantitätsbezeichnung, recidere keine; cōn in Zusammensetzungen mit nachfolgendem Konsonanten ist sehr häufig als Länge bezeichnet, nie in contendere; auch invitus hat keine Bezeichnung; coniurare ist in III. 8. 3 ohne Bezeichnung, in II. 1. 1 mit ū; hingewiesen ist aber auf I. 2. 1, wo coniūrationem facere steht und übersetzt ist. Zahlreiche weitere Beispiele, die ich zusammengestellt habe, geben nur eine wunderliche Sammlung der gröfsten Regellosigkeit in diesem Punkte, ohne zu einer Aufklärung zu verhelfen.

Dagegen ist die Ausstattung der Heftchen in Druck und Papier sehr hübsch und die Korrektur in guten Händen gewesen; denn nur ein paar Punkte auf dem i sind abgesprungen und in I. 12. 3 steht inpeditus statt impeditus. So komme ich zu dem Schlusse: Die Hefte sind eine Phraseologie zu Caesars b. G. und als solche brauchbar, als Präparation aber entschieden zu verwerfen.

Neustadt a/A. Laurer.

Anthologia Latina sive poesis Latinae Supplementum ediderunt Franciscus Buecheler et Alexander Riese. Pars prior: carmina in codicibus scripta recensuit Alexander Riese. Fasciculus I: Libri Salmasiani aliorumque carmina. Editio altera denuo recognita. Lipsiae 1894. B. G. Teubner. XLVII, 372 S. 8°.

Die zweite Bearbeitung des ersten Teiles der handschriftlichen anthologia Latina ist von ihrer im Jahre 1869 erschienenen Vorgängerin nicht sonderlich verschieden. Die herculanensischen Bruchstücke des carmen de bello Actiaco, welche früher den zweiten Fascikel eröffneten, stehen jetzt an der Spitze des ersten, das akro- und telestichische Gedicht der Maihinger Handschrift, welches Wattenbach im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit 1869 bekannt gemacht hat, das carmen codicis Berolinensis Diez. B 66 und das (aller Wahrscheinlichkeit nach von Paulus Diaconus verfafste: Dümmler, Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde X [1885] S. 165) Rätsel ‚de vino‘ aus einer Leipziger Handschrift sind neu hinzugekommen (p. 30. 299. 370). In den durch eckige Klammern als solche gekennzeichneten Zusätzen zur Vorrede wendet sich der Herausgeber wiederholt gegen Bährens, der bekanntlich die Gedichte der Anthologie

in seine Poetae Latini minores (besonders Band IV) aufgenommen, aber willkürlich angeordnet und noch willkürlicher „emendiert" hat. Die neueren Beiträge zur Textkritik hätten in ausgedehnterem Maſse berücksichtigt werden sollen. Ich vermisse z. B. p. 22 (carmen contra paganos v. 47 ff.) E. Muellenbachs ‚coniectanea latina' (Tirocinium philologum sodalium regii seminarii Bonnensis, Berol. 1883 p. 98 bis 100), p. 171 (Pervigilium Veneris) und 307 (Versus de numero dierum singulorum mensium) Fröhners „Kritische Studien" (Rhein. Mus. XLVIII [1892] S. 295 f. und 300 f.), p. 351 ff. (aenigmata codicis Bernensis 611) die Ausgaben von Paul Brandt in dem eben citierten Tirocinium p. 101—34 und von Wilhelm Meyer in den Abhandl. der bayer. Akad. phil.-philol. Cl. XVIII (1886) S. 412—30, und hätte besonders Fröhners „Kritische Analekten" (Philol. Suppl. V [1889] S. 7 ff.; vgl. S. 95), die so reich an glücklichen εὑρήματα sind, gern ausgiebiger verwertet gesehen. In einer Fuſsnote zu Nr. 88 (de musis) hätte auf die von W. von Hartel (Wien. Stud. X [1888] S. 174) aus einem codex Toletanus s. VIII—IX veröffentlichten 9 Verse hingewiesen, p. 221 ff. (Symphosius) der Nachweis der Aldhelmcitate nach M. Manitius, Sitzungsber. d. Wien. Akad. phil.-hist. Cl. CXII (1886) S. 583, 611 ff. (vgl. 614 f. über die Benützung der Rätsel durch Beda) vervollständigt werden können. Die offenbar zur Erläuterung von Monatsbildern bestimmten (vgl. B. Keil, Wien. Stud. XI [1889] S. 99 Anm. 8 und Krumbacher, Gesch. d. byz. Lit. S. 363[1]) Tetrasticha ‚de singulis mensibus' (p. 309—11) stehen, wie ich aus einer Notiz Wilhelm Meyers ersehen habe, auch im codex lat. Monacensis 14456 s. IX Fol. 48ᵃ bis 53ᵇ, verteilt auf die 12 Seiten eines Kalendariums des Klosters St. Emmeram zu Regensburg (vgl. A. Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern.[1]) Freiburg i. B. 1891 S. 4). Für die Textkritik ist die Handschrift ohne Bedeutung. Sie stimmt im wesentlichen mit den von Riese unter der Sigle ω zusammengefaſsten ‚libri vel omnes vel plerique' überein. Unter dem Kalender für den Januar steht der (mit zwei Entstellungen: locum, orbem) aus Ciceros Aratea (327) entnommene Vers ‚umidus inde loci collucet aquarius orbe'. Zu 391 (p. 305) vgl. Claud. Mar. Vict. Aleth. I 353 und Ennod. carm. II 21 p. 135 V.

[1]) Auf einige Mängel dieses an sich verdienstlichen Buches hat bereits Ad. Ebner, Hist. Jahrb. XIII (1892) S. 259—65 den Finger gelegt. Mir ist u. a. aufgefallen, daſs der Verf. es dem Leser mit keinem Worte verrät, daſs die Monatsverse der codd. lat. Mon. 6421, 13067 (ausgenommen März-Juli) und 3900 in der dem Beda zugeschriebenen Ephemeris (Migne XC, 761 ff) stehen. Vgl. auch die versifizierten Gesundheitsregeln des cod. lat. Mon. 15955 bei Lechner S. 150 u. 151 mit den prosaischen bei Migne l. l. 764 A und 766 A. An die letzteren scheint sich auch ein Forscher wie B. Krusch nicht erinnert zu haben, als er den Gesundheitskalender einer Laoner Handschrift s. IX edierte (Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtsk. XVIII [1893] S. 579 f.).

C. Plinii Secundi librorum dubii sermonis VIII reliquiae collegit et illustravit J. W. Beck. Lipsiae 1894. B. G. Teubner. XXVII, 96 S. 8°.

Rascher als man erwarten durfte, hat Beck seinen in diesen Blättern XXIX [1893] S. 231 angezeigten Studia Pliniana et Gelliana das oben verzeichnete Büchlein folgen lassen. Dasselbe enthält eine Sammlung der Grammatiker- besonders Charisiusstellen, welche sich teils mit voller oder annähernder Gewifsheit, teils mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aus des ältern Plinius verlorenen Büchern ‚dubii sermonis' herleiten lassen. Die mit äufserster Behutsamkeit ausgehobenen Fragmente sind nach 16 Rubriken (1. de litteris. 2. de declinatione. 3. de indeclinabilibus et defectivis. 4. de numeralibus. 5. de pronomine. 6. de verbo. 7. de derivatione. 8. de interiectione. 9. de adverbio. 10. de gradu comparationis. 11. de coniunctione. 12. observationes de variis rebus. 13. de vitiis orationis. 14. de praepositione. 15. de orthographia sive de dubiis nominum formis. 16. de dubiis generibus et numeris) disponiert und von knappen kritischen und ziemlich reichlichen erläuternden Noten (letztere teils unter, teils hinter dem Texte) begleitet. Der vorausgeschickte commentariolus isagogicus besteht aus einer sehr hübschen Skizze, ‚de grammatica antiqua usque ad Plinii tempora' und einer Abhandlung ‚de Plinii Secundi libris grammaticis', in deren zweitem Teile anläfslich der Erwähnung des Servius (p. XXIII) auch auf die Schrift von G. Lämmerhirt, De priscorum scriptorum locis a Servio allatis (Commentat. philol. Jenens. IV [1890] p. 394 ff.) hätte verwiesen werden sollen. Beck war sich der ungeheuren Schwierigkeit, mit der die Erhebung des plinianischen Gehaltes bei Schriftstellern, die nur indirekt aus den zu rekonstruierenden Büchern schöpften (der von Charisius ausgeschriebene, um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts anzusetzende Grammatiker C. Julius Romanus ist der letzte, der sie aus erster Hand benützte) verbunden ist, vollkommen bewufst (vgl. p. XXVII ‚tantum abest, ut librorum dubii sermonis reliquias integras in lucem emittere mihi videar, ut ultro me magni operis minusculam partem intortam et conturbatam grammaticorum manibus offerre profitear') und darf beanspruchen, dafs nur solche Fachgenossen gegen sein Verfahren im ganzen oder im einzelnen Einwendungen machen, die sich so einläfslich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, wie er selbst. Da Ref. dies von sich nicht rühmen kann, so glaubt er es bei den vorstehenden Zeilen bewenden lassen zu sollen.

München. Carl Weyman.

Adalb. Demmler, Über den Verfasser der unter Cyprians Namen überlieferten Traktate ‚de bono pudicitiae' und ‚de spectaculis'. Münchner Doktordissertation als Sonderabzug aus der Tübinger ‚Theol. Quartalschrift' 1894, Heft II; 55 Seiten, Oktav.

Die Appendix der v. Hartel'schen Cyprian-Ausgabe Bd. III ent-

hält als die zwei ersten der opera spuria die Abhandlungen de spectaculis und de bono pudicitiae. In den letztverwichenen Jahren suchte Wölfflin de spect. dem Cyprian zu vindizieren, de bono pud. will Matzinger noch entschiedener dem gleichen Autor zuweisen. Hingegen spricht Haufsleiter beide Schriften wiederum dem Cyprian ab. Weyman vermutet, Novatian sei der Verf. beider Schriften, und diese Vermutung sucht unser Rezensendus zur Gewifsheit zu erheben.

Obschon wir bei der Lektüre der fleifsigen Schrift, welcher man übrigens eine gröfsere Übersichtlichkeit auch in reintypographischer Beziehung wünschen möchte, nicht in allen Einzelheiten den Eindruck gewannen, dafs der Beweis völlig einwandfrei gelungen sei, so bekennen wir doch, dafs der Verf. sein Gesamtziel geschickt verfolgt und wirklich viel Treffendes und Überzeugendes beibringt, namentlich in den Partien von S. 29 und 34 an. Mit Recht wird den S. 43—54 vorgetragenen Bibelcitaten eine hervorragende Bedeutung beigemessen, da aus ihnen hervorgeht, dafs Novatian und der Verf. der in Frage stehenden zwei Traktate sich der gleichen Bibelübersetzung bedienten, welche eine andere ist als die des Cyprian, und da die eigenartige Verknüpfung von Eph. 6, 12 und Phil. 3, 14. wie sie in Novatians cib. Jud. und in de spect. auftritt, der These Weyman-Demmlers sehr zu statten kommt.

Der übrige literarische Nachlafs Novatians und die andern Pseudo-Cyprianea v. Hartels könnten für erneute Bearbeitungen und Untersuchungen noch weiteren ergiebigen Stoff liefern.

Aus Wirceb. mp. th. f. 28 s. VIII ex., dem sog. cod. homiliarum S. Burkardi (erwähnt von Eckhart, Cruel, Krusch, Nürnberger) sei beiläufig mitgeteilt, dafs sich daselbst Bl. 84—93 eine apokryphe Schrift befindet, die unter dem Titel ‚epistula Titi (!) discipuli S. Pauli‘ von der Keuschheit (dispositio sanctinonii) handelt; Anfang: Magna est atque honesta pollicitatio, quam ore suo dominus promisit e. q. s.

Speier. G. Schepfs.

Scholia antiqua in Quin. Horatium Flaccum recensuerunt Alfr. Holder et Otto Keller. Volumen I. Porfyrionis commentum rec. Alfr. Holder. Ad Aeni Pontem, sumptibus et typis Wagneri 1894. 620 S. 20 Mk.

Die beiden bekannten Horaz-Herausgeber haben sich vereinigt, nun auch die Scholien zu Horaz gemeinsam zu bearbeiten. A. Holder hat den Porfyrion und die späteren mit Porf. verwandten Scholien und Glossen der ältesten Pariser, Londoner, Leydener Horaz-Handschriften und Vitae Horatianae übernommen, O. Keller die pseudacronischen Scholien. Die vorliegende Ausgabe Porfyrions unterscheidet sich von der ihr zuletzt vorausgegangenen verdienstvollen W. Meyers (a. 1874) erstens dadurch, dafs dem Texte die älteste Handschrift, der cod. Fulvii Ursini, jetzt Vaticanus 3314 (saec. IX) zu grunde gelegt ist, zwei-

tens durch die Beigabe eines verlässigen und bis auf geringe Versehen vollständigen Index verborum. Natürlich lieferten auch die in den letzten zwanzig Jahren erschienenen Beiträge zur Sprache und Kritik Porf., besonders von Urba und M. Petschenig, eine Reihe gelungener Emendationen. Doch ist nicht immer das Neue auch das Gute, und Holder hätte oft besser daran gethan, die Konjekturen seiner Vorgänger, besonders Meyers, die manchmal im App. crit. gar nicht erwähnt sind, in den Text zu setzen als die häufig mehr geistvollen als richtigen Vermutungen Petschenigs. So lesen wir p. 362, 23 im Texte ‚qui aeque multa [p]unice spurc[e]a conposuit‘ d. h. der Vaticanus liest hier punice und Petschenig vermutet dafür unice, eine sehr einfache Änderung, aber kaum richtig; das Adverbium unice ist Porf. fremd und pafst hier auch nicht; Meyer liest inpudice spurceque — was gar nicht erwähnt ist; vielleicht ist saturice (6mal bei Porf.) oder cynice (366, 13) spurca herzustellen. Ähnlich willkürlich ist die Konjektur Petschenigs p. 407, 13 Ut igitur pueri ludo intenti insatiabiliter utuntur his feriis, ita actutum (aut tum codd.), inquit, moriturus — defruaris; schon Meyer hatte hier das richtige: ita et tu (vgl. p. 33, 3) gesehen, was wiederum im App. gar nicht angegeben, vielmehr als Vermutung Kellers aufgeführt wird. Wir reihen die Besprechung der Fälle an, wo die Lesart des Vaticanus mit Unrecht im Texte beibehalten ist: p. 6, 22 quia bella civilia . . . Romani se ipsi confecerunt; Pauly richtig: <per> bella civilia; vgl. über per statt des Abl. instrum. meine Abhandlung über die Latinität des Porf. im Archiv f. latein. Lexikogr. u. Gramm. IX. Band, 4. Heft; p. 13, 22 in cuius honore . . Tibur laudavit st. honorem, wie Meyer schreibt, vgl. p. 26, 5. 30, 18. Von Wichtigkeit ist p. 148, 25, weil wir nach der Lesart Holders ein neues Varrofragment gewinnen würden: ‚Agyiae viae Graece dicuntur. Varro (Vatic. barro, P barbaro, Varro W) autem: quod ex responso‘ etc. Meyer vermutet aber, es sei zu lesen porro autem und dies scheint mir richtig zu sein, denn diese Partikelverbindung ist bei Porf. ungemein beliebt. An einer anderen Stelle p. 177, 27 ist aus Vat. und M ein Wort aufgenommen, das eine Bereicherung des Lexikons bedeutete, wenn es richtig wäre: ‚Simiatores eos et mydronas appellamus, qui benigne irrident‘. Für simiatores schrieb Meyer nach C. Hermann simulatores; das einzig Richtige bietet P: sannatores, wie aus den Glossen hervorgeht: corp. Gloss. II, 178, 30 Sannator μυκτηριστής und ib. 373, 56 μυκτηριστής sannator, also eig. der Naserümpfer, vgl. Porf. p. 363, 25 Naribus] sannis vituperantium. Ebenso kommt mydron, wofür Meyer nach Fabricius εἴρων schrieb, von μύζειν nasrümpfen. — Unverständlich ist die p. 313, 23 aus Vat. aufgenommene Lesart Pollo valeas, cave valeas et similia dicta, wofür Meyer richtig: Ut volo valeas etc. schrieb, ebenso p. 336, 15 inter omnia, quae ex vino accidunt, etiam illius est maximum; auch hier hat schon Meyer richtig illud hergestellt, was wiederum gar nicht erwähnt wird. — So kühn an manchen Stellen ganz unsichere Konjekturen Petschenigs in den Text gesetzt werden, so zurückhaltend verhält sich der Herausgeber gegenüber von anderer Seite kommenden

Emendationen. So steht p. 384, 13 <Queritur> impediri fabulam, ne agatur, dum spectantur † invidia im Texte, obwohl Halm inania, Meyer inutilia vorgeschlagen; die Halmsche Emendation verdient den Vorzug, wie hervorgeht aus der immer wiederkehrenden Klage über das Volk, das nur vana (p. 385, 8) bewundert und vanarum (P: Januarium, vielleicht inanium?) rerum spectacula fordert. Dagegen hat Holder an anderen Stellen recht daran gethan, die bis jetzt nur in dem Apparatus crit. ruhenden Lesarten von Vat. und M in den Text zu setzen. Dahin gehören in erster Linie die Formen relatuiri für relatum iri p. 3, 8 und ereptuire p. 202, 14 für ereptum ire, über welche ich in der oben citierten Abhandlung p. 556 f. ausführlich gehandelt habe; ebenda p. 558 f. über eine vulgäre Nebenform von duo, nämlich dui p. 304, 16, wodurch wir das von den Romanisten für die romanischen Formen dui und doi angesetzte Substrat gewonnen haben, vgl. Körting, latein.-romanisches Wörterbuch s. v. Auch p. 49, 14 u. 169, 9 hätte er den beiden Haupthandschriften folgend ab hoc nicht in ob hoc verändern sollen, vergl. über die Verwechslung von ob und ab und speziell über ab hoc für ob hoc Thielmann in den Commentationes Wölfflin. p. 257. W. Meyer ist hier inkonsequent verfahren, indem er an der ersten Stelle ab, an der zweiten ob schrieb. Auch darin haben beide Herausgeber gefehlt, dafs sie die Verstöfse Porfyrions gegen die Konstruktion von in mit Acc. und Ablativ durchweg hinwegemendiert haben. Wenn wir auch nicht an allen Stellen die Lesart der Hss. aufrecht halten wollen, so stehen wir doch nicht an, diesen in dem späteren, besonders afrikanischen Latein so häufigen Solöcismus auch bei Porf. zu verteidigen. Wir meinen Stellen wie p. 104, 26 natare solitos fuisse in Tiberim, p. 111, 17 diximus et supra adulescentes in Tiberim nare solitos fuisse; 298, 6 insula, quae in medium Tiberim posita est: so die Hss., die Herausgeber aber änderten gewaltsam in (medio) Tiberi!

Aus all' dem ist ersichtlich, dafs die Rezension Holders für Porfyrion noch lange nicht abschliefsend ist oder auch nur die Meyer'sche Ausgabe entbehrlich macht. Ja, trotz der massenhaften Emendationen Petschenigs bleibt immer noch genug zu bessern übrig. Dies mögen einige Proben beweisen: p. 27, 21 Sithonii Thraces sunt, qui per vinulentiam invitati etiam inlicitos concubitus audent; es ist zu schreiben incitati, vgl. 105, 29 vinum potantes per ebrietatem ad lites incitat; 114, 22 per libidinem in furorem incitari. P. 59, 13 ist zu schreiben: Poterat accipi <de> Neoptolemo nach p. 202, 12 ubi de Antonio ac Cleopatra vult accipi. P. 74, 17 ist durch Petschenig die schwierige Stelle nur halb gebessert: Haec cum invectione dicuntur, corripientia eum, quod ad nimiam parsimoniam se constringat adservans, quod heres prodige sit abusurus; man hat vielmehr noch quod in qui und adservans in adseverans zu ändern, vgl. 81, 10 corripit eos qui und für adseverans p. 314, 14. Ähnlich verschrieben ist p. 99, 8 'nequis scilicet vitam captivitate speraret, sed potius pro libertate moreretur' für servaret. Ein ganz schlimmer Fehler ruht auch noch in dem Interpretament zu p. 101, 23 Paene occupatam se-

ditionibus delevit urbem] Seditionibus, inquit, civilibus destrictum populum Romanum ex occasione paene barbari deluerunt (= deleverunt). Der Fehler hat sich offenbar dadurch eingeschlichen, dafs ein paar Zeilen später (p. 102, 13) es heifst: neque ex occasione extincti subito in convivio luminis etc. So sehr nun an der zweiten Stelle ex occasione = bei Gelegenheit pafst, so wenig an der ersten. Kurz, man hat dort ex occisione zu schreiben, wie auch Lactant. instit. 5, 6, 7 sagt Titanum gentem bello vicerat, occisione (al. l. occasione, occidione!) deleverat und Aur. Vict. 14, 3 occisione (codd. occasione, occidione) perierunt. Der Zusatz der Präpos. ex bei dem Abl. mod. ist spez. afrikanisch, vgl. meine Abh. im Archiv IX p. 557 f. — Noch nicht geheilt ist p. 169, 27 Si plosoris eges aulaea manentis] Id est: si vis te a spectante (nach Dillenburger; ad sectante, assentante codd.) audiri, donec aulaeum levetur etc. Es ist vielmehr zu schreiben ab exspectante d. i. von dem, der wartet, bis = dem horaz. manentis et usque sessuri, dum etc. Nach seinem sonstigen Sprachgebrauche hat Porf. sicher auch p. 380, 6 geschrieben Utrum deorum pacem an vero (nicht vere) pacem, id est finem belli, vgl. für utrum — an vero 18, 23; 50, 32; 83, 8; 112, 2. Dies hat schon Pauly gesehen, wie auch, dafs p. 81, 1 die Worte qua possessione contentus satis beatum me iudico als Glossem zu entfernen seien. Dies gilt aber auch für die unmittelbar vorausgehenden 'donando me uno fundo Sabino', wie schon die ungewöhnliche Konstruktion (man erwartet fundum Sabinum), die italienischen Endungen auf -o und der romanische Gebrauch von uno als unbestimmter Artikel beweisen. Endlich erkenne ich ein Glossem p. 127, 28 ubi numine eius [mentem] instinctus, vgl. p. 24, 6 Apollinis numine instinctos.

Leider weist der Druck des Textes sehr viele Versehen auf, wie man schon aus dem S. 614—617 angehängten Verzeichnis der Corrigenda ersehen kann. Trotz dessen Reichhaltigkeit sind noch manche nachzutragen, wie S. 64, 18 sollicitudinem statt -um, und so auch fälschlich im Index verborum als Acc. Sing. eingetragen. Der Index selbst ist sorgfältig gemacht und leistet, wie ich aus längerer Benützung bestätigen kann, bei sprachlichen Untersuchungen vortreffliche Dienste. Nur wenige Desiderata sind mir aufgestofsen; es fehlt: ad plenum 26, 10 unter plenus; summe 393, 12 unter summus; störend ist, dafs computare 16, 1 und conputans 17, 24 getrennt aufgeführt sind; der Beleg furiosa steht 196, 11, nicht 199, 11.

München. Gustav Landgraf.

Dr. H. Blase, Geschichte des Plusquamperfektes im Lateinischen. Giefsen, J. Rickersche Buchhandlung 1894. V und 112 S.

Der Verfasser, welcher sich bereits durch mehrere Arbeiten über lateinische Modi und Tempora gut eingeführt hat, bietet hier eine flott gezeichnete Skizze der Geschichte, welche das Plusquamperfekt im Lateinischen durchmacht. Der skizzenhafte Charakter dieser Geschichte verrät sich darin, dafs nicht alle einschlägigen Sprachdenkmäler und

die behandelten nicht immer selbständig oder vollständig durchforscht sind. Blase glaubte Gründe zu haben, die Ausarbeitung zu beschleunigen (S. III f.), und so wollen wir einstweilen bei seinen schätzenswerten Darlegungen uns bescheiden. Hat er doch gerade da, wo ein Geschehen bei diesem starren Tempus stattfindet, fleifsig und einsichtig untersucht. Schon im alten Latein verschiebt sich infolge einer Kombinationsausgleichung der beiden möglichen Formen fui und eram der Indikativ des Plusquamperfekts von esse, so dafs fuerat für fuit oder erat steht. Die Verba des Könnens und Müssens sowie habueram wurden in die Bewegung hineingezogen. Trotz des Widerstandes seitens der klassischen Schriftsprache greift die Verschiebung mit der Zeit um sich, so bei Vitruv, bei den Verfassern des Bellum Africum und Hispaniense, weiterhin in verstärktem Mafse seit der Mitte des 2. Jahrhunderts bei den durch das semitische Idiom beeinflufsten Afrikanern. Etwa zweihundert Jahre nach den Afrikanern schliefsen sich die gallischen und italienischen Schriftsteller an.

Beim Konjunktiv des Plusquamperfekts trat die Verschiebung schon im Altlatein in Bedingungs- und Wunschsätzen ein; aufserhalb dieser Satzarten verschob sich fuisset entsprechend dem fuerat erst seit dem klassischen Latein, aber nicht eben häufig. Vitruv und die Afrikaner geben wieder den Ausschlag, die Schriftsteller Italiens und Galliens folgen spät nach. Der Konjunktiv des Imperfekts wird allmählich ganz unterdrückt. So ist die Brücke zum Sprachgebrauch des Romanischen geschlagen.

Ein weiteres Verdienst der Arbeit ist es, dafs die Stellen, welche bisher für den selbständigen Gebrauch aufserdem angeführt wurden, sorgsam nachgeprüft werden. Es ergibt sich, dafs ein selbständiges Plusquamperfekt nicht existiert. Blase greift damit in den lebhaft geführten Streit über absoluten und relativen (selbständigen — bezogenen) Tempusgebrauch ein, über dessen seitherigen Verlauf man sich in der Schrift (S. 14) und genauer in dem von Blase nicht genannten Aufsatze M. Wetzels, Das Recht in dem Streite zwischen Hale und Em. Hoffmann über die Tempora und Modi in lateinischen Temporalsätzen (Gymnasium X. Jahrg. 1892 Nr. 1) orientieren kann. Treffend ist dabei die Erklärung des exponierenden „rhetorischen“ Plusquamperfekts, das vorbereitend auf ein folgendes Präteritum gesetzt ist (S. 38 ff. Beispiel aus dem Deutschen: „Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben.“ Uhland im „Herzog Ernst von Schwaben.“) Wie richtig die Forderung Blases ist, zu fragen: In welche Beziehungen tritt das Plusq. zu seiner temporalen Umgebung? (S. 4), mag eine Stelle zeigen, die mir bei der Lektüre A. Stifters (Studien II S. 317 der Amelangschen Ausgabe) auffiel: „Tiburius liefs seinen Reisewagen packen und fuhr nach hause. Ein paar Tage vorher, da er gerade im Aufräumen begriffen war, war der Holzknecht bei ihm gewesen ... und hatte ihm den anvertrauten Stock gebracht. Er (der Holzknecht) sagte u. s. w. Tiburius antwortete u. s. w. Er hatte ihm die Belohnung eingehändigt und der Knecht war unter sehr vielen Danksagungen fortgegangen.“ Hier ist Wechsel zwischen Imper-

fekt und Plusq.; aber nicht mit dem Plusq., sondern mit dem Imperfekt fällt Stifter — natürlich nicht ohne stilistische Berechnung — aus der Rolle.

Zum Schlufs einige Kleinigkeiten: perge ut coeperas Cic. leg. 3, 7, 15 (nicht 14 S. 15) und Plaut. Pers. 809 (S. 20) ist offenbar formelhaft. S. 22 verdiente Plaut. Men. prol. 22 (viderat — vidi) Erwähnung. S. 23 Z. 12 lies 474 (statt 473). Die S. 41 Z. 15 besprochene Erscheinung erklärt sich aus der Vorliebe des Epikers für Koordination. Die Angabe der handschriftlichen Lesart wäre manchmal von Nutzen z. B. zu Plaut. Men. 592 (S. 23) und bei den Salluststellen. Von einem norddeutschen Redner hörte ich am Schlusse seiner Ausführung, da wo man sonst lateinisch dixi sagt: „Das hatte ich sagen wollen“. Interessant ist die Entschuldigungsformel der Münchner Schüler: „Ich hett' (hätte) gemeint, gedacht, geglaubt“ statt „Ich habe gemeint, meinte.“

Würzburg. Adolf Dyroff.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. Von Ph. Kautzmann, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt. Dritter Teil: für Quarta. Leipzig, Teubner, 1894. S. IV u. 110. Preis geb. 1 M. 40 Pf.

Die bei der Beurteilung des 2. Bändchens (s. Bl. f. d. G.-Sch.-W. 1893, S. 327 f.) ausgesprochene Erwartung hat sich erfüllt: die Herren Bearbeiter haben auch für Quarta ein Werkchen geschaffen, welches nach Inhalt und Form gediegen und sauber genannt zu werden verdient.

Den Grundsätzen, die für die Bearbeitung mafsgebend waren, ist die Billigung um so weniger zu versagen, als sich jene zweifellos in Einklang mit den „Lehrplänen“ befinden. Cornelius Nepos bildet den Ausgangspunkt für die Kompositionen, welche aus lauter deutschen zusammenhängenden Stücken bestehen, doch ist mit Recht die Anlehnung an den Autor nicht so eng, wie in manchen anderen Übungsbüchern; vielmehr haben die Verfasser sich selbst die Arbeit etwas schwerer, den Schülern die Kost verdaulicher und schmackhafter gemacht, indem sie die gewählten Lebensbilder unter Benützung anderer Quellen (Herodot, Xenophon, Plutarch, Polybius) erweiterten, bezw. abrundeten. Der Phrasenschatz ist in mafsvoller Weise aus Cornelius Nepos entlehnt. Satzbau und Stil ist frei von dem sonst noch so unerfreulich wuchernden Unkraut der Latinismen und — entsprechend der reverentia, quae pueris debetur, — peinlich genau und angemessen. Auch das verdient Anerkennung, dafs das Übungsbuch die Phraseologie, die es vorzugsweise dem Nepos entlehnt, ins Vokabularium aufgenommen hat, wodurch also ein Zwang in Hinsicht auf den Gang und Umfang der Lektüre hinwegfällt.

Nur eines ist auszusetzen. So lobenswert nämlich die offenbar grofse Arbeit ist, die darin bestand, dafs ausschliefslich zusammenhängende Stücke geformt wurden, so zweifelhaft ist es doch, ob diese zur Einübung und Vertiefung des grammatischen Lehrstoffs ausreichen.

Es ist dies selbst dann zweifelhaft, wenn die daneben gebrauchte Grammatik eine reichere Auswahl von Musterbeispielen bietet als es gewöhnlich der Fall ist; wenigstens kann man dies weder von Stegmann noch von Schmalz-Wagener sagen, welche beide dem Buche zugrunde gelegt sind, — ohne dafs dies ein Vorwurf für die betreffenden Grammatiken sein soll. Auch ist es für den Lehrer ein Ding der Unmöglichkeit, etwa alle nötigen Beispiele behufs (mündlicher?) Übersetzung — Ref. weifs nicht, wie sich das die Verfasser vorstellen — dem Schulschriftsteller zu entnehmen. Zur Befestigung und Klärung des aufzunehmenden grammatischen Lehrstoffes ist ein gröfseres Mafs von deutsch-lateinischen Übungen unerläfslich, und dies läfst sich erklärlicherweise — das haben die Verfasser auch selbst gefühlt — in zusammenhängenden Stücken ohne Gefahr des Schwulstes nicht machen. Daher sind deutsche Einzelsätze, wenn auch in mäfsiger Anzahl, nicht zu entbehren. Dafs dadurch eine Überbürdung des Buches eintreten würde, ist nicht zu befürchten; sein Umfang (81 Seiten) ist ja, bei aller Berücksichtigung der durch die Schulreform herbeigeführten Stundenermäfsigung ein sehr geringer. — Hier sei auch noch bemerkt, dafs das Buch für Quarta kein Lesebuch, sondern nur mehr ein Übungsbuch ist, wornach also der Haupttitel des Sammelwerkes für dieses Bändchen nicht mehr pafst.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so lautet es folgendermafsen: es ist kein Zweifel, dafs auch dieses Buch in pädagogischer und praktisch-methodischer Hinsicht das gleiche Lob wie die früheren Bändchen verdient, zweifelhaft aber ist es, ob der Stoff ausreichend ist.

Lateinisches Elementarbuch von Dr. Hennings, Prof. in Husum. 3. Abteilung (für Quarta). 5. Auflage. Ausgabe B. Nach den preufs. Lehrplänen von 1892 bearbeitet von Dr. Grosse, Prof. in Arnstadt. Halle, Waisenhausbuchh. 1893. V u. 170 S. Preis ungeb. M. 1,20.

Die preufsischen Lehrpläne — nach welchen das Buch umgearbeitet ist — setzen für das Hinübersetzen in Quarta die Hälfte der sieben schulordnungsmäfsigen Stunden fest und verlangen aufser der Wiederholung der Formenlehre „das Wesentliche aus der Kasuslehre, im Anschlufs an Musterbeispiele, die möglichst aus dem Gelesenen (= aus Corn. Nepos) entnommen werden. Syntax des Verbums nach Bedürfnis“.

Diesen Forderungen entspricht das vorliegende Buch so ziemlich. Doch sind die wichtigeren syntaktischen Regeln in Form von Vorübungen vorausgenommen und finden sich keine Wiederholungsstücke über die Formenlehre; auch ist der Anschlufs an den Schulautor vielleicht enger, als nach den Lehrplänen nötig wäre und auch sonst sich empfehlen würde. Immer werden neben Nepos, von welchem den Übungen die wertvolleren Vitae (es sind 11, nämlich Milt., Them.,

Arist., Cim., Paus., Lys., Alc., Thras., Epam., Ages., Hann.) in der hier genannten Reihenfolge und parallel mit dem Lehrstoff der Klasse fortlaufend zu grunde gelegt sind, auch selbständig komponierte Einzelsätze und andere, zum Teil ziemlich moderne, Stoffe dargeboten z. B. „Einiges über Freiburg i/Schw.", „über die Weiber von Weinsberg", ja sogar zwei „Rätsel von Schiller". Was den engen Anschlufs an Nepos anlangt, so bedingt derselbe völlige Unterwerfung des Lehrers unter die im Übungsbuch beliebte Folge und Ausdehnung der Lektüre, was keine gar leichte Aufgabe ist. Zum mindesten erscheint die Ausdehnung auf soviele Vitae als eine bedeutende Zumutung an die Kräfte der Schüler. Ja, wenn es wenigstens ein verkürzter Nepos wäre!

In den Lehrplänen ist auch verlangt, dafs „besonderes Gewicht auf gelegentliche Zusammenfassung von Gleichem oder Verwandtem zu legen ist". Dieser Forderung verdankt wohl die zusammenfassende Behandlung der Präpositionen am Schlusse des Buches ihre Entstehung. Dieselbe ist nicht blofs originell, sondern auch sicher sehr dankenswert. In 17 Kapiteln werden hier (S. 105—124) ebensoviele deutsche Präpositionen (und zwar die wichtigsten, nämlich „an, auf, aus, bei, durch, für, gegen, in, mit, nach, über, um, unter, von, vor, wegen, zu") in einzelnen Sätzen abgewandelt, wobei das Lehrreiche darin besteht, dafs Fälle, in denen im Lateinischen ebenfalls eine Präposition zu setzen ist, fortwährend mit solchen Fällen abwechseln, in denen für die Präposition ein Kasus einzutreten hat. Es ist also eine vollkommene Repetition der Kasuslehre möglich und zwar in eigenartiger die Schüler anregender Form.

Ist so der Stoffauswahl viel Fleifs und Hingebung gewidmet worden, so erscheint die Formgebung nicht in gleicher Weise lobenswert, da sich in dem Buche noch viel zu viel grammatische und stilistische Unebenheiten finden. Die (deutschen) Tempora und Modi, die Wortstellung sind vielfach unrichtig, der Ausdruck hart und ungeläufig. Zur Kennzeichnung seien einige typische Fälle erwähnt: unrichtige Tempora. die auf Latinismen zurückzuführen sind, stehen in folgenden Sätzen: LXV, 2: es wird umgeben (statt „ist"); umgekehrt VI, 4: vernachlässigt ist (statt „wird"): XL, 3 dafs keiner bestraft werden sollte (statt „solle"); VI, 8: der Juppitertempel ist eingeweiht (es fehlt „worden"); das Gleiche z. B. auch 13, 18; L, 3. — Ferner falsche Modi, ebenfalls ins Gebiet der Latinismen gehörig: 25, 29: „es war ein Raum, von dem aus sie alles, was P. reden würde, hören könnten; ebenso XXX, 13; LIV, 10 etc. — Wort- und Satzstellung: XXI, 3 (der betr. Nebensatz hinkt nach); LXIV, 2 „vom Untergange gerettet" gehört an den Schlufs des Satzes. — Ausdruck XXVII, 18: „über diese Antwort erzürnten die Richter"; VI, 1 zulernen (richtig: hinzu, = dazulernen); 25, 13 (höchst deutlich): LXXII, 1: „die Elefanten freuen sich über Waschungen"; 28, 13: „die Flotte wurde gefangen genommen"; etc. etc. — Druckfehler fanden sich VIII, 4 „frei sprechen"; XXVI, 1 Spartanen. — Sonderbaren Inhalt weisen auf VI, 2: XLIII; VI 7; 26 13 (statt ‚gröfstenteils' ist ‚völlig' zu setzen); XXVI, 10.

Diese Geringschätzung der Form hat zur Folge, dafs das Buch, welches ja sonst viele Vorzüge hat, nicht unbedingt gelobt werden kann.

München. Dr. Gebhard.

Ausgewählte Komödien des Aristophanes, erklärt von Theod. Kock. „Die Wolken". 4. Aufl., (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) 1894. Preis M. 2,40. „Die Vögel", 3. Aufl. ebenda 1895. 3 M.

Seit dem Erscheinen der Vorgängerin der vorliegenden neuen Auflage sind achtzehn Jahre verstrichen und dem verdienten Herausgeber mag es mit Recht hohe Befriedigung und Genugthuung sein, dafs sich das Bedürfnis nach einer solchen herausstellte. Sah sich nun die Kritik schon früher in der angenehmen Lage die Kock'schen Bearbeitungen aufs wohlwollendste und freudigste begrüfsen zu können, so kann die neue Auflage der Wolken der gleichen Aufnahme sicher sein, und wenn auch in diesen Blättern eine diesbezügliche Stimme sich laut werden läfst, so wird damit gewissermafsen eine Ehrenschuld abgetragen, da über die Kock'schen Aristophanesausgaben bisher noch nie ein Bericht in denselben erschienen ist.

Der Charakter der neuen Auflage ist im wesentlichen der gleiche geblieben; die Veränderungen liefern den Beweis von dem Fleifse und dem unermüdlichen Weiterforschen des Herausgebers auf seiner alten Domäne. So ist zunächst der eigentlichen Einleitung ein neues Vorwort vorausgeschickt (S. 5—8), gerichtet gegen Zielinski, der in seinem Buche „die Gliederung der altattischen Komödie" an Stelle der alten Einteilung nach Chorika und Epeisodia die sogenannte „epirrhematische Komposition" als vorwaltend aufstellt. Gegen die Anwendung dieser neuen Theorie verhält sich Kock ablehnend, aber nicht aus Abneigung gegen Änderungen überhaupt, sondern vor allem aus praktischen Gründen, da ein förmliches Arsenal von neuen Namen, Agon, Nebenagon, Epirrhemation, Syzygien, Antipnigos u. s. w. für eigentlich längst bekannte Dinge nötig sei, was sich nicht lohne.

Hieran schliefst sich die Einleitung in vier Abschnitten (S. 9—55). Der erste davon zeigt keine Veränderung mit Ausnahme einer neu aufgenommenen Anmerkung, die sich auf Diogenes von Apollonia und auf die nach Diels diesem entlehnten Späfse aus der Naturkunde bezieht. Der Abschnitt selber entwirft den politischen Hintergrund für die „Wolken", die Zeit des peloponnesischen Krieges, charakterisiert die Sophisten und ihre Thätigkeit und beleuchtet das Verhältnis des Sokrates zu den Sophisten, in welchem dieser nicht blofs in den Augen der ungebildeten Menge, sondern auch der gewählten Geister seiner Zeit, also auch des Aristophanes stand. Hieran schliefst sich der Nachweis, dafs des Dichters Angriffe keine persönlichen, gegen den Privatmann gerichteten waren, dafs das aristophanische Bild des Philosophen keine Portraitähnlichkeit besitzt und die Abweichungen von der Wahrheit nicht Verleumdungen sein können. — Der zweite Abschnitt gibt in unveränderter Gestalt eine genaue Übersicht über die Ökonomie des Stückes. — Der folgende, zugleich der umfang-

reichste, beschäftigt sich mit der Aufführungszeit, vor allem aber mit ausgedehnten Untersuchungen der schwierigen Frage über das Verhältnis des Stückes in der uns vorliegenden Gestalt zur ursprünglichen Bearbeitung, in welcher es bekanntlich durchgefallen war. Zu den vom Herausgeber schon früher berücksichtigten Forschungen hierüber (von Enger, Fritzsche, Bücheler, Köchly, Teuffel u. a.) bringt die neue Auflage noch Nabers Versuch einer neuen Lösung der Frage (nach Mnemosyne XI S. 160 ff. u. 303 ff.), welche dieser in der Annahme zu finden glaubt, dafs das uns vorliegende Stück die dritten Wolken seien, entstanden aus einer Kontamination der ersten Bearbeitung und einer vom Dichter selber ganz zu Ende geführten und von ihm auch zur Ausführung gebrachten zweiten, welch letztere aber gleichfalls durchgefallen und daher früh verschollen sei. Naber stützt sich hiebei auf den Schlufs der vierten (bei Dübner fünften) Hypothesis, ohne Kock überzeugen zu können, der bei der sechsten Hypothesis als dem allein sicheren und richtigen Ausgangspunkte für die Entscheidung der ganzen Frage bleibt. Von den Untersuchungen über die vollständig umgearbeitet sein sollenden Teile der Komödie zeigt der Absatz über das Epirrhema (v. 575—594) eine andere Beweisführung, die aber das gleiche Resultat ergibt, dafs nämlich dasselbe vor April 422 nach der Aufführung der ersten Wolken und vor der Abfassung der eigentlichen Parabase der zweiten gedichtet sein mufs. Die weiteren, unverändert gebliebenen Ausführungen weisen hin auf Widersprüche in der Anlage, auf das Schwanken der Charakterzeichnung (von Strepsiades, Pheidippides, Sokrates in den ersten Epeisodien und dem Sprecher des *ἄδικος Λόγος* im vierten) und stellen Vermutungen auf, was der ersten, was der zweiten Rezension zuzuteilen sei. Das Ergebnis wird zum Schlusse dahin zusammengefafst, dafs der Dichter die beabsichtigte Umgestaltung seiner Lieblingsschöpfung nicht vollendete und dafs sein Erbe in grofser, aber gerechtfertigter Pietät das Stück so, wie er es vorgefunden, herausgab, nur dafs er einen leidlichen Zusammenhang herzustellen suchte. — Der letzte Abschnitt entwickelt in unveränderter Form kurz die Gründe, welche vermutlich die Niederlage des Dichters herbeigeführt haben mögen.

Der in der vorigen Ausgabe nach dem Rollenverzeichnis stehende Hinweis auf Schönborn „Skene der Hellenen", die scenische Darstellung des Stückes betreffend, ist fallen gelassen, gelegentlich sind Andeutungen in den Anmerkungen angebracht, so z. B. gleich am Anfange zu v. 1, 20 u. a.

Was den schon in der 3. Aufl. sehr konservativ und möglichst enge an den Ravennas angeschlossenen Text anlangt, so kehrt dieser mit fast verschwindenden Ausnahmen in der gleichen Gestalt wieder. Geändert ist die Schreibung des Augments in *ηὗρον* st. *εὗρον*. auch *ηὐδοκίμηκεν* v. 1031); statt *Κηκείδης* (v. 985) ist die inschriftlich bezeugte Form *Κηδείδης* aufgenommen; hieher gehört auch die in den Berichtigungen enthaltene Schreibung *καταμείξας* st. *μίξας* (v. 230). (Vgl. S. 294 Jahrg. 1893 dieser Blätter Dyroff Anzeige von Kühner-Blass Griech. Gramm.). Ebenso v. 814 *ἐνταυθοῖ* in d. Bedeutg. „hier" nach

Inschriften (Meisterhans). In v. 960 hat sich der Herausgeber wieder zu *σαυτοῦ* bekehrt st. *αὑτοῦ* in gleicher Bedeutg.; in v. 1194 steht nun *ἀπαλλάττοιντο* = sich versöhnen, verteidigt gegen Hirschig *διαλλάττοιντο*; nicht mehr ergänzt ist die Lücke am Schlusse von v. 1309.

Von Kocks eigenen neuen Emendationsvorschlägen, die alle wieder in den Anmerkungen, nicht im Texte Aufnahme gefunden haben, verdienen mehrere besondere Beachtung. Der auch in der 3. Aufl. schon beanstandete Vers 337: *εἶτ' ἀερίας, διεράς, γαμψούς* etc. soll durch die Schreibung: *διά τ' αἰθρίας διερᾶς* (oder *ἱερᾶς*) *γαμψούς* verbessert werden, welche sich durch gröfsere Einfachheit vor der kühneren Vermutung *εἶτ' εἰρεσίᾳ διερᾷ* der 3. Aufl. auszeichnet. Ansprechend ist der Vorschlag, in v. 376 statt *κἀναγκασθῶσι* zu schreiben *κἀναρπασθῶσι* und so die sonst auffällige Aufeinanderfolge von *δι' ἀνάγκην* in 377 und dem ersteren Verbum zu beseitigen mit Belassung des letzteren Ausdrucks. Bestechend ist in v. 1130 *ἐν Αἰγύπτῳ τυφῆναι* statt des matten *τυχεῖν ὤν*. Den offenbar verderbten letzten Teil von v. 1418, für welchen schon Bergk, Kayser u. a. Verbesserungen vorgeschlagen, versucht Kock zu heilen durch die Lesung *τὸν γέροντα τοῦ νέου'στὶ κλάειν* statt *τοὺς γέροντας ἢ νέους τι κλάειν*. Streichen will er in v. 333 den Schlufs (*ἄνδρας κτλ.*) und im folgenden den Anfang (*οὐδέν* bis *ἀργούς*) als unecht, ebenso die Worte *ἀτεχνῶς ὅ τι βούλονται* in 439 als aus 453 verschlagen, ferner v. 1010 wegen des ganz unattischen *τὸν νοῦν προσέχειν πρὸς τούτοισι* (Dativ bei *πρός*).

Von den kritischen Studien anderer finden wir am öftesten berücksichtigt, (aber nur mit dem Namen des Verfassers angeführt) die von E. Piccolomini (Sopra alcuni luoghi delle Nube di Aristofane, Pisa 1878, worüber zu vergleichen Holzinger in Bursians Jahrber. XXI, 1880 I p. 157), so besonders zu v. 144, wo dieser *Χαιρεφῶν τὸν Σωκράτην* schreibt statt *Χαιρεφῶντα Σωκράτης*, was Holzinger nicht billigt; ferner zu 218, wo P. die Worte anders verteilt; zu 761, wo er *περὶ ταὐτόν* statt *περὶ σαυτόν* vorschlägt; aufserdem noch zu den Versen 620, 805—10, 862, wo P. nicht beistimmt. — Etwas auffällig erscheint die Nichtberücksichtigung von O. Schneider Emendationes Aristophaneae (zwölf Dekaden in den Jhrg. 1876—79 in den N. Jahrb. f. Philol.), in denen zu den auch von Kock beanstandeten Versen 248 u. 337 Vorschläge geboten sind, so zu ersterem *τῷ γὰρ τοὔνομ; ἢ* für *τῷ γὰρ ὄμνυτ'*; zu letzterem *εἶτ' ἀερίας δι' ἕδρας* (vgl. oben über diese Stelle). — Aufserdem nimmt die neue Auflage Bezug auf Naber (v. 417 *βαλανείων* st. *γυμνασίων* und v. 880, wo gegen dessen Schreibung *συκίνας* die Lesart *σκυτίνας* verteidigt wird durch den Hinweis auf *πλοῖα σκύτινα* bei Herodot 1, 194. Empfohlen wird Blaydes Änderung *πόντον στενάχοντα* f. *κελάδοντα* in v. 284 mit Rücksicht auf *κελαδήματα* im vorausgehenden Verse, in welchem umgekehrt Piccolomini die Interpolation findet). Erwähnt sei noch die im kritischen Anhang besprochene Vermutung von Pausch zu v. 272 *ἢ παρὰ Νείλου προχοαῖς*, statt *εἶτ' ἄρα Ν.*, womit die Schwierigkeit freilich auch noch nicht beseitigt ist.

Es erübrigt nun noch ein kurzer Überblick auf die reiche Fülle

von Anmerkungen exegetischen Inhalts — beiläufig bemerkt sind über 120 Anm. teils umgeändert, teils ganz neu hinzugekommen — und von dem Neuen einige Fälle anzuführen. Feine Bemerkungen finden wir z. B. zu v. 319, wo πεπότηται als Modeausdruck der gebildeten athenischen Welt bezeichnet wird; zu v. 1096 mit dem Hinweis auf die vom Dichter beabsichtigte Steigerung in der Aufzählung der συνήγοροι, τραγῳδοί und δημηγόροι nach ihrer Wertschätzung in der Öffentlichkeit; zu v. 541 mit der Beziehung des πρεσβύτης auf den Protagonisten der Wolken; zu v. 1036 mit der Hervorhebung des Unterschiedes in der Kampfesweise der beiden Λόγοι; in v. 1315 wird ξυγγίγνεσθαι = „mit jemand in einem Prozefs zu thun bekommen" gegen die gewöhnliche Erklärung = „beistehen", die einen schiefen Gedanken ergebe, erklärt. Vgl. auch v. 28 zu πολεμιστήρια, v. 615 über die Mondcyklen, v. 869 über τρίβων. Aufserdem begegnen uns noch manch andere Bemerkungen in Bezug auf Sprachgebrauch, Zusammenhang, Metrik, Realien, (letztere mit Verweisung auf Guhl und Koner[6]).

Auch die schon Eingangs erwähnten Untersuchungen von Diels sind benützt und liefern mehrfache Beiträge bezüglich des Ursprungs der meist aus Diogenes von Apollonia genommenen Witze des Dichters aus dem naturkundlichen Gebiete, so über die neumodischen physikalischen Erklärungen, über die Wichtigkeit der Nase für die pneumatische Theorie, über die Luft als Trägerin der Weisheit u. s. w. (Vgl. v. 146, 192, 233, 236, 278, 317, 344, 627). Für Sacral- und Mysterienwesen ist nun mehrfach berücksichtigt Dieterich, so zu v. 254, 322, 479, 512. Hiezu kommt noch eine erkleckliche Anzahl neuer Citate aus griechischen[1]) und römischen Autoren, auch aus Sprichwörtern (so zu v. 856).

Der Herausgeber hätte also mit gutem Rechte die neue Auflage als vermehrte und verbesserte bezeichnen können, was er aber aus Bescheidenheit unterlassen hat. Zum Schlusse hat der Berichterstatter nur den Wunsch, es möge die neue Bearbeitung zu den alten Freunden noch recht viele neue gewinnen.

Das gleiche Gepräge emsigen Fleifses, aber fast noch konservativeren Standpunktes weist auch die neue Auflage der „Vögel" auf. Reichlich verwertet ist wiederum das neue Material für Erklärung, Sprachgebrauch, Altertümer, Kultur- und Kunstgeschichtliches; Textverbesserungsvorschläge (besonders Piccolomini) finden in den Anmerkungen vielfach Beachtung, wenn auch nur selten Billigung. Eigene Vermutungen bringt K. an etwa 12 Stellen, besonders beachtenswerte zu V. 63 οὐδ' ὁ Καλλίου λόγος (Καλλίου auch schon Velsen), zu V. 525 κἀν τοῖς ἔργοις, zu V. 750 θηρῶν (für φέρων), zu V. 1561 κατῆλθε (καθῆστο). In einem „Nachtrag" werden V. 63, 525 und 492 eigens behandelt. In der fast unveränderten Einleitung wird die Vermutung Zielinskis (Die Märchenkomödie in Athen), dafs die Handlung der Vögel auf einer Kombination zweier Volksmärchen beruhe, als unwahrscheinlich zurückgewiesen.

München. J. Wismeyer.

[1]) Auch in der IV. Aufl. kehrt das falsche Citat zu v. 459 wieder, das v. 19, 108 der Ilias zuweist statt der Odyssee.

Thucydides. Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearbeitet von Christian Harder. I. Teil: Text. Mit einem Titelbilde und einem Plane von Syrakus. XIV u. 224 S. Preis geh. 1,20 M., geb. 1,50 M. II. Teil: Schülerkommentar. 34 S. Preis geb. 40 Pf. — Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1894.

Es ist eine bedauerliche und befremdende Thatsache, dafs weitaus die Mehrzahl unserer Abiturienten das Gymnasium verläfst, ohne von dem gröfsten Historiker des Altertums viel mehr als den Namen und etwa noch den Hauptinhalt seines Werkes kennen gelernt zu haben. Und doch wäre kein Schriftsteller mehr geeignet, unsere Jugend mit dem Geiste des hellenischen Altertums vertraut zu machen und sie für antike Gröfse zu begeistern, als gerade Thucydides. Hier würde sie die Hellenen auf der Höhe ihrer politischen und kulturellen Entwicklung sehen, hier aus erster und bester Quelle die Kenntnis jenes weltgeschichtlichen Dramas schöpfen, in dem das perikleische Zeitalter zu Grabe geht, noch in seinem Falle grofsartig und bewundernswert. Die anschauliche und lebendige Schilderung der Begebenheiten, die scharfe und lebensvolle Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten, die geistvolle Darlegung der dem äufseren Gang der Ereignisse zu grunde liegenden inneren Ursachen und Triebfedern müfste das Interesse der jungen Köpfe und Herzen wecken und fesseln. In keinem Prosaschriftsteller ferner tritt uns die Kraft und Tiefe des hellenischen Sprachgeistes so machtvoll entgegen, aufser etwa in Demosthenes, dem gelehrigen Schüler unseres Geschichtschreibers, mit dem dieser zugleich die sittliche Hoheit, den unbestechlichen Wahrheitssinn, die feurige Liebe zum Vaterland und die Wertschätzung persönlicher und politischer Freiheit teilt. Wie wichtig ist die Lektüre des Thuc. auch für die Kenntnis der ganzen antiken Historiographie! Denn auf den Schultern dieses Atlas ruht mehr oder weniger die ganze Geschichtschreibung des Altertums, der Griechen wie der Römer, und selbst für neuere Geschichtschreiber, einen Johannes v. Müller, einen Macaulay, ist sein Vorbild von Bedeutung gewesen. Für Thuc. als Schulautor spricht endlich auch der nicht gering zu schätzende Umstand, dafs er von Stellen, die für die Jugend unpassend sind, gänzlich frei ist und jedem Gymnasiasten anstandslos in die Hand gegeben werden kann.

Aus allen diesen Gründen mufs es mit Freuden begrüfst werden, dafs in der neuen Schulordnung Thuc., wenn auch in Klammern, unter die in der Oberklasse zu lesenden Schriftsteller aufgenommen ist, so dafs wenigstens im letzten Jahre die Möglichkeit besteht, unsere Schüler mit diesem Geistesheroen bekannt zu machen. Freilich ist von der Möglichkeit zur Wirklichkeit noch ein grofser Schritt, und dieser Schritt wird, so weit des Ref. Erfahrung reicht, nur selten und ausnahmsweise gethan. Als Grund hiefür wird hauptsächlich angeführt, dafs Thuc. so viele sprachliche Schwierigkeiten biete, dafs man ihn mit Gymnasiasten nicht mit einem dem Zeitaufwande entsprechenden Gewinn lesen könne, zumal seitdem infolge der neueren Bestim-

mung bezüglich des schriftlichen Absolutoriums im Griechischen die Kenntnis der griechischen Sprache im Abnehmen begriffen sei. Es läfst sich nicht leugnen, dafs dieser Einwand einige Berechtigung hat. Thuc. ist keine leichte Lektüre; gewisse Partieen seines Werkes, besonders die Reden, auch einige Schilderungen, erfordern selbst für den Lehrer ein gründliches Studium und intensives Nachdenken, wenn er sich über den Sinn der Worte vollkommen klar werden will, und der Schüler wird ohne weitgehende Hilfe kaum zu einem klaren Verständnis gelangen können. Doch es handelt sich ja gar nicht um die Lektüre des ganzen Geschichtswerkes, sondern naturgemäfs können immer nur einzelne Abschnitte aus demselben in einem Jahre gelesen werden, und es kommt eben darauf an, die passendsten Stücke auszuwählen; und wenn auch vielleicht in jedem gröfseren Abschnitte schwierigere Stellen vorkommen, so ist doch zu bedenken, dafs in derselben Klasse auch Sophokleische Chorlieder gelesen werden, und dafs die geistige Anstrengung, die mit der Überwindung dieser sprachlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, sich reichlich lohnt.

Einen dankenswerten Versuch, die Lektüre des Thuc. in der Schule zu erleichtern, hat Harder in der obigen Ausgabe gemacht. Dieselbe zerfällt in zwei auch äufserlich getrennte Teile, den Text und den Schülerkommentar. Diese Einrichtung ist zwar etwas unbequem, hat aber den grofsen Vorzug, dafs sie den Schüler zu gründlicher häuslicher Vorbereitung nötigt, da er nicht mehr beim Übersetzen in der Klasse hilfesuchend nach unten schielen kann.

Was nun zunächst den Text betrifft, so enthält derselbe ausgewählte Abschnitte, welche das geben, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, „was nach Ausweis der Programme am meisten gelesen wird“. Ref. hätte einen prinzipielleren Standpunkt gewünscht. Die für den Schüler interessantesten, anregendsten und lohnendsten Partieen sollen ausgewählt, abgelegenere und sprachlich besonders schwierige Abschnitte sollen vermieden werden. So hält Ref. es für einen Mifsgriff, dafs H. die Leichenrede des Perikles in seine Auswahl aufgenommen hat. Denn einerseits ist dieselbe durch ihre zahlreichen Schwierigkeiten und dunkeln Stellen selbst eine crux philologorum, andrerseits ist ihr Inhalt, so hochbedeutend und interessant für den Historiker er auch ist, doch für den Schüler weniger anziehend; denn der junge Mensch will keine Reflexionen, sondern lebendige Geschichte. Ref. hätte dafür die fesselnde Erzählung von der Besetzung und Verteidigung der Feste Pylos durch Demosthenes und der Belagerung und Erstürmung der Insel Sphakteria, oder den kühnen Zug des Brasidas nach Thracien und die Schlacht bei Amphipolis weit vorgezogen. Auch die langen Reden vor Beginn des sicilischen Feldzuges würde Ref. gerne gegen andere Partieen vertauschen, die dem Schüler mehr Interesse einflöfsen; Reden bekommt er noch genug zu lesen, vom Historiker soll er vor allem Thatsachen hören. Im übrigen ist die Auswahl zweckmäfsig. Vom I. Buch ist die kleinere Hälfte aufgenommen, enthaltend die Einleitung und die Pentekontaëtie vom II. die gröfsere erste Hälfte, enthaltend den Beginn des Krieges, die Leichenrede des

Perikles, die Pest in Athen und die Belagerung Platäas. Vom III. Buch findet sich nur der Fall Platäas und die Schilderung der infolge des Krieges eingetretenen sittlichen Verwilderung, während vom IV. und V. nur ein ganz kurzer Auszug gegeben ist. Fast vollständig ist dagegen wieder das VI. und VII. Buch mit der Schilderung des sicilischen Feldzuges aufgenommen, vom VIII. nur eine magere Inhaltsangabe. Die einzelnen Abschnitte sind durch eine summarische Darstellung des Inhalts der ausgelassenen Stücke verbunden, so dafs wenigstens der Rahmen des ganzen Geschichtswerkes gegeben ist. Aufserdem finden sich am Rande kurze Bemerkungen, die über den Inhalt rasch orientieren sollen, eine Einrichtung, über deren Wert man verschiedener Ansicht sein kann.

Die Einleitung gibt eine gedrängte Darstellung von der Entwicklung der griechischen Geschichtschreibung bis auf Thuc., von dessen Leben und Charakter, Darstellungsweise und Sprache, sowie von der Abfassungszeit und Entstehungsweise seines Geschichtswerkes. Eine gute Wiedergabe der Thucydides-Büste von Holkam Hall sowie ein genauer Plan von Syrakus und Umgebung sind erwünschte Beigaben. Am Schlusse des Textes ist ein Namensverzeichnis angefügt, das freilich die Bezeichnung: „Verzeichnis der Namen" mit Unrecht trägt; denn es enthält bei weitem nicht alle Namen, die im Text vorkommen, und das Prinzip, das den Verf. bei der Auswahl geleitet hat, ist nicht recht ersichtlich, da z. B. Cimon aufgeführt ist, Pausanias und Themistokles nicht; Thucydides ist angegeben, Phormio dagegen nicht. Die geographischen Eigennamen sind vollständiger angeführt, doch fehlt z. B. das cyprische Salamis, während Citium genannt ist, die Pellenier sind angegeben, die Akarnanen fehlen u. s. w. Als Anhang ist dem Text beigegeben: Die Schilderung der athenischen Pest von Lucrez, einige Abschnitte aus Plutarch über Perikles, Nicias und Alcibiades und die Darstellung des Hermokopiden-Prozesses bei Andocides. Es sind das ganz interessante Parallelen, die aber meist ungelesen bleiben werden, da der Lehrer zur Durchnahme derselben in der Schule kaum die Zeit finden wird. Ref. hätte dafür lieber einige weitere Stücke aus Thuc. gewünscht.

Dafs H. bei der Gestaltung des Textes von wissenschaftlicher Textkritik absieht und nur das praktische Bedürfnis der Schule berücksichtigt, wird man nur billigen können. Wo die bisherige Überlieferung keinen annehmbaren Sinn gibt, setzt er die wahrscheinlichste Vermutung ein und räumt so für den Schüler den Anstofs aus dem Wege. Doch möchte ich II 44, 1 das überlieferte *τραφέντες* gegen die Änderung *τραφέντας*, und II 76, 2 *ὀρύξαντες καὶ ὑπὸ τὸ χῶμα ξυντεκμηράμενοι* gegen die Vermutung: *ὑπὸ τὸ χῶμα ὀρύξαντες καὶ ξυντεκτηνάμενοι* halten, da die Überlieferung doch noch eine befriedigende Erklärung zuläfst (vgl. Classen). Die Vermutungen H.'s III 58, 4 *ἐναγίσμασι* für *ἐσθήμασι*, und III 82, 1 *τῶν ξυμμάχων* für *ξυμμαχίας*, die er am Schlusse des Vorworts gibt, aber nicht in den Text aufgenommen hat, erscheinen dem Ref. wenig ansprechend. — Besonders hervorzuheben ist der klare, sorgfältige Druck. Druckfehler sind sehr selten;

dem Ref. sind nur folgende aufgestoſsen: S. 39, 8 *ἧσαν* st. *ἦσαν*, 57, 23 *ἠμελημένων* st. *ἠμελημένων*, 75 Z. 11 v. o. Kleomedos st. Kleomenos, 76, 17 *ἀνδρες* st. *ἄνδρες*, 84, 31 *ἡμῶν* st. *ὑμῶν* (vgl. den Kommentar), 100, 33 *ἐφ' ἑαυτῷ* st. *ἑαυτῇ*, 115, 12 *ἐστιάσεις* st. *ἑστιάσεις*.

Der zweite Teil der H.schen Ausgabe enthält, in einem besonderen Bändchen, den Schülerkommentar. Wie knapp derselbe gefaſst ist, geht schon daraus hervor, daſs den c. 200 Seiten des Textes nur 34 Seiten des Commentars gegenüberstehen. Derselbe enthält fast gar keine sachlichen Erläuterungen, sondern sucht nur durch kurze Hinweise auf schwierigere Satzkonstruktionen, Übersetzung seltener Wörter und Ausdrücke, Andeutungen über die richtige Beziehung der Satzglieder u. dgl. dem Schüler die häusliche Vorbereitung zu erleichtern. In ausgedehntem Maſse ist dabei der treffliche Kommentar von Classen benutzt. So sehr nun Ref. hiemit einverstanden ist, so wenig begreift er doch, daſs dies nicht wenigstens in der Vorrede ausdrücklich hervorgehoben ist. Eine so weitgehende stillschweigende Benutzung fremden Eigentums ist sonst nicht üblich.

Soweit Ref. ohne eigene praktische Erfahrung sich ein Urteil bilden kann, entspricht der Commentar im ganzen seinem Zwecke sehr wohl, indem er dem Schüler die unentbehrlichsten Handhaben zum Erfassen des Sinnes gibt, ohne ihm doch die Arbeit allzusehr zu erleichtern und der Erklärung des Lehrers vorzugreifen. Nur in vereinzelten Fällen geht er m. E. zu weit. Wenn z. B. zu 41, 9[1]) *τὰ δύο μέρη*: zwei Drittel, zu 81, 2 *τί ἄλλο*: erg. *ποιήσετε*, zu 158, 16 *αὐτοῖς ἀνδράσι*: samt der Mannschaft, 183, 27 *ἀφ' ὧν*: *ἀπὸ τούτων, ἃ* — angibt, so sind das doch Dinge, die der Schüler einer oberen Gymnasialklasse kennen muſs. Ebenso unnötig erscheinen die Bemerkungen zu 39, 10 *ὑπάρχων*: vorhanden, 83, 14 *αὐτόν*: *τὸν Μῆδον*, 95, 10 *ὡς μισθόν*: als S., 102, 3 *λόγον*: zu *ἀκροᾶσθαι*, 133, 5 *ἀπολλύναι*: verlieren. Recht wenig wird dem Schüler geholfen sein mit Erläuterungen wie: 18, 34 *ἄλλων*: Attribut zu *ἀφικνουμένων*, 42, 5 *δεδιὸς ἄμεινον*: vorsichtiger, 57, 10 *στηρίζειν*: sich stemmen, 91, 11 *ἱ διαλύσων*: imstande zu trennen, 142, 1 *κατὰ βορέαν ἑστηκώς*: nördlich stehend. — Unrichtige Angaben sind m. E. folgende: 5, 34 *μνήμῃ*: durch Überlieferung; es ist hier nur die m ü n d l i c h e Überlieferung gemeint (vgl. Classen) und daher auch so zu übersetzen. 34, 8 *ἐπὶ Χρυσίδος ἱερωμένης*: zur Zeit, wo Ch. geweiht war; H. leitet *ἱερωμένης* scheints von *ἱερόω* ab, während es wohl richtiger als Part. Präs. von *ἱεράομαι* „ich bin Priester“ aufgefaſst wird. 81, 25 *ἀναμιμνήσκομεν*: *τοὺς κεκμηῶτας*. Eine ganz unverständliche Angabe. Wenn überhaupt ein Objekt zu *ἀναμιμνήσκομεν* nötig ist, so ist es doch *ὑμᾶς*; vermutlich liegt nur eine Verschreibung vor. 83, 34 *ἐπὶ τῷ Μήδῳ*: auf Grund, infolge (des Angriffs) des Meders. Dieselbe Wendung kommt schon 25, 17 vor und ist dort nicht erklärt. Die hier gegebene Erklärung scheint dem Ref. unhaltbar; *ἐπὶ* ist entweder temporal zu fassen = zur Zeit, oder

[1]) **Im Commentar wird nicht wie sonst üblich nach Büchern, Kapiteln, Paragraphen, sondern nach den Seiten und Zeilen des Textes zitiert, so daſs nur dieser dabei benützt werden kann. Ref. kann den Nutzen dieser Neuerung nicht einsehen.**

= ἐπὶ m. Gen. „gegen“ (nach Classen). 89, 29 τὸ δ' ἐμπλήκτως προσετέθη: die sinnlose Hitze wurde dem Achtungswerten zugelegt — das ist weder gut noch richtig übersetzt. 89, 31 χαλεπαίνων: wer zu den härtesten Mafsregeln trieb — doch gar zu frei übersetzt! — 101, 23 wird ὀργή doch kaum richtig mit „Sinnesart“ wiedergegeben. — 108, 10 μειζόνως: recht bedeutsam. Ref. möchte es lieber mit „übertrieben“ übersetzen. — 130, 10 τοῖς παροῦσιν ἕπεσθαι: nach der bestehenden Regel sich richten. Cl. übersetzt richtiger: Den bestehenden Verhältnissen sich fügen. — 133, 1 ἐν ᾧ ἀδικοῦμαι: in einer Lage, wo ich Unglück (st. Unrecht) leide. — 133, 30 προστάξαντες ἄρχοντα: für diese Unternehmung aufstellend. — προστάξαντες ist m. E. zu τοῖς Σ. zu beziehen und zu übersetzen: den S. beigesellend. — 146, 26 παροικοδομεῖν: daneben bauen: richtiger: darüber hinausbauen. — 155, 16 besonders redete ihm (st. ihnen, scil. den Syrakusanern) auch zu. — Einige Unebenheiten im Ausdruck, die in einem Schülerkommentar besonders sorgfältig vermieden werden sollten, seien noch erwähnt. So das häufig wiederkehrende: abundiert (vgl. S. 2, 14. 30, 21. 50, 8 u. 32. 52, 12. 57, 28. 60, 9 etc.); warum nicht das deutsche Wort „überflüssig“ oder den grammatischen terminus: „Pleonasmus“? — 25, 34 πολέμῳ κατεῖχον: hielten in kriegerischem Zustande. — 33, 11 εἰ πολεμοῦσιν ἄμεινον ἔσται: ob es ihnen im Falle des Kampfes zum Vorteil ausschlagen werde. — 36, 26 ἐς τὸν μοχλόν: zum Verschliefsen des Thürriegels. — 63, 22 κατέπλησσεν ἐπὶ: duckte nieder, so dafs. — 68, 20 ἱζάνειν ἐπὶ τὸ κενούμενον: sich in die entleert werdende Stelle senken. — 110, 31 ἐπίδειξιν εἰκασθῆναι: dafs es aussah als (st. wie) eine Schaustellung. — 178, 12 μηδὲ καθ' ἕτερα: auf keine der beiden Weisen. — 181, 4 τῶν ἄνωθεν: der Epibaten — warum kein deutsches Wort? — Einige kleinere Versehen sind endlich noch: 18, 4 τὰς st. τοὺς περιβόλους. 80, 28 S. IV st. VI. — 102, 28 ἐπισκηπτόμενοι st. σκηπτόμενοι, wie der Text richtig hat.

Doch abgesehen von diesen Mängeln, die sich bei einer neuen Auflage leicht beseitigen lassen, kann Ref. sein Urteil über das Buch dahin zusammenfassen, dafs er dasselbe als ein brauchbares Hilfsmittel zur Erschliefsung des grofsen Historikers für unsere Schulen mit Freuden begrüfst, und den Berufsgenossen, die sich mit der Lektüre griechischer Prosaschriftsteller in der Oberklasse zu befassen haben, zu einem Versuche aufs angelegentlichste empfiehlt.

Nürnberg. Dr. H. Braun.

Dispositive Inhaltsübersicht zu Demosthenes' acht Staatsreden entworfen von Eduard Bottek. Wien 1894. Alfred Holder.

Die Erwägung, dafs die 8 Staatsreden des D., was die Hauptmomente der Gliederung betrifft, nach einem einheitlichen Plane gearbeitet sind und dafs die Untersuchungen anderer auf diesem Gebiete nicht immer in den Hauptpunkten übereinstimmen, hat den Verf. veranlafst, zunächst für seinen eigenen Gebrauch in der Schule die

logische Gliederung des Gedankenganges in den genannten Reden festzustellen und sie dem Urteile der Fachgenossen zu unterbreiten. Er hat bei sämtlichen Reden eine einheitliche Gliederung in 5 resp. 6 Hauptteile angenommen und dieselbe an der Hand des Demosthen. Textes im einzelnen nachgewiesen. Der Lehrer, in dessen Händen die Leitung der Demostheneslektüre liegt, wird daher das Schriftchen seiner eigenen Erklärung in der Schule mit Nutzen zu grunde legen. Dagegen kann Ref. eine Benutzung des Büchleins von seiten der Schüler aus verschiedenen formellen Gründen nicht befürworten. Wir wollen mit den verhältnismäfsig zahlreichen Druckfehlern (z. B. Interresse S. 20, Poloponnes mehrmals auf ders. Seite 31, Anthemnos st. Anthemus S. 31, nun st. nur S. 41 u. a. m.) nicht viel Aufhebens machen; auch die Übersetzung von Θηβαῖοι = Thebaeer wollen wir dem Geschmacke des Verf. zu gute halten. Bedenklicher sind Konjugationsformen, wie habet st. habt (2. P. Plur. Indik. Präs.) 4 mal auf S. 8, dürfet, wollet, lasset, etc., die noch dazu ganz inkonsequent neben den richtigen angewendet sind (s. bes. S. 22 unt.), ferner Ausdrücke wie Einnahmsquelle, Verpflegsgeld, dessen Höhe sich auf 92 Talenten belaufen wird (S. 9), verdutzt machen (S. 15), Galgenfrist (S. 43), oder Übersetzungen wie „falls man das Vorhandene auf Unnötiges vergeudet hat, von dem, was weg ist (τῶν ἀπόντων), die Mittel für das Nötige zu beschaffen“ (Olynth. III, § 19). Auch Perioden, wie die auf S. 26 unter c angeführte „Nach der Rückkehr . . . warnte ich euch, jenen Männern, die euch die Wiederherstellung von Thespiä verhiefsen, und dafs Philipp die Phoker retten und die Stadt der Thebäer zerteilen, euch aber Oropos überlassen und Euböa statt Amphipolis geben werde, versicherten, Glauben zu schenken“ dürfte ein mit richtigem deutschen Sprachgefühl begabter Primaner ohne Zuhilfenahme des griechischen Textes kaum verstehen.

München. Fried. Burger.

Ausgewählte Schriften des Lucian. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Jacobitz. Erstes Bändchen: Traum, Timon, Prometheus, Charon. Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Besorgt von Karl Bürger. Leipzig, Teubner 1894. VIII u. 103 S. 8°. 1 M. 20 Pf.

„Ganz ausgeschlossen,“ sagt der Herausgeber in dem Vorworte, „erscheint sie (die Lektüre des Lucian in der Sekunda) jedenfalls nach den neuen Lehrplänen, nach denen für Lucian überhaupt höchstens in der Privatlektüre ein kleines Plätzchen übrig geblieben ist. Um unter diesen Umständen das Buch lebensfähig zu erhalten, war es notwendig, dasselbe in der Weise umzuarbeiten, dafs es den Bedürfnissen der Schüler der oberen Gymnasialklassen entsprach und event. auch noch zur ersten Einführung junger Studenten in die Lucianlektüre geeignet war“. Bei uns in Bayern ist die Sache freilich anders, indem nach unserer Schulordnung es gestattet ist in der 7. Klasse Dialoge

dieses Sophisten als Schullektüre zu wählen. Welcher Schüler freute sich nicht einmal neben ernsten Dingen auch etwas Lustiges zu lesen? Besonders mufs von dieser Sammlung des 1. Bändchens der Charon gefallen, und er wird auch gern gewählt werden. Dagegen müssen Bedenken geltend gemacht werden gegen die Aufnahme des Timon. Denn wenn auch dieser Dialog soviel des Anziehenden bietet, so sind doch in Kap. 16 f. der Vergleich eines Ehemanns mit einem Geizhals und einem Verschwender und im 41. Kap. die Anspielung an Danae derart, dafs Ref. sie einem Schüler in dieser Altersstufe nicht vorlegen möchte.

Was der Herausgeber verspricht, ist auch gehalten. Es ist auch auf Anfänger Rücksicht genommen, jedenfalls ist in den Anmerkungen soviel zur Erleichterung geboten, dafs Schüler der 7. Klasse sich gut zurechtfinden können, so dafs das Buch zum Gebrauch in der Schule empfohlen werden kann. Im Interesse dieser ist es begrüfsenswert, dafs auf Abweichungen vom attischen Sprachgebrauch, auf ungewöhnliche und neugebildete Wörter regelmäfsig aufmerksam gemacht wird. Auch die Stellen, die aus Älteren entnommen sind, sind sorgfältig angegeben. Doch möchte Ref. hierin noch einzelnes nachtragen: Im 6. Kap. des Timon: *βαθὺν τοῦτον ὕπνον ἀποσεισάμενος καὶ νήδυμον* ist wie auch an anderen Lucianstellen an das homerische *νήδυμος ὕπνος* (*B* 2 u. ö.) angespielt, ebenso im 9. Kap.: *τοσαῦτα μηρία ταύρων τε καὶ αἰγῶν πιότατα καύσαντος*, womit noch zu vergleichen Prometheus 19: *τὰ μηρία καίειν ἐπὶ τῶν βωμῶν*, an denselben Dichter, etwa *A*, 40 f.:

κατὰ πίονα μηρί' ἔκηα | ταύρων ἠδ' αἰγῶν.

Auch Prom. 4: *σοφιστικήν, οἷος εἶ σὺ πανουργότατος* und 20: *Οὐ ῥάδιον, ὦ Προμηθεῦ, πρὸς οὕτω γενναῖον σοφιστὴν ἁμιλλᾶσθαι* wäre wohl ein Hinweis auf Aeschyl. Prom. 62:

μάθῃ σοφιστὴς ὢν Διὸς νωθέστερος

am Platze. Wenn sodann zu Prom. 18: *θεούς γε ὄντας ἀγαθοὺς χρὴ εἶναι καὶ δωτῆρας ἐάων* nur Homer Od. *ϑ* 325 citiert wird, so ist zu erinnern, dafs die gleiche Anspielung bei Lucian Dissertatio cum Hesiodo 3: *Ἡσίοδε, ἡ παρ' αὐτοῦ σοῦ μάθοι τις ἄν; πρέποι γὰρ ἄν, ὥσπερ οἱ θεοὶ δωτῆρες ἐάων εἰσίν*, wenn auch von Jacobitz fälschlich auf Homer zurückgeführt, doch nur auf Hesiod, nämlich Op. et dies 46 hinzielt, also wohl auch hier eher diese Quelle anzugeben wäre. Auch bei Char. 23: *Παπαῖ τῶν ἐπαίνων, Ὅμηρε, καὶ τῶν ὀνομάτων· Ἶλιος ἱρὴ καὶ εὐρυάγυια καὶ ἐϋκτίμεναι Κλεωναί* wäre für Schüler eine nähere Bezeichnung des Fundortes erwünscht.

Was die Textesgestaltung anbelangt, zeigt schon ein Blick auf den kritischen Anhang, dafs die neue Auflage hierin manche Änderungen aufweist. Die Lesart *αἰτιάασθαι* Prom. 4 hat Ref. schon bei anderer Gelegenheit zurückgewiesen. Auch möchte er ebendort Kap. 20 nicht so leicht die Form *ἑκκαίδεκα* statt *ἓξ καὶ δέκα* aufnehmen.

Schliefslich sei bemerkt, dafs in dem Buche, hauptsächlich in den Anmerkungen, sich manche Accent- und Spiritusfehler finden. Die Schreibung Cycicus S. 15 scheint wohl mehr als Druckfehler zu sein.

Eichstätt. Dr. J. Gg. Brambs.

Adolf Kaegi, Griechisches Übungsbuch. Zweiter Teil: Das Verbum auf μι und das unregelmäfsige Verbum. Die Hauptregeln der Syntax. Berlin, 1895. Weidmannsche Buchhandlung. VI und 139 S. Preis: Geb. M. 1.60.

Kaegis Sammlung griechischer Lehrbücher ist mit dem vorliegenden zweiten Teile des Übungsbuches abgeschlossen. Wie die Grammatik und der erste Teil des Übungsbuches, so dürfte auch dieser zweite Teil allgemeine Anerkennung finden. Das Übungsmaterial, welches reichlich und zweckmäfsig gewählt ist, besteht zum gröfsten Teil aus Einzelsätzen; wir halten dies, selbst auf die Gefahr hin, von manchem modernen Schulmanne bemitleidet zu werden, für einen grofsen Vorzug des Buches. Zusammenhängende Übungsstücke sind — ganz an der richtigen Stelle — am Schlusse der Formenlehre (15 Kapitel) und am Schlusse der Kasuslehre (9 Kapitel) eingefügt. Aufserdem werden noch fünf längere griechische Lesestücke geboten (Nr. 4, 10, 13 (nach Pausanias), 19 (nach Xen. An.), 22 (nach Xen. Cyr.). Überflüssig dürften sein einzelne Wortformen und halbe Sätze wie 23 B 1 Frage! Frage nicht! Lafst uns (sofort) wählen! Wählet! Wählet nicht! Wenn wir bemerkt haben werden. . . . Alle, welche empfunden haben (werden). Damit ihr nicht (sofort) erführet u. s. f. Ebenso 11 B 1, 14 B 1, 21 B 1.

Die Gruppierung des Stoffes ist die hergebrachte. Der deutsche Ausdruck kann fast durchweg als korrekt bezeichnet werden; die wenigen Sätze, welche in dieser Hinsicht beanstandet werden müssen, sind (Übungsbeispiele zur Syntax) Kap. 9, 9: Man wählte den Drakontios, für eine Rennbahn besorgt zu sein. Kap. 16, 29. Um wie viel vorzüglicher die Seele als der Körper ist, so viel mehr sind die Wettkämpfe der Geister der Anstrengung wert als [die] der Körper. Ganz und gar undeutsch ist der erste Satz von Kap. 17, der aus drei koordinierten Hauptsätzen und elf einander teils koordinierten, teils subordinierten Nebensätzen der verschiedensten Art besteht.

Zu rügen ist auch die Ungleichheit in der Schreibung der griechischen Eigennamen: wer Mantineia (24 B 5), Erechtheion (16 B 3), Kleisthenes (35), Dareios (40), Agesilaos (31 B 4) schreibt, darf nicht Phidias (Kongr. 12, 13), Aristippus (Kongr. 28, 17) oder gar auch Darius (21 B 5) und Agesilaus (6 B 7) gebrauchen. Praktischer wäre es wohl auch gewesen, sämtliche Kapitel des Buches der Formenlehre und der Kongruenz fortlaufend zu numerieren, als in ein und demselben Buche zweimal mit 1 zu beginnen.

Einige grammatikalische Bedenken hat bereits Prof. Dr. Meltzer bei einer Rezension dieses Buches (Zeitschrift f. d. Gymn.-Wesen XLIX p. 474/5 berührt.

Der Druck ist korrekt. Besonderes Lob verdient noch die vorzügliche Ausstattung. Das kräftige Papier und der feste Einband stechen von den Erzeugnissen mancher Schulverlagsfirma vorteilhaft ab.

München. Stapfer.

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek. Herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link.

L'Invasion. Souvenirs et Récits par Ludovic Halévy. Im Auszug zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Ackermann, Königl. Gymnasiallehrer in Zweibrücken. Mit 3 Kärtchen und Wörterverzeichnis. München, 1895. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis 1 M. 20 Pfg.

Diese in Frankreich vielgelesenen Schilderungen oder besser Skizzen aus dem deutsch-französischen Kriege eignen sich in der vorliegenden Bearbeitung auch ganz vortrefflich zur Schullektüre, auch für Gymnasien, schon für Klasse VIII. Es werden im ganzen 4 Berichte von Teilnehmern an jenen ewig denkwürdigen Ereignissen geboten, I. und III. (Froeschwiller und De Châlons à Sedan) sind Umarbeitungen der Aufzeichnungen eines chasseur à pied, II. (Gravelotte-Saint-Privat) stellen Erzählungen eines officier de hussards dar, IV. (Glatz) endlich, die letzte, dem fesselnden Reiz des Inhaltes nach vielleicht die beste Schilderung verdankt man einem Sergenten des 64. frz. Linien-Inf.-Regiments. Sie gibt unter anderem eine lebhafte Darstellung eines Fluchtversuchs aus der Festung Glatz mit seinen Folgen für die 11 Kühnen, denen das Wagnis beinahe vollends geglückt wäre. Die, ‚wie die Einleitung bemerkt, „getreuen und einfachen" Berichte vermögen selbst da, wo feinere stilistische Ausarbeitung mangelt — welche übrigens von den anspruchslosen Erzählern auch gar nicht angestrebt wurde — hohes, ja ganz aufserordentliches Interesse zu erregen, so dafs es Einem schwer fällt, in der Lektüre abzubrechen. In diese im Drang des Augenblicks geborenen, in meist abgerissenen, atemlosen Sätzen zu Papier gebrachten Momenteindrücke sind hier und da treffende Beobachtungen und kritisches Verständnis verratende Reflexionen eingeflochten, die ein grelles Licht auf die verhängnisvollen Mifsstände im französischen Heere werfen, wie dieselben durch die Nachlässigkeiten der Heeresverwaltung so häufig hervorgerufen wurden. Gerade wegen ihrer Kürze und ihres sozusagen zufälligen Vorhandenseins sind derartige manchmal von patriotischem Schmerze eingegebenen Auslassungen (z. B. p. 24, 47, 49, 70) besonders wirksam. Öfters ist auch die Würze einer witzigen oder schmerzlichen Ironie beigegeben. Betonen wir nochmals als typisch für den Stil der Berichterstatter die telegrammartige Gedrängtheit des Ausdrucks, ein Umstand, der für die immer etwas zur volltönenden ciceronianischen Phrase geneigten Schüler nur heilsame Folgen haben kann. Durch das Französische und am Französischen sollen aber unsere Schüler lernen und sich überzeugen, dafs Einfachheit die gröfste Schönheit und das passendste Gewand für tiefes Empfinden ist: verdichtet sich doch das stärkste Gefühl in der Interjektion, dem Naturlaut, an dem die würdevolle und gebieterische Oberschulmeisterin Grammatik nichts zu regieren findet. — Die (mit Recht fast ausschliefslich sachlichen) Fufsnoten zeichnen sich durch Knappheit und Zuver-

lässigkeit aus. Für derlei Aufschlüsse möchte ich das Wort prägen: je weniger, desto besser und umgekehrt auch: je besser, desto weniger. — An Druckfehlern und kleineren Versehen sind mir bei sorgfältiger Prüfung folgende begegnet: p. 1: „an-dessus" statt „au-dessus"; p. 19: „feignants" wird im beigefügten Wörterverzeichnis (in Übereinstimmung mit Sachs-Villate) mit „Nichtsthuer" übersetzt, eine Übertragung, die uns als spöttischer Zuruf im Munde eines Arbeiters nicht recht gefallen will. Sie erscheint zu matt und farblos und ähnelt mehr einer trockenen Sinneserklärung, als einer lebensfrischen Übersetzung. „Waschlappen" oder „Troddeln" klingt freilich nicht elegant, selbst kaum parlamentarisch, wäre aber dennoch anschaulicher, bildlicher, somit der Situation entsprechender. p. 23 Z. 6 v. u. schreibe „c'est" statt „c'st"; p. 29 Anm. 3 schreibe „beabsichtigte"; p. 42, Z. 11 v. o. ist „vingt-quatre" statt „ving-quatre" zu lesen; p. 42, Z. 7 v. u. schreibe 4 hinter „Marquis"; p. 44, Z. 1 v. o. die Verdeutschung von replumer fehlt im Wörterbuch; p. 51, Z. 12 v. u. Ebenso bedarf der Ausdruck „aller de l'avant" einer Erklärung für den Schüler im Vokabular; p. 55, Z. 2 v. u. „l'on n'est pas très en train de causer" wäre gleichsam im Wörterbuch zu berücksichtigen; der Sinn ist offenbar: man ist nicht sonderlich zum Plaudern aufgelegt. p. 56, Z. 17 v. u. schreibe „rattraper"; p. 64 lies „malgré" statt „malgrè"; p. 85, Z. 6 v. o. bei „déchirer" sollte das Wörterverzeichnis dem Texte entsprechenden Bescheid geben. Wörterverzeichnis. — p. 87, Z. 14 v. u. abrutir kann unmöglich und nirgends mit dem schwachen „einschüchtern" wiedergegeben werden. p. 87, Z. 8 v. u. entspricht „betont werden" auch dem „s'accentuer" im frz. Texte? p. 91, Z. 8 v. u. bei chimérique ist statt des zu verschwommenen „unbegründet" das etwas näher kommende „eingebildet" oder vielleicht „auf Wahn beruhend" u. dgl. zu substituieren. p, 92, Z. 14 v. u. vermifst man hinter „commandant" die Übersetzung „Major". p. 93 fehlt nach „couvert" das Substantiv „couverte" (im Text S. 39, Z. 4 v. o.) p. 96 läfst die deutsche Übertragung des auf p. 41, Z. 10 v. o. stehenden Ausdruckes „écorniflores" vermissen. p. 96, Z. 7 v. o. sollte hinter „encombrement" zur gröfseren Klarheit noch „Verkehrshemmnis" beigefügt werden. p. 103, Z. 14 v. u. setze ein deutsches n in „namens"; p. 104 bei „de toutes parts" ist die Übersetzung „in allen Richtungen" wohl zu ändern. p. 109, Z. 3 v. o. findet sich der sinnstörende Druckfehler „vermieten" statt „vernieten"; p. 114 Z. 4 v. o. lies „Neufchâteau".

Im gleichen Verlag sind erschienen die nachfolgenden derselben „Klassiker-Bibliothek" angehörigen Ausgaben zum Schul- und Privatgebrauch (je 1 M. 20 Pf.).

1. Le Verre d'Eau, Comédie en cinq actes par E. Scribe, Herausgegeben von Erwin Walter, München 1894.

2. Lord Clive by Macaulay, München 1894.

3. Selections from Macaulay. Herausgegeben von Dr. R. Ackermann, München 1894.

4. Napoléon par Alexandre Dumas. München 1893.

1. Der Inhalt dieses bühnenwirksamen Intriguen-Lustspiels ist zu allgemein bekannt, als das Anlafs zu einer Bemerkung darüber gegeben wäre. Als Schullektüre für das hum. Gymnasium in Bayern mit seinem dürftigen Raume für das Französische will uns Scribe nicht recht gefallen, obwohl er merkwürdigerweise immer noch auf dem Leseplane der Schulordnung vom 23. Juli 1891 figuriert. Scribe, ein gewandter Dramenschreiber, ist bekanntlich kein Klassiker unter den Dichtern und wenn wir doch noch ein klein wenig Zeit finden, von der Schule einen flüchtigen Einblick in französische Dichtung zu gewähren, so mufs es unbedingt an der Hand eines wirklich ewig klassischen Autors geschehen, das verlangt die Kostbarkeit unserer Zeit und unsere hohe Meinung von französischer Poesie wie von dem Unterrichtsgegenstand an und für sich. An einen Prosaiker würden wir diese Anforderung weihevoller Klassizität nicht stellen, denn die Prosa ist das tägliche Brot, das als Erzeugnis Frankreichs besonders wohlschmeckend ist, und eine elegante, klare, nachahmenswerte Prosa schreiben ungezählt viele französische Schriftsteller, für welche die Literaturgeschichte mit ihren Goldlagern kein Obdach bietet. Übrigens verlieren gerade mehr oder minder neue Répertoirestücke, bei denen die schöne Form nicht wie bei den klassischen Dramen mit im Vordergrunde des Interesses steht, aufserordentlich viel an Reiz beim Schulunterricht dadurch, dafs sie immer nur alle 8 Tage in einem mageren Wochenstündchen vorgenommen werden können, was den Lehrer gar so oft zwingt, mitten in der Scene abzubrechen und hiemit Interesse und Zusammenhang zu zerstücken. Bei einem klassischen Charakterlustspiel erscheinen die Mifslichkeiten derartiger Zerbröckelung geringer, beim Intriguenstück à la Scribe, Dumas, kurz dem modernen Typus dieser Gattung, sind sie einfach unerträglich. Gerade bei der unruhigen Lebhaftigkeit und der hastigen Abgerissenheit des so spannenden Scribe'schen Dialogs tritt der betonte Mifsstand noch weit empfindlicher zu Tage als bei sonstiger formell verwandter Lektüre. Das beigegebene Wörterbuch ist sehr gutmütig umfassend, anscheinend mehr für den Privatgebrauch berechnet. Indessen dürften auch Nichtschüler, die sich an die Lektüre eines Verre d'eau wagen, sich hoffentlich so weit mit dem elementarsten Wortvorrat bekannt gemacht haben, dafs Vokabeln wie aujourd'hui, bataille, beaucoup, bientôt, eau, devant u. s. f. ihnen keinerlei Verlegenheit mehr bereiten.

Zu unserer Legitimation seien auch ein paar Druckfehler angeführt. p. II, Z. 17 v. o. setze einen Punkt hinter „liefsen" und p. 117, Z. 20 v. o. schreibe „devancer" statt „dévancer".

2. Wer, der ihn kennt, liest nicht gern Macaulay? Wer sich belehren will und unterhalten zugleich, auf wen noch wohlberechneter

Reiz des Diktion zu wirken, wen noch altes und modernes Denken umfassende Gelehrsamkeit im Munde des beredtesten Dolmetsch anzuregen und hinzureifsen vermag, versenkte sich nicht mit bewundernder Liebe in Studien, die stets in flüssigster Form, in klarster Plastik der Ausarbeitung gehalten, überall Licht verbreiten und Begeisterung entzünden? Zu dem Triumph des ausdrucksvollsten, reichsten Idioms gesellt sich der persönliche Triumph eines ebenso feinfühligen Stilisten als erkenntnisreichen Denkers. Und so mag sich die Schule neben Deutschbeins ausgezeichnetem Irving-Macaulay-Lesebuch wohl noch diese zwei Macaulay-Bändchen zu Nutze machen, denn der Autor hat für alle Lebensalter geschrieben, denen das Denken Lust, Wissen und Erkennen Freude macht. Dem Text geht eine kurze, treffliche biographische Skizze und literarische Würdigung voraus (III—IV), hierauf folgt (V—VIII) eine ebenso summarische „Geschichte Indiens" und (VIII—XI) eine die nötigen geographisch-politischen Vorkenntnisse vermittelnde „Geschichte der europäisch-indischen Handelsgesellschaften". Lord Clive, der Begründer der britischen Alleinherrschaft in Ostindien, verdient es wohl, dem tiefen Dunkel, in das er sich dem Schüler bis zur Lektüre Macaulays hüllt, entrissen zu werden, und zwar ebensosehr wegen seiner markanten Persönlichkeit als durch die von ihm erzielten grofsartigen Erfolge. An Thatkraft läfst sich ihm in der englischen Geschichte vielleicht nur Oliver Cromwell an die Seite stellen, der bekanntlich gleichfalls an Macaulay einen meisterlichen Schilderer und Bewunderer gefunden hat.

3. Auch diese Selections, enthaltend die unvergefslich malerische Schilderung des London von 1685, die Beschreibung der Bank von England und jene des Besuchs Peter des Grofsen in England, heifsen wir freudig willkommen, wie nicht minder die beigegebenen Fufsnoten, die sich durch gewissenhafte und durchwegs zuverlässige Ausarbeitung auszeichnen. Die Aussprache-Bezeichnung im Wörterverzeichnis ist die in dieser Schulausgabe bekannte einfache und genügende Markierung der Tonsilbe, deren Laut zugleich angedeutet erscheint; in manchen Fällen, wie z. B. S. 69, „colonel (Kürnel) Oberst", mufs natürlich das lebendige Wort des Lehrers ergänzend und modifizierend hinzutreten. Als störende Druckfehler heben wir hervor S. 73 „errant boy" statt „errand boy"; S. 74 „fanyc" statt „fancy"; S. 65 „accomodation" statt „accommodation"; S. 78 fehlt bei „influence" die Bezeichnung der Tonsilbe.

4. Diese lebendige, frische Lektüre, ausgezeichnet durch fast Voltaire'sche Klarheit und Anschaulichkeit, benützte ich schon einmal in Klasse VIII des Gymnasiums und konnte mit dem Versuche zufrieden sein. Die gedrängte, brillante, durch interessante Anekdoten gewürzte Darstellung reicht bis zum Jahre 1810, dem Zenith der Macht des korsischen Eroberers, wenigstens nach dem äufseren Schein. Bekanntlich litt der riesenhafte Staatskörper schon seit geraumer Zeit eben durch seinen Umfang, und die Gährung in mehreren Teilen des

Reiches war schon weit vorgeschritten und hätte die Katastrophe von 1812 längst gründlich vorgearbeitet. Hievon findet man allerdings keine Spur bei Dumas; der geistreiche Romancier zählt natürlich auch noch zur getreuen Schar der Dichter der Napoleonlegende. Sein Held dünkt ihm ein Halbgott, ein moderner Theseus oder Herkules, und man wird gut daran thun, den Schülern das Buch gleich von Anfang an mehr als einen kompendiösen historischen Roman, denn als eine wirklich geschichtliche Arbeit in die Hand zu geben und zu kennzeichnen. — Die Stilisierung der biographischen Skizze bedarf bei aller — höchst lobenswerten — Kürze doch einiger Abänderung. p. IV Z. 10 v. o. läfst der logische Zusammenhang ein Wörtchen wie etwa „indessen" hinter „ist" vermissen. Ganz umzuändern aber wären die beiden folgenden Sätze, denn es ist denn doch wirklich nicht unbedenklich, eine so kurze Charakteristik des Schriftstellers für den Schüler in die Worte zusammenzufassen: „Was seinen Arbeiten zumeist fehlt, das ist der sittliche Gehalt. Dadurch trug Dumas mehr denn irgend einer (?) dazu bei, den Geschmack seiner Zeit zu verderben und deren Geist zu vergiften (!)." Eine derartige „Würdigung" ist übrigens auch an sich betrachtet entschieden zu puritanisch streng und dürfte nur in Klosterschulen auf unbedingte Anerkennung rechnen. Wäre der heitere alte Dumas aber wirklich ein so schlimmer Geschmacks- und Sittenverderber, dann bliebe sein Name am besten der studierenden Jugend gänzlich vorenthalten, damit nicht schädliche Gelüste durch dieses „vorzügliche Bildungsmittel" erweckt werden.

Kempten. Geist.

A. Schwieker, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Hamburg, Verlag von Otto Meissner, 1893. — XI und 228 S. Ungeb. M. 1.50.

Für die „gehobene" Volksschule geschrieben, bietet dieses Buch uns nur geringes Interesse. Es enthält manches Brauchbare; so können die jeder Lektion vorausgestellten Lesestücke durchweg als geschickt ausgewählt und zweckentsprechend bezeichnet werden. Daneben aber enthält es ungemein viel, was die Kritik herausfordert oder geradezu zum Lachen reizt. Die äufserliche, der Reformmethode, die doch vertreten wird, wenig entsprechende Behandlung der Aussprache mag ja mit Rücksicht auf die Stufe, für die das Buch bestimmt ist, gewählt sein; aber während hier oft keine Scheidung zwischen Laut und Zeichen eingetreten ist (z. B. „Die Dehnung durch das Hinzutreten eines zweiten Vokals ai, etc. (S. 12)), finden sich andrerseits Angaben, die den enragiertesten Phonetiker zum Verfasser haben könnten, z. B. (S. 18): „Beim Sprechen desselben (des l im Auslaut) sind die Spitze und die Seitenränder der Zunge zu heben, so dafs der Laut mehr hinten in der Kehle hervorgebracht wird." Dabei enthalten gerade die Angaben über die Aussprache eine Reihe von seltsamen, willkürlich gewählten, teils sogar unrichtigen Bezeichnungen. Was soll es nützen, wenn z. B.

S. 6 der Vokal von „all" bezeichnet wird als „der breite Laut des a", oder S. 19 der von „garden" als „der helle Laut des a", oder wenn es auf S. 22 heifst: „Das o vor r hat den trüben Laut des å. Bezeichnung: ô"? Eine ernstliche Ungenauigkeit ist es, wenn auf S. 25 steht: „G vor e und i in Wörtern, welche nicht deutschen Ursprungs sind, lautet wie dsch", während doch unter den vorhergehenden Beispielen auch „hedge" steht. -- Nebenbei gesagt, halte ich diese Angabe für die „gehobene Volksschule" doch für verfrüht. — Auf derselben Seite steht ferner: „ng ist ein Nasenlaut. Beim Hervorbringen desselben nimmt der Luftstrom seinen Weg durch die Nase. ng bildet einen Laut; es darf das g nicht besonders hörbar sein", und unter den Beispielen stehen wieder „younger" und „finger". Solche Verstöfse finden sich in dem ganzen Buch.

Die schlimmste Seite des Bändchens aber ist die Unübersichtlichkeit der Einteilung, gepaart mit der Einteilungswut des Verfassers. Während die sehr brauchbare Tabelle auf S. VIII bis XI eine praktische Anordnung erwarten läfst, ist im Innern nichts mehr von einer solchen zu spüren: die Überschriften der Lektionen sind kaum so gross gegeben wie die allzu zahlreichen anderen Überschriften, so dafs man Mühe hat, zu sehen, was die Haupt- und was die Unterabteilung ist. Wozu denn beständige Überschriften, wie „Zur Übung", „Aussprache" oder „Wortfolge", „Zeichensetzung" u. s. w.? Von der Fähigkeit der Lehrer mufs der Verfasser eine sehr geringe Meinung haben, sonst würde er nicht beständig Übungen angeben, wie (S. 16) „Konjugiere das Präsens der folgenden Zeitwörter: to like, to dig, to rake, to sow, to plant, to grow, to give", und ebenda „Übersetze: Der Knabe sieht. Sie findet. Er kommt. Er umgiebt". (Dies ist die ganze Aufgabe!) Man kann sich nicht des Gefühles erwehren, dafs es darauf ankommt, recht viel Raum zu verschwenden. Diesem Zwecke dienen die ewigen Überschriften, diesem auch beständig wiederkehrende Angaben, wie „Übersetze" (als ob der Schüler mit den deutschen Sätzchen etwas anderes thun könnte!), diesem endlich Anweisungen nach dem Schema: (S. 22) „Stellt die gegenseitige Konjugation an: 1. Schüler: Do I go home? u. s. w. 2. Schüler: Yes, you go home, u. s. w." Obwohl derartige Übungen nur im Klassenunterricht getrieben werden können, kehrt die Aufforderung zu denselben in mehr oder minder platzraubender Form mindestens 17mal wieder.

Doch genug! Zwar liefse sich noch Manches sagen, aber wenig zum Lobe des Buches. Sollte der Verfasser wirklich vermögen, mit diesem Buche die Schüler der „gehobenen Volksschule" dahin zu bringen, dafs sie nach Lektion 43 „A description of Winkelmann's picture 'The Winter'" zu fertigen oder die am Ende des Buches angegebenen Briefe auszuarbeiten vermögen, dann verdient sein Unterricht im höchsten Mafse die Anerkennung, die wir seinem Buche vorenthalten müssen.

Dr. Anselme Ricard, Französisches Lesebuch mit einem vollständigen Wörterverzeichnisse. (Ausgabe für das deutsche Reich.) Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage. Broschiert 1,20 Mk. Prag, Gustav Neugebauer, 1893. Leipzig bei C. Cnobloch. X und 168 Seiten.

Das Buch zerfällt in 7 Hauptabteilungen: I. Descriptions (18 Stücke), II. Fables (18 St.), III. Anecdotes et Récits (34 St.), IV. Traits et Anecdotes de grands Hommes (26 St.), V. Récits de la vie des Animaux (10 St.), VI. Histoire (12 St.), VII. Morceaux de Poésie (41 St.). Der Inhalt ist im Ganzen gut gewählt, wenn mir auch die Fabeln etwas übertrieben lebhaft zu sein scheinen. Die deutsche Überschrift zu jedem einzelnen Stücke halte ich neben der französischen für sehr entbehrlich. Papier und Druck lassen viel zu wünschen übrig. — Inhaltlich dürfte sich das Bändchen nicht für unsere Gymnasien, wohl aber für Schulen, in denen das Französische früher angefangen wird, eignen.

Von demselben Verfasser und im gleichen Verlag erschienen, liegen uns noch vor: Premier Vocabulaire Français, 1886 (M. 0,40, kartonn.), ein Büchlein nach Art von Ploetz' bekanntem „Kleinen Vokabelbuch“, und Livre de Conversation méthodique française pour commençants (IIe partie du Petit Vocabulaire) 1893 (M. 0,75 ungeb.), das manches Gute enthält, aber für die Einführung in die französische Konversation beim Klassenunterricht so wertlos sein dürfte, wie die meisten anderen Bücher dieser Art.

H. Taine: Les Origines de la France contemporaine. Napoléon Bonaparte. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, E. A. Seemann (jetzt Dr. P. Stolte) 1894. (M. Hartmanns Schulausgaben, Nro. 16.) Gebunden M. 1.—.

Wenn irgend ein französischer Historiker der Gegenwart, so hat Hippolyte Taine ein Recht auf Beachtung in unseren Mittelschulen. Man kann deshalb dem Herausgeber nur dankbar sein, dafs er es ermöglicht hat, die Schüler mit einem der interessantesten Teile von Taines epochemachendem Werke, das sich infolge seines gewaltigen Umfanges ihrer Kenntnis sonst entziehen würde, bekannt zu machen. Die Ausgabe genügt vollkommen allen Anforderungen, die die Schule berechtigterweise stellen kann. und eine Verwendung derselben im Unterricht dürfte Lehrern wie Schülern zur Befriedigung gereichen. — Selbstverständlich gibt es auch Punkte, betreff derer Referent nicht ganz mit dem Herrn Herausgeber übereinstimmt, wie z. B. die Angabe der zahlreichen Belegstellen unter dem Text, die Einteilung des letzteren in Kapitel mit eigenen Überschriften, aber Meinungsverschiedenheiten wird es ja überall geben, wo zwei Menschen denselben Gegenstand betrachten.

Ein Punkt, den ich indessen aus praktischen Gründen nicht

unbesprochen lassen kann, ist, dafs die „Anmerkungen“, in denen übrigens mit richtigem Takt das Zuviel und das Zuwenig vermieden ist, dem Bändchen in loser Form beigegeben sind (ein Gummiband hält sie fest). Ich würde eine solche Kleinigkeit nicht erwähnen — dieser Umstand hat ja mit dem Werte der Ausgabe nichts zu thun — wenn ich nicht wüfste, dafs derartige bewegliche Teile in letzter Zeit gerade in neusprachlichen Schulbüchern Mode geworden sind, und wenn ich nicht die Gelegenheit benützen zu müssen glaubte, eben gegen diesen Gebrauch Verwahrung einzulegen. Solche bewegliche Anhängsel sind ganz besonders leicht dem Verlieren und Verderben ausgesetzt, sie bieten zerstreuten Schülern leicht eine Gelegenheit zum Spielen, und, was den Unterricht betrifft, so ziehen sie, wie die Anmerkungen unter dem Text, von denen man mit Recht mehr und mehr abgekommen ist, die Augen des Schülers — des nachlässigen natürlich, aber dieser ist ja gerade der Hauptgegenstand unserer Sorge — vom Texte ab und schwächen so seine Aufmerksamkeit.

Der Druck und die Ausstattung ist tadellos; Druckfehler sind (aufser den auf S. 116 nachgetragenen) nur wenige stehen geblieben, auch der Preis ist ein höchst angemessener.

Bamberg. Bruno Herlet.

Ohlert, Methodische Anleitung zum Unterricht im Französischen. Im Anschlufs an die französischen Unterrichtsbücher des Verfassers und mit Berücksichtigung der neuen Lehrpläne. Hannover, Carl Meyer, 1893. 8°. 111 Seiten. M. 1,50 geb.

Der Verfasser ist der Überzeugung, dafs viele seiner Kollegen mit der von den neuen preufsischen Lehrplänen aufgestellten Forderung, die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen, nichts Rechtes anzufangen wissen. Diese Herrn sollen durch das genannte Buch aufgeklärt werden. Der Verf. gibt in seiner Anleitung in dialogischer Form Anweisung für einen Lautierkursus, für die Einführung in die französische Schrift, für die Behandlung des Lesestücks (hier haben die Schüler das Lesestück abzuschreiben und während der Stunde die deutsche Interlinearversion darunter zu setzen) und endlich für die Einführung in die Grammatik. Hierauf folgt die Darstellung des Lehrgangs für das zweite Jahr, in welchem die unregelmäfsigen Verba zu behandeln sind. Merkwürdiger Weise werden dieselben so auseinander gerissen, dafs im ersten Vierteljahr von allen Verben das participe présent und das imparfait, im zweiten das futur, im dritten das présent und im vierten passé défini und participe passé gelernt werden. Im dritten Unterrichtsjahre haben sich die Schüler die Komposita der unregelmäfsigen Verba anzueignen. Dann folgt noch eine Probe für die Behandlung der Syntax in Untersekunda (Veränderlichkeit des participe passé). Für die Anhänger der alten, deutsch-französischen Übersetzungsmethode ist es tröstlich, dafs der Verfasser am Schlusse seines Buches hinzufügt: „Immerhin mögen in den beiden

letzten Unterrichtsjahren deutsche Stücke ab und zu in das Französische übersetzt werden. Sie tragen zur Förderung der Sprachkenntnis weit weniger bei, als eine ausgedehnte und vertiefte Lektüre; ihr Nutzen besteht in der eingehenden Vergleichung der verschiedenartigen Sprachmittel, eine Vergleichung, die allerdings erst dann Früchte tragen kann, wenn beide Sprachen, die deutsche und die französische, bis zu einem ziemlich hohen Grad beherrscht werden". Zu diesem Satze möchten wir doch bemerken, dafs Herr O. den Nutzen dieser Übungen nicht genug würdigt. Die neuen preufsischen Lehrpläne, die ja gewissermafsen der Ausdruck der Zeitrichtung sind, legen viel Gewicht auf Geübtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache; selbst im Lehrplan für Gymnasien wird (S. 32) verlangt. „Fortgesetzte Übungen im Sprechen in jeder Stunde, in der Hauptsache auf Frage und Antwort beschränkt." Dabei haben aber unsere Schüler doch im ganzen zu wenig Gelegenheit, sich in der fremden Sprache zu üben, um sie so sprechen zu lernen, wie es unsere im Auslande lebenden Landsleute thun, nämlich so, dafs sie gleich in der fremden Sprache denken. Für unsere Schüler ist das Sprechen immer ein Übersetzen, den einzigen Fall höchstens ausgenommen, wo sie Fragen über ein soeben in der fremden Sprache behandeltes Lesestück in frischer Erinnerung an die vorgekommenen Ausdrücke und mit Verwendung der vom Lehrer in der Frage gebrauchten Wendungen mit eben diesen Ausdrücken und Wendungen beantworten. Dies ist aber nur eine augenblickliche Wirkung. Würden diese Fragen erst mehrere Tage nach Durchnahme des Lesestücks und auf Deutsch gestellt, so würden die Schüler ihre Antwort zuerst deutsch denken und dann übersetzen. Dieses auf Übersetzung beruhende Sprechen wird aber doch gewifs desto rascher vor sich gehen und dem Sprechen der Muttersprache desto näher kommen, je rascher dem Schüler die nötigen Vokabeln einfallen. Sie werden ihm aber um so rascher einfallen, je mehr er geübt worden ist, für ein deutsches Wort das fremde zu setzen. Deutsche zusammenhängende Stücke, die so bearbeitet sind, dafs jede Wendung wörtlich wieder gegeben werden kann, sind also nicht nur nicht zu verwerfen, sondern gerade für deutsche Schüler höchst nützlich, denn es ist nicht einerlei, ob man zu einem französischen Worte die deutsche Bedeutung, oder zu einem deutschen die französische hinzulernt. Diese beiden Operationen verhalten sich zu einander wie das Wiedererkennen einer schon einmal gesehenen Person zu der Fähigkeit, eines Abwesenden Aussehen zu beschreiben, letzteres ist offenbar schwieriger und schliefst das erstere mit ein, der Schüler mufs also, um sprechen zu können, die Übersetzung einer Anzahl deutscher Begriffe gleichsam als eisernen Bestand fest im Gedächtnisse haben. Mit fortschreitender Übung, durch vieles Lesen, durch täglichen Verkehr mit Ausländern kann man es soweit bringen, dafs man in der fremden Sprache denkt, aber die Schule an sich allein wird nur das übersetzende Sprechen erzielen können. Die Verfasser der preufsischen Lehrpläne haben deshalb, einsichtiger als die radikalen Reformer, sich wohl gehütet, die deutsch-französischen Übersetzungen

aus dem Lehrplan zu verbannen. Es besteht ja auch nicht das geringste Hindernis, ein deutsches znsammenhängendes Stück gesprächsweise ebensogut durchzuarbeiten als ein französisches. Wenn Herr O. S. 10 sagt: „Das Übersetzen aus dem Deutschen ist schädlich, da es die Schüler in stetem Wechsel zwingt, deutsche und französische Laute zu sprechen, und so der Gewöhnung an die abweichende französische Artikulation geradezu entgegenwirkt", so ist zu bemerken, dafs es ein höchst verwerflicher Schlendrian ist (und nicht blofs beim Unterricht in neueren Sprachen), in der Stunde mosaikartig deutsche und fremdsprachliche Sätze zusammensetzen zu lassen: in den Übungsstunden aus dem Deutschen darf gar kein deutscher Satz laut gelesen werden, und in den Lektürestunden mufs das ganze zum Übersetzen ins Deutsche bestimmte Stück entweder zu Anfang oder zu Ende der Stunde unter lebhafter Inanspruchnahme der ganzen Klasse im Zusammenhang vorgelesen werden. Anders zu verfahren ist eine pädagogische Sünde. — Der von Herrn O. geschilderte Lehrgang ist ungemein kompliziert und enthält unseres Erachtens zu viel Klügelei, jeder trait d'union wird sokratisch herausgeforscht. Die Schüler sind genötigt, aus allen möglichen Lesestücken, die oft weit auseinander liegen (wie Seite 71 aus den Nummern 65 und 4) die nötigen Beispiele zusammenzusuchen; wozu hat man denn die Grammatik, wenn man sich eine zweite aus den Lesestücken zusammensuchen mufs? Oft stehen gar keine Beispiele für die zu erörternde Regel in den Lesestücken, hier schreibt Herr O. selbst die Beispiele (die übrigens schon in seiner Grammatik stehen) an die Tafel (S. 103, 104, 105). Wozu diese doppelte Buchführung? Die Methode Ploetz (älterer Ordnung) mit ihren 79 auf eine lange Reihe von Jahren verzettelten Lektionen taugte nicht viel, aber zäumt diese neue Methode nicht das Pferd beim Schweife auf, wenn man wie Herr O. erst eine lange Katechese über die Konjugation der deutschen Zeitwörter abhält, dann allmälich auf das Französische übergeht, zuerst das imperfait mit den dazu gehörigen Pronomen konjugieren läfst, hierauf die fragende und verneinende Form desselben einübt, dann den Plural der Substantiva behandelt und endlich jetzt erst auf die verschiedenen Formen des Artikels zu sprechen kommt? Wenn man sich Jahrzehnte lang mit Französisch beschäftigt hat, so kommt man leicht dazu, dem Schüler zu viel zuzumuten, weil man ein wenig das Gefühl für den Standpunkt desselben verloren hat. Da wäre es gut, wenn die Herren Reformer einmal den Versuch machten, etwa Russisch oder Arabisch oder auch nur Dänisch nach ihrer Methode zu lernen, wir würden sie dann wahrscheinlich bald zu einer Methode — und wäre es die von Otto, Sauer oder Gaspey — zurückkehren sehen, die ihnen doch einen gewissen Überblick über das grammatische Lehrgebäude gewährte und ihnen Zeit liefse, sich die einzelnen Thatsachen in langsamem, geordnetem Fortschreiten anzueignen.

München. Dr. Wohlfahrt.

Saure, H., Englisches Lesebuch für Realgymnasien, Oberrealschulen und verwandte Anstalten. Nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. I. Teil. 2. vermehrte Auflage. Herbig. 1894. 8°. S. XV, 288. Ungeb. 2 M. 30 Pf.

— Selections from Modern English Novelists and Essayists. For School, College and Home. Senior Part. Ebenda. 8°. S. VIII, 250. ungeb. 2 M. 25 Pf.

Wingerath, Dr. H., New English Reading-Book for the use of middle forms in German High-Schools. Cologne 1894. Dumont-Schauberg. 8°. S. XII, 345. geb. 3.— M.

Diese englischen Lesebücher gehören zu den besten, welche der an solchen Erscheinungen wahrlich nicht arme Büchermarkt aufzuweisen hat; es läfst sich an ihnen so recht der Umschwung erkennen, welcher in der Art fremde Sprachen zu lehren in den letzten 10 Jahren eingetreten ist. So sehr beider Verfasser Ansichten in manchen Punkten auseinander gehen, in **einem** sehr wesentlichen stimmen sie überein: sie zeigen sich als Neuerer im guten Sinne, indem sie den jetzigen Anforderungen durch Aufnahme eines „Phraseologie bez. Object Lessons" betitelten Abschnittes Rechnung tragen, welcher dazu bestimmt ist, den Lernenden mit der guten Umgangssprache bekannt zu machen, und in beiden Büchern in vollkommen idiomatischem Englisch geschrieben ist. Der in diesen Übungen verwertete Wortschatz ist ein so ungemein reicher, dafs neben einem solchen Lesebuch der Gebrauch eines eigenen Vokabulariums überflüssig sein wird.

Saures engl. Lesebuch I. Teil eignet sich vorzüglich für die unteren und mittleren Klassen aller Arten von Schulen, für welche ein engl. Lesebuch angezeigt ist. Es umfafst, abgesehen von der schon erwähnten Phraseology, Stories and Traits of Character (82 Anekdoten und kürzere Erzählungen), The History of England in Epochs (51 Lesestücke über Englands Geschichte von der römischen bis zur Neuzeit), London and its Environs in 20 Nummern, English Manners and Customs, Geography in 18 Stücken. Dazu kommen noch 9 Tales from the Great Novellists, 6 Lives of Eminent Men (Stephenson, Livingstone, Lincoln etc.) und 32 Gedichte. Auch Vorbilder für Familiar Letters fehlen nicht.

Die Selections, Senior Parts zeichnen sich nicht minder als das vorgenannte Buch durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts aus und können nicht nur für die oberen Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen sondern auch zum Privatgebrauche warm empfohlen werden. Wir finden in ihnen die bedeutendsten englischen und amerikanischen Essayisten, Novellisten und Redner des 19. Jahrhunderts vertreten; einzelne Auszüge sind wahre Kabinettstücke. Beide Bände sind sehr gut ausgestattet.

Die von Wingerath bei der Zusammenstellung seines New English Reading-Book beobachteten Grundsätze, weichen dadurch wesentlich von denen Saures ab, dafs er sich nicht wie dieser auf England beschränkt, sondern zunächst die Schüler auf heimatlicher Erde läfst,

ihnen die Gegenstände ihrer unmittelbaren Umgebung vorführt und dann erst auch auf dieselben Gegenstände in der Fremde ihren Blick lenkt. Er führt also auch hervorragende Ereignisse und Persönlichkeiten aus der vaterländischen Geschichte vor. Da trotzdem in seinem sehr inhaltreichen Buche England die gebührende Berücksichtigung findet und auch hier Inhalt und Form durchweg mustergiltig sind, so kann auch dieses Buch für die mittleren Klassen sehr wohl befürwortet werden. Es enthält: 14 Object Lessons, 16 Fables, 10 Parables, 26 Fairy Tales and Stories, 60 Anecdotes and Narratives, (40 gröfsere Stücke) History, 10 Geography, 14 Sciences, 10 Letters, 25 Miscellaneous Extracts und 60 Gedichte epischen und lyrischen Inhalts. Dazu kommt noch ein Appendix (English Money, Measures and Weights). Papier, Druck und Einband sind gleich gut.

Der kleine Toussaint-Langenscheidt. Französisch I. u. II. Bändchen je 1 Mk.

Englisch M. 1,50. Berlin. Langenscheidtsche Verlagshandlung. 1895.

Diese kleinen, hübsch ausgestatteten Büchlein sollen und werden solchen Leuten dienen, welchen es genügt, von der fremden Sprache gerade soviel zu wissen, dafs sie sich im Auslande „radebrechend" durchschlagen können, oder denen es darauf ankommt schon Erlerntes aufzufrischen, ihren Vorrat an Vokabeln und Phrasen zu ergänzen. Zu diesem Zwecke werden in einzelnen Gruppen (Gottesdienst, Mensch, Gesellschaftliche Einrichtungen, Familie, Eisenbahnwesen u. s. f.) die am häufigsten vorkommenden Wörter und im Anschlusse daran diesen entsprechende Sätze zusammengestellt, wobei besonders auf Gallicismen und Anglicismen die gebührende Rücksicht genommen wurde. Als bemerkenswerter Vorzug des franz. Teiles dürfte man hervorheben, dafs durch Schleifen bez. Trennungszeichen Notwendigkeit und Unterlassung der Bindung angedeutet werden.

München. Wolpert.

Vorlesungen über die Theorie der einfachen und der vielfachen Integrale von Leopold Kronecker. Herausgegeben von Dr. Eugen Netto, Professor der Mathematik an der Universität Giefsen. Leipzig 1894. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X. 346 S. gr. 8°.

Unter Mitwirkung der k. preufs. Akademie der Wissenschaften sollen die Vorlesungen des genialen, unlängst verstorbenen Mathematikers Kronecker, welche er durch lange Jahre an der Berliner Universität gehalten, der Öffentlichkeit übergeben werden, und mit dieser Vorlesung über die Lehre von den bestimmten Integralen wird der Anfang gemacht. Ausgearbeitete Kollegienhefte besafs der von seinen augenblicklichen Impulsen stets in hohem Mafse beherrschte Forscher nicht, vielmehr hielt er sich an blofse Notizen, welche nunmehr dem Herausgeber

zum Anhalte dienten, und weiterhin standen dem letzteren zur Verfügung fünf Nachschriften, die aber natürlich, weil der Meister den Gegenstand stets wieder unter ganz neuen Gesichtspunkten behandelte, keineswegs völlig unter einander übereinstimmten. So war Prof. Nettos Aufgabe keine leichte, aber da er selbst die Vortragsweise Kroneckers genau kennt, so hat er sicherlich seine Aufgabe so vollkommen gelöst, wie es unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war. Zusätze zu machen, hat er sich grundsätzlich enthalten; nur ganz kurz werden in den beigefügten „Anmerkungen" einige sachliche und literarische Punkte berührt, und es wird insonderheit angegeben, in welchen Abhandlungen Kroneckers weitere Ausführungen der in der Vorlesung berührten Gedanken zu finden sind.

Die Materie selbst ist, wie auch das Vorwort hervorhebt, und wie es jeder, der einmal den grofsen Forscher vortragen hörte, auf die eigene Erfahrung hin erwarten mufste, nicht gerade systematisch dargestellt, sondern es sind grofsenteils eigene, schöpferische Gedanken, welche man in dem Werke niedergelegt findet. Es wird also dadurch auch nicht etwa ein Lehrbuch überflüssig gemacht, wie man es von G. F. Meyer (Professor am Münchener Realgymnasium) besitzt; im Gegenteile sollte dieses erst jeder studiert haben, der Kroneckers Auffassung kennen lernen will. Trotzdem darf die Darstellung nicht eigentlich als eine schwierige bezeichnet werden, vielmehr scheint uns persönlich der Vortragende ganz ungewöhnlich viel Mühe auf sorgfältigen, stellenweise fast elementaren Ausdruck seines Gedankenganges verwendet zu haben. Als auf besonders bemerkenswerte Objekte machen wir aufmerksam auf den Cauchyschen „Residuenkalkul", auf den Integrallogarithmus, auf die Behandlung des Potentiales und der allgemeinen Mannigfaltigkeitslehre. Ganz besonderes Interesse gewähren gelegentliche Intermezzos, wenn Kronecker, die strenge Entwicklung unterbrechend, einer subjektiven Ansicht Raum gibt. So z. B. S. 236, wo von der Umkehrbarkeit gewisser Integrale die Rede ist, so noch mehr S. 217. Was hier ein Analytiker höchsten Ranges über einen eigenartigen Kunstgriff, den sogenannten „Diskontinuitätsfaktor" von Dirichlet, sagt, ist so wahr und zugleich so ermunternd für die Anfänger, dafs es von diesen recht viele nachlesen sollten; die meisten derselben staunen, wenn sie an diese verwickelte Operation kommen, schreiben aber dieses Gefühl des Unbefriedigtseins ihrer eigenen Schwäche zu und werden sich nun sehr freuen, auch einen Kronecker überrascht darüber zu finden, dafs die Mathematik auf rein formalem Wege Schwierigkeiten zu beseitigen vermag, welche „durch die Natur selbst gegeben" sind.

Es ist erfreulich, dafs nach und nach die Schriften und Vorlesungen der verstorbenen oder in hohem Alter noch lebenden führenden Geister der deutschen Mathematik in bequemen Ausgaben dem Publikum zugänglich gemacht werden. Mit den Elaboraten Kroneckers macht die vorliegende erste Lieferung einen guten Anfang.

Elemente der theoretischen Physik von Dr. C. Christiansen, Professor der Physik an der Universität Kopenhagen. Deutsch herausgegeben von Dr. Joh. Müller. Mit einem Vorwort von Dr. E. Wiedemann, Professor der Physik an der Universität Erlangen. Mit 143 Figuren im Text. Leipzig 1894. Johann Ambrosius Barth (Arthur Meiner). VIII. 448 S. gr. 8.

Der in diesem Buche behandelte Gegenstand ist ein überaus vielseitiger, denn der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, alle die zahlreichen Materien, welche man unter dem Gesamtnamen der theoretischen Physik zusammenfafst, und welche vielfach schon zu selbständigen Wissenszweigen sich ausgebildet haben, unter einheitlichen Gesichtspunkten abzuhandeln. Mit Herrn Wiedemann können wir die Absicht des Autors als eine freudig zu begrüfsende, die Verwirklichung dieser Absicht, insbesondere auch, soweit die deutsche Bearbeitung in Frage kommt, als eine wohlgelungene bezeichnen. Behandelt sind mithin in dem mäfsig starken Bande die nachstehend aufgezählten Disziplinen: Dynamik fester Körper (incl. Potentialtheorie), Elastizitätslehre, Hydrostatik und Hydrodynamik, Kapillarität, Elektrostatik, Magnetismus, Elektrodynamik und Induktion, Vibrationstheorie in ihrer Anwendung auf Elektrizitätslehre und Optik, endlich mechanische Wärmetheorie mit besonderer Berücksichtigung der Wärmeleitung. Vom Standpunkte des Systematikers wäre nur zu wünschen, dafs auch die Statik, deren wichtigste Sätze ja da und dort in der Bewegungslehre vorkommen, eine selbständige Stellung am Eingange des Werkes angewiesen erhalten hätte.

Die Entwicklung der einzelnen Lehre ist durchweg eine klare und so elementare, als es die Sache zulassen will; die Ausstattung ist eine höchst lobenswerte. Als eine Konsequenz der letzteren erscheint die durchgängige Ersetzung des üblichen horizontalen Bruchstriches durch einen solchen, der nahezu vertikal verläuft; minder zweckmäfsig erscheint uns die Wiederauffrischung der Newton'schen Bezeichnung für das Infinitesimale. Kaum bleibt irgend ein neueres Kapitel unbesprochen, und so eignet sich das Werk sehr gut für Lehrer und andere Männer der Praxis, welche im Getriebe ihrer Thätigkeit unmöglich in lebendigem Kontakte mit der rasch fortschreitenden Wissenschaft bleiben können, von Zeit zu Zeit aber sich wieder einen vollständigen Überblick über den gegenwärtig erreichten Stand zu verschaffen wünschen. Dieser Umstand macht solche Kompendien auch besonders empfehlenswert für Schulbibliotheken.

Mancher Leser wird, je nach seiner individuellen Neigung, den Wunsch hegen, dafs dieser oder jener Punkt weiter ausgeführt wäre. So wären wohl statt der nicht gerade sehr instruktiven Beispiele für die Lösung von Attraktionsproblemen mittelst des Potentiales besser einige aus der reichen Fülle derjenigen herauszugreifen gewesen, welche bei der genaueren Bestimmung der Erdgestalt Verwendung finden; neben den isothernen Kurven, auf deren Studium man bei der Erörterung der van der Waals'schen „Zustandsgleichung“ geführt wird, hätten

vielleicht auch die neuerdings durch Blümcke u. a, eingeführten graphischen Versinnlichungen mit drei Dimensionen eine Erwähnung verdient. Es liegt uns indessen sehr ferne, solche subjektive Anschauungen zum Mafse unseres Urteiles nehmen zu wollen, vielmehr halten wir daran fest, dafs das Christiansen-Müllersche Werk neben den einen analogen Zweck anstrebenden Werken von Thomson-Tait und V. von Lang seiner Aufgabe voll gerecht wird, ja es darf sogar vor den genannten noch gewisse Vorzüge für sich in Anspruch nehmen.

München. S. Günther.

Die Grundlagen der ebenen Trigonometrie. Ein Leitfaden für den Unterricht. Mit Übungsaufgaben. Von Jos. Lengauer, Professor an dem k. alten Gymnasium zu Würzburg. Kempten. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 1894. 51 S.

Es möge gestattet sein, zur Kennzeichnung des Büchleins zunächst eine kurze Schilderung des Inhalts, sowie des eingehaltenen Lehrgangs zu geben:

Nachdem die einfachsten und notwendigsten goniometrischen Gleichungen für spitze Winkel abgeleitet und passende Aufgaben beigefügt sind, folgt sogleich die Berechnung des rechtwinkligen und gleichschenkligen Dreiecks, sowie eine Reihe von Aufgaben über den Kreis und das regelmäfsige Vieleck. Der nächste Abschnitt liefert in hinreichendem Umfange die allgemeinen Formeln der Goniometrie, die wiederum von einer Reihe gut gewählter Beispiele begleitet sind. Die Formeln zur Berechnung des schiefwinkligen Dreiecks, sowie die Zahlen- und Textaufgaben über allgemeine Dreiecke bilden den Inhalt des folgenden Abschnittes. Das Schlufskapitel umfafst: Kompliziertere goniometrische Gleichungen und Umformungen, die bekanntesten Beziehungen zwischen Flächeninhalt, Winkel und Radien des ein- und umgeschriebenen Kreises beim Dreieck, ferner einige schwierigere Aufgaben über Berechnung von Dreiecken und Vierecken, sowie eine Reihe hübscher Anwendungen der Trigonometrie auf die praktische Geometrie.

Die ganz im Sinne der Schulordnung für die humanistischen Gymnasien gehaltene Anordnung des gebotenen Lehrstoffes darf als eine wohlgelungene bezeichnet werden. Die schon sehr bald (Seite 7) auftretenden Anwendungen der einfachsten goniometrischen Gleichungen lassen das bei fortgesetzten theoretischen Entwicklungen nur zu leicht eintretende ermüdende Gefühl des Schülers nicht aufkommen. Solche frühzeitige Anwendungen wirken vielmehr (nach Anschauung des Referenten) befruchtend auf die Interessenahme des Schülers, sie ermöglichen ein intensives Einprägen der ersten Elemente der Goniometrie und ebnen den Boden für das richtige Verständnis der später folgenden allgemeinen goniometrischen Entwicklungen. Freilich mufs bei diesem Lehrgang (um schon so frühzeitig die Logarithmen benützen zu können) der Lehrer der Mathematik in der 7. Klasse seinen Unter-

richt in der Zahlenlehre, was ja ganz leicht möglich ist, entsprechend einrichten.

Als besondere Vorzüge des Leitfadens dürften noch gelten: Überall ist das wenige Gedächtnismaterial durch besonderen Druck in leicht ersichtlicher Weise hervorgehoben. In den Musterbeispielen für die Berechnung der Dreiecke sind die Schemata für die Anordnung der Rechnung gut und übersichtlich angeführt. Den schwierigeren Aufgaben ist eine kurze Anleitung beigegeben. Ist auch der Physikunterricht an den humanistischen Gymnasien in der Hauptsache experimentell, gewisse rechnerische Aufgaben können doch nicht übergangen werden. Es mufs deshalb mit Freuden begrüfst werden, dafs in dem Übungsstoff des Büchleins zahlreiche Aufgaben über Mechanik sich befinden. Die Reihenfolge dieser physikalischen Aufgaben ist mit Geschick so gewählt, dafs die Schüler der 7. Klasse beim Herantreten an diesen Übungsstoff die nötigen Vorkenntnisse in der Physik sich erworben haben.

Einige kleine Ausstellungen, die allenfalls gemacht werden könnten, mögen hier ebenfalls erwähnt werden: In § 10 hätten vielleicht noch einige Worte über die allgemeine Gültigkeit der Formeln $\sin^2\alpha + \cos^2\alpha = 1$ etc. etc., in § 11 hätten die Gleichungen $\sin(270^\circ - \varphi) = \cos\varphi$ etc. etc. beigefügt werden können. Derartige Geringfügigkeiten lassen sich jedoch beim Unterricht sofort ergänzen. Bei Benutzung irgend eines anderen Lehrbuches der Trigonometrie wird der Lehrer kaum weniger ergänzen müssen.

Der Lengauer'sche Leitfaden der ebenen Trigonometrie darf sicher als eine wertvolle Bereicherung unseres Lehrmittelschatzes angesehen werden. Auf diesen wenigen (51) Seiten findet sich der für die Schüler des Gymnasiums vollständig ausreichende, gut geordnete Lehrstoff, begleitet von einer grofsen Menge des nützlichsten und interessantesten Übungsmaterials. Möge das Büchlein die reiche Verbreitung finden, die es verdient!

Nürnberg. Hecht.

Boltzmann, Dr. L. Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes. 2. Teil. Leipzig. Barth. 1893. XI. Preis 5 M.

Der bedeutende Maxwell-Commentator hat dem ersten, im 29. Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 549 angezeigten Teile seiner Vorlesungen nun einen zweiten folgen lassen. Während es sich in jenem zunächst darum handelte, die Grundzüge der Theorie darzulegen und ihre Hauptgleichungen für die Anwendung auf einschlägige Probleme zu entwickeln, stellt sich der Verfasser in dem vorliegenden Teile vor allem die Aufgabe, der alten Fernewirkungstheorie ihren Platz in der Maxwells anzuweisen und zu zeigen, welche Begriffe den aus der alten in die neue Theorie übergegangenen Bezeichnungen beizulegen sind. Und während sich der Verfasser im ersten Teile darauf beschränken mufste, die Lösung von Problemen nur in allgemeinster Form darzu-

legen, kommt er im vorliegenden, nachdem er die Grundgleichungen noch einmal, auf etwas anderem Wege abgeleitet hat, dazu, spezielle Fälle aus der Elektrostatik, der Theorie der stationären Strömung, von magnetischen Erscheinungen und der Induktion zu behandeln. Eine reichhaltige Literaturübersicht ist auch diesem zweiten Teile beigegeben und ein ausgedehntes Formelverzeichnis erleichtert das Studium der äufserst interessanten Arbeit, mit welcher der Verfasser seinem Ideale, „alle speziellen Beispiele so ausführlich wie in der alten Theorie zu behandeln und dadurch das Studium der alten Lehrbücher gewissermafsen überflüssig zu machen“ um ein gutes Stück näher gekommen ist.

Neumann Dr. C. Beiträge zu einzelnen Teilen der mathematischen Physik, insbesondere zur Elektrodynamik, Hydrodynamik, Elektrostatik und magnetischen Induktion. Leipzig. Teubner. 1893. IX. Preis 10 M.

Der Verfasser greift in dem vorliegenden Buche einzelne physikalische Gesetze aus der Theorie der elektrischen Ströme im Innern und an der Oberfläche eines Körpers, der Hydrodynamik (Hamilton'sches Prinzip), der Elektrostatik und dem Induktionsmagnetismus heraus, um unter Anwendung derselben auf spezielle Fälle weitere Consenquenzen zu ziehen und in der ausgesprochenen Absicht, mit Hilfe derselben eben jene Gesetze genauer kennen zu lernen. Er beruft sich mit Recht darauf, dafs ja auch Newton, Huyghens, Euler, die Bernoulli und andere in ähnlicher Weise verfuhren und gerade dadurch zum Ausbau der Mechanik wesentlich beigetragen haben. Und wenn auch durch die Arbeiten Maxwells und Hertzs die Wissenschaft gerade in unserer Zeit ohne allen Zweifel einen gewaltigen Ruck vorwärts gemacht hat, so ist sie doch im Gebiete der Elektrizitätslehre noch nicht auf dem Standpunkte angekommen, um Arbeiten wie die vorliegende entbehrlich zu machen. Um aus dem Inhalte, dessen Behandlung sich durch wohlthuende Klarheit des Ausdrucks und Leichtfafslichkeit der Darstellung auszeichnet, nur zwei Punkte hervorzuheben, sei erwähnt, dafs der Verfasser Seite 176 nachweist, dafs sich der Satz vom Kräfteparallelogramm als eine notwendige Folge des Satzes vom isotropen Drucke der Flüssigkeiten ergibt und dafs er S. 238 in überzeugender Weise darlegt, dafs die äufserlich so sehr in die Augen fallende Übereinstimmung zwischen gewissen Gesetzen der Elektrodynamik und der Hydrodynamik eines tieferen inneren Grundes entbehre. Wohl mit Rücksicht auf die bei der Behandlung der einzelnen Fragen vielfach verwendete Riemannsche Flächentheorie löst der Verfasser im Anhange in äufserst interessanter und doch leicht zu verstehender Form die Aufgabe, mehrfach zusammenhängende, geschlossene und sich selber nicht durchsetzende Flächen und ihre Aufsen- und Innenräume durch geeignete Schnittkurven in einfach zusammenhängende Flächen zu verwandeln. Endlich versucht er auch zur Lösung gewisser Fragen durch gelegentlich eingestreute Andeutungen

und Hinweise auf die Schwierigkeiten derselben teils selbst einen Beitrag zu liefern, teils andere zur weiteren Forschung anzuregen.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Algebra an den höheren Schulen. Von Dr. H. Heilermann und Dr. J. Diekmann. 2 Teile, 6. bzw. 4. Aufl. G. D. Baedeker, Efsen 1894.

Dies bisher in 3 Teile gegliederte vorzügliche Werk erscheint in vorliegender neuer Auflage nur mehr zweiteilig. Der erste Teil enthält die vier Grundrechnungen, die linearen Gleichungen, die Potenzrechnungen und die quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten; der 2. Teil die quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten, die Progressionen, kubische und biquadratische Gleichungen, niedere Analysis. Auch solche Gebiete, wie Kettenbrüche, diophantische Gleichungen etc. etc., die nicht mehr in das Pensum der höheren Schulen gehören, finden eine kurze Besprechuug, „weil sie strebsamen Schülern Stoff zu selbstständiger freier Thätigkeit bieten und so zur Anregung des wissenschaftlichen Sinnes beitragen können."

Die Erklärungen und Entwicklungen sind in klarer und dabei möglichst knapper Darstellung gegeben, eine genügende Auswahl von Beispielen bietet den erforderlichen Übungsstoff. Besonders zahlreich sind die eingekleideten Aufgaben für Gleichungen, bei denen durch Aufnahme alter Beispiele aus den Rechenbüchern eines Ad. Riese, Chr. Rudolff etc. etc. für belehrende und interessante Abwechslung gesorgt ist; wie auch sonst zahlreiche geschichtliche Notizen dem Buche besonderen Wert verleihen.

Mathematische Hauptsätze für Gymnasien von Dr. H. Bork, Prof. Pensum des Untergymnasiums. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1895. 1,90 M.

Der vorliegende Leitfaden soll nach der Absicht des Herrn Verf. lediglich der Wiederholung und Befestigung des im Unterricht Erlernten dienen. Indem sich daher die Darstellung auf die eigentlichen Hauptsätze beschränkt, alles Unwesentliche ausschliefst und Anwendungen auf Beispiele und Aufgaben, „die unmittelbar aus dem lebendigen Unterricht hervorgehen müssen", dem Lehrer überläfst, ist es dem Herrn Verf. gelungen, den gesamten mathematischen Lehrstoff (mit Ausschlufs des Pensums der zwei oberen Klassen) in einem Buche von mäfsigem Umfang (167 S.) zu behandeln.

Der 1. Teil, Rechnen, enthält die notwendigsten Erklärungen über die 4 Rechnungsoperationen mit ganzen und gebrochenen Zahlen, die Teilbarkeit (S. 7, 3. Z. v. vorn fehlt „2"), Mafse und Gewichte. Der zweite Teil, Mathematik, behandelt nach einleitenden Bemerkungen über Zahl- und Raum-Gröfsen in 5 Abschnitten die Planimetrie,

Arithmetik incl. Gleichungen 1. und 2. Grads, Berechnungen von Dreiecken, Vielecken und Kreisen, Trigonometrie, ohne Berechnung des allgemeinen Dreiecks, Stereometrie.

In klarer und knapper, von jeder Künstelei freier Fassung und methodischer Anordnung enthält das Buch alle die zum systematischen Aufbau des Ganzen notwendigen Begriffe und Lehrsätze und deren Beweise, letztere in rein dogmatischer Form gegeben, die ja für eine möglichst kurze, schriftliche Darstellung nicht entbehrt werden kann. Indem es so den Schwerpunkt des Unterrichts und Studiums in die Schule verlegt, gewährt es der individuellen Thätigkeit des Lehrers den weitesten Spielraum und wird daher sicher zahlreiche Freunde finden und für den Schulzweck brauchbar sich erweisen.

Sammlung mathematischer Formeln und Lehrsätze, von Dr. P. Weinmeister. Leipzig 1894. Sigismund u. Volkening.

Die vorliegende Sammlung mathematischer Formeln soll nicht die Stelle eines Lehrbuchs im Unterricht ersetzen, sondern dem Schüler nur als Nachschlagebuch dienen sowohl bei der Lösung von Aufgaben, als besonders bei der Wiederholung des gesamten mathematischen Lehrstoffs im letzten Jahre. Dem entsprechend enthält das Büchlein auf 38 Seiten nur Resultate ohne beigefügte Ableitungen oder Beweise; und zwar die Formeln der Arithmetik und Algebra einschliefslich Kombinatorik und einigen höheren Reihen, die Kongruenz- und Ähnlichkeitssätze, die Eigenschaften der merkwürdigen Punkte des Dreiecks und die metrischen Relationen, die gebrauchtesten goniometrischen und trigonometrischen Formeln nebst Behandlung der 4 Kongruenzfälle, sowie die trigonometrische Lösung der quadratischen und reduzierten kubischen Gleichung, endlich die hauptsächlichsten Formeln der Stereometrie.

Das Büchlein wird beim Nachschlagen und Wiederholen gute Dienste thun und durch fleifsige Benützung auch dem Einprägen der Formeln Vorschub leisten. Vielleicht entschliefst sich der Herr Verf. bei event. Neuauflage noch zur Aufnahme der Formeln der sphärischen Trigonometrie und mathematischen Geographie.

Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Von Dr. H. Fenkner. Oberl. 2. A. Braunschweig, Otto Salle 1894.

Das vorliegende Buch umfafst, in 14 Abschnitte gegliedert, die gesamte Arithmetik und die Algebra bis zu den Gleichungen 2. Grades mit einer Unbekannten incl. Es ist aber nicht, wie man nach dem Titel vermuten sollte, eine blofse Aufgabensammlung, sondern es sind jeder Aufgabengruppe die notwendigen Erklärungen und Lehrsätze vorangestellt, deren Beweise sich allerdings der Mehrzahl nach nur auf Erläuterung durch bestimmte Zahlenbeispiele beschränken; trotzdem

dürfte das Gebotene genügen, um den Gebrauch eines eigenen Lehrbuchs neben diesem als überflüssig erscheinen zu lassen.

Im übrigen waren bei der Auswahl und Anordnung des Übungsmaterials dem Herrn Verfasser, der durch seine geometrischen Lehrbücher bestens bekannt ist, die Prinzipien mafsgebend, welche Krumme über den algebraischen Unterricht (im Pädagogischen Archiv 1879 und andernorts) dargelegt hat. Diesen entsprechend sind Aufgaben vermieden, deren Lösung besondere Kunstgriffe oder allzu umfangreiche Umformungen erfordern, dagegen besonders solche aufgenommen, die den Schüler zur bewufsten Anwendung der erlernten Methoden anleiten. Hauptsächliche Berücksichtigung finden ferner Übungen im Ansetzen der Gleichungen und Anwendungen derselben zur Lösung eingekleideter Aufgaben; bei den letzteren insbesonders ist weitgehendst Bedacht genommen auf die Heranziehung anderer Unterrichtsfächer, wie der Geometrie, Trigonometrie, Physik und Chemie; es ist ja zweifellos, dafs hiedurch der algebraische Unterricht nicht nur an Interesse gewinnt, sondern auch ganz wesentlich zum besseren Verständnis dieser Unterrichtsfächer und zur Befestigung des durchgenommenen Lehrstoffs und damit zur Konzentration des Unterrichts beiträgt.

Ein sinnstörender Druckfehler fiel dem Ref. S. 36 Ziff. 3 auf, wo es heifsen mufs: solche zwei Zahlen.

Sammlung mathematischer Aufgaben für den Gebr. in den ob. Kl. höh. Lehranst. zusammengest. von Fr. Bufsler, Prof. Dresden, L. Ehlermann 1894. 1,40 M.

Der Mathematik-Unterricht soll dem Schüler nicht nur die Kenntnis einer Reihe von Lehrsätzen und ihrer Beweise vermitteln, sondern auch immer bestrebt sein, das Wissen zum Können zu steigern. Dazu ist vor allem notwendig, dafs der Schüler durch häufige Übungen Gelegenheit erhält, sich das Erlernte geläufig und dauernd zu eigen zu machen. Freilich ist die hiezu verfügbare Zeit in der Regel ziemlich beschränkt und es erscheint deshalb wünschenswert, besonders strebsamere Schüler auf Sammlungen verweisen zu können, welche ihnen Material zu eigenen selbständigen Übungen liefern. Eine solche will das vorliegende Buch sein, welches mehr als 1000 Aufgaben aus allen Zweigen des mathematischen Schulunterrichts enthält. Dieselben sind, dem gesetzten Zweck entsprechend so gewählt, dafs sie im allgemeinen keine besonderen Schwierigkeiten für die Lösung enthalten, um auch minder begabte Schüler nicht durch fruchtlose Bemühungen zu entmutigen. Die Resultate sind durchwegs beigefügt, bei wenigen schwierigeren Aufgaben auch Fingerzeige für ihre Lösung gegeben.

München. Sondermaier.

Harbordt, Dr. Ferd. und Fischer, M., Machs Grundrifs der Physik für die höheren Schulen des Deutschen Reiches. Zwei Teile. Leipzig, G. Freytag 1893. 1. Teil 175 S. 8. Geb. 2 M. 2. Teil 346 S. 8. Geb. 3 M.

Der erste Teil ist bereits im Juni-Heft 1895 dieser Blätter von anderer Seite besprochen worden. Dem dort Gesagten müssen wir durchgehends zustimmen, doch sei es gestattet, hier noch einiges hinzuzufügen. In § 32 vermissen wir die sonst in dem Buche vorherrschende Klarheit und Einfachheit der Darstellung. Ferner dürfte zu beanstanden sein, wie die Thatsache, dafs die spezifischen Gewichtszahlen im terrestrischen System zugleich die Dichten im absoluten System angeben, verwischt ist zu dem Satze: „im metrischen (?) System sind die Zahlen für das spez. Gewicht und die Dichte eines Körpers dieselben“ (vgl. auch § 3 p. 3). Ebensowenig können wir der Aussage beipflichten, welche sich auf p. 33 findet, dafs das spezifische Gewicht eines Körpers je nach dem Orte auf der Erde verschieden ist; es entspringt diese Schlufsfolgerung aus der vorangehenden Definition, sie widerstreitet aber jeder Methode der Bestimmung des spezifischen Gewichtes und ist deshalb unzulässig, abgesehen von dem Widerspruche, der darin liegt, dafs die spez. Gewichtszahlen dieselben sind wie die Zahlen für die Dichten, letztere aber „überall gleich“ sein müssen. — Von sonstigen kleinen Versehen und Druckfehlern bedarf es hier keiner Erwähnung, da sie beim Gebrauch des Buches sofort richtig gestellt werden können. Im ganzen mufs das Buch als ein in Anlage und Ausstattung vorzügliches Hilfsmittel für den ersten physikalischen Unterricht erklärt werden.

Der zweite Teil des Buches, welcher mit Rücksicht auf die in Preufsen zur Einführung gelangte Teilung des Physik-Unterrichtes in zwei konzentrische Kreise für die drei obersten Klassen der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen bestimmt ist, schliefst an den ersten in allen einzelnen Kapiteln an, kann aber auch, da er dessen Inhalt in einer der entwickelteren Fassungskraft fortgeschrittener Schüler entsprechenden Behandlungsweise wiederholt, ebensogut als ein geschlossenes Ganzes des vollständigen physikalischen Lehrstoffes betrachtet und geeigneten Ortes unabhängig vom ersten Teile benützt werden.

Im Sinne der Mach'schen Grundsätze und im engsten Anschlusse an dessen „Leitfaden für Studierende“ liegt hier ein echt wissenschaftliches Lehrbuch vor, das in seinem vollen Umfange wohl nur an realistischen Anstalten in Gebrauch genommen werden kann. An humanistischen Gymnasien müfste ein grofser Teil des Inhaltes überschlagen werden, aber auch dann noch wird die Fülle des Stoffes und die Art der Behandlung für die Mehrheit der Schüler insbesonders in jenen Ländern wo ein physikalischer Vorkurs nicht angeordnet ist, gar manche Schwierigkeiten bieten. In demselben Grade nämlich, wie der erste Teil dem praktischen Bedürfnis der Schule entspricht, hat der zweite seinen ursprünglichen akademischen Charakter beibehalten,

wenn auch die H. H. Verfasser an manchen Stellen einigermafsen für ein Nivellement im Sinne der Mittelschule gesorgt haben. Dafs hinsichtlich des Inhaltes und der hier im reichsten Mafse in ihr Recht tretenden mathematischen Behandlung nur ausgezeichnet Gutes geboten wird, dafür bürgt schon der Name Mach, dessen „Leitfaden“ wir hier in wenig veränderter Form vor uns haben. Wünschenswert, gerade für realistische Anstalten, wäre es, dafs neben der rein wissenschaftlichen Behandlung etwas mehr Aufmerksamkeit der Anwendung der Naturgesetze in der Technik geschenkt worden wäre. Äufserlich weist der zweite Teil dieselben Vorzüge auf wie der erste: übersichtliche Darstellung im Texte, noch erhöht durch Marginalien, tadellosen, durchweg korrekten Druck, sehr gutes Papier. Aufgefallen ist nur: p. 47 letzte Zeile ist „$\frac{1}{2}$“ zu streichen; p. 103 Schmelzpunkt für Blei 233° statt 330°; p. 118 ist statt „Temperatur t“ zu setzen „Temperaturunterschied t'—t“, p. 152 § 177 mufs es statt „Südpol“ heifsen „Nordpol“; p. 221 Zeile 4 und 6 lies $\frac{3}{4}\lambda$ statt $\frac{1}{4}\lambda$.

3 Anhänge bilden den Abschlufs des Buches: I. Von den Erscheinungen am Himmel, II. von den atmosphärischen Erscheinungen, III. Zusammenstellung der absoluten Mafseinheiten.

Zum Schlusse können wir es uns nicht versagen, allen Herren Kollegen das Buch aufs wärmste zu empfehlen, wenn auch an eine Verwendung desselben im Unterrichte an den bayrischen humanistischen Gymnasien nicht zu denken ist.

Mann, Friedr., Die logischen Grundoperationen der Mathematik. Ein Repetitionsmittel für obere Gymnasial- und Realschulklassen. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895. 55 S. 8°. Geb. 1 M.

Abweichend von der Art anderer der Repetition dienenden Lehrmittel (beispielsweise Brockmanns Repetitions-Kompendium) wird der Forderung der Schulordnung, eine Wiederholung und Erweiterung, sowie übersichtliche Zusammenfassung und Vertiefung des mathematischen Lehrstoffes in der obersten Klasse vorzunehmen, in dem Sinne Rechnung getragen, dafs das rein Philosophische der Mathematik für die Auswahl der Materie und die Form ihrer Behandlung bestimmend sein soll. Damit wird selbstverständlich der Boden der Schulordnung verlassen und ein neuer Lehrgegenstand geschaffen — eine philosophische Propädeutik auf mathematischem Gebiete. Stofflich hat sich der Verfasser bei Durchführung seiner Idee auf die Planimetrie beschränkt, die Ausdehnung derselben auf die übrigen Gebiete in gleicher Weise als zulässig im Vorworte angedeutet. Wieweit bei dem dermaligen Usus, die Prüfungsaufgaben zu stellen, ein praktischer Erfolg mit einer solchen Art der Repetition, die immerhin eine begabte Klasse voraussetzt, verbunden ist, kann ohne Erfahrung nicht beurteilt werden; dafs ihr ein tiefer Wert für die wahre mathematische Ausbildung

innewohnt, wird niemand leugnen wollen. Ganz abgesehen davon, dafs mit der neuen Schulordnung vom Jahre 1891 die philosophische Propädeutik aus dem Lehrprogramm des Gymnasiums gestrichen ist, dürfte der Zweifel berechtigt sein, ob auf die angedeutete Weise ein Durcharbeiten des ganzen mathematischen Stoffes in der verhältnismäfsig knapp bemessenen Zeit überhaupt möglich ist, so nämlich, dafs das gesteckte Ziel wirklich erreicht würde. Jedenfalls wird, ehe diese Frage entschieden ist, das Büchlein weniger für die Schüler als den Lehrer von Bedeutung sein.

München. Piechler.

Gottfried Görres, Studien zur griechischen Mythologie. Zweite Folge. Berlin 1891. Calvary u. Comp. (Berliner Studien für klafsische Philologie und Archäologie. XII. Bd. 1 Hft.) 283 S. 8°.

Es war einmal ein Himmelsgott und eine Erdgöttin, die waren sich Bruder und Schwester, Mann und Weib, Vater und Tochter, Mutter und Sohn (p. 248); sie schlossen eine heilige Ehe und bekamen ein Kind namens „Wachstum". Und das Kind wuchs und gedieh und ward mit der Zeit ein Stier, ein Lamm, ein Bock, ein Eber, ein Füllen eines Pferdes oder Esels, ein Bär, ein Hirsch u. dgl., oder ferner ein Kürbis, eine Granate, eine Zwiebel u. s. w., oder aber ein Menschenkind (p. 249). Bei dieser Harmonie der Dinge verstehen wir vollständig, dafs mit *αὐτὸς* (cf. *ταυτ-*), dem Ausdruck der göttlichen Selbständigkeit, zusammenzustellen ist „das" ägyptische Thot, das phönikische Taaut, das hebräische David, vielleicht Tay-getos, das keltische Teut-ates, das germanische Teuto, vielleicht auch Tod (p. 57 u. 250). Alles zusammen vereinigt sich im geschlossenen Jahresring, im *ἐνι-αυτός* (p. 250). —

„Doch ist's noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch",

sagt Mephisto zu Faust in der Hexenküche!

Die Kritik, über welche der Verf. recht bitterböse werden kann, (cf. die Einleitung) hat hier eigentlich nichts zu sagen; sicher aber ist anzunehmen, dafs die Gesellschaft (nach G. bedeutet das Wort die Geselchtes verzehrende Opfergemeinde p. 22), welche uns in diesen „Studien" entgegentritt, manchem, der Sinn für Humor hat, viel Freude machen wird. Was thuts zur Sache, dafs der Humor ein unfreiwilliger ist?

Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Von Professor Dr. W. Schwartz, Gymnasial-Direktor. Mit einem Anhang über eine Hexenfahrt der Hera und die sogenannte Hexensalbe. Berlin 1894. Oswald Seehagen. 52 S. 8°. 1 M. 60 Pf.

Hier dacht ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte;
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern.
Goethe, Faust II. 2.

Mit dem Gedanken, dafs in den homerischen Gedichten sich

gewisse sogen. praehistorische Züge finden, kann wohl jeder übereinstimmen; dafs das Besprechen des Blutes z. B. oder Traumdeuterei auf recht alte Zeit zurückgehen, wird kaum zu bezweifeln sein. Gefährlich aber ist es und mit nüchterner Forschung nicht mehr vereinbar, hiebei eine indogermanische *Νεφελοκοκκυγία* aufzubauen und aus der indogermanischen Gewitterkammer (p. 17) allerlei zum Teil recht unmodernes Rüstzeug hervorzuholen, wie es der Verf. in vorliegendem kleinen Schriftchen gethan hat. Auf jeder Seite fast bieten sich leicht anzugreifende Punkte; nur e i n e n wollen wir indes zu kurzer Besprechung herausgreifen, den Abschnitt über der Hera H e x e n f a h r t (p. 35 ss.), um unser abfälliges Urteil durch ein Beispiel zu bekräftigen und die wenig einwandsfreie Methode und Stoffbehandlung des Verf. darzuthun.

In der bekannten Überlistung des Zeus durch Hera (Ξ 292 ss.) sowie in der Schilderung des Besuches der Aphrodite bei Anchises (hom. hymn. III) findet Sch. Spuren eines alten Hexenglaubens sowie Berührungspunkte mit diesbezüglichem deutschen Aberglauben. „Die uns interessierenden Hauptpunkte aber,“ schreibt Sch. p. 38. „in denen sich besonders griechischer und deutscher Hexenglaube begegnet, sind die Vorbereitungen zur Hexenfahrt, indem

1. die betr. Wesen sich n a c k t mit der sogen. H e x e n s a l b e den ganzen Leib einreiben, dann

2. wie schon angedeutet (p. 36 s.), w i e e i n V o g e l p l ö t z l i c h a u f s t e i g e n und

3. durch die L u f t in einer beliebigen, ihnen passenden G e s t a l t in den W o l k e n z u e i n e r a n g e b l i c h e n B u h l s c h a f t d a h i n f a h r e n“.

Wie bereits in früheren Arbeiten[1]) so weist auch hier wieder der Verf. für die mythologische Erklärung des Hexenglaubens auf gewisse Vorgänge am Himmel hin; das Herumjagen von Wind und (Gewitter-)Wolken soll die ursprüngliche Veranlassung zu den Erzählungen von Hexentänzen und -buhlschaften gewesen sein. Gerade aber diese letzteren Momente haben vonhaus aus mit dem Hexenglauben nicht das geringste zu thun. Schwartz irrt, wenn er die im Verlaufe der Hexenprozesse so unendlich häufig auftretenden diesbezüglichen Anschuldigungen für ursprünglich und von Anfang an mit dem Wesen der Hexen vereint hält, während nur Übertragung von einem andern Gebiet her statt fand. Das verhältnismäfsig recht wenige, was wir in mythologischer Beziehung über die Hexen[2]) wissen, ist, dafs sie, wohl in mancher Hinsicht mit dem Seelenglauben zusammenhängend, zu der Gesellschaft der Unholde[3]) gehören und sich mit allerlei Zauber

[1]) vgl. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum² p. 2. 92. 104. 121. — Urspr. d. Myth. p. 221 ss. — Zwei Hexengeschichten: Ztschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft XVIII p. 395 ss.

[2]) Der Name ‚Hexe‘ findet erst seit dem 17. Jhd. weitere Verbreitung; über die nicht völlig sichere Etymologie cf. W e i g a n d, d. W. I. p. 807 s.; G r i m m, W. B. IV. 2. Sp. 1299 ss.

[3]) cf. S c h m e l l e r, b. W. I. Sp. 1090. — Von Hexen n n d Unholden spricht der Jurist Abraham Sawr in dem Titel zu einer Sammlung von Hexengeständnissen:

vielleicht in erster Linie mit Wettermachen befafsten. Der ganze Charakter dieser Wesen ist so angelegt, dafs nur jedes für sich allein wirkt; thatsächlich kennen auch altdeutsche Quellen Hexenversammlungen nicht, und was eine Episode der nordischen Thorsteinsage anlangt, so glaube ich, dafs E. Mogk (Grundr. d. germ. Philol. I. VI. Abschn. p. 1023) nicht mit Recht dieselbe den deutschen Hexenconventen zur Seite stellt. Auch der intime Umgang mit Dämonen oder sonstigen Wesen ist durchaus kein Zug, der an der ursprünglichen Gestalt der Hexen haftet oder haften mufs.[1] Nun wissen wir aber, dafs über die Versammlungen der christlichen Urgemeinden von heidnischer Seite die abscheulichsten Dinge verbreitet wurden, dafs sodann so ziemlich dasselbe innerhalb der Gemeinde selbst einzelnen Sekten, z. B. den Ophiten, Marcosiern, Montanisten nachgesagt ward;[2] wer sich über die kaum wiederzugebenden Vorgänge, welche man sich bei den Versammlungen der Sekte der *καϑαροὶ* abspielen liefs, orientieren will, lese die Schilderung bei Guérard, coll. des Cartulaires de France I. p. 108 nach! Wir können nun verfolgen, wie (im XIII. Jhd.) eine Contamination von Zauberei — Schädigung von Menschen und Sachen, Luftfahrten, Liebeszauber u. dgl. — und Ketzerei stattfindet; all die Abscheulichkeiten, die den Ketzern vorgeworfen wurden, wozu besonders üppige Versammlungen mit widerlichen Einweihungszeremonien und obscönen Gebräuchen gehören, gehören nun zum Begriff der Zauberei. Nikolaus Jaquier spricht in seinem flagellum haereticorum fascinariorum (1458) von einer „secta et haeresis maleficorum fascinariorum". Diese Art des Hexenglaubens, Contamination von ursprünglicher Zauberei und Ketzerei, erhielt schliefslich eine Art kanonischer Geltung durch die Bulle Innocenz VIII, „Summis desiderantes" (5, XII. 1484) und den malleus maleficarum der Inquisitores haereticae pravitatis H. Institor und Springer (1489). Im Gegensatz zu früheren Ansichten, wie sie z. B. in dem umstrittenen Canon Episcopi sich finden, dafs all der Hexenglaube eitel Trug sei, heifst es im malleus mit dürren Worten „haeresis est maxima, opera maleficarum non credere".[3] Eine Folge der weiten Verbreitung und entsetzlichen Anwendung des malleus war es auch, dafs der Hexenglaube in der letztgenannten Form auch in Gegenden eingeführt wurde, wo er bisher natürlich fremd war.[4] Die grofse

---

Theatrum de veneficis d. i. von ...... Hexen u. Unholden; in der cautio criminalis von F. Spee (1631; vollständige deutsche Übersetzung 1648 bes. von H. Schmidt, Sekretär des Grafen M. zu Nassau-Katzenellenbogen) lautet die andere Frage: Ob's in Deutschland mehr Zauberer, Hexen und Unholden gebe, als anderswo?

[1]) Die von Schwartz selbstverständlich auch angezogene Stelle der Edda: Hárbarðlióð 20: „Miklar manvélar | ek hafða við myrkriður, | thá er ek vélta thaer frá verum" ist wie das ganze Lied jüngeren Ursprungs und mythologisch sehr vorsichtig zu verwerten.

[2]) cf. Orig. c. Celsum VI. 28. — Irenäus adv. haeres. I. 8; 9. Epiph. haer. 34. 1. 48. 14. Euseb. H. E. V. 16. ss.

[3]) mall. malef. III. 25. p. 267 der leydener Ausg. 1669 am Rand.

[4]) vgl. z. B. die Verhältnisse im Fürstbistum Münster (Niehues, Zur Gesch. d. Hexenglaubens u. d. Hexenprozesse, vornehmlich im ehem. Fürstbisthum

Übereinstimmung gewisser in den Hexenprozessen zu Tage tretender Momente beruht nicht auf einer etwaigen gemeinsamen mythologischen Grundlage, sondern nur auf der entsprechenden Anwendung des Inhaltes des malleus durch die Inquisitoren; in der mythologischen Verwertung sog. Hexengeschichten ist also die äufserste kritische Vorsicht geboten!

Die vorstehenden Bemerkungen waren nötig, um darzuthun, dafs gerade diejenigen Momente, welche Sch. zu der mythologischen Erklärung der Hexen heranzog, das wüste Treiben auf Versammlungen etc., nicht auf indogermanischen Ursprung zurückgehen. Das, wovon er ausgeht, gehört einer sehr späten Entwicklung an, welche ganz andere Vorbedingungen hat als Wolken und Wetter.

Gehen wir sodann zu den einzelnen angeblichen Berührungspunkten von griechischem und deutschem Hexenglauben über. Dafs das Einsalben mit ambrosischem Öl von irgend welcher Bedeutung für Hera (Ξ 171 s.) oder Aphrodite (hymn. in Aphr. 61 s.) sei, um die Fähigkeit zu erlangen, den Weg durch die Luft zurücklegen zu können, und dafs hier irgend welche Vergleiche mit der Wirkung der sogen. Hexensalbe gezogen werden können, wird kaum jemand im Ernste glauben. Dafs bei dergleichen intimen Toiletteangelegenheiten möglichst grofse Kostumlosigkeit Bedingung ist, ist selbstverständlich; übrigens ist es bei den deutschen Hexenfahrten durchaus nicht nötig, den blofsen Körper mit Salbe einzureiben, sondern einfach das Beförderungsmittel, einen Stecken, eine Bank u. dgl. (Man vergleiche die ergötzliche Geschichte bei Grimmelshausen, Simpl. II. 17). — Eine Übereinstimmung ferner von griechischem und deutschem Hexenglauben findet Sch. in dem plötzlichen, vogelartigen Aufschwingen der homerischen Götter einer- und der Hexen andererseits. „Die typischen Ausdrücke für jenen Aufschwung sind entweder das verbum *ἀίσσειν* oder die Adverbia *καρπαλίμως* oder *κραιπνῶς* (p. 36). Hiebei hätte man doch eine Untersuchung über den hom. Gebrauch von *ἀίσσω*, *καρπαλίμως*, *κραιπνῶς*, sowie über die Bewegung der Götter überhaupt (und zum Vergleich auch über die der nicht göttlichen Wesen) erwarten dürfen,[1]) und es ist mifslich, wenn der nachprüfende Rezensent einer derartigen statistischen und daher wenig vergnüglichen Arbeit sich zu unterziehen genötigt sieht. Für die Ilias wenigstens habe ich die einschlägigen Stellen gesammelt; neue und überraschende Resultate ergaben sich natürlich nicht. Jeder Leser Homers mufs finden, dafs *ἀίσσω* (*ἐπαίσσω*, *ἀναίσσω*), *πέτομαι*, sowie *κραιπνῶς* und *καρπαλίμως* von jeder raschen, stürmischen Bewegung gebraucht wird, gleichviel ob göttliche oder menschliche Verhältnisse in Frage kommen, man wundert sich nur, wie Sch. hiebei von typischen Ausdrücken für einen ganz speziellen

Münster. M. 1875). In Tirol ist die Teufelsbuhlschaft ursprünglich fremd. cf. das vortreffliche Werk: Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse (1880[2]) I. p. 496, welches hier öfters benützt wurde.

[1]) Auch ist nicht der geringste Unterschied in der Verwendung von Stellen aus Ilias und Odyssee gemacht, ebensowenig zwischen älteren und jüngeren Partien der hom. Gedichte.

Punkt sprechen kann. Die einzelnen Belegstellen zu geben sowie über sonstige Ausdrücke, welche auf die Bewegung der Götter Bezug haben, ein Wort zu verlieren, geht hier natürlich nicht an, dies wäre Sache einer eigenen kleinen Abhandlung.

Für verfehlt halte ich es auch, dem ziemlich jungen Hymnus an Aphrodite selbständigen mythologischen Wert beizumessen, wie es Sch. entschieden thut. Das ganze ist weiter nichts als eine z. T. recht pikante Ausführung von bei Homer angedeuteten Punkten mit recht vielen Reminiszenzen an Homer auch in der Form.[1]) — Um zum Schlufs kurz zusammenzufassen, ergibt sich als Resultat der Besprechung. dafs eine mythologische Übereinstimmung zwischen dem Besuch der Hera bei Zeus auf dem Ida oder der Aphrodite bei Anchises und den den Hexen zugeschriebenen Buhlschaften nicht vorhanden ist, ebensowenig wie ambrosisches Öl der Hexensalbe gleichzustellen ist; auch das Motiv des Entkleidens ist nicht beweiskräftig. Gänzlich hinfällig sind auch die aus oben erwähnten sprachlichen Ausdrücken gezogenen Schlüsse. — Wenn man auch zugibt, dafs auf mythologischem Gebiete man öfter als anderswo auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen ist, so ganz aus Hypothesen, so ganz aus unsicheren und unrichtigen Bestandteilen sollte sich eine Arbeit doch nicht zusammensetzen. Wenn in Gottes Namen mythologische Luftschlösser gebaut werden sollen, dann wenigstens eines mit einer Grundmauer drunter, wie Baumeister Solnefs sagt!

München. Dr. E. Knoll.

Kulturgeschichte des Mittelalters von Dr. Gg. Grupp, f. Oettingen-Wallersteinischen Bibliothekar. 2. Bd. mit 35 Abbildungen. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 466 S.

Der Verf. hat wie im ersten Bande so auch im vorliegenden zweiten den reichen kulturgeschichtlichen Stoff vom elften bis zum ausgehenden dreizehnten Jahrhundert unter den Gesichtspunkten der Lebenssicherung und Lebenshaltung, der Lebensregelung und Lebensauffassung gegliedert und ein farbenreiches Gemälde vom mittelalterlichen Leben auf seinem Höhepunkt geliefert. Um so natürlicher und berechtigter ist daher der Wunsch, Gr. möge die im Nachwort ausgesprochene Absicht, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert noch in einem weiteren dritten Bande zu bearbeiten, recht bald zur That werden lassen; denn die zwei ersten Bände von Janssens Geschichte des deutschen Volkes können bei all ihren Vorzügen vom rein kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet mit der Gruppischen Arbeit doch wohl nicht gleichen Schritt halten.

[1]) Als Beweis wie Sch. die verschiedensten Dinge, die durch Zeit und Umstände sehr von einander getrennt sind, ruhig neben einander stellt, diene die Verwendung der Episode aus Lukian (ὄνος 580, 12; cf. auch Apul. metam. III, 21).

Allgemeine Kulturgeschichte im Grundrifs dargestellt von Dr. Johannes Nickel, Oberlehrer am kgl. kathol. St. Mathiasgymnasium zu Breslau. Paderborn 1895, Ferd. Schöningh. 505 S. Preis 4 M.

Nach einer kurzgedrängten, zum Teil kritischen Übersicht über die einschlägige Literatur führt uns der Verf. in vier Abschnitten die wichtigsten Thatsachen der Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart vor. Er geht zwischen der rein sachlichen Scheidung des kulturgeschichtlichen Stoffes und dessen Teilung nach Zeitperioden einen Mittelweg: er fafst zusammen, wo es möglich ist und trennt, wo es notwendig erscheint. Es ist aber bei der Anlage des Buches selbstverständlich, dafs sich der Verf. darauf beschränken mufs, überall nur das Notwendigste hervorzuheben, gleichwohl geht er keiner interessanten Frage ganz aus dem Wege, er streift sie wenigstens. Dies gilt insbesonders vom Schlufs des letzten Abschnittes, wo die Krankheitserscheinungen am Gesellschaftskörper im neunzehnten Jahrhundert besprochen werden. Überhaupt liefert jede Seite des vorliegenden Werkes den Beweis, dafs N. eine umfangreiche Literatur selbständig und geschickt verarbeitet hat, ohne gerade eigene bahnbrechende Forschungen darin niedergelegt zu haben, wie er selbst ehrlich gesteht. Die Quellen aber werden im allgemeinen nur da angegeben, wo der Verf. Citate wörtlich entlehnt hat oder wo er seine abweichenden Anschauungen zu begründen für notwendig erachtet. An Anlafs hiezu fehlt es keineswegs. Denn N. steht entschieden auf christlichem Standpunkte. Er sieht das Christentum als die absolute Religion an, welche seit der Stiftung der christlichen Kirche für alle Völker und Zeiten bestimmt und darum berufen ist, das Kulturideal in ethisch-sozialer Beziehung zu schaffen; der durch das Christentum wiedergewonnene Humanitätsbegriff ist für ihn das sichere, durch das sittliche Bewufstsein der Menschheit bestätigte Fundament für die Beurteilung kulturellen Fortschrittes oder Rückschrittes.

Dafs der Verf. bei dieser Ansicht vom Ziele der menschlichen Kulturbewegung häufig, besonders gegen die materialistische Weltanschauung polemisiert, ist natürlich, er bemüht sich aber sichtlich, hiebei streng sachlich zu bleiben.

Als ein nicht geringer Vorzug des inhaltreichen Buches ist endlich auch noch die Darstellung hervorzuheben: dieselbe ist zwar einfach und schlicht, aber so klar und durchsichtig, dafs sie für derartige zusammenfassende Arbeiten geradezu als mustergiltig erachtet werden kann.

Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500 von Dr. F. Kurze. Sammlung Göschen. Stuttgart 1894. 181 S.

Wer sich über die Grundzüge der deutschen Geschichte im Mittelalter schnell orientieren will, der kann zu keinem praktischeren Buche greifen als zum vorliegenden Werkchen aus der Feder von Dr. F. Kurze;

darin findet er alles für seinen Zweck Wissenswerte und zwar in so übersichtlicher Gruppierung und so klarer, auch die neuesten Forschungen berücksichtigender Darstellung, dafs er den Leitfaden mit hoher Befriedigung aus der Hand legen wird.

München. Reissermayer.

Dr. W. Martens, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. In drei Teilen. Erster Teil: Geschichte des Altertums. Mit fünf Karten. Zweiter Teil: Geschichte des Mittelalters. Hannover-Linden. Verlag von Manz u. Lange. 1892 u. 1894. VI u. 326, II u. 160 Seiten. Preis 3 M. 40 Pf. und 1 M. 60 Pf.

Äufserlich mufs der grofse Unterschied des Umfanges der beiden Bücher auffallen. Man mag hinsichtlich der Ausdehnung des in Schulbüchern zu berücksichtigenden Lehrstoffes mit der äufsersten Weitherzigkeit urteilen, dafs die Geschichte des Altertums eines und desselben Verfassers und für die gleiche Schulgattung berechnet den doppelten Raum von der des Mittelalters einnehme, wird kaum als angänglich zu bezeichnen sein, vollends nicht, wenn der vom Verfasser ausgesprochene Grundsatz gelten soll, „ein Lehrbuch dürfe nicht mehr und nicht weniger bieten, als was dazu bestimmt ist, Eigentum des Schülers zu werden.“ Wird gewürdigt, dafs wenigstens die Schüler der Gymnasien von der Geschichte des Altertums gelegentlich der Autorenlektüre vieles aus den Quellen selbst kennen lernen, was bezüglich der Geschichte des Mittelalters nicht oder doch entfernt nicht in gleicher Ausdehnung der Fall ist, so würde, wird anders eine so grofse Verschiedenheit des Umfanges beliebt, eher das umgekehrte Verhältnis erwartet. Ungeachtet des angelegentlichen Wunsches, dafs an unseren Schulen der Geschichte des Altertums die erforderliche Berücksichtigung auch fernerhin erhalten bleibe, und trotz der gern anerkannten Gediegenheit des Buches, das die Berücksichtigung der Lehrer vollauf verdient, glauben wir uns doch für Lernzwecke dem ersten Teile gegenüber ablehnend verhalten zu müssen.

Um zunächst beim Äufserlichen zu bleiben, so sei nach dieser Richtung hervorgehoben, dafs die Austattung, welche die Verlagshandlung den beiden Teilen angedeihen liefs, eine musterhafte genannt zu werden verdient. Druck und Papier sind bei mäfsigem Preise gleich vorzüglich. Dem ersten Bande sind, eine willkommene Gabe, fünf aus dem Rhodeschen Atlas entnommene und für das Buch besonders durchgesehene und zurechtgemachte Karten beigegeben. Bedauerlicher Weise wurde für den zweiten Band „wegen der äufseren Schwierigkeit, die sich der Herstellung geeigneter Entwürfe in den Weg stellte,“ diesmal auf Karten verzichtet. Doch werden für den dritten Teil solche in Aussicht gestellt. Dem ersten Teil ist S. 303 bis 313 ein Verzeichnis der Personennamen, S. 314—26 ein Verzeichnis der geographischen Namen mit Hinweis auf die Karten angefügt, dem zweiten Teile S. 151—60 ein Namen- und Sachregister.

Schon diese Aufserlichkeiten lassen darauf schliefsen, dafs es dem Verfasser wie der Verlagshandlung ernstlich darum zu thun war, der Schule einen Dienst zu erweisen. Ein näheres Eingehen auf die Arbeitsweise des ersteren wird diese Annahme des weiteren begründen. Doch müssen wir uns hiebei lediglich auf den zweiten Teil beschränken, teils des Raumes halber, aber auch darum, weil wir, wie bereits angedeutet, den ersten Teil als Lernbuch für Schülerhände nicht gelten zu lassen vermögen. Zur Anschaffung für die Schülerlesebibliotheken der sechsten Klasse ist er bestens zu empfehlen.

Der zweite Teil ist unsers Erachtens ein Lernbuch sehr beachtenswerter Art, ein Urteil an dem einzelne Ausstellungen, wie sie hier folgen werden, nichts ändern. Martens schöpft auch für das Mittelalter überall aus dem Vollen, aber er weifs Mafs zu halten, mitunter wird er hier wohl etwas gar zu karg, während doch auch wieder Notizen Aufnahme fanden, denen sie besser zu versagen war. Es ist ja in hohem Grade erfreulich, dafs der Verfasser mehr als zahlreiche andere bemüht war, „dem Schüler die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges zu erschliefsen und so sein geschichtliches Verständnis zu wecken"; allein eine so weit gehende Zurückhaltung mit Namen und Thatsachen und, fügen wir hinzu, mit Zahlen, wie sie der Verf. prinzipiell eintreten läfst, scheint uns nicht gut. Eine grofse Anzahl derselben läfst sich, man deklamiere gegen Namen und Zahlen und Thatsachen beim Geschichtsunterricht so viel man will, nun einmal nicht entbehren, wenn der Schüler ein richtiges Bild vom Ganzen erhalten soll. Beim gymnasialen Geschichtsunterricht empfiehlt es sich überhaupt nicht, den Schüler allzuviel mit unbekannten Gröfsen hantieren zu zu lassen. Entweder verdient der Mann die Beachtung des Schülers nicht, dann bleibe er auch von der Bühne; oder er verdient sie, dann werde er auch mit seinem Namen vorgestellt. Zählen wir recht, so sind es 21 Päpste, die im Buche für das Mittelalter namhaft gemacht werden, gewifs eine bescheidene Anzahl. Die übrigen, deren Eingreifen nicht zu umgehen war, werden konsequent mit der generellen Bezeichnung „der Papst" abgemacht, als ob mit ihr jedesmal auch schon die volle Signatur des Mannes, seiner Art und seiner Ziele gegeben wäre.

Hieher rechnen wir auch Angaben folgender Art: Wird S. 22 auf Theodorichs des Grofsen kluge Familienpolitik hingewiesen, so waren, wollte nicht in Rätseln gesprochen werden, die einschlägigen Heiraten wenigstens in einer Anmerkung namhaft zu machen. Nicht anders steht es S. 57 mit den „nahen verwandtschaftlichen Beziehungen" Rudolfs von Hochburgund zu den Karolingern, S. 59 mit der Verwandtschaft des Frankenherzogs Konrad und Arnulfs von Kärnten, S. 126 mit der Verwandtschaft Rudolfs von Habsburg und Friedrichs von Zollern. Ebenso waren S. 67 die „drei weiteren Bistümer" Schleswig, Ripen und Aarhus zu nennen, ferner statt „u. a." das Bistum Zeitz. Auch konnte S. 60 recht wohl das Verwandtschaftsverhältnis klar gestellt werden, in dem nach S. 69 der Papst Gregor V. zu Otto III. stand. Und wenn auf der nämlichen Seite von einer dritten Romfahrt Ottos III. die Rede ist, so mufs der Schüler doch fragen, ob denn

nicht zwischen dieser und der ersten eine zweite liegt, von der nirgends gesprochen wird. S. 73 wird erzählt, Konrad II. habe einen französischen Grofsen, der als Mitbewerber um Burgund aufgetreten, zum Verzicht genötigt. Mit der Darlegung des Verwandtschaftsverhältnisses Odos II. von Champagne, am besten mit einem genealogischen Kärtchen der Burgunderkönige, wäre dem Schüler mehr gedient. Auch der Vater Alexius' IV., Jsaak Angelus, durfte S. 105 nicht ungenannt bleiben. S. 130 taucht „der in Avignon weilende Papst“ auf, ohne dafs vorher gesagt ist, wie er dorthin gekommen. S. 133 wird der Name „eines Sohnes“ des Königs Johann von Böhmen zweimal in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Dafs er Johann Heinrich hiefs, darf der Schüler sicher erfahren. Gleich geheimnisvoll wird S. 149 gesagt, Johann der Unerschrockene und Philipp der Gute hätten eine Reihe kleinerer Herrschaften „auf andere Weise“ erworben als Philipp der Kühne die dort genannten Landgebiete.

Bezüglich der vorzuführenden Thatsachen im weiteren Sinne ist freilich gern zuzugeben, dafs die Auswahl für ein Schulbuch mit sehr beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden zu sein pflegt. Daher für die Behauptung, dafs in dieser Beziehung offenkundig nicht immer mit dem rechten Mafse gemessen wurde, nur ein Beispiel. Bekannt genug ist, dafs Ludwigs des Bayern Regierungszeit vorzugsweise von seinen Streitigkeiten mit den Päpsten Johann XXII., Benedikt XII. und Klemens VI. in Anspruch genommen wurde. Während die übrige Regententhätigkeit dieses Fürsten entsprechend gewürdigt ist, wird jener Punkt in fünf inhaltsmageren Zeilen abgemacht.

Dagegen fehlt es bei aller sonstigen Knappheit anderseits nicht an allerlei Notizen, die ohne jeglichen Nachteil weggelassen werden konnten. Für die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges und für die Geschichtskenntnis des Schülers überhaupt ist es sicherlich recht gleichgültig zu wissen oder nicht zu wissen, dafs Attila plötzlich starb, als er sich eben zum zweitenmal vermählt hatte; dafs Mohammed und Heinrich VI. an einem Fieberanfall, Otto I. eines sanften Todes, Konrad II. gichtkrank, Heinrich III. in Gegenwart des Papstes und vieler Fürsten, Wenzel und Ludwig IV. an einem Schlagflufs, Heinrich VII. und Albrecht II. an einer Krankheit starben. Nicht minder nebensächlich ist es für den Schüler aus seinem Lernbuche zu erfahren, dafs Ludwig der Fromme am Gründonnerstag 817 von den Trümmern einer einstürzenden hölzernen Säulenhalle in Aachen verwundet wurde; dafs die Kreuzfahrer nach der Einnahme von Jerusalem 1099 zu den heiligen Stätten pilgerten, um in tiefster Zerknirschung hier ihre Sünden zu beichten; dafs sich Heinrich VI. am Tage vor der Geburt seines Sohnes Friedrich in Palermo zum König des Normannenreiches krönen liefs; dafs der Königmacher Gerhard von Mainz von einer Zusammenkunft Albrechts I. mit Philipp IV. voll Erbitterung hinwegritt, und was sich sonst an derartigem zerstreut im Buche findet.

Aller und jeder Mangel an Mitteilsamkeit, um auf diesen zurückzukommen, ist auch in Dingen der Geographie nicht vermieden. Vor allem hätten wir ebenso im zweiten Teile, da diesem nun einmal

Karten nicht beigegeben sind, vor einzelnen Abschnitten geographische Übersichten gerne gesehen, wie solche der Geschichte der zu behandelnden Völker im ersten Teile gut vorausgeschickt sind. Einzelheiten dieser Art anlangend wird z. B. S. 105 dem Schüler aus der Angabe, die Venetianer hätten 1204 „Kreta und eine Reihe von Küstenplätzen“ erhalten, keineswegs klar, wie hiedurch nach S. 125 Venedig „einer der mächtigsten Staaten der Christenheit“ wurde. Die neugewonnenen belangreichen Küstengebiete waren ihm vielmehr namhaft zu machen. S. 128 hat er zu lernen, Adolf von Nassau habe Wiesbaden und zwei andere Grafschaften besessen; S. 139 wird aus den Hussitenkriegen nicht ein Schlachtort genannt; S. 144 nicht einmal Speier als Sitz des Reichskammergerichtes. Um ja den Namen Anagni zu ersparen, wird der Schüler S. 140 belehrt, Philipp IV. habe Bonifaz VIII. „im Sabinerland“ gefangen nehmen lassen. S. 145 fehlen die Namen der 10 Kreise mit ihren Ländergebieten, in welche Deutschland 1512 eingeteilt wurde. Gut ist hingegen, wofern irgend nötig, Städte- und Ortsnamen in Fufsnoten ein über die Lage orientierender Wink beigefügt. Ein solcher wird nur selten vermifst, z. B. bei Verdun (S. 53), Kiburg (S. 72), Rheinfelden und Zähringen (S. 78), Büren (S. 81), Supplinburg (S. 89), Besançon (S. 96), Lusignan (S. 100), Avignon (S. 122), wofür auch der auf S. 140 gebotene Nachtrag „auf französischem Gebiete“ nicht genügt. Zuweilen liefse sich allerdings darüber rechten, ob die gegebene nähere Bestimmung nicht durch eine bessere zu ersetzen war. So war z. B. die Lage der Eresburg lieber durch das näher gelegene und bekanntere Paderborn zu bestimmen als durch Hamm (S. 39); Lenzen liegt von der Havelmündung viel zu weit ab, als dafs es in ihrer Nähe liegend genannt werden könnte (S. 61); für die Lage von Soissons ist S. 52 auf S. 33 Anmerkung 4 zurückverwiesen, was mutatis mutandis für andere Orte nicht geschieht; Piacenza liegt näher der Trebbia- als der Addamündung (S. 86); Aschersleben näher bei Quedlinburg als bei Magdeburg (S. 90). Auch wird Hessen S. 147 zu weit ausgedehnt, wenn es südlich als bis an den unteren Main grenzend vorgeführt wird.

Hier sei auch gleich erwähnt, dafs, wie es sich für ein Lernbuch gehört, die Aussprache von dem Schüler vermutlich nicht bekannten Namen im Buche angedeutet wird. Von solchen Namen, die der Schüler schon aus dem ersten Teil kennt oder doch kennen soll, abgesehen, sind nach dieser Seite folgende unberücksichtigt geblieben: Veleda, Alanen, Wulfila, Stilicho, Amaler, Pavia, Araber, Gelimer, Medina, Fatime, Tassilo, Garigliano, Verdun, Nikopoli, Angora.

Am sparsamsten ist Martens mit Zahlenangaben, im allgemeinen gewifs mit Recht, im einzelnen jedoch unseres Dafürhaltens zu weit gehend. Geldbeträge werden prinzipiell mit „eine hohe“, „beträchtliche“, „bedeutende“ Summe zur Kenntnis des Schülers gebracht, sicher gleich wirkungsvoll, wie wenn andere von Mark Gold und Silber, von Goldgulden, von Denaren und Schillingen u. s. w. sprechen, ohne dem Schüler je zu verraten, was er darunter zu denken hat.

Anders verhält es sich mit den Jahreszahlen. Uns wollen die immer wiederkehrenden Redewendungen „einige Jahrhunderte“, „einige Jahrzehnte“, „einige Jahre“, „mehrere Jahre“, „einige, wenige Monate“, „einige Wochen“, „einige Zeit nachher“, „nicht lange nachher“, „bald darauf“, „später“ und wie sie sonst heifsen, in einem Lernbuche ganz und gar nicht zusagen. Ist eine Zeitbestimmung erforderlich, so halte man mit ihr nicht hinter dem Berge; wenn nicht, so mögen auch vage Redensarten fern bleiben. Und während anderseits zuweilen unnötige Monatsdaten einer alten Tradition folgend angegeben werden, fehlen belangreiche Zeitbestimmungen ganz wie z. B. die Regierungsdauer der so wichtigen Päpste Innocenz III., Alexander III. und Bonifaz VIII. Ebenso die Jahre der Belehnung des Normannenfürsten Rainulf mit Aversa, des Aussterbens der Askanier in Sachsen-Thüringen, der Schlachten bei Reutlingen und bei Angora.

Dafs Kleindruck nur in thunlichst kurzgefafsten Fufsnoten verwendet ist, werden viele freudig begrüfsen. Wir billigen dieses Verfahren besonders darum gerne, weil sonst oft ein den Schüleraugen schädlicher Kleindruck gewählt wird. In den Fufsnoten hätten wir bei Verweisungen auf andere Stellen des Buches, weil bequemer, die Angabe der Seitenzahl lieber gesehen als die der Paragraphen mit ihren mancherlei Unterabteilungen. Die hier untergebrachten Namen- und Worterklärungen sind erwünscht, andere werden vermifst; wie z. B. bei Scheich (S. 94), Kurde (S. 100), Moslim (S. 101). Hingegen wäre auf den Hinweis auf vier Dichtungen Goethes, Schillers, Platens und Uhlands richtiger verzichtet worden, weil so im Schüler die Vorstellung erweckt wird, als wäre mit ihnen diese Seite erschöpft.

Ob es gut gethan war, so ganz eingebürgerte Bezeichnungen von Schlachtorten wie Jerez de la Frontera durch den Namen des Flüfschens Wadi-Bekka (S. 24), Poitiers durch Cenon (S. 36), den Ort der Zusammenkunft Pippins des Kurzen mit dem Papst Stephan Soissons durch Quierzy (S. 37) zu ersetzen, mag dahingestellt bleiben.

Dafs aus der Kirchengeschichte nur das unumgänglich Notwendige Aufnahme fand, alles übrige dem Religionsunterrichte überlassen wurde, ist zu billigen, nur erachten wir, wie schon angedeutet, immerhin etwas mehr desselben beim Geschichtsunterricht für unerläfslich als der Verfasser. Ernstlicher wird es sich fragen, ob es sich empfahl, die ganze mittelalterliche Geschichte Frankreichs, Englands, Rufslands u. s. w. dem dritten Teile vorzubehalten. Einzuräumen ist freilich, dafs der Gedanke, so die Geschichte dieser Länder, um deren wichtigste Thatsachen es sich hier nur handeln kann, in sich in einen innigeren Zusammenhang zu bringen, viel Ansprechendes hat und überdies in den preufsischen Lehrplänen begründet ist. Indes enthält einerseits die Geschichte der Neuzeit für sich so reichlichen Stoff, dafs es kaum geraten erscheint, ihn auch noch durch mittelalterliches Material zu vermehren; anderseits, und das halten wir für belangreicher, greift die Geschichte, besonders Frankreichs und Englands, doch auch schon im Mittelalter in die deutsche wiederholt so tief und so folgenreich ein, dafs ihre Kenntnis für das Verständnis der letzteren

wenigstens in großen Zügen schwerlich entbehrt werden kann. Gleichwohl möchten wir auf diesen Punkt darum ein gröſseres Gewicht nicht legen, weil vorauszusetzen ist, daſs die Schüler derjenigen Anstalten, an denen Martens' Lehrbuch zur Einführung gelangt, künftig rechtzeitig auch im Besitze des dritten Teiles sein werden. So wird es dem Lehrer und den Schülern leicht sein, für den zweiten Teil Erforderliches bei gegebenem Anlasse aus dem dritten Teil für den jeweiligen Unterrichtsbedarf heranzuziehen.

Uneingeschränktes Lob gebührt dem Verfasser für die allenthalben zu Tage tretende Übersichtlichkeit und für die sorgfältige Aussonderung des Stoffes nach bestimmten Gesichtspunkten; für die fast ausnahmslos zutreffende Charakteristik besonders hervorragender Persönlichkeiten; für die eingefügten genealogischen Tabellen, die nur noch einiger Erweiterung bedürfen; für die mehrfach eingestreuten orientierenden Überblicke und insbesondere für die nach keiner Richtung anstöſsige Behandlung von Dingen konfessioneller Art.

Ein weiterer Vorzug des Buches liegt in der korrekten und schulgemäſsen Diktion und in dem hohen Grade von Verlässigkeit. In ersterer Beziehung wünschten wir nur eine etwas gröſsere Sparsamkeit mit den bei Schülern bis zum Überdruſs beliebten Epithetis „furchtbar", „furchtbarst" und „fürchterlich"; „ungeheuer", „gräſslich" und „heillos". S. 101, 109, 137 und 148 finden sich wenig geschickte Satzverbindungen mit „und". Der Ausdruck ist fast durchweg gewählt. Nur ausnahmsweise sind für ein Schulbuch nicht zu empfehlende Redewendungen gebraucht wie z. B. S. 24 „mit der Entwicklung des Vandalenreichs ging es rasch bergab"; S. 38 „in ein Kloster stecken"; „Karls des Groſsen beide Vorgänger hatten mit den Sachsen manchen Strauſs zu bestehen"; S. 52 „Ludwig der Fromme war durch alle diese Schicksalsschläge nicht gewitzigt worden" (vgl. S. 129); S. 58 „Sondertümelei"; S. 94 „Konrad III. erlitt solche Schläge"; S. 107 „Otto IV. drohte zu unterliegen"; S. 114 „Wilhelm von Holland führte 1247 bis 1256, wo er elendiglich umkam, den Namen eines deutschen Königs"; „der Papst suchte die deutsche Krone bei irgend einem anderen Prinzen Europas anzubringen"; S. 129 „Albrecht I. suchte die erlittene Scharte auszuwetzen"; S. 148 „die dispositio Achillea schob der Zersplitterung einen Riegel vor." Auch auf die Beseitigung in nächster Nähe wiederholter oder gleichlautender Wörter wird bei einer zweiten Auflage da und dort zu achten sein wie z. B. S. 97 noch — noch, Kampf — kampflustig; S. 108 Lage — Lager; S. 139 dadurch dahin. Auch von Fremdwörtern ist das Buch mustergültig sauber gehalten. Das einzige Wort dieser Art „Renegat" S. 88 hätte sich gleichfalls unschwer durch ein deutsches ersetzen lassen.

Hinsichtlich der thatsächlichen Angaben, deren Verlässigkeit oben gerühmt wurde, nur noch ein paar Bemerkungen, die der Berücksichtigung wert sein dürften. Die S. 25 gegebene Fuſsnote, daſs die Priester der britischen Kirche im 9. Jahrhundert gesetzlich vermählt waren, ist für die lateinische Kirche jener Zeit belanglos. S. 41 wäre

die Ausdehnung des von den Dänen zur Zeit Karls des Grofsen errichteten Danewirks mit der Angabe „am nördlichen Ufer der Eider von der Küste der Ostsee bis zu jener der Nordsee oder vom Dorfe Hollingstedt bis südlich der Stadt Schleswig“ richtiger bezeichnet. Da gewöhnlich ein Sohn Ludwigs des Deutschen den Namen Ludwig der Jüngere führt, so wird S. 53 die Bezeichnung nicht gut auf den Vater übertragen. Kärnten wurde erst 976 zum selbständigen Herzogtum erhoben; somit kann S. 56 für 887 nicht wohl von einem Herzogtum Kärnten gesprochen werden, wird nicht ausdrücklich beigefügt, dafs Ludwigs des Deutschen Sohn Karlmann seinen natürlichen Sohn Arnulf zum Herzog von Kärnten ernannte. Kaiser Konrad II. war nicht ein Sohn, sondern ein Enkel des Herzogs Otto von Kärnten (S. 60). S. 66 und 67 ist der Name Billing (Billung), weil der Sage angehörend, zu streichen. Auch S. 74 ist für König Peter von Ungarn der Beisatz III. zu beseitigen. S. 93 ist übergangen, dafs Bayern schon 1138 an Leopold, den Bruder Heinrich Jasomirgotts, gekommen war. Diesen hier (vgl. S. 127) als Babenberger zu bezeichnen, ist nicht unbedenklich (vgl. Huber, Geschichte Osterreichs I, S. 179). Auf der gleichen Seite war zu berücksichtigen, dafs in der ursprünglichen Gründung der Johanniterorden älter war als der der Tempelherrn. Unter der S. 99 erwähnten Abtrennung der Grafschaft Steiermark von Bayern werden sich die Schüler kaum das vorstellen, was gemeint ist (vgl. Riezler, Geschichte Bayerns I, S. 725). S. 101 ist statt Leopold VI. zu schreiben L. V. Tankred von Lecce war nicht ein Halbbruder Wilhelms II., sondern beider Väter waren Brüder. S. 105 sind die beiden Orden der Franziskaner und der Dominikaner erwähnt, nirgends die um die Christianisierung und die Kultivierung des deutschen Nordostens hochverdienten Orden der Cisterzienser und der Prämonstratenser. Die Notiz auf S. 112, Innocenz IV. habe mit der Annahme dieses Namens gezeigt, wes Geistes Kind er sei, ist, auch im übrigen wenig zutreffend, schon deshalb hinfällig, weil er als Kardinal ein Freund Friedrichs II. war. S. 114 wird Ottos des Erlauchten Tochter, die Gemahlin Konrads IV., unter dem Namen Isabella eingeführt statt Elisabeth. S. 129 war auch der böhmischen Händel Albrechts I. schon aus dem Grunde zu gedenken, weil mit ihnen seine Ermordung durch Joh. Parricida zusammenhängt. Dafs Ludwig der Bayer seinen Sohn Ludwig V. nur darum mit Margarete Maultasch vermählte, weil ihre Ehe mit Johann Heinrich von Böhmen unglücklich war, beruht auf einer Auffassung, an welche die Schüler kaum glauben werden (S. 133). Die päpstliche Residenz verlegte Klemens V. erst 1309 dauernd nach Avignon, wonach die einschlägige Bemerkung auf S. 140 richtig zu stellen ist. So gut wie die dispositio Achillea auf S. 148 erwähnt ist, hätte S. 147 auch Albrechts IV. Primogeniturgesetz Berücksichtigung verdient.

Druckversehen oder orthographische Verstöfse von Belang kommen im Buche nicht vor. Nebenher mag berührt werden, dafs mit den Formen Mohammed und Mohámmed, Herzoge und Herzöge gewechselt wird; dafs statt Husiten und husitisch zu bieten war Hussiten und

hussitisch, dagegen ist richtig Hus geschrieben; dafs S. 138 unter I beim Worte Hohenzollern der Hinweis auf die 3. Anmerkung fehlt; endlich dafs S. 133 statt „wenig" lieber „wenige körperliche Vorzüge" zu schreiben war.

Möge das tüchtige Buch die verdiente Beachtung in recht weitgehendem Umfange finden, der noch ausstehende dritte Teil bald folgen.

Zu dem inzwischen erschienenen und nach den gleichen Grundsätzen bearbeiteten 3. Teile: Geschichte der Neuzeit (II und 293 Seiten, Preis 1 M. 80 Pf.) seien hier noch einige Bemerkungen teils sachlicher, teils formeller Natur angereiht.

Albrecht III. von Österreich („mit dem Zopfe" starb nicht 1359, sondern 1395 (S. 21). Friedrich V. von der Pfalz erhielt den Spottnamen „Winterkönig" nicht von der kurzen Dauer seiner Herrschaft (S. 45). Da es im Oberelsafs nur 10 Reichsstädte gab, so war S. 54 zu schreiben „über die 10 Reichsstädte". Die auf der gleichen Seite vorgetragene Behauptung, die Niederlande seien seit 1555 unabhängig gewesen, stimmt nicht überein mit den auf S. 67 und 68 sich findenden einschlägigen richtigen Angaben. S. 100 ist Philipp V. von Spanien als Philipp VI. eingetragen, Ferdinand VI. und Ferdinand VII. als Ferdinand III. Am Rheinbund von 1658 war Bayern nicht beteiligt (S. 102). Nicht „einige Jahre nach dem Tode Philipps IV." erhob Ludwig XIV. Ansprüche auf Teile der Niederlande, sondern noch bei dessen Lebzeiten; schon 1667 brach der sogenannte Devolutionskrieg aus (S. 104). Ernst August von Hannover war nicht ein Sohn, sondern ein Schwiegersohn Elisabeths, der Gemahlin des Winterkönigs (S. 112), wie auch S. 80 richtig angegeben ist. Dafs die Kurfürsten von Bayern und von Köln 1706 der Acht verfielen, hätte schon S. 110 gesagt werden sollen, nicht erst S. 112. S. 114 war mit den Kolonialerwerbungen Frankreichs auch Ponditscherri zu nennen. S. 146 wäre, wofern überhaupt Rechtsverhältnisse in Betracht gezogen wurden, nicht allein das Testament Ferdinands I., sondern auch der zwischen Albrecht V. und Anna abgeschlossene Ehevertrag zu erwähnen gewesen. Als Stammvater der bayerischen Könige war S. 157 nicht König Max I. zu nennen, sondern Otto I. von Wittelsbach oder doch der 1569 verstorbene Herzog Wolfgang von Zweibrücken. Der Zug der Weiber nach Versailles fand nicht in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1789 statt, sondern am Tage des 5. Oktober (S. 178). Nicht alle Klöster wurden durch das Dekret vom 12. Oktober 1790 aufgehoben; die der Krankenpflege und dem Jugendunterrichte dienenden blieben ausgenommen (S. 179). Der Name „parthenopeische Republik" ist nach H. Hüffer „Die neapolitanische Republik von 1799" im Historischen Jahrbuch 1884 S. 279 ff. unrichtig (S. 195). Wie der Verf. dazu kommt, S. 198 zu sagen, das Fürstenhaus der Kurpfalz sei 1803 ausgestorben, ist nicht abzusehen. Das Heer Schwarzenbergs überschritt den Rhein am 20. und 21. Dezember 1813, nicht am 30. (S. 218). Georg IV. von Grofsbritannien und Irland war 1820 58 Jahre alt; er ist somit für die Zeit seines Regierungsantrittes gerade nicht

„hochbetagt“ zu nennen (S. 230). S. 245 wird das Wort „der kranke Mann“ auf eine aus dem 17. Jahrhunderte stammende volkstümliche Bezeichnung des Türkensultans zurückgeführt; in die Tagespresse ging es erst aus einer zwischen Kaiser Nikolaus mit dem Lord Seymour am 20. Februar 1853 geführten Unterredung über.

Hinsichtlich der Ausdrucksweise dürfte in einem Lernbuche an Redewendungen folgender Art zu ändern sein: „Der Hüter des Gebäudes der alten Kirche hatte in den Jesuiten eine zur Abwehr wie zum Ausfall gleich schlagfertige Leibwache (S. 57). „Philipp II. hüllte sich in eine Wolke der Unnahbarkeit (S. 61). „Ein bleierner Schrecken lastete auf dem ganzen Lande“ (S. 65). „Carnot brachte an 600 000 Mann auf die Beine“ (S. 189). „Bonaparte brach einen Krieg mit Venedig vom Zaun“ (S. 192). „Die leichtlebige Donaustadt“ (S. 220). „Das französische Heer war hälftig geteilt“ (S. 261). Auch empfehlen sich Deklinationsformen wie z. B. „des Junis“ (S. 256) nicht. Indes sei hiezu ausdrücklich bemerkt, dafs die Diktion des Buches im ganzen als gut anzuerkennen ist.

Desgleichen ist die Bedachtnahme auf die Aussprache von Fremdnamen zu loben; ebenso die zahlreichen näheren Ortsbestimmungen in Fufsnoten.

Die einschlägigen Bedenken des Verfassers sind kaum allzuhoch anzuschlagen; die Beigabe von zweckmäfsig eingerichteten Karten, wie sie für die 2. Auflage des 2. und des 3. Teiles in Aussicht gestellt werden, sind allerdings vorzuziehen.

Auch in orthographischer Beziehung herrscht im Buche gute Ordnung. Zu ändern wird sein der westfälische Friede (S. 56), während sonst der Westf. Fr. geschrieben ist; S. 115 Morgens bis Abends statt morgens bis abends; S. 127 steht nebeneinander das Schwarze und das baltische Meer; S. 143 die Medicäer statt Mediceer; S. 152 Fink statt Finck; S. 195 parthenopäisch statt parthenopeisch; S. 190 Godoi, wogegen S. 206 f. Godoy geboten wird.

Druckfehler von einiger Bedeutung finden sich im Buche nicht, man müfste denn S 147 Z. 9 von o. das fehlende „er“ als einen solchen kennzeichnen wollen und etwa noch S. 155 Katharine statt Katharina.

Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten in Übereinstimmung mit den Neuen Lehrplänen verfafst von Dr. Ferd. Schultz, Direktor des K. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. I. Abteilung, Griechische Geschichte; II. Abteilung, Römische Geschichte[1]); IV. Abteilung, Geschichte der neueren und neuesten Zeit (1648 bis zur Gegenwart). Dresden. L. Ehlermann. 1893 u. 1894. VIII u. 104. 128, VIII u. 224 Seiten.

Die beiden ersten Abteilungen von Schultz' Lehrbuch sind für

[1]) Die erste und zweite Abteilung liegen bereits in zweiter, wenig veränderter Auflage vor.

die zwei Halbjahre der Obersekunda berechnet, die vierte Abteilung für die oberste Stufe; die noch ausstehende dritte Abteilung wird von dem Oberlehrer Rudolf Thiele an der Friedrich-Wilhelm-Schule zu Stettin bearbeitet. Den zwei ersten Abteilungen sind im Texte erläuternde Abbildungen einverleibt, der vierten 14 geographische Karten zur Veranschaulichung von Kriegschauplätzen und Schlachtenaufstellungen der Jahre 1813, 1814, 1864, 1866 und 1870/71. Sind diese Karten Schülerelaborate, auch nicht eben schön zu nennen, so leisten sie doch für Schulzwecke gute Dienste. Den übrigen geographischen Bedarf hat der Schüler aus der Schulwandkarte und aus seinem historischen Schulatlas zu decken.

Hinsichtlich der zwei ersten Abteilungen sei hier nur noch bemerkt, dafs in ihnen mit Rücksicht auf die neuen preufsischen Lehrpläne, welche den vordem zweijährigen Kurs der alten Geschichte in einen einjährigen umgestaltet haben, der Lehrstoff dem entsprechend gekürzt wurde, dafs indes dem Lehrer zugleich zu vielen Ausführungen, findet sich für sie die erforderliche Zeit, reichlich Gelegenheit geboten wird. Im weiteren mag die Bemerkung genügen, dafs sie von gesunden didaktischen Prinzipien ausgehend und gleich sauber hergestellt sind wie die vierte Abteilung, auf die allein hier näher eingegangen werden soll.

Grofse Sorgfalt ist insbesondere auf die Übersichtlichkeit verwendet. Was Einteilung und folgerichtige Anordnung des Stoffes betrifft, kann sich Schultz' Lehrbuch jedem andern als ebenbürtig an die Seite stellen. Durch Anschaulichkeit das Verständnis des eben zu behandelnden Stoffes zu fördern und überdies dessen Aneignung zu erleichtern, dafür ist durch Vergleichung mit Personen, Thatsachen und Entwicklungen anderer Zeiten und Völker und durch Verknüpfung mit Bekanntem sei es aus der Erdkunde, der Literatur oder anderen Wissenszweigen gesorgt. Die Form der Diktion ist eine äufserst knappe; meist trägt sie den Charakter des Excerptenmäfsigen, wie ihn mehr oder minder ausführliche Zeittafeln zu bieten pflegen. Dem Verfasser war es sichtlich darum zu thun, auf thunlichst engem Raume möglichst viel Material unterzubringen. Ist auch ernstlich zu besorgen, dafs diese Form im Schüler eine rechte Freude am Buche nicht aufkommen läfst, so mufs doch ebensowohl anerkannt werden, dafs so phrasenhaftes und leeres Buchgerede am widerstandsfähigsten hintangehalten wird, und dafs es vom didaktischen Standpunkt aus viel für sich hat, den Schüler zu nötigen, seiner Erzählung selbständig eine angemessene Gestalt zu geben. Wer sich an diesen abgerissenen, scheinbar leicht hingeworfenen Formen nicht stöfst, wird an der Diktion wenig auszusetzen haben. Es sind nur seltene Ausnahmen, wenn man Ausdrucksweisen und Redewendungen folgender Art begegnet, die in einem Schulbuche lieber vermieden geblieben wären: die Franzosen haben sich im Westen Deutschlands eingenistet (S. 1); Karl XII. treibt den Adel wieder in seine Schranken (S. 28); Versendung von Beamten (S. 36); banausische Zerstörungen (S. 60); Übereignung der Niederlande (S. 70); zu einem Generalstreich aufstacheln (S. 88); eine

Erhebung der Älpler besorgen (S. 97); fangen statt gefangen nehmen (S. 128, 190 u. 195); wüstend statt verwüstend (S. 145); Schleswig-Holstein verdänen (S. 153); das Land entdeutschen (S. 170); die Sturzwellen der französischen Revolution (S. 156); das volkstüchtige Piemont (S. 166). Derlei Eigenarten bleiben besser der Tagespresse zu eigen als Schulbüchern. Auch der Ausrufszeichen sind es gar zu viele geworden. Für denkende Schüler sprechen die jeweiligen Thatsachen laut genug; gedankenlose werden auch diese Entrüstungsmahner nicht zum Nachdenken bringen.

An beachtenswerten Druckfehlern findet sich nur S. 28 Schoren statt Schonen und S. 41 Hochstädt statt Höchstädt wie S. 24 u. 219 richtig steht, aber auch moriamar statt moriamur (S. 52).

Dafs die Schreibweise griechischer Eigennamen mit allerlei Zugeständnissen an die lateinische Form durchgeführt ist, wird I S. VI f. begründet. Im übrigen ist die Orthographie in guter Ordnung. In der vierten Abteilung wird künftig an folgenden Formen zu ändern sein: S. 21 bietet Luxemburg statt Luxembourg; S. 22 u. 151 Geschichtsschreibung und Geschichtsschreiber statt Geschichtschreibung und Geschichtschreiber; S. 45 Medicäer statt Mediceer; S. 53 Fontenai statt Fontenoy; S. 60 Fink statt Finck; S. 82, 86 u. 114 Frohnden statt Fronden; S. 99 parthenopäisch statt parthenopeisch; S. 215 Goedecke statt Goedeke; S. 216 Reinecke statt Reineke.

Der Verfasser gibt nicht allein für die allgemeine geographische Orientierung keine Karten, er bietet oftmals auch keine nähere Bestimmung für die Lage weniger bekannter Städte und Orte, nirgends Winke für die Aussprache dem Schüler nicht bekannter Fremdnamen, keine genealogischen Tabellen. Namentlich letztere sollten nicht fehlen, da sie dem Auge des Schülers nicht selten eine Reihe belangreicher Verhältnisse mit einem Blick verdeutlichen, über die er sonst im Unklaren bleibt. Auch ein Namen- und Sachregister wäre in Anbetracht des reichen verarbeiteten Stoffes erwünscht.

Dagegen bietet der Verfasser in wenigen Worten meist treffende Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten; er läfst das kulturhistorische Element zu seinem vollen Rechte kommen; er geht mit Jahreszahlen haushälterisch, doch auch nicht allzu sparsam um. Auch auf die Richtigkeit der gegebenen Daten ist grofse Sorgfalt verwendet. Zu ändern wird bei einer zweiten Auflage an nachstehenden Stellen sein: S. 3 ist auf die offizielle Bezeichnung „Grofsbritannien und Irland“ zu achten. Josephs I. Regierungsantritt erfolgte 1705, wie S. 219 richtig gelehrt wird, nicht 1706, wie S. 25 gibt. Nicht um ein echtes und um ein angebliches Testament Ferdinands I. handelte es sich bei dem Erbfolgestreit von 1740, sondern um einen Ehevertrag und um das Testament des genannten Fürsten (S. 52). Die Anekdote, der Papst Klemens XIII. habe Daun wegen des Sieges bei Hochkirch mit einem geweihten Hut und Degen beschenkt, hätte nicht in einem Schulbuch als geschichtliche Thatsache vorgeführt werden sollen (S. 59). Die Behauptung auf S. 69, Karl Theodor habe bei seinem Regierungsantritt sein Erbrecht auf die Oberpfalz, Niederbayern und Teile von

Oberbayern und Schwaben abgetreten, greift viel zu weit aus. Toulon wurde von Bonaparte am 19. Dezember 1793 zurückerobert, nicht im Herbst (S. 92). „Deutschland in seiner tiefen (nicht „tiefsten") Erniedrigung" war der Titel der bei Palm vorgefundenen Schrift (S. 107). S. 112, 113 u. 118 werden die Brüder Napoleons I., Joseph und Ludwig, als Napoleon vorgeführt statt als Bonaparte.

Ein weiterer belangreicher Vorzug des Buches besteht in der guten Hervorhebung des Wichtigen in gröfserem Drucke, während minder Wichtiges als solches durch den Kleindruck kenntlich gemacht, teils auch in Fufsnoten verwiesen ist; nur sind hier gar zu viele Lappalien eingestreut, die kaum vom Lehrer erzählt, geschweige denn im Buche vorgetragen zu werden verdienen. Man mag sich's ja noch gefallen lassen, dafs der Schüler aus dem Lehrbuche erfährt, Darnley sei ein unschöner Mann gewesen (S. 3), oder dafs dem Grofsen Kurfürsten nach Rathenow 1000 Mann Fufssoldaten auf 146 Wagen folgten (37), und was dergleichen Notizen mehr sind; aber es übersteigt das Erlaubte gewifs, dafs der Schüler zu lernen hat, die Butter des Gutes Königshorst sei berühmt (S. 46); die Guillotine habe unter dem Gekreische der strickenden Weiber Robespierres gearbeitet (S. 92), und wie all der Quark sonst heifsen mag.

Wo das konfessionelle Gebiet in Betracht kommt, macht sich die protestantische Anschauung geltend, doch so, dafs von anderer Seite ein Grund zu ernsterer Beanstandung nicht besteht. Zu bedauern aber ist die derartig spezifisch preufsische Haltung des mit gern anerkanntem Verständnisse geschriebenen und im ganzen sicher guten Buches, dafs es an nicht-preufsischen Anstalten schwerlich zur Einführung gelangen kann. Solange nicht deutsch und preufsisch identische Begriffe sind, wird dem Verfasser nicht einzuräumen sein, dafs die vierte Abteilung seines Lehrbuches für d e u t s c h e Schüler geschrieben ist. Hiebei ist kein Gewicht gelegt auf die Witzelei von S. 181, dafs der Mainfeldzug von 1866 gegen Preufsen ein „Fehlzug" war; auch nicht auf die Lächerlichkeit der Zusammenstellung der „Strafbayern" von 1850 mit den Dragonaden Ludwigs XIV. auf S. 163. Woran man sich stofsen wird und mufs, das ist vielmehr — Preufsens Ruhmesthaten in vollen Ehren gehalten — die mafslose Hervorhebung Brandenburg-Preufsens, seiner Regenten und Helden, auch wo thatsächlich hiezu ein Grund nicht besteht, überdies nicht selten auf Kosten anderer, und noch mehr die Bemäntelung gar mancher Schattenseiten, die sich nun einmal mit der höhern Aufgabe der Geschichte als „lux veritatis" nicht vereinbaren läfst. In diesem Mifsgriff des Buches ist zugleich ein anderer begründet, dafs in ihm — freilich ein Fehler der preufsischen Lehrpläne — die nichtdeutschen Staaten Europas viel zu wenig zur Geltung kommen. Aus den mannigfachen blofs gelegentlichen Erwähnungen erhält der Schüler kein Bild vom Ganzen, wie es von einem Gymnasialabiturienten gefordert werden mufs. Die Lehrer aber werden aus dem von der Verlagsbuchhandlung musterhaft ausgestatteten und nicht zu teuer angesetzten Buche (3 M.), wird es verständig benützt, für Methodik und Stoffverwertung zahlreiche und nach-

haltige Anregungen gewinnen. Es erhebt sich nach verschiedenen Seiten sehr beträchtlich über die gewöhnliche Ware des einschlägigen Marktes.

Die jeder der drei Abteilungen angefügten Merktafeln sind zweckdienlich angelegt.

Inzwischen ist auch die III. Abteilung „Geschichte des Mittelalters und des Zeitalters der Reformation 476—1648, verfafst von Rudolf Thiele, Oberlehrer an der Friedrich-Wilhelm-Schule zu Stettin — VIII und 176 Seiten — im gleichen Verlage erschienen. Sie schliefst sich sachlich wie formell auf das engste an die drei andern Abteilungen an. Volles Verständnis für den Bedarf der Schule, verständiges Mafshalten in der Mitteilung des einschlägigen Stoffes, immerhin ohne allzu weitgehende Knappheit, sorgfältige Gruppierung und Gliederung sind als gern anzuerkennende Vorzüge auch dieser Abteilung hervorzuheben. Die eingefügten genealogischen Tabellen und eine gröfsere Anzahl guter — meist kulturhistorischer — Abbildungen sind als eine erwünschte Beigabe zu bezeichnen.

Dr. H. Winter, Schuldirektor in München, Lehrbuch der Deutschen und Bayerischen Geschichte mit Einschlufs der wichtigsten Thatsachen der aufserdeutschen Geschichte und der Kulturgeschichte für höhere Lehranstalten. Mit 10 Geschichtskarten und 30 kunstgeschichtlichen Abbildungen. I. Bändchen: Mittelalter u. Neue Zeit bis zum Westfälischen Frieden. München 1895. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg. VIII u. 208 Seiten. Preis 2 M. 35 Pf.

Mufs es einerseits in Anbetracht der Fülle vorhandener Lehrbücher und Grundrisse der Geschichte für den Schulgebrauch nachgerade als ein Wagnis bezeichnet werden, mit einem neuen derartigen Buche auf den Plan zu treten, so ist anderseits um so freudiger anzuerkennen, dafs Winters Versuch als geglückt gerühmt werden kann. Der Verf. bewegt sich, überhaupt leicht ersichtlicher Weise gewohnt, selbständig zu arbeiten, mehrfach nicht in den ausgetretenen Bahnen; er sucht sich vielmehr gar oft neue zu ebnen und verfährt dabei durchweg mit vollem Zielbewufstsein und mit gleich grofsem Geschick.

Winter verspricht im Vorworte, und er hält in der Ausführung sein Versprechen, ein Lernbuch zu bieten, das durch die Gliederung des Inhaltes und durch die Verschiedenheit der Druckgröfsen die Übersicht und zugleich die äufsere Wertschätzung des vorgeführten Stoffes erleichtert; in gleicher Weise aber auch ein Lesebuch, das unter Verzichtleistung auf vermeintliche Vollständigkeit ein gröfseres Gewicht darauf legt, durch eine geeignete Textführung die Schüler anzuregen und einigermafsen in den Geist und Zusammenhang der Begebnisse einzuführen. Die Vereinigung von Lernbuch und Lesebuch bethätigt er nicht etwa damit, dafs er, wie dies anderweitig geschehen, an das Lernbuch einige von da oder von dort hergeholte Lesestücke

anschweifst, sondern in dem Sinne, dafs für diese Behandlungsweise dem Lehrer ein freierer Spielraum gelassen, und dafs doch eine stetige Zusammenfassung des Wesentlichen an die Hand gegeben ist, insoferne für gröfsere Abschnitte schon die im Fettdruck vorausgesetzten Inhaltsbezeichnungen der einzelnen Absätze das Gerippe des Ganzen darstellen.

Die bayerische Geschichte ist mit der deutschen durchweg in innigste Verbindung gesetzt; sie erscheint somit nicht als ein Anhängsel zu der letzteren, sondern als ein Bestandteil derselben. Soweit thunlich ist das gleiche Verfahren hinsichtlich der Mitberücksichtigung der wichtigsten kulturgeschichtlichen Thatsachen beobachtet worden. Für eine erste Veranschaulichung der allgemeinsten Kunstbegriffe ist in dem vorliegenden Bändchen durch Einfügung von 17 kunstgeschichtlichen Abbildungen gesorgt, die als typische Beispiele der verschiedenen Stilarten, vorzugsweise in der Architektur, gelten können.

Auch Ergänzungen aus der Geschichte nichtdeutscher Staaten sind in knapp gehaltener Kürze geeigneten Ortes eingereiht.

Um die geographische Orientierung zu erleichtern, sind hier aus Keppels Geschichtsatlas für Mittelschulen zweckdienlich 6 Karten eingefügt.

Unter Berücksichtigung der Lehrpläne verschiedener Schulen führt Winter im ersten Bändchen die Geschichte bis 1648 herauf. Er setzt in der Behandlung der deutschen und der bayerischen Geschichte einen zweijährigen Lehrgang voraus, wie er an den mittleren Klassen der Gymnasien, in den oberen Klassen der Realschulen, der Lehrerseminarien und verwandter Lehranstalten besteht. Hinsichtlich der Realschulen waltet hier insofern ein Irrtum ob, als an diesen in Bayern gemäfs § 13 der Schulordnung v. 11. September 1894 für die deutsche und bayerische Geschichte ein vierthalbjähriger Lehrkursus besteht, allerdings eine Verteilung des Unterrichtsstoffes, der naturgemäfs eine allzulange Dauer kaum in Aussicht gestellt zu werden vermag. Dafs das Buch manchem Schüler auch über die Schulzeit hinaus von Wert bleiben wird, ist mit dem Verfasser recht wohl anzunehmen, wenn auch nicht als Regel, was anderweitige Erfahrungen verbieten.

Die vom Verfasser auf dem Titelblatt und im Vorworte angedeuteten guten Eigenschaften des Buches sind indes mit nichten seine alleinigen Vorzüge. Winters Lehrbuch zeugt allenthalben von umfassenden und eingehenden Studien, von reicher Unterrichtserfahrung, von genauer Kenntnis des Anzustrebenden und in Verbindung damit von einer meist tadelfreien Ausscheidung des Unwesentlichen vom Wesentlichen, von praktischem Blick, feinem Takt und von einer Sauberkeit in der Ausarbeitung, die sonst in ersten, mitunter auch in späteren Auflagen von Schulbüchern nicht eben oft zu finden ist. Die Diktion ist fast ausnahmslos schulgemäfs; schillert sie mit seltenen Ausnahmen einmal ins Phrasenhafte, so entschuldigt sich das durch den Zweck des Lesebuches. Die Orthographie ist, von kaum nennenswerten Ausnahmen abgesehen, richtig gehandhabt. Druckfehler finden sich äufserst selten. In den im Buche zerstreuten und in den am

Schlusse zusammengestellten Winken für die Aussprache von Fremdnamen ist System. Die äufsere Ausstattung, welche dem Buche seitens der Verlagshandlung trotz des verhältnismäfsig billigen Preises zu teil wurde, läfst sich eine vorzügliche nennen.

Niemand wird jedoch erwarten, dafs das Buch in allen und jeden Einzelheiten, zumal in der ersten Auflage, absolut mängelfrei, dafs es vollkommen sei. Es sei daher in Nachstehendem auf einige Menschlichkeiten oder wie man derlei Dinge nennen mag, hingewiesen, deren Beseitigung als notwendig oder doch als wünschenswert anzustreben sein dürfte.

Nachdem sich der Verleger denn doch einmal auf die Beigabe von geographischen Karten eingelassen hat, was sicher zu loben ist, sollte vor allem eine Karte des Zeitalters der Entdeckungen nicht zu vermissen sein. Sie ist nicht minder wichtig und notwendig als die für das Zeitalter der Kreuzzüge eingefügte.

Genealogische Tafeln sind zwar vorhanden, allein zu wenige und die wenigen nicht immer vollständig genug. Sie decken nicht durchweg den aus dem Texte sich ergebenden Bedarf.

Fast bis gegen Ende werden die ziemlich vielen Citate auf andere Stellen des Buches nur nach Paragraphen und Absätzen gegeben, was trotz der Überschriften nicht selten das Auffinden erschwert; die Angabe der Seitenzahl wäre zweckmäfsiger.

Ungeachtet der musterhaften Sorgfalt, welche der sachlichen Richtigkeit des Gebotenen zugewendet wurde, haben sich doch, wie bei der grofsen Menge von Daten unschwer erklärlich, einzelne Versehen eingeschlichen, meist ohne erheblichen Belang.

So beruht die Angabe auf S. 29, Chlodwig habe 496 über die Alamannen bei Zülpich gesiegt, auf einer unrichtigen Deutung der Stelle Gregors von Tours (II, 37); der Entscheidungskampf scheint vielmehr am Oberrhein stattgefunden zu haben. S. 30 bietet Pippin von Heristal st. P. der Mittlere. S. 31 war zu schreiben „eigentlich Musliman", nicht Moslemin. S. 32 heifst es: „von seinem eigenen Gute pflegte der König wieder einzelne Stücke zur Nutzniefsung an hervorragende seiner „Getreuen" als Lehensgut zu verleihen, welches daher auch feudum oder feod geheifsen wurde"; statt dessen war zu schreiben „als feudum oder feod = Lehensgut". Die Wiedererrichtung des bayerischen Herzogtums unter den einheimischen Luitpoldingern wird S. 40 auf 911 angesetzt, S. 55 auf 907. Auf der gleichen Seite mufs es heifsen „bis zum Aussterben d e r d e u t s c h e n L i n i e des Königshauses". Der Ludwig-Donau-Main-Kanal wurde 1845 vollendet eröffnet allerdings 1846 (S. 41). Die S. 58, 76, 86, 103 u. 105 genannten Babenberger waren als Neubabenberger zu bezeichnen oder doch wenigstens mit Anführungszeichen zu versehen, weil nicht von den früheren abstammend. Ebenso war S. 58, 66, 70 u. 73 „Billunger" zu schreiben. S. 75 wird als Todesjahr Heinrichs XIII. von Niederbayern 1291 angegeben, S. 111 richtig 1290. Auf der nämlichen Seite findet sich das Druckversehen Konrad I. statt III. S. 78 spricht von „mehreren Gegenpäpsten"; es waren ihrer drei. Zweibrücken wurde

nicht schon 1155 mit der Pfalz vereinigt, sondern erst 1385 (S. 85). Zu der auf S. 87 gegebenen Motivierung des Beinamens Ludwigs II. „der Strenge“ vgl. Riezler, Geschichte Baierns II S. 113. Dafs Rudolf I. von der Pfalz in Österreich gestorben ist, steht für die Verwendung in einem Schulbuche zu wenig sicher. Ludwig V. wurde mit der Mark Brandenburg 1324 endgültig belehnt, nicht 1323. Ludwig der Römer starb 1365, nicht 1366 (S. 110). S. 116 bietet Kaiser statt König Ruprecht von der Pfalz. S. 127 Z. 5 v. o. findet sich das Druckversehen 1054 statt 1154; ebenso S. 135 das Citat § 72, I C statt § 72, I, 3. Kaiser Maximilian II. war nicht ein Enkel, sondern ein Urenkel Maximilians I. (S. 143). S. 146 wird der bis Bonn reichende Mittelrhein bis über Kleve ausgedehnt. Zu der S. 155 gebotenen Etymologie des Wortes „Rädelsführer“ ist zu vergleichen Grimm, Deutsches Wörterbuch VIII, S. 46 u. 53. Nicht um den bei der Verheiratung des Herzogs Albrecht V. mit der Tochter des Königs Ferdinand, Anna, errichteten Ehevertrag handelte es sich bei dem Streite, ob „eheliche“ oder „männliche“ Nachkommen, sondern um das Testament des letzteren (S. 163). Da S. 168 richtig auch Sicilien und Sardinien als im Besitze Philipps II. befindlich genannt werden, so waren diese beiden Inseln, wenn auch seit lange zu Aragonien gehörig, S. 167 gleichfalls namhaft zu machen. Norwegen kam im Kieler Frieden von 1814 an Schweden, nicht erst 1815 (S. 177). Zu Jülich-Berg gehörte auch Ravensberg; dieses fiel an Brandenburg, wogegen Ravenstein 1624 an Pfalz-Neuburg kam. Johann Sigmund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Neuburg waren nicht Enkel des Erblassers Johann Wilhelm: letzterer war dessen Schwager, ersterer der Gemahl von dessen Nichte Anna. Auch fanden nicht beide die Unterstützung der holländischen Generalstaaten, sondern nur Johann Sigmund, nachdem er 1613 zum Calvinismus übergetreten war. Überdies war der Sohn Philipp Ludwigs nicht als Wolfgang, sondern als Wolfgang Wilhelm vorzuführen (S. 183, wohl die schlimmste des Buches). Kaiser Matthias starb 1619, nicht 1618; es bestand kein Anlafs, ihn für 1617, in dem er im 62. Lebensjahre stand, κατ᾽ ἐξοχήν als „den alten Kaiser“ zu bezeichnen (S. 184). Ebensowenig Anlafs bestand, das S. 179 richtig genannte Wilhelmsgymnasium auf S. 185 zu einer Lateinschule zu degradieren. Wenn S. 186 gesagt wird, „die Freude des Königtums Friedrichs V. von der Pfalz dauerte nur einen einzigen Winter“, so ist damit, obwohl dieses Königtum vom Oktober 1619 bis zum November 1620 dauerte, von den landläufigen Erklärungen des Namens „Winterkönig“ immerhin die annehmbarste angedeutet. Indes sei auf folgende Stelle bei Ono Klopp, Der 30jährige Krieg bis zum Ende Gustav Adolfs 1632. Paderborn 1891. I. S. 437 f. aufmerksam gemacht. „Zur Feier der Krönung erschien ein Kupferstich, den neuen König darstellend, mit der Überschrift:

FrIDerICVs I reX hyeMIs
et aestatIs fIt, sIt et erIt etc.

So wohl gemeint für Friedrich die ganze Überschrift sein mochte, so wurde doch die erste Zeile derselben, deren Majuskeln die Zahl

MDCXVIIII oder 1619 ausdrücken, gleich damals der Anlafs des Spottnamens „Winterkönig“. Der Urheber verantwortete sich: „Friedrich, dieses Namens der erste, erwählter und gekrönter König von Böhmen, ist von Vielen nur für einen Winterkönig aus den Worten der ersten oberen Zeile schimpflich ausgerufen worden. Dafs aber das Gegenteil hieraus erscheint, bringen die folgenden Jahreszahls-Buchstaben mit sich, dafs höchst ermelter König noch viele Jahre Sommers- und Winterszeit über durch Gottes sonderbare Allmacht, ein König in Böhmen sein und verbleibenwerde“. Handschrift an N. 108 Band V.“ S. 195 hätte nicht wieder Allersheim, das in Mittelfranken liegt, sondern Alerheim im Ries genannt werden sollen.

Dafs der Verf. mit der Beigabe von Monatsdaten zu historischen Ereignissen sparsam verfährt, ist gewifs zu billigen. Nach dieser Seite hätte die Einschränkung noch weiter gehen dürfen. Für den Schüler ist es doch völlig bedeutungslos, ob er weifs, an welchem Monatstage die Schlacht im Teutoburger Walde stattfand; an welchem Tage der hl. Benno starb oder Hus oder Luther oder die Jungfrau von Orleans; an welchem Tage Luther die Bannbulle verbrannte; an welchem Tage 1618 in Prag der Aufstand ausbrach, und an welchem 1619 Friedrich V. dort einzog. Mit derartigem Kleinkram sollten Schulbücher nicht belastet werden.

Hieher werden wohl auch Notizen gehören, wie z. B. folgende auf S. 162: „Bugenhagen und Melanchthon hielten auf den dahingegangenen Führer (Luther) ehrende Trauerpredigten“.

Weit wünschenswerter wären dem Schüler mitunter Winke für die Lage von Örtlichkeiten wie z. B.: Septimanien, Triburg, Ingelheim, Giengen, Sievershausen, Ravenstein. Sie sind den Schülern bei weitem nicht so allgemein bekannt, als wir zuweilen voraussetzen. Doch fallen Mängel dieser Art hier darum weniger ins Gewicht, weil die angefügten geographischen Karten das Aufsuchen erleichtern.

Überhaupt mufs bei der Beurteilung des Mehr oder Minder billigermafsen immer wieder berücksichtigt werden, dafs das Lernbuch zugleich Lesebuch sein soll: dafs viele, wohl zu viele und teilweise weit auseinanderliegende Schulgattungen für die Benützung ins Auge gefafst sind; dafs endlich die Anschauungen der Lehrer über den Umfang des Aufzunehmenden bekanntlich sehr weit auseinander gehen, daher es in dieser Beziehung allen niemand wird recht machen können. Das jedoch läfst sich getrost sagen, dafs zu wenig wenigen, zu viel vielen geboten sein wird.

Oben wurde erwähnt, die Diktion des Buches verdiene fast ausnahmslos Lob. Als solche Ausnahmen müssen in Anbetracht des Charakters eines Schulbuches doch wohl Wörter und Wendungen folgender Art gelten: Der vornehmlichste Sieger (S. 27); die Lehengebung der Normandie (S. 52); lehrsätzliche Streitigkeiten; die Fürstenschaft (S. 65); die bestandenen drei Linien (S. 145); Gefährnisse (S. 153); protestantisierte Stifter (S. 180 u. 189); Karl der Grofse soll seine Töchter Bertha und Emma mit zwei Hausfreunden vermählt haben (S. 37); das Volk schien an den heidnischen Göttern und Helden

ohnehin viel zu zähe zu hängen (S. 50); Otto III. besuchte andachtsvoll die Gruft Karls des Grofsen (S. 62); der Kaiser kam zum Sterben (S. 77); die Ansprüche auf die Krone niederlegen (S. 104); Karl von Anjou errichtete Konradin das Blutgerüst (S. 128); Gustav Adolfs Thron fiel an Christine (S. 193). Vorzuziehen wäre S. 133 des alten Griechenland statt des alten Griechenlands.

Hinsichtlich der Orthographie werden sich manche an Schreibweisen stofsen wie Vindelizien, Dazien, Franzien, Tuszien, Kluniazenser; indes ist nach dieser Seite keine Beanstandung zu erheben, da der Verfasser hiebei nur aus ähnlich gelagerten Fällen seine Konsequenzen zieht. Etwas weniger gelang es ihm in anderen Fällen sich konsequent zu bleiben. Wird z. B. Columbus und Calixt geschrieben, so erwartet man auch Calvin, nicht Kalvin und Frau Cotta, nicht Kotta; schreibt der Verfasser richtig das Heilige Land, die Heilige Lanze, das Heilige Grab, das Heilige Abendmahl, die Heilige Schrift, die Heilige Feme; der Byzantinische, der Germanische, der Gotische Stil; der falsche Waldemar, der Schwarze Tod, die Freien Städte, so mufste er auch S. 100 und 102 schreiben der Heilige Gral, nicht der heilige Gral; S. 134 der Korinthisch-Römische Baustil; S. 51 die Königliche Residenz; S. 155 das Neue Zion, S. 173 die Englische Kirche, S. 174 die Anglikanische Hochkirche. S. 22, 29, 57, 199 bieten Geschichtsschreiber, S. 37 und 75 richtig Geschichtschreiber; S. 23 adriatisches Meer, S. 81 u. 87 richtig Adriatisches Meer; S. 60 karolingisches Haus, S. 54 richtig Karolingisches Haus; S. 180 Rudolph, sonst Rudolf. S. 89 war richtiger Citeaux zu bieten statt Cisteaux. S. 90 war Verlies zu schreiben statt Verliefs; S. 118, 148, 183, 185 u. 188 Hussiten statt Husiten; S. 192 eine Zeitlang statt eine zeitlang; S. 193 Feste statt Veste und Recht statt recht geben; S. 25 iuris statt juris, S. 167 cuius und eius statt cujus und ejus.

Als Druckfehler mag etwa noch Proptei erwähnt werden statt Propstei (S. 147).

Den Gesamtwert des im ganzen trefflichen Lehrbuches können diese und derlei untergeordnete Dinge wenig beeinträchtigen. Möge das in Aussicht gestellte zweite Bändchen und die gleichfalls versprochene Alte Geschichte bald nachfolgen.

München. Markhauser.

Knötel, Dr. Paul, Bilderatlas zur deutschen Geschichte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1895. Preis für den gut broschierten Band von 160 Seiten in Grofsoktav 3 M.

Seit reichlich 25 Jahren haben namentlich auf dem Gebiete der Geschichte die illustrierten Bücher überhand genommen. Wir irren wohl nicht, wenn wir neben O. Spamer-Leipzig und Grote-Berlin dem Verlag von Velhagen und Klasing ein Hauptverdienst bei dieser Entwickelung des modernen Bücherwesens beimessen. Man weifs, wie „Anschauungsunterricht", „Ausbildung des Sehvermögens" zu den stehenden Forderungen der neuen Pädagogik gehört, welche sich die

alte Generation als halbblind und bilderfeindlich vorzustellen scheint. Aber auch heute ist nicht jeder erbaut von diesen Bilderbüchern. So sagt O. Jäger: „Aufnahme geschichtlicher Thatsachen erfordert grofse Sammlung des Geistes und Bilder üben (bei Schulbüchern!) leicht eine zerstreuende Wirkung, da der unreife Geist nicht ein Ganzes erfafst, sondern um Einzelnen haftet, von ihm an- und auch abgezogen wird".

Da ist es nun ein gutes Auskunftsmittel, die Bilder von dem Text zu trennen. So ist der vorliegende Bilderatlas aufzufassen. Besitzer der deutschen Geschichte von Stacke oder der Weltgeschichte von Jäger finden darin (abgesehen von den letzten Seiten) kaum etwas Neues. Wer dagegen diese immerhin kostspieligen Bücher nicht besitzt, wer überhaupt als Lektüre die Bücher ohne Bilder vorzieht, der wird in diesem Band sich für ein Geringes einen prächtigen Bilderschatz erwerben können. Der Band pafst als Illustrationswerk für jede deutsche Geschichte. „Bei der Auswahl der Bilder ist hauptsächlich darauf Gewicht gelegt worden, dafs fast nur solche Bildnisse, Städteansichten u. s. w. gegeben werden, die im Vortrage des Lehrers und im Texte jedes Geschichtswerkes erwähnt werden müssen". Es wäre in der That sehr zu wünschen, dafs eine gröfsere Anzahl von Schülern aller Klassen das Buch besitzen und — benützen. Es ist für die obere wie für die untere Stufe des Geschichtsunterrichtes gleich geeignet und bietet nirgends Anstöfsiges. Die kurzen Erklärungen von Knötel sind sachgemäfs, einige Male dürfte das Gröfsenverhältnis der Abbildung zum Original angegeben sein. Die Auswahl der 216 Abbildungen, die mit Germanicus beginnt und mit dem dritten Kanzler des neuen Reiches schliefst, darf als geschickt bezeichnet werden. Äufserst selten sind Phantasiegemälde, wie das Gastmahl Attilas nach einer Zeichnung von Knackfufs. Nur in ganz wenigen Fällen wird man sich nicht mit dem Gebotenen einverstanden erklären. So wünschen wir für Luther, Maria Theresia und Blücher in der 2. Auflage, die ja nicht lange ausbleiben wird, statt der gewählten, charakteristischen andere, sympathischere Bilder, wie sie der Verlagshandlung gewifs zur Verfügung stehen. Joseph II. gehört vor Leopold II.[1]; ungern vermifsten wir die drei Reliefs des Niederwalddenkmals, auch das Hermannsdenkmal von der Grotenburg, so wenig es künstlerisch befriedigt, sollte nicht fehlen und Germanicus würde sich dann, wie billig, mit der zweiten Stelle zu begnügen haben.

Vielleicht läfst die Verlagshandlung noch einen Bilderatlas zur Weltgeschichte folgen (mit einer möglichst reichhaltigen Sammlung von Porträts); wir würden es geradezu für einen Fortschritt halten, wenn z. B. Jägers Weltgeschichte auch in einer Ausgabe erschiene, welche den Text gesondert böte und die Abbildungen in einem Atlas vereinigte. Für Freunde der „Bilderbücher" könnte ja daneben die bisherige Form der Ausgabe beibehalten werden.

Zweibrücken. H. Stich.

[1]) Eher lassen sich die in der Anzeige von Plathner (Zeitschr. für Gymnw. 1895, S. 551 f.) gerügten Umstellungen durch die Rücksicht auf den Unterricht rechtfertigen.

E. Debes, Neuer Handatlas über alle Teile der Erde. 59 Haupt- und 120 Nebenkarten, herausgegeben von E. Debes. Ausgeführt in der geogr. Anstalt der Verlagshandlung. Leipzig. Wagner und Debes. Preis 28 M. 80 Pf.

Die ersten Lieferungen dieses neuen grofsartigen Kartenwerkes haben schon in Heft 1 des Jahrganges 1894 dieser Blätter eine Besprechung gefunden, in der darauf hingewiesen wurde, dafs dasselbe die hochgespanntesten Erwartungen von der Leistungsfähigkeit der Herausgeber noch zu übertreffen geeignet sei. Dafs auch das höchste Lob, welches diesem Meisterwerke kartographischer Kunst gespendet wird, nicht übertrieben ist, zeigt der nun vollendete Atlas, der eine nochmalige Besprechung in diesen Blättern unbedingt verdient. Man weifs nicht, soll man mehr die unerschöpfliche auf zahllose Detailstudien sich gründende Fülle des geographischen Materiales anstaunen, in der es kein zweites Kartenwerk dem Debes'schen Atlas gleichthun kann, oder die vollendete Schönheit der einzelnen Blätter bewundern, die auch der strengsten Kritik standhält. Wer sich hievon überzeugen will, schlage nur Karte 28 England, 43 die Südsee und vor allen 31 Südskandinavien auf, letztere eine unübertroffene Musterleistung an Schönheit, Klarheit und Übersichtlichkeit trotz der geradezu überwältigenden Fülle des verarbeitetea Materiales. Karte 28 zumal lehrt so recht, welche Sorgfalt auf die Behandlung der Küstengewässer, die Darstellung gefährlicher Fahrwasser, Klippen, Riffe, Sandbänke verwendet worden ist. Da fehlt kein Leuchtturm, kein Feuerschiff, keine Rettungsstation in diesen von so zahllosen Schiffen befahrenen und durch so viele schwere Schiffbrüche berüchtigten Gewässern. Minutiöseste Genauigkeit und wunderbare Reinheit des Bildes vereinigen sich zu einem entzückenden Ganzen. — Eine Menge von Nebenkärtchen vervollständigt die Hauptkarte, um für besonders interessante Partieen gröfsere Mafsstäbe anwenden zu können. Man ist in Verlegenheit, soll man eine nennen, die vor der andern den Vorzug verdiente. Der Gebrauch des Werkes wird durch die Beigabe von alphabetischen Namensverzeichnissen zu nicht weniger als 45 Karten wesentlich erleichtert, so dafs auch der weniger Bewanderte sich rasch orientieren lernt. Noch eine Beigabe bringt der Atlas, die sich in keinem ähnlichen Werke findet und als höchst wertvoll mit dem lebhaftesten Danke begrüfst werden mufs. Es ist dies das von Prof. Dr. v. Bebber und Prof. Dr. Köppen verfafste Begleitwort zu den klimatologischen Karten 2—7, welches das Verständnis dieser für Laien nicht so leicht lesbaren Karten aufserordentlich fördern wird. Wer nur immer eine Karte aufschlägt, um etwas zu suchen, gehöre es nun in welche Sparte es wolle, er wird sich nicht getäuscht finden, da auch der Entwicklung des Verkehrs und Handels jede nur denkbare Sorgfalt zugewendet wurde. Selbst der Alpinist findet die sonst nur auf seinen Spezialkarten eingetragenen Schutzhütten. Man wird es demgemäfs nicht für ein anmafsliches Wort halten dürfen, wenn die Herausgeber versichern, dafs jede Karte den neuesten Stand geographischer Wissenschaft repräsen-

tiere, sondern mit freudiger Genugthuung darauf hinweisen müssen, dafs es eine deutsche Verlagshandlung ist, die ein so vorzügliches Werk sich zur Ehre, dem deutschen Volke zum Nutzen geschaffen hat.

Leitfaden für den Unterricht in der Geographie von Professor Daniel. 200. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Volz. Jubelausgabe mit dem Bildnis und einem Lebensbilde Daniels. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895.

Diese schöne Jubelausgabe des vortrefflichen Daniel'schen Leitfadens der Geographie ist mit dem Bildnis des Verfassers geziert, dessen Züge ebensoviel Geist als Milde mit Ernst gepaart verraten, und durch ein von warmer Verehrung für den bescheidenen Gelehrten zeugendes Lebens- und Charakterbild Daniels eingeleitet. Die ganze Ausstattung zeigt, dafs die Verlagshandlung bestrebt war, das Buch der einzig dastehenden Jubelfeier der 200. Auflage entsprechend würdig und vornehm auszustatten. Von einer eingehenderen Darlegung des Lehrganges darf wohl Umgang genommen werden bei der aufserordentlichen Verbreitung des Leitfadens. Was könnte auch noch zum Lobe eines Lehrmittels gesagt werden, das unter den besten deutschen Lehrmitteln eine der ersten Stellen einnimmt? Nur bezüglich der ersten Abteilung des I. Buches, Grundlehren der Geographie, soll gesagt sein, dafs nicht leicht ein anderer Leitfaden an zweckmäfsiger Einfachheit und ausreichender Vollständigkeit dem Buche den Rang ablaufen wird. Warum aber der Abschnitt „von den Landkarten" § 71 gewissermafsen als Einleitung zum III. Buche, welches Europa behandelt, gegeben wird und nicht schon im I. Buche seinen Platz gefunden hat, ist nicht einzusehen. Zahlreiche Fragen und Aufgaben erleichtern die Repetition der behandelten Abschnitte. Ein Anhang behandelt die Entwicklungswege und Mittel des Weltverkehres.

Frankenthal. Koch.

Festschrift der Geographischen Gesellschaft in München zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens mit einem Jahresbericht für 1892 und 1893 im Auftrage der Vorstandschaft herausgegeben vom d. z. I. Schriftführer, Prof. Dr. Eugen Oberhummer. Mit einer geologischen Karte, einer Kurventafel, 7 Lichtdrucken und 12 Textfiguren. München 1894. Theodor Ackermann. 8°. 472 Seiten. Preis 12 M.

„Münchens Geographische Gesellschaft im Lichte der Zeitgeschichte" war das Thema der Festrede, welche der erste Vorsitzende Prof. Dr. S. Günther am 25. Gründungstage der Gesellschaft, 17. April 1894 gehalten hatte; sie eröffnet jetzt die inhaltsreiche Festschrift, die wir hiemit den weitesten Kreisen unserer Kollegen empfehlen möchten. Gegründet am 18. Fnbruar 1869 durch sechs Männer, welche teils

durch Beruf, teils durch Neigung zur Geographie hingelenkt wurden, (Arendts, Huller, Oldenbourg, v. Orff, v. Verri und v. Schlagintweit), hat die Gesellschaft beginnend mit einer Mitgliederzahl von 437 Mitgliedern unter Vorständen wie Jolly, Ratzel, Zittel und Günther, getragen von der Gunst des kgl. Hauses wie der Gelehrten Europas und des Münchener Publikums eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Unter den Vortragenden und Mitarbeitern der wissenschaftlichen Jahresberichte glänzen Namen wie Liebig, Giesebrecht, Bastian, Barth, Wagner, v. d. Tann, Nachtigall, Rohlfs, Buchner, Penck, Sepp, Hellwald, Schweinfurth, Peschel u. a. m. Die Namen der bedeutendsten Vertreter der Erdkunde zieren die Liste der korrespondierenden und Ehrenmitglieder. Mit mehr als 200 Gesellschaften und Vereinen steht die Spezial- und Fachbibliothek der Gesellschaft im jährlichen Tauschverkehr. Freilich ist der zeitgemäfse Konkurrenzkampf auch ihr nicht erspart geblieben. Die anthropologische und meteorologische Gesellschaft. der Alpen- und der Kolonialverein haben seither mit Erfolg eine Menge von Fragen in ihr Programm hereingezogen, welche vordem der geogr. Gesellschaft allein vorbehalten gewesen waren. — An zweiter Stelle folgt ein Vortrag des in Münchener Kreisen durch seine Temperenzbestrebungen vielverdienten Hrn. Dr. Karl Brendel über Urugay und Montevideo, woselbst der Arzt und Naturforscher 25 Jahre seines Lebens zugebracht hatte. — In der dritten Abhandlung weist Prof. Günther nach, dafs die von Penck nach dem Vorgange von Playfair, Esmark und Bernhardi weiter ausgebildete Glazial- und Drifthypothese zuerst auf bayerischem Boden entstanden und durch den Münchener Astronomen Franz von Paula Gruithuisen (geb. in Schlofs Haltenberg am Lech 1774) würdig eingeleitet worden sei. — Zur Küstenentwicklung bringt Prof. Friedrich Ratzel wichtige anthropogeographische Fragmente, worin er die Forderung aufstellt, dafs nur in der Aussonderung der historischen Küstenlandschaften und ihrer eingehenden, die Messung nicht verschmähenden Schilderung der Weg erkannt werde, der die anthropogeographischen Studien zum Ziele führt. — Die Verdienste Lorenz von Westenrieders um die bayerische Geographie schildert höchst anschaulich und anziehend Hauptlehrer Dr. Christian Gruber, der somit eine überaus wichtige Ergänzung zu dem schon von Kluckhon, Schelling, Roth und Schöberl entworfenen Lebensbilde des grofsen bayerischen Theologen und Kulturhistorikers beibringt. — Die Morphometrie des Bodensees beschreibt Prof. Albr. Penck in Wien und erläutert sie durch eine Tafel. Die fünf Uferstaaten des Bodensees hatten 1886 eine Kommission zur Herstellung einer Karte des Bodensees eingesetzt, welche auf Grund neuer Triangulationen den Umrifs des gröfsten deutschen Sees festlegen und zahlreiche Lotungen in demselben ausführen liefs. Als Ergebnis dieser Arbeiten liegt nunmehr die Tiefenkarte des Bodensees, photographische Reproduktion der Schweizerischen und Badischen Originalaufnahmen vor, bearbeitet durch das eidg. topographische Bureau 1893, welche ein äufserst genaues Bild über die gesamte Konfiguration der Seewanne liefert. Auf Grund dieser Vorarbeiten hatte schon Eberhard

Graf Zeppelin in den Verhandlungen des IX. und X. deutschen Geographentages 1891 und 1893, wie in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 1893, seine ergebnisreichen Untersuchungen niedergelegt. Penck erweitert nunmehr dieselben durch Ermittlung der Grundwerte, (Reduktion derselben wegen der Erhebung), der Böschung und des Areals, des Volumens des Seebodens, der Beziehungen zwischen Umfang und Flächeninhalt, Gliederung des Sees. Zum Schlufse folgt eine Vergleichung mit den Gröfsen- und Tiefenverhältnissen der übrigen Alpenseen.

Die in den Jahren 1892 und 1893 zur Landeskunde Bayerns erschienene Literatur ist, wie in früheren Jahresberichten für die vorausgehenden Jahrgänge, mit gewohnter Gründlichkeit von Christian Gruber zusammengestellt. Beiträge zur Landeskunde Bayerns nennt sich bescheidenerweise eine fachmännisch tüchtig bearbeitete bibliographia geographica Bavarica von Custos Dr. Henry Simonsfeld. Den wenigsten Lesern dürfte bekannt sein, welche Fülle wichtigen, weitschichtigen und verborgenen Materials die G. G. in ihren Jahresberichten seit Langem durch ihre fleifsigen Sammler zusammentragen und sichten liefs. Für den bayer. Forscher sind hiemit literarische Hilfsmittel geboten, wie er sie an diesem Orte kaum suchen dürfte. — Auf ein mathematisch-astronomisches Gebiet führt uns Ingenieur und Topograph J. H. Graf in Bern mit einem Astrolabium und Erdkugel aus dem Jahre 1545 von Kaspar Vopellius, Kaspar Vopellius, der Verfertiger des astronomischen Instruments, wurde 1511 zu Medenbach in Westfalen geboren, war Professor der Mathematik zu Köln und ist bekannt als Zeichner von Land- und Flufskarten, als Verfertiger von Erd- und Himmelsgloben und Astrolabien. — Auf hellenischem Boden bewegen sich die „Wanderungen auf Korfu“ von dem Berichterstatter und eine topographische Feststellung der Lage des alten Gordion von Dr. Edmund Naumann, worüber bekanntlich seit Texier und Quast der Streit nicht geruht hat. In Gemeinschaft mit Dr. Körte, der seit 1893 im Auftrage des archäol. Instituts die der anatolischen Bahn benachbarten Gegenden zum Zwecke epigraphischer und archäologischer Forschungen durchstreifte, war der Verfasser gelegentlich seiner letzten kleinasiatischen Reise so glücklich, das wirkliche Gordion 6 km nordöstlich von der Bahnstation Beylik-Kiöprü, gegenüber dem Dorfe Pebi am rechten Ufer des Sakaria nachzuweisen.

Einen überaus wertvollen, wenn nicht den wertvollsten Beitrag zur Festschrift lieferte Oberbergamtsassessor Dr. Ludwig von Ammon: die Gegend von München, geologisch geschildert, (auch als Sonderabdruck erschienen, Preis 5 M) mit einer geologischen Karte, 6 Lichtdrucktafeln und 12 Textfiguren. Ich glaube nicht fehl zu gehen wenn ich diesem Büchlein von 152 Seiten schon jetzt den gröfsten buchhändlerischen Erfolg in München bei allen Studierenden und Naturfreunden voraussage, die geneigt sind, mit oder ohne den geologischen Hammer in der schönen Jahreszeit in Wald und Flur herumzuschweifen, wie es der unermüdliche Verfasser des Buches seit 9 Jahren vom

Fufs der Alpen bis zur Donau zwischen Lech und Inn unaufhörlich gethan hat, bis endlich als reife Frucht langer Mühen dieses Handbuch zu Stande gekommen war. Nach einer orientierenden Einleitung stellt es die topographische Grundlage und die Dauer der Vorarbeiten fest, gibt eine Literatur-Übersicht in einem geschichtlichen Überblick, eine Aufzählung der wichtigeren Schriften über die geologischen Verhältnisse des Münchener Gebietes; wendet sich alsdann zu einer allgemeinen Umschau über die geologische Beschaffenheit des Münchener Landes, steigt von der Tertiärlandschaft von Haimhausen, Dachau, Maisteig, Lohhof und Freising hinauf zur Landschaft der äufseren Moränen im Amper- und Isargebiet, den älteren Moränen bei Schwaben und Erding (Inngletscher), zeigt uns im Bilde gekritztes Geschiebe aus der Nagelfluhe der Hochterrassen-Moräne von Neuching, umfafst dann das Gebiet der inneren Moränen, charakterisiert die erratischen Blöcke, bringt ein künstlerisch vollendetes Bild der Wand vom Deckenschotter bei Pähl mit Wasserfall (älteres Diluvium) und von Moränen-Hügel und -Landschaft bei Pähl, geht dann über auf das Gebiet des Isargletschers westlich vom Starnbergersee, beschreibt den Endmoränenzug des Isargletschers und die erratischen Blöcke mit einer besonders charakteristischen Abbildung des riesigen Exemplars von Percha, zeigt die Umgebung des Isarthales westlich des Flufses, das Moränengebiet östlich des Isarthales, das Gebiet des Inngletschers mit dem Eggelburger- und Steinsee bei München, von welch' letzterem wohl die wenigsten Münchener in seiner melancholischen Schönheit (Fig. 6) eine Ahnung haben mochten. Figur 7 zeigt uns die polierte und geschrammte Oberfläche eines Nagelfluhegesteins von Oberölkofen. Absatz 4 bringt die reizlose Ebene des Niederterrassenschotters zur Anschauung. Auf Seite 64 gewinnt der mühelos unterhaltende Verfasser das Münchener Gebiet selbst nach Ausdehnung, Begrenzung, Benennung, den Unterbrechungen der Fläche, dem geologischen Bau zur Darstellung und geht dann auf die Einzelbeschreibung desselben nach seinen Teilen ein, das Dachauer Moor mit der Maisacher Kiesfläche, das Erdinger Moor, das Isarthal, den Brunnerforst und Forstenrieder Park, die Haide- und Waldgegend südlich (vom Isarthal ostwärts ab) nnd östlich von München (Perlacher- und Grünwalder Park, Deisenhofer, Höhenkirchner und Ebersberger Forst). Aus dem Isarthal südlich von München bis zur Moränenlandschaft belehrt uns ein Bild über Gerölle mit Eindrücken, aus dem südöstlichen Teile der M. Kiesfläche ein Lichtdruck über die „Geologischen Orgeln" im Deckenschotter bei Deisenhofen. Als Schlufs folgen der eingehenden Beschreibung höchst belehrende Bemerkungen zu den einzelnen Formationen des Tertiärs (Petrographisches, Versteinerungen Fig. 10. Dinotherium bavaricum aus der Dachauer Gegend. Vorderster Prämolar des linken Oberkiefers des Diluviums: Fluvioglaziale Schotter, Lehme; das Gesteinsmaterial der Gerölle, (Fig. 11: Gabbro, Gerölle aus Moränenschutt, bei Holzhausen am Ammersee) und des Alluviums (Fig. 12. Furchenstein aus dem Chiemsee). Ein Ortsregister orientiert den Wanderer sofort an Ort und Stelle. Die farbige geologische Übersichtskarte im Mafsstab von 1 : 250,000 gibt gewissermassen die Melodie

zum Text, während die 6 künstlerisch vollendeten Lichtdrucktafeln den Münchener anmuten werden wie traute Grüfse aus der Heimat: Tafel II. Ausbifs des Tertiärs an der Bogenhauser Brücke, III. Landschaft der äufseren Moränen bei Poing, IV. Endmoränenwall bei Hohenschäftlarn, V. Erratischer Block bei Haarkirchen, VI. Niederterrassenschotter bei Friedenheim mit Anfängen der Bildung von geologischen Orgeln, VII. Kalktuffschichten bei Moosach. Ich fürchte nicht, zu breit in der Aufzählung des durchaus nicht erschöpften Stoffes geworden zu sein, sondern mir den Dank aller derjenigen Lehrer verdient zu haben, die schon mit oder ohne Schüler die oberbayerische Hochebene durchstreift haben. Wie ganz anders sieht sich die Welt mit solchem Führer an! Wie belebt sich da, wie dem Jäger der Wald, dem Botaniker die Flur, so dem Wanderer jeder Einschnitt und Hohlweg, jeder Höhenzug und Hügelrand, jede Thal- und Bachfurche, jedes Moor- und Seebecken, ja selbst Steinbruch und Kiesgrube! Wir scheiden mit Dank von dem Buche wie der ganzen Festschrift.

München. H. Zimmerer.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Max Greiner, Reall. in Regensburg zum Professor (M.) an der Industrieschule in Nürnberg; Peter Handel, Reall. in Eichstätt zum Professor (M.) am Realgymn. Würzburg; Rich. Bezzel, Assist. am alten Gymn. zu Regensburg zum Studienl. an der Lateinschule Feuchtwangen; Franz Dicknether, Reall. in Passau zum Gymnprof. in Ansbach (M.); Eduard Littig, Inspektor am prot. Alumneum in Ansbach zum Gymnl. am Progymn. Grünstadt.

Versetzt: Joh. Bapt. Staudacher, Prof. an der Industrieschule Nürnberg an das Realgymn. in München (M.); Joh. Zinner, Studienl. an der Lateinschule Feuchtwangen an das Progymn. Weissenburg a. S.; Job. B. Plenk, Gymnprof. in Ansbach (M.) nach Straubing.

Auszeichnungen: Den Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse erhielten: Jak. Müller, Gymnasialrektor in Neustadt a. H.; Dr. Georg Klein, Rektor des Realgymn. in München; Max Vincenz Sattler, Gymnprof. am Ludwigsgymn. in München (Rel.).

In Ruhestand versetzt: C. Jacobi, vormals Gymnl. in Kempten, auf weitere 2 Jahre; Heinr. Habersang, Gymnl. am Progymn. in Öttingen (M.) auf ein Jahr; Joh. Bapt. Bayer, Prof. (M.) am Realgymn. Würzburg auf immer unter wohlgefälliger Anerkennung; Franz Steigenberger, Gymnl. am Progymn. Grünstadt auf ein Jahr.

Gestorben: Friedrich Sartorius, Studienrektor a. D. in Erlangen; Karl Dembscbick, Gymnprof. in Straubing (M.); Dr. Jos. Wallner, Gymn.-prof. (N. Spr.) am Realgymn. München.

Forstv
Min.-Rat
2 Oberforsträt
3 Forsträte
11 Reg.-Forsta 1 Min.-Forstb 58 Forstmeiste
134 Forstamtsa

Verhältnis der höheren Stellen zu den untern im Gymnasialfach und in anderen Beamtenkategorien.

(Nach dem Stand vom Dezember 1895).

Im Jahrgang 1895 dieser Blätter S. 372 wurde darauf hingewiesen, dafs das schlechte Avancement der Gymnasiallehrer nicht in einer vorübergehenden Stauung, sondern in dem Mifsverhältnis zwischen höheren und niederen Stellen liege. Um das deutlich vor Augen zu führen, ist in beifolgender Haupttabelle und in drei Spezialtabellen eine Übersicht über die Stellenzahl der einzelnen Beamtenkategorien in den verschiedenen Rang- und Gehaltsklassen gegeben. Zum Vergleich wurden nur diejenigen Beamtenkategorien herangezogen, welche Universität oder Polytechnikum besucht haben. Keine Berücksichtigung konnten die juristischen und technischen Stellen im höheren Bahn- und Postdienst sowie die des Berg- und Hüttenfaches finden, da statistisches Material hiefür nicht zugänglich war.

Die Zahlen beruhen auf dem offiziellen Etat für die XXII. Finanzperiode (1894/95); bei Ämtern, die sowohl von Juristen wie von nicht akademisch gebildeten bekleidet werden können, wurde nach Stahls Terminkalender oder persönlicher Erkundigung nur die Zahl der gegenwärtig mit Juristen besetzten Stellen in Rechnung gezogen. Bei den Ministerien und auch sonst stimmen die Zahlen des Etats des öftern nicht mit dem augenblicklichen Stand; die Differenzen sind jedoch so unbedeutend, dafs für das Resultat keine Änderung daraus erwächst.

Die Resultate, welche sich unter Zugrundelegung der Haupttabelle ergeben, sind folgende:

I. Das Verhältnis der Beamtenzahl in Klasse XI zu der Zahl der Beamten in den höheren Klassen.

Beamtenkategorie	Klasse XI	Klasse VII—I	Folglich höher als Klasse XI in %
1. Höhere Finanz	35	172	491 %
2. Forstwesen	134	426	318 %
3. Zollwesen	ca. 20 (18–22)	59	295 %
4. Archivwesen	11	19	173 %
5. Verwaltung	215	317	147 %
6. Justiz	592	838	141 %
7. Bauwesen	62	85	137 %
8. Philolog. Gymnasialfach:			
a) Beamte mit voller Anwartschaft	221[1])	217[2])	98 %
b) solche ohne volle Anwartschaft	140[3])	24[4])	17 %
c) insgesamt	361	241	67 %
9. Mathematiker:			
a) an den humanist. Lehranstalten	58	40 (45)	69 % (78 %)
b) an d. Realanstalten	85	24 (33)	33 % (39 %)
b) insgesamt	143	73	51 %
10. Neuphilologen:			
a) an den humanist. Lehranstalten	21	14	67 %
b) an d. Realanstalten	96	12	12,5 %
c) insgesamt	117	26	22 %

[1]) nämlich 2 Subr. u. 219 G.-L. — [2]) 35 Rekt. d. h. Gymn. (= Kl. V b) und 172 G.-Prof., 9 Rekt. an Progymn. u. 1 Subr. (= Kl. VII d) in Sa. 217. — [3]) 4 Subr. u. 136 G.- u. Studienl. — [4]) 18 Rekt. an Progymn. u. 6 Subr. (in Kl. VII d).

Zu 8: Die Privatlateinschule Windsbach und die Anstalten O. S. B. (Augsburg St., Metten, Schäftlarn, Scheyern) blieben unberücksichtigt. Die Lehrer an den Militärbildungsanstalten, und zwar nicht blofs die philologischen (z. Z. 1 Inspektor, 1 Gymnasialprofessor, 2 Gymnasiallehrer), sondern auch die mathematischen (3 Prof., 1 Gymnasiall.) und neuphilologischen (2 Prof., 1 Gymnasiall.), blieben aus dem Grunde aufser Betracht, weil sie in der Regel schon von ihrer ersten pragmatischen Anstellung an an diesen Anstalten wirken.

Zu 8a: Unter Philologen „mit voller Anwartschaft" sind jene verstanden, welche a) nach der alten Prüfungsordnung Note I oder II erhalten haben, b) nach der Prüf.-Ordnung vom 26. Mai 1873 in der Hauptprüfung Note I oder II erhielten und aufserdem die Spezial-Prüfung bestanden haben bezw. sich dieser noch unterziehen können; die Zahl derjenigen, welche sich der Spezialprüfung noch unterziehen können, beträgt in Klasse VIId 2 (und zwar sind dies 2 Rektoren von Progymnasien), in Klasse XIe 53 (s. Anhang). Die neueste Prüf.-Ordnung (vom 21. Jan. 1895), welche abermals neue Normen aufstellt, ist natürlich unberücksichtigt geblieben, da sie noch keine Wirkung ausübt.

In die Zahl 217 (Kl. VII—I) sind nicht eingerechnet die derzeitigen 4 philolog. Lyzealprofessoren (2 ordentliche und 2 aufserordentliche), da es zum mindesten nicht sicher ist, ob an die Lyzeen im Falle einer Erledigung Lehrer von den Gymnasien berufen werden.

Das Prozentverhältnis für das Avancement (98 %) bleibt, wie man sieht, hinter demjenigen in allen vorgenannten Beamtenkategorien noch sehr erheblich zurück, obgleich die Kgl. Staatsregierung und der Landtag, insbesondere in der letzten Session durch Neuschaffung von 28 Gymn.-Professorenstellen, helfend eingegriffen hat. Da indes seitens der Kgl. Staatsregierung und des Landtags die Absicht ausgesprochen worden ist, das Avancement zum G.-Professor nnter ein gewisses Niveau nicht herabsinken zu lassen, so ist hier der natürliche Weg gefunden, auf welchem die nötige Ausgleichung zwischen den Gymnasiallehrer- und Gymnasialprofessorenstellen herbeigeführt werden kann.

Zu 8b: Unter Philologen „ohne volle Anwartschaft" sind jene verstanden, welche in der Hauptprüfung Note III erhielten und somit nach den Prüfungsbestimmungen Professoren an den Gymnasien nicht zu werden vermögen. Aus ihren Reihen sind bisher nur 18 Rektoren von Progymnasien und 6 Subrektoren mit Gymnasialprofessorenrang, in Summa 24 im Range von Gymnasialprofessoren, hervorgegangen. Diese geringe Zahl und das äufserst schwache Prozentverhältnis (17 %) dient zum Beweise, dafs im Gymnasiallehrstand auch der Dreier im Vergleich mit den anderen Beamtenbranchen unverhältnismäfsig benachteiligt ist. Die Benachteiligung ist eine um so gröfsere, als die Klasse XIe, über welche 83 % der Betreffenden z. Zt. nicht hinauskommen, bekanntlich — weil als Durchgangsklasse aufgefafst — sehr gering dotiert ist. Eine besondere Hilfe ist für diese Klasse in absehbarer Zukunft ohne Zweifel ins Auge zu fassen.

Zu 8c: Es drückt sich erst hier in dem Prozentverhältnis (67 %) aus, wie sehr das ganze philologische Gymnasialfach hinter den übrigen Branchen des Staatsdienstes hinsichtlich des Avancements zurücksteht. Die nächstniedrige Beamtenkategorie, das Baufach, hat doch um das Doppelte bessere Aussichten auf Beförderung (137 %) als das philol. Gymnasialfach. (Die z. Z. sehr ungünstigen Verhältnisse im Baufach dürften ausschliefslich auf Stauung beruhen).

Bei regelrechter Besetzung aller Kurse mit ordentlichen Lehrern (statt mit Assistenten) und Teilung überfüllter Klassen würde das Bild des Avancements besonders für die sub 8a Subsumierten sich noch wesentlich ungünstiger gestalten.

Zu 9: Die hier und unten (sub II 9) in Klammern beigefügten Zahlen (und Prozentziffern) entstehen mit Hinzurechnung der (5) math. Lyzeallehrstellen.

Das Avancement der Mathematiker ist, wie sich zeigt, noch um einen bedeutenden Teil ungünstiger als das der Philologen. Es kommt dies ja auch zum deutlichen Ausdruck in der ungemein starken Verlangsamung, welcher das Avancement zum Gymn.-Professor zur Zeit unterliegt. Nur durch Neuschaffung von Gymn.-Professoren-Stellen ist Abhilfe möglich. Doch ist hier zu betonen, dafs nicht

abzusehen ist, wie sämtliche Kandidaten, also sowohl diejenigen an den humanistischen Anstalten wie die an den Realanstalten, an den Gymnasien unterkommen sollen; denn es reicht ja nicht einmal der Platz hiezu, selbst wenn man sämtliche Stellen, auch die an den unteren Klassen, schliefslich mit Professoren besetzen wollte. Die Kreise werden ohne Zweifel einen Teil der Lasten auf sich nehmen müssen. Im Interesse einer gleichmäfsigen Behandlung der betr. Lehrkräfte wäre allerdings baldmöglichste Verstaatlichung der Realschulen gelegen.

Zu 10: Das Verhältnis der niederen Stellen (in XI) zu den höheren (in VII) ist bei den Neuphilologen ebenfalls ein äufserst ungünstiges. Einigermafsen erträglich erscheint es nur, wenn man die Neuphilologen an den humanistischen Lehranstalten für sich betrachtet. Zur Zeit macht sich eine Stockung im Avancement gleichwohl noch nicht bemerkbar. Denn das Fach ist ein noch junges: die akademisch gebildeten Lehrkräfte gehören zum gröfsten Teil der jüngeren Generation an. In einigen Jahren wird, wie vorauszusehen, die Stockung sich in ähnlicher Weise, ja vielleicht noch stärker fühlbar machen, als gegenwärtig bei den Altphilologen und Mathematikern. Es ist nur zu wünschen, dafs bis dahin für die an den Realschulen wirkenden Lehrkräfte jene Mafsregeln getroffen sind, welche wir vorhin hinsichtlich der Mathematiker herbeigewünscht haben.

II. Zur Lage der älteren Gymnasialprofessoren.

Dafs die Beamten des Gymnasialfaches auch in Hinsicht auf das höhere Avancement am schlimmsten unter allen Beamtenkategorien daran sind, zeigt folgende Tabelle:

Beamtenkategorien	Klasse XI—VII	Klasse V—I	Folglich höher als Klasse VII in %
1. Zollwesen	41	38	92 %
2. Höhere Finanz . . .	128	79	61,7 %
3. Verwaltung	394	138	35 %
4. Justiz	1169	261	22 %
5. Archiv	25	5	20 %
6. Bauwesen	125	22	17,6 %
7. Forstwesen	504	56	11 %
8. Philol. Gymnasialfach (Beamte mit voller Anwartsch).	403	35	8,7 %
9. Mathematiker . . .	206 (207)	5 (9)	2,4 % (4,3 %)
10. Neuphilologen . . .	143	0	0 %

Es erscheint also völlig gerechtfertigt, dafs ähnlich den 30 Landgerichtsräten, 14 Oberamtsrichtern und 14 I. Staatsanwälten auch einer Anzahl älterer Gymnasialprofessoren Versetzung in Klasse V gewährt werde.

III. Zur Frage der philologischen etc. Schulräte und Fachreferenten.

Beamtenkategorien	Klasse XI—V	Klasse III—I	Folglich höher als Klasse V in %
1. Höhere Finanz . . .	174	33	18,9 %
2. Verwaltung	461	71	15,4 %
3. Zollwesen	73	6	8,2 %
4. Justiz	1357	73	5,3 %
5. Bauwesen	141	6	4,2 %
6. Archiv	29	1	3,4 %
7. Forstwesen	547	13	2,3 %
8. Philol. Gymnasialfach (Beamte m. voller Anwartsch.)	438	—	0 %
9. Mathematiker . . .	216	—	0 %
10. Neuphilologen . . .	143	—	0 %

Die Beamten des Gymnasialfachs sind also die einzige Kategorie, welche keine Möglichkeit hat, eine höhere Klasse als die V. zu erreichen. Auch aus diesem Grunde erscheint die aus anderen Erwägungen (Jahrg. 1895, S. 376 dieser „Blätter") schon längst gestellte Forderung, dafs in den Regierungen und im Ministerium Fachreferenten aufgestellt werden, wohlberechtigt. Falls aber Referenten in den Kreisregierungen nicht zweckmäfsig erscheinen, könnte wohl in passender Weise durch die Verleihung des Oberstudienratstitels (mit dem Rang und Gehalt eines Oberregierungsrates) an ältere und hervorragend verdiente Rektoren und Fachprofessoren der bisherigen Inferiorität des Standes in dieser Richtung mitabgeholfen werden.

Anhang.

Nach der Prüfungsordnung des Jahres 1873, die bis zum Jahre 1894 incl. Geltung hatte, war die Beförderung zum philol. Gymnasialprofessor an das Bestehen des Spezialexamens geknüpft, das nur von denen gemacht werden konnte, die das Hauptexamen mit Note I oder II bestanden haben. In den Jahren 1895, 96 und 97 wird dieses Spezialexamen noch abgehalten, um den Herren, die wohl im Hauptexamen die Note II haben, aber sich der Spezialprüfung noch nicht unterzogen haben, Gelegenheit zu geben, das Versäumte nachzuholen.

Von den gegenwärtig (Ende Dez. 1895) angestellten Gymnasiallehrern und Subrektoren der Kl. XIe aus den Konkursen von 1873 an haben also die Befähigung zur Beförderung oder können solche erwerben 217, es haben nämlich

		das Spezialexamen bestanden	können es noch machen
Hauptexamen	1873	—	4
„	1875	2	5
„	1876	1	4
„	1877	—	3
„	1878	4	3
„	1879	11	—
„	1880	14	4
„	1881	14	4
„	1882	18	4
„	1883	23	3
„	1884	17	4
„	1885	8	—
„	1886	10	3
„	1887	14	3
„	1888	9	2
„	1889	11	2
„	1890	7	3
„	1891	1	1
		164	52 ausserdem 1 Subrektor (Kl. XI) = 53

Zu diesen 217 kommen noch aus den Konkursen vor 1873 3 Gymnasiallehrer und 1 Subrektor mit der Note II, so dafs die Gesamtzahl der Beamten mit voller Anwartschaft in Klasse XI 221 beträgt.

Sollten auch nicht alle 53 das Spezialexamen nachmachen, so gleicht sich das wohl dadurch aus, dafs in Klasse VII des öfteren schon Herren ohne Spezialexamen befördert wurden, und dadurch, dafs es möglich ist, dafs verschiedene Herren das 1. Examen, das sie mit III bestanden haben, noch nachmachen und dann sich dem Spezialexamen unterziehen können.

G. u. P.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels.

II.[1])

Die Wissenschaft von der Sprache hat zunächst die Aufgabe, die Erscheinungsthatsachen ihres Forschungsgebietes festzustellen und zu ordnen. Damit ist aber ihr Ziel noch nicht erreicht; sie mufs weiter dringen und nach dem Warum?, nach den Bedingungen und Gründen jener Erscheinungen fragen.

So gilt auch für die Bedeutungslehre vor allem die Forderung, die Erscheinungen des Bedeutungswandels zu sammeln und unter bestimmten formalen Gesichtspunkten zu ordnen; aber nicht zurückdrängen läfst sich auch die Frage nach den Gründen dieser Erscheinungen, auch wenn im voraus feststeht, dafs hier noch mehr als bei jener grundlegenden Arbeit auf exakte Sicherheit aller Ergebnisse verzichtet werden mufs.

Ist es nun nicht verkehrt, die Frage nach den Gründen schon jetzt zu stellen, wo wir doch in der Sammlung und Sichtung der Erscheinungen noch so weit zurück sind? Eine vollständige Lösung der Frage hat allerdings eine ganz andere wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes zur Voraussetzung, als sie bisher geleistet ist; aber angebahnt kann die Lösung schon jetzt werden, wenn wir uns bemühen, aus einer Anzahl einfacherer, leichter durchsichtiger Fälle Gesichtspunkte zu gewinnen, die für die weitere Forschung im einzelnen nützlich sein können, wenn wir anderseits immer wieder die Möglichkeiten durchdenken und Beispiele suchen, in denen sie zu Wirklichkeiten geworden sind. So sind denn schon verschiedene Versuche gemacht worden, die Gründe des Bedeutungswandels im allgemeinen festzustellen, teils mehr, teils weniger systematisch[2]); ihnen reiht sich dieser Aufsatz an, der nur eine vorläufige Orientierung in dieser Frage

[1]) Vgl. Bd. XXX, S. 705—732.

[2]) In erster Linie zu nennen sind: Darmesteter, La vie des mots (4. éd. Paris 1893); Hecht, Die griech Bedeutungsl., eine Aufgabe der klass. Philol., Lpz. 1888; Hey, Semasiologische Studien, Jahrb. f. klass. Phil. 18. Suppl.-Bd. S. 83—212 (auch als S.-A., Lpz. 1890) und Die Semasiologie. Arch. f. lat. Lexikogr. u. Gramm. IX 193—230; Schroeder, Zur griech. Bedeutungsl., G.-Pr. v. Gebweiler im Elsafs 1893; Karl Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Progr. d. kgl. Realgymn. Berlin 1894. Daneben bieten manches die am Anfang des ersten Aufsatzes genannten Schriften von F. Heerdegen, H. Paul u. a., zu denen nachzutragen sind: Trench, On the study of words, 15th ed., London 1874; Wölfflin, Über Bedeutungswandel, Verh. d. 39. Phil.-Vers (Zürich) 1887, S. 61—70;

bezweckt, indem er eigene Arbeit mit dem von anderen Geleisteten einheitlich zusammenzufassen sucht[1]).

Bringen wir die zu beantwortende Frage auf einen möglichst einfachen Ausdruck, so können wir sagen: Wie kommt ein Wort dazu, eine neue Bedeutung anzunehmen?

Denken wir uns, ein Wort ist für einen Begriff das lautliche Zeichen. Ich sage Begriff, denn wir müssen uns immer gegenwärtig halten, dafs wir mit den Wörtern nur unsere Vorstellungen bezeichnen; wie wir etwas nach verschiedenen Seiten auffassen können, so kann es auch verschiedene Bezeichnungen dafür geben. Wie kann nun die Bedeutung eines Wortes sich ändern?

Wir antworten zunächst: indem der mit dem Worte bezeichnete Begriff in sich Veränderungen erfährt. Das Wort schmiegt sich diesen an, und so verschiebt sich seine Bedeutung. Die Sprache greift hier also nicht schöpferisch ein, sie begleitet den Wandel des Begriffes indifferent. Freilich, nicht jede Begriffsänderung ist Gegenstand der semasiologischen Forschung; sie würde sonst mit der Kulturgeschichte zusammenfallen. Das Wort „Schiff" hat für uns einen reicheren Vorstellungsinhalt als vor 200 Jahren. Trotzdem werden wir hier keinen wirklichen Bedeutungswandel ansetzen; denn die wesentlichen Momente des Begriffs (Zweck, Gestalt und Aufbau im allgemeinen) sind geblieben, und nicht alle Schiffe haben die wichtigste Neuerung, die Bewegung mit Dampfkraft, angenommen. Gewifs ist die Grenze nicht scharf zu ziehen, was Gegenstand der Bedeutungslehre ist und was nicht; doch ist eine ungefähre Bestimmung notwendig, damit nicht diesem Teil der Bedeutungslehre allzuviel Kulturhistorisches aufgebürdet werde.

G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Lpz. 1891; O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen, Lpz. 1895. Neuerdings hat Schroeder den Gegenstand auch in einem hübschen Aufsatze der Beilage zur Tägl. Rundschau (vom 31. Juli 1895) gemeinverständlich behandelt. Auf die „Untersuchungen zur Bedeutungslehre" von J. Stöcklein (G.-Pr. Dillingen 1895) einzugehen, hätte für diesen Aufsatz zu weit geführt. Die jüngst erschienenen „Grammatischen Aufsätze" von O. Keller (Zur lat. Sprachgesch. II. Teil. Lpz. 1895), die auch an semasiologischem Stoffe reich sind, konnten wenigstens noch in einigen Hinweisen berücksichtigt werden. — Bisher übersehen war die Abhandlung von Fr. Nath. Morus, De nexu significationum eiusdem verbi (Lips. 1776). Die K. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt von dieser Arbeit eine deutsche Übersetzung (Morus, Kleine Schr. theol. u. philol. Inh. 2. Bd. Lpz. 1794, S. 236—255), die mir durch die Güte des Hrn. Direktors Dr. v. Laubmann zugänglich wurde. Morus geht hauptsächlich von der praktischen Wichtigkeit des Gegenstandes aus und behandelt als Probe das Wort *λαμπρός* (s. u.).

[1]) Der ursprüngliche Plan, die bisher gemachten Versuche der Reihe nach zu erörtern, wurde aufgegeben und statt dessen der systematische Weg gewählt, auf dem sich kürzer und leichter eine Übersicht geben läfst. Um den Aufsatz nicht allzusehr anschwellen zu lassen, beschränkte ich das Beispielmaterial; doch strebte ich insofern nach einer Ergänzung der von Hey und Schmidt angeführten Beispiele, als ich das Griechische mehr berücksichtigte, während jener das Latein, dieser die neueren Sprachen bevorzugt. Sehr lohnend müfste es sein, die Gründe des Bedeutungswandels im Zusammenhang mit den bewegenden Kräften des Sprachlebens überhaupt zu behandeln; für einen Aufsatz würde dies aber viel zu weit führen.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie manche Wörter durch Wandlungen der Begriffe einen neuen Sinn bekommen. *βάρβαρος* (mit balbus verwandt) bezeichnet zuerst den Fremden ganz äufserlich nach seiner unverständlichen Sprache. Als das nationale Selbstgefühl der Hellenen — besonders durch die Perserkriege — sich steigerte, bekam das Wort einen verächtlichen Klang, den Nebensinn des Rohen, Ungebildeten; ja die ursprüngliche Bedeutung konnte darüber so weit vergessen werden, dafs auch Griechen diesen Titel erhielten (so Strepsiades bei Ar. Nub. 492 *ἄνθρωπος ἀμαθὴς οὑτοσὶ καὶ βάρβαρος*).

Wie spiegelt ferner die Bedeutungsgeschichte mancher Wörter die Entwicklung der sittlichen Begriffe wieder! Hecht (S. 146—164) hat nachgewiesen, dafs die Wörter *ἀρετή, ἀγαθός, κακός* u. a. schon von der Ilias zur Odyssee und von da zu Hesiod eine fortschreitende Vertiefung der sittlichen Begriffe erkennen lassen. Ähnlich verinnerlicht sich im Lateinischen virtus (Hey, Sem. Stud. S. 93): dies Wort in Gegensatz zu ius zu bringen, wie Ennius that (fr. 223 V), war später kaum mehr möglich. Was Hecht für das Griechische begonnen hat, wäre noch in ganz anderem Umfange nachzuweisen. Hier nur einiges. *δίκη*, ursprünglich „Weise, Sitte" (auch unberechtigte, *δ* 691 *οὔτε τινὰ ῥέξας ἐξαίσιον οὔτε τι εἰπὼν ἐν δήμῳ, ἥ τ' ἐστὶ δίκη θείων βασιλήων*), vertieft sich zu „Recht"; der zu einem Adverb erstarrte acc. *δίκην* „nach Art" erinnert noch später an die Grundbedeutung. Manche Ausdrücke für kraftvolle Naturtriebe, physischen Mut sinken mit der zunehmenden moralischen Verfeinerung, die die Kraft an sich nicht mehr so hoch schätzt, in ihrem Werte oder erhalten gar tadelnden Sinn: so *ὀργή, μένος, θυμός, θράσος, βία*. Letzteres z. B. ist bei Homer meist noch einfach die Kraft, später ist es als rohe Gewaltthat ein häufiger Gegensatz zu *δίκη*[1]). Ähnlich ist *σχέτλιος* (von *ἔχω*) ursprünglich lobend gewesen: „der etwas aushalten kann, unermüdlich" (vgl. *Κ* 164), hat aber schon bei Homer oft den Sinn „vor nichts zurückscheuend, rücksichtslos" (z. B. *φ* 28 *σχέτλιος, οὐδὲ θεῶν ὄπιν ᾐδέσατ', οὐδὲ τράπεζαν*).

Ferner weise ich hin auf *σοφιστής*, das, ursprünglich ein Ehrentitel, unter dem Einflusse der Reaktion gegen die, die sich diesen Titel besonders beilegten, einen tadelnden, verächtlichen Sinn bekam, in dem das Wort auch in den modernen Sprachen fortlebt; im späteren Altertum freilich konnte der Name wieder zu Ehren kommen. Eine Verschlechterung erfuhr auch, besonders seit Platon, das Wort *τύραν*-

[1]) Zu dem Bedeutungswandel von *ὀργή* (s. 1. Aufs. S. 709), *μένος, θυμός, βία* macht v. Wilamowitz (zu Eurip. Herakl. 215) die Bemerkung: „Darin liegt ein Stück Geschichte hellenischer Selbsterziehung zur *σωφροσύνη* und *εὐσχημοσύνη*. Aus dem Naturmenschen mit seiner elementaren Kraft und Begierde ist unter der Lehre vom *μέτρον ἄριστον, καιρὸν ὅρα* . . . der Kulturmensch geworden, der *ἀνὴρ μέτριος*." Über *θράσος* s. das. zu v. 624. — Zu *βίη* vgl. *Σ* 117 *βίη Ἡρακλῆος*. *Γ* 45 *οὐκ ἔστι βίη φρεσὶν οὐδέ τις ἀλκή*. Schon in der Odyssee findet sich öfter die Bedeutung „gewaltthätiges Unrecht" (z. B. *ο* 329 *ὕβρις τε βίη τε*), einmal auch in einer vermutlich interpolierten Stelle der Ilias (*Π* 387). Im Gegensatz zu *δίκη* z. B. Soph. Ai. 1334. Der Vers des Solon (fr. 36, 14): *ὁμοῦ βίην τε καὶ δίκην συναρμόσας* enthält ein scharfes Paradoxon.

νος. Wenn ἥρως bei Homer den Helden, später den Halbgott bezeichnet, so hat wieder das Wort einen Wandel des Begriffs mitgemacht. Ὄλυμπος, der Berg in Thessalien, und Ὄλυμπος, der Götterhimmel, sind bei Homer ein und derselbe Begriff, später etwas Verschiedenes: man behielt die Bezeichnung bei, während die Vorstellung des Göttersitzes sich allmählich von der des Berges loslöste. Die Benennungen des Fürsten zeigen häufig den Heerkönig, der sein Volk in die Schlacht führt — ursprünglich die Hauptfunktion des Fürsten —; das Wort blieb, der Begriff änderte sich. Vgl. βασι-λεύς „der vor dem Volke Einhergehende", ἄρχειν vorangehen — herrschen (ὄρχαμος ἀνδρῶν); im Deutschen Herzog, vielleicht auch Fürst (ahd. furisto der Vorderste); vgl. auch praetor aus prae-itor (alte Bezeichnung des Konsuls). In Attika hiefs der dritte Archon πολέμαρχος, auch als er das Amt des Heerführers längst nicht mehr inne hatte. Unter den ὄψα der griechischen Mahlzeit nahm (für die homerischen Helden freilich noch nicht!) der Fisch die erste Stelle ein; daher verengerte sich der Begriff der Zukost allmählich auf diesen (πάντων τῶν προσοψημάτων ὄψων καλουμένων ἐξενίκησεν ὁ ἰχθὺς διὰ τὴν ἐξαίρετον ἐδωδὴν μόνος οὕτως καλεῖσθαι Athen. VII 276 E); im Neugr. heifst der Fisch τὸ ψάρι (aus ὀψάριον). Bei ἔμπορος wurde aus dem Reisenden ein Kaufmann, da Privatleute eben fast nur Geschäftsreisen machten.

Im Lateinischen wurde latrones, eig. die Landsknechte (v. griech. λάτρις), zur Bezeichnung marodierender Soldateska und räuberischen Gesindels überhaupt, weil eben viele latrones dazu herabsanken (vgl. Heerdegen, Lat. Sem. S. 137 f.). Die quaestores (v. quaerere) waren ursprünglich Untersuchungsrichter; der Name blieb ihnen, auch als ihre Amtsthätigkeit eine ganz andere geworden war (Hey im Archiv IX 197 f.). Pecunia wird zur Bezeichnung für Geld, weil der Viehstand ursprünglich die bewegliche Habe ausmachte (Hey ebd. 205); pendere wird für „zahlen" auch nach Einführung der geprägten Münze gebraucht[1]).

Im Deutschen verlor das Wort minne mit den vielen Ausartungen des Minnedienstes seinen edlen Sinn, ja als unanständig verschwand es aus der Sprache, bis es im vorigen Jahrhundert wieder zum Leben erweckt wurde. Unter dem Einflufs der Reformation ist „Pfaffe" zum Schimpfwort herabgesunken, in einzelnen katholischen Gegenden soll indes das Wort noch ganz harmlos gebraucht werden. Bittere Erfahrungen und Heimweh im Ausland haben dem Worte Elend (ahd. elilenti Ausland) seine jetzige Bedeutung gegeben, ebenso dem Adj. elend, während im Mittelalter ein Wirt seinen Wein als ellenden win anpreisen konnte (K. Müller, Ztschr. f. d. dtsch. Unt. III 310).

Wir sehen, die Bedeutung eines Wortes kann sich ändern, in-

[1]) Hier und in andern Fällen kann man im Zweifel sein, ob man Bedeutungswandel infolge Umgestaltung eines schon vorhandenen Begriffes oder infolge der Benennung eines neu aufgetretenen Begriffes annehmen soll. Das darf uns aber nicht hindern, beide Arten prinzipiell auseinanderzuhalten. Dafs zwischen Fällen wie ἀρετή und ἥρως (s. o.) und solchen wie bos Luca oder κόσμος (s. u.) ein deutlicher Unterschied ist, kann nicht geleugnet werden.

dem der mit ihm bezeichnete Begriff eine Wandlung erfährt und das Wort sich einfach dieser Wandlung anschliefst. Es treten aber auch im menschlichen Geistesleben ganz neue Begriffe auf und heischen Benennung. Dieses Bedürfnis kann in verschiedener Weise befriedigt werden (vgl. Schmidt S. 7). Selten werden willkürlich Wörter gebildet (z. B. Gas, eine Neuschöpfung des 1644 verstorbenen Brüsseler Physikers van Helmont). Häufig bildet man Ableitungen (wie Dampfer) oder Zusammensetzungen (wie Dampfschiff), oder man hilft sich mit Fremdwörtern, teils Entlehnungen aus einer lebenden Sprache, teils Entlehnungen oder Neubildungen aus dem Griechischen oder Latein. Ein Teil des Bedürfnisses wird aber auch dadurch gedeckt, dafs man vorhandene Wörter benützt, indem man sie dem neuen Begriffe anpafst, also durch Bedeutungswandel. Natürlich können nur Wörter gewählt werden, deren bisheriger Begriff zu dem neuen in einem Verhältnis der Vorstellungsverwandtschaft steht.

Die Zahl der Begriffe wechselt mit der Kultur. Neues wird entdeckt, das Alte vielseitiger aufgefafst; anderseits werden auch feinere Abstufungen und Unterscheidungen fallen gelassen, und manche Begriffe verschwinden überhaupt aus dem Leben. Wir müssen uns hier wieder daran erinnern, dafs wir mit den Wörtern nur unsere Begriffe bezeichnen; es kann etwas uralt oder immer dagewesen, in einen Begriff gefafst aber ganz neu sein.

Am deutlichsten fällt das Bedürfnis der Benennung ins Auge, wenn neue sinnlich wahrnehmbare Dinge in den Gesichtskreis treten. Hier hilft man sich, wenn das Bedürfnis überhaupt durch ein schon vorhandenes Wort gedeckt wird, in der Weise, dafs man das Neue an etwas Bekanntes anlehnt, die Bezeichnung für dieses auf jenes überträgt; häufig wird ein unterscheidendes Merkmal dazu gefügt, um Verwechslung zu verhüten. Als die Römer den Elephanten kennen lernten, nannten sie ihn bos Luca, seinen Rüssel, auch etwas ganz Fremdartiges, einfach manus, welche Bezeichnung sich neben dem Fremdwort proboscis (προβοσκίς, auch entstellt zu promoscis, promuscis) erhielt, während bos Luca der griechischen Bezeichnung elephas (latinisiert elephantus, seltener elephans) weichen mufste. Ein Beispiel aus der neueren Zeit: die Kartoffel wurde bei ihrem Erscheinen in Europa bald als Trüffel (it. tartufolo, davon unser „Kartoffel"), bald als Batate (engl. potatoe, it. patata) bezeichnet, bald mit Apfel oder Birne verglichen (fr. pomme de terre, Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, neugr. γεώμηλον).

Gerade die Metapher spielt eine grofse Rolle, wenn neue Begriffe benannt werden sollen. Als z. B. der Mensch für die Zustände und Thätigkeiten seines Geistes Bezeichnungen brauchte, da entlehnte er sie aus dem Sinnlichen, dem zunächst Bekannten, allerdings nicht nur auf metaphorischem, sondern auch auf metonymischem Wege[1]).

[1]) Vgl. Biese, Philosophie des Metaphorischen (Hamb. u. Lpz. 1893). Beispiele im 1. Aufsatz, S. 714. 716 f. In diesen Zusammenhang gehört auch die wertvolle Arbeit von F. Bechtel, Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen (Weimar 1879). Bechtel weist nach,

In der Wahl der metaphorischen Bezeichnungen aber haben die Gebiete den Vorzug, die im Vordergrunde des Bewufstseins stehen, mithin die Phantasie, die Vermittlerin metaphorischer Übergänge, am stärksten anregen. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, dafs die Römer Bilder aus der Landwirtschaft und dem Kriegswesen, die Griechen Bilder aus dem Seeleben und den Spielen bevorzugten.

Wie tief grofse geistige Umwälzungen ihre Spuren in das Leben der Sprache, vor allem in ihren Wortschatz, eindrücken, dafür gibt es kaum ein besseres Beispiel als den Einflufs, den das Christentum auf das Griechische, das Lateinische mit seinen Tochtersprachen, das Deutsche ausgeübt hat, und den es noch jetzt auf jede Sprache, in der es einem Volke nahe gebracht wird, ausübt[1]). Eine Menge spezifisch christlicher Begriffe fordert Bezeichnung; wie viele Wörter werden dadurch mit einem neuen Gehalte erfüllt! Vom Griechischen nenne ich nur *εὐαγγέλιον*, *ἐκκλησία*, *πρεσβύτερος*, *κλῆρος*, *λαός*, *ἀπόστολος*, *βαπτίζειν*, *δικαιοσύνη*, *χάρις*, *εὐχαριστία*, *πίστις*, *σάρξ*, *ταπεινός*, *ἅγιος*, *σωτήρ*, *πνεῦμα*, vom Lateinischen orare, oratio, cena, scriptura, redemptio, fides, sacramentum, saeculum; vom Deutschen sei angeführt heilant, jungiro, toufan, bijihti (Beichte), bikêran, ûfarstandan. Formal betrachtet, liegt hier meist eine Spezialisierung der ursprünglichen Wortbedeutung vor, seltener Metapher (wie bei redemptio) oder Metonymie.

Besonders Hecht (S. 42 ff.) hat auf den Bedeutungswandel in seiner Abhängigkeit von den Mächten der Kultur hingewiesen und im besonderen gezeigt, wie im Griechischen die Entwicklung der Kultur, wozu er mit Recht die immer vielseitigere Auffassung der Natur rechnet, alten Wörtern ein neues Gepräge aufdrückte. So verraten den Einflufs des entwickelten Gerichtswesens die Wörter *διώκειν*, *φεύγειν*, *γραφή*, *ἔφεσις* u. a., den der Philosophie *ῥίζωμα*, *ὕλη*, *εἶδος*, *γένος* u. s. w., die grammatische Wissenschaft verwendet Wörter wie *περίοδος*, *πτῶσις*, *κλίνειν*, *τόνος* für ihre Begriffe. In vielen Fällen freilich hat die Veränderung, oder besser gesagt die Bereicherung der Bedeutung zunächst nur für einen bestimmten Kreis der Sprachgemeinde Geltung, und in diesem Sinne spricht Hey (Sem. Stud. S. 110) von „sekundär usuellen Bedeutungen", Schmidt (S. 14) von dem Einflufs der „Klassensprachen". Eine scharfe Grenze wird indes auch hier niemand ziehen wollen; vieles dringt zudem über den Kreis, in dem es entstanden ist, hinaus und wird Gemeingut der Sprache. So ist *κόσμος* für „Welt" als ge-

dafs die Wahrnehmungen durch die fünf Sinne, wenn ihre Bezeichnungen nicht verengerte Bezeichnungen für die Wahrnehmung im allgemeinen sind, sprachlich in der Weise zum Ausdruck kommen, dafs statt der Wahrnehmung selbst die Thätigkeit oder der Zustand genannt werden, welche die Wahrnehmung hervorrufen. So ist „fühlen" eigentlich nur „tasten", „riechen" ursprünglich = „rauchen"; „hören" wird oft als „tönen" bezeichnet. Wir sehen auch hier, wie die Sprache Unsinnliches sinnlich fafst; denn die Sinnesthätigkeit selber ist etwas, das mit den Sinnen nicht wahrzunehmen ist. In diesen Fällen haben wir kausal vermittelten, also metonymischen Bedeutungsübergang.

[1]) Von der einschlägigen Literatur sei hier nur genannt das Buch von R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

ordnetes Ganzes ursprünglich philosophischer Kunstausdruck, angeblich von Pythagoras herrührend; wenn noch Xenophon (Mem. I 1, 11) sagt: ὁ καλούμενος ὑπὸ τῶν σοφιστῶν κόσμος, so sehen wir daraus, dafs die Bezeichnung zu seiner Zeit noch nicht recht ins Volk gedrungen war; später war sie bekanntlich allgemein üblich.

Noch seien zwei Beispiele aus neuester Zeit für Bedeutungswandel infolge neuer Kulturbegriffe angeführt. „Impfen" wird, seitdem es für die künstliche Erzeugung der Blattern gebraucht wird, kaum mehr im ursprünglichen Sinne (des Pfropfens) angewandt (Schmidt S. 8). Unter „Depesche" verstehen wir heutzutage ein Telegramm, früher war es, entsprechend dem Französischen, jede eilige Nachricht. In beiden Fällen mufste man sich anfangs, um deutlich zu sein, umständlicher ausdrücken und von „Kuhpockenimpfung", und „telegraphischer Depesche" sprechen.

Weniger auffallend ist das Wachstum der Kultur, das sich in dem Bedürfnisse der Allgemeinbegriffe äufsert. Wie sich auf der einen Seite das Streben geltend macht, in der Begriffswelt zu teilen, feiner zu unterscheiden, so wird es anderseits mit dem Wachstum des geistigen Überblicks über Innen- und Aufsenwelt notwendig, das Getrennte zusammenzufassen, Begriffe allgemeiner Art zu gewinnen und mit einem Worte zu bezeichnen; ja es werden auch Unterscheidungen fallen gelassen; die äufseren Thätigkeiten des Menschen z. B., wie die des Gehens, Schlagens, waren einst viel mannigfaltiger bezeichnet als jetzt, während die zusammenfassenden Namen mit den übergeordneten Begriffen erst später sich einstellten[1]). So entwickelten sich auch Begriffe wie „machen, thun", wie „sein", wie „Ding, Sache" nur allmählich aus spezielleren Bedeutungen heraus. Im Griechischen ist ποιεῖν zunächst „schaffen, herstellen", πράττειν (πρήσσειν) ist ursprünglich „durchfahren" (ι 491 ἅλα πρήσσοντες), dann „vollenden", δρᾶν (mit δι-δρά-σκω verwandt) ist eigentlich „geschäftig herumlaufen" (δρηστήρ Aufwärter). εἶναι, mit ihm esse und sein, geht auf eine mit ἧσθαι „sitzen" verwandte Wurzel zurück (s. Prellwitz, Et. Wb.). Lat. res ist ursprünglich „Besitz", entsprechend skt. rās (Hey, Sem. Stud. 93); „Ding" und „Sache" sind zunächst Ausdrücke des Rechtslebens. — θηρίον steht für „Tier" überhaupt erst bei Platon (z. B. Pol. IX 571 D ἀνθρώπων καὶ θεῶν καὶ θηρίων), während es vorher nur und auch sonst meist das wilde Tier bezeichnet; ist doch auch ζῷον dem älteren Griechisch fremd. So war auch unser „Tier" ursprünglich nur das wilde Tier (vgl. θήρ, ferus; engl. deer Rotwild; Tiergarten): der entsprechende allgemeine Ausdruck „Pflanze" bedeutete, wie sein Stammwort planta, zunächst nur den Setzling, den Absenker. Nur nebenbei sei auf Erweiterungen von Begriffen wie „Katze" zu den Zwecken wissenschaftlicher Terminologie aufmerksam gemacht.

[1]) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens (Berlin 1894), sagt S. 81 von der Sprache der Bakaïri: Die eigentliche Armut steckt in dem Mangel an übergeordneten Begriffen, wie bei allen Naturvölkern. Jeder Papagei hat seinen besonderen Namen, und der allgemeine Begriff „Papagei" fehlt vollständig, ebenso wie der Begriff „Palme" fehlt.

Aber nicht nur für neue Begriffe werden Bezeichnungen notwendig, sondern auch für alte, längst bekannte und benannte, wenn deren Bezeichnung aus irgend einem Grunde nicht mehr verwendet wird. Auch hier kann das Bedürfnis in verschiedener Weise befriedigt werden: Ableitungen von dem betr. Worte, Neubildungen oder Fremdwörter können in die Lücke treten; häufig aber wird ein anderes Wort zum Ersatz gebraucht, das dann seine Bedeutung der neuen Funktion anpassen mufs. Für diese wichtige Erscheinung hat Heerdegen, der sie zuerst eingehend an einzelnen Beispielen verfolgte, den Ausdruck „Substitution" eingeführt (vgl. Lat. Sem. S. 87 ff. 149 ff.).

Das Motiv, das die alte Benennung beseitigt, ruft eine neue herbei. Somit haben wir hier zu fragen: Aus welchen Gründen kann die Bezeichnung eines Begriffes abkommen und dadurch eine neue Bezeichnung notwendig machen? Manche Bezeichnungen verschwinden mit den Begriffen; so kommt *κέρας* in der durch Homer (*Λ* 385) und Archilochos (fr. 57 Bgk.) bezeugten Bedeutung „Spirallocke" mit dieser Mode der Haartracht ab. Gewöhnlich aber stirbt die alte Benennung ab, weil sie den Zwecken der Sprache, den Gefühlen des Menschen irgendwie zuwiderläuft, während der fortbestehende Begriff eine neue Bezeichnung fordert.

Die Sprache hat den Hauptzweck, der Verständigung unter den Menschen zu dienen; also ist ihr erstes Erfordernis Deutlichkeit. Zugleich aber liegt in dem Menschen der Trieb, nicht mehr zu leisten, als für den Zweck gerade nötig ist, also ein Zug zur Bequemlichkeit. Diese beiden Faktoren, „der Zweck der Verständlichkeit und die Neigung zur Kraftersparnis"[1]), beherrschen den Lautwandel; sie sind auch für die Bedeutungslehre von grofser Wichtigkeit.

Der Trieb der Bequemlichkeit, um mit diesem zu beginnen, kürzt vorhandene umständlichere Bezeichnungen ab und vermeidet bei der Schöpfung neuer Bezeichnungen die umschreibenden Ausdrücke, für die er einfach das für das Verständnis wichtigste Wort einsetzt. In beiden Fällen entsteht Bedeutungswandel, im ersten verschieben sich aufserdem häufig die syntaktischen Verhältnisse des Wortes. Von zusammengesetzten Ausdrücken wird gern das näher bestimmte oder das näher bestimmende Wort weggelassen: so bei (sol) oriens, (via) strata, *πέπων* (*σίκυος*), *ὁρίζων* (*κύκλος*, *ἀήρ*), *πατρίς* (bei Homer noch meist mit *γαῖα*, *αἶα*, *ἄρουρα*), neugr. *νερό* aus *νεαρόν* (*ὕδωρ*), wie Krumbacher in den Christ gewidmeten Abhandlungen (München 1891, S. 362 f.) nachweist — oder umgekehrt (ludi) magister, copiae (militum). Eine Unterart der letzteren Erscheinung ist die Entstehung intransitiver Verba durch Weglassen des Objektes: vgl. *ἐλαύνειν* (*ἵππον*), *προσέχειν* (*νοῦν*), appellere (navem)[2]).

Auch viele Metonymien verdanken ihr Entstehen dem Triebe,

[1]) G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft. Lpz. 1891. S. 192.

[2]) Vgl. für das Griechische u. a. die wertvolle Arbeit von Aug. Hildebrand: De verbis et intransitive et causative apud Homerum usurpatis, Diss. philol. Hal. XI 1—118.

ohne viele Worte, ohne weitläufige Umschreibungen die Sache zu bezeichnen. Anstatt von dem Instrument zu reden, womit man Zirkel (circulos, Kreise) macht, sagt man einfach „Zirkel“, und die eigentliche Bedeutung des Wortes verschwindet darüber. Griech. χόρτος ist eig. der eingehegte Grundbesitz; aber auch das Futter, das darauf wächst, wird einfach χόρτος genannt. λόχος ist der Hinterhalt, aber auch die im Hinterhalt liegende Schar. Die äginetischen Münzen mit dem Bilde einer Schildkröte werden kurz χελῶναι genannt. In zahllosen Fällen entsteht auf diese Weise metonymischer Bedeutungswandel[1]).

Schmidt (S. 25) zieht auch Fälle des „Gegensinns“ hieher, d. h. Wörter, bei denen sich entgegengesetzte Bedeutungen ausbilden. Und gewifs geht diese Erscheinung häufig auf eine gewisse Nachlässigkeit, Denkträgheit zurück, die paarweise verbundene Begriffe nach dem einen benennt. Aber hier ist darauf zu achten, ob nicht die beiden Begriffe von Anfang an in der Wortbedeutung wie in einer höheren Einheit aufgehoben sind. Besonders Heerdegen hat dies betont und gezeigt, wie z. B. bei fides die Bedeutungen „Treue“ und „Vertrauen“ von Anfang an in dem Worte lagen (Lat. Sem. S. 97 ff.). Manche Beispiele Schmidts, wie opportunus bequem angreifbar — gefährdet oder existimatio Urteil — Ruf, gehören so wenig hieher wie altus hoch — tief oder wie hospes Gast — Wirt (vgl. ξένος und frz. hôte): wir haben hier nur verschiedene Seiten einer Grundbedeutung; der Gastfreund ist bald Gast, bald Wirt; hoch und tief sind nur verschiedene Auffassungen derselben räumlichen Ausdehnung. Anders liegt die Sache z. B. bei frz. apprendre lernen — lehren, wo über die ursprüngliche Bedeutung kein Zweifel sein kann (man vergleiche damit den mundartlichen Gebrauch von „lernen“ für „lehren“ im Oberdeutschen und umgekehrt im Niederdeutschen, wo freilich die lautliche Ähnlichkeit die Verwechslung erleichtert); oder bei Pate, eig. Gevatter, dann auch das Patenkind; oder bei lat. ovare, das nicht nur „zujubeln“, sondern auch „unter Zujubeln einen Einzug halten“ heifst, u. s. w. Hier haben wir es entschieden mit Ungenauigkeit, Nachlässigkeit der Bezeichnung zu thun[2]).

---

[1]) Eine grofse Zahl von hieher gehörigen Fällen der Metonymie und Synekdoche hat K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungsw., S. 23—25.

[2]) In anderer Weise wird der Gegensinn aufgefafst und als etwas der ältesten Sprachthätigkeit besonders Eigentümliches betrachtet von Abel, Über den Gegensinn der Urworte (Lpz. 1884). Er stützt sich hauptsächlich auf das Altägyptische, wo z. B. dasselbe Wort „stark“ nnd „schwach“ bedeute. Solche Fälle erklärt er darans, dafs alle unsere Begriffe aus Vergleichung entstehen, dafs die Wörter zuerst Verhältnisbegriffe bezeichneten, also nach verschiedenen Seiten gebraucht werden konnten, nnd dafs beim Sprechen der Zusammenhang und die lebhafte Gestiknlation der Naturvölker Mifsverständnisse ansschlofs. Die von Abel aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen angeführten Beispiele erwecken kein günstiges Vorurteil für das Übrige. Da finden wir z. B. „Boden“: Oberstes — Unterstes im Hause, cedere und ἔρχεσθαι: gehen — kommen, ὀρέγειν: verlangen — darreichen (vielmehr Grundbed. hinstrecken, med. sich nach etwas ausstrecken, etwas verlangen!), πηγνύναι: durchbohren (?) — befestigen (Gegensatz?). Jeder übergeordnete Begriff umfafst Begriffe, die als Gegensätze betrachtet werden können, z. B. der des Gehens die Begriffe des Ankommens und Weggehens; sollen

Die Rücksicht auf Deutlichkeit ist ein Gegengewicht gegen die Bequemlichkeit und setzt ihrem Kürzungstriebe Schranken. Aber sie wirkt nicht blofs erhaltend, sondern auch zerstörend. Wenn z. B. ein Wort zwei nahe verwandte Bedeutungen hat und daraus leicht Verwechslungen und Mifsverständnisse entstehen können, so fordert die Rücksicht auf die Deutlichkeit, dafs die eine Bedeutung verschwindet. Als orare einmal überwiegend für „bitten“ gebraucht wurde, konnte es nicht wohl in seiner Grundbedeutung „reden“ fortbestehen; diese kam also ab und dicere trat dafür ein, indem es seine Bedeutung „weisen“ erweiterte (Heerdegen, Lat. Sem. S. 57. 90). *μακρός* ist im ältesten Griechisch nicht nur von der horizontalen, sondern auch von der vertikalen Dimension gebräuchlich: das häufige *μακρὸν Ὄλυμπον* (z. B. *Α* 402), *οὔρεα μακρά* (z. B. *Ν* 18) gilt von der Höhe, wie *φρείατα μακρά* (*Φ* 197) von der Tiefe. Dafs dieser Gebrauch später aufhört, erklärt sich wohl durch die Möglichkeit zahlreicher Mifsverständnisse. „Kaufmann“ ist im Deutschen ursprünglich sowohl der Käufer als der Verkäufer; dafs man erstere Bedeutung fallen liefs, geht gewifs auf das Streben nach unzweideutigem Ausdruck zurück.

Oft werden zwei Wörter durch lautliche Veränderung einander so ähnlich, dafs der Deutlichkeit halber eines das Feld räumen mufs. Ein gutes Beispiel aus dem Deutschen hat Schmidt S. 19: ahd. wîh, mhd. wîch „heilig“ traf beim Übergang ins Nhd. mit dem schon bestehenden „weich“ zusammen und starb aus; seine Bedeutung wurde von „heilig“ mit übernommen. Vielleicht hielt sich aus demselben Grunde murem (Maus) neben murum (Mauer) nicht: jedenfalls verschwand das Wort, und zum Ersatz wählte man in den romanischen Sprachen die Bezeichnung für Spitzmaus, Ratte oder gar Maulwurf (sorex, it. sorcio, fr. souris; port. rato; talpus, it. topo; vgl. Wölfflin a. a. O. S. 69). So verändern sich oft die Bedeutungen der als Ersatz eintretenden Wörter. Andere Beisp. bei Schmidt und bei Darmesteter p. 163. Ich verweise auch noch auf das, was im 1. Aufsatze S. 713 über *οἶς* und *ὗς* mitgeteilt ist.

Nahe berührt sich mit dem Streben nach Deutlichkeit das nach Kraft, Eindringlichkeit, Anschaulichkeit des Ausdrucks, dem ebenfalls in der Sprache viel Mattes, Kraftloses, ins Abstrakte Ver-

---

wir dies als Gegensinn bezeichnen? Oft löst sich das Rätsel auffallender Erscheinungen, wenn wir auf die Grundbedeutung zurückgehen. So ist „greinen“ in manchen Gegenden Deutschlands ein derberer Ausdruck für „weinen“, im Plattdeutschen bezeichnet es eine Art des Lachens (grienen, vgl. grinsen); beides erklärt sich aus dem Grundbegriff „den Mund, das Gesicht verziehen“. Oder es mag zunächst auffallen, dafs *καῦμα* nicht nur von Hitze, sondern auch von Frost steht (z. B. Athen. III 98 B); aber Frost erzeugt auch ein brennendes Gefühl. Abel beruft sich auch auf das Arabische, wo schon die alten nationalen Grammatiker eine grofse Anzahl von Wörtern (die sog. Addad) zusammenstellten, die einen Begriff und sein Gegenteil bezeichnen. Neuerdings aber hat nach sachkundigem Urteil (Dtsche. Littz. 1895, Sp. 170) Giese in seinen „Untersuchungen über die Addad“ (Berlin 1894) nachgewiesen, dafs diese auffallenden Erscheinungen sich als normale Bedeutungsentwicklungen erklären lassen. — Euphemismus und Ironie sind jedenfalls in dieser Frage nicht aufser acht zu lassen. Auch hier bedürfen wir noch genauerer Einzelforschung, um sicher urteilen zu können.

flüchtigtes weichen mufs. Auch die Sprachen haben ihr Greisenalter: für die Bedeutungsverhältnisse zeigt sich dies darin, dafs sich die Wörter begrifflich abgeschliffen und abgestumpft, durch eine Menge von uneigentlichen Anwendungen ihre ursprüngliche Kraft und Frische eingebüfst haben. Verjüngung kann nur von der Volkssprache kommen; im grofsartigsten Mafsstabe zeigt dies die Entstehung der romanischen Sprachen. Aber auch das Neugriechische ist ein Beleg dafür; überhaupt kann sich keine Sprache auf die Dauer dem Einflusse der Volkssprache, der Mundarten verschliefsen.

Nicht halten können sich häufig Wörter von geringer Lautsubstanz. Viele entgehen dem drohenden Untergang, indem sie sich irgendwie verstärken: durch Zusammensetzung, oder durch Ableitungssilben; bekannt ist, dafs z. B. viele Deminutiva nur als vollere Formen in die romanischen Sprachen übergegangen sind[1]). Gehen die Wörter aber unter, so ist Substitution nötig, und damit ist fast immer Bedeutungswandel verbunden. *ὕω* ist ein dünnes Wort, namentlich in der am meisten gebrauchten Form *ὕει*, die später üi, dann gar ii lauten mufste; dafür tritt denn das kräftige *βρέχω* ein, indem es seine Bedeutung (nafs machen) spezialisiert. Vergebens eifert dagegen Phrynichos (p. 291 Lob.), das alte Wort war nicht mehr zu halten; auch im Neugr. wird *βρέχει, βροχή* gesagt. Für das körperlose *ἔαρ, ἦρ* ist im Neugr. *ἄνοιξι(ς)* eingetreten. Beispiele aus dem Französischen bei Darmesteter p. 162, Schmidt S. 18.

Wichtiger noch als diese lautliche Schwäche ist die begriffliche Entwertung und Abblassung vieler Wörter infolge häufiger uneigentlicher Verwendung, vielleicht auch schon infolge des ständigen Gebrauches für einen Begriff. Das Volk aber liebt das kräftig Bezeichnende, ja das Übertriebene, Karikierende und zieht es den zahmen Ausdrücken der gebildeten Sprache vor. Darum ist die Sprache des niederen Volkes reicher an Bildern als die der höheren Stände, darum hören wir dort für „Mund" das derbe „Maul", für „Rücken" „Buckel", für „essen" „fressen", für „gehen" „laufen", für „laufen" „springen", für „sitzen" „hocken" u. s. w., — alles hervorgegangen aus dem Triebe nach drastischem, vergröberndem Ausdruck. Ganz ähnliche Erscheinungen können wir im Lateinischen und Griechischen wahrnehmen. Für caput, das durch eine Menge übertragener Bedeutungen (vgl. frz. cap, chef) seine sinnliche Kraft eingebüfst hat, tritt im vulgären Latein testa ein (wie im Deutschen für „Haupt" als

[1]) Vgl. für ver ital. primavera (eig. neutr. plur.), für spes it. speranza, fr. espérance aus sperantia, für avis it. uccello, fr. oiseau aus avicellus, für auris it. orecchio(a), fr. oreille aus auric(u)la. Desiderativa auf -urio werden im Spätlatein gleichbedeutend mit ihren Stammwörtern (Archiv f. lat. Lex. I 410): daher it. partorire gebären. Ganz entsprechende Vorgänge finden sich im Griechischen. *τίω* wird schon frühzeitig durch das vollere *τιμάω* verdrängt. *κόνις* ist später durch *κονιορτός* (eig. Staubwirbel) ersetzt worden (z. B. Ev. Matth. 10, 14 *ἐκτινάξατε τὸν κονιορτὸν ἐκ τῶν ποδῶν ὑμῶν*): so noch neugr. (*κορνιαχτό*). Das Deminutivum *ὠτάριον* bedeutet oft einfach „Ohr" (z. B. Ev. Marc. 14, 47); so hat auch das Neugr. viele Deminutiva nur als vollere Formen: *σιτάρι* (*στάρι*) für *σῖτος*, *φίδι* (*ὀφίδιον*) für *ὄφις* u. a.; vgl. pedarion puer (Corp. gloss. Lat. III 181).

Körperteil immer mehr „Kopf“ eig. = Schale, und vulgär „Schädel“), für edere manducare, für cutis „Haut“ teilweise pellis (frz. peau), für magnus grandis (wie im D. für michel grofs). *χορτάζεσθαι* ist eig. „sich mästen“, steht dann aber statt des zahmen *ἐμπίπλασθαι*, *κορέννυσθαι* für „sich sättigen“ (interessant darüber Athen. III 99 E); *τρώγειν* setzt sich allmählich an die Stelle von *ἐσθίειν*; *λαλεῖν* bedeutet in der *κοινή* einfach reden, *λαλιά* die Rede (vgl. mundartlich „schwätzen“ für „sprechen“); *ἐρυγεῖν* herausstofsen (vgl. *ἐρεύγεσθαι* eructare) steht für „sagen“; *κραυγάζειν* für *καλεῖν*; *πιέζειν* heifst später nicht mehr „drücken“, sondern „anfassen“ (neugr. *πιάνω*); *πένης* wird durch *πτωχός* ersetzt[1]).

Übrigens kann sich auch die gebildete Gesellschaft dem Zuge nach sinnlicher Kraft des Ausdruckes nicht verschliefsen. Warum ist „festlegen“ jetzt ein Modewort? Weil „feststellen, festsetzen“ in seinem Bilde schon gar zu verblafst ist. Ebenso zieht man z. B. jetzt häufig das sinnlich anschauliche „herabmindern“ dem matten „vermindern“ vor. Auch übertreibende Bezeichnungen haben wir hier gerade genug, man denke nur an die Steigerungen mit riesig, ungeheuer, schrecklich u. s. w., durch die diese Wörter mit der Zeit an Kraft verlieren müssen.

Wir sind mit diesem Triebe der Sprache zum kräftig bezeichnenden Ausdruck bereits auf ein Gebiet übergegangen, in dem viele Bedeutungsänderungen ihren Ursprung haben, ich meine das Gebiet des Ethos, der Gefühle als Wertmesser. Bald will das Gefühl einen verstärkten, bald einen verfeinerten, abgeschwächten Ausdruck. Bleiben wir noch bei der ersteren Tendenz, so zeigt Schmidt (S. 41 ff.) treffend, wie durch Zorn und Scherz, durch Höflichkeit und Eitelkeit viele Wörter als zu schwach vermieden und durch kräftigere, mehrsagende ersetzt werden. Der Zorn greift aus Leidenschaft nach stärkeren Ausdrücken, der Scherz spielt damit, um besondere Vertrautheit mit dem Angeredeten zu zeigen, und nimmt alles, auch das Bedenkliche, von der leichten Seite. Das Ende ist auch hier Entwertung der Ausdrücke. So sind „Schalk“ und „Schelm“ jetzt kaum mehr beleidigend, wie früher[2]); auch „boshaft“ ist bedeutend milder geworden.

[1]) *χορτάζεσθαι* und *ἐρυγεῖν* führt auch Schroeder S. 12 an. — Für *τρώγειν* ist zu verweisen auf das Archiv f. lat. Lex. IX 300 f., wo Prof. Haufsleiter auf die Ersetzung von *ἐσθίειν* durch *τρώγειν* im N. T., bes. im Johannesevangelium, aufmerksam macht; mit Recht vergleicht er damit die Verdrängung von edere durch manducare im Vulgärlatein. Hiezu möchte ich folgende Glossen der Hermeneumata Monacensia (Corp. gloss. Lat. III) stellen: p. 159 trogo manduco, trogis manducas etc. p. 185 fagin manducare. estin edere. p. 139 esthio edo, esthie ede, estiusin edunt. Hieraus können wir schliefsen, dafs zur Abfassungszeit der Schrift *ἐσθίειν* (*ἔσθειν*) und edere als feinere Ausdrücke noch im Gebrauche waren, dafs aber in der Sprache des gewöhnlichen Lebens *τρώγειν* (mit dem Aorist *φαγεῖν*) und manducare verwendet wurden. Phrynichos (p. 327 ed. Lob.) tadelt den Gebrauch von *φάγομαι* für das klassische Futur *ἔδομαι*. Im Neugr. sind nur noch Formen von *τρώγω* und *ἔφαγον* (*ἔφαγα*, *θὰ φά[γ]ω* u. s. w.) gebräuchlich.

[2]) Luther übersetzt Matth. 6, 23 das griech. *πονηρός*, das nequam der Vulgata mit „Schalk“. „Schelm“ ist ursprünglich abstrakt „die Seuche“, dann konkret das der Seuche erlegene Vieh, das Aas, also auf den Menschen angewandt zunächst ein starkes Schimpfwort.

Überhaupt entwertet lebhaftes, leidenschaftliches Temperament sehr leicht die Ausdrücke, wie die Sprache unserer westlichen Nachbarn in Wörtern wie enchanter, charmer, désoler, adorer, gêner u. s. w. zeigt (v. d. Gabelentz S. 240).

So helfen auch Höflichkeit auf der einen, Eitelkeit auf der andern Seite zusammen, um Ausdrücke durch erweiterten Gebrauch in ihrem Werte herabzubringen. So sind „Herr“ und „Frau“ in ihrer Anwendung bekanntlich ebenso verflacht, wie frz. Monsieur und Madame; ja, „Frau“, ursprünglich ehrende Standesbezeichnung, wird jetzt auch rein physisch als Gegensatz zu „Mann“ gebraucht, weil „Weib“ einen üblen Nebensinn bekommen hat.

So wird aus verschiedenen Gründen häufig ein stärkerer, mehrsagender Ausdruck dem herkömmlichen, als schwach erscheinenden vorgezogen. Dieser Tendenz der Sprache steht eine andere gegenüber: die verfeinernde, abschwächende. Übertreibt jene, so sagt diese oft zu wenig; wählt jene das kräftig Bezeichnende, das grob Sinnliche, so sucht diese zu verhüllen, die Phantasie von dem Einzelnen auf das Allgemeine abzulenken, die Berührung mit dem Gemeinen, Profanen zu vermeiden.

Religiöse oder abergläubische Scheu hat oft die eigentliche Bezeichnung für etwas Unheilbringendes verschwinden und dafür harmlosere oder sogar glückbedeutende Namen eintreten lassen; die verderblichen Mächte sollen dadurch begütigt werden. *σκαιός* verschwand in der Grundbedeutung „links“, weil man diese unheilbringende Seite nicht beim richtigen Namen nennen wollte, und die Euphemismen *εὐώνυμος* und *ἀριστερός* traten dafür ein (Hesych. *σκαιῇ*). Bekannt ist auch *Εὐμενίδες* für *Ἐρινύες*, *εὐφρόνη* für die Nacht, die „keines Menschen Freund“ ist (doch ist hier auch andere Deutung möglich), Parcae (v. parcere) für die Göttinnen, die niemand verschonen. Nach Trench p. 39 heifsen die Blattern im Neugriech. *εὐλογία* „Segen“. Hieher gehört auch mundus in der Bed. „Unterwelt“. Aber *ἀρᾶσθαι* und precari für „fluchen“, sacer für „verflucht“ sind nicht Euphemismen, sondern eigentliche Ausdrücke; der Fluch war im Altertum wirklich ein Gebet, der Verfluchte ein den unterirdischen Göttern Geweihter.

Scheu vor dem Heiligen sucht dieses zu isolieren, von der Berührung mit dem Profanen abzuschliefsen. Darum sind manche Wörter, die einmal für den religiösen Gebrauch bestimmt waren, ganz darin aufgegangen und mufsten in ihrer ursprünglichen Bedeutung durch andere ersetzt werden. Für verbum, als es das Gotteswort bezeichnete, traten parabola (parola) und Bildungen von dem plebejischen muttire (motto, mot) ein; für vesper „Abendandacht“ serum (sera, soir), für domus „Gotteshaus“ casa und mansio (maison). *οἶνος* und *ἄρτος* sind vielleicht deshalb durch *κρασί(ον)* und *ψωμί(ον)* ersetzt worden, weil sie in den heiligen Gebrauch übergegangen waren; so vermutet V. Hehn, Italien [3] S. 184.

Schamhaftigkeit, Zimperlichkeit, Prüderie vermeidet die eigentlichen Bezeichnungen für anstöfsige Dinge und wählt andere, welche diese Dinge weniger direkt ausdrücken — ein Prozefs, dem

viele gute und anständige Wörter zum Opfer gefallen sind und noch fallen werden. Denn wenn wir den eigentlichen Ausdruck vermeiden und dafür einen harmloseren wählen, bedenken wir nicht, dafs auch dieser anstöfsig wird, sobald Wort und Begriff durch häufigeren Gebrauch dieselbe enge Verbindung eingegangen haben. Beispiele finden sich in der Sprache aller Kulturvölker überreichlich[1]). Ein französisches, das Darmesteter p. 166 anführt: garce „Mädchen" (wozu garçon gehört) nimmt eine üble Bedeutung an; fille, das in die Lücke tritt, wird von demselben Schicksal betroffen; um es zu halten, sagt man une jeune fille, was doch ein schlechter Behelf ist. Der französische Gelehrte sagt wehmütig: «Ainsi nous n'avons pas l'équivalent de ce mot si gracieux maid: a little maid, a pretty maid. Tout le charme, toute la poésie qu'éveille ce terme est perdu pour notre langue». Griechische Beispiele solcher verhüllender Ausdrücke sind *μίγνυσθαι* (eig. = verkehren), *συγγίγνεσθαι, συνουσία, χρῆσθαι, ὁμιλεῖν, πλησιάζειν* (sogar *διαλέγεσθαι* kommt so vor), *ἑταίρα*; aus dem Lateinischen seien angeführt: coire, stuprum (urspr. Schande überhaupt), amica, aus dem Deutschen: Unzucht (eig. Zuchtlosigkeit), Wollust, geil (eig. mutwillig, üppig), Buhle, Dirne, Sittlichkeit (vgl. Sittlichkeitsvergehen), unsittlich. „Bauch" gilt für unpassend, dafür tritt „Unterleib" oder einfach „Leib" ein. Diese Prüderie in den Bezeichnungen geht oft ins Komische. Aber sie läfst sich nicht Einhalt gebieten; vergebens sagen die klugen Leute, die Sache bleibe ja immer dieselbe, auch wenn man sie anders benenne: für das Sprachgefühl fällt eben der Begriff und seine eigentliche Bezeichnung in eins zusammen.

Bei vielen Euphemismen wirkt die Nachsicht gegen menschliche Laster, Thorheiten und Gebrechen mit. Schmidt (S. 40) vermutet dieses Motiv bei mentiri, das, von mens stammend, eigentlich „ersinnen" bedeutet haben mufs (vgl. commenta); ähnlich gehen fingere und *πλάσσειν* übertragen oft in die Bedeutung „lügen" über, wohl als mildere Ausdrücke. Für *φόβος* tritt im Griechischen nicht selten das weniger harte *ὄκνος* ein (z. B. Soph. Ai. 82. OC. 652 *τοῦ μάλιστ' ὄκνος σ' ἔχει;*), für *φοβεῖσθαι* war in der *κοινή* nach dem Zeugnisse des Moeris (p. 196 Bekk.) auch das nachsichtige *εὐλαβεῖσθαι* im Gebrauch. *πανοῦργος*, eigentlich der zu allem Geschickte, wird schonender Ausdruck für den Arglistigen, Betrügerischen und schliefslich die eigentliche Bezeichnung desselben. *κομψός* ist bei Platon lobend und entspricht ungefähr dem lat. politus; in der *κοινή* war es nach Moeris (p. 200) synonym mit *πανοῦργος*, wohl eine Folge euphemistischen Gebrauches. Wir finden manches „wunderlich", „merkwürdig", „seltsam" oder „sonderbar", was eigentlich eine schärfere Bezeichnung verdient; die Bedeutungen dieser Wörter fangen an darunter zu leiden. — Wie eine nachsichtige Auffassung die Bedeutung zu verändern vermag, zeigt auch das gr. *λαμυρός*, das zuerst „keck, frech", dann „anmutig, gefällig" bedeutete (vgl. Phryn. ed. Lob. p. 291 und die eingangs angeführte Abh. von Morus). Damit wäre zu vergleichen it.

---

[1]) Aus dem Lateinischen z. B. bei Keller, Gramm. Aufs. S. 178 ff.

vezzoso „anmutig“, vom lat. vitiosus stammend (Schmidt S. 41). — Euphemistische Ausdrücke der Gaunersprache führt Keller S. 175 an (z. B. pervolare und involare für „stehlen“, daher frz. voler).

Nachsicht gegen Furcht und Ängstlichkeit der Menschen läfst ebenfalls manches harte Wort vermeiden. In allen Sprachen wohl gibt es verschleiernde Bezeichnungen für das, dem die Natur des Menschen am meisten widerstrebt, für den Tod (viele lat. Beisp. bei Keller S. 158 ff.). Vgl. griech. οἴχεσθαι, τελευτᾶν, ἀπογίγνεσθαι, lat. decedere, defungi, obire, frz. trépasser, dtsch. verscheiden, hingehen, entschlafen u. a. Für den Selbstmord gibt es ebenfalls viele derartige Ausdrücke, so im Griech. ἐξάγειν ἑαυτόν (τοῦ βίου). Für „siech, Seuche“ traten im Deutschen als gelindere Bezeichnungen „krank, Krankheit“ (eig. schwach, Schwäche) ein, und die alten Ausdrücke sind auf besondere schwere Fälle beschränkt. Bei dem Abkommen von morbus im späteren Latein (Hey, Sem. Stud. S. 95) und seiner Ersetzung durch valetudo, infirmitas u. a. ist gewifs Euphemismus mit im Spiele gewesen, ebenso bei dem Bedeutungswandel von „Gift“ (eig. Gabe, vgl. Mitgift; einem vergeben = vergiften; frz. poison = potio). Der gedungene Meuchelmörder hiefs in Italien euphemistisch il bravo.

Eine eigentümliche Erscheinung ist es, dafs manchmal intellektuelle Fehler durch Wörter bezeichnet werden, die moralische Vorzüge bedeuten. Ich stelle sie hieher, weil in vielen Fällen gewifs Euphemismus vorliegt: der intellektuelle Fehler wird verhüllt, ja aufgehoben, indem man ihn mit einem Worte bezeichnet, das ein moralisches Lob enthält. Mit der Zeit freilich verschwindet der ursprüngliche Begriff, und nur jener üble Sinn bleibt in dem von Haus aus guten Worte zurück. Möglich wird der Euphemismus erst durch die Ansicht, dafs Dummheit mehr schände als Tugend ehre, dafs Herzensgüte und Herzensreinheit sich vorwiegend bei den Beschränkten, geistig Zurückgebliebenen vorfinde. So verbindet sich mit diesem Euphemismus eine Art mitleidiger Ironie, wie wir sie z. B. aus dem Ausrufe Sancta simplicitas! oft heraushören. Beispiele derartiger Bedeutungsentwicklungen sind, da sie zu den auffälligsten gehören, schon öfters gesammelt worden[1]). εὐήθης „gutmütig, gutartig“ sinkt zu demselben Begriffe herab, wie unser „einfältig“ und „albern“ (ahd. alawâr ganz offen, ohne Falsch); während lat. simplex sich von dieser Verderbnis freigehalten hat, ist it. semplice, frz. engl. simple ihr erlegen. Ähnlich ist es im Frz. den Wörtern naïf, naïveté und bonhomme ergangen; im Engl. kann innocent einen Dummkopf bezeichnen, und silly, eig. selig, schuldlos, hat nur noch diesen Sinn (Trench, Study of words, p. 90).

[1]) Reinh. Bechstein, Ein pessimistischer Zug in der Entwickelung der Wortbedeutungen, Germania VIII 330—354, zählt eine ganze Reihe von Verschlechterungen des Wortbegriffs im Deutschen auf, wirft aber sehr Verschiedenartiges zusammen. Georg Curtius (Grundz. d. gr. Et. S. 111) bemerkt: „Die Triebfeder zu jenem Pessimismus ist unstreitig oft das Bestreben, bösen Dingen mildere Namen zu geben, also der Euphemismus“. In vielen Fällen kann man eher von einem Optimismus reden (z. B. bei verhüllenden Ausdrücken für Laster und Thorheiten).

Wir haben bisher das Wort nur in seinem Verhältnis zu dem ausgedrückten oder auszudrückenden Begriffe betrachtet und zuerst gesehen, wie der Wandel des Begriffs die Entwicklung der Wortbedeutung bestimmt, dann, wie das Bedürfnis nach neuen Bezeichnungen von Begriffen vielfach Bedeutungswandel veranlafst. Fassen wir nun das Wort als Glied der Sprache, in seinen Beziehungen zu anderen Wörtern, die mit ihm der Form oder dem Inhalte nach Gruppen bilden oder die syntaktisch mit ihm verbunden werden, so stofsen wir auf ein neues, nicht minder ausgedehntes Quellgebiet von Bedeutungsänderungen. Wir fragen: Wie können sich Wörter in ihrem Zusammenleben in der Sprache beeinflussen?[1])

Oft genügt äufserliche lautliche Ähnlichkeit, um eine solche Einwirkung herbeizuführen. Wie sich viele Wörter durch die sog. Volksetymologie lautlich an andere angleichen, so verschieben auch manche dadurch ihre Bedeutung. Ein treffendes Beispiel ist das von Schmidt genannte „hantieren“. Es stammt vom frz. hanter „oft besuchen, verkehren“ und bezeichnete zunächst das Geschäft des herumziehenden Kaufmanns und ähnlichen Gewerbebetrieb (Luther übersetzt damit Jac. 4, 13 das gr. *ἐμπορεύεσθαι*); dann hat es sich volksetymologisch an „Hand“ angelehnt und heifst jetzt so viel als „mit den Händen sich zu schaffen machen“. Als griechisches Beispiel führe ich aus Phrynichos ed. Lob. p. 195 an: *λάσταυρος μὲν οἱ νῦν χρῶνται ἐπὶ πονηροῦ καὶ ἀξίου σταυροῦ · οἱ δ' ἀρχαῖοι ἐπὶ τοῦ καταπύγωνος*, wo der Bedeutungswandel sicher von *σταυρός* wo nicht veranlafst, doch gefördert worden ist. Gerade Wörter, die in ihrem Ursprunge dem volksmäfsigen Sprachgefühl nicht klar sind, sind am meisten volksetymologischen Einflüssen auch in ihrer Bedeutung unterworfen. Lateinische Beispiele dieser Art hat Keller, Lat. Volksetymologie, S. 151 ff. Darmesteter (p. 131) weist hin auf miniature, das, eig. eine Malerei mit Mennig (minium), unter dem Einflufs von frz. mignard (warum nicht lat. minor, minimus?) in die B. „feine, zierliche Malerei“ übergegangen ist.

Noch mehr beeinflufsen sich Wörter, die wirklich etymologisch, dem Stamme nach, zusammengehören. Es ist von Interesse zu sehen, wie sich etymologisch zusammengehörige Wortgruppen bei dem Bedeutungswandel eines Gliedes verhalten: oft zieht dieses eine die andern nach sich, oft bleiben sie ganz unberührt, oft wird nur ein Teil beeinflufst. *ξύνεσις*, von *ξυνίημι* abgeleitet, zeigt bei Homer noch einmal die Grundbedeutung (*κ* 515 *ξύνεσις ποταμῶν*), dann aber folgt es ganz der übertragenen Bedeutung des Stammwortes. Den Bedeutungswandel von orare reden — bitten (beten) haben orator, oraculum, perorare nicht mitgemacht, während oratio bei den christlichen Schriftstellern „Gebet“ bedeutet; exorare und adorare sind erst von der jüngeren B. aus gebildet (Heerdegen, Untersuch. z. lat. Sem. III 101). Das Derivatum oder das Kompositum bewahrt häufig die Grundbedeutung länger als das Stammwort; so zeigt auch „büfsen“ in „Lücken-

[1]) Vgl. hierüber besonders K. Schmidt, Gründe des Bedeutungswandels, S. 23 ff.

büfser" noch die alte Bed. „wieder gut machen, ersetzen". Es kommt auch vor, dafs das abgeleitete Wort auf das Stammwort zurückwirkt. Eine solche Rückwirkung haben wir, wenn indignus neben „unwürdig" auch „unwillig" bedeutet[1] — offenbar unter dem Einflusse von indignari „etwas unwürdig finden, unwillig sein". Darmesteter (p. 129) führt an: perles orientales, davon orient „Glanz" (l'orient d'une perle); cheval ombrageux «qui a peur de son ombre», davon ombrage auch „argwöhnische Empfindlichkeit". Doch sind solche Fälle einer Rückwirkung auf das Stammwort immerhin seltener.

Zu dieser Beeinflussung etymologisch zusammengehöriger Wörter möchte ich auch die Bedeutungsdifferenzierung stellen, d. h. die Ausbildung verschiedener Bedeutungen bei ursprünglich gleichbedeutenden Doppelformen. Besonders durch den Einflufs mundartlicher Sprachbildung entstehen leicht Doppelformen (doublets nennen sie die französischen Grammatiker); die neuen Formen werden entweder im allgemeinen Sprachgebrauche unterdrückt, oder sie behaupten sich neben der bisher allein giltigen Form. In diesem Fall aber läfst die Sprache den Überschufs der Formen nur selten ungenutzt: meistens werden feinere Unterscheidungen damit gemacht und der Vorrat an direkten Begriffsbezeichnungen vermehrt. Wir haben im heutigen Schriftdeutsch die Formen „drücken" und „drucken" mit bekanntem Unterschied. Sie sind ursprünglich gleichbedeutend; ersteres ist die niederdeutsche, letzteres die oberdeutsche Form, die ja mundartlich noch vorhanden ist; beide haben sich in den Begriffsumfang geteilt. Der Plural von „Wort" heifst mhd. diu wort; später kommt daneben die Form auf — er mit Umlaut auf. Bis ins 18. Jahrh. wurden beide Formen ohne Unterschied der Bedeutungen gebraucht; dann aber differenzierte man sie in der noch üblichen Weise.

Gerade im Deutschen ist diese Erscheinung ungemein häufig — eine Folge des starken partikularistischen Zuges, der das Aufkommen von mundartlichen Formen begünstigt, wie Hey, Sem. Stud. S. 116, richtig urteilt. Viele deutsche Beispiele gibt Herm. Paul in dem betreffenden Kapitel seiner „Prinzipien der Sprachgeschichte" (S. 208 ff.). Im Lateinischen dagegen spielt, nach Heys Ausführungen, die Bedeutungsdifferenzierung in dieser ihrer eigentlichen Form eine geringe Rolle, ein Zeichen der strengen Geschlossenheit der römischen Litteratursprache. Das Griechische hat in diesem Punkte wieder grofse Ähnlichkeit mit dem Deutschen; es ist nur zu verwundern, dafs die Bedeutungsdifferenzierung im Griechischen noch nicht systematisch untersucht ist. Ich gebe hier nur einige Fälle, indem ich mir Weiteres vorbehalte.

ἀμφί und *ἀμφίς* sind, wie *μέχρι* und *μέχρις*, ursprünglich gleichbedeutende Adverbia (z. B. *Θ* 481 *βαθὺς δέ τε Τάρταρος ἀμφίς*. *ζ* 292 *ἀμφὶ δὲ λειμών*). *ἀμφίς* aber bewahrt die Erinnerung an die Grundbed.

[1]) Georges weist eine Stelle (Itin. Alex. 5) nach, Weyman in der Ztschr. f. österr. Gymn. 45 (1894) S. 1076 noch eine (Apul. Met. II 20). Das Adverb indigne hat diese B. häufiger, bes. in der Redensart indigne ferre. indignitas ist sowohl das Unwürdige, die Unwürdigkeit, wie das Gefühl davon, der Unwille.

„auf beiden Seiten“ (vgl. ἄμφω) mehr als ἀμφί, das fast überall mit περί gleichbedeutend ist und jene Grundbed. fast nur noch in alten Zusammensetzungen, wie ἀμφήκης, ἀμφιδέξιος zeigt. So tritt in ἀμφίς der Begriff der Trennung mehr hervor (z. B. α 54 κίονας, αἳ γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσιν, eig. auf beiden Seiten halten, also auseinanderhalten); es wird = χωρίς, δίχα, wie sich auch in dem comp. ἀμφισβητέω zeigt, das Suidas ganz richtig mit χωρὶς βαίνω erklärt. ἀμφί entwickelt sich bekanntlich in anderer Richtung als Präposition weiter; ἀμφίς ist frühe abgestorben. Vgl. Buttmanns Lexilogus II 217 ff. — ἠχή (später auch ἦχος) „Schall“ und ἠχώ „Widerhall“ sind ursprünglich gleichbedeutend. Die engere Bedeutung entwickelte sich bei ἠχώ aus Verbindungen wie dem in der späteren Epik vermutlich formelhaften περὶ δέ σφισιν ἄγνυτο ἠχώ (Hes. Scut. 279. 348). Die reine Grundbedeutung liegt noch vor z. B. Soph. El. 109 und Eur. Hipp. 791; es ist bezeichnend, daſs Nauck an beiden Stellen ἠχή zu schreiben vorschlug, obwohl hier doch sicher das Gewöhnlichere nicht durch das Ungewöhnliche verdrängt worden ist. ὀβελός „Spieſs, Spitzsäule“ (vgl. ὀβελίσκος) und ὀβολός, die bekannte kleine Münze, sind ursprünglich identisch gewesen, wie schon Aristoteles (bei Pollux 9, 77) erkannte; der Name der Münze weist auf kleine Metallstäbe zurück. Im böotischen Dialekte steht ὀβελός für die Münze, und auch das Attische hat διωβελία neben διωβολία. Eine dritte Form, ὀδελός, kommt im megarischen Dialekte für „Spieſs“ vor (Arist. Ach. 796 sagt der Megareer: χοίρων τὸ κρῆς τὸν ὀδελὸν ἀμπεπαρμένον), im Delphischen für die Münze, wie im Kretischen dafür ὀδολκαί sich findet (Prellwitz, Et. Wb. unter ὀβελός). Die ursprüngliche Bedeutungsgleichheit der Formen ist nicht zu bezweifeln, auch wenn ὀβολός im Sinne von „Spieſs“ nicht mehr belegt werden kann. So sind wir häufig nicht mehr im Stande, die anfängliche Identität nachzuweisen, dürfen sie aber in vielen Fällen mit Sicherheit voraussetzen. So bei χώρα — χῶρος, deren Unterschied Döderlein im Homer. Glossarium 808 also bezeichnet: „χῶρος ist der Raum in absoluter Bedeutung, wo jedermann Platz finden kann, dagegen ist χώρα der Platz, d. h. der Raum mit Beziehung auf eine Person, die ihn einnimmt“. Auch an ὥρα — ὧρος (Jahr) sei erinnert. v. Wilamowitz macht zu Eur. Herc. 121 auf die Doppelformen λέπος (Schale) und λέπας (kahle Bergkuppe) aufmerksam. κάλαμος ist Rohr, καλάμη Getreidehalm, Stoppel: τεῖχος Befestigungsmauer, τοῖχος Wand (des Hauses, Schiffes). ἤλεκτρον und ἤλεκτρος, eigentlich „Leuchtendes“, sind im älteren Griechisch geschieden, ἤλεκτρος bezeichnet die Mischung von Gold und Silber, ἤλεκτρον den Bernstein (Helbig, hom. Epos [2] 106). In vorgriechische Zeit geht die Differenzierung von ἀμέργω streife ab (vgl. ὀμόργνυμι wische ab) und ἀμέλγω melke zurück; sie findet sich auch in verwandten Wörtern anderer indogermanischen Sprachen (s. Prellwitz).

Es werden auch nur verschiedene Flexionsformen den Bedeutungen nach unterschieden, wie die Plurale von „Wort“, die Präterita von „bewegen“ im Deutschen. δεσμός bildet bekanntlich die

Plurale *δεσμοί* und *δεσμά*, letztere Form erst in den homerischen Hymnen. Diese Formen dienen verschiedenen Bedeutungen des Singulars als Plural: *δεσμά* heifst „Fesseln", *δεσμοί* „Gefangenschaften" (vgl. Aesch. Prom. 52 *τῷδε δεσμὰ περιβαλεῖν*. Plat. Crit. 46 C *δεσμοὺς καὶ θανάτους καὶ χρημάτων ἀφαιρέσεις*). Eine reine Bedeutungsdifferenzierung ist dies allerdings nicht: *δεσμοί* scheint für „Fesseln, Bande" nur solange zu stehen, als *δεσμά* nicht existiert, und letzteres läfst sich im Sinne von „Gefangenschaften" nicht nachweisen.

In Zeiten des „papierenen Stils" werden verschiedene Bedeutungen desselben Wortes auch zuweilen nur für das Auge unterschieden: so sind *ὅ τι* und *ὅτι*, wider und wieder ursprünglich identisch und nur orthographisch differenziert.

Es gibt auch, besonders im Griechischen, eine Unterscheidung verschiedener Bedeutungen desselben Wortes durch verschiedene Betonung. Eine Schrift des Joannes Philoponos *περὶ τῶν διαφόρως τονουμένων καὶ διάφορα σημαινόντων* (hrsg. v. P. Egenolff, Breslau 1879) bietet manches Hiehergehörige. So wird gelehrt, dafs in der Bedeutung „schlecht" die Attiker *πονηρός*, in der Bedeutung „unglücklich" *πόνηρος* betont haben; ähnlich sollen *μοχθηρός* und *μόχθηρος* unterschieden worden sein. *ὁμῶς* ist Adverb von *ὁμός* und bedeutet pariter; *ὅμως* ist dasselbe Wort (vgl. unser gleichwohl = dennoch) mit verändertem Accent. Ähnlich sind *ἄλλα* und *ἀλλά* differenziert. *μύριοι* und *μυρίοι* unterscheiden die Grammatiker in bekannter Weise; der Grundbegriff ist jedenfalls „unzählige". Mag auch vieles erst Erfindung der Grammatiker sein, es gibt sicher Fälle, in denen die Sprache aus sich durch verschiedenen Ton zwei Wortbedeutungen auseinandergehalten hat.[1]) Analog ist die Erscheinung, dafs ein selbständig werdendes Adjektiv oder Partizip seinen Accent verändert: so *λεύκη* Weifspappel, *πρύμνη* (von *πρυμνός*) puppis, *δεξαμενή* Reservoir, *Λιπάρα* (*λιπαρός*), die Insel bei Sizilien, *Πύρρος* (*πυρρός*), *Φαῖδρος* (*φαιδρός*). —

Die oben besprochene Bedeutungsdifferenzierung von Doppelformen ist kein Gesetz der Sprachgeschichte. Häufig wird auch nicht unterschieden: wir finden z. B. im Griechischen *αἰπύς* und *αἰπός* (Hom.), *πάταγος* und *παταγή*, *δίψα* und *δίψος*, *στάδιοι* und *στάδια* gleichbedeutend nebeneinander. Ja, es kommt vor, dafs der einmal gemachte Bedeutungsunterschied ganz oder teilweise wieder verwischt wird. *ἄεθλος* Wettkampf und *ἄεθλον* Kampfpreis sind bei Homer strenge geschieden; aber schon bei Hesiod (Op. 654) sehen wir *ἄεθλον* (*ἆθλον*) über sein Gebiet greifen, und so hat es später noch oft die Bed. von *ἆθλος* (vgl. *πένταθλον*). Ob auch umgekehrt dieses für „Kampfpreis" gebraucht wurde, ist zweifelhaft; s. Lehrs, Arist. [3] p. 149. Auch

[1]) Das ist von prinzipieller Wichtigkeit. H. Paul vertritt mit Behaghel die Ansicht, dafs in der lebendigen Sprache keine absichtliche Differenzierung der Form zum Zwecke der Bedeutungsunterscheidung stattfinde (Prinz. d. Sprachgesch. 211). Sollten aber wirklich Unterscheidungen wie *ὅμως* — *ὁμῶς*, *ἀλλά* — *ἄλλα* nicht der lebendigen Sprache, sondern der Grammatikerwillkür zuzuschreiben sein? Oder sollen wir annehmen, die verschieden accentuierten Formen seien ursprünglich gleichbedeutend gewesen und hätten sich erst allmählich differenziert?

πέτρα und *πέτρος* unterscheiden sich bei Homer: dieses ist der Feldstein, das Felsstück, jenes die grofse Felsmasse (z. B. *Π* 411 *ἐπεσσύμενον βάλε πέτρῳ*. *κ* 87 *λιμένα, ὃν πέρι πέτρη ἠλίβατος τετύχηκε*). Später verwischt sich der Unterschied wieder: vgl. Xen. An. IV 2, 20 *ἐκκυλίνδουν πέτρας* mit Soph. Phil. 272 *εὕδοντ᾽ ἐπ᾽ ἀκτῆς ἐν κατηρεφεῖ πέτρῳ*, was Blaydes (und Nauck) ohne genügenden Grund in *πέτρᾳ* geändert hat.

Die Bedeutungsdifferenzierung ist eine Art der Beeinflussung, die zwischen etymologisch nahestehenden Wörtern stattfindet. Aber auch rein begrifflich, ohne lautliche Ähnlichkeit, gruppieren sich die Wörter und beeinflussen sich gegenseitig — und zwar ebensowohl durch begriffliche Ähnlichkeit wie durch begrifflichen Gegensatz. Viele Synonyma sind in der Sprache von Anfang an unterschieden, wie im Griech. *ποιεῖν* und *πράττειν*; es findet sich aber auch Differenzierung nach vorausgegangener Identität der Bedeutung. So waren *νύμφη* und *παρθένος* lange gleichbedeutend, dann aber bezeichnete *παρθένος* die Jungfrau, *νύμφη* die junge Frau (vgl. v. Wilamowitz zu Eur. Herakles v. 834). Nach Darmesteter (p. 131) sind die Wörter talent und génie im Französischen des 17. Jahrh. kaum unterschieden; jetzt sind sie in bekannter Weise differenziert. Besonders wichtig scheint dieser „desynonymizing process“ (Trench p. 237) für das Englische zu sein. Hier trafen durch das Eindringen romanischer Elemente viele gleichbedeutende Wörter zusammen, deren Unterscheidung den Reichtum der Sprache wesentlich erhöhen mufste. So hatte man die Namen des Viehes doppelt (ox-beef, calf-veal, sheep-mutton, swine-pork, fowl-pullet u. s. w.); man brauchte nun die alten Bezeichnungen für die lebenden Tiere, die neuen, fremdländischen für die geschlachteten, zum Essen zubereiteten; dafs man gerade so schied, liegt in der verschiedenen gesellschaftlichen Stellung der besiegten Eingesessenen und der fremden Sieger. Trench führt noch viele ähnliche Fälle an, wie love-charity, ship-nave, kingdom-reign.

Dieser „desynonymizing process“ tritt überhaupt bei Sprachmischung am häufigsten ein. Darunter ist aber auch die gegenseitige Beeinflussung der Mundarten zu verstehen. Ein Wort wandert in einen Kreis, der es noch nicht kannte, und findet dort ein gleichbedeutendes einheimisches Wort. Wo noch ein kräftiges Sprachgefühl vorhanden ist, findet ein Ausgleich der Bedeutung zwischen beiden Wörtern statt. „Düster“ ist im Niederdeutschen einfach unser „dunkel“. Als es ins Hochdeutsche einwanderte, mufste es sich auf die unheimliche, bedrückende Seite der Dunkelheit beschränken. Anders verhält es sich mit Wörtern wie Bord, Tau, Leck u. a., die im Niederdeutschen einen weiteren Sinn haben, als im Hochdeutschen; hier wurden von Anfang an nur die auf das Seewesen spezialisierten Bedeutungen übernommen, wie es sich aus den äufseren Verhältnissen ergab. — Häufig bedeuten Fremdwörter im Laufe der Zeit etwas Geringeres, Niedrigeres als die ihnen eigentlich entsprechenden einheimischen Bezeichnungen. So im Französischen die aus dem Deutschen entlehnten Wörter rosse (Schindmähre), lippe (Wurstlippe), lande (Heide, Steppe),

bouquin (Schmöker) u. a. (Darmesteter p. 107); im Deutschen vergleiche man Courage mit Mut, Plaisir mit Vergnügen, Pardon mit Verzeihung, Poet mit Dichter (Weise, Uns. Mutterspr. S. 229)! Letztere zwei Ausdrücke z. B. sind noch bei Schiller und Goethe gleichwertig; seitdem ist das Fremdwort erheblich gesunken, so dafs es ungefähr gleichbedeutend ist mit „Dichterling". Oft werden allerdings die Fremdwörter gerade deshalb herbeigerufen, weil der einheimische Ausdruck zu „gewöhnlich" ist, und werden dann sogar manchmal nobler als sie es in ihrer Stammsprache sind. Frz. collier heifst einfach „Halsband" und kann auch vom Halsband eines Hundes (oder vom Kummet eines Pferdes) stehen; wer wird aber bei uns ein Hundehalsband „Collier" heifsen?[1])

Noch in anderer Weise beeinflussen sich Sprachen in dem Bedeutungsleben ihrer Wörter: durch das Bedürfnis, bei Übersetzung eine dem fremden Ausdruck entsprechende einheimische Bezeichnung zu finden. Häufig werden zu diesem Zwecke, wenn nicht überhaupt das fremde Wort beibehalten wird, Wörter neu gebildet: so sind essentia, Zerrbild, Leidenschaft erst als Übersetzungen von οὐσία, caricatura, passion entstanden. Es kommt aber auch vor, dafs ein längst gebrauchtes Wort auf diesem Wege eine neue Bedeutung erhält. So hat lat. mundus (eig. Putz) die B. „Welt" nicht aus sich entwickelt, sondern ganz äufserlich als Übersetzung von κόσμος, das ja auch „Putz" bedeuten konnte, angenommen; ähnlich verhält es sich mit πτῶσις — casus — Fall (im grammatischen Sinne) oder mit ὕλη — materia — Stoff (im naturphilosophischen Sinne); noch anderes bei Schmidt S. 31. Der oben besprochene Einflufs des Christentums auf die Sprachen knüpft sich teilweise an solche Anpassung einheimischer Wörter an fremde, zu übersetzende. Das Hebräische wirkt auf das Griechische, dieses auf das Lateinische u. s. w. πνεῦμα ist die Übersetzung von hebr. ru^ch; εἰρήνη hat im N. T. oft den eigentümlichen Sinn des hebr. schalom, περιπατεῖν im sittlich-religiösen Sinne („wandeln") geht auf den entsprechenden Gebrauch von halach gehen zurück. πνεῦμα erzeugt dann wieder im Lat. die christliche Färbung von spiritus. „Erbauen" (= geistlich aufrichten) stammt in dieser Bedeutung von der biblischen Verwendung der Wörter aedificare und οἰκοδομεῖν, die wieder auf der metaphorischen Bedeutung des hebr. banah „bauen" beruht. — Wenn die Römer die Anhänger der alten Religion pagani nannten, so liegt der Grund dieser Umgestaltung des Begriffs „Landbewohner" in den thatsächlichen Verhältnissen; auf dem flachen Lande fand das Christentum am längsten Widerstand. Wenn aber die Deutschen den Begriff mit heidane (Heidebewohner) wiedergeben, so

[1]) Nur nebenbei sei auf eine entgegengesetzte Erscheinung hingewiesen. Wörter, die als Fremdwörter in eine andere Sprache aufgenommen sind, können sich in ihrer Stammsprache begrifflich weiter entwickeln, während sie in der fremden Sprache bei ihrer alten Bedeutung verharren. Wir gebrauchen im Deutschen die französischen Wörter Portier, Rouleau, Couvert, Parole u. a. in einem Sinne, den sie im Französischen selbst nicht mehr haben. Hier sind sie durch concierge, store, enveloppe, mot d'ordre ersetzt.

ist dies nur als Übersetzung von pagani zu verstehen: der Gegensatz von Stadt und Land war noch nicht so ausgebildet und wirkte auch kaum in den religiösen Verhältnissen mit. — „Erkenntlich" kommt noch bei Lessing in der Bedeutung „erkennbar" vor (Grimms W.-B.); als Übersetzung von reconnaissant hat es jetzt die B. „dankbar". „Zerstreut" geht in seiner übertragenen Bedeutung auf frz. distrait zurück (vgl. Lessing, Hamb. Dramat. 28). In der Sprache der Wissenschaft und des Faches sind solche Anlehnungen besonders zahlreich; vgl. πτῶσις — casus — Fall, ὕλη — materia — Stoff, καρκίνος — cancer — Krebs (Krankheit), tambour — Trommel (der Säule).

Von einer merkwürdigen Beeinflussung der Bedeutung durch eine fremde Sprache weifs Schuchhardt (bei H. Paul, Prinz. der Sprachgesch.[2] S. 347) zu berichten: „Von den Deutschruthenern wird „Schnur" im Sinne von „Braut" gebraucht, weil im Slowenischen nevesta Schwiegertochter und Braut bedeutet. Häufig wird im Slawodeutschen „damals" von der Zukunft gebraucht, ebenso wo = wohin, weil im Slawischen für beides das nämliche Wort gebraucht wird."

Doch kehren wir zu der Beeinflussung innerhalb einer Sprache zurück! Wörter, die sich begrifflich nahe stehen, zeigen nicht selten eine parallele Bedeutungsentwicklung, also das Gegenteil von Differenzierung der Bedeutungen. Solcher „Analogiewirkung" schreibt Schroeder (S. 14) die gleichmäfsige Entwicklung von μοῖρα und αἶσα zu: „ausgehend von der Bedeutung Teil bedeuten beide: Anteil, Gebühr, Lebenslos, Geschick und bezeichnen mit Personifizierung die Schicksalsgottheit." Auch κύρω (κυρέω) und τυγχάνω, deren Grundbedeutung „treffen" ist, dürften sich nicht unabhängig von einander entwickelt haben. Wenn ἄγειν auch im Sinne von „glauben, dafürhalten" vorkommt (zuerst Aesch. Suppl. 935), so ist dies wohl Beeinflussung des in der Grundbedeutung synonymen ἡγεῖσθαι. οἴχεσθαι für „sterben" ist sehr gewöhnlich; Aeschylus braucht darnach νοσφίζειν für „töten" (z. B. Choeph. 437).

Die Analogie bewirkt auch, dafs Wörter mit gleichen Suffixen häufig denselben modalen Bedeutungswandel zeigen: war bei einem Worte auf -ung z. B. der Übergang vom Thätigkeitsbegriff zum Dingbegriff vollzogen, so schlossen sich leicht andere mit demselben Suffix gebildete Wörter ihm an (s. 1. Aufs. S. 719 und Schroeder S. 14).

Auch Wörter, deren Bedeutungen einander entgegengesetzt sind, beeinflussen sich zuweilen. So rief ἐπιδέξιος in seiner übertragenen B. „geschickt, gewandt" die entsprechende konträre B. bei ἐπαρίστερος hervor (wofür Phrynichos p. 259 Lob. das alte σκαιός empfiehlt). Bei φεύγειν sind die übertragenen Bedeutungen „angeklagt sein" und „freigesprochen werden" (in diesem Sinne meist ἀποφεύγειν) wohl durch den Gegensatz zu διώκειν und ἁλίσκεσθαι in ihren metaphorischen Bedeutungen „anklagen" und „verurteilt, überführt werden" entstanden.

In den angeführten Fällen beeinflussen sich Wörter an sich, die sich irgendwie, lautlich oder begrifflich, nahe stehen, in ihrem Bedeutungsleben; aber auch auf syntaktischer Verbindung, auf

dem Zusammenleben der Wörter im Satze, kann die wechselseitige Einwirkung auf die Bedeutungen beruhen. Es kommt z. B. ein Wort besonders häufig in einer Verbindung vor: da kann es geschehen, dafs es mit der Zeit nur in dem Sinne, den es in diesem Zusammenhange hat oder haben könnte, weiter gebraucht wird, dafs sich also die Auffassung seiner Bedeutung verschiebt[1]); oder das eine Wort nimmt gewissermafsen die Funktion eines oder mehrerer andern auf sich, so dafs diese dann als unnütz weggelassen werden können. Fälle der letzteren Art wurden schon oben angeführt, wo von dem Einflusse der Bequemlichkeit auf die Sprache die Rede war; sie gehören zugleich hieher. Denn gekürzt kann eben nur werden, wo infolge der häufigen nahen Berührung auf das eine Wort der Inhalt des andern mit übergeht (strata sc. via, ἐλαύνειν sc. ἵππον) und der ganze Zusammenhang zur richtigen Ergänzung des Weggelassenen mitwirkt.

Dafs überhaupt ein Wort in seinem Leben im Satze allmählich anders aufgefafst wird, als es ursprünglich gemeint war, also eine Umdeutung erfährt, ist eine häufige Erscheinung. So hat man im Frz. die Wörter pas, point, rien (von rem) u. a. wegen der gewöhnlichen Verbindung mit ne selbst negativ aufgefafst; ähnlich im Deutschen „kein" (eig. = aliquis). Mais (von magis, vgl. „vielmehr"), cependant haben adversativen Sinn erhalten, weil dieser oft im Zusammenhange lag (Darmesteter p. 124); im Deutschen können „indes" und „während", ursprünglich rein temporal, adversativ gebraucht werden, selbst von nicht gleichzeitigen Dingen. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, dafs in den meisten Fällen der Bedeutungswandel der „Formwörter" — darunter verstehen wir im Gegensatz zu den „Stoffwörtern" die Pronomina und Partikeln — auf solcher veränderter Auffassung, die durch den Satzzusammenhang nahe gelegt wird, beruht. „Weil" hat noch mundartlich seine temporale Grundbedeutung „so lange als, während"; da aber das zeitlich Zusammenfallende sehr häufig als etwas sich gegenseitig Bedingendes aufgefafst wird, konnte „weil" kausal werden; ähnlich hat mhd. sît neben seiner zeitlichen Bedeutung die unseres kausalen „da" (Paul, Prinzipien S. 131). „Denn" uud „dann" sind ursprünglich identisch, und man hört in Norddeutschland noch oft „denn" für „dann"; auch hier ist das Zeitliche kausal umgedeutet worden; ähnlich verhält es sich mit „wenn" und „wann". „Sehr" ist bekanntlich ursprünglich „schmerzlich" (vgl. versehren), wurde aber dann in Sätzen wie: si lägen ê beide sêre wunt (Iwein 5957) als einfache Steigerung aufgefafst und demgemäfs weiter verwendet (s. Heynes Dtsch. Wb.). Neugr. τίποτε „nichts" hat diese Bedeutung durch den Gebrauch in rhetorischen Fragen, auf die eine verneinende Antwort gedacht wird, erhalten.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen hier die Präpositionen. Soweit sie echte sind, ist ihre Grundbedeutung eine örtliche, also eine sinnliche. Die zeitliche ergibt sich hieraus durch Übertragung, die

[1]) Dies kommt z. B. bei allitterierenden formelhaften Verbindungen im Lateinischen vor. Keller, Gramm. Aufs. S. 44 ff.

ihren Grund in einem sprachlichen Bedürfnis hat und keiner Übergangsstufen bedarf. Aber die weitere Entwicklung nach der geistigen Seite hin geht zumeist durch allmähliche Umdeutung aus dem örtlichen oder zeitlichen Gebrauche hervor. Dabei kann wohl auch das Bedürfnis nach dem Ausdruck geistiger Beziehungen dieser Umdeutung entgegenkommen und zum Durchbruche verhelfen. So liefse sich schön nachweisen, wie *ὑπό* ganz allmählich aus dem örtlichen Gebrauche zu dem freieren kausalen übergeführt wird, indem, was zuerst nur Nebenbegriff war, zum Hauptbegriff wird. Dafür sind sehr belehrend Stellen wie *A* 242 *πολλοὶ ὑφ' Ἕκτορος θνήσκοντες πίπτωσι* (wie so oft *ὑπὸ χερσίν*). *ι* 484 *ἐκλύσθη δὲ θάλασσα κατερχομένης ὑπὸ πέτρης*. *E* 231 *μᾶλλον ὑφ' ἡνιόχῳ εἰωθότι ἅρμα οἴσετον* (*ἵππω*), wo der Gebrauch noch stark sinnlich gefärbt ist, aber doch die Möglichkeit einer geistigeren Auffassung freiläfst. Dasselbe liefse sich an vielen Präpositionen verschiedener Sprachen nachweisen. *ὑπέρ* mit dem Gen. hat bekanntlich oft die Bedeutung „zum Schutze, im Interesse jemandes". Den Übergang dazu finden wir in Stellen wie *H* 449 *τεῖχος ἐτειχίσσαντο νεῶν ὕπερ*, verglichen mit *N* 682 *ἔνθ' ἔσαν νέες θῖν' ἐφ' ἁλὸς πολιῆς εἰρυμέναι, αὐτὰρ ὕπερθεν τεῖχος ἐδέδμητο*; belehrend ist auch der Ausdruck *ὑπερέχειν χεῖρά τινος* (*τινι*) *I* 420 u. ö. Den ähnlichen Gebrauch von *πρό* sehen wir vermittelt durch Ausdrücke wie *τὸ πρὸ τῆς Κιλικίας τεῖχος* (Xen. Anab. I 4, 4) oder *φυλακὰς καθιστάναι πρὸ τοῦ στρατοπέδου* (Xen. Oec. 20, 8). Nicht anders haben sich lat. pro und unser „für" (eig. = vor) entwickelt.

Doch gehen wir von den Formwörtern auf die Stoffwörter über und machen uns auch hier an einigen Beispielen klar, wie ein Wort durch einen bestimmten Gebrauch zu einer Umdeutung Anlafs geben kann. *στέλλειν* ist zunächst nur „fertig machen, ausrüsten" (ξ 247 *ναυτίλλεσθαι νῆας ἐὺ στείλαντα*. Herod. III 14 *στείλας αὐτοῦ τὴν θυγατέρα ἐσθῆτι δουληίῃ ἐξέπεμπε*). So kann *στέλλειν τινά* heifsen „einen auf die Beine bringen", wodurch sich ein eigentümlicher Gebrauch erklärt: Soph. Ant. 165 *ὑμᾶς ἔστειλ' ἱκέσθαι*. Phil. 60 *οἵ σε . . . στείλαντες ἐξ οἴκων μολεῖν*. Wenn nun der Zweck der Ausrüstung eine Reise, eine Fahrt war, so konnte man leicht *στέλλειν* als ein Verbum der Bewegung auffassen und als solches weiter verwenden. Bekanntlich war dies der Fall: *στέλλειν* wurde synonym mit *πέμπειν*. Den Übergang bezeichnen Stellen wie *M* 325 *οὔτε κεν αὐτὸς ἐνὶ πρώτοισι μαχοίμην οὔτε κε σὲ στέλλοιμι μάχην ἐς κυδιάνειραν* (zum Kampfe stellen = in den Kampf schicken). Denselben Gang hat unser „schicken" genommen, das ursprünglich „zurüsten, bereiten" bedeutete, jetzt aber synonym mit „senden" ist. Die alte Bedeutung klingt noch nach in dem mundartlichen „sich schicken", in „geschickt" und „anschicken". „Reisen" bezeichnet eigentlich nur den Aufbruch (vgl. engl. to rise aufstehen); wenn aber dabei das Ziel genannt war, wohin man aufbrach, so konnte das Wort auch für die ganze Bewegung dorthin aufgefafst werden, und in dieser Umdeutung wird es ja auch gebraucht (früher besonders von Heereszügen). Lat. proficisci dagegen ist seinem ursprünglichen Sinne treu geblieben,

weshalb unser „reisen“ in der erweiterten Bedeutung nicht mit proficisci, sondern mit iter facere zu geben ist. φιλεῖν mit einem Infinitiv verbunden bezeichnet ursprünglich „etwas gerne thun“ (z. B. Hes. Op. 788 φιλέει δέ τε κέρτομα βάζειν). Da diese Verbindung aber auch die Auffassung „etwas oft thun“ zuliefs, so konnte φιλεῖν auch in diesem Sinne gebraucht werden, selbst wenn keine Neigung ausgedrückt ist (zuerst wohl bei Heraklit, fr. 97 Mull. βλὰξ ἄνθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλεῖ). πρήσσειν (verwandt mit περᾶν) hat zur Grundbedeutung „durchfahren“ (ι 491 ἅλα πρήσσοντες), die Bedeutung „vollenden“, die sich später zu der des Thuens, Handelns verflachte, entwickelte sich aus Verbindungen wie πρήσσειν κέλευθον (Ξ 282. ν 83), die beide Bedeutungen zulassen. Die eigentümlichen Bedeutungsentwicklungen von νέμεσις und ὄπις versucht Schröder in ähnlicher Weise als Umdeutungen zu erklären (S. 22. 27). ἱστία στέλλειν (στέλλεσθαι) ist eigentlich „die Segel in Ordnung bringen“; da man nun hierunter speziell das Einziehen der Segel verstand (vgl. γ 11. Α 433), so entwickelt sich aus dem einen Ausdruck für das Verbum die Bed. „einziehen“. Wir finden z. B. χιτῶνας στέλλεσθαι (Hes. Scut. 288), στείλασθαι τὸ πρόσωπον (nach Phryn. bei Bekk. Anecd. 62 = συστρέψαι καὶ σκυθρωπάσαι), übertragen Eur. Bacch. 669 πότερά σοι παρρησίᾳ φράσω τὰ κεῖθεν ἢ λόγον στειλώμεθα. Polyb. III 85, 7 στέλλεσθαι (vertuschen) ἢ ταπεινοῦν τὸ συμβεβηκός, das med. auch in der B. „sich zurückziehen“, woraus sich Hesych. στέλλεται· φοβεῖται erklärt. So kann aus einer Verwendung eines Wortes durch Umdeutung eine neue, lebenskräftige Bedeutung hervorgehen.

Daſs die Möglichkeit der veränderten Auffassung zur Wirklichkeit, zur Thatsache wird, dürfte meistens darin seinen Grund haben, dafs der Umdeutung auf halbem Wege ein Bedürfnis entgegenkommt. Wir haben oben die Erweiterung der Bedeutung von Ding, Sache u. s. w. auf das Bedürfnis nach Allgemeinbegriffen zurückgeführt, während Schroeder darin das Produkt einer allmählich veränderten Auffassung des Wortes im Satze sieht. Beides wirkt eben zusammen. bucca konnte in dem sprichwörtlichen Ausdruck „quidquid in buccam venit“ als Mund gefafst werden (Mühlefeld in diesen Blättern, XXXI 107); dafs es wirklich zu dieser Bedeutung durchdrang, lag an dem Bedürfnis eines sinnlich kräftigeren, volleren Ausdrucks für das abgenutzte, lautlich schwache os.

Fassen wir zum Schlusse die Hauptpunkte der Untersuchung kurz zusammen. Die Frage: wie kommt ein Wort zu einer neuen Bedeutung? versuchten wir in folgender Weise zu beantworten:

I. Die Bedeutung ändert sich, indem der mit dem Worte bezeichnete Begriff in sich eine Veränderung erleidet.

II. Die Bedeutung ändert sich durch das Bedürfnis einer neuen Bezeichnung

1) für einen neuen Begriff,

2) für einen bereits bekannten und benannten Begriff, dessen

Bezeichnung abkommt (Substitution). Grund des Wechsels der Bezeichnung:

a) Streben nach Kürze und Vereinfachung,

b) Streben nach Deutlichkeit und Kraft,

c) Streben nach Vermeidung des einem Gefühle Anstöfsigen.

III. Die Bedeutung ändert sich durch veränderte Auffassung (Umdeutung) der Wörter infolge ihres Zusammenlebens in der Sprache.

1) Beeinflussung durch irgendwie nahestehende Wortindividuen, vermittelt

a) rein lautlich—volksetymologisch,

b) lautlich-begrifflich—etymologisch,

c) rein begrifflich—synonymisch, adversativ.

2) Beeinflussung durch den syntaktischen Zusammenhang, besonders durch die Phrase.

Es würde zu weit führen, diesen Versuch einer systematischen Darstellung der Gründe des Bedeutungswandels mit den anderen bisher gemachten zu vergleichen. Doch möchte ich wenigstens noch kurz auf das Verhältnis dieser Prinzipien zu denen, die Schroeder entwickelt hat, zu sprechen kommen. Schroeder unterscheidet nach Analogie der Gründe des Lautwandels einen Bedeutungswandel, den der Sprechende veranlafst, und einen solchen, der vom Hörenden ausgeht; jener ist die schöpferische (Schr. sagt „bewufste" oder „willkürliche") Veränderung der Bedeutungen, dieser ihre allmähliche Umgestaltung durch veränderte Auffassung der Wörter. Die zweite Art entspricht ungefähr dem von uns unter III. Behandelten; der vom Sprechenden ausgehende Bedeutungswandel ist fast immer von einem Bedürfnis veranlafst,[1]) deckt sich also in der Hauptsache mit unserer zweiten Gruppe; und was ich unter I. angeführt habe, daran scheinen mir Sprechende und Hörende gleich beteiligt, hier verschiebt sich eben die gemeinsame Grundlage des Sprachlebens, die Begriffe.

K. Mühlefeld hat in diesen Blättern Bd. XXXI S. 106 f. zu meiner Besprechung seines Systems der Tropen Stellung genommen. Der Hauptpunkt ist die verschiedene Auffassung des Verhältnisses von pars pro toto und umgekehrt. Ich wies es der kausalen Metonymie zu und glaubte damit die herkömmliche, von mir beibehaltene Einteilung der Tropen und Arten des Bedeutungswandels in Metapher, Metonymie, Synekdoche aufrecht erhalten zu können; denn ich teilte Mühlefelds Bedenken, das partitive Verhältnis und das von genus pro specie und umgekehrt unter dem gemeinsamen Namen der Synekdoche unterzubringen. Ich mufs jenen Versuch, das partitive Verhältnis der Meto-

[1]) Den Begriff des sprachlichen Bedürfnisses fasse ich dabei in demselben weiten Umfange wie Herm. Paul, der sich darüber in den „Prinzipien der Sprachgeschichte" S. 208 äufsert: „Man darf den Begriff des Bedürfnisses nur nicht so eng fassen, als ob es sich dabei nur um Verständigung über die zum gemeinsamen Leben unumgänglich notwendigen Dinge handle. Vielmehr ist dabei auch die ganze Summe des geistigen Interesses, aller poetischen und rhetorischen Triebe zu berücksichtigen."

nymie zuzuweisen, aufgeben; es gibt in der That genug Fälle dieses Verhältnisses, die rein partitiv aufzufassen sind und nur gezwungen dem Tropus der Kausalität, der Metonymie, zugerechnet werden könnten; z. B. mhd. stuote Herde-Stute, imme Bienenschwarm-Biene. Geht es also nicht an, die Setzung von pars pro toto und von genus pro specie und umgekehrt als Synekdoche zusammenzufassen, so ist jene Tropeneinteilung wissenschaftlich nicht mehr zu halten.

Wir stehen am Ende der Untersuchung. Wenn auch gewifs mancher über manches anderer Ansicht sein wird, das ist, glaube ich, für den unbefangenen Beurteiler zweifellos, dafs die Bedeutungslehre als sprachwissenschaftliche Disziplin ein Recht auf Dasein hat und dafs sie, wenn sie weiter ausgebaut wird, wichtige Beiträge zur Geschichte der Sprache und der geistigen Entwicklung der Menschheit überhaupt zu liefern im stande ist. Georg Curtius, der feinsinnige Sprachforscher, der nicht nur dem äufseren, sondern auch dem inneren Leben des Wortes liebevoll nachging, klagte noch 1879: „Die am meisten vernachlässigte Seite der etymologischen Forschung bleibt die Bedeutungslehre, also gerade die Seite, welche der klassischen Philologie am nächsten liegt. Dem Gebrauch eines Wortes oder einer Wortsippe innerhalb einer einzelnen Sprache geschichtlich nachzuspüren oder für den Bedeutungswandel in weiterem Umfange Gesichtspunkte zu gewinnen, das sind Aufgaben, zu denen sich, so scheint es, die jetzige Generation am wenigsten hingezogen fühlt" (Vorr. zur 5. Aufl. der Grundz. d. griech. Etym. S. VIII). Seitdem ist viel geschehen; doch steht die semasiologische Forschung noch immer in ihren Anfängen. Sie wird erst dann darüber hinauskommen, wenn sorgfältige Einzelforschung ein reicheres, gesichertes Material von Bedeutungsentwicklungen geliefert hat; und das ist es, was nach den mancherlei vorbereitenden theoretischen Versuchen zunächst zu erstreben ist.

Augsburg. R. Thomas.

Zu Schillers Tell IV, 1.

Im 1. Auftritte des 4. Aufzuges läfst Schiller den Fischer zum Fischerknaben sprechen:

Der Tell gefangen, und die Freiheit tot!
Erheb' die freche Stirne Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt.

„Während sich für die erste der drei Aussagen die Rückbeziehung auf den Freiherrn (von Attinghausen), „der seine Stimme erheben durfte für des Volkes Rechte," und für die dritte die Rückbeziehung auf den gefangenen Tell von selbst darbietet, ist die Beziehung der Worte: „Das seh'nde Auge ist geblendet" strittig." So Gandig in Fricks Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. V. Bd. S. 454.

Die einen denken nämlich an Melchthals durch den Landenberger geblendeten Vater, andere an Rudenz, andere an Attinghausen.

Dafs an den alten Melchthal nicht zu denken ist, der im ganzen Zusammenhange des Auftrittes nicht vorkommt und bei der Befreiung der Urkantone in keiner Weise in Betracht gezogen wird, ist an sich klar.

Ebensowenig kann Rudenz gemeint sein, wie L. Bellermann will (Schillers Dramen II S. 497). Auch er kommt im Zusammenhange der Szene nicht vor. Ferner war sein Auge nicht mehr geblendet, Bertha hatte ihm bereits die Binde von den Augen genommen, wie Rudenz selbst III, 2. sagt:

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heimat finden.

Dafs der Fischer alle Vorgänge bei der Apfelschufsszene in Altorf wufste, also auch, dafs Rudenz öffentlich sich von Gefsler und Österreich losgesagt hatte, erfahren wir im Anfange unseres Auftritts (IV, 1) aus dem Munde des Kunz von Gersau. Dieser sagt zum Fischer:

S' ist alles so geschehn, wie ich Euch sagte.

Folglich kann der Fischer von einer noch fortdauernden Verblendung des Rudenz unmöglich sprechen.

Düntzer, dem Gaudig zustimmt, denkt an den alten Freiherrn von Attinghausen. Man sei, meint Gaudig, bei dieser Annahme nicht gezwungen, eine Beziehung auf Nichtgenannte anzunehmen; bei dem Ausdrucke „geblendet" könne man sich wohl denken „vom Tod geblendet."

Richtig ist allerdings, dafs man an unserer Stelle an Nichtgenannte nicht denken darf. Der Fischer hat durch Kunz v. G. zwei betrübende Nachrichten erhalten: 1. der Tell ist gefangen, 2. der Altlandamman liegt am Tode. Es liegt also nahe, dafs man, wenn der Fischer durch diese Nachrichten zu Schmerzensausbrüchen veranlafst wird, zunächst an die ebengenannten Veranlassungen denkt. Aber wie sollte man sagen können, „geblendet" bedeute einen, „der infolge des Todes des Augenlichtes beraubt ist?" Und könnte dann das Auge noch ein sehendes heifsen?

Ich wundere mich, dafs man das so naheliegende und sogar durch den Dichter selbst nahegelegte Gute nicht gesehen hat. Es kann, um es kurz zu sagen, nur Tell gemeint sein.

Einmal erfordert der Zusammenhang, wie erwähnt, dafs entweder Attinghausen oder Tell zu verstehen ist; denn von ihnen beiden ist in dem Gespräche des Fischers und Kunzens von Gersau die Rede. Sodann ruft der Fischer einige Zeilen vorher, als er die Wegführung Tells nach Küfsnacht erfährt, aus:

Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O, glaubt, er wird ihn tief genug begraben,
Dafs er des Tages Licht nicht wieder sieht!

Offenbar hat er vorher durch Kunz gehört, dafs Gefsler dem Tell, als dieser ihm den Zweck des zweiten herausgenommenen Pfeiles

bekannt hatte, die Einschliefsung in ein finsteres Burgverliefs androhte. Hatte nicht der Landvogt ausgerufen:

Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint?

So erklärt es sich zwanglos, wie Tell, obgleich im Besitze seiner gesunden Augen, dennoch als des Gebrauches derselben beraubt, als „geblendet" bezeichnet werden kann.

Burghausen. A. Deuerling.

Die Unterscheidung der Redeweisen des Zeitworts im Unterricht.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Grammatik, und darum auch zu den meistbearbeiteten und heifsumstrittenen Kapiteln der Sprachlehre gehört die Lehre von den Tempora und Modi, das heifst die Bedeutung der einzelnen Zeitwortsformen zum Ausdruck der zeitlichen oder logischen (modalen) Verhältnisse einer Thätigkeit. Fast jede Form eines Zeitwortes dient gleichzeitig zum Ausdruck von Tempus und Modus und fast jede Form hat daher temporale und gleichzeitig modale Bedeutung. Trotzdem haben Zeit- und Aussageweise jede ihre eigenen von einander unabhängigen Gesetze, die getrennt betrachtet und gesucht sein wollen, wenn man Einfachheit und Klarheit in dieses Kapitel der Grammatik bringen will.

Denn einfach und klar müssen diese Gesetze sein. sonst könnte nicht das Kind, ja nicht einmal der Erwachsene ohne gründliche Bildung seine Muttersprache richtig gebrauchen und Zeit- und Aussageweise in solcher Weise ausdrücken, dafs der Angeredete dessen Mitteilungen zu verstehen und richtig aufzufassen vermöchte, ja selbst der gebildete Mensch müfste sich, wenn die Gesetze nicht einfach und klar wären, bei jedem Satze länger oder kürzer besinnen, ehe er reden könnte, und eine fliefsende Unterredung wäre nicht möglich. Ich trage daher kein Bedenken zu behaupten, dafs jede grammatische Regel, welche den Zeitwortsformen eine verwickelte, nicht einfach zu fassende Bedeutung unterlegt, auf Untersuchungen zurückführt, in deren Verlauf sich bei der Ausscheidung der gemeinschaftlichen Faktoren irgendwelche Fehler eingeschlichen haben.[1]) Ehe aber die Aufgabe der Modi im einzelnen festgestellt werden kann, mufs untersucht werden, welche Anforderungen dieselben im ganzen und allgemeinen zu erfüllen haben.

---

[1]) Es sei hier nur ein Beispiol einer solchen unbrauchbaren Regel angeführt: Eine Abhandlung über die iterative Bedeutung des Imperfekts und des Perfekts kommt zu folgendem Ergebnis: Wiederholungen finden entweder mit oder ohne Ausnahmen statt. Soll die Wiederholung in der Vergangenheit als ausnahmslos hervorgehoben werden, so steht das Perfektum, wird aber die Wiederholung schlechthin, ohne Rücksicht auf Ausnahmen oder das Gegenteil dargestellt, oder sind Ausnahmen von der Regel deutlich nachweisbar, so steht das Imperfectum.

Wir gehen hierbei am sichersten von der Einteilung der Sätze nach der Art der Aussage aus, um zu sehen, wie viele solche Arten logisch möglich und nötig sind und in welcher Weise sie ausgedrückt werden, und gelangen zunächst zu dem Ergebnis, dafs es drei Hauptsatzformen des Satzes gibt, nämlich

1) behauptende Sätze[1]), d. h. Sätze, worin der Redende über das Wesen, die Beschaffenheit oder Thätigkeit des Subjekts eine Mitteilung macht,

2) Heischesätze[2]), d. h. Sätze, durch welche der Redende ausdrückt, dafs die ausgesagte Handlung geschehen soll,

3) Fragesätze, d. h. Sätze, durch welche der Redende etwas zu erfahren sucht.

Der Ausrufsatz, welcher häufig als vierte Satzart aufgezählt wird, ist weder dem Sinn noch der Form nach eine besondere Satzart, sondern nur ein mit Erregung und infolge dessen mit Nachdruck (Betonung) vorgebrachter Satz einer der drei vorigen Gattungen, wie sich aus folgenden Beispielen ergiebt:

Die Welt ist so schön! ist ein betonter Behauptungssatz,
Wie schön ist die Welt? ist ein betonter Fragesatz,
Komme doch bald! ist ein betonter Heischesatz.

Ehe wir also einen Satz aussprechen, erledigen wir bewufst oder unbewufst eine logische Vorarbeit, die der Hörer oder Leser wiederum vornehmen mufs, wenn er den Satz richtig verstehen will.

Dieser logischen Thätigkeit müssen wir nachgehen, um sie uns zum Bewufstsein zu bringen, und müssen die Mittel und Werkzeuge aufzuspüren suchen, mittels welcher sich die logischen Vorgänge so rasch erledigen lassen, um auch in der Schule dieselben Mittel zum Vorteil des Unterrichts zu verwenden.

Denn wenn ein Schüler den Sinn eines Satzes richtig fassen und erkennen soll, so darf man ihm nicht lange, verwickelte und verwirrte Regeln als Hilfsmittel bieten, sondern mufs ihm einfache, klare Sätze als Unterscheidungsmittel der modi an die Hand geben.

Und dafs es solche Sätze gibt, die als Zusätze oder Ergänzung verwendet, das Verständnis ermöglichen, erleichtern und sichern, soll in Folgendem an einigen Beispielen klar nachgewiesen werden.

Die behauptenden Sätze können der Aussage nach sein:

1. real (Wirklichkeitssätze), wenn der Redende seine Mitteilung als wirklich aufgefafst haben will, z. B. Das Leben des Menschen ist kurz; das Wetter scheint sich zu ändern. Diese Sätze lassen sich

[1]) Die Bezeichnung „Aussagesatz" ist in der Schule unbrauchbar, weil sie nicht unterscheidend ist, und man jeden Satz so nennen könnte, auch die Benennung „erzählende Sätze" ist nicht umfassend genug, weil sie die Concessivsätze ausschliefst.

[2]) Die Bezeichnung „Heischesatz" wurde gewählt, weil die Benennung „Befehlsatz" für die imperativischen Sätze nötig und besser passend ist und überdies den Wunschsatz nach dem täglichen Sprachgebrauch nicht umfassen würde, die Bezeichnung „Fordersatz" aber wegen des Gleichlauts mit Vordersatz zu Mifsverständnissen Anlafs geben könnte.

mit dem Zusatz verbinden: und das ist wirklich, das ist gewifs oder das ist erfahrungsgemäfs.

2. potential (Möglichkeitssätze). Diese zerfallen in solche Sätze, die nur der Form nach potential sind, um eine Behauptung in bescheidener Weise auszudrücken, und solche, bei denen auch der Sinn potential ist, z. B. Das Gewitter dürfte bald ausbrechen; die Erwarteten dürften noch heute kommen; vielleicht möchtet ihr nach den Gründen fragen; man hätte sie besiegt glauben können. Diese Sätze lassen sich mit den Worten verbinden: Und das ist möglich[1]).

3. irreal (Nichtwirklichkeitssätze, manchmal Unmöglichkeitssätze), z. B. Ohne deine Hilfe wäre ich gefallen, Zusatz: ich bin aber nicht gefallen. Fast wäre das Schiff untergegangen, Zusatz: es ist aber nicht untergegangen. Beinahe wäre ich nicht gekommen, Zusatz: ich bin aber gekommen[2]) oder allgemein: es ist aber nicht so.

4. concessiv (Einräumungssätze). Der Gärtner mag die Arbeit beginnen, Zusatz: und das ist ihm gestattet.

Prüfen wir diese Zusätze auf ihre Fähigkeit, die modi zu unterscheiden, so werden wir finden, dafs jeder dieser Zusätze nur für den modus pafst, bei welchem er soeben angewendet wurde, sowie dafs selbst ein ungeschultes Kind dessen Verbindung mit einem andern modus als unpassend und unrichtig empfinden wird.

Versuchen wir den Satz: das Leben des Menschen ist kurz, mit den Zusätzen zu verbinden, so wird nur der Zusatz: „und das ist wirklich, gewifs oder erfahrungsgemäfs“ passend erscheinen, dagegen werden die Verbindungen: das Leben des Menschen ist kurz, und das

[1]) Erst wenn der Schüler den Potentialis im Ganzen von den übrigen modi unterscheiden kann, mag man ihm den Unterschied zwischen dem Potentialis der bescheidenen Behauptung, und dem Potentialis der allgemeinen Möglichkeit und der Möglichkeit im besonderen (vorliegenden) Falle beibringen. Hierbei ist als Kennzeichen des Potentialis der allgemeinen Möglichkeit besonders zu betonen, dafs dieser modus als Subjekt fast immer ein Pronomen indefinitum oder ein Pronomen personale mit indefiniter Bedeutung bei sich hat, z. B. Wenn du zum Schlosse gehen willst, mufst du dich rechts halten = Wenn man zum Schlosse gehen will. Seltener finden sich auch die (ebenfalls indefiniten) Substantiva „Sache, Ding, Verhältnis“ und ähnliche als Subjekt verwendet. Formell ganz gleich mit dem allgemeinen Potentialis wird der Potentialis der bescheidenen Behauptung gebildet; der bescheidenen Behauptung liefse sich der Zusatz anfügen; wenn du (ihr), die Angeredeten nicht etwa andrer Meinung seid.

[2]) Sätze, welche je nach dem übrigen Zusammenhang eine doppelte Erklärung zulassen, sind bei der Einübung der Modi möglichst zu vermeiden, z. B. Der Stein fällt, wenn ich ihn nicht halte, verträgt den Zusatz: ich halte ihn aber, und kann dann irreal verstanden werden = der Stein würde fallen (fiele), wenn ich ihn nicht hielte; er verträgt aber auch den Zusatz: und das ist möglich und bedeutet dann: ich halte den Stein noch nicht, aber ich werde ihn halten müssen, sonst fällt er. Ebenso sind die indikativischen Irrealsätze im Deutschen, z. B. Du fielst ins Wasser, wenn ich dich nicht festhielt; der Feldherr hatte die Schlacht verloren, wenn ihm nicht Verstärkung geschickt wurde, erst lange nach den konjunktivischen als Beispiel für den Irrealis zu benutzen, obwohl der Zusatz: es ist (war) aber nicht so, sie unzweifelhaft als irreal erkennen läfst. Für die Erklärung des irrealen Imperfects im Französischen u. Griechischen leisten gerade diese Sätze später treffliche Dienste.

ist möglich, oder das Leben des Menschen ist kurz, „es ist aber nicht (so) kurz", oder das Leben des Menschen ist kurz, „das ist ihm gestattet", von jedem Unbefangenen als unpassend erkannt werden.

Ebenso unzulässig werden die Verbindungen eines irrealen Satzes mit den Zusätzen des realen und potentialen Satzes erscheinen, z. B. Fast wäre das Haus abgebrannt, und das ist sicher; fast wäre das Haus abgebrannt, und das ist möglich; fast wäre das Haus abgebrannt, und das ist ihm gestattet.

Auch die Heischesätze erscheinen in verschiedener Redeform, nämlich:

1. jussiv (befehlend). Eilet Ihr Säumigen! Zusatz: denn es ist nötig; das befehle ich.

2. exhortativ (auffordernd). Lafst uns eilen! Zusatz: denn es ist nützlich, förderlich. Möget ihr gehen, als gemilderten Befehl, dazu rate ich.

3. desiderativ [1] (wünschend) mit den Unterarten des erfüllbar gedachten und des unerfüllbar gedachten Wunsches z. B. Möge ihm der Sieg Glück bringen! Zusatz: und das ist möglich. Brächte ihm doch der Sieg Glück! Zusatz: es ist aber nicht möglich, dafs er ihm Glück bringt. Hätte mich doch die Erde verschlungen! Zusatz: sie hat mich aber nicht verschlungen; es ist aber nicht so.

Ich mufs freilich zugeben, dafs die drei modi der Heischesätze sich weniger von einander unterscheiden als die modi der Behauptungssätze. Dies hat seinen Grund darin, dafs ihre Hauptverschiedenheit nicht sowohl in dem Unterschied des logischen Verhältnisses der Handlung, als vielmehr meist im Unterschied zwischen der redenden und angeredeten Person liegt, indem der Redende dem untergeordneten Angeredeten befiehlt, den Gleichgestellten auffordert, von dem Übergeordneten wünscht.

Dagegen zeigt sich in den Fragesätzen wieder eine ausgesprochene Verschiedenheit des modus, nämlich:

1. der Realis (Wirklichkeitsfrage). Wann warst du krank? Was soll ich thun? Hast du heute schon gefrühstückt? Zusatz: das kannst du mir bestimmt sagen.

2. der Potentialis (möglich). Bis wann dürftest du die Arbeit vollendet haben? Zusatz: das kannst du mir wahrscheinlich (vielleicht) sagen.

3. Irrealis. Was hättest du an meiner Stelle gethan. Zusatz: du hast es aber nicht gethan. Was thätest du an meiner Stelle, Zusatz: du thust es aber nicht. Hätten wir uns nicht früher versöhnen sollen? Zusatz: wir haben es aber nicht gethan.

Die drei ebengenannten Frageformen fallen modal mit den drei

[1] Der Ausdruck desiderativ wurde (s. auch Band XXVI. dieser Blätter S. 235) gewählt, weil die Benennung optativ schon bei einem modus der Formenlehre eingebürgert ist, um Regeln zu vermeiden, wie „der optativ steht als eigentlicher optativus" (s. Kurz, griech. Gramm. § 152[1]) deren Wortlaut den Schüler zu verwirren geeignet ist.

gleichgenannten Formen der Behauptungssätze zusammen und müssen daher nicht eigens gelernt und eingeübt werden.

Neu ist bei den Fragesätzen

4. der Deliberativ, nicht ganz passend als unwillige oder auch als zweifelnde Frage bezeichnet; es ist vielmehr eher die verzweifelte Frage, deren brauchbare Beantwortung der Fragende für unmöglich hält.

Was soll ich thun? Wohin soll ich mich wenden? Wo hätte er mich treffen können? Was sollte er anders thun? Mufst du denn Alles umrennen, was dir im Wege steht? Zusatz: das kann mir niemand sagen; das kannst du nicht sagen.

Diese deliberativen Fragen sind häufig dem Sinne nach starke Behauptungen oder Befehle. Wo hätte er mich treffen können = Er konnte mich nirgends treffen. Wie könnt Ihr glauben? = Ihr glaubt doch nicht oder glaubet nicht. Wie magst du schweigen? = Schweige doch nicht.

Fassen wir nun die genannten modi zusammen, so finden sich acht verschiedene Arten, die durch Zusätze sich bestimmt unterscheiden lassen, nämlich:

1. der Realis in behauptenden und fragenden Sätzen,
2. der Irrealis in behauptenden und fragenden Sätzen,
3. der Potentialis in behauptenden und fragenden Sätzen,
4. der Concessiv nur in behauptenden Sätzen,
5. der Jussiv nur in heischenden Sätzen,
6. der Exhortativ nur in heischenden Sätzen,
7. der Desiderativ nur in heischenden Sätzen,
8. der Deliberativ nur in fragenden Sätzen.

Der Iterativ, welcher in manchen Satzformen dazu dient, die Wiederholung einer Handlung anzudeuten, ist eine Art Zwischenform zwischen modus und tempus und wird daher auch besser bei der Temporallehre abgehandelt.

Manchmal kommt es vor, dafs ein Satz mehrere Zusätze gestattet, dann ist derselbe in einer Form abgefafst, welche mehrere modi umfafst und nur der Zusammenhang mit den Nachbarsätzen macht die sichere Unterscheidung möglich.

Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dafs es mindestens 8 Aussageweisen gibt, zu deren Ausdruck uns die Formenlehre z. B. im Deutschen nur 3 modi bietet, so dafs sich also immer mindestens 2—3 syntaktische modi mit einem modus der Formenlehre behelfen müssen, was natürlich eine strenge Unterscheidung erschwert.

Beim Einüben der Moduslehre wird man am besten mit dem Irrealis beginnen, als demjenigen Modus, der sich am deutlichsten und leichtesten von den andern unterscheidet.

Ist der Irrealis recht erkannt und geübt, so folge der Realis, dann der etwas schwierigere Potentialis und hierauf der mit dem Potentialis nahe verwandte Concessiv.

Die modi der Heischesätze werden ohne besondere Mühe als befehlend, aufmunternd oder wünschend erkannt und unterschieden werden.

An letzter Stelle erst wird der etwas schwierige Deliberativ zu erklären sein, aber auch diesen werden verständige Schüler nach der obenangegebenen Weise bald erkennen lernen.

Die vorgeschlagenen Hilfsmittel sind den logischen Aufgaben der modi entsprechend, und schon ihre Anwendung bietet dem Schüler eine recht nützliche, verstandschärfende Übung an Stelle weitläufiger oder verschwommener Definitionen.

Beim Übersetzen und Erklären von Schriftstellern aber sind wir fortwährend genötigt die modi der Verba auf ihren Gehalt zu prüfen, damit wir über den Sinn der Sätze zum richtigen Verständnis kommen, den Sinn eines Schriftstückes richtig zu erfassen und in anderer Sprache wiederzugeben vermögen.

Manche Lehrer werden sich diesen Ausführungen gegenüber vielleicht ablehnend verhalten, sie als überflüssig und unnütz ansehen, ich bitte aber nur diese genannten kleinen Hilfsmittel im Unterrichte anzuwenden und nicht ungeprüft von der Hand zu weisen, dann wird jeder nach kurzer Zeit merken, dafs die Unterscheidung der modi sich mittels derselben leicht einüben läfst, dafs bedeutend an Klarheit der Bestimmung, namentlich aber, und dies ist nicht gering anzuschlagen, an Zeit gewonnen wird, ein Gewinst, der bei der Masse des jetzigen Lehrstoffes allein schon eines Versuches mit meinem Vorschlag wert ist.

Speier. Ohlenschlager.

Bemerkungen zu Horaz' Episteln.

(Im Anschlusse an die 13. Auflage der Krüger'schen Schulausgabe.)[1])

Dem ersten die Satiren enthaltenden Bändchen ist nach verhältnismäfsig kurzer Zeit das zweite, dessen Inhalt die Episteln bilden, gefolgt. Auch hier haben Text wie Commentar bezw. Anhang eine sorgfältige Revision erfahren. Die wesentlichen Veränderungen und Abweichungen von der vorigen Auflage sind wieder in einem eigenen Verzeichnisse S. VII—IX zusammengestellt. Die Freunde des Dichters werden auch dieses Bändchen mit Freuden begrüfsen und gerne dem Wunsche des Herrn Verfassers entsprechend anerkennen, dafs die Arbeit als eine emendata im Sinne des ersten Herausgebers mit vollem Rechte bezeichnet werden darf.

Die Vorbemerkungen über die Episteln des Horaz und ihr Verhältnis zu den Satiren dürften den Bedürfnissen der Schule im allgemeinen wohl genügen.

Die nachstehenden kurzen Bemerkungen zu einzelnen Episteln, die ich beim Durchlesen und Vergleichen der neuen Auflage niederschrieb, sollen die verdienstliche Arbeit nicht bemängeln, sondern nur bei Stellen, wo ich die Auffassung des Verfassers nicht teilen zu können

[1]) Des Qu. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 13. umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Gust. Krüger. II. Teil: Episteln. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1894. Preis M. 1,80.

glaubte, Anregung zu weiterer Prüfung und ev. Verbesserung namentlich vom Standpunkte der Schüler aus geben. (Zu einzelnen Stellen wurde auch die neueste Ausgabe der Episteln von L. Müller herangezogen.)

I. Buch. Ep. 1, 1 die Bemerkung zu prima „nicht wörtlich zu verstehen" dürfte zumal für die Schüler nicht ganz verständlich sein. Die angeführten Beispiele sind insofern verschieden, als dort entweder das Präsens oder Futur steht, hier das Perfekt; hier wird man also bei prima doch an ein bestimmtes, dem Mäcenas sicherlich bekanntes Gedicht zu denken haben. (Genauer und richtiger bei L. Müller.) — Auch die Bemerkung zu v. 2 spectatus entbehrt der nötigen Kürze und Klarheit; mit dem „technischen Ausdruck" kann der Schüler kaum etwas anfangen. Was soll denn spectatus überhaupt hier anderes heifsen als „geschaut" resp. sich sehen lassen, auftreten? Die Bedeutung „erprobt" ist ja durch das folgende donatum iam rude ausgedrückt. v. 3 ob der Dichter bei ludo an ludicra v. 10 gedacht hat, möchte ich bezweifeln; dafs übrigens antiquo ludo includere = zum Dichten nötigen, konnte dem Schüler bemerkt werden. Wenig klar bei L. Müller; Horaz sagt quasi Fechter und quasi Fechterschule und meint Dichter und dichterische Thätigkeit. Man übersehe nicht, dafs prima . . . camena vorausgeht.

v. 4 mens ist wohl mehr als „Stimmung" = Gesinnung; er ist „ernster" geworden.

v. 6 totiens = unser „gar so oft", im Sinne von „übermäfsig oft". Zu dem Zusatz „bezw. seinen Herrn" war hier kein Anlafs. — Die Ausführungen L. Müllers zu d. St. halte ich nicht für richtig; Krüger einfach und richtig.

v. 9. Das peccare wird wohl im Straucheln, Stolpern des infolge Alters schwachfüfsigen Pferdes bestehen, und das ilia ducere nach dem vom Verfasser selbst Angeführten nicht vom Aufblähen, sondern vom Einziehen der Weichen infolge der Atemnot zu verstehen sein. Nicht Ausatmen sondern Einatmen ist dem, der über seine Kräfte gelaufen, notwendig. Zur Veranschaulichung des Gegenteils dient Ovid amor. III. v. 284 nec sua perpetuo contendant ilia risu. Jedermann kann beides an sich selbst probieren. Die Bemerk. bei L. Müller ist wenig genau und klar.

v. 10. Was ist unter ludicra zu verstehen? S. Luc. Müller.

v. 12 ist die Bemerkung: „Gegensatz zu pono" wohl ganz unmotiviert; compono steht doch ganz aufser Beziehung zu pono; es ist auch nicht synonym mit condo (L. Müller), sondern wie bei Krüger richtig bemerkt, wohl ordnen (was zum Zwecke des depromere nötig war); ein Beispiel bietet ep. 2.

v. 13 tuter hat hier wohl die Bedeutung „sich durch etwas decken, sicher stellen, auf etwas berufen, stützen"; ich denke an das αὐτὸς ἔφα der Pythagoreer.

v. 14 die Struktur erklärt man dem Schüler am einfachsten = nulli magistro ita addictus, ut iurem in verba eius.

v. 15 macht die Sache klar; magister = dux; lar = domus (secta); daher klein zu schreiben.

v. 18 aus furtim relabor ersieht man, dafs, wie Kiefsling treffend bemerkt, diese Anschauungen ihm kongenialer waren. Luc. Müller meint gar (zu furtim), Horaz schäme sich ein wenig! Die Änderung L. Müllers: et non res mihi u. s. w. stört den schönen Rhythmus des Verses und ist nicht sachgemäfs; das se rebus subiungere erfordert doch keine Bemühung? Die Stelle ist meines Erachtens bei Krüger ganz gut erklärt.

v. 22. Bei nox, dies, annus steht der Singular offenbar statt des Plurals. Die Bemerkung zu custodia ist für Schüler nicht ausreichend. Ich würde ungefähr sagen: weil der Mutter (oder den Verwandten) die Erziehung zukam; der Vormund hatte keine persönlichen Rechte, sondern nur Einflufs auf die Verwaltung des Vermögens. Auch erwartet man die Angabe, wie lang (bis zum 18. Jahre?) die Vormundschaft dauerte. Warum Schütz aus pupillis (oder aus dura?) für matrum die Bedeutung „Stiefmutter" folgert, ist nicht recht klar. Die Bemerkung L. Müllers (nach Bentley) zu diesque longa halte ich für ganz müfsig; Horaz hätte auch hier longus schreiben können, wenn es ihm in den Vers gepafst hätte; da er aber nicht mit et sondern mit ut fortfährt, so wird man nach debentibus eine kleine Pause zu denken haben (durch den Tonfall des Daktylus unterstützt!) und den Wechsel im Ausdruck natürlich finden.

v. 36 der Schlufs der Anmerkung ist wenig klar. Soll wirklich, wie man nach dem Wortlaute denken könnte, zugleich mit der Lesung eine äufserliche Waschung vorgenommen werden und deren Wirkung ein reines Gemüt sein? Piacula hier = geistige Heilmittel, wie aus recreare und mitescere ersichtlich ist; durch ihre wiederholte, mit reinem Gemüte vorgenommene Lesung wird die Heilung erwirkt.

v. 28. Unrichtig setzt L. Müller contendere = certare; invictus v. 30 hat hieher gar keine Beziehung, und selbst bei membra Glyconis ist zunächst nicht an die Kämpfe dieses Athleten zu denken.

v. 38 iners = der Träge, Müfsiggänger.

v. 41 prima kann gramm. nicht auf virtus bezogen werden; ist auch nicht nötig, da der Sinn ohnehin ist: „Tugend ist es schon u. s. w."

v. 44 Dafs caput in Verbindung mit labore hier = bürgerliche Existenz sei, wie L. Müller meint, kann ich nicht glauben; besser Krüger = corporis; auch das physische Leben überhaupt kann caput bedeuten. Zu sine pulvere vgl. das schöne Beispiel Verg. Aen. V. 363—484 und bes. v. 390 nullo certamine und v. 472 palmam.

v. 50 magna ist unbetont und bildet daher wohl keinen Gegensatz zu anderen Olympien, vielmehr zu circum p. et c. pugnax; so richtig L. Müller.

v. 51 in der Anmerkung bleibt unklar, an wen der Schüler bei den „vielen verächtlichen Nebenbuhlern" denken soll. Das Citat aus Vitruv. ist bei seiner Unvollständigkeit zwecklos.

v. 65 ist richtig suadet ergänzt und damit die Ansicht Kiefslings, dafs hier nicht der Berater spreche, als irrig erwiesen.

v. 61. Die Annahme eines Doppelsinnes von nulla pallescere culpa ist durch das vorhergehende nil conscire sibi ausgeschlossen, daher die Bemerkung nach dieser Seite müfsig.

v. 70. Die Ansicht, dafs hier nicht der Dichter, sondern der zünftige Philosoph rede, hat Luc. Müller nicht überzeugend erwiesen.

v. 74 folg. Die Anmerkungen der Herausgeber zu dieser Stelle sind teils falsch, teils lückenhaft. Der Umstand, dafs Horaz v. 76 fortfährt: bellua multorum es capitum, worunter zweifellos das röm. Volk zu verstehen ist, nötigt zu der Annahme, dafs v. 74 Horaz mit den Worten, die der Fuchs zum kranken Löwen sagte, zum röm. Volke spricht; daher te = das röm. Volk, nicht = der Löwe.

v. 86 ist die Fassung: „zugleich die feste Überzeugung, dafs es so kommen werde" kaum richtig; man übersetze „morgen sollt ihr u. s. w."

v. 91 quid pauper? ride: An der Überlieferung, die bei Krüger genügend erklärt ist, ist wohl nichts zu ändern und namentlich die Vermutung L. Müllers quid pauper recte? wenig klar und verständlich. Ride steht hier ebenso wie Sat. I, 1 v. 69 quid rides?

v. 96. Das impar ist der Grund des dissidere; ich übersetze: „und die Toga, weil ungleich, unschön sitzt".

v. 103—105 hat L. Müller als unecht eingeschlossen. Ich ziehe nach amici ein Fragezeichen vor, und glaube, mag nun Horaz den Mäcenas im Auge haben oder allgemein reden, dafs er von dem Angeredeten eine verneinende Antwort erwartet, wie sie des Weisen würdig ist; daher dann passend das Folgende angeschlossen. In den Worten: de te pendentis, te respicientis ist nicht wie L. Müller meint, die Hilflosigkeit, sondern die Ergebenheit und Unterwürfigkeit des Dichters bezeichnet.

Ep. 2, 4 melius = wirksamer, wie richtig Krüger; L. Müller meint = suavius, iucundius, und verweist auf Sat. II, 4, 13,[1]) wo von dem Geschmacke der Eier (!) die Rede ist.

v. 5 stimme ich L. Müllers Erklärung zu detinet bei. Die Annahme einer Ironie bei Krüger scheint mir nicht gerechtfertigt.

v. 6 ist die Bem. L. Müllers zu amorem überflüssig u. wenig klar.

v. 8. hat L. Müller stultorum wohl zu eng gefafst, wie gleich die folgenden Beispiele zeigen.

v. 13. Dafs hier unter hunc Achill zu verstehen sei, deutet der Dichter selbst an durch Nestor componere lites. Wer die homerische Darstellung ruhig liest, kann diese Thatsache nicht verkennen; denn solange es sich um die Chryseis handelt, tritt Nestor als Vermittler nirgends hervor. Die entscheidende Stelle, welche Horaz offenbar vor Augen hatte, ist Il. I, 247 folg., 274—276; aus I. 112, wohin Krüger, L. Müller u. a. verweisen, geht dies freilich nicht hervor. Wenn L.

[1]) Im ersten Bande der Hor.-Ausgabe von L. Müller sind, wohl aus Versehen, auf den einzelnen Seiten die Ziffern zur Angabe des betr. Buches und der einzelnen Satiren weggeblieben, wodurch das Nachschlagen erschwert wird.

Müller weiter bemerkt, dafs des Achill Zuneigung zur Briseis nicht besonders stark war, so scheint er dies besser zu wissen als Achill selbst, der Il. IX V. 340—344 ausspricht, dafs die Briseis ihm mehr als Geliebte ist.

Il. I, 247 . . . *τοῖσι δὲ Νέστωρ ἡδυεπὴς ἀνόρουσε;* diese Worte schwebten Horaz bei Nestor c. l. festinat vor.

274 *ἀλλὰ πίθεσθε . . .*
μήτε σὺ τόνδ' . . . ἀποαίρεο κούρην, ἀλλ' ἔα . .
μήτε σὺ Πηλεΐδη ἔθελ' ἐριζέμεναι βασιλῆι .

I, 428 *τὸν δ' ἔλιπ' αὐτοῦ (Θέτις)*
χωόμενον κατὰ θυμὸν εὐζώνοιο γυναικός.

IX 106 kommt Nestor auf seine vorgebliche Vermittlung zu sprechen
ὅτε Βρισηΐδα κούρην
χωομένου Ἀχιλῆος ἔβης κλισίηθεν ἀπούρας.

IX 133 macht sich Agamemnon anheischig, einen mächtigen Eidschwur zu leisten,
μή ποτε τῆς εὐνῆς ἐπιβήμεναι ἠδὲ μιγῆναι, den er XIX, 261 in feierlichster Form leistet. Wozu dies alles, wenn nicht in der Voraussetzung, dafs Achill die Briseis wirklich innig liebt.

IX, 340 *ἦ μοῦνοι φιλέουσ' ἀλόχους μερόπων ἀνθρώπων*
Ἀτρεΐδαι; ἐπεὶ ὅς τις ἀνὴρ ἀγαθὸς καὶ ἐχέφρων,
τὴν αὐτοῦ φιλέει καὶ κήδεται, ὡς καὶ ἐγὼ τήν
ἐκ θυμοῦ φίλεον δουρικτητήν περ ἐοῦσαν.

Was *ἐκ θυμοῦ* bedeutet, kann man aus des Phoenix Rede IX, 485 ersehen.

XIX, 297 wirft sich Briseis nach ihrer Rückkehr auf die Leiche des toten Patroklos, der, wie sie sagt, ihr einst in Aussicht gestellt hatte, Achilles werde sie zu seiner rechtmäfsigen Gemahlin machen. Auch XIX 58 ist angedeutet, dafs Briseis der Gegenstand des Streites war; die Stelle hätte von L. Müller nicht als Beleg dafür citiert werden sollen, dafs des Achilles Liebe zu Briseis nicht besonders stark war. Achill sagt vielmehr: wenn ich sie auch noch so innig liebte, so ist doch das Opfer, das ich ihr durch meinen Zorn brachte — eine solche Menge Achäer — zu grofs gewesen. Seine wirklich starke Liebe zur Briseis ist durch die übrigen Stellen genügend dokumentiert.

Als interessanten Beleg, dafs schon die Alten die Sache so auffafsten, diene Ovid Heroid. III Briseis V. 89, 90

Propter me mota est, propter me desinat ira:
Simque ego tristitiae causa modusque tuae.

v. 34. An der handschr. Überlieferung ist nichts zu ändern, und an curres hätte L. Müller keinen Anstofs zu nehmen brauchen, da auch bei uns laufen statt gehen (namentlich spazierengehen) oft gebraucht wird; als Gegensatz nimmt man Kriechen (vom langsamen Gehen cf. Ep. I, 4, 4).

v. 41 als einfachste und natürlichste Stellung erscheint: qui recte vivendi; zunächst vivendi recte qui; am wenigsten empfiehlt sich vivendi qui recte (auch aus metrischen Gründen).

v. 42 ist die Fassung „der Bauer will nur über den abgelaufenen Strom gehen" auffallend. Wie der Bauer vergeblich wartet, so auch der, welcher aufschiebt; auch dieser kommt nicht ans Ziel.

v. 52. Mit der Stelle ep. I, 3. 26 hat unsere nichts zu thun; wenn fomenta richtig ist, kann es nur warme Umschläge bedeuten; denn diese bereiten dem podager Schmerz.

v. 65 qua fafst man doch einfacher = wo; zur Verbindung ire viam, die sich auch aus metr. Gründen empfiehlt, ist passend auf Verg. Georg. 3, 77 (Hauptstelle!), verwiesen; ire viam ist überhaupt nur ein prägnanter Ausdruck statt ire allein. Dafs man viam besser (nach Bentley) mit monstrare verbinde, wie L. Müller meint, ist wohl nicht richtig. Wenn der Dichter die Gangart des Pferdes hätte bezeichnen wollen, würde er wohl statt ire viam einen anderen Ausdruck gebraucht haben. Hier handelt es sich überhaupt nur um das frühzeitige Gewöhnen.

v. 68 puer wird bei der Stellung, die es einnimmt, der weiten Entfernung von nunc nur als Vokativ gefafst werden dürfen; auch deutet puro pectore schon das dum puer es an. Mewes, der es auch = dum puer es erklärt, hätte wenigstens vor puer kein Komma setzen sollen.

Die Erklärung zu verba würde ich einfacher wünschen, etwa = sapientiae praecepta. Dafs übrigens verba ohne weiteren Zusatz auffällig ist, ist nicht zu leugnen; ob aber Linkers Conj. vera die Schwierigkeit beseitigt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Die Bemerkung L. Müllers, dafs durch ad in adbibe ausgedrückt werde, dafs der Jüngling nur durch die Belehrung gereifter Männer (melioribus) zur Tugend zu gelangen vermöge, scheint mir doch recht gesucht.

v. 69 nach dem griechischen (des Philo) τὰ καινὰ (bei Mewes wohl irrtümlich κενά) τῶν ἀγγείων würde recens zu testa zu ziehen sein; nach der Stellung wird man es lieber mit semel verbinden.

Ep. 3. Die dreifache Gliederung der Epistel ist äufserlich schön angedeutet durch scire laboro; hoc quoque curo; debes hoc etiam rescribere. Der zweite Teil zerfällt wieder in 4 Unterabteilungen. Daraus ersieht man klar, dafs hoc quoque curo nicht als Parenthese gefafst werden darf.

v. 5 militet erhält seine genauere Bestimmung durch morantur; also = „mit dem Heere weilt".

v. 7, 8 möchte ich an Sat. II, 1 v. 11 u. 16 erinnern.

v. 9. Wenn hier durchaus kein Grund vorhanden ist, einen schlimmen Sinn anzunehmen, warum denn doch davon reden?

v. 14 möchte ich desaevire etwas bestimmter fassen, etwa: bringt er in der tragischen Kunst die Leidenschaften seiner Helden zu erhabenem Ausdruck?

v. 15. Wenn auch, wie Kiefsling richtig bemerkt, die Mahnung des Horaz nicht allzu tragisch zu nehmen ist, so scheint mir doch die Auffassung Krügers, der lediglich an „Erinnerungen an Fremdes" denkt, gar zu günstig. L. Müller dürfte das Richtige getroffen haben.

v. 26. Dafs curarum gen. mat. sei, glaube ich nicht. Umschläge

setzen doch eine Krankheit voraus, die durch sie gehoben oder doch wenigstens gelindert werden soll. Welche Krankheit könnte denn durch curae geheilt werden? Die curae sind vielmehr selbst eine (geistige) Krankheit. Zu den hier in Betracht kommenden curae gehört vor allem die Furcht vor dem Tode; überhaupt alles cupere und metuere. Man vgl. ep. 18, 96 folg. num te semper inops agitet vexetque cupido, num pavor et rerum mediocriter utilium u. s. w. Die meisten Menschen suchen diese curae zu beseitigen oder zu lindern durch Haschen nach Vergnügen, durch Streben nach irdischen Gütern u. dgl. Aber diese Mittel (fomenta) wirken nicht auf die Dauer, heilen nicht gründlich, lassen kalt; daher frigida, frostig, nicht wirksam. Für alle diese curae gibt es nur ein Mittel, welches hilft oder wenigstens lindert, das Hor. ep. 18 v. 96 anführt: inter cuncta leges et percontabere doctos, das er auch hier dem Florus empfiehlt, die caelestis sapientia, die Philosophie (wir würden sagen: die Religion).

v. 30 schreibt L. Müller statt sit tibi curae . . si tibi curaest; aber müfste es dann nicht auch quantae convenit heifsen? Aus sit tibi curae ist der erste Teil der Doppelfrage zu ergänzen. Die Konstruktion si curaest, an coit verstehe ich nicht; eine so enge Verbindung von an male etc. entspricht auch durchaus nicht dem Gedanken. Horaz fragt nicht ob — oder, sondern nur ob; und fügt dann, was vielleicht noch möglich, aber von ihm nicht erwartet wird, mit an u. d. folg. hinzu. Ich übersetze: Auch das mufst Du schreiben (rescribere, weil = antworten), ob dir Munatius so teuer ist, als er sollte . . . Oder ist etwa gar die schlecht genähte Wunde Eurer Freundschaft wieder aufgebrochen u. s. w. Vgl. das Freisinger Programm 1891 S. 83.

v. 33. Für rerum inscitia ziehe ich die Übers. Mifsvertändnisse (Unkenntnis der Verhältnisse, welche Euere Differenzen veranlafsten) der andern = Mangel an Weltkenntnis vor. — Horaz kennt beide und weifs daher, dafs nur calidus sanguis oder rerum inscitia, nichts von Bedeutung sie entzweien kann; daher at vos . . . (nicht ac vos).

Ep. 4. Den Inhalt könnte man kurz gliedern in 1) Erkundigung, 2) Aufmunterung, 3) Einladung.

v. 3. Die Bemerkung zu quod-vincat bedarf wohl einer genaueren Fassung. Man mufs annehmen, dafs des Cassius Gedichte gut gewesen, weil sonst dem Tibull ein schlechtes Kompliment gemacht würde.

v. 6 eras L. Müller einfach und richtig = vom Zustande der Vergangenheit, der bis zur Stunde unverändert fortdauert.

v. 11 ziehe ich die gewöhnliche Lesart et mundus victus dem et domus et victus, wie L. Müller nach Bentley schreibt, vor. Das Polysyndeton nach dem vorhergehenden Asyndeton, noch mehr aber der hüpfende Rhythmus in et domus et, sowie die Zusammenstellung von domus und victus will mir nicht gefallen; non deficiente crumena gibt den Grund an zu mundus victus; m u n d u s darf hier nicht fehlen, darauf liegt gerade der Nachdruck; denn das ist eben das Charakteristikum des Weisen: cf. Sat. II, 2 v. 63: Quali igitur victu sapiens utetur? M u n d u s erit. vgl. auch ep. I, 5, bes. v. 7.

Ep. 5. v. 1. Dafs die lecti des Horaz weniger bequem gewesen, darf man doch nicht annehmen, wohl aber, dafs sie minder kostbar, einfacher waren, als der reiche und vornehme Torquatus gewohnt sein mochte; hier: ein feiner Scherz, wie auch das folgende modica patella (abl. instr.) und olus omne (allerlei Gemüse). Bei supremo sole noch einmal an die Frugalität des Mahles zu denken, scheint unnötig, nachdem dies im Vorhergehenden genugsam angedeutet.

v. 6 si melius quid habes könnte auffallen, da ja der reiche Torquatus sicherlich etwas besseres (in Weinen) gehabt haben wird; indes wird er auch die Überzeugung gehabt haben, dafs er im Ernst nicht in die Lage kommen werde, der Aufforderung des Horaz (arcesse!) zu folgen.

v. 7 konnte die Bemerkung „nicht von dem Feuer zur Bereitung der Speisen“ als selbstverständlich fehlen.

v. 8 erscheint als dichterische Zerlegung für rebus omissis v. 30 = „lafs Deine Geschäfte ruhen“.

v. 10 veniam somnumque richtiger L. Müller: Entschuldigung der Unthätigkeit (= die Erlaubnis dazu, wohl mit Bezug auf das vorhergehende mitte) und damit Zeit zum Ausschlafen.

v. 15. Gut ist die Bemerkung von L. Müller zu inconsultus: „mit scherzhaftem Doppelsinn, da Hor. einen consultus, sc. iuris, anredet“.

v. 21 imperor; nämlich a sodalibus meint L. Müller wohl unrichtig; wie hätte Hor. dazu die sodales gebraucht.

v. 25 fidos inter amicos auch auf dicta zu beziehen ist unnötig, auch wegen der Stellung unzulässig; sit qui dicta ... eliminet = ein infidus; also = dafs lauter treue, zuverlässige Freunde zusammen kommen. ut coeat etc. wird inhaltlich und formell (rhythmischer Wohlklang) besser wie bisher mit dem Vorhergehenden verbunden; es hängt ja doch mit ne fidos u. s. w. aufs engste zusammen. Dafs Butra und die andern Genannten solche fidi amici sind und pares, ergibt sich aus der ganzen Stelle von selbst. Aus der Fortsetzung locus est u. s. w. erwartet man nur die Nennung der Namen ohne weitere Motivierung.

v. 30 ist in der Anmerkung „auch“ logisch unrichtig. Torquatus soll schreiben, wie viele er selbst mitzubringen gedenkt; nichts weiter.

v. 38. L. Müller warnt zu übersetzen: „noch mehr Schatten“, denn dann meinte Horaz, dafs Torquatus mindestens 5 Schatten mitbringen könnte; diese Warnung ist wohl überflüssig, da kaum jemand die Stelle so auffassen wird; plures heifst einfach mehrere, einige, ein paar; also: Platz ist auch für mehrere Schatten.

Ep. 6. v. 5. L. Müller hat dadurch, dafs er ludicra zum Vorhergehenden zog, v. 8 einschlofs und die Interpunktion änderte, die ganze schöne Stelle verdorben; v. 8 kann ja gar nicht entbehrt werden, wie schon die Wiederholung von spectent in spectanda ersehen läfst; der Parallelismus der Glieder erfordert die Beibehaltung von v. 8.

v. 11 halte ich simul für die Konjunktion: „auf beiden Seiten herrscht lästige Furcht, sobald eine unvorhergesehene Erscheinung

beide aus der Fassung bringt". Mir scheint diese Annahme wegen der folgenden Verse geboten, wo quidquid vidit . . . spe dem simul-exterret, und defixis oculis-torpet dem pavor est utrobique molestus entspricht.

v. 17 war zu bemerken, dafs die Aufforderung ironisch ist. Ebenso, nur in etwas anderer Wendung, Sat. II, 2, 15. 16 sperne; ne biberis. Auch der Deutsche spricht so.

v. 33 würde ich wörtlich übersetzen: Dafs du die Geschäfte nicht verlierest, einbüfsest (nicht: Dafs dir . . . nicht verunglücken).

v. 29. Nach morbi wird eine schwächere Interpunktion am Platze sein, da beide Sätze ein einheitliches Ganze bilden = Während — so.

v. 31 hoc age bedarf wohl einer genaueren Erklärung. L. Müller: „es geht hoc natürlich nicht auf virtus, sondern steht verallgemeinernd: schlage diesen Weg ein". Wohl nicht richtig. Ich glaube, hoc ist in beiden Versen identisch und bezieht sich auf recte vivere; und wenn der Dichter sagt omissis deliciis, so will er damit soviel sagen als virtutem sequens!

v. 45. Die Erklärung von L. Müller: ein enges, unzulängliches Haus, in dem man sich nicht behaglich bewegen kann, ist wohl nicht zutreffend; dies heifst exilis auch carm. I, 4, 17 nicht, sondern dürftig, arm = ubi non sunt multa, wie C. Nauck richtig erklärt (in Bezug auf die im Folgenden aufgezählten Lebensgenüsse).

v. 51. Die Erklärung von trans pondera = Schrittsteine ist durchaus nicht überzeugend; ebenso wenig vermag ich mich aber mit der von L. Müller verfochtenen = Gleichgewicht zu befreunden. Kiefsling am einfachsten und natürlichsten = über Gewichte hinüber, nur dafs es sich empfehlen dürfte, pondera in weiterem Sinne zu fassen, = Lasten, Hindernisse überhaupt; daher cogat.

v. 56. Die Struktur der Worte, wie sie folgen (im Gegensatz zu Kiefsling), also das erste bene mit cenat, das zweite mit vivit zu verbinden; lucet ist keine Parenthese, wie L. Müller will, sondern leitet den Nachsatz ein und bildet eine kausale Bestimmung zum Folgenden (also auch nicht: vivit, lucet: eamus wie Kiefsling interpungiert). Wir: Wenn wer gut ifst, gut lebt: (wohlan), es ist Tag, lafst uns etc.

v. 57. Das adsuetum graecari, an welches L. Müller in der Anm. aus Sat. II, 2, 10 erinnert, hat dort durchaus keine verächtliche Bedeutung, wie das folgende zusammenfassende cum labor etc. sofort erkennen läfst.

v. 61 vor emptum wäre wohl ein Gedankenstrich am Platze.

v. 68. In der aus Plautus angeführten Stelle ist reperitote wohl Druckversehen st. reperi tute?

Ep. 7. Zu v. 5 fällt die Bemerkung auf: die Feige reift E n d e August und E n d e September.

v. 6. Was über die Dürftigkeit und Schäbigkeit der lictores (= apparitores) gesagt ist, scheint mir arg übertrieben. Ihre Ausstattung wird eben — wie dies bei uns auch noch der Fall ist — den Vermögensverhältnissen der Verstorbenen entsprochen haben.

v. 7 matercula steht hier so wenig, wie 1, 4, 8 nutricula, des

Metrums wegen, wie L. Müller meint, sondern mit dem Nebenbegriff der liebenden, zärtlichen.

v. 23: hier ist besonders zu betonen, dafs der bonus et sapiens nicht das schenkt, was in seinen Augen und für ihn selbst wertlos ist, sondern einen Wert hat; aber er gibt es gerne dignis; und als ein dignus will ich mich auch (etiam) erweisen, fährt Horaz fort; so ist etiam zu beziehen und nicht unerklärbar, wie L. Müller meint. pro laude im Verhältnis zu, entsprechend dem Ruhme, Verdienste meines Wohltbäters. Damit spricht der Dichter in feiner Weise die Überzeugung aus, dafs Maecenas wegen seiner längeren Abwesenheit nicht zürnen werde und dürfe.

v. 24 merentis darf nicht allgemein gefafst werden, sondern bezieht sich hier nur auf Maecenas = meines Gebers; denn merentis ist das den Zusammenhang zwischen **tu** me fecisti locupletem und quodsi (tu) me noles discedere Vermittelnde.

v. 26 folg. ein schönes Beispiel für die dichterische Zerlegung = meine Jugend.

Zu usquam bemerkt L. Müller: „irgend wohin; wie öfters." Was ist damit gesagt? Der Ausdruck ist prägnant; ebenso Sat. I, 1, 37 non usquam prorepit statt des einfachen non prorepit überhaupt.

Zu v. 33 beachte man den prächtigen Rhythmus.

v. 38. Der Ausdruck verbo parcius scheint sprichw. Bedeutung zu haben; durch die Einschliefsung des Verses hat L. Müller die Sache eher schlimmer gemacht; was sollen hier die Vokative rexque paterque? In dieser Verbindung wäre auch que-que auffallend.

v. 43 tibi kann zu apta nicht, wohl aber zu relinquam entbehrt werden; bei Homer ist das erstere anders ausgedrückt.

v. 53 accipiebat = auffassen, verstehen.

v. 55 nach dem Inhalte der Nachrichten wird man wohl annehmen dürfen, dafs der Sklave alles aus dem Munde des Barbiers hat.

v. 63 ziehe ich negat vor, weil mir die Wiederholung desselben Wortes kräftiger und wirksamer erscheint; auch wir: „er schlägt es mir ab?" „er schlägt es ab!" Improbus bedeutet hier wohl = rücksichtslos, grob, „der Grobian".

v. 67 vincla nicht das Joch, unter dem jeder geht, der für das tägliche Brod arbeitet, wie L. Müller erklärt, sondern wörtlich von den Fesseln, mit denen einer an sein Haus, an seinen Beruf, Geschäft gebunden ist. Auch bei uns redet man so: ich kann nicht fort, ich bin immer angebunden (wie ein ostiarius in catena!).

v. 79 cf. Sat. I, 4, 34 dummodo risum excutiat sibi.

v. 84 crepat hier = schnattern.

v. 89 arripit er reifst, führt hastig.

Auffallend ist die Bem. von L. Müller: leider versteht er nichts von der Sache: er weifs sich nicht gegen Diebe zu schützen, nicht die Tiere zu behandeln. Also: wer nach einer von diesen beiden Seiten hin Unglück hat, versteht nichts von der Sache!!

iratus, nicht sibi (Krüger), nicht über seine eigene Dummheit (Kiefsling), sondern synon. mit offensus, also ebenfalls damnis.

v. 91 durus = streng, auf Genüsse und Erholung verzichtend; es bezeichnet hier das, was der gemeine Mann mit rackern, sich rackern (und schinden) bezeichnet.

v. 95 vitae-priori erinnert an Hagedorns:

Was ich gewesen, werd' ich wieder,
Johann der munt're Seifensieder.

Schliefslich noch ein Wort zur Beurteilung der ganzen Epistel. L. Müller sagt in der Einleitung: „Ursache und Zweck dieses meisterhaften Briefes liegen so klar vor, dafs sie selten verkannt sind.“ Ich mufs gestehen, dafs ich auch nach der Durcharbeitung dieser Einleitung, in welcher viel mit „es scheint“ und „vermutlich“ und „wahrscheinlich“ operiert wird, deren Verfasser an den Ergebnissen der Forschungen seiner Vorgänger [1]) wohl nicht vornehm ignorierend vorübergegangen sein wird, mich zu jener Klarheit von Ursache und Zweck bisher nicht durchzuringen vermochte. Wenn aber L. Müller schreibt: „mittlerweile ging ihm (dem auf dem Sabinum weilenden Horaz) ein Brief der Mäcenas zu, der sich über seine Wortbrüchigkeit beschwerte und vermutlich (!) infolge gesteigerten Übelbefindens des Absenders etwas von Rücksichtslosigkeit, Mangel an Erkenntlichkeit (sic!) u. dgl. verlauten liefs. Auf diese Beschuldigungen antwortet das vorliegende Schreiben,“ so hat er damit eine Behauptung aufgestellt, zu der sich im Briefe selbst keinerlei Anhaltspunkte finden. Wo steht denn ein Wort davon oder auch nur die leiseste Andeutung, dafs der Brief ein Antwortschreiben ist, dafs Mäcenas zuerst an Horaz geschrieben und etwas mit seiner edlen und vornehmen Natur so Unvereinbares geschrieben? Ebenso grundlos schreibt Kiefsling: „Da hat ihn Mäcenas brieflich ausgescholten wegen seiner Unzuverlässigkeit (sic!) und ihn mit dem Ausdruck seiner Sehnsucht nach ihm zur Rückkehr aufgefordert.“ Mir scheint, dafs man von jeher in diese Epistel viel zu viel hineingelegt und dieselbe unter der falschen Voraussetzung, dafs sie ein Antwortschreiben sei, allzu ernst und tragisch aufgefafst habe.

Ich denke mir die Sache so: Horaz war länger, als er versprochen hatte, von Mäcenas fern geblieben; und noch erlaubten es ihm seine Gesundheitsverhältnisse nicht zu seinem Freunde und Gönner zurückzukehren. Was lag näher als dafs er sich dachte, sein Wegbleiben könnte ihm, wenn auch nicht von Mäcenas selbst, doch von seiner Umgebung, als Rücksichtslosigkeit, als Undankbarkeit ausgelegt werden. Gegen einen solchen Verdacht will er sich durch diese Epistel schützen; daher auch der zum gröfsten Teil scherzhafte Ton, der seine Wirkung auf Mäcenas. dem aufserdem ein bischen Unmut nicht zu verargen gewesen wäre, sicher nicht verfehlt hat. Wenn Kiefsling sagt, Horaz habe seinen Willen durchgesetzt, aber wohl erst nach längeren Kämpfen, die noch in manchen der späteren Briefe nachklingen, so ist das eine gänzlich unbegründete Behauptung; ich vermag in den Briefen der-

[1]) Man vgl. z. B. die besonnene Behandlung der Sache bei Feldbausch.

artige Anklänge nirgends zu finden. Hätte Mäcenas wirklich an Horaz ein derartiges Schreiben gerichtet, dann mufste die Antwort des Dichters ganz anders lauten; dann hätte die fast durchweg humoristische Behandlung der Sache auch von einem weniger empfindlichen Manne als Mäcenas war, als in höchstem Grade beleidigend aufgefafst werden müssen.

Ep. 8. Die Anmerkungen zu dieser Epistel finde ich sehr mafsvoll und treffend, aber zu v. 2 refer sollte alles unter „entweder" zur Erklärung Angeführte wegbleiben. Aus der Fassung der Worte v. 3 si quaeret quid agam geht doch mit aller Bestimmtheit hervor, dafs der Brief nicht als ein Antwortschreiben aufgefafst werden darf. Da müfste es doch quod quaerit = quaesivit oder ähnlich heifsen. Daraus folgt zugleich, dafs auch zu rogata nur a me ergänzt werden darf, also nicht „a Celso".

Ep. 9. Einleitung. In dem Satze: „Insofern der Charakter desselben u. s. w. ist die Beziehung dieses Pronomens unklar. Gemeint kann natürlich nur Tiberius sein. — Die Epistel, namentlich v. 5. 6 sowie andere Stellen lassen ersehen, welch grofses Ansehen Horaz in den höchsten Kreisen genofs. v. 11 Die Bemerkung zu frontis praemia konnte unbeschadet der Deutlichkeit viel kürzer gefafst werden.

Ep. 10 v. 4 können die Worte quidquid etc. als Gegensatz zu annuimus doch nicht in Parenthese gesetzt werden; auch kann cetera nicht von adnuimus abhängen, sondern ist accus. der Beziehung zu gemelli. Ich interpungiere nach amatores Komma, nach dissimiles Kolon; at cetera paene gemelli (ὄντες) negamus (et) annuimus pariter (für negamus pariter = quidquid negat alter et alter sc. negat). Dafs, wie L. Müller meint, ein Vers ausgefallen sei, glaube ich nicht. v. 13 der Abl. absol. ponenda domo ist mir unverständlich; die angeführten Beispiele sind anderer Art.

v. 24. Das Futur expelles kann nur konzessiv gefafst werden. Die imperativischen Futura z. B. ep. 13, 2 reddes 10 (uteris) 12 (servabis) ep. 7, 33 (repetes) 25 (reddes) u. a. sind ganz anderer Art.

v. 36. Der Unterschied zwischen opem und opes wird, zumal einem Schüler, aus dem Gesagten nicht klar. Was soll denn opes implorare überhaupt anders heifsen als die Hilfe anflehen (auxilium hominis)?

v. 37. Dem äufserst matten victo ridens bei L. Müller ziehe ich die bisherige Lesart violens = auf seine Kraft pochend, stolz bei weitem vor; am Schlusse der Bemerkung Krügers ist depulit eingeschlossen, wohl aus Versehen?

v. 40 improbus L. Müller bem.: „hier in moralischem Sinne"; es heifst wohl „unersättlich".

v. 41. Bei der von L. Müller aufgenommenen Conj. nescius statt nesciet weifs man nicht, ob es partizipiale Bedeutung haben oder est ergänzt werden soll, beides hart und unnötig. Ich glaube, dafs sowohl vehet, wie die meisten Handschriften bieten, als auch nesciet ebenso wie serviet zu aeternum in Beziehung stehen.

Ep. 11. Aus Vers 6 coll. v. 16 schliefse ich, dafs Bullatius noch

auf der Reise ist. Der Name (von bulla Blase) vielleicht absichtlich gewählt, das Unbeständige, Vergängliche bezeichnend?

v. 11. Die Motivierung der Annahme, dafs v. 7 folg. Bullatius selbst spreche, ist nicht überzeugend, sonst könnte v. 11 nicht wohl mit sed fortgefahren werden.

v. 17. Die Bem. zu facit = benefacit, prodest beruht wohl auf einem Versehen? Der Sinn ist überhaupt = entbehrlich.

v. 29 hic verstehe ich coll. v. 21 = Romae (Gegens. der Grofsstadt zum kleinen Neste); die gegebene Erklärung: hier wo ich bin bezw. wo du dich jetzt befindest, halte ich für unmöglich.

Ep. 12 v. 28. Die Annahme, dafs Caesaris aufser von genibus auch noch von ius imperiumque abhänge, widerstrebt meinem lateinischen Sprachgefühl; ich ergänze nostrum, Romanum, populi Romani (aus Romana res).

Ep. 13 v. 1. Das Citat Sat. II, 1. 18 würde besser in der Bem. zu v. 3 untergebracht sein.

v. 16. Mit Rücksicht auf v. 11 (victor-illuc) erscheint das v. 16 bis 18 Gesagte als nachträglicher Zusatz, daher erscheint neu statt ne als notwendig.

v. 18 oratus multa prece kann nur sein a volgo, nicht a me. Dies geht teils aus nitere hervor, teils aus dem ganzen Tone der Ep., welcher ausschliefst, dafs Horaz den Vinius bittet; überall finden wir nur „Befehl". — Der Ausdruck „schiebe dich" scheint bei uns nicht gebräuchlich; wir gebrauchen schieben = raschgehen als intrans. (aber trivial).

v. 19. Der Sinn ist kurz: dafs du keinen Fehler begehst (nichts versiehst) und meinen Auftrag entsprechend ausrichtest.

Ep. 14 v. 7 aus der citierten Stelle werden die wenigsten Schüler über den Unterschied von maerere und dolere sich klar werden.

v. 9. Dafs me (v. 6) zunächst zu fert gehört, war anzumerken, bestimmter als dies zu v. 6 geschehen ist.

v. 30. Die Bem. zu multa ist mir nicht klar; die Arbeit ist, von der Ansicht des Verwalters ganz abgesehen, ohne Zweifel eine recht mühevolle.

Ep. 15 v. 10 unter deversoria wird man am einfachsten Cumae und Baiae selbst verstehen.

v. 42 ist tuta nicht genügend erklärt und die Herbeiziehung von Sat. I, 1. 31 wohl nicht passend; denn hier geht tuta wohl auf die Sicherheit des kleinen Besitzers, dort heifst der Ruhestand gesichert, weil soviel gesammelt ist, dafs Nahrungssorgen ausgeschlossen sind.

Ep. 16 v. 4 loquaciter im Sinne des Horaz, der nach Sat. I, 4, 18 raro et perpauca loquens war, und mehr scherzhaft.

v. 15 halte ich die Erklärung zu iam für gekünstelt; ich ziehe etiam vor.

v. 12. Die natürliche Fassung der Worte verlangt: geeignet, stark genug einem Bache den Namen zu geben (was aber nicht der Fall ist).

Ep. 17 v. 1—5. Die Parenthese scheint mir unrichtig; nach velit

würde ich Komma oder Strichpunkt setzen; nach meiner Ansicht korrespondieren quamvis — disce, dann, dem disce untergeordnet: docendus (quidem) adhuc, tamen aspice. Obgleich du dir selbst genügenden Rat zu geben weifst, so höre doch auch den Freund, der zwar selbst noch nicht ausgelernt hat, aber immerhin vielleicht etwas Beachtenswertes zu sagen weifs.

Ep. 18 v. 15 ist rixatur mit Recht wieder eingesetzt st. rixator oder wie Kiefsling schreibt, rixatus; dagegen ist die Verbindung von scilicet mit dem Vorhergehenden nicht zu billigen; zu dem Folgenden gezogen (auch Mewes u. L. Müller) trägt es aufserordentlich zur Lebhaftigkeit bei; dann müssen freilich die 2 folgenden Fragen als gleichzeitig gefafst werden, wie ja auch aus dem zu beiden gehörigen „pretium—sordet“ geschlossen werden mufs.

v. 111. Die Erklärung Krügers ist gewifs richtig; aber würde sich dann mit der durch sed . . . eingeleiteten Korrektur nicht doch quae besser vertragen als qui ponit? „aber es genügt, den Jupiter um das zu bitten, was er gibt und nimmt (geben und nehmen kann); Gleichmut werde ich mir selbst geben.“

Ep. 20 v. 19 sol tepidus; damit lehnt sich der Dichter offenbar an v. 10 carus eris Romae an und deswegen scheint mir ein Gedanke wie „Sonnenschein der Gunst“ oder dgl. notwendig; ähnlich scheint auch Kiefsling die Stelle aufgefafst zu haben. Von den übrigen Erklärungen ziehe ich die Krügers allen anderen bei weitem vor.

Buch II.

Ep. 1 v. 11 in der gegebenen Erklärung ist das fatali zu wenig berücksichtigt; vgl. L. Müller.

v. 13 möchte ich fulgore suo mit praegravat verbinden, wodurch zugleich ein kräftigerer Gegensatz zwischen urit und amabitur geschaffen würde; L. Müller will gar artes auch noch mit urit verbinden!

v. 31 wer gegen die Handschriften oleā schreibt, rettet zwar die Concinnität, schafft aber andere gröfsere Uebel. S. Freisinger Programm 1890/91 S. 84.

v. 50 ist die Schwierigkeit der Stelle durch die gebotene Erklärung nicht gehoben. Videtur bleibt unverständlich. Man gehe aus von adeo sanctum est vetus omne poema, nämlich ut Naevius in manibus sit et mentibus haereat paene recens. Das ist klar; aber weiter: ut Ennius . . . leviter curare videatur et qu. s. Das ist unverständlich.

v. 75 vendit ist wörtlich zu fassen; „streicht heraus“ sagt zu wenig.

v. 94. Verweichlichung kann wohl vitium nicht bedeuten, wie ja das Folgende sofort ersehen läfst; vielmehr Wohlleben, Luxus, Übermut im Gegensatz zu positis bellis, als condicio sine qua non des Aufblühens der Künste.

v. 101. Lachmann scheint lediglich durch den Gleichklang von mutabile und mutavit veranlafst worden zu sein, den Vers zu versetzen, ebenso Keller, bei dem die beiden Worte durchschossen gedruckt sind. Ich möchte an der Ordnung der Handschriften festhalten, die

auch durch Porphyr. bezeugt ist. Vor mutavit ... erscheint er mir mehr störend als fördernd; auch würde, mein' ich, das odio est hier erst recht in der Luft hängen, da ja im Vorhergehenden nur von den Neigungen des römischen Volkes die Rede war.[1]) Dagegen nach v. 100 schliefst der Dichter durch den Vers die dortige Betrachtung von dem beständigen Wechsel der Neigungen und Abneigungen (odio est = displicet) harmonisch ab und begründet sie schön durch den folgenden: hoc paces u. s. w.

Ep. 3 v. 328 soll es in der Anm. heifsen: Du könntest st. Du konntest; denn nur jenes entspricht dem folgenden: Du hättest können. Der Deutsche setzt in solchen Fällen den Konjunktiv. Ein schönes Beispiel mit abhängigem Inf. Praes. bei Verg. Bucol. I, 79: hic tamen hanc mecum poteras requiescere noctem.

Freising. Höger.

Demosthenes Chers. 22.

οὔτ' ἐπειδήπερ οὕτως ἔχομεν, τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν ἐθέλομεν, ἀλλ' ἐν μὲν τοῖς λόγοις τοὺς τῆς πόλεως λέγοντας ἄξι' ἐπαινοῦμεν, ἐν δὲ τοῖς ἔργοις τοῖς ἐναντιουμένοις τούτοις συναγωνιζόμεθα.

In der von mir umgearbeiteten 3. Aufl. des 2. Bdchs. der Demosthenischen Staatsreden von Sörgel behielt ich die Erklärung der durchschossen gedruckte Worten „unsere Schuldigkeit thun“ bei. Sörgel bekämpfte die Auffassung Weckleins „uns auf unsere Angelegenheiten zurückzuziehen“ d. i. unsere Grofsmachtstellung aufzugeben. Er bezeichnete sie als undemosthenisch, weil Demosthenes — was unzweifelhaft richtig ist, — immer wieder auf die geschichtliche, von den Vorfahren ererbte ehrenvolle Sendung der Athener hinweise, für die Rechte der übrigen Hellenen einzutreten. Der Ausdruck *τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν*, meint Sörgel, heifse „hier wie immer“ seine Schuldigkeit thun.

Letztere Auffassung hat vor Sörgel schon Rehdantz vertreten, auch Baran schliefst sich derselben in seiner Schulausgabe an. Dagegen erklärt Weil in seiner Ausgabe: nous occuper de nos propres affaires, sans chercher à jouer un rôle dans la Grèce; ähnlich Charles Baron: *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* est une expression très usitée „s'occuper exclusivement de ses affaires“.

Herr Kollege Dr. Wecklein machte mich neuerdings auf die von ihm vertretene Erklärung der Stelle aufmerksam. Ich nahm mir nun vor, die Sache endgiltig zum Austrage zu bringen, und gebe im Folgenden die Ergebnisse der eingehenden Untersuchung der Stelle.

In erster Linie schien mir die Beobachtung des Demosthenischen Sprachgebrauches mafsgebend zu sein.

An der Hand des Index Demosthenicus von Preufs prüfte ich die

---

[1]) Auch würde die ganze Kraft und Schönheit des folgenden Verses verwischt: „Geändert hat seinen Sinn u. s. w.“

sämtlichen Stellen des Demosthenes, in welchen das Verbum πράττειν nach seinen verschiedenen Formen vorkommt. Da fand ich zu meiner Überraschung, dafs Sörgels Behauptung τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν heifse de Chers. 22 „wie immer" seine Schuldigkeit thun, in nichts zerrann. So viele Wendungen auch für den Gedanken „seine Schuldigkeit thun" vorkommen, wie πράττειν τὰ προσήκοντα, ἃ προσήκει, ἃ δεῖ, ὅ, τι δεῖ, negativ οὐδὲν (μηδὲν) τῶν δεόντων πράττειν — nirgends findet sich der Ausdruck τὰ ἑαυτοῦ πράττειν in diesem Sinne.

Freilich ist die Redensart τὰ ἑαυτοῦ πράττειν dem Demosthenes nicht fremd. Aufser de Chers. 22 und 23 findet sich dieselbe noch viermal in den vorhandenen Reden und Schriften unseres Redners, aber jedesmal in der Bedeutung „sich lediglich mit seinen Angelegenheiten beschäftigen," oder „sich auf seine eigenen Angelegenheiten beschränken".

So IV Phil. 72. καὶ μὴν οὐδ' ἐκεῖνό γ' ὁρῶ, ὡς τῇ πόλει ἀσφαλὲς τὸ τὰ ἑαυτῆς πράττειν, σοὶ δὲ κίνδυνος, εἰ μηδὲν τῶν ἄλλων πλέον περιεργάσει. „Ferner sehe ich auch das nicht ein, dafs, während es für den Staat ungefährlich sein soll sich auf seine Angelegenheiten zurückzuziehen, es für dich eine Gefahr bedeute, wenn du dich nicht weiter um fremde Angelegenheiten bekümmern würdest."

Κατ' Ἀφόβου A 46. τά θ' αὑτοῦ πράττειν φησί er (Aphobos) sagt, er habe mit seinen Angelegenheiten zu thun (und deshalb keine Zeit Rechnung zu stellen).

Περὶ συντάξεως 34. ἐγὼ δὲ παραινέσαιμ' ἂν ὑμῖν (καί μοι μηδὲν ὀργισθῆτε) ἔλαττον φρονεῖν καὶ τὰ ὑμέτερ' αὐτῶν ἀγαπᾶν πράττοντας ἢ μείζω δύναμιν παρασκευάζεσθαι. „Ich möchte euch raten entweder eine geringere Einbildung zu haben und euch damit zu begnügen euch blofs mit euren Angelegenheiten zu befassen oder eine gröfsere Macht auszurüsten.

Προοίμια XXIV, 3. πλείω πράγματ' ἐσχήκατε τὴν τούτων θρασύτητα καὶ κακοδαιμονίαν ἐπανορθοῦντες . . ., ἢ τὰ ὑμέτερ' αὐτῶν πράττοντες „als mit der Besorgung eurer eigenen Angelegenheiten".

Wie steht es nun mit dem Gedanken, den Demosthenes Chers. 22. 23. ausdrücken will? Ist derselbe wirklich undemosthenisch, wenn man τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν in dem Sinne auffafst „uns lediglich auf unsere Angelegenheiten zu beschränken"?

Bei näherer Erwägung des Zusammenhanges wird man finden, dafs die Erklärung „unsere Schuldigkeit zu thun" weder zu dem unmittelbar Vorhergehenden noch zu dem unmittelbar Folgenden pafst.

Sie pafst nicht zu dem Vorhergehenden. Nachdem der Redner die Unterlassungs- und Begehungssünden der Athener aufgezählt hat, nämlich, dafs sie keine Steuern zahlen, nicht ins Feld rücken wollen u. s. w., sondern nur lästern und kritisieren, nachdem er ferner diesen Passus mit den Worten καὶ πάντα τὰ τοιαυτί abgeschlossen hat, wäre es äufserst matt, wenn er den einzelnen aufgezählten Pflichtwidrigkeiten der Athener noch den allgemeinen und unbestimmten Ausdruck „noch können wir uns dazu entschliefsen unsere Pflicht zu thun" nachhinken liefse.

Sie pafst auch nicht zu dem sogleich Nachfolgenden. Nur wenn man *τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν* in der Bedeutung „uns lediglich auf unsere eigenen Angelegenheiten beschränken" auffafst, bildet der Satz *οὔτε τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν πράττειν ἐθέλομεν* im Zusammenhalt mit dem folgenden Satze *ἀλλ' ἐν μὲν τοῖς λόγοις τοὺς τῆς πόλεως λέγοντας ἄξι' ἐπαινοῦμεν, ἐν δὲ τοῖς ἔργοις τοῖς ἐναντιουμένοις τούτοις συναγωνιζόμεθα* einen logisch unanfechtbaren Gedanken. Dieser lautet: Wir wollen auf unsere Grofsmachtstellung nicht verzichten, sondern loben, wenn es auf Worte ankommt, die Vertreter einer würdigen Politik, d. i. einer Grofsmachtpolitik, wenn es sich aber um Thaten handelt, stellen wir uns auf die Seite derer, welche jenen Staatsmännern Opposition machen". Unter diesen Oppositionsmännern meint Demosthenes ohne Zweifel die Friedensfreunde um jeden Preis, an ihrer Spitze Eubulos.

Übrigens liegt in den Worten unseres Redners durchaus nicht die Zumutung, Athen solle auf seine geschichtliche Vormachtstellung verzichten, sondern der Gedanke: die Athener wollen Grofsmachtpolitik treiben, aber zu deren Aufrechterhaltung keine Opfer bringen.

Ein ähnlicher Gedanke liegt in der zitierten Stelle aus der Rede über die Anordnung. Nach den oben angeführten Worten fährt der Redner fort: „Wenn ich nun wüfste, dafs ihr Einwohner von Siphnos oder Kythnos oder aus einem ähnlichen unbedeutenden Orte wäret, so würde ich euch raten, ein weniger grofses Selbstbewufstsein zu haben. Aber da ihr Athener seid, so fordere ich euch auf, euch die gebührende Kriegsmacht zu verschaffen; denn es wäre schimpflich, den Posten der hohen Gesinnung zu verlassen, den euch die Vorfahren übergaben." Man vergleiche den fast gleichen Sinn des § 74 in der III. Phil. Rede!

Es ist hier nicht der Ort, auf die Frage von der Echtheit der Reden auszugehen, in welchen die angeführten den Ausdruck *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* enthaltenden Stellen vorkommen. Betreffs der Vormundmundschaftsreden und der Proömien dürfte jeder Zweifel an der Echtheit ausgeschlossen sein. Aber auch in der IV. Phil. Rede und in der Rede von der Anordnung kommt nichts der Sprache und Denkweise des Demosthenes Widersprechendes vor, sondern nur das scheint festzustehen, dafs diese Reden nicht in der überlieferten Form von Demosthenes gehalten oder verfafst sein können (S. Blafs, Die Attische Beredsamkeit III[1] S. 390 ffg. und 403 ffg.). Was zu beweisen war, ist, dafs der Ausdruck *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν* bei Demosthenes nirgends in der Bedeutung „seine Schuldigkeit thun" vorkommt, folglich auch für Chers. 22. 23. ausgeschlossen ist.

Burghausen. A. Deuerling.

Metakritisches zu Aristoteles' Metaphysik.

„Meine Nachweisungen über das Prinzipielle und Wesentliche der Aristotelischen Philosophie wie nicht minder über ungezählte Einzelheiten, z. B. über die Sphärentheorie, werden bestehen bleiben; alle Text-Quisquilien infallibel erklären zu wollen, ist mir nie eingefallen, und habe ich darum auch im Vorstehenden gern zwei Punkte (1024, b, 10 ff. und 1026, a, 29 f. berichtigt". Mit diesen Worten schliefst die Vorrede meiner Schrift „Das Christentum im Lichte der deutschen Philosophie". Auch die Einwendungen des Herrn Kollegen Zahlfleisch im vorigen Jahrgang (S. 682 ff.) dieser Blätter fanden mich bereit, eventuell Zugeständnisse zu machen. Wollen wir sehen.

A 993, a, 8: *εἴγε πάντων ταῦτα στοιχεῖά ἐστιν ἐξ ὧν.* Nach dem, was mein Kritiker hier sagt, würde *πάντων* zu *ταῦτα*, resp., da *πάντων ταῦτα* keinen Sinn hätte, zu *ταῦτα στοιχεῖα ἐξ ὧν* gehören und als Prädikat bliebe nur *ἐστιν*. Der Satz würde dann lauten: wenn doch diese Allerwelts-Enstehungsprinzipien existieren sollen. Es wäre dann *ἔστιν* zu schreiben statt *ἐστιν* und aufserdem ein grammatischer Schnitzer des Aristoteles zu konstatieren, der zwischen *ταῦτα* und *στοιχεῖα* den Artikel weggelassen. Da scheint es doch wohl geratener, aus *ταῦτα ταὐτὰ* zu machen und zu übersetzen: „wenn doch allem dieselben Elemente zu Grunde liegen sollen".

994, a, 23 ff.: *διχῶς γὰρ γίγνεται τόδε ἐκ τοῦδε (εἰ μὴ ὡς τόδε λέγεται μετὰ τόδε, οἷον ἐξ Ἰσθμίων Ὀλύμπια) ἢ ὡς ἐκ παιδὸς ἀνὴρ μεταβάλλοντος, ἢ ὡς ἐξ ὕδατος ἀήρ.* Z. läfst die hier gesetzten Klammern nicht gelten, ebensowenig das von mir vermutete *εἰ* und setzt statt *μὴ* mit A^b *ἢ*. Aristoteles, meint er, „wollte das *τόδε ἐκ τοῦδε* durch 2 Beispiele erläutern, nämlich durch *ἐξ Ἰσθμ. Ὀλ.* und durch *ἐκ παιδὸς ἀνήρ*". „Und dies," setzt er hinzu, „ergibt sich auch anderweitig, u. zw. durch die von Ar. selbst zwischen diesen beiden Fällen (a, 32 f. u. b 2) aufgestellte Analogie, gemäfs welcher ebenso gut, wie nicht aus dem Tage die Morgenfrühe, so nicht aus dem Manne ein Knabe wird." Aber Morgenfrühe und Tag, Knabe und Mann, das sind ja Beispiele für den nämlichen Fall. Der Tag wird aus der Morgenfrühe, wie der Mann aus dem Knaben; die Olympien dagegen kommen nach den Isthmien (*γίγνεται ἐκ* = *γίγνεται μετά!*). Läfst man die Olympien aus den Isthmien werden, so mufs man auch die Isthmien aus den Olympien werden lassen; es ergäbe sich somit eine Analogie mit *ἐξ ὕδατος ἀήρ*, nicht mit *ἐκ παιδὸς ἀνήρ*, da der Mann sich nicht in den Knaben zurückbildet wie Luft in Wasser. Ausdrücklich unterscheidet Aristoteles 1023, b, 7 ff. die Fälle des *ἔκ τινος*, bei denen ein Übergang von einem ins andere stattfindet, von denen, bei welchen nur ein zeitliches Nacheinander gegeben ist, und führt in letzterer Beziehung die Dionysien und Thargelien als Beispiel an. — 994, a, 33 u. b, 1: *οὐ γὰρ γίγνεται ἐκ τῆς γενέσεως τὸ γιγνόμενον, ἀλλ' ὃ ἔστι μετὰ τὴν γένεσιν.* Dazu bemerkte ich S. 108: Die Konjektur Christs *ὃ ἔστι μετὰ* ist ausgezeichnet. „Denn (hier) wird aus dem Werden nicht das Werdende [= der Knabe], sondern das, als was er exi-

stiert nach dem Werden." Der Knabe wird nicht, sondern das, was er nach dem Werden ist. Es ist also ὅ Prädikat. — Dafs der eben angeführte Aristotelische Satz nicht allgemein zu verstehen sei, das brauchte doch nach dem Gesagten mein Kritiker mir gegenüber nicht erst zu beweisen. Nach ihm wäre die Konjektur Christs „überflüssig" und soll *ἀλλ' ἔστι μετὰ τὴν γένεσιν* heifsen: „sondern nach dem Werden zeigt sich ein bestimmtes Resultat". Ja, ja, es **ist** nach dem Werden; aber nicht darum handelt sichs an unserer Stelle, sondern um die Frage, **was** (hier) **im Werden wird**. Dafs es sich hier um den Gegensatz zwischen *γίγνεται* und *ἔστι* handeln soll, ist ein kurioser Einfall. Was Z. hiefür anführt, beweist nichts. Das „gewichtige *ἔστι δὲ ὁ μανθάνων* und *τοῦτ' ἐστὶν ὃ λέγεται* (a 29 f.)" würde an Sophistik erinnern, wenn man nicht annehmen wollte, dafs Z. den Satz nicht verstanden, aus welchem diese Worte herausgerissen sind. Derselbe lautet deutsch: Es ist der Lernende ein werdender Gelehrter, und dies versteht man, wenn man sagt, dafs aus einem Lernenden ein Gelehrter werde (*ἔστι δὲ ὁ μανθάνων γιγνόμενος ἐπιστήμων, καὶ τοῦτ' ἐστὶν ὃ λέγεται, ὅτι γίγνεται ἐκ μανθάνοντος ἐπιστήμων*). Da liegt also kein mit Emphase auszusprechendes *ἔστι* vor, da offenbar *ἔστι γιγνόμενον* eigentlich nichts anderes ist als Umschreibung für *γίγνεται*, gewählt wegen des unmittelbar voranstehenden Satzes, der besagt, dafs immer das Werdende (*τὸ γιγνόμενον*) zwischen dem Seienden und dem Nichtseienden sei; und *τοῦτ' ἐστὶν ὃ λέγεται* geht nicht auf das, was unser Kritiker behauptet, sondern auf *ὅτι γίγνεται κτλ.*

B 998, b, 2: *πρὸς δὲ τούτοις καὶ τῶν ἄλλων εἴ τις ἐθέλει τὴν φύσιν ἀθρεῖν, οἷον κλίνην ἐξ ὧν μορίων συνέστηκε καὶ πῶς συγκειμένων, καὶ τότε γνωρίζει τὴν φύσιν αὐτῆς.* Wenn es so wäre, wie mein Kritiker meint, so hätten wir eben hier ein Anakoluthon vor uns. Seine Übersetzung wäre übrigens auch dann insofern unrichtig, als von „manch anderm Naturforscher" hier nicht die Rede ist. Es kann aber auch in den „besten codds." einmal ein Wort ausgefallen sein, so hier vor *καὶ τότε* das von Christ vorgeschlagene *ἀθρεῖ*. Der so ergänzte Text lautet dann deutsch: „Dazu kommt noch, dafs, wenn man die sonstigen Dinge in ihrem Wesen erkennen will, wie z. B. ein Bett, man untersucht, aus welchen Teilen dasselbe besteht und wie diese zusammengesetzt sind, und so das Wesen des Bettes erkennt." Zu dieser Korrektur des sicher von ihm hier nicht beabsichtigten Anakoluthons hätte Aristoteles gewifs Ja und Amen gesagt.

998, b, 7. Die Accentuierung *εἰ ἔστι* statt *εἰ ἐστὶ* habe ich verlangt, nicht weil ich gemeint hätte, dafs es sich da „um eine Existenz handle", sondern weil meines Wissens nach *εἰ* auch die Kopula immer so zu accentuieren ist.

999, b, 7 u. 13. Es ist *ἀγέννητος* = nicht erzeugt, nicht geboren; *ἀγένητος* = nicht geworden. Vom letzten Grunde des Werdens (Z. 7) und von der Urmaterie (Z. 13) kann Aristoteles, der kein Mytholog war, nur das letztere Wort gebraucht haben. Die von Z. zitierten Stellen 1448, b, 4. 24. 1332, a, 18 beweisen nichts; es handelt sich

an ihnen um ein Erzeugen und um Erzeugnisse im uneigentlichen Sinne des Wortes (wozu übrigens auch eine gewisse Materie erforderlich, so zur Erzeugung der Poesie mit der menschlichen Natur gegebenes Handeln und Empfinden). Wenn dann Z. den Grund, warum Aristoteles gerade an unserer Stelle sich einer Zusammensetzung mit γεννᾶν bedient habe, darin sieht, „dafs er nach dem Kontexte eben beweisen wollte, dafs es eine oberste Ursache geben müsse, die zugleich von jeder endlichen Materialität ferne gehalten sein mufs," so ist zu sagen, dafs der unmittelbare Zusammenhang blofs eine ungewordene Ursache als Bedingung des Werdens erfordert. Das vom cod. E bezeugte ἀγένητον ist selbsverständlich ἀΐδιον und damit nicht-αἰσθητόν und „von jeder endlichen Materialität ferne".

Γ 1008, b, 4 f. Hier mufs ich Z. einmal recht geben. Ich hatte finden wollen, dafs die Lesart von A[b] keinen Sinn habe und darum mit E μὴ (Z. 3) und ἤ (Z. 5) zu streichen sei. Es ist auch in der That ein Unsinn, was Aristoteles hier gelten läfst. Wenn einer behauptet, es sei etwas so und nicht so, so ist das doch weit weg von der Voraussetzung, dafs die Natur der Dinge eine bestimmte Beschaffenheit habe (ὅτι τοιαύτη τῶν ὄντων ἡ φύσις). Aristoteles argumentiert eben hier ad hominem, läfst einmal einen Unsinn als „mehr wahr" gelten, um die Gegner indirekt zu widerlegen.

1011, b, 12. Nach Z. ist „der Sinn ohne Zweifel, dafs man die Beurteilung eines Objekts je nach der zufälligen Neigung des Beurteilers (πρὸς τὸ δοξάζον) anstellen mufs, solcher subjektiven Beschaffenheiten aber selbstverständlich unzählige sind, so dafs also jene Beurteilung nach unzähligen Meinungen stattfindet". Das ist nun aber ohne Zweifel nicht der Sinn unserer Stelle. Von „Beurteilung je nach der zufälligen Neigung des Beurteilers" ist bei Aristoteles hier keine Rede, und es beruht auf reiner Phantasterei, wenn Z. den Nerv der Aristotelischen Argumentation darin sehen will, dafs im „Relationsurteil" hier, statt auf Einen Punkt loszusteuern (πρὸς ἓν ἢ πρὸς ὡρισμένον), vielmehr die Beziehung auf eine unendlich grofse Zahl von Anschauungen (πρὸς ἄπειρα τῷ εἴδει) angenommen sei." Was sagt Aristoteles wirklich? Ich will es wo möglich noch deutlicher, als dies schon geschehen, zeigen. Seine Argumentation ist hier gerichtet gegen die Behauptung solcher, die die Dinge nur in Beziehung zum Vorstellenden sein lassen. Es handelt sich da um das Sein nach der Kategorie πρός τι (*Δ* 15), um das sog. relative Sein. Allerdings, sagt Aristoteles, es kann etwas eins sein und halb und gleich; aber eins ist es in Beziehung auf eine Einheit, resp. auf ein bestimmtes Mafs (vgl. 1052, b, 18 ff.), gleich in Beziehung auf Gleiches, halb in Beziehung auf das Doppelte. So kann auch etwas sein in Beziehung auf mein Vorstellen: ich kann mir einen Menschen vorstellen und so auch einen Esel, eine Blume u. s. w.; in Beziehung zu meinem Vorstellen ist da aber nicht ein vorstellender Mensch, ein störrischer Esel, eine in ihrer Umgebung Wohlgeruch verbreitende Blume, sondern lediglich ein vorgestellter Mensch, ein vorgestellter Esel, eine vorgestellte Blume; d. h. blofs die Vorstellung, nicht aber das wirkliche Sein der Objekte ist

durch mein Vorstellen bedingt, lediglich in diesem gegeben. Wenn die Dinge als solche nur in Beziehung zum Vorstellenden wären, also in ihm ihr Sein hätten, so müfste das Vorstellende unendlich vieles der Art nach sein, müfste eben alles sein, was es sich jeweilen vorstellt. Das sagt Aristoteles kurz so: „Wenn etwas eins ist, so ist es dies in Beziehung zu einer Einheit, resp. zu etwas Bestimmtem (*πρὸς ἓν ἢ πρὸς ὡρισμένον*); und wenn dasselbe auch halb ist und gleich, so ist es doch nicht das Gleiche in Beziehung auf das Doppelte. So wird denn in Beziehung auf das Vorstellende (*πρὸς δὴ τὸ δοξάζον*), wenn Mensch und das Vorgestellte dasselbe ist [= wenn das Vorstellende sich einen Menschen vorstellt], Mensch nicht das Vorstellende, sondern das Vorgestellte sein. Wenn aber alles und jedes nur in Beziehung zum Vorstellenden sein soll, so mufs das Vorstellende unendlich vieles der Art nach sein (*ἄπειρα ἔσται τῷ εἴδει τὸ δοξάζον*)." Es ist, wie man sieht, *πρὸς* vor *ἄπειρα* wegzulassen mit cod. E.

1012, a, 16. „Wenn man auf die Frage, ob etwas weifs sei, sagt, es sei nicht weifs, so verneint man (*ἀποπέφακεν*) nichts anderes als das Sein; Verneinung (*ἀπόφασις*) ist Nichtsein." Das spricht für sich selbst; *ἀποπέφυκεν* pafst hier absolut nicht in den Zusammenhang.

E 1026, a, 14. Hier plaidiert Z. für *ἀχώριστα* und meint, dafs es „auffallend wäre, wenn Aristoteles, der Feind jeglicher Abstraktion, der die Prinzipien der Dinge von ihrer wirklichen Realität nie sich absondern läfst, gerade in Bezug auf die Naturwissenschaften genau der entgegengesetzten Meinung jemals Ausdruck gegeben hätte." Aber wer redet denn hier von „Abstraktion" und von einem „Absondern von der wirklichen Realität der Dinge"? Ich sage ja deutlich (S. 146): „Die Physik hat es mit Dingen zu thun, die für sich bestehen, aber nicht unbeweglich sind" (*ἡ φυσικὴ περὶ χωριστὰ μὲν ἀλλ' οὐκ ἀκίνητα*) — was im Gegensatz zu V. 10 gesagt ist, wo der Gegenstand der Metaphysik als ewiges und unbewegliches Fürsichbestehendes bezeichnet ist. Im Sinne von „für sich bestehend" findet sich *χωριστός* z. B. auch 1017, b, 25 f. 1022, a, 36. 1042, a, 30 f. Für *χωριστά* an unserer Stelle spricht auch das folgende *ἀλλά*, das nach *ἀχώριστα* — untrennbar (von der Materie), aber nicht unbeweglich! — keinen Sinn hätte.

1027, a, 25 f.: *ἢ γὰρ αἰεὶ ἢ ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, καὶ τῇ νουμηνίᾳ.* Warum soll denn *ᾗ* (wie, sofern) „nichtssagend" sein? Allerdings kann ich statt: „Denn sofern er (der Honigtrank) immer oder meistens gut ist, ist er's auch beim Neumond" auch sagen: ist er's ja entweder immer oder meistens auch am Neumond" (*ἢ γὰρ αἰεὶ ἢ ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ καὶ τῇ νουμηνίᾳ*). So hat denn Z., hier nach beiden „besten codds." ein zweites Mal recht.

Dillingen a/D. A. Bullinger.

II. Abteilung.

Rezensionen.

David Hume's Traktat über die menschliche Natur (Treatise on human nature). I. Teil. Über den Verstand. Übersetzt von E. Köttgen. Die Übersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von Theodor Lipps, Professor der Philosophie in München. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1895. VIII und 380 S. Preis M. 6.—.

In der Einleitung zu den Prolegomena rühmt Kant einmal die seltene Fähigkeit Hume's „so subtil und doch zugleich so anlockend zu schreiben". Man sollte meinen, solch ein Urteil aus solchem Munde hätte dem schottischen Denker bei uns schon längst einen weiten Kreis von Verehrern verschafft. Aber bis in die jüngste Zeit war Hume ein herzlich wenig gelesener Philosoph. Man nahm seinen Essay concerning human understanding etwa in der Kirchmann'schen Übersetzung, las ihn durch, bewunderte die elegante, klare und geistreiche Diktion und glaubte damit dem Philosophen die gebührende Ehrfurcht bezeugt zu haben. Es ging ihm wie unserem Klopstock mit seinem Messias. „Wer wird nicht einen Klopstock loben! Doch wird ihn jeder lesen? nein!" Und Hume hat es doch viel, viel weniger verdient.

Erst in den letzten Jahren hat sich ein regeres Interesse für ihn gezeigt. Der Essay concerning human understanding erschien 1893 in neuer Übersetzung von C. Nathansohn; F. Paulsen, der schon früher für die Kirchmann'sche Sammlung die „Dialoge" übertragen hatte, führt am Schlufs seiner vorzüglichen „Einleitung in die Philosophie" die Sache Hume's gegen Kant. Und nun hat Professor Lipps sich der mühsamen, aber verdienstvollen Arbeit unterzogen, die jedenfalls von ihm veranlafste Übersetzung des ersten Teiles aus Hume's grundlegendem Werke „Treatise on human nature" zu überarbeiten und mit einer reichen Fülle wertvoller, erläuternder Anmerkungen zu versehen. Geleitet war er, wie er in der Vorrede betont, von dem Wunsch, eine wirkliche Übersetzung zu bieten d. h. mit möglichster Genauigkeit und für den deutschen Leser verständlich eben das wiederzugeben, was Hume sagt und sagen will, ohne aber durch sklavische Worttreue den Autor zu fälschen. Mit Befriedigung kann der Herausgeber auf seine Arbeit zurückblicken; was er angestrebt, hat er erreicht. Selten fühlt der Leser, dafs ihm nur eine

Übersetzung vorliegt, und gar oft vergifst er, dafs er ein Buch liest, das zum erstenmal schon vor mehr denn 150 Jahren erschienen ist. Wir können nur wünschen, dafs es bei uns wenigstens jetzt die Aufnahme findet, die es verdient und die ihm bei seinem Erscheinen selbst in seiner Heimat versagt geblieben ist. Es war eben jener Zeit zu weit voraus. Nicht mit Unrecht halten manche seinen ersten Teil „Über den Verstand" für das einzige Werk, das würdig ist, Kant's Kritik der reinen Vernunft an die Seite gestellt zu werden, und Hume selbst hat wohl nur einen, mit dem man ihn vergleichen kann, das ist Kant.

Mehr über seine Bedeutung zu sagen, ist hier nicht der Ort; für den Kenner der Geschichte der Philosophie aber hiefse das „Eulen nach Athen schaffen".

Aschaffenburg. Dr. Max Offner.

Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben zusammengestellt von Anna de Lagarde. Göttingen 1894. 191 S. Dieterich'sche Universitäts-Buchhandlung (Lüder Horstmann). 2 M.

Lagardes staunenswerte Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Gröfse ist allen bekannt, aber seine Persönlichkeit ist den meisten fremd geblieben. Wer die Erinnerungen, welche seine Frau mit feinem Gefühl und edlem Sinn zusammengestellt hat, liest, wird den grofsen Gelehrten auch als Menschen lieb gewinnen. Keine eigentliche Biographie, sondern nur Bilder aus seinem Leben werden uns hier geboten und sollen uns die Eigenart Lagardes verständlich machen. Vielfach tritt die Absicht hervor, Vorurteile und falsche Anschauungen über Lagardes Charakter zu berichtigen. Diese Absicht wird erreicht durch genaue Darstellung einzelner besonders wichtiger Episoden aus Lagardes Leben, noch mehr aber durch Mitteilungen aus seinen Briefen und Tagebüchern. Man wird diese Auszüge nicht ohne warmes Interesse, zum Teil nicht ohne Rührung lesen können: in allem tritt uns ein unabhängiger, freier Charakter entgegen, aber auch überall ein weiches Herz, das sich von allen widrigen Geschicken nicht die warme Liebe für die Einzelnen und die treue Anhänglichkeit ans ganze deutsche Volk hat rauben lassen. Dem Buch sind viele Leser zu wünschen: es bringt Gewinn, einen so eigenartigen, kraftvollen und echt deutschen Mann kennen und verstehen zu lernen.

Nürnberg. Dr. Stählin.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen herausgegeben von Conrad Rethwisch. VII. Jahrgang 1892. VIII. Jahrg. 1893. Berlin, Gärtner, 1893 und 1894.

Von gröfseren Werken zur Schulgeschichte hat diesmal H. Bender anzuführen: Schmids Geschichte der Erziehung II, 1, III, 1 und III, 2; Monumenta Germaniae Paedagogica Bd. XIII u. Bd. XV

und die Schriften von Denk, Rethwisch und Paulsen; aufserdem fährt man eifrig fort die Geschichte einzelner Studienanstalten zu schreiben; mit Monographien werden vornehmlich folgende Pädagogen bedacht: Comenius, Trappe, Andreae, Bernegger, J. Classen, C. H. Schellbach, O. Frick.

In den Berichten über Schulverfassung spricht sich Rethwisch wieder für den einheitlichen Unterbau und die Gleichberechtigung der höheren Schulen aus, ferner für Schulvertretungen und die Festsetzung der Sommerferien auf die Zeit von Mitte Juli bis Ende August; er bekämpft die künstliche Konzentration im Unterricht und empfiehlt als Erziehungsprinzip den christlichen Optimismus. Auf S. II 22 (VIII. Jahrg.) erfahren wir, dafs in Preufsen die Provinzial-Schulkollegien erst durch einen Erlafs aus dem Jahre 1893 ermächtigt wurden, die öffentlichen Prüfungen in Wegfall zu bringen, da dieselben Gefahr liefen, zu einer leeren Schaustellung zu werden.

Wille, welcher über evangelische Religionslehre berichtet, schliefst sich der Klage an, dafs in vielen Schulen in den übrigen Lehrstunden die Beziehung zum Religionsunterricht nicht bemerkt oder nicht benützt werde. Aus den Verhandlungen der Direktoren-Versammlung von Ost- und Westpreufsen vom Jahre 1892 über Ziel und Methode des evangelischen Religionsunterrichts verzeichnen wir folgende These: „Gesicherte Ergebnisse der kritischen Bibelforschungen finden bei der Lektüre nur insofern Berücksichtigung als sie zum unmittelbaren Verständnisse der einzelnen Schriften nötig sind.“

Der Berichterstatter über katholische Religionslehre, Brunner, ist in der Lage einigen neueren literarischen Erscheinungen das reichste Lob zu spenden und daraus die besten Hoffnungen für die studierende Jugend zu entnehmen. Aufser neuen Lehrbüchern der Glaubens- und Sittenlehre hat er auch eine Reihe apologetischer Schriften zu verzeichnen. In Bezug auf die Stellung der Theologen zur Naturforschung meint er: „Zuweilen soll die Theologie schon eine ernsthafte Exkursion in ihren feindseligen Nachbarstaat Naturwissenschaft unternehmen, um sich selbst wieder auf neue oder erneute Angriffe nach eigener Anschauung einrichten zu können.“

Von den kritischen Stimmen, welche, wie Jonas in den Abschnitten über das Deutsche mitteilt, sich gegen die darauf bezüglichen Vorschriften der neuen preufsischen Lehrpläne erhoben, unterstützen wir vor allem R. Lehmann, wenn er erklärt, es zeige sich auch hier das alte Mifsverhältnis zwischen der Bedeutung des Deutschen und der ihm zugewiesenen Stundenzahl; wir stehen nicht an, der von anderer Seite erhobenen Forderung einer täglichen Lehrstunde wenigstens für die obersten Klassen beizutreten. Der Streit über den Wert der sogenannten allgemeinen und der ethischen Themen für den deutschen Aufsatz dauert fort; auch die Verteidiger derselben sprechen sich dahin aus, dafs solche Themen zur Prüfung nicht ohne irgend welche Vorbereitung gestellt werden dürfen. Man sollte in der That niemals solche Aufgaben vorlegen, ohne sicher zu sein, dafs die wesentlichen Punkte der Erörterung dem jeweiligen Gedankenkreis der Schüler

nahe liegen. Hier ist ein fruchtbares Feld für die Übungen im pädagogischen Seminar. In Bezug auf den mündlichen Vortrag stimmen wir Lehmann und Jonas bei, wenn sie das Sprechen aus dem Stegreif empfehlen; um aber hierin die Schüler zu fördern, dazu gehört vor allem Zeit, und daran gebricht es gerade in den obersten Klassen am meisten. Wenn der Berichterstatter bei Gelegenheit der Erwähnung des Buches Kuno Fischers über Goethes Faust es als „eine Art von Notwendigkeit" erklärt, den Primanern auch Einiges über den Faust mitzuteilen, so finden wir diese Forderung sehr gerechtfertigt.

In den Berichten über das Lateinische hebt Ziemer hervor, dafs man sich mit den neuen Lehrplänen allmählich mehr befreunde, die Lehrbücher darnach einrichte und die wesentlichen Ziele des Unterrichts auch bei der Ausführung ihrer Vorschriften erreichbar finde; zwar lassen sich auch die unerbittlichen Gegner noch vernehmen, aber die vorsichtigeren unter den Freunden der früheren Ordnungen beginnen schon sich zuwartend zu verhalten. Ein in letzter Zeit mit Vorliebe behandelter Gegenstand ist die Kunst des Übersetzens und ihre Bedeutung; wenn dieselbe mit Recht Mittel zum Zweck genannt wird, so sollte man in den oberen Klassen mehr darnach streben, das Verständnis der Schriftsteller auch ohne fortlaufende Übersetzung zu vermitteln. Ein scharfes Wort spricht Ziemer über den Universitätsunterricht: „Die philologischen Professoren werden es endlich aufgeben müssen, die Hörer zu Unterarbeitern und Handlangern ihrer Spezialforschungen heranzubilden". Bei Feststellung dessen, was die Kandidaten in den Prüfungen zu leisten haben, sollte man in der That mehr darnach fragen, ob denn die Vorbildung der Universität auch überall solchen Anforderungen entsprechend durchgeführt wird.

Um die Gegner des obligatorischen Unterrichts im Griechischen zu bekämpfen wird, wie von Bamberg ausführt, auch auf die Bedeutung der griechischen Autoren für die Gegenwart hingewiesen und auf den Vorzug des eindringenden Studiums bei der Lektüre in der Ursprache gegenüber dem Gebrauche der Übersetzung, doch wird neuerdings mehrfach empfohlen gute Übersetzungen zur Ergänzung der Lektüre heranzuziehen. Auch den gedruckten Präparationen spricht man das Wort, um dem Schüler das zeitraubende Wörternachschlagen bezw. dem Lehrer das lästige Diktieren zu ersparen und das unvorbereitete Lesen zu fördern. Die Wiederholung des Gelesenen will man auf wichtige Stellen eingeschränkt wissen. Als notwendige Ergänzung der Erklärung der Realien fordert man Modelle.

Wie aus den Berichten Löschhorns über Französisch und Englisch hervorgeht, hat die Kritik der neuen Lehrpläne in Bezug auf die im Französischen gestellten Aufgaben sehr widersprechende Urteile zu Tage gefördert; aufserdem setzt sich der Kampf um die Vorzüge und die Grenzen der analytischen Methode fort; es werden auch Versuche angestellt mit dem Französischen an Stelle des Lateinischen den fremdsprachlichen Unterricht zu beginnen.

Auch betreffs der Geschichte, über welche Schmiele und Tschirch handeln, findet die Neuordnung der Lehrpläne entschie-

denen Widerspruch; insbesondere erklärt man die Beschränkung der alten Geschichte für eine Schädigung des Gymnasiums, wogegen von anderer Seite darauf hingewiesen wird, dafs durch Verbindung der Geschichte mit der Lektüre nachgeholfen werden könne. Welche überspannte Anforderungen man an das Gymnasium stellt, beweist wieder recht deutlich die Meinung eines Universitätslehrers, „dafs jedermann, der die höheren Schulen besucht hat, einen klaren Einblick in den heutigen politischen Zustand von Europa erhalten haben mufs, so dafs ihm die inneren Verhältnisse und äufseren Beziehungen von jedem dieser Staaten geläufig sind;" von der Universität sei diese Leistung nicht zu erwarten. Die in den preufsischen Lehrplänen enthaltene Vorschrift einer Belehrung über unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung hat eine Reihe von Schriften veranlafst und auch zu einer Beratung der fünften rheinischen Direktoren-Versammlung geführt, in welcher man sich über 20 Thesen einigte. Nicht ohne Widerspruch blieb der Erlafs des preufsischen Unterrichtsministers, welcher der zum Ärgernis gewordenen Gewohnheit der Wiederholungen für die Reifeprüfung ein Ende setzen wollte; man machte mit Recht darauf aufmerksam, dafs der Gedächtnisstoff ohne anstrengende häusliche Wiederholung überhaupt nicht angeeignet werden könne.

Aus den Berichten über Erdkunde von Bohn heben wir hervor, dafs die Frage der Vorbildung der Geographielehrer noch eifrig diskutiert wird und dafs man eine möglichst einheitliche Schreibung geographischer Namen anstrebt.

Gegenüber dem Vorschlag, die Mathematik als Hilfswissenschaft zu gestalten, weisen andere, wie Thaer betont, auf den Bildungswert dieser Wissenschaft an sich hin. Die Forderungen der neuen Lehrpläne finden eifrige Verteidiger, welche dieselben als besonderen Fortschritt betrachten; im ganzen hält man aber, wenn ihnen nachgekommen werden soll, Stoffbeschränkung für notwendig. Die Prüfungsaufgaben will der Berichterstatter zwar nicht von der Oberbehörde ausgehen lassen, er spricht aber die Meinung aus, „als Muster für den Einzelnen könnten wohl die leichteren, oft so recht praktischen Aufgaben aus den bayerischen Abiturientenprüfungen dienen".

Über Naturwissenschaft berichten Noack und Ihne. Die Vorschriften der neuen preufsischen Lehrpläne finden abfällige Beurteilung. Die neuen hessischen und sächsischen Lehrordnungen betonen nachdrücklich, dafs ein Erfassen der Hauptgesetze nur erzielt werden kann, wenn bezüglich des zu bietenden Stoffes grofse Beschränkung waltet. Auffallend ist eine These der 5. Direktoren-Versammlung in der Rheinprovinz: „Hypothesen sind im Unterricht unentbehrlich. Solche Hypothesen, deren Anwendung die Fassungskraft der Schüler überschreitet, sowie solche, welche mit der christlichen Weltanschauung im Widerspruch stehen, sind vom Unterricht auszuschliefsen. Eine gelegentliche Erwähnung unter Hinweis auf die mangelnde Beweiskraft jeder Hypothese und auf die Grenzen der menschlichen Erkenntnis ist zulässig."

Der Berichterstatter über das Zeichnen, Flinzer, wendet

sich gegen schöne Theorien, welche der Praxis nicht hinreichend Rechnung tragen; auch kämpft er gegen das Übel des Kopierunterrichts: „der Zeichenlehrer soll nicht kopieren lassen, sondern des Schülers selbständige Lösung bestimmter Aufgaben durch seinen Unterricht erreichen".

In dem Abschnitt über Gesang verbreitet sich Bellermann eingehender über die Pflege der Oratorien Händels auf der Schule.

Aus dem Bericht über Turnen und Gesundheitspflege von Euler heben wir die Verteidigung der jetzigen Methode des Turnens gegen neuere Vorwürfe heraus, ferner, dafs den pädagogischen Seminarien auch die Aufgabe gestellt ist, zur Schulgesundheitspflege Anleitung zu geben.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Dr. O. Frick, weiland Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle, Pädagogische und didaktische Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Georg Frick. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1893. I. Bd. 580 S. II. Bd. 739 S. gr. 8°.

Am 14. Januar 1892 starb Dr. Otto Frick nach kurzer schwerer Krankheit. Mit ihm ist nur allzufrüh ein Mann aus dieser Zeitlichkeit abgerufen worden, der auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes in den letzten Jahrzehnten zweifellos die führende Stelle einnahm. Als Begründer der im Verlage des Waisenhauses in Halle a. S. erscheinenden Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, zu welchen er selbst die wertvollsten Beiträge lieferte, übte Frick einen weitgehenden Einflufs auf die neuere Pädagogik und die Entwicklung der didaktischen Theorie aus.

Wie ein roter Faden durchzieht alle seine Schriften die Ansicht, dafs nur durch ein rationelles d. i. wissenschaftliches Verfahren Erziehung und Unterricht auf den höheren Schulen ihrer Aufgabe gerecht werden können. Als oberster Grundsatz leitete ihn bei allen seinen Bestrebungen die Überzeugung von der Notwendigkeit, die Einheitlichkeit des Unterrichtes zu wahren. Die Schülerseelen seien nicht nach dem Grade verschieden, weshalb auf den höheren wie auf den niederen Schulen der Unterricht auf den gleichen psychologischen Gesetzen aufgebaut werden müsse. Der Gegenstand, der gelehrt wird, wirke nicht an sich bildend, vielmehr müsse das Gemüt des Schülers den Mittelpunkt bilden, auf den alle Lehrgegenstände zu beziehen seien. Das allein verbürge die Einheit des Unterrichts.

Von diesem Gesichtspunkte aus trat Frick auch mit grofsem Eifer für die Möglichkeit der Einheitsschule ein. Er empfahl hiebei den Zeichnungsunterricht für alle Klassen, das Englische als Pflichtfach, die Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, insbesonders aber die Beibehaltung des Griechischen im bisherigen Umfange. Einer Verkürzung der lateinischen Unterrichtsstunden und anderer Lehrgegenständer stimmte er zu, in der Voraussetzung, dafs

bei einem rationellen Betriebe und bei richtiger Konzentration auch bei einer kleineren Stundenzahl das nämliche wie bisher geleistet werden könne. Hiebei liefs er sich wohl von einem zu grofsen Optimismus leiten; denn die Erfahrung lehrt, dafs auch bei dem Vorhandensein der von ihm vorausgesetzten günstigen Umstände eine Verkürzung der Lehrstunden in einem Fache sichtlich die Herabminderung der Leistungen in demselben zur Folge hat.

Eine ganz besonders rege und energische Thätigkeit entwickelte Frick auf dem Felde der pädagogisch-didaktischen Theorie und der Lehrerbildung. In seinem epochemachenden Referat auf der 4. Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen (Berlin, Weidmann 1893) hat er die wichtigsten Gesetze der Didaktik begrenzt, die in der Unterrichtspraxis der höheren Schulen in Betracht kommen. Seine Abhandlung über das Seminarium praeceptorum der Frankeschen Stiftungen in Halle und seine übrigen Arbeiten über die Anleitung zur didaktischen Kunst sind allgemein bekannt. Zahlreich sind seine Lehrproben zum Geschichtsunterricht, zur Theorie der Lehrpläne u. s. w.

Der Sohn des Verblichenen, Herr Dr. Georg Frick, hat die sämtlichen kleinen Schriften Fricks, die zum gröfseren Teile in den Lehrproben und Lehrgängen, zum Teil in anderen Zeitschriften oder auch im Buchhandel erschienen sind, gesammelt und in zwei stattlichen Bänden herausgegeben. Sie sind nach bestimmten Gesichtspunkten in der Weise geordnet, dafs zuerst die Abhandlungen und Vorträge zur allgemeinen Pädagogik und dann die über einzelne Unterrichtsgegenstände zusammengestellt sind.

Otto Frick hat tiefgehende Spuren seiner gesegneten Wirksamkeit hinterlassen und es ist nicht zu befürchten, dafs die Früchte seines Wirkens verloren gehen werden. Wir müssen dem Herausgeber seiner kleineren Schriften dafür Dank wissen, dafs wir nunmehr die pädagogisch-didaktischen Arbeiten des Meisters gleichsam in einem Überblicke beisammen haben. Sie werden stets eine reiche Quelle der Belehrung bleiben für jeden Lehrer, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, aber auch ein Beweis der edlen Hingabe, mit der Frick sein ganzes Leben dem Wohle der Jugend, ja der ganzen Menschheit widmete.

Burghausen. A. Deuerling.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Sauer. Nr. 49—53. Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1894/95.

Die vorliegende Sammlung von Neudrucken schliefst mit Nr. 49/50 ihre erste Serie ab und eröffnet mit Nr. 51 eine „Neue Folge", die das bewährte Programm unter der umsichtigen Leitung August Sauers in der bisherigen Weise weiter führen soll. Der Rückblick auf die vorliegende Bandreihe wie die Ankündigung der zunächst in Vorbereitung befindlichen Nummern kann die längst befestigte Wertschätzung des vortrefflichen Unternehmens nur bestärken, und gerade die letzten

Publikationen sind wieder gleich wertvoll durch das Dargebotene wie durch die gediegene Gewissenhaftigkeit seiner Bearbeitung.

Der Doppelband 49/50 enthält den „Göttinger Musenalmanach auf 1770", (2 Bl. 110 S. 8°. M. 2,50) Nummer 52/53 den auf 1771 (IV, 100 S. 8°. M. 1,20), herausgegeben von dem verdienten Kenner dieser Literatur, Karl Redlich. Der Neudruck ist mit grofser Genauigkeit besorgt; wir bemerkten nur ein, leider sinnstörendes Versehen[1]). Dankenswert ist bei dem ersten Jahrgange die Mitteilung der Nachricht gegen den Leipziger Konkurrenzalmanach, die in den meisten alten Exemplaren fehlt — bei einigen übrigens an der Spitze und nicht am Schlusse des Büchleins steht —, und die Robert Prutz gar nicht kannte, woraus sich seine schiefe Darstellung des Verhältnisses des Göttinger zum Leipziger Almanach grofsenteils erklärt. Ferner sind beiden Bänden sehr zweckmäfsige Register beigefügt, die auf Grund von Redlichs älterem rühmlichst bekanntem „Versuch eines Chiffernlexikons zu den Göttinger etc. Musenalmanachen", (Hamburg 1875) aufser den früheren und späteren Drucken zu nahezu sämtlichen Beiträgen die Verfasser namhaft machen. Damit sind aber die eigenen Beigaben des Herausgebers erschöpft. Redlich verzichtet leider vollständig auf eine Einleitung der Art, wie sie August Sauer seinen Neudrucken — z. B. dem gleich zu erwähnenden Discours von Thomasius — voranzustellen pflegt, die die historische Bedeutung des betreffenden Werkes und damit die Berechtigung des Neudrucks klar zu machen hat. Diese Zurückhaltung dürfte in Anbetracht der Bestimmung der „Literaturdenkmale" auch aufserhalb der Fachkreise in den höheren Schulen und bei Literaturfreunden Verwendung zu finden, doch übertrieben erscheinen, besonders da das vielgelesene Buch von Prutz über den „Göttinger Dichterbund" (Leipzig 1841) in wesentlichen Punkten bedenkliche Irrtümer aufweist, während Karl Weinholds Monographie über „Heinrich Christien Boie" (Halle 1868) leider weniger benützt wird und bei ihrer nüchternen Trockenheit trotz ihrer sachlichen gediegenen Zuverlässigkeit nicht sehr anzuziehen vermag. So wäre denn eine kurze Entwicklungsgeschichte des Göttinger Musenalmanachs durchaus nicht überflüssig gewesen. Gehört er ja doch, auch nach Gervinus' Urteil, „zu den wenigen Zeitschriften, die eine innere Bedeutung für unsere Literaturgeschichte haben!" Er führte 1770 zum ersten Male — abgesehen von dem gleichzeitigen, ihm vielfach abgestohlenen Leipziger Konkurrenzunternehmen der Klotzianer — die Idee des französischen Almanac des Muses (seit 1765), alljährlich eine Blütenlese aus der lyrischen Produktion des verflossenen Jahres zu geben, in Deutschland ein, und da er unter der feinsinnigen, geschmackvollen und vorurteilslosen Redaktion Boies alsbald sein Programm dahin erweiterte, auch vorher Ungedrucktes in seinen Rahmen aufzunehmen, wurde er ein so getreues und vielseitiges Spiegelbild der gesamten zeitgenössischen Lyrik, dafs man nirgends sonst so klar und

[1]) Auf S. 35, 2. Zeile (Nr. 37, 5) des Jahrganges 1770 erfordert der Sinn: „Nur über dessen Qual, den sie beraubt, zu scherzen" statt „der sie beraubt", und so findet sich die Stelle auch in dem Originaldrucke.

belehrend die rasche Wandlung der Poesie jener Zeit in nuce vorgeführt findet wie hier. Der Almanach von 1770 zeigt die ältere deutsche Lyrik auf der Höhe ihrer Ausbildung. Die französischer Eleganz oft mit Glück nachstrebende Anakreontik legt in Lied, Epistel und Epigramm tüchtige Proben vor, die den Wert dieser vielgeschmähten Literaturströmung für die Erziehung unserer Sprache und Poesie zu gröfserer Beweglichkeit und Freiheit in helles Licht setzen. Sie geben, von Boie, Gerstenberg, Gleim, Gotter, Lessing, Thümmel vertreten und durch Sinngedichte Kästners in ähnlichem Geiste unterstützt, der ganzen Sammlung den Grundcharakter. Daneben fehlt aber die Odenpoesie des korrekten Ramler ebenso wenig wie die geschwätzigen Verse der überschätzten Karschin. Merck läfst einige Fabeln zum Abdruck gelangen, und Denis kennzeichnet in hervorstechender Weise die damalige Hinneigung mancher literarischen Kreise nach Wien, während dem preufsischen Patriotismus natürlich auch die Vertretung nicht mangelt. Die Beiträge Klopstocks, Füfslis, Kretschmanns sind Zeugen einer neuen Poesie, die vaterlandbegeistert nur deutsch sein will, und so vereinigt das kleine Bändchen ganz verschiedenartige Richtungen der Zeit, absterbende und aufsteigende, in charakteristischen Beispielen. Derselbe Grundstock blieb auch noch dem schon reicher ausgestatteten Almanach für 1771, in dem aber neben einem der anmutigsten, von Herder viel gerühmten Vertreter der älteren Anakreontik, Joh. Nic. Götz, auch Bürger zum ersten Male hervortrat. In dem Jahrgang von 1772 erschien dann neben den Alten, den Bremer Beiträgern, den Halberstädtern, den Berlinern und den Barden, auch Herder selbst, nebst Claudius, Pfeffel, Vofs u. a. neu auf dem Plan. „Ein abschliefsendes Musterbuch der Lyrik bis 1772“ nennt Weinhold den Almanach des folgenden Jahres, in dem Wieland noch flüchtig in den Kreis eintritt, während gleichzeitig schon die Göttinger Dichter, seine feurigen Gegner, eine bedeutendere Rolle zu spielen beginnen. Der neue Geist, der sich hier schon deutlich angekündigt, kommt denn auch in dem Musenalmanach für 1774 entschieden zum Durchbruch, vor allem durch die Beiträge Bürgers — namentlich „Lenore“ — und Goethes — darunter den „Wanderer“ —, während durch Götz und Gotter der älteren Richtung immer noch eine würdige Vertretung gesichert bleibt. Dafs aber der angriffslustige, kampffreudige Sturm und Drang nicht lange mit den Alten einträchtig zusammen gehen konnte, lag in der Natur der Sache, und so hätte auch ohne den Rücktritt Boies, der seine Stelle seinem rücksichtsloseren Schwager Vofs abtrat, der Almanach nach 1774 kaum noch seine bisherige Bedeutung, ein Abbild der gesamten zeitgenössischen Lyrik zu bieten, sich bewahren können. Alsbald spalteten sich die Musenalmanache mannigfach, ohne dafs einer wieder die centrale Stellung des Boieschen hätte gewinnen können. Wenn Redlich seiner beabsichtigten Herausgabe der übrigen Göttinger Musenalmanache eine Darstellung dieses inneren Entwicklungsganges beigeben würde, wie er wohl am besten befähigt wäre, so würde er damit den Wert seiner Neudrucke erst vervollständigen und uns zu doppeltem Danke verpflichten.

Über die 51. Nummer der „Literaturdenkmale", des Christian Thomasius „Discours, Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle?" (1687) (IX, 50 S. 8°. M. 0,60) kann ich mich kürzer fassen, da ihr der Herausgeber, August Sauer, eine orientierende Vorbemerkung voranstellt, welche die historische Bedeutung dieses ersten deutschen Universitätsprogrammes in knapper Weise vortrefflich charakterisiert. Sichert die epochemachende Wichtigkeit ihrer Form der berühmten Schrift bleibendes Interesse, so wird dies noch dadurch gesteigert, dafs Thomasius bei seiner Besprechung des homme savant, des bel esprit, des homme de bon goust und des homme galant Fragen berührt, die noch heute im Vordergrund der Diskussion über die Erziehung der Jugend stehen. Neben der energischen Forderung besserer Pflege der deutschen Sprache steht eine überraschend übertriebene Bekämpfung der Überschätzung des Lateinischen und Bemerkungen über die grofse Bildungsfähigkeit des Frauenzimmers, die manchem Modernen sehr verwendbar im Streite der Tagesmeinungen scheinen dürften. Man kann die Eröffnung der Neuen Folge der Literaturdenkmale mit dieser Schrift nur äufserst glücklich nennen. Und so will ich auch nicht verfehlen, auf die bedeutende Preisermäfsigung — von jetzt an soll jede Nummer nur 60 Pfennige kosten — aufmerksam zu machen, die die Anschaffung der wertvollen Quellensammlung in dankenswerter Weise erleichtert.

München. Erich Petzet.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle a. S., Niemeyer. 1. Lieferung (A—Gebühr).[1] gr. 8° 160 S.

In den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1894 S. 53 bis 91 erörterte Paul die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexicographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch. Der Verfasser stellt sehr hohe Anforderungen, die auch in den besten Wörterbüchern sicher nicht erfüllt, ja überhaupt nicht einmal als notwendig erkannt wurden. Sie zielen insgesamt dahin, die Wortforschung zu beleben und zu vertiefen, das wissenschaftliche Wörterbuch aus einer Sammlung von Belegen zu einem selbständigen, systematischen Werk umzuwandeln. Gedanken, wie sie in den „Principien der Sprachgeschichte" bereits behandelt worden sind, finden weitere Ausführung. Die tiefdurchdachte, in kurze Sätze zusammengedrängte Abhandlung kann hier nicht auszugsweise wiederholt werden, die reiche Gedankenfülle mufs unmittelbar zu selbständiger Anregung und Fortbildung aufgenommen werden. Die Abhandlung hat allgemeinen methodischen Wert für die Ausarbeitung eines jeden Wörterbuches, gleichviel in welcher Sprache. Die Aufmerksamkeit wird auf bisher fast völlig übersehene Dinge gelenkt, aus deren Beobachtung der Wort- und Sprachgeschichte grosser Gewinn erwächst. Aufs deutsche Wörterbuch

[1]) Erscheint bis Oktober 1896 in 4—5 Lieferungen zu je 2 Mark. Gesamtumfang ca. 50 Bogen.

aber finden die Grundsätze die nächste und fruchtbarste Anwendung. Im Akademievortrage stellt Paul das erst in ferner Zukunft zu verwirklichende Idealbild eines umfassenden deutschen Wörterbuches uns vor Augen. Ist doch das Grimm'sche Werk noch nicht einmal fertig, zum neuen Wörterbuche aber bedürfte es neben dieser stets bewunderungswerten Grundlage, auf der ein neuer Bau sich erheben müfste, einer erschöpfenden Neubearbeitung des gesamten Stoffes, der nach wesentlich erweiterten und vertieften Gesichtspunkten zu sammeln und zu verwerten wäre. Natürlich ist auch hiezu das planmäfsige Zusammenwirken vieler wohl geschulter Kräfte erforderlich, der Einzelne vermag diese Riesenarbeit im ganzen Umfang nicht zu leisten. Aber trotzdem liefs es Paul nicht bei blofsen theoretischen Auseinandersetzungen bewenden, er zeigt in seinem eben erscheinenden deutschen Wörterbuche an einem wichtigsten Teile, wie die Aufgabe zu lösen ist. Pauls Werk tritt den bereits vorhandenen Wörterbüchern als hochwichtige Ergänzung zur Seite, indem es nicht etwa Bekanntes zu bequemer Übersicht wiederholt und allenfalls mit einigen unwesentlichen Zusätzen vermehrt, sondern weil es nach den im erwähnten Vortrag entwickelten Grundsätzen die ganze Wortforschung in neues Licht rückt. „Das Werk wendet sich an alle Gebildeten, die ein Bedürfnis empfinden, über ihre Muttersprache nachzudenken. Insbesondere soll es ein Hilfsbuch für den Lehrer der deutschen Sprache sein, aus dem er sich Rat erholen und für den Unterricht geeignetes Material entnehmen kann". Auf vollständige Aufzählung sämtlicher Wörter und Wortbedeutungen, ebenso auf überflüssige Erklärung des allgemein Verständlichen wird verzichtet. Die jedem Gebildeten geläufige Schrift- und Umgangssprache ist vorausgesetzt; hieraus wird alles sorgsam verzeichnet und erklärt, was dem lebendigen Sprachgefühl nicht mehr unmittelbar durchsichtig erscheint. Ferner wird aufgenommen, was zeitlich und räumlich aus dem allgemein üblichen Sprachgut hinaus fällt, also Wörter und Wendungen der älteren neuhochdeutschen Schriftsprache oder solche von mundartlich begrenztem Gebrauch. Diese Beschränkung bewährt sich als sehr förderlich, nicht nur, weil Raum für die wirklich nötigen Erklärungen gewonnen wird (Paul erledigt auf 160 Seiten denselben Stoff weit gründlicher und erfolgreicher als z. B. Heyne auf 1044 Spalten, d. h. 522 Seiten in ähnlichem Format und Druck), sondern auch weil des Lesers Blick für die Beobachtung der wichtigen Vorgänge des Sprachlebens dadurch sehr geschärft wird, wenn er überall sein Wissen bereichert, sein Nachdenken angeregt findet. Jedoch handelt es sich keineswegs um einfache Sichtung des Wortvorrates, der schon anderwärts gesammelt vorliegt, vielmehr wird gerade auch das Wörterverzeichnis häufig wesentlich vermehrt; und überall weifs der Verfasser dem bereits verarbeiteten Stoff neue Seiten abzugewinnen, so dafs fast jede Angabe von des Verfasser voller Selbständigkeit zeugt. Pauls Wörterbuch ist anziehend zu lesen, weil es nicht durch breite, weitschweifige Vorführung allbekannter Thatsachen ermüdet, unter deren Masse die einzelnen wichtigen Fälle oft genug verschwinden, besonders wenn sie

nicht geschickt hervorgehoben sind. Wer nur ein paar Seiten durchliest, wird alsbald eine klare Vorstellung von den landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortgebrauch, von den sehr erheblichen Abweichungen der klassischen Literatursprache des vorigen Jahrhunderts und den noch viel beträchtlicheren der Bibelsprache gewinnen. Die nie rastenden Vorgänge des Sprachlebens drängen sich aus den vortrefflich abgefafsten einzelnen Abschnitten dem Bewufstsein des Lesers förmlich auf, auch wenn er dafür zuvor wenig Sinn und Verständnis besafs, er wird an scharfe Beobachtung und richtige Auffassung gewöhnt. Grosses Gewicht legt Paul darauf, die Wörter nicht vereinzelt, sondern in fortwährender Beziehung auf das gesamte Sprachleben zu behandeln, Zusammengehöriges in möglichster Verbindung zu halten. Das geschieht durch häufige Verweise und sehr praktische Teilung und Numerierung der einzelnen Artikel; ist von veralteten oder untergehenden Wörtern und Wendungen die Rede, so findet auch ihr neu aufkommender Vertreter Erwähnung; wird der Bedeutungsgehalt im Laufe der Zeit verengert oder erweitert, so erfahren wir wodurch, wie und warum. So tritt der ewig wechselnde Ausgleich, der sich innerhalb der sprachlichen Ausdrucksmittel zwischen Verlust und Gewinn vollzieht, deutlich hervor. Beim Zeitwort und wo sonst sich Anlafs ergibt, namentlich bei den sog. unfesten Zusammensetzungen, die Verba mit Präpositionen und Adverbien eingehen, erfahren wir vom logischen Verhältnis, welches hiedurch zwischen den einzelnen Satzteilen hergestellt wird. Am lehrreichsten sind überhaupt die Artikel über Adverbien, Präpositionen, Präfixe, Konjunktionen, Pronomina, Partikel u. dgl. Hier treffen wir in kürzester Fassung fast erschöpfende sprachgeschichtliche Abhandlungen, in denen auch die Syntax zur Besprechung gelangt. Eine Hauptaufgabe des Wörterbuches beruht im sachgemäfsen Erschliefsen des Bedeutungsgehaltes eines Wortes, d. h. der damit verknüpften Vorstellung. Ein früher übliches Verfahren vermittelst roher Glossierung durch eine fremde, etwa die lateinische Sprache ist ganz verwerflich. Eine Auslegung des Begriffes in deutscher Sprache führt allein zum Ziele. Aber die erklärende Definition mufs mit grofsem Geschick, kurz und doch erschöpfend abgefafst werden. Zunächst fragt sichs, wo die Definition am Platze ist. Ein wissenschaftliches Wörterbuch, welches für den gebildeten Deutschen der Gegenwart bestimmt ist, kann füglich darauf verzichten, Wörter, deren Vorstellungsgehalt uns zweifellos klar ist, umständlich und meist auch völlig ungenügend zu umschreiben. Heyne gerät nach dieser Richtung auf arge Abwege, seine scheinbaren Worterklärungen wirken oft geradezu komisch, sie erwecken irrige oder ganz allgemein verschwommene Vorstellungen vom Wortgehalt, sie treffen fast nie das Richtige, sie lenken vom Verständnis eher ab. Paul führt S. 65 f. seines Akademievortrages Beispiele solcher mifslichen Auslegungen an. Man wird die Definition nur fordern, wo sie wirklich nötig ist, wo der ursprüngliche Bedeutungsgehalt dem Bewufstsein bereits verblafst ist, wo die Wirkung bestimmender Wortbildungselemente nicht mehr unmittelbar gefühlt wird. Die Definition ist

innerhalb der im Wörterbuch vorgezeichneten Zeitgrenze vom geschichtlichen Standpunkt und mit gröfster Sorgfalt zu geben. Daraus folgt von selbst die scharfe Unterscheidung ursprünglicher und abgeleiteter, alter und junger, „usueller und occasioneller“ Bedeutung, man erkennt den Bedeutungswandel, das Verhältnis der verschiedenen Gebrauchsweisen zu einander und den im Laufe der Zeit verdunkelten Sinn traditioneller Wendungen und Verbindungen. Hierin ist Paul Meister. Mit Sicherheit stellt er durch Definition und Gruppierung die geschichtliche Entwicklung klar vor Augen, das Nacheinander und Auseinander der verschiedenen Bedeutungen, während sonst mehr nur ein oft willkürliches Nebeneinander und Durcheinander geboten wird. Die Prinzipien der Sprachgeschichte sind im deutschen Wörterbuch in Praxis umgesetzt. Die hieraus unmittelbar einleuchtende Anschauung wird wiederum das Verständnis der Principienlehre wach rufen, fördern und erleichtern. Das Buch will fleifsig gelesen, nicht nur nachgeschlagen werden. Wir müssen aber auch das Werk in dem Sinne aufnehmen, wie es der Verfasser geschaffen hat. Zu mäkeln kann nur der daran finden, der etwa einen Mafsstab anlegt, welcher darauf gar nicht pafst. Was Paul mit diesem Wörterbuch beabsichtigt, verdient vollen Beifall. Die Ausführung entspricht der Absicht vollkommen, wie dies bei Paul gar nicht anders zu erwarten war.

Rostock i. M. Wolfgang Golther.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. 253 S. 8°. M. 2.40 in fein. Leinw.

Zu Behaghels Buch ‚Die deutsche Sprache‘ tritt als Ergänzung mit einer umfassenderen Zergliederung des Stoffes Weises Arbeit. Vom allgemeinen deutschen Sprachverein angeregt, zeigt sie mehr Wärme als Behaghels Werk, steht aber an wissenschaftlicher und selbständiger Begründung hinter diesem zurück. Gleichwohl sei sie auch hier bestens empfohlen. Weise hat auf verhältnismäfsig engem Raum einen sehr reichen Stoff übersichtlich und in angenehmer Form verarbeitet. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung stand, war aber leider zu kurz, um diesen Stoff ganz zu durchdringen. Eine zweite Auflage[1]) wird durch geringe Nachhilfe ein vortreffliches Buch werden. Für sie möchte ich zunächst raten, die Belastung durch die überreichen Büchernachweise zu entfernen. Die Kreise, auf die der Verfasser wirken will, werden durch die grofse Menge, aus der sie das Wichtige nicht herausfinden können, irre geführt; was soll einem gebildeten Nichtphilologen bei der Lehre vom ahd. Umlaut die Schrift von Borries über das erste Stadium des i-Umlautes, worin etwas vom eigentlichen Umlaut

[1]) Dieselbe ist inzwischen — 5 Monate nach dem Erscheinen des Buches — im Januar 1896 ausgegeben worden (5.—8. Tausend). Sie weist verschiedene Verbesserungen im einzelnen auf, die Abschnitte über Lautwandel und Wortbiegung sind gemeinfafslich dargestellt, ein Wort- und Sachregister ist beigegeben. Immerhin aber zeigt ein Vergleich, dafs die Mehrzahl der Ausstellungen des Herrn Ref. auch für die 2. Auflage gilt. (Die Red.)

Verschiedenes behandelt wird. Manche der angeführten Arbeiten hat der Verf. bei aller anerkennenswerten Belesenheit nicht oder nicht genau angesehen, andere, nicht ganz gleichgültige, nicht genannt, ich rechne darunter Wredes Mitteilungen über den Sprachatlas, auch meine Schrift über Schriftsprache und Mundarten in Bayern, Brandstetters Arbeiten über die Luzerner Kanzleisprache, Lexers mhd. Wörterbücher, Frisch. — In einer zweiten Auflage möchte ich sodann die Schilderung nord- und süddeutschen Wesens entweder ganz missen oder durch eine — freilich recht schwere — umfassendere Untersuchung begründet sehen. Was Weise im vorliegenden Buche sagt, ist zum Teil nicht gerechtfertigt, zum Teil lückenhaft, so dafs die wahre nord- und süddeutsche Art daraus nicht erhellt: Wenn man von der politischen und gesetzgeberischen Beanlagung des Nordens und Südens spricht, darf neben dem Sachsenspiegel der Schwabenspiegel, darf u. A. das Werk des trefflichen Kreittmayr nicht einfach übersehen werden; am besten ist es, diese Gebiete bei der Würdigung der Sprachanlagen ganz bei Seite zu lassen; wo von deutscher Gesinnung die Rede ist, hätte ein König Ludwig I. von Bayern vor allem ein Anrecht genannt zu werden. Volksstücke sind in Niederdeutschland vor Anzengruber gedichtet und aufgeführt worden (s. Gaedertzens reiche Nachweise). Der strenge Reim stammt nach W. aus Niederdeutschland; man sehe aber doch niederdeutsche Dichtungen des 12. u. 13. Jhdt's. darauf an, ob von ihnen eine solche Wirkung auf die Dichtung des Südens anzunehmen ist. Weil Schiller und Goethe weniger sich mit Grammatik beschäftigt zu haben scheinen als Klopstock, wird dem Norden mehr Sinn für Grammatik zugeschrieben. Bopp und Schleicher, Jak. Grimm, Schmeller, die alten Grammatiker Ickelsamer, Aventin u. s. w. waren keine Niederdeutsche.

Im einzelnen mufs ich eine Anzahl von kleineren Verstöfsen beanstanden, vor allem aber die Mitteilung von eigenen und fremden Vermutungen in einer Form, als ob sie ausgemachte Thatsachen wären.

S. 4 wird engl. t w o hochdeutschem z w o gleichgestellt; nicht mit Unrecht; aber dafs es alleinherrschende Form wurde, ist doch wohl der Übereinstimmung mit dem N e u t r u m, ags. t w â, zuzuschreiben; wir können also ebensogut sagen im Engl. und Deutschen hat das Neutrum sich erhalten. S. 5 wird die Scheidung zwischen ober- und niederdeutsch (in erster Linie oder vorwiegend) auf die Lautverschiebuug zurückgeführt; nicht ganz berechtigt: die Lautverschiebung hat an der niederdeutschen Grenze Halt gemacht, weil hier eben schon damals eine Grenzlinie, auch eine sprachliche, bestand. Am Rhein, wo näher verwandte Stämme aneinander stofsen (fränkische), ist die Verschiebung stufenweise erlahmt; eine Grenze, eine ‚wichtige Scheidelinie‘, bildet hier die Verschiebungslinie nicht. S. 9. Walhalla soll ahd. **a** erhalten haben; aber das Wort ist im Deutschen gar nicht alt, im Nordischen heifst es w a l h o l l ! h a l l o (h a l ô) soll alte vollere Endung (Stammauslaut) haben, **o** ist aber das imperativ. **â**; in S e e o n liegt nicht wie W. angibt die Endung **on** vor, in **o** steckt vielmehr

das w des Stammes sēw (sêwen, woraus sowohl sëun j. Seeon als seuen jetzt Soien sich entwickelte). Ist Gänsefufs wirklich pes anseris, nicht pes anserum? vgl. Pferdefufs, bei dem fast ausschliefslich gebrauchten Plural Gänsefüfse denken wir an ‚Füfse wie sie Gänse haben', daher auch älter Gänsenfufs: wo man den Singul. meint, sagt man Gansfufs. S. 15. Im 13. Jhdt. soll ei aus î u. s. w. fast nur in Niederösterreich beobachtet sein, aber es reicht um 1280 schon bis zur schwäbischen und fränkischen Grenze, bis Tirol und Steiermark. S. 16. Lurley ist nicht wohl Lauerfels, man hat an Laurin und andere Sagengestalten bei dem Namen gedacht; Baude steht zu Bude nicht im Verhältnis von haus: hûs: Baude ist mundartliche Form für hochd. Bude, für mhd. buode; also mit mundartl. Haut für Hut zu vergleichen. Dafs dem neuen sch für s an der niederd. Grenze ein Ziel gesetzt wurde (S. 16) bessert W. selbst halb aus. Eine böhmische Mundart (S. 19) gibt es nicht und gab es nicht, es sind drei Maa. auf Böhmen verteilt. Auf S. 19 wird die Vorbereitung der nhd. Schriftsprache viel zu bestimmt und ausschliefsend an die böhmische Kanzlei geknüpft; sie vollzog sich allgemein, sicher auch in Ostfranken und am Rhein. — Die Herleitung von Messingsch aus Meissnisch (S. 25) ist doch gewifs falsch; messingsch heifst mit Hochdeutsch gemischt und gehört zum Metallnamen Messing und zum Zeitwort messen = mischen. S. 43 wird angegeben, der Deutsche habe keine besondere Abneigung gegen den Hiatus. Aber schon im Ahd. und herab bis Opitz läfst sich in der Prosa ebenso wie in der Poesie eine solche Abneigung deutlich spüren. — Unter den Kaiserurkunden fehlt (S. 65) die von Kempten (1240), deren Ächtheit mir zwar nicht feststeht (wegen einzelner Wortformen sowohl als nach der Schrift), die aber öffentlich soweit ich weifs noch niemand beanstandet hat, die wenn ächt, die älteste bekannte deutsche Kaiserurkunde ist. — S. 64 heifst es, die süddeutschen Maa. seien veränderlicher als die niederdeutschen; ich bezweifle, ob dies über die Lautverschiebungsstufe hinausgeht, sobald man die ächten niederd. Mundarten, nicht das Schriftplatt vergleicht. Gerade in Norddeutschland, vor allem in Berlin, zeigt man der Sprache gegenüber oft einen Mangel an geschichtlichem Sinn und Pietät, zumal in Redewendungen, der im Süden ganz unfafslich ist, ich erinnere an die Wortwitze des Berliners. Dafs man im Norden im Allgemeinen mehr Wert auf sorgfältige Aussprache legt, ist nicht aus dem Charakter der Norddeutschen abzuleiten, sondern daraus, dafs die Schriftsprache dort ein Kunsterzeugnis ist, dem die natürliche Anlehnung an die Volkssprache fehlt; doch hat auch der Norddeutsche seine Eigenheiten, die nicht als richtig bezeichnet werden können. Schon die Selbstgenügsamkeit in der Aussprache des Französischen an un als ang öng zeugt gegen einen Sinn für genaue Aussprache. Neu wird den Bayern sein, dafs sie näseln und singend sprechen. Ein Hamburger singt viel mehr als ein Bayer und ein Berliner näselt stärker als der Bayer, der doch fast nur verschluckte Nasale durch Näselung ersetzt. Und gerade der städtische Bayer hebt — was W. dem Niederdeutschen zuschreibt —

die Stammsilben besonders stark hervor und das schon lange, daher der grofse Verlust an Endsilben. — Im ganzen mag der Süden die Verkleinerungsformen etwas öfter brauchen als der Norden, aber im Süden dürften Verkleinerungen in dem Umfang wie in Natangen (Sönnchen, Möndchen, Wetterchen u. s. w.) höchstens in der Schweiz angetroffen werden. S. 74 wird Freud' in Freud und Leid als Ungleichmäfsigkeit gegenüber dem sonstigen Freude bezeichnet; aber der Ausfall des e vor u ist ganz regelrecht. Die Angaben S. 75, dafs versöhnen altschwäbische Färbung habe, Kaiser altbayrische, löschen alemannische, treffen nicht zu; ersteres ist, obwohl mit dem heutigen Schwäbisch übereinstimmend (vgl. Grönebach, aber freilich teand f. tüend) seiner Geschichte nach entweder oberdeutsch überhaupt oder, was mir wahrscheinlicher dünkt ndd., und wegen der Übereinstimmung mit der oberd. Mundart auch in Oberdeutschland durchgedrungen; die oberdeutsche Schriftsprache hat ön für üen doch nur ausnahmsweise; bei Demut liegen die Verhältnisse ebenso; Kaiser ist auch schwäbisch, löschen auch bayrisch und schwäbisch; erlaucht kann ebensogut bayrisch-schwäbisch als md. sein. — Die Mundarten sind nicht ganz frei von fremden Einflüssen (S. 74); bitt = gebeten ist fast allgemein auch in Oberdeutschland (S. 75); glitschen ist nicht stärker (S. 76), sondern schwächer als gleiten, eine Art Verkleinerungsform; dem sein Haus ist ebensowenig wie doppelte Negation mundartlich schlechthin; Schlafittchen (S. 79) und Büttel (S. 84) sind von Haus keine Deminutive; Mond = Zeitmesser (S. 88) ist ganz unsicher; gangbar (S. 91) ist nicht = vierfüfsig sondern = gänge, was in Umlauf gebracht werden kann und darf; Absicht nicht = Guckloch; Robe aus Raub? sollten die erbeuteten Kleider wirklich eine stehende Einrichtung gewesen sein? sollten beide zusammenhängen, so kann die Grundbedeutung doch kaum ‚Beute‘ sein. S. 97 Fria, nicht Freia! Erchtag (wohl Eruwichtag) ist vergessen. Hexenschufs doch an Hexe nur angelehnt. ursprüngl. zu Hächse. S. 101 ist das grofse Hundert übersehen, S. 137 fünf hat nicht ‚jüngeres‘ ü; galeiks (S. 159) heifst doch kaum ‚vom selben Körper‘, sondern ‚in der Gestalt übereinstimmend‘ conformis, kindlich nicht = Kindeskörper; -eln -ern müssen keine selbständigen Wörter gewesen sein; die heutige Auffassung der Wurzeldeterminative spricht sehr dagegen. Wo ist Flaschner u. Glaser synonym (S. 198)? Ist S. 196 ‚mehrere Hundert Ausdrücke für gehen‘ nicht etwas übertrieben?

Doch der Raum dieser Blätter ist von mir schon zu sehr in Anspruch genommen. Ich mufs mit meinen Zweifeln innehalten. Ich wiederhole, dafs das Buch seiner Anlage nach sehr zu loben ist, aber im einzelnen noch mancherlei Nachbesserung braucht. Sehr verdienstlich sind die zur Beurteilung von Spracherscheinungen beigezogenen Parallelen, die Zahlennachweise und so gut wie Alles was sich auf die lebende Sprache bezieht.

Würzburg. O. Brenner.

Ernst Stier, Stoffe für den deutschen Sprachunterricht. Abt. I: Sexta und Quinta. Abt. II: Quarta und Tertia. Braunschweig, Appelhans und Pfenningstorff 1893. S. 75 + 112.

Der erste Teil dieses Werkes ist bestimmt für Kl. 1 und 2 und enthält Grammatik und Übungsbuch vereinigt; ingleichen sind Syntax und Wortlehre verschmolzen und zwar so, dafs erstere immer vorangeht. Von ihr werden der einfache Satz und seine Erweiterungen ausführlich, das Satzgefüge nur ganz kurz behandelt. Ein Anhang gibt Stoffe, d. h. nur Wörter, zur Einübung der leichteren Abschnitte der Rechtschreibung. Die grammatischen Übungen sind passend ausgewählt, lehrreich und können bei ihrer knappen Fassung zum gröfsten Teile diktiert werden, z. B. zu Hausaufgaben.

Der zweite Teil, bestimmt für Kl. 3—5, bietet entsprechend dem Lehrgange nach konzentrischen Kreisen eine Vertiefung und weitere Ausführung des im ersten behandelten Unterrichtsstoffes, jedoch mit vorwiegender Betonung des zusammengesetzten Satzes. Auch hier sind die Aufgaben, welche zumeist das Bilden, Bestimmen und Verwandeln von Sätzen bezwecken, wohl brauchbar und lehrreich, doch mufs zum Ausarbeiten derselben der Schüler das Buch in Händen haben. Ein Anhang I enthält in nicht allzuknappem Mafse das Wichtigste 1) aus der Verslehre, 2) von den Tropen und Figuren, 3) von den Dichtungsgattungen. Ein Anhang II gibt in schöner Auswahl a) die Abstammung einer grofsen Zahl von Fremdwörtern an, b) die Bildung einiger deutscher Personennamen. Dabei mufs es bei Ampel heifsen: ampulla, (Deminutiv zu amphora); bei Degen: frz. dague. Die Herleitung des Wortes Bier von bibere ist abzulehnen, vgl. Kluge. Polier (Palier) ist besser auf frz. parlier = Sprecher zurückzuführen.

Das Buch kann empfohlen werden.

Hof. Rud. Schwenk.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Hilfsmittel für den deutschen Unterricht.

Zu den besseren Aufsatzbüchern für die mittleren und oberen Klassen zählt das in neuen Auflagen erschienene Werk:

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Sechste verbesserte Auflage. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1893. 412 Seiten; siebente Auflage 1895.

In systematischer Weise schreitet der Inhalt vom Leichteren zum Schwereren fort. Die erste Stufe, im allgemeinen die Aufgabe der 5. und 6. Klasse umfassend, behandelt die Erzählung, Beschreibung, Schilderung und Disposition gröfserer Lesestücke; die zweite Stufe, der sechsten, namentlich aber der siebenten und achten Klasse entsprechend, enthält die Lehre von der Betrachtung und Entwicklung von Sprichwörtern, Sentenzen nach der Chrie, sowie Charakteristiken, die letzte Stufe, der achten und neunten Klasse entsprechend, bietet

Begriffsentwicklungen, Abhandlungen und Redeübungen über allgemeine Themen. Vor den meisten Abteilungen gibt der Verfasser kurze theoretische Winke, aus denen besonders der Lehrer der fünften und sechsten Klasse reiche Belehrung schöpfen kann; daran knüpfen sich entsprechende Beispiele, die sich zumeist an die Lektüre der Schulschriftsteller anlehnen. Auch bei der Beschreibung von Gemälden hält sich der Verfasser, was sehr anerkennenswert ist, an die Schullektüre, z. B. bei den Aufgaben; „Entwurf eines Gemäldes nach Schillers Ballade „Der Taucher“, „Wie ich mir die Höhle des Polyphem vorstelle“.

Dafs auch die gröfseren epischen Dichtungen, wie das Waltharilied, das Nibelungenlied, Herders Cid, Goethes Hermann und Dorothea beigezogen sind, erhöht den Wert des Buches. Mit grofser Klarheit ist das heutzutage angefochtene, aber, wenn richtig angewendet, sehr brauchbare Chrienschema auf die notwendigen Gesichtspunkte des Vernunft-, Erfahrungs- und Autoritätsbeweises zurückgeführt.

In der obersten Stufe (achte und neunte Klasse) will Linnig auch die allgemeinen Themen behandelt wissen, indem er gegen die gegenwärtige Gepflogenheit, diese Art von Themen zu befehden, als führten sie zu ungesundem Moralisieren und zu leerer Schönrederei, mit vollem Recht ankämpft: und in der That, auf der obersten Stufe sind sie nach meinem Dafürhalten unumgänglich nötig, da sie die Schüler zu selbständigem Denken führen und sie in der Handhabung des philosophischen Rüstzeuges üben, dessen die einfachste wissenschaftliche Thätigkeit nicht entraten kann; das pädagogisch Bedenkliche liegt nicht in der Art dieser Stilübungen, sondern in der meist verkehrten Wahl solcher Themen, besonders in der Verstiegenheit derselben. Mit Recht eifert Linnig ferner gegen die Vielheit und Mannigfaltigkeit von Begriffsgröfsen, die, in einem Thema gegeben, den Schülern nicht selten unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten; mehr als zwei Begriffsgröfsen sollte ein Thema nie enthalten, und diese Begriffe müssen klar, verständlich und bestimmt sein, ohne dafs dem Schüler irgend ein Zweifel aufstofsen kann.

Kurz das Buch ist durch und durch von gesunden Ansichten getragen und bietet in Lehre und Beispiel jedem Lehrer des Deutschen Belehrung und Anregung.

Das praktisch wohl brauchbare Büchlein:

Adolf Kutzner, Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. Leipzig. Teubner. 88 S. ist in zweiter Auflage von Otto Lyon neu bearbeitet.

Das kleine Buch, aus der Schulpraxis hervorgegangen, befafst sich neben Winken über die Stoffauffindung und Stoffordnung besonders mit der sprachlichen Einkleidung. Es wendet sich namentlich an die mittleren Klassen und enthält eine ziemlich grofse Sammlung von fehlerhaften sprachlichen Bildungen und Wendungen, wie sie bei Schülern erfahrungsgemäfs häufig vorkommen. Nicht ganz einver-

standen können wir uns übrigens mit der Anschauung Lyons erklären, dafs die Stoffauffindung ganz getrennt von der Stoffanordnung stattfinden soll. Um den Schüler zum folgerichtigen Denken zu veranlassen und den Geist der Zucht und Ordnung zu fördern, ist es sicherlich empfehlenswerter, wenn der Schüler gleich von vorn herein bei der Gedankenauffindung an die Beobachtung einer bestimmten Ordnung in der Stoffverteilung gewöhnt wird. In den übrigen Punkten, namentlich in der Aufzählung der häufigen Schulfehler, enthält das Buch sehr gesunde Anschauungen, wenn man auch über den einen und andern Punkt anderer Ansicht sein wird, z. B. wenn der adjektivische Gebrauch der Adverbien auf — weise, z. B. „teilweise Abänderung“ verurteilt wird. Ebenso wird man nicht übereinstimmen mit der Behauptung, dafs das Dativ-E in der Deklination des Substantivs unter allen Umständen beizubehalten ist: es kann vielmehr wegfallen, wenn das folgende Wort mit einem Vokal beginnt, wenn das Wort den Accent auf der drittletzten Silbe hat, aufserdem häufig wegen des Wohllautes und in sprichwörtlichen Redensarten, z. B. mit Hans und Hof. Das Büchlein, so anspruchslos es auftritt, wird in der Hand der Schüler sicherlich von grofsem Nutzen sein.

Ebenso zählt zu den die Stilübungen fördernden Aufsatzbüchern das Werk:

Ferdinand Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. Zweite, vermehrte Auflage. Regensburg. Bauhof. 1891. 224 S.

Der Lehreraufsatz als positive Korrektur der Schulaufsätze ist ohne Zweifel neben der Korrektur der in Bezug auf Sprache, Gedankeninhalt, logische Richtigkeit und Zweckmäfsigkeit der Anordnung gemachten Fehler ein aufserordentlich wichtiges Hilfsmittel, namentlich schwächere Schüler in der stilistischen Fertigkeit zu fördern. Wenn demnach der Lehrer sich der grofsen Mühe unterzieht, hie und da den Schülern eine positive Korrektur, vielleicht durch autographische Vervielfältigung, zu geben, so wirkt dies sicherlich sehr segensreich. Allein gedruckte und in die Öffentlichkeit gegebene Lehreraufsätze erscheinen nach meinem Dafürhalten nur dann praktisch, wenn, wie dies namentlich in den mittleren Klassen thunlich ist, Parallelthemen gestellt werden, da dann dem Schüler in der Vorführung eines ausgeführten ähnlichen Themas ein Muster geboten ist, nach dem er arbeiten kann. Im übrigen aber können die so durch den Druck veröffentlichten und jedem Schüler zugänglichen Bearbeitungen wohl kaum mehr zur Neubearbeitung gestellt werden. Während der letzten Jahre sind von beachtenswerten Musteraufsätzen mehrere gute Sammlungen erschienen; würdig reiht sich das Schöntag'sche Buch an, welches, in zweiter Auflage erscheinend, den Stoff der sechsten bis neunten Klasse enthält. Die gestellten Themen sind fast insgesamt sehr entsprechend und zweckmäfsig; sie sind wohl geeignet, den Schüler zum Durcharbeiten des gelesenen Stoffes anzuleiten. Weniger geschmackvoll er-

scheint mir nur der Vergleich des „Kohlkopfes und des Rosenstockes“ (S. 22 ff.).

Was Einzelheiten betrifft, so sind die rein formellen Übergänge, die so häufig im Buche zur Verwendung kommen, nicht zu billigen; denn dieselben waren wohl im Altertum üblich, der deutschen Sprache jedoch sind sie fremd. Sie sind vielmehr nur zu sehr geeignet, den Schüler an leere und schablonenhafte Redensarten zu gewöhnen; die Übergänge müssen vielmehr von innen heraus, aus dem logischen Zusammenhang sich ergeben und gründen sich auf tiefes Nachdenken und auf die Fähigkeit logischer Entwicklung. So sind z. B. nicht zu rechtfertigen: die Übergänge S. 39: „Suchen wir zunächst den Inhalt dieser Worte zu entfalten, so wird es uns auch gelingen, ihre Wahrheit und Bedeutung für unser Verhalten zu erfassen“; S. 77: „Doch gehen wir zur Betrachtung des Einzelnen über“. Geradezu an Eigendünkel, der beim Schüler sehr tadelnswert wäre, streift der rein äufserliche Übergang (S. 121): „Es ist uns gelungen, aus der Rede des Demosthenes ein annähernd vollständiges Bild der Lage zu entwerfen. Wenige Notizen aus dem geschichtlichen Lehrbuch dürften genügen etc.“ Äufserlich und formell ist wohl auch der Übergang (S. 188): „Es kann meine Aufgabe nicht sein, die Rede des Antonius eingehend zu zergliedern etc.“ Wünschenswert wäre es, wenn das Dispositionsschema, wie dies bei einem Thema (S. 106 ff.) der Fall ist, durchweg am Rande angegeben wäre. Als immer wiederkehrende Wendung fällt der Gebrauch des Epiphonems auf, namentlich am Anfange der Aufsätze, so gleich beim ersten Aufsatz (S. 3): „Steinkohle und Diamant! Welcher Gegensatz!“ S. 7: „Was verdanken wir nicht dem Pfluge! Wie ganz anders sind die Gefühle, mit denen ein Mensch von milder Gesinnung das Schwert betrachtet!“ S. 14: „Wie bequem ist es uns heutzutage gemacht mit der Taschenuhr! Welche Fortschritte mufste die Kunstfertigkeit des Menschen machen etc.!“ S. 16: „Welch unschätzbare Gabe besitzt der Mensch an der Sprache!“ Man wird bei derlei Wendungen, wie überhaupt bei manchen Aufsätzen des Eindrucks teils des Schülerhaften teils der Manieriertheit nicht leicht los. Auch stilistische Unebenheiten sind da und dort zu beanstanden. Nicht selten ist die Stellung des Objekts undeutsch, so dafs man einen Gallicismus vor sich hat, z. B. S. 122: „Für unsere Lektüre des Demosthenes aber haben wir gewonnen eine Überschau der Lage,“ gar nicht zu reden von dem Ausdruck: „Eine Überschau der Lage.“ Verkehrt erscheint mir die Einleitung (S. 43), die mit direkten Worten auf das Thema selbst Bezug nimmt: „Mit diesem Rätsel ist geschildert das menschliche Auge“ (auch hier ganz zu schweigen von der falschen Stellung des Subjekts und Prädikates). Ähnlich ist es in Nr. 12, S. 44, Nr. 18, S. 59: „Der Inhalt des Gedichtes kann kurz ausgedrückt werden“; Nr. 20, S. 64: „Zweck dieses Stückes ist Aufklärung zu geben über die Satire unseres Dichters“; Nr. 23, S. 72: „Die vorliegende Satire hat den Zweck etc.“ Auch der Subjektivismus ist in Schülersätzen kaum zulässig; aus diesem Grunde ist S. 84 die Einleitung verfehlt: „Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist: eine Übersicht

über Inhalt und Gang der Untersuchung eines einzelnen Stückes aus Lessings „Laokoon" zu geben"; ebenso S. 117, wo rein äufserliche Gründe zur Abfassung des Aufsatzes angegeben sind.

Trotz der angeführten kleinen Ausstellungen wird das Buch dem Lehrer der mittleren und oberen Klassen sehr gute Dienste leisten, besonders deshalb, weil weitaus der gröfste Teil der Aufgaben der Schullektüre entnommen ist.

Rinne, Praktische Stillehre. Dritte Auflage. Stuttgart. Alb. Koch. 1891. 286 S.

Rinne, Praktische Dispositionslehre. Fünfte Auflage. Stuttgart. Albert Koch. 1894. 226 S.

Beide Bücher verhalten sich zu einander wie Theorie und Praxis; das eine gibt eine theoretische Stillehre, das andere praktische Beispiele in einem guten systematischen Gange, zugleich mit methodischen Bemerkungen.

Der Verfasser, welcher ein für alle Stilgattungen giltiges heuristisch-dispositionales Kompositionsgesetz erfunden haben will, hat dasselbe in zahlreichen Werken theoretisch und praktisch erörtert; ich nenne hier nur: „Organismus der Stil- und Aufsatzlehre"; „Die Lehre vom deutschen Stil". 3 Bände.

Das eine der beiden vorliegenden Werke, von der Verlagsanstalt in fünfter Auflage herausgegeben, verdient mit Recht eine praktische Dispositionslehre genannt zu werden, weil es aus der Schule selbst herausgewachsen ist. Die Methode ist die heuristische, indem die Schüler angeleitet werden, aus dem Thema selbst den Gedankenstoff in logischem Denkprozefs abzuleiten und den Aufsatz auf eine logisch gegliederte Disposition aufzubauen. Es ist diese Methode wohl die jetzt allgemein übliche. Wenn aber, um Einzelnes herauszugreifen, von der „Einleitung" gesagt wird, dafs sie von dem dem Gegenstande zunächst liegenden Allgemeinen auszugehen habe, so dürfte diese Lehre doch zu beschränkend und einseitig sein; denn man kann die Einleitung auch mit der Definition des Hauptbegriffes oder mit der Besprechung des Gegenteiles beginnen. Auch die Übergänge von der Einleitung zur Beweisführung sind viel zu einseitig: Rinne will den Übergang (also was wir sonst auch Proposition nennen) gegeben haben durch a) Zugeständnis, b) Entgegnung und c) Nennung des Themas. Wie soll aber dieser Übergang allgemein verbindlich sein für die verschiedensten Themen? Es ist dies nur möglich, wenn die Einleitung mit dem „Gegenteil" beginnt, und diese Art Einleitung läfst Rinne nicht zu. Was die Beweisführung selbst anlangt, so wird die Methode der Divisio und Partitio (denn auf diese kommt Rinne hinaus, wenn er auch andere Ausdrücke dafür gebraucht) allgemeine Billigung finden. Nur glaube ich, dafs eine Beweisführung, die sich lediglich um die Zurechtlegung der Begriffe dreht, ohne den inneren Grund, ohne historische Belege beizubringen, gleichfalls einseitig und mangelhaft ist. Ferner sehe ich nicht ein, warum Rinne die Themen in

Behauptungsform und in Frageform ganz gesondert behandelt: die letztere, für die Schüler immer verständlicher, weil ihnen dadurch eine bestimmtere Marschroute vorgezeichnet ist, ist meistens nur eine andere Form; der gleiche Gedanke kann doch in Behauptungs- und in Frageform ausgedrückt sein. Die Dispositionen zur Charakteristik einer Persönlichkeit halte ich für ganz verfehlt. Zur Darstellung des Charakters der Person eines Stückes ist es geradezu verkehrt, erst auf die Idee des ganzen Stückes des Weiten und Breiten zu sprechen zu kommen; durchaus falsch ist es, sich erst über die in der Dichtung vorkommenden Persönlichkeiten überhaupt zu verbreiten; wenn über die Charakteristik einer Person zu schreiben ist, darf nicht über die Idee eines Stückes geschrieben werden; das sind zwei grundverschiedene Dinge; das letztere ist eine Frage für sich. Man vergleiche hier die Partien S. 212 ff. in der praktischen Dispositionslehre, wo von dem Verhältnis Julius Cäsars zum Shakespeare'schen Stück erst lange die Rede ist, statt dafs eine Charakteristik des Julius Cäsar geboten wäre, ebenso S. 208 in der praktischen Stillehre, wo die Charakteristik des Brutus gegeben ist, indem zuerst die Frage behandelt wird: Wie verhält sich Brutus zum Organismus des ganzen Dramas? Diese Art der Behandlung ist dazu angethan, die Verwirrung und Unklarheit in den Köpfen der Schüler zu steigern, statt sie zur Klarheit und Bestimmtheit heranzuziehen. Die Aufgabe der Charakteristik besteht einfach darin, die Partitio der Charakterzüge in eine Divisio zu verwandeln und vom Grundzug einer Persönlichkeit auszugehen, aus dem sich die übrigen Eigenschaften ableiten.

Das Buch enthält im grofsen und ganzen sehr vernünftige Anschauungen, ist aber, da es hie und da zu einseitig ist und bald trennt, was zusammen gehört, und wieder hereinzieht, was nicht hereingehört, nur mit grofser Vorsicht zu gebrauchen.

München. Johannes Nicklas.

Dr. Otto Dingeldein, 300 kleine Aufsätze erzählenden Inhalts für die Unterklassen höherer Lehranstalten, für Bürger-, Mittel- und Volksschulen. Giessen. E. Roth. 1895. VIII u. 132 S. M. 1,60.

Der Verfasser hat mit vorliegendem Werkchen dem deutschen Unterricht auf der Unterstufe jedenfalls einen guten Dienst geleistet. Zwar gebricht es uns im deutschen Schrifttum im allgemeinen nicht an Stoff, der sich in den unteren Klassen zu kleinen Aufsätzen erzählenden Inhalts verwerten liefse; allein derselbe ist weit zerstreut und bedarf aufserdem, ehe er zu Unterrichtszwecken verwendet werden kann, in den meisten Fällen einer gründlichen Überarbeitung seitens des Lehrers. In dieser Beziehung kommt uns die Sammlung hilfreich entgegen.

Inhaltlich sind die Aufsätze, deren Auswahl den praktischen, das Interesse der Schüler mit Einsicht weckenden Schulmann verrät,

in neun Gruppen geteilt, nämlich: I. Aus der griechisch-römischen Heldensage, II. Erzählungen und Sagen aus der alten Geschichte, III. Aus der deutschen Götter- und Heldensage, IV. Erzählungen und Sagen aus der deutschen Geschichte (Nr. 55—181), V. Aus der aufserdeutschen Geschichte, VI. Erzählungen vermischten Inhalts, VII. Vermischte Sagen, Legenden, Parabeln, VIII. Anekdoten, IX. Tiergeschichten. Neben vielen neuen Stücken finden wir zwar manche alte, in den meisten Lesebüchern dieser Stufe erbeingesessene, gute Bekannte, jedoch sie erscheinen alle in neuem Gewande, bei allen merkt man die mit den Zielen und Bedürfnissen der Schule wohlvertraute Hand des Verfassers. Nur hätte ich gewünscht, dafs bei Gruppe IV, welche quantitativ und qualitativ besonders gut ausgestattet ist, auch die Geschichte Bayerns und seiner Städte, die eine so reiche Fülle gemütvoller Erzählungen bietet, die gebührende Vertretung finde.

Die Sprache erscheint überall einfach, klar und dem Schüler leicht verständlich.

An Druckfehlern fand ich wenig. In der Inhalts-Übersicht p. V mufs es heifsen Schwerting st. Schwering, S. 78 die Tapferen st. Tapfren.

Kurz, das Werkchen ist mit Verständnis und Fleifs bearbeitet und verdient Empfehlung.

Ludwigshafen a. Rh. Ernst Landgraf.

Dr. W. Strehl, Der deutsche Aufsatz für die Mittelstufe höherer Schulen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1895. S. 136. Preis 2 M.

Wenn man heutzutage vielfach über eine Hochflut von Aufsatzbüchern klagt, so ist diese Klage berechtigt, wofern man unter Aufsatzbüchern Dispositionssammlungen meint. Diese erscheinen so zahlreich wie Pilze nach einem warmen Regen und bekunden in der Regel wenig Selbständigkeit und Originalität. Dünn gesät sind dagegen diejenigen Bücher, die sich in ausführlichen theoretischen Erörterungen über den deutschen Aufsatz ergehen, und jeder Lehrer wird die Veröffentlichung eines solchen freudig begrüfsen. In diese letztere Klasse gehört auch die vorliegende Schrift, die auf 108 Seiten eine Methodik des deutschen Aufsatzes für die Mittelstufe höherer Schulen bringt und in einem Anhange eine Sammlung von Themen und Entwürfen aus verschiedenen Gebieten beifügt.

Die meisten Aufstellungen Strehls zeugen von reicher Erfahrung und gesundem Urteil. So polemisiert er mit Recht gegen allzu ernste, schon mehr trübsinnige Themen, die vom Schüler die Stimmung und Erfahrung eines Greises verlangen, aber auch gegen triviale Stoffe und stellt auf S. 4 Beispiele von beiden Arten an den Pranger. Er empfiehlt nachdrücklich den förderlichen Kunstgriff, die Beschreibung womöglich in eine Erzählung umzuformen, er eifert eindringlich gegen Gefühlsbriefe und rät nur die Bearbeitung solcher Briefe an, denen

gegenständliche Stoffe zu grunde liegen. Auch befindet er sich auf richtiger Fährte in der Behandlung allgemeiner Sätze, indem er für die Mittelstufe keine philosophische Begründung, sondern nur eine Erläuterung durch Beispiele verlangt (z. B. Jeder ist seines Glückes Schmied, aus der Geschichte nachzuweisen). Freilich durchweg vermag der Referent sich mit den Anschauungen des Verfassers nicht einverstanden zu erklären. Strehl ist den Arbeiten, die sich auf die Lebenserfahrung der Schüler beziehen, nicht sonderlich geneigt und setzt sie hinter die aus der Lektüre gegriffenen Themen. Ein Freund nun von solchen Aufgaben, die den Schüler zur Aufdeckung seines inneren Lebens nötigen, bin ich auch nicht; aber äufsere Erlebnisse, äufsere Beobachtungen halte ich mit Hildebrand für den besten Stoffbereich, wenigstens was die mittleren Klassen betrifft. Aufsätze aus diesem Gebiete behandelt der Schüler in der Regel mit viel mehr Wärme und Selbständigkeit als z. B. das Thema „Cäsars Sieg über die gallischen Seestaaten" (Anhang S. 112). Er geht mit Widerwillen daran, den schon so lange behandelten und ihm nicht mehr interessanten Stoff nochmals wiederzukäuen, und schwingt sich trotz aller Aneiferung nicht zu einer freien Darstellung auf, sondern gibt einfach die Übersetzung wieder, die von der Schule her noch in seinem Gedächtnis haftet, und ergänzt allenfallsige Lücken mit Ausdrücken, die er sich aus dem Wörterbuch geholt hat. Ja, ich halte bei der Suche nach Themen die Berücksichtigung der äufseren Erfahrung der Schuler für so wichtig, dafs ich nur diejenigen literarischen Aufgaben vollständig approbiere, die den Schüler an Selbsterlebtes und Selbstbeobachtetes erinnern und ihn seine Erfahrungen verwerten lassen. Indes auch Strehl kann sich nicht ganz den Arbeiten entziehen, die der Lebenskreis der Schüler bietet, aber er greift entschieden zu hoch, wenn er vorschlägt, das Entstehen eines Zeitungsblattes, gufseiserner Maschinenteile, die Förderung der Steinkohle bearbeiten zu lassen.

Manchmal geht der Verfasser über den gesteckten Rahmen hinaus, wenn er z. B. in längerer Auseinandersetzung auf die geschichtliche Entwicklung des Naturgefühls oder auf die Stilmuster der neueren Geschichtschreibung zu sprechen kommt. Diese Exkurse sind interessant und anziehend und zeugen von grofser Literaturkenntnis. Wer sich überhaupt mit den über den deutschen Aufsatz erschienenen Schriften bekannt machen will, der braucht nur die Fufsnoten des vorliegenden Buches durchzulesen, und er kann sich ein reichhaltiges Repertorium anlegen.

S. 14 setzt sich Strehl auch mit der bayrischen und österreichischen Schulordnung kurz auseinander. Er tadelt die übermäfsig grofse Zahl von deutschen Schul- und Hausaufgaben, und hierin darf er wohl vielseitiger Zustimmung sicher sein; wenn er aber die beiden Schulordnungen rücksichtlich der Themen, die sie für die Mittel- und teilweise für die Oberstufe vorschreiben, reich an Verstiegenheiten nennt, so meine ich, dürfte er selbst nicht immer von diesem Vorwurfe freizusprechen sein. Oder sind Themen wie „Deutsch-Ostafrika, Land und Leute", „Die Natur in der arktischen Zone", die S. 120 vorge-

schlagen werden, nicht verstiegen? Das sind doch wohl eher Themen für Vorträge von Afrikareisenden und Nordpolfahrern als für Aufsätze von Tertianern!

Bamberg. Dr. J. Schmaus.

Dr. O. Böhm, Oberlehrer in Wismar, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Berlin, G. Grote, 1894.

Das 154 S. starke Buch enthält 220 Dispositionen nach Gedichten, welche in zwölf der verbreitetsten Lesewerke aus Nord- und Süddeutschland am meisten wiederkehren, und zwar für die mittleren Klassen höherer Schulen und die oberen Klassen der Mittel- und Bürgerschulen. Die Auswahl behandelt 59 Gedichte, mit geringen Ausnahmen Balladen und Romanzen, von denen 17 auf Uhland, 9 auf Schiller, 7 auf Goethe treffen, während eine Reihe anderer Dichter (Bürger, Chamisso, Freiligrath, Geibel, Herder, Platen, Rückert, Seidl u. a.) schwächer, in der Regel nur mit einem Gedicht vertreten sind. Der Herausgeber verfolgt den Zweck, „dem Lehrer bei der Vorbereitung für den Aufsatz Zeit und Mühe zu ersparen und eine gewisse Übersicht zu gewähren". Die Brauchbarkeit des Buches nun, das wesentlich Neues überhaupt nicht bietet, liegt eigentlich mehr nach der Seite der Vorbereitung für die Lektüre, indem eine grofse Anzahl von Dispositionen zunächst Erklärung und Verständnis fördert, aber weniger unmittelbaren Stoff zu Aufsätzen bietet, so vor allem die zahlreichen, sehr weit ausgedehnten historischen Exkurse, sowie die Aufgaben über die Abweichungen der Dichter von ihren Vorlagen. Wirkliches Aufsatzmaterial enthalten die Disp. über Gliederung und Gedankengang, Charakteristiken, Vergleichungen und Parallelen. Einige Erklärungen dürften kaum allgemeine Zustimmung finden, so z. B. die Auffassung des Grundgedankens in „des Sängers Fluch" oder die Ansicht, dafs der Sänger in Goethes Ballade seinen Lohn im Beifall der Zuhörer finde; auch der Schlufsgedanke der betr. Aufgabe, dafs nämlich die Sänger von heute meist nicht so wie der von G. geschilderte sind, ist nicht besonders glücklich und geschmackvoll, ein Mangel, der überhaupt auch sonst diesem Teile der Dispositionen anhaftet. Als Anhang ist eine in freier Fassung gehaltene Angabe der Quellen zu 10 Balladen Schillers und Uhlands beigeben.

Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen entworfen von Dr. Anton Jonas, Professor zu Stettin. Berlin, 1895, bei R. Gärtner. 143 S. M. 2,50.

In einfacher Sprache und durchsichtigem Aufbau bietet die Sammlung 91 Aufsätze in einer Auswahl, wie sie in den meisten Mustersammlungen dieser Art für die Schule nicht zu finden ist. So verdienen besonders hervorgehoben zu werden die vergleichenden Zusammenstellungen von deutschen und antiken Sagen, von historischen

Persönlichkeiten verschiedener Zeitalter und Völker, die Parallelen zwischen Balladen ähnlichen Inhalts. Eine Spezialität, um nicht zu sagen Liebhaberei, bilden die biblischen Stoffe und die aus diesem Gebiete genommenen Vergleichungen, die meist überraschend und interessant, aber teilweise doch etwas fremd und entlegen sind, so z. B. „Antigone und Rizpa". Auch die Auswahl oder die Behandlung der Sprichwörter und Sentenzen bieten nicht die landläufigen, allbekannten Muster. Etwas ängstliche Pädagogen dürften vielleicht Bedenken haben, für die Behandlung mit Schülern bei einigen Aufgaben wie bei Goethes „Fischer", Bürgers „Leonore" verglichen mit Goethes „Erlkönig", „Der Apfel der Eris und Der Apfel der Proserpina", „Die Rose in der Dichtung". Sonst wird man überall reiche Anregung finden und gerne gestehen, dafs es dem Verfasser gelungen ist, seine Absicht, „nicht zu geben und zu fordern, was nur dem Augenblicke dient, sondern was auch für das spätere sittliche und moralische Leben der Schüler wertvoll ist", verwirklicht zu haben.

München. Wismeyer.

Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch 1870—71. Herausgegeben von Ed. Ornold. 4. unveränderte Aufl. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) 1895. XVI u. 236 S. Preis br. M. 3,60.

Unter der Hochflut literarischer Erscheinungen, welche die Erinnerung an den grofsen Krieg vor 25 Jahren hervorgerufen hat, nehmen die neuerdings in 4. Auflage erschienenen Feldbriefe G. H. Rindfleischs eine hervorragende Stelle ein.

Als die Kriegserklärung Frankreichs die deutsche Nation zu den Waffen rief, da verliefs der echt deutsche Mann, der eben zum Obergerichtsrate in Celle ernannt worden war, im Alter von 36 Jahren die heifsgeliebte Familie und seinen Wirkungskreis, um als Landwehroffizier in einem westfäl. Regimente dem Vaterlande seine Dienste zu weihen. Was er hier vor Metz, in den blutigen Kämpfen gegen die Loirearmee geschaut und erlebt hat, wobei seine Abteilung in Frankreich am weitesten nach Westen vordrang (bei Laval an der Mayenne), das erzählt er mit bewunderungswürdiger Anschaulichkeit und mit einer unbestechlichen Wahrheitsliebe, welche, jedem Chauvinismus abhold, auch für die Schwächen und Fehler der eigenen Landsleute ein offenes Auge bat. Überall eröffnet uns der ideenreiche Vf. neue Gesichtspunkte, und die Spannung des Lesers wächst mit der Bedeutung der geschilderten Ereignisse. Was aber dem Buch eigentümlichen Reiz verleiht, das ist der vom ersten Tage an festgehaltene, stets von neuem betonte Grundgedanke, dafs Deutschland unmittelbar an der Schwelle einer gewaltigen nationalen Entwicklung stehe, wie Griechenland vor dem Tage von Salamis, und diese unerschütterliche Überzeugung befähigt den für des neu erstehenden Reiches Herrlichkeit Begeisterten zur Ertragung unsäglicher Mühsale und Entbehrungen. Stark in der Liebe, ist seine herbe, kraftvolle Natur auch schroff in den Äufserungen einer einmal gefafsten Abneigung, frei von jeder Anwandlung

weichherziger Sentimentalität; eine Reihe allzuschroffer Urteile über das Welfentum und einige wenige konfessionell verletzende Ausdrücke möchten wir lieber missen, um so mehr, als sie ohne Störung des Zusammenhanges fernbleiben konnten.

Wir müssen es uns versagen, aus der Fülle der gebotenen Schilderungen Einzelheiten herauszugreifen, und stehen nicht an, dem Urteile H. Delbrücks in den preufs. Jahrbüchern (1888, S. 635) beizustimmen, der diese Briefsammlung zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Literatur zählt und sie Gneisenaus Briefen an die Seite stellt. Es ist zu bedauern, dafs sich für die Arbeitskraft und das Organisationstalent des bedeutenden Mannes, der alsbald ins preufs. Justizministerium eintrat († als Unterstaatssekretär 1883) kein Posten in den neugewonnenen Reichslanden fand.

Ein Bild des Verf. aus der Bruckmannschen Verlagsanstalt und 5 Kartenskizzen sind als willkommene Beigaben angefügt.

München. J. Praun.

Dr. J. Siebelis' Wörterbuch zu Ovids Metamorphosen. 5. Auflage von Dr. F. Polle. Leipzig, Teubner 1893. 2,70 M.

Nach 8 Jahren ist eine neue Auflage des Buches notwendig geworden; die Metamorphosen haben sich in dieser Zeit nicht geändert, auch das Wörterbuch ist in Anlage und Umfang gleich geblieben. Der deutsche Ausdruck ist da und dort verbessert, die verstechnischen Bemerkungen über die vorkommenden Wortformen und ihre metrische Verwendung sind vermehrt worden. Das Buch verdient also in der neuen Auflage das reiche Lob, das die frühere gefunden hat.

Dr. Karl Peters, Schulwörterbuch zu Ovids sämtlichen Dichtungen. Gotha, A. Perthes 1894.

Sämtliche Dichtungen ist in Verbindung mit Schulwörterbuch dahin zu verstehen, dafs berücksichtigt wurden nur die Abschnitte, die in die Anthologien aufgenommen und in den Schulen gelesen zu werden pflegen; sie sind am Schlusse in einer Tabelle auf den Vers genau angegeben. Die Berücksichtigung ist wieder gradweise verschieden; für die viel gelesenen Stücke sind bei den einzelnen Wörtern mehr deutsche Ausdrücke zur Auswahl geboten, auch hier ohne Übermafs; bei andern ist die Bedeutung und, wenn nötig, Erklärung knapp, aber schlagend angegeben. Verweisungen auf bestimmte Verse sind selten, Übersetzungen ganzer Stellen finden sich nicht, damit nicht der Bequemlichkeit der Schüler zu sehr entgegengekommen werde. Ref. freilich möchte schon ein Speziallexikon zur Ovidlektüre allein für ein allzugrofses Zugeständnis erachten.

Dr. Martin Fickelscherer, Ovids Metamorphosen nebst einigen Abschnitten aus seinen elegischen Dichtungen. Leipzig, Teubner 1894.

Die Auswahl bietet 19 oder vielmehr, da die 4 einleitenden und

die 9 schliefsenden Verse als selbständige Stücke nicht zu rechnen sind, nur 17 Abschnitte aus den Metamorphosen im Umfange von 25 bis 380, im Durchschnitt 130 Versen. Aufgenommen wurden in erster Linie allgemein bekannte, reizende Erzählungen, die der Schüler aus keinem andern Dichter kennen lernen kann, die also in keiner Schulausgabe des Ovid fehlen. Ob abgesehen von diesen sozusagen unentbehrlichen Stücken immer die interessantesten und gelungensten Darstellungen gewählt wurden, liefse sich streiten; so hätten sich statt der Schöpfung und der Weltalter für eine so knappe Auswahl wohl Stoffe finden lassen, die für Knaben anziehender gewesen wären. Von den Tristien enthält die Sammlung die Lebensbeschreibung, den Abschied von Rom, vom Leben; aus den poetischen Briefen die Erzählung von Orestes und Pylades; endlich aus den Fasten 5 wenig umfangreiche Sagen aus der ältesten Geschichte Roms. Das Büchlein bietet also nicht mehr als man ungefähr in einem Jahreskurse lesen kann; Auswahl ist dem Lehrer kaum gestattet; in einem zweiten Jahre bleibt zur Abwechslung höchstens veränderte Reihenfolge. Am Rande ist in wenig Worten der Inhalt angegeben; Ref. läfst diese Dinge gerne die Schüler selbst machen, um sie an ein Überblicken und Gliedern umfangreicherer Stücke zu gewöhnen und zum Disponieren eigener Arbeiten anzuleiten. An den Text schliefst sich mehr als ein Drittel von dessen Umfang umfassend ein Verzeichnis der mythologischen und geographischen Eigennamen mit den für das Verständnis nötigen Erläuterungen. Gedruckt und ausgestattet ist das Büchlein hübsch.

Dr. Fickelscherer, Ovids Metamorphosen. III. Kommentar. Leipzig, Teubner 1895.

Dieses Heft enthält auf 5 Seiten am Schlusse, was der Schüler über Hexameter und Pentameter wissen mufs; auf 18 Seiten am Anfange I. Winke für die Vorbereitung und Übersetzung, die zum Teil recht praktisch, zum Teil überflüssig sind; II. Abweichungen der dichterischen Sprache von der Prosa, 34 an der Zahl, von denen die einen dem Schüler aus der Grammatik oder gelegentlichem Vorkommen in Prosalektüre bekannt sein könnten, die andern so selten sind, dafs sie wohl besser in die Anmerkungen zu den einzelnen Stellen verwiesen würden; III. Figuren der dichterischen Sprache mit hübsch gewählten Beispielen aus deutschen Dichtern. Gegebenen Falles ist auf diese Vorbemerkungen verwiesen und durch wiederholte Benützung sollen sie sich dem Gedächtnis einprägen; die systematische Zusammenstellung findet ihre Berechtigung darin, dafs mit der Ovidlektüre die Schüler in die lateinische Poesie überhaupt eingeführt werden. Die Anmerkungen, in der Regel kurz und treffend gefafst, beschäftigen sich nur mit sachlicher Erklärung und Andeutung einer guten Übersetzung, nicht mit grammatischen und lexikalischen Dingen, diese offenbar dem Hilfsheft überlassend, auch nicht mit einer ästhetischen Würdigung der einzelnen Stellen. Trotzdem sind sie ziemlich umfangreich, zu den 89 S. Text, 121 S. An-

merkungen, dazu wäre streng genommen noch das Eigennamenregister des ersten Heftes mit 33 S. zu zählen. Wenn nun noch das unter der Presse befindliche Hilfsheft dazukömmt, so dürften die Erläuterungen den gebotenen Stoff an Umfang bedenklich übertreffen. Wer hierin kein Mifsverhältnis erblickt, dem kann das für seine gefällige Ausstattung billige Büchlein bestens empfohlen werden.

Zingerle-Schwertassek, Ovids Metamorphosen, Schulausgabe und in Auswahl. Leipzig, Freytag 1896.

A. Zingerle hat seine kritische Ausgabe vom Jahre 1884 einer Revision unterzogen; den hiebei hergestellten Text, der in jedem Buche etliche, meist schon bekannte, vom früheren abweichende Lesarten bietet, die beim Erscheinen der kritischen Ausgabe zu besprechen sein werden, hat Schwertassek vorläufig in einer Schulausgabe, also ohne kritischen Apparat, aber mit deutschen Inhaltsangaben am Rande herausgegeben und eine Einleitung über Ovids Leben und Werke, dann ein Verzeichnis der Eigennamen mit kurzen Erklärungen, endlich 4 Stammtafeln der verzweigtesten sagengeschichtlichen Familien beigefügt.

Weil es aber nicht angeht, Knaben den vollständigen Text in die Hand zu geben, so hat Schwertassek auch eine Auswahl geboten, deren Rechtfertigung er sich auf eine andere Gelegenheit verspart. Diese enthält übrigens alle Stücke, die man sonst in Auswahlen sucht, und dazu noch ein paar Liebes- und Eifersuchtsgeschichten, von denen man sonst abzusehen pflegt. Die Inhaltsangaben sind hier so ziemlich zur Disposition vermehrt und den einzelnen Abschnitten einleitende oder verbindende Bemerkungen vorausgeschickt. Die Verszählung folgt der vollständigen Ausgabe, dem Ref. unbegreiflich; es braucht ja einen Schüler nicht einmal vorwitzige Neugierde zu leiten, so kann ihn, wenn beispielsweise auf VII 124 folgt 131, dies allein veranlassen nachzuforschen, was hier weggeblieben ist, und der Zweck der Auswahl ist gründlich verfehlt. Aufser der Einleitung, den Stammtafeln und dem entsprechend gekürzten Verzeichnis wie oben ist hier noch eine eingehende Belehrung über Ovids Versmafse, also auch den Pentameter, beigegeben. Ein Kommentar zur Auswahl ist in Aussicht gestellt.

Druck und Ausstattung der beiden Bücher ist für den billigen Preis recht gut.

Isidor Hilberg, Die Gesetze der Wortstellung im Pentameter des Ovid. Teubner 1894. VII. 892. 28 M.

Mit Fug und Recht hat der Verfasser den Ovid, den Meister der Verskunst, ausgewählt, um an seinen glatten Versen die Regeln der lateinischen Verstechnik nachzuweisen und zunächst den Pentameter in Angriff genommen, weil er mit seinem strengen Bau und den engen Schranken der möglichen Wortstellung die leichtere Aufgabe bot. Er verfährt in der Weise, dafs er zunächst ein Gesetz aufstellt und daran alle Beweisstellen reiht, das heifst alle Verse, die eine andere

Wortstellung gestattet hätten, wenn nicht das aufgestellte Gesetz beobachtet worden wäre; die anderweitig mögliche Zusammensetzung des Verses ist zur Bequemlichkeit des Lesers mit Ziffern unter den Worten angegeben. Sodann werden die sämtlichen Verse behandelt, in denen das Gesetz nicht beobachtet wurde, und den Gründen nachgespürt, die in dem einzelnen Falle zur Vernachlässigung der Regel zwangen, sei es ein anderes, wichtigeres Gesetz, sei es ein Zusammentreffen mehrerer hindernder Gesetze, sei es endlich die Hauptsache, die Möglichkeit eines Mifsverständnisses bezüglich des Sinnes oder der grammatischen Konstruktion im Falle der Beobachtung des Gesetzes. Sodann weist er den Nutzen der gefundenen Regel nach für Beurteilung von verschiedenen in den Handschriften gebotenen Lesarten oder vorgeschlagenen Verbesserungen, für die sachliche und sprachliche Erklärung, endlich zum Nachweise von Verderbnissen. — Die Gesetze, die in dieser Weise aufgestellt und begründet werden, lauten: A. Die Wortstellung darf nicht gegen die prosodischen und metrischen Gesetze verstofsen. Diese letztern werden, nachdem vorher das von Lucian Müller aufgestellte Verbot einer nicht aus muta cum liquida bestehenden Konsonantengruppe nach einem kurzen Endvokale bestätigt worden, dahin erweitert: 1. Wenn durch Umstellung der Worte erreichbar, schliefst der Pentameter mit einem zweisilbigen Worte, 2. Elision in der zweiten Pentameterhälfte ist ausgeschlossen, wie sie bereits Lucian Müller von der Hebung des ersten Fufses und von der Fuge der beiden Vershälften ausgeschlossen hat, 3. die Konjunktion que wird nicht an eine auf kurzes e endigende Wortform angeschlossen. B. Die Betonung der einzelnen Wörter soll in der Wortstellung Ausdruck finden. Die hervorragenden Plätze sind die Anfänge der ersten und in minderem Grade der zweiten Vershälfte, Anwartschaft darauf haben selbstverständlich Gegensätze, dann Attribute, die näher bestimmen, nicht blofs schmücken, Pronomina possessiva, wenn überhaupt betont, demonstrativa, Imperative, Hortative, Optative, Adverbien, Negationen, Dativi Graeci etc. C. Die natürliche Wortfolge wird gewahrt. Diese ist a) die metrische, unmittelbar von einander abhängige und eng zusammengehörige Wörter stehen in einer Vershälfte, Praepositionen vor ihrem Kasus und vor allem einsilbige nie am Ende der ersten Vershälfte; b) die syntaktische, Konjunktionen, Pronomina interrogativa, relativa, Fragepartikeln an der Spitze, keine Parenthesen, keine Einschachtelungen von Sätzen und Worten, Negation vor dem Negierten, Infinitive mit allem Zugehörigen hinter dem regierenden Worte, que einen Satz anknüpfend hinter dem ersten Worte desselben, tamen, enim an zweiter Stelle etc., bei Verbalformen aus einem Partizip und einer Form von esse bestehend, die Form von esse hinter dem Partizip; c) die sachliche, Vordersatz, dann Nachsatz, allgemeines, dann spezielles Attribut, Beobachtung der chronologischen Reihenfolge, das Positive vor dem Negativen. D. Das Attribut steht dem Substantiv voran, Possessivpronomia stehen in der entgegengesetzten Vershälfte, meist der zweiten, ebenso unus, paucus,

nullus, wenn sie keinen Zahlbegriff ausdrücken. E. Kurz vokalischer Ausgang wird vermieden. F. Das keine Silbe füllende est steht, wenn überhaupt, am Schlufs. Im Versinnern mufs es entweder Hiatus verhüten oder kurze Silben verlängern oder für den Sinn unentbehrlich sein; am Ende steht es um kurzvokalischen Versschlufs zu vermeiden, nach langen Vokalen also im allgemeinen nicht, vor allem nicht nach ae, u, e und i. Dagegen fehlt es nach mittelzeitigem i nur dann, wenn dadurch ein Reim in beiden Pentameterhälften erzielt wird; wenn es in diesem letzteren Falle nach langem a und o steht, so müssen dafür besondere Gründe mafsgebend sein. Es steht nicht nach am, em, im, noch um, dagegen bleibt es sonst blofs weg, um den Reim nicht zu stören. G. Von Natur lange Silben haben am Schlufs der ersten Pentameterhälfte den Vorzug a) vor positionslangen, b) vor mittelzeitigen, c) diese wieder vor positionslangen. H. Der erste Fufs des Pentameters soll ein Daktylus sein; I. wenn dennoch ein Spondens, so soll Zusammenfallen von Fufs- und Wortende vermieden werden. K. Substantiv und Attribut sollen auf die beiden Hälften des Pentameters verteilt werden; von 2 zu einem Substantiv gehörigen Attributen steht das eine, für das besondere Gründe wirken, in der ersten Vershälfte, das andere mit dem Substantiv in der zweiten, bei 2 Substantiven mit je einem Attribut entscheiden über die Stellung andere Gesetze. L. Das Verbum des Satzes wird so weit vorgeschoben, als es ohne Verletzung eines andern Gesetzes der Wortstellung geschehen kann.

Diese Regeln bieten für den, der viel Ovid gelesen hat, nichts Neues und Überraschendes, im Gegenteil die eine oder andere hat jedem im Geiste vorgeschwebt, im Gefühl und Ohre gelegen; aber es ist viel wert, dafs sie nun als bindende Regeln aufgestellt sind, dafs ihre gegenseitige Kraft im Falle des Widerstreites nachgewiesen ist. Für andere Dichter und andere Verse sie nachzuweisen und zu modifizieren, wird nach ihrer ersten Aufstellung nicht schwer und damit dann für die Kenntnis des lateinischen Versbaues ein Fortschritt erzielt sein. Auch für den Text des Ovid ist die Ausbeute nicht gering; war man bisher für Setzung oder Weglassung eines est auf den Zufall angewiesen, wie viele und welche Handschriften es setzten oder wegliefsen, für dem Sinne nach gleichwertige Lesarten auf subjektiven Geschmack, so bietet der jetzt nachgewiesene Gebrauch des Ovid ein ausschlaggebendes Kriterium; eine Befriedigung gewährt es, wenn längst aufgenommene, aber noch zweifelhafte Emendationen durch die Regeln bestätigt werden, wenn längst aus anderen Gründen bezüglich der Echtheit verdächtige Stücke der Heroiden mit den Regeln nicht stimmen, für eine Anzahl von Stellen haben seine Regeln den Verfasser zu ansprechenden Verbesserungsvorschlägen veranlafst. Freilich so weit wird nicht leicht einer mit dem Verfasser gehen wollen, den handschriftlich beglaubigten, sonst nicht zu beanstandenden Text ändern zu wollen aus keinem andern Grunde als, dafs eine Umstellung

unmöglich werde, oder die Notwendigkeit entfalle, eine mit den Regeln schwer oder nicht vereinbare Wortstellung zu erklären oder als Ausnahme hinzunehmen; auch wird man manche Erklärung des Verfassers als gesucht und willkürlich sich nicht aneignen.

Leicht wäre es in dieser Hinsicht ein und das andere Beispiel anzuführen; aber Ref. will keineswegs von der Lektüre des Buches abschrecken, zu der aufzufordern ohnedem schwer genug ist bei dem gewaltigen Umfang des Buches. War es denn wirklich notwendig das ganze Beweismaterial mitabdrucken zu lassen, wird ein Leser sich die Mühe nehmen, dem Verfasser an oft einigen hundert Stellen seine anderweitigen Zusammensetzungsmöglichkeiten nachzurechnen, liefs sich nicht mit einigen bezeichnenden Beispielen und den anderen Beweisstellen, in Zahlen angegeben, der nämliche Erfolg erzielen? Glaubt der Verfasser, es erhöhe die Aufmerksamkeit des Lesers, wenn er Seiten lang nichts hat als aus dem Zusammenhang gerissene Verse und dazwischen höchstens Bemerkungen wie „Vgl. S", „Schlechte Variante" oder „Zugleich gegen H." Oder wenn er liest: „Die Stelle, auf die wir schon gelegentlich des Gesetzes A kamen, führe ich nur der Vollständigkeit wegen an; wir werden auf sie zurückkommen, wenn es sich um die Durchkreuzung von C durch GH handeln wird", wenn auf diese Weise eine Stelle nicht dreimal, nein acht- und zehnmal angeführt wird, wie das ein ebenfalls mit aufserordentlichem Fleifse gearbeitetes Stellenverzeichnis ausweist? Im eigenen Interesse und im Interesse der Verbreitung seines Buches wäre dem Verfasser zu raten, für die in Aussicht gestellte Arbeit über die Wortstellung im Hexameter ein anderes System zu suchen, das das versprochene Buch nicht, wie sonst zu erwarten, noch weit über den Umfang des jetzt erschienenen anschwellen läfst; denn nicht blofs einzelne Philologen, sondern auch kleinere Bibliotheken werden Bedenken tragen, so umfangreiche und kostspielige Werke über ein immerhin entlegenes und engbegrenztes Gebiet anzuschaffen.

München. Hellmuth.

Vocabularium Jurisprudentiae Romanae iussu instituti Savigniani composuerunt Otto Gradenwitz, Bernardus Kuebler, Ernestus Theodorus Schulze. Fasciculus I. a, ab, abs-accipio. Beroini apud Georgium Reimerum 1894. gr. 8°. 1 Bl. 75* S. 96 Sp. — Preis: 6 M. 40 Pf.

Der Zweck dieses für Juristen und Philologen bestimmten, von Juristen und Philologen bearbeiten Lexikons ist die vollständige Buchung des Wortschatzes der Digesten, der Institutionen des Gaius, der regulae des Ulpian, der sententiae des Paulus und der den klassischen Juristen entlehnten Stellen der Fragmenta Vaticana, der collatio und der consultatio veteris cuiusdam iurisconsulti. Die Digesten sind nach den Seiten und Zeilen der gröfseren Mommsenschen Ausgabe citiert, weshalb für die Besitzer anderer Editionen eine Concor-

danz zwischen den Mommsenschen Seitenzahlen und der Legaleinteilung beigegeben werden mufste. Das doppelte Nachschlagen, zu dem jedenfalls ein beträchtlicher Bruchteil der Benützer verurteilt ist, kann freilich nicht als Annehmlichkeit bezeichnet werden, aber die gewöhnliche Citierungsweise mit ihren meist 4 Zahlen hätte zu viel Raum beansprucht und dem Eindringen verhängnisvoller Zahlen-Druckfehler starken Vorschub geleistet. Das Wörterbuch wird in Jahreslieferungen von je 10 Bogen weiter erscheinen und — propitio deo — in etwa 15 Jahren zum Abschlufs gelangen. Der vorliegende erste Faszikel, in welchem selbstverständlich der vielgegliederte Artikel ‚a, ab, abs' den breitesten Raum einnimmt (Sp. 5—59) verschafft dem Kundigen die beruhigende Gewifsheit, dafs die ebenso dankenswerte, wie mühselige Arbeit in guten Händen liegt.

C. Sollius Apollinaris Sidonius. Recensuit Paulus Mohr. Lipsiae 1895. B. G. Teubner. 8⁰. XLVIII 394 S. Preis M. 4.—.

Die Teubnerausgabe der Briefe und Gedichte des Apollinaris Sidonius bildet zu der Ausgabe Luetjohanns in den Monumenta Germaniae ebensowenig, ja noch weniger eine überflüssige Doublette, als die Claudianrecension Kochs (vgl. diese Bl. XXX [1894] 641 f.) zu der grofsen Ausgabe Birts. Ich sage „noch weniger", denn Mohr hat die Leistung seines Vorgängers entschieden überholt. Er hat sich mit der affektierten und pointierten Ausdrucksweise des infulierten Rhetors und mit dem Sprachgebrauch der zeitgenössischen Schriftsteller gründlicher vertraut gemacht als Luetjohann, und hat die hohe Bedeutung des von diesem vollständig verglichenen, aber nicht verwerteten codex Par. 18584 s. X. für die Kritik der Briefe richtig erkannt. Niemand wird behaupten, dafs die Lektüre des christlichen „Musterbriefstellers" (vgl. epist. IX 1, 1 Gaius Secundus [Plinius], cuius nos orbitas sequi hoc opere pronuntias) einen ästhetischen Genufs bedeute — (eum) nec relegisse desiderio est nec perlegisse fastidio (epist. II 2, 7) —, aber der sprach-, kultur- und kirchengeschichtliche Wert der Sammlung ist ein beträchtlicher, so dafs wir die neue Ausgabe, zu deren berührten inneren Vorzügen sich zwei sehr wesentliche äufsere — handliches Format und niedriger Preis — gesellen, den Vertretern dreier Wissensgebiete empfehlen können.

Epist. II 8, 1 (p. XVI) hat Mohr mit Recht das von Luetjohann eingeschobene ‚filia' wieder entfernt. Die von ihm zum Schutze der Überlieferung beigebrachte Cassianstelle ‚unicus matris ad sepulchrum defebatur' (vgl. Petr. Chrysol. serm. 63. 103. Patrol. LII 376 A. 487 B) ist noch instruktiver, wenn man sie mit der biblischen Quelle (Luc. 7, 12) vergleicht, in welcher — wenigstens nach Aug. adnot. in Job XXIX p. 571, 1 Z und der Vulgata — ‚filius' beigefügt ist. — Zu IV 11, 6 v. 3 ‚hoc dat caespite membra Claudianus' führt Mohr p. XXIV Cypr. Gall. Jes. N. 573 ‚functus merito dat membra sepulchro' an. Woher weifs er, dafs ‚sepulchro' hier (vgl. auch Sil. XIII 692 und Anthol.

lat. 661, 1) als Ablativ, nicht als Dativ (vgl. Lucret. V 968 f. ‚membra nuda dabant terrae'; III 1032 f. ‚Scipiadas . . . ossa dedit terrae') zu fassen ist? — p. XX lies Hartel, Patrist. Stud. I (es sind 4 Hefte!) p. 44.

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consilio et impensis academiae litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. XXX. XXXI. XXXIV. Vindobonae 1894—95. F. Tempsky. 8°. XLIII 454, XXV 200, 1 Bl. 125 S.

Abermals können wir über drei neue Bände des Wiener Kirchenvätercorpus (vgl. diese Bl. XXX [1894] 502 ff.) Bericht erstatten. Bd. XXX, von W. v. Hartel bearbeitet, enthält die poetischen Werke des Paulinus von Nola und die Indices zu den Briefen und Gedichten. Wie unter jenen die an Sulpicius Severus und andere Freunde Paulins gerichteten, so nehmen unter diesen die natalicia d. h. die für das Fest des hl. Bekenners Felix in Nola (14. Januar), Paulins schwärmerisch verehrten Schutzpatron, verfafsten Gesänge eine bevorzugte Stellung hinsichtlich ihrer Überlieferung ein, indem sie sich als geschlossene Sammlung erhielten, während die Gedichte an Ausonius gleich den Briefen an Augustinus mit den Werken des Adressaten weiter überliefert wurden, andere in die Briefhandschriften gerieten, wieder andere nachträglich den natalicia beigefügt wurden. Paulinus von Nola ist ein wirklicher Dichter. Keiner, der die poetischen Absagebriefe an Ausonius, in denen der Schüler seinem Lehrer und Freunde die Gründe seiner Weltflucht auseinandersetzt, oder einige von den natalicia unbefangen auf sich wirken läfst, kann dies in Abrede stellen. Geradezu entzückend ist die den gröfsten Teil des 18. Gedichtes (v. 211 ff.) füllende Erzählung von St. Felix und dem bestohlenen Bauer, welche in mehr als einer Hinsicht an das schöne Gedicht unseres Bürger „Die Kuh" (1784) erinnert.

Einem armen Landmann wird sein kostbarstes Besitztum, ein Paar Ochsen, von diebischer Hand geraubt. Sofort eilt er in die Kirche des hl. Felix und stellt den Heiligen unter Thränen und Klagen zur Rede, dafs er, obgleich die Ochsen wiederholt seinem Schutze empfohlen worden seien, diese Unthat habe geschehen lassen. Nun sei es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die geraubten wieder herbeizuschaffen und zwar ohne Bemühung des Bestohlenen:

‚ipsos igitur mihi redde, nolo alios. nec eos ulla regione requiram, hic mihi debentur'.

Wenn Felix in seiner bekannten Güte die Diebe straflos durchkommen lassen wolle, so sei ihm das völlig unbenommen, nur die Ochsen wolle er wieder haben:

‚non quaero reos; abeant, non nescio mores,
sancte, tuos; nescis male facta rependere, malis
emendare malos venia quam perdere poena.
conveniat nobis igitur: sic divide mecum
quae tua, quae mea sunt; indemnis stet mea per te

utilitas iuxtaque tuas clementia partes
vindicet aequatoque tuum libramine constet
iudicium: tibi solve reos, mihi redde invencos.
ecce tenes pactum.'

Der hl. Felix und Gott der Herr selbst müssen über den energischen Beter lachen. Unterdessen wird es Nacht und trotz alles Sträubens wird der jammernde Bauer aus dem Heiligtum entfernt. Er kehrt heim, und in dem verödeten Stalle verdoppelt sich sein Schmerz. Die nicht eben bequeme Schlafstätte seiner Lieblinge wählt er sich zum Nachtlager —

,nec duro fracta cubili
membra dolent, iuvat ipsa iniuria; nec situs horret
sordentis stabuli, quia notum reddit odorem
dilecti pecoris, nec fetor fetet amanti' —

und unablässig bestürmt er seinen heiligen Schuldner (debitor v. 259) in Nola. Da plötzlich — es geht schon gegen Morgen — hört er Lärm vor der Thüre. Er erschrickt heftig, denn er denkt zuerst, es seien wieder die Diebe: da aber sein Rufen ohne Antwort bleibt und das Geräusch fortdauert, so schleicht er an das Thor und lugt ,per hiantia claustra' in das Zwielicht hinaus. Lange traut er seinen Augen nicht, Furcht und Hoffnung streiten in seinem Herzen, aber das wachsende Tageslicht macht allen Zweifeln ein Ende: St. Felix hat sich bewährt, die Ochsen stehen vor der Thüre und klopfen mit der Hörnern um Einlafs, weil sie keine Hände haben. Die Freude des Wiedersehens spottet der Beschreibung —

,manibus non aspera lingua videtur,
quae lambens etiam silvestria pabula radit' —,

aber sie kann das Bewufstsein der Dankespflicht auch nicht auf einen Augenblick in den Hintergrund drängen. Auf der Stelle begeben sich Mensch und Vieh unter allgemeinem Staunen zur heiligen Stätte. Der glückliche Bauer bedankt sich vielmals bei dem guten Heiligen, empfiehlt ihm die Öchslein aufs neue und bittet nur noch um Befreiung von der Augenentzündung, die er sich durch das viele Weinen — ,non solum damno sed et inter gaudia plorans' — zugezogen. Selbstverständlich geht es dem menschenfreundlichen Felix auf diese Kleinigkeit nicht zusammen. ,Ce paysan, bemerkt treffend Gaston Boissier, La fin du paganisme II p. 116, était resté païen sans le savoir, et il traitait Saint Félix comme il aurait traité Silvain ou Mercure. Il avait conservé cette vieille opinion que la prière est une sorte de contrat (pactum v. 307) qui oblige aussi bien la divinité que l'homme, et qu'on a le droit de se fâcher contre un dieu qui ne reconnaît pas par quelque faveur les offrandes qu'il a reçues. C'est que pense encore aujourd'hui le Neapolitain, et l'on sait que, si le saint dans lequel il a mis sa confiance ne le protège pas comme il le souhaite, il lui parle sans ménagement, et se croit autorisé à l'accabler de menaces et d'injures'. — carm. XXXIII (obitus Baebiani) 28 hat Hartel seine Konjektur ,ζωήν' in den Text gesetzt und im Apparat ,somen' als Lesart der (einzigen) Handschrift ,tomen' als Vermutung von Brandes bezeichnet.

Aber nach einer Mitteilung des letzteren, Archiv f. Lexikogr. VI (1889) 168, steht ‚fomen‘ in der Handschrift. — Sowohl den Briefen als den Gedichten des Paulinus von Nola hat der verdiente — nunmehr leider dem akademischen Lehramt und vermutlich auch den armen Vätern entzogene — Herausgeber einen ausführlichen kritischen Kommentar nachfolgen lassen im 5. und 6. Hefte seiner Patristischen Studien (Sitzungsber. d. Wien. Akad. phil.-hist. Cl. Bd. CXXXII Abhandl. IV und VII).

Den Inhalt des XXXI., von Karl Wotke bearbeiteten Bandes bilden folgende Schriften des Eucherius (seit etwa 424 Bischof von Lyon, zwischen 450 und 455 gestorben): 1) ‚formulae spiritalis intellegentiae‘ (sp. int. im Gegensatze zum buchstäblichen Verständnis), ein vielbenütztes Werkchen, in welchem bildliche Ausdrücke und Wendungen der heil. Schrift in kürzester Form erklärt werden, z. B. p. 25, 12 ‚cervus Christus vel sancti: sicut cervus desiderat ad fontes aquarum‘ (Ps. 41, 2). 2) ‚instructionum libri duo‘ d. h. Erläuterungen schwieriger Stellen des alten und neuen Testamentes in Katechismusform (Buch 1) und Zusammenstellungen ‚de nominibus hebraicis, de locis, de mensibus, de vestibus, de avibus vel volatilibus, de ponderibus‘ u. s. w., also eine Art Grundriſs der biblischen Altertümer (Buch 2). 3) Passio Agaunensium martyrum, der vielbesprochene Bericht über das Martyrium der sog. thebäischen Legion (vgl. Bardenhewer, Patrologie S. 489), nach Wotke von Eucherius auf Grund einer älteren Schrift redigiert. 4) epistula de laude heremi, an Hilarius, den späteren Metropoliten von Arles, gerichtet. Im Anhang sind 3 Briefe an Eucherius abgedruckt, welche den bekannten Schriftsteller Salvianus, den eben erwähnten Hilarius und einen gewissen Rusticus, der später den Bischofsstuhl von Narbonne bestieg, zu Verfassern haben. Die wichtigste Textquelle für sämtliche in diesem Bande vereinigte Schriften (mit Ausnahme des Briefes an Hilarius und eines kleinen Stückes der instructiones p. 118, 1 —123, 4) ist der codex Parisinus 9550 s. VII, dem Wotke sich auch in orthographischer Hinsicht mit Recht eng angeschlossen hat, ohne aber Formen wie discendere = descendere (so z. B. Huemer im Juvencus) in den Text aufzunehmen. p. 143, 20 hat er zu seinem „Unstern“ das überlieferte ‚stilla maris‘ (Maria) in das landläufige ‚stella[1]) maris‘ abgeändert. Ich verweise ihn auf Bardenhewers treffliche Monographie über den Namen Maria, Freiburg i. B. 1895 (Bibl. Stud. 1) S. 53 ff. Ob aus dem Hauptgewährsmann des Eucherius, Hieronymus, den der Herausgeber nicht berücksichtigt hat, ein Gewinn für die Textkritik zu ziehen ist, muſs einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben. p. 199, 10—12 = Verg. Aen. 1 606—8.

Über die handschriftliche Überlieferung der herrlichen Briefe des hl. Augustinus, deren drei erste Dekaden Aloys Goldbacher im XXXIV. Bande vorlegt, kann erst nach dem Erscheinen der praefatio

[1]) ‚stella‘ cod. Vat. Reg (not. Tiron.) 846 s. IX (W. Schmitz, Wien. Stud. XVII [1895] 156.

Bericht erstattet werden. epist. XI, 3 p. 27, 4 dürfte die Lücke vor ‚formanturque‘ durch ‚finguntur‘ auszufüllen sein. Vgl. Wölfflin, Allit. S. 56. XIX p. 47, 4 ‚egregie cordatus‘ stammt aus Ennius (ann. 384 M.), bez. Cic. rep. I 30. XXVIII 6 p. 112, 13 ist jedenfalls die Form ‚prosperatuiri‘ = ‚prosperatum iri‘ herzustellen. Vgl. Archiv f. Lexikogr. VIII (1895) 338 und IX (1896) 492.

München. Carl Weyman.

Benedicti Regula Monachorum. Recensuit Eduardus Woelfflin. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1895.

An dem kleinen, aber für die Geschichte der Kirche und der Kultur hochbedeutsamen Büchlein, das die Mönchsregel des hl. Benediktus enthält, haben seit der karolingischen Renaissance unzählige Hände zu bessern gesucht. Zwar der Inhalt der Schrift hat im Laufe der Jahrhunderte so viel wie keine Veränderung erfahren; um so häufiger aber hat sich der Wortlaut dem jeweiligen Sinn für grammatische und lexikalische Sauberkeit, dem allmählich sich mindernden Verständnis der Volkssprache anbequemen müssen — kein Wunder: denn wie die ursprüngliche Fassung bedingt war durch die Rücksicht auf die bereits stark mit germanischen Elementen gemischte Bevölkerung der ersten Gründungen des hl. Benedikt, so zeigte die Regel ihre Lebenskraft im Laufe der Geschichte darin, dafs ihre Textgestalt den Anforderungen der Zeiten sich fügte. Diese reicht so in der heutzutage bekanntesten und gebräuchlichsten Form höchstens in die Zeit der Wiegendrucke zurück. Da liefs die im Jahre 1880 erschienene kritische Ausgabe eines Angehörigen des Stiftes Metten, Edmund Schmidt, trotz der Unzulänglichkeit des verwerteten Apparates und trotz mancher Willkürlichkeiten und Mängel doch zum erstenmale es ahnen, welch wichtiges Zeugnis für den Übergang vom Latein ins Romanische, für die Gestalt der lingua vulgaris im 6. Jahrhundert, im ursprünglichen Text der Regel vorliege. Derselbe ist nun, soweit dies überhaupt möglich ist, durch Prof. Wölfflins Bemühungen wieder hergestellt. Dafs gerade Wölfflin, wenn ein Gelehrter heutzutage, hiezu der berufenste Mann war, ist aufser Frage. Er hat seine Aufgabe gelöst, indem er die ältesten und besten Zeugen heranzog: einen Oxforder Kodex saec. VII/VIII, eine aus Tegernsee stammende Münchner Handschrift saec. VIII/IX und die von Abt Kero 720—759 mit einer alemannischen Interlinearübersetzung versehene Hdsch. von St. Gallen; auch in den Bruchstücken eines früher nach St. Emmeran in Regensburg zugehörigen Regelkodex und in der vor 840 verfafsten Auslegung der Regel durch Hildemar war manches Ursprüngliche gerettet. Da die späteren Handschriften sich auf die Genannten zurückführen lassen und deren Korrekturen in den Text aufgenommen haben, so hat Wölfflin mit Recht in der Kollation der Zeugen weise Beschränkung geübt und damit sowohl die Anhäufung wertloser Varianten vermieden als die Übersicht über den überlieferten Textbestand wesentlich erleichtert. Auch dem Philologen, den die sprachliche Eigenart vor

allem reizt, hat Wölfflin in der praefatio und im äufserst sorgfältig bearbeiteten Index verborum vorgearbeitet. Ein wichtiges Ergebnis ist durch die Textesvergleichung jetzt schon gewonnen und Wölfflins Verdienst ist es, zuerst nachdrücklichst darauf hingewiesen zu haben, dafs St. Benedikt selbst auf Grund fortschreitender Erfahrung seine Regel überarbeitete und ergänzte. Es sei gestattet, zum Schlusse der Besprechung zwei Bemerkungen anzufügen, die einer Prüfung vielleicht nicht unwert sind. Praef. pg. 9 scheint die Verbreitung der Benediktinerregel im Frankenreiche durch unmittelbare Schüler des hl. Benedikt vorausgesetzt zu sein. Aber der Gewährsmann hiefür ist selber eine Fiktion des Abtes Odo von Glanfeuil (Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I ³ S. 222 und II ³ S. 350). Auch scheint in der Merovingerzeit die Benediktinerregel noch nicht Eingang dort gefunden zu haben, wenn nicht alle Spuren täuschen. Anders in England — und darum ist mit Recht auch cod. Oxon. vom Herausgeber zu grunde gelegt. — Das schwierige conventi 13,23 ist im Index mit „conventuales (?)“ erklärt. Zu Weymans Deutung (lit. Rundschau, 1895 S. 262) conventi = betroffen kann als weiterer Beleg angeführt werden Salvian. de gub. Dei I, 6, 29 (ed. Pauly p. 14): Dei sermone conventus [Cain] . . .

Es erübrigt noch, dafs ich als Sohn des hl. Benedikt ganz besonders dem hochverehrten Herausgeber herzlichst danke für die liebevolle Mühe, die er so erfolgreich einem Werke zugewendet, das zeitlich und sprachlich etwas weit absteht von der antiken Klassicität.

Augsburg, St. Stephan. P. Beda Grundl.

Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg. Nach Pirckheimers Autographum im Britischen Museum herausgeg. von Karl Rück. Beigegeben ist die bisher unedierte Autobiographie Pirckheimers, die im Arundel-Manuskript 175 des Britischen Museums erhalten ist. München, Verlag der K. Akademie 1895 (In Kommission des G. Franz'schen Verlags). S. VI u. 160. 8⁰.

„Der grofsmütigste Mäcen aller Wissenschaften und Künste war Wilibald Pirckheimer (1470—1530), der Zeitgenosse und Freund A. Dürers († 1528), gleich bedeutend als Jurist, Staatsmann, Philologe, Geschichtschreiber und Redner; aber auch als Heerführer in Diensten Maximilians I. im In- und Auslande bekannt. Er war wie ein Fürst in der damaligen Gelehrtenwelt“ (Janssen I ⁸ S. 123), er war mehr als „Vater Gleim unter den Dichtern des 18. Jahrh.“ (L. Geiger). — Sein bedeutendstes historisches Werk — denn nur um diese Seite seiner literarischen Thätigkeit handelt es sich hier — ist der Schweizerkrieg, bellum Suitense oder Elveticum („Schwabenkrieg“), in welchem „der deutsche Xenophon“ die Kämpfe des Jahres 1499 schildert, durch die sich die Schweiz thatsächlich vom morschen Reichskörper loslöste. Bekannt war das Werk und wiederholt herausgegeben, aber

noch O. Markwart, der am eingehendsten über den Schweizerkrieg geschrieben (Basel. Diss. 1886, bespr. von Rück Bl. XXIV S. 144—150), mufste erklären: „Eine nach den Grundsätzen moderner Kritik bearbeitete Ausgabe fehlt uns noch ebenso, wie die Gesamtausgabe. Die Schwierigkeit, eine solche zu veranstalten, dürfte aber mit jedem Tage wachsen, da sich das Manuscript des B. S. sowohl, wie überhaupt der Pirckheimersche literarische Nachlafs, nicht in staatlichen Archiven befinden, sondern in Privatbesitz sind. Nach dem Tode Pirckheimers gelangte dessen ganze Bibliothek durch seine Tochter Felicitas an die Familie Imhof. Ein Teil derselben wurde 1638 (Rück: 1636) dem englischen Gesandten Arrundel verkauft . . . Falls das Manuscript des B. S. bei den nach England gewanderten Sachen wäre, so müfsten wir wohl überhaupt darauf verzichten, dasselbe je wieder einmal zu erhalten."

Nun hat uns aber der glückliche Forschungseifer Karl Rücks die ersehnte Ausgabe wenigstens wider Erwarten gebracht, Philologen und Historikern gleich willkommen. Durch Prof. W. Meyer (in Göttingen) darauf aufmerksam gemacht, dafs ein Teil des Pirckheimerschen Nachlasses in der Arundelabteilung des Britischen Museums sei, begab sich Rück 1892 nach London und schrieb aus den Arundelhandschriften 503 und 175 u. a. das Autographum des Bellum Suitense ab. Auf Grund dieser Abschrift bietet Rück die erste unverfälschte Ausgabe des B. S. Bevor ich jedoch auf diese näher eingehe, möchte ich eine andere Gabe, die zwar nur eine Beigabe des Schweizerkrieges bildet, aber gewifs allen Freunden des grofsen Humanisten höchst erwünscht ist, als neu und gewinnbringend der Beachtung der Leser empfehlen: die Selbstbiographie unsres Pirckheimer (Arundelmanuskript 175). Zwar war dies curriculum vitae durch Imhof und Rittershausen schon im 17. Jahrhundert teilweise bekannt, aber mit anderem vermengt und verwässert worden. Im Britischen Museum ist die Niederschrift Pirckheimers selbst (A) und eine Kopie derselben (D). Letztere hat Fr. B. Bickley für Rück abgeschrieben, ihm auch die Abweichungen des D von A mitgeteilt. „Cl. Viri, D. Bilibaldi Pirckeymheri [1]) (sic!), Senatoris quondam Nurenbergensis Vita" (S. 139—152). Aus dieser vita sind manche Züge in den Biographien Pirckheimers teils zu ergänzen teils zu berichtigen. Bekanntlich stammt er aus einer alten Patrizierfamilie („per quos respublica Nurenbergensis gubernatur"), die mehr noch als durch Reichtum durch den Ruhm hochgebildeter Männer, ja Frauen glänzte; besonders gerühmt ist sein Vater Johannes, „quod iuris utriusque peritissimus fuit omnimodaque eruditione insignis, praecipue tamen apud multos Germaniae principes inclaruit." „Denn da es bei Nürnbergern Herkommen ist, dafs keiner im Besitz des Doktorgrades in den Senat gewählt wird, so verliefs er [Dr. beider Rechte] seine Vaterstadt und begab sich an Fürstenhöfe. Zuerst war er bei dem Bischof von Eichstätt (Eystavia), keineswegs dem

[1]) höchst zerfahrene Orthographie, unmittelbar hernach gens Pirckeymhera und Pirckheymerus; Bl. 21 der Ar.-Hs. Pirckeymeri.

letzten unter Deutschlands Fürsten, als Rat". Später gewann ihn Albrecht IV. (der Weise) von Bayern-München für seine Dienste, doch so, dafs J. Pirckheimer die eine Hälfte des Jahres in München, die andere in Innsbruck am Hofe des Herzogs Sigismund von Österreich weilte. Wilibald, der zu Eichstätt geboren (1470) und dort auch zum höfischen und kriegerischen Dienst herangebildet worden war — die Schilderung liest sich, wie wenn von dem jungen Hannibal und Jugurtha die Rede wäre —, sollte etwa 20 Jahre alt auf den Wunsch des Vaters seine Studien in Italien fortsetzen. „Quae res inprimis animum eius offendit, quoniam non parva se ignominia notari censeret, siquidem („da ja“) literae apud Germanos militaribus hominibus dedecori esse putantur“. Nach schwerem Entschlufs bezog er (c. 1490) die Hochschule zu Padua, um drei Jahre Jurisprudenz zu studieren, daneben aber auch die Humaniora, die ihm mehr zusagten. „Cumque eo tempore Graecus quidam Creticus nomine (warum nicht Marcus Musurus?), vir doctissimus, literas Graecas magno concursu doceret, ad illas quoque Bilibaldus animum applicuit ac brevi ita profecit, ut et Graecus ipse admiratione duceretur“ (derartiges Selbstlob kommt bei P. wie bei anderen Humanisten oft vor). Die Fortsetzung der griechischen Studien hinderte der Vater mit dem Hinweis: „tametsi literae Graecae homini ornamento essent, parum tamen prodesse posse, cum leges ultra commodum perquam necessariae in rebus forent gerendis“. Sehr ungern vertauschte er Padua mit Pavia (Ticinum) und hörte dort (vier Jahre) die starkbesuchten juristischen Kollegien von Jason Mainus, Lancelotus und Decius. „Die Hauptsache für ihn aber war sowohl zu Padua als zu Pavia der Umgang mit Italienern, so dafs über ihn wegen dieser seiner Vorliebe bei den Deutschen bisweilen abfällig gesprochen wurde. Aber er hatte an ihrem geweckten Geist, ihrer feinen gelehrten Bildung seine Freude, während dagegen die deutschen Sitten, Spiel, Nachtschwärmerei, Trunk und liederliche Verschwendung ihm durchaus mifsfielen. Bei den Italienern war er seinerseits ebensogern gesehen, nicht blofs deshalb, weil er sich ihrem Charakter anschmiegte, sondern weil sie sahen, dafs er — etwas ganz Ungewöhnliches bei einem Deutschen — ein feingebildeter Mann war“ (auch sehr musikalisch). — Nach seinem siebenjährigen Aufenthalt in Italien kehrte er nach Nürnberg zurück, heiratete bald darauf, ward Mitglied des Rates und wurde öfters mit Gesandtschaften betraut. Über seine kriegerische Thätigkeit vom Jahre 1499 urteilt er selbst so: „In dieser Zeit ereignete es sich, dafs ein blutiger Krieg zwischen Kaiser Maximilian und den Schweizern ausbrach. Deshalb mufsten (coacti sunt) die Nürnberger vom Kaiser aufgefordert einem alten Herkommen gemäfs kaiserliche Hilfstruppen stellen. Sie hielten nach allen Seiten Umschau, übertrugen aber schliefslich das Kommando dem Wilibald, der sich nicht darum bewarb, auch nicht daran dachte, aus freien Stücken (behält Rittershausen gegen Markwart recht). Aber er lehnte es keineswegs ab, obwohl selbst seine Freunde ihm wegen der grofsen Gefahr abrieten, sondern nahm es gerne an und führte es bis zum Ausgang des Krieges mit solcher Umsicht und Thatkraft, dafs ihm ebenso sehr

die Anerkennung des Kaisers zuteil ward, wie er Nürnberg rühmlich vertrat". Er wufste das erschütterte Vertrauen in die Treue der Nürnberger zu bestärken und zeichnete sich besonders beim Engadiner Feldzug und vor Lauffenburg aus, s. Schweizerkrieg. — Trotz oder wegen dieser Erfolge hatte er daheim mit Neid und Mifsgunst zu kämpfen, er zog sich drei Jahre von der Öffentlichkeit zurück, um seinen Studien und seinen Freunden zu leben. Nach seinem Wiedereintritt in den Rat wurde er im Sommer 1505 als Gesandter zur grofsen Fürstenversammlung nach Köln geschickt, die den blutigen bayerischen Erbfolgekrieg beendigte („Kölner Spruch" Juli 1505). Die Parteikämpfe setzten sich fort. Im Interesse seiner persönlichen Sicherheit fand er es sogar für gut, bei Reisen den Tag seines Abgangs und seiner Ankunft zu verheimlichen. Dazu gesellte sich ein andrer Feind, über den er sich wohl durch eine launige Satire hinwegzusetzen suchte, der aber buchstäblich nicht von seiner Ferse wich, das Podagra, „tametsi cibo et potu modestissimus esset; quin et ex medicorum consilio per integrum septennium ab omni vini potatione abstinuit, cum interim Caesarem aliquando per eas regiones sequi cogeretur, ubi aqua esset pestilens aut ubi nullus cerevisiae usus foret. Et profecto morbum illum potius animi passione (die Parteikämpfe) quam crapula aliqua contraxit" (gegen L. Geiger). Dies in Verbindung mit neuer Gegnerschaft, über welche die Biographie ausführlich handelt, bewog ihn zum endgültigen Rücktritt von den öffentlichen Geschäften; er lebte unter eifrigen literarischen Arbeiten, dem Freund ein Freund — freilich lichtete sich die Reihe der Freunde immer mehr —, den Hilfsbedürftigen ein Hort, dem Gemeinwesen im Notfall ein Berater."

Doch wenden wir uns von der Biographie wieder zum Schweizerkrieg. Das Hauptverdienst Rücks ist die erste vollständige Herausgabe des echten Bellum Suitense. S. 1—10 gibt er eine sorgfältige und übersichtliche Beschreibung der Arundelhandschrift 175, die als wertvollsten Bestandteil auf den Blättern 93—120 eben das B. S. enthält; es ist von Pirckheimer geschrieben und durchkorrigiert. S. 11—27 ist zunächst die Abfassungszeit besprochen (nach 1526, vielleicht im Todesjahr Pirckheimers 1530, weil nur als Konzept, nicht druckfertig hinterlassen), dann die Ausgaben Rittershausen-Goldast, Freher, Struve. 1610 veröffentlichte Goldast die von Rittershausen vorbereitete Ausgabe; Rittershausen hat Fehler Pirkheimers verbessert (Verbesserung auch I 3, 23 und II 7, 19 copiae-pugnaturi-ingressi?), vielfach aber aus Mifsverständnis und Willkür geändert, er hat mehr Lücken als Einschiebsel. Indem Rück auf Grund der Londoner Handschrift diese Arbeitsweise am B. S. entlarvt, legt er die Besorgnis nahe, es möchte den übrigen Werken nicht besser ergangen sein. Nach Ritterhausen-Goldast hat (1611) M. Freher zwar die von Imhof überlassene Handschrift benützt, aber in keineswegs genügender Weise. Was folgte (Struve etc.), bezeichnet keinen Fortschritt über den ersten Herausgeber hinaus. — S. 27 bis 29 behandelt „Sprachliches". Über Pirckheimers Sprachgebrauch stellt Rück eine besondere Abhandlung in Aussicht. „Die Phraseologie lehnt sich an Cicero, Livius und Cäsar an (welche Aus-

gaben oder Handschriften?); doch hat er aus fast allen bedeutenderen lateinischen Prosaschriftstellern geschöpft und auch die lateinischen Dichter nicht unbenützt gelassen". Im apparatus crit. finden sich hiefür sorgfältig gesammelte Belege. Auch Tacitus, besonders die Germania, klingt oft durch; ein Beispiel:

Bell. Suit. I 1:

Constat enim eos classe ad terram hanc advehi nequaquam potuisse, cum longe sit a mari remota, pedibus vero quis tantum periculi ac itineris subiret ac per tot horridas et bellicosas nationes incederet, ut demum in terra tam sterili ac caelo aspero consideret? Nemo enim ideo natale solum relinquere assuevit, ut deteriorem occupet, sed ut ab informi et cultu tristi ad pinguiorem felicioremque commigret.

Tac. Germ. c. 2:

Ipsos Germanos indigenas crediderim . . . quia nec terra olim, sed classibus advehebantur qui mutare sedes quaerebant . . . . Quis porro praeter periculum horridi et ignoti maris, Asia aut Africa aut Italia relicta Germaniam peteret, informem terris, asperam caelo, tristem cultu aspectuque nisi si patria sit?

Aber trotz der Nachahmung klassischer Autoren kommt auch die media und infima latinitas zum Durchbruch: „a longe" „von weitem" — digladiandi desiderio (zu enthaupten) — pyxidiferi — magistri pyxidum — indifferenter cuncti caedebantur — praeeminentiis me decoravit oder, um aus der Vita einige Wendungen beizufügen, rebus mundanis relictis — ad perpetuam damnatus est incarcerationem. Die oft gebrauchten Ausdrücke populariter = *πανδημεί* und in hostico = *ἐν πολεμίᾳ* sind wohl Pirckheimersche Gräcismen, Folgen seiner griechischen Studien. — Unsere Zeit, die so gerne mit Indices arbeitet, wäre dem Herausgeber wohl für einen Index nominum und für die Ausdehnung des Eigennamenverzeichnisses auf die Vita sowie für die Beigabe eines Kärtchens dankbar gewesen.

Der Druck der beiden Bücher des B. S. (I. Entstehung der Eidgenossenschaft, II. Kämpfe von 1499) füllt S. 30—136. Er gibt sorgfältig das Wilibaldische Manuskript mit den nötigen Verbesserungen, genauer Einteilung und Zeilenzählung. Die lateinische Orthographie ist meist nach unserer schulmäfsigen geändert, aufser bei den Eigennamen, die aber gleich willkürliche Variationen zeigen — Laufenberg — Lauffenberg — Laupfenberg, Waltzhit = Waldshut. Unter dem Text steht ein knapper apparatus criticus verbunden mit einem Kommentar, der den Sprachgebrauch durch zahlreiche Parallelen aus den Alten und den Inhalt durch Heranziehung von Chroniken (besonders P. Etterlins „Kronica von der loblichen Eidgenoschaft Ihr harkomen und sust seltzam stritten und geschichten", Quelle für Buch I) vielfach beleuchtet. Das Mafs des hier Nötigen oder Gewünschten ist schwer zu treffen, aber was geboten wird, ist, soweit ich das beurteilen kann, verlässig und gut. Von dem interessanten und reichen Inhalt mit den schrecklichen und anmutigen Zügen. Karl dem Kühnen — Granson — Murton, dem Engadiner Feldzug, besonders dem Marsch

nach Bormio, dem Heldenmut der Schweizer und der Zerfahrenheit des Reichsheeres, dem Charakterbild Maximilians u. s. w., ist hier nicht zu reden. Wird doch dieser Abschnitt deutscher Geschichte und unser grofser Humanist Pirckheimer selbst nunmehr zahlreichere Leser anlocken, nachdem K. Rück uns eine wirklich neue, durchaus gediegene und gefällige Ausgabe des Bellum Suitense und der Vita geschenkt hat.

München. G. Ammon.

Dr. Franz Fafsbaender, Lateinisches Übungsbuch für die unteren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Erste Abteilung: Für die Sexta. Münster i. W. Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. 1894. VI u. 111 S. 8°. geb. M. 1,25.

Lateinisches Elementarbuch von P. D. Ch. Hennings, Dr. phil. Erste Abteilung: Lehrstoff der Sexta. Ausgabe B. Nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 bearbeitet von B. Grofse, Dr. phil., Professor am Fürstl. Gymnasium in Arnstadt. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. 8°. 96. S.

Die beiden Bücher — nach den neuen preufsischen Lehrplänen bearbeitet — zeigen ihrer Anlage nach und in der Wahl der Mittel zur Durchführung der gemeinsamen Grundsätze eine ziemliche Verschiedenheit — ein Beweis, dafs man auch in Preufsen glücklicherweise noch nicht bei einer allein anerkannten Formel für die Methode des Unterrichts angelangt ist.

Fafsbaenders Übungsbuch bietet in einem ersten Teile (p. 1—46) eine Sammlung von lateinischen Sätzen und Lesestücken zur Einübung der regelmäfsigen Deklination und Konjugation, daran schliefsen sich 2. die deutschen Sätze und Übungsstücke (p. 47—85) und 3. auf 25 Seiten ein Vokabularium zu den 109 Aufgaben des ersten Teiles, dessen Wortvorrat zugleich denjenigen des zweiten Teiles bildet. Darum ist auch bei den deutschen Übungsstücken jedesmal auf die entsprechenden Abschnitte des vorausgehenden Lesebuchs verwiesen. — Es verdient mit Freuden hervorgehoben zu werden, dafs der Verfasser der Versuchung widerstanden hat, durch eine möglichst bunte Inhaltsfülle und die vorherrschende Masse zusammenhängender Übersetzungsstücke nach aufsen hin falsche Vorstellungen über den Zweck und das eigentliche Ziel des lateinischen Unterrichtsbetriebes an den unteren Klassen zu erwecken. Er bekennt sich zu dem gewifs richtigen, durch die Praxis allein bestätigten Grundsatze, dafs die Formenlehre in erster Linie an Einzelsätzen zur Einübung gelangen mufs. Denn nur der Schein einer "zusammenhängenden Lektüre" wird gewahrt, wenn bei den im Anfange des Unterrichts so beschränkten Sprachmitteln ein äufserst geringer Wortschatz in einen einheitlichen Gedankenkreis verarbeitet wird; es handelt sich ja zunächst doch immer nur darum, dieselben Wörter in möglichst verschiedenen Formen und Wendungen vorzubringen. Derlei „Lektüre" bildet dann eine wirkliche Gefahr für den deutschen Stil,

nicht die Einzelsätze. Immerhin machen auch bei Fafsbaender die zusammenhängenden Lesestücke noch fast ein Viertel des ganzen Übungsstoffes aus, womit dem wirklichen Bedürfnisse hinreichend Rechnung getragen ist. Sie sind zweckmäfsiger Weise meist als Abschlufs gröfserer Abschnitte eingefügt; der Inhalt ist stets sehr anregend und dem Fassungsvermögen der Schüler wohl angemessen. In dem Bestreben, schwierigere Satzkonstruktionen und Wortformen zu vermeiden, hätte der Verf. in den deutschen Übungsstücken vielleicht noch etwas weiter gehen dürfen, um die Beifügung der lateinischen Übersetzung, die leicht an die alten Interlinearversionen erinnert, auf ein möglichst geringes Mafs zu beschränken; Unverstandenes braucht dem Schüler auf keiner Stufe geboten zu werden. Dafs die deutschen Erzählungen im allgemeinen jedesmal denselben Inhalt wie die entsprechenden lateinischen — nur in leicht umgearbeiteter Form — bieten, ist eine Conzession an die in den preufsischen Lehrplänen erhobene Forderung, über deren Zweckmäfsigkeit wir mit dem Verfasser, um nicht anderswo Gesagtes zu wiederholen, hier nicht rechten wollen. Im Wörterverzeichnisse, dessen Memorierstoff durch besonderen Druck hervorgehoben ist, wird der Lehrer ungern jede Quantitätsbezeichnung (mit einer einzigen Ausnahme, cecīdi p. 110) vermissen. Auch die Verbalformen am-at, monstr-ant u. s. w. wollen uns nicht recht gefallen; in dieser Form sollten sie dem Auge des Schülers wenigstens nicht gedruckt vorgelegt werden. — Die Ausstattung und der Druck verdienen volle Anerkennung; wir haben nur einige unbedeutende Druckversehen bemerkt (p. 2 Uber, p. 5 poetae etc.) So ist zu erwarten, dafs das Buch den Zwecken der Schule wohl entsprechen wird.

Das lateinische Elementarbuch von Grofse nimmt in Bezug auf Plan und Art der Behandlung des Stoffes in wesentlichen Punkten einen anderen Standpunkt ein — nicht immer zu seinem Vorteile. Als Neubearbeiter des Buches von Hennings war der Verfasser wohl schon vorneherein in bestimmte Bahnen gewiesen. Die lateinischen und deutschen Übungsstücke werden hier gemischt in abwechselnder Folge geboten. Da diese Einrichtung dem Gange des Unterrichtes in den unteren Klassen entspricht, wird darin gewifs niemand einen Nachteil des Buches erblicken. Aber dieser Umstand trägt nur dazu bei, die wohlbegründeten Bedenken gegen eine Anordnung des Übungsstoffes, bei der „die deutschen Übungsstücke erst im letzten Viertel des Buches etwas anderes sind als blofse Umformungen der lateinischen“, um so augenscheinlicher hervortreten zu lassen; zumal wenn diese umgeformten Übungsstücke — im Anfang wenigstens — oft nur über vier, drei oder gar nur zwei Vokabeln sich verbreiten. In welchem Mafse derartige Übungsstücke dann geeignet sein werden, das Interesse der Schüler stets wachzuhalten, mag man leicht ermessen, wenn z. B. in Nr. 5 im ganzen 27 Sätze ausschliefslich mit den Formen von vir und puer gebildet werden oder Nr. 13 in 20 Sätzen von nichts als von Deutschland, den Deutschen, dem Vaterland, den Siegen u. dergl. die Rede ist. In den späteren Stücken läfst sich natürlich

solche Einförmigkeit leichter vermeiden; aber sie ist überhaupt nicht zu entschuldigen. Solche Übungen mufs der Lehrer gleichsam aus dem Ärmel schütteln; dazu bedarf es keines Übungsbuches. Bei dem raschen Wechsel zwischen Frage und Antwort verlieren diese „Schulsätzchen“ jede geisttötende Wirkung, sie bilden dann im Gegenteil für den Lehrer ein dankbares Hilfsmittel zur Belebung des Unterrichtes, der doch nicht in allen Kleinigkeiten vom Buche abhängig gemacht werden darf. Dasselbe gilt von der ganz unnötigen Aufzählung langer Reihen von Verbalformen, die der Einübung der 4 Konjugationen dienen sollen, und von der Rekapitulation des Inhalts lateinischer Lesestücke durch lateinisch zu beantwortende Fragen. Der Verf. betont im Vorwort — offenbar als einen besonderen Vorzug des Buches —, dafs „es schon nach den ersten Vorübungen nur zusammenhängenden Inhalt bietet“; unsern Standpunkt in dieser Sache haben wir in der vorausgehenden Besprechung zum Ausdruck gebracht. Auch darin scheint uns gegenüber dem Fafsbaender'schen Buche eine minder glückliche Wahl getroffen zu sein, dafs die Deklinationen und Konjugationen mit einander vermischt zur Einübung gelangen; in vielen Lektionen wird dadurch den Schülern entschieden zu viel zugemutet. Bevor das Pensum der 5 Deklinationen überwunden ist, sollte man sich mit dem gleichzeitigen Erlernen der Hauptzeiten der a-Conjugation begnügen. — Auf die im Wörterverzeichnisse enthaltenen Vokabeln wird im Texte der Übungsstücke durch besondere Ziffern verwiesen. Da doch wohl vorausgesetzt wird, dafs die Wörter vorher gelernt werden, ehe man ans Übersetzen geht, waren diese Verweisungen zum gröfsten Teile, jedenfalls aber alle Wiederholungen entbehrlich, wenn die zum Memorierstoff gehörenden Vokabeln durch den Druck hervorgehoben wurden. Nach welchen Grundsätzen bei der Zusammenstellung verfahren wurde, ist nicht recht ersichtlich; die Rücksicht auf den Zusammenhang des Stoffes bringt es jedenfalls mit sich, dafs der Schüler Wörter wie nauta, terra, annus, oculus, elephantus, ferrum, fluvius u. s. w. aufserhalb des Kreises der betreffenden Deklinationen (deren Reihe, nebenbei bemerkt, die o-Deklination eröffnet), manche der bekanntesten erst gegen Schlufs des Schuljahres kennen lernt. Dafs die Vokabelziffern im ersten Druckbogen zu einem grofsen Teile falsch sind und überhaupt noch manche Ungleichmäfsigkeit der Bearbeitung sich bemerkbar macht, ist für ein Schulbuch doppelt mifslich. In der vorliegenden Form kann es nicht unbedingt zur Einführung empfohlen werden. Bei dem reichen Inhalt des Buches ist auch nach Ausscheidung einzelner Kapitel noch Stoff genug für eine, wenigstens teilweise, veränderte Anordnung vorhanden; viele der längeren Stücke würden zweckmäfsig auf zwei Lektionen verteilt. In einer Neu-Auflage fallen dann vielleicht auch die Provinzialismen der technischen Unterrichtssprache, wie "die a-verbo-Bildung", "das a-verbo eines Verbums", die nicht viel mehr Sinn und Berechtigung haben, als z. B. das in einigen norddeutschen (oder nur Berliner?) Gymnasien noch immer endemische A. c. J., gesprochen a-ce-i!, das man sonst Accusativus cum Infinitivo zu nennen pflegt!

Ph. Kautzmann, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. Erster Teil: Für Sexta. Zweite Aufl. Leipzig. B. G. Teubner. 1894. VI u. 170 S. 8°.

Die neue Auflage der mit vielem Beifalle aufgenommenen Übungsbücher, die im Anschlufs an die Stegmann'sche lateinische Schulgrammatik von einer Anzahl badischer Kollegen — zum ersten Male 1891 — herausgegeben wurden, hatte mit der Einführung der Schulgrammatik von Schmalz und Wagener an den badischen Lehranstalten zu rechnen. Gleichzeitig wurden, um dem Buche eine weitere Verbreitung auch in Norddeutschland zu sichern, die Verweisungen auf die entsprechenden Paragraphen der neu aufgelegten Ellendt-Seyffert'schen Grammatik hinzugefügt.

Gegenüber der ersten Auflage bedeutet die vorliegende einen entschiedenen Fortschritt. Den in verschiedenen Besprechungen geäufserten Wünschen ist nach Möglichkeit Rechnung getragen; insbesondere hat eine Verminderung des Übungsstoffes, einfachere Gestaltung und sorgfältigste Nachprüfung des sprachlichen (lateinischen und deutschen) Ausdrucks stattgefunden. Es mufs anerkannt werden, dafs es den Verfassern gelungen ist, das Buch in dieser Beziehung auf einen hohen Grad der Vollkommenheit zu erheben, der sie wohl zu der im Vorwort ausgesprochenen Absicht berechtigt, in Zukunft auf das geringste Mafs von Veränderungen sich zu beschränken.

Die Anordnung des Übungsstoffes ist folgende: In der I. Abteilung (S. 3—58) werden in 164 Nummern lateinische Sätze und Lesestücke, in der II. Abteilung (S. 61—104) deutsche Sätze und Lesestücke (Nr. 165—278) zur Einübung der regelmäfsigen Formenlehre geboten. Es folgt auf S. 105—170 ein Vokabularium mit einem Verzeichnis der Eigennamen.

Wie schon der Umfang erkennen läfst, machen die lateinischen Lesestücke den Hauptteil aus. Vorausgeschickt sind denselben Vorübungen, die "der Veranschaulichung und der Einübung der Congruenz des Adjektivs mit dem Substantiv dienen und Gelegenheit bieten sollen, schon vor der Erlernung der Deklination wichtige grammatische Grundbegriffe, wie Subjekt, Prädikat, Beziehungswort, Attribut einzuüben." Dem Berichterstatter stehen nun zwar keine Erfahrungen zur Seite, mit welchem Erfolge in praxi ein solcher Versuch unternommen wird, den Schüler die Hauptschwierigkeiten, die sich ihm beim Eindringen in das Reich der lateinischen Sprache erfahrungsgemäfs entgegenzustellen pflegen, gleichsam im ersten Anlaufe überwinden zu lassen; aber wir können unsere Bedenken nicht ganz unterdrücken. Die in ihren psychologischen Wirkungen nicht zu unterschätzende Umwälzung, welche die lateinische Lehre von der Congruenz in dem jugendlichen Geiste — zumal bei dem deutschen Schüler — hervorruft, scheint uns leicht Gefahr zu laufen, vielmehr den Charakter der Verwirrung anzunehmen, wenigstens bei dem mittelmäfsigen Durchschnittsschüler, wenn er gleichzeitig mit den verschiedenen Wortausgängen der I. und II. Deklination es zu

thun bekommt. Die Verfasser sind sich der Schwierigkeiten auch wohl bewufst; sie verfahren sorgfältig fortschreitend nach dem Schema der drei Gruppen: 1. amicus der Freund, columba die Taube, argentum das Silber; 2. animus die Seele, fossa der Graben, bellum der Krieg; 3. campus das Feld, aqua das Wasser, gaudium die Freude. Aber trotzdem mufs sich gerade hier in den Vorübungen — sonst nirgends in dem ganzen Buche — die Befürchtung erheben, dafs für viele Schüler auch unter der Hand des Lehrers das Übersetzen ausartet in ein Hantieren mit toten Formen (nach dem äufseren Gleichklang der Endungen). Unseres Erachtens könnten diese Vorübungen wegfallen; die deutsche Unterrichtsstunde ist die einzig richtige „Vorübung" für die lateinische.

Dafs dagegen die Lehre von der Congruenz zwischen Subjekt und Prädikatsnomen schon bei dem ersten Lesestück über den Stoff der I. Deklination zur Einübung gelangt, ist nur zu billigen. Es wird dadurch der didaktische Gewinn erzielt, dafs die Schüler schon von Anfang an des Unterschiedes zwischen Objekt und Prädikatsnomen sich bewufst werden und sie richtig construieren lernen, während als Folge des in einigen Elementarbüchern eingeschlagenen Verfahrens, die Schüler erst später mit dem Hilfsverbum sum bekannt zu machen, unsern Beobachtungen nach als schwer ausrottbare Analogiebildungen sich stets die Constructionen einstellen, wie columba est praedam aquilarum, Rhenus fluvium Germaniae est.

In der Auswahl und Verteilung des Übungsstoffes hat die Verfasser eine durchaus glückliche Hand geleitet. Die Art und Weise, wie der leitende Gedanke, thunlichst frühzeitig zusammenhängende Stücke zu bieten, durchgeführt wird, zeugt von soviel Geschick und Mäfsigung, dafs auch der grundsätzlich anderer Anschauung huldigende Lehrer sich damit einverstanden erklären kann. Jeder einzelne Satz eines solchen "einheitlichen" Ganzen kann für sich herausgenommen und dem Schüler vorgelegt werden. Die Bedeutung der Einzelsätze für eine möglichst allseitige Formübung erkennen die Verfasser vollkommen an, wie denn auch aus praktischen Gründen, besonders in den Lesestücken über die Konjugationen, wiederholt eine satura lanx eingeschaltet wird. Alle Einförmigkeit ist nach Möglichkeit vermieden, der Inhalt wird nirgends nichtssagend. Hauptsächlich sind die Stoffe der Naturgeschichte, der alten Sagen- und der Fabelwelt entnommen. Das Latein haben wir durchgehends nicht nur der Unterrichtsstufe angemessen und wirklich lateinisch gefunden, sondern — was noch mehr sagen will — es läfst sich auch in einfachem, natürlichem Deutsch wiedergeben. Dem wohlbegründeten Grundsatze zu liebe, die consonantische Konjugation — sie wird jetzt immer allgemeiner als die vierte bezeichnet — erst nach Abschlufs der Nominalformenlehre zur Einübung zu bringen, kann man gegen die gelegentliche Verwendung der an sich ja nicht unlateinischen Formen raptare, spectare, vibrare etc. wohl Nachsicht üben (trotz Lattmann: Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Sprachunterrichts. 1892, S. 116). Eher möchten wir bedauern, dafs noch immer an

der Zumpt'schen Fassung der Genusregel über die Wörter auf -o in der III. Deklination festgehalten wurde. Die statistische Beobachtung der Sprache Caesars und Nepos' ergibt etwa 20mal mehr Feminina als Maskulina auf -o. Warum plagt man also die Schüler noch mit den die Regel bildenden Ausnahmen und den "Ausnahmen von der Ausnahme"? Mit den 6—8 Maskulinis auf -o reicht der Elementarunterricht vollkommen aus.

Die deutschen Übungsstücke der II. Abteilung behandeln dieselben Gegenstände, wie die lateinischen; sie stellen sich so lediglich als Wiederholungsstoff dar. Zwar sind die Verfasser zum Glück den Wünschen einiger preufsischer Direktorenversammlungen nicht soweit, wie es in andern Büchern geschehen ist, entgegengekommen, den deutschen Übungsstoff einfach durch Umwandlung der in der lateinischen Abteilung vorkommenden activen Satzformen ins Passivum und umgekehrt zu gewinnen — was ja für Schüler eine ganz heilsame Übung ist, wenn sie es selbständig ausführen lernen. Aber doch hätte die Umarbeitung der lateinischen Vorlagen noch viel einschneidender sein dürfen, um für den Schüler einen wirklich neuen Übungsstoff zur Probe für sein Können, für seine Formsicherheit zu bilden. Mehr oder minder wird doch der mechanischen Thätigkeit oder Denkfaulheit Vorschub geleistet, wenn der Schüler auch nur vermeint, Bekanntes zu übersetzen. Andererseits geht durch die deutschen Parallelstücke auch ein guter Teil des für den Unterricht so wertvollen Reizes der Neuheit beim Übersetzen der lateinischen verloren. Nur ein Beispiel, der Mitte des Buches entnommen, greifen wir heraus; wir geben aus der Erzählung über Niobe, Nr. 223 u. 224, einzelne Sätze und fügen bei, was der Schüler aus Nr. 82 und 83 für die Übersetzung zu entnehmen vermag. a) Opfert nicht unbekannten Göttern! — Talibus deis ne sacrificaveritis! b) Die Göttin befahl ihren Kindern, solchen Frevel zu rächen. — Latona liberos oravit, ut reginae scelus vindicarent. c) Sogleich eilten Apollo und Diana zur Burg von Theben. — (Apollo et Diana) statim ad Thebarum arcem properaverunt. d) Als Apollo die sieben Söhne mit seinen Pfeilen getötet hatte, rief Niobe aus (exclamo): Der Söhne hast du mich beraubt. — Apollo septem Niobae filios sagittis necavit. Tum Nioba: Filiis, inquit, me privavisti. e) Als sie so ausgerufen hatte, tötete Diana auch die Töchter der Königin. — Sed cum ita se iactavisset, Diana omnes septem filias necavit.

Jeder Lehrer weifs, dafs die lateinische Version und lateinische Komposition als geistige Arbeitsleistungen verschieden zu werten sind; jede hat ihre besondere didaktische und methodische Bedeutung. Schon um dem Schüler nicht einen falschen Begriff davon zu geben, was es heifst: eine Sprache kennen, sollte man nicht allzu ängstlich bemüht sein, ihm die Schwierigkeiten der Übersetzung in die fremde Sprache aus dem Wege zu räumen. Wir haben Grund anzunehmen, dafs der Standpunkt der Herrn Verfasser sich mit diesen Ausführungen, die natürlich nur zum geringsten Teile gegen ein einzelnes Buch sich richten, im grofsen und ganzen deckt.

Das **Vokabular** ist sehr zweckmäfsig eingerichtet, der Memorierstoff durch fetten Druck ausgezeichnet. In mäfsiger Zahl werden kurze Hinweise auf etymologisch verwandte, bereits früher gelernte Wörter gegeben. Hier könnte, ohne dem Schüler zu viel zuzumuten, vielmehr zur Entlastung seines Gedächtnisses, sogar noch einen Schritt weiter gegangen werden, wenn die Haupttypen der lateinischen Wortbildungslehre (Ableitung des Substantivs vom Adjektiv, des Adjektivs vom Substantiv) durch ein paar kurze Tabellen veranschaulicht würden. Die Wörter des Vokabulars sind reichlich mit Quantitätszeichen, die im Texte der Übungsstücke mit Recht fehlen, ausgestattet.

Besondere Anerkennung verdient der reine Druck, die hervorragend schöne Ausstattung des Ganzen. Die Kapitelüberschriften und die weiten Zeilenzwischenräume bilden wahre Ruhepunkte für das Auge, so dafs auch nach dieser Seite hin allen Anforderungen Genüge geleistet ist.

Unser Schlufsurteil fassen wir dahin zusammen, dafs die Verfasser des Buches, das aufserdem den Vorzug nach einheitlichen Gesichtspunkten bearbeiteter Fortsetzungen besitzt, ihre Aufgabe nach Form und Inhalt vortrefflich gelöst haben. Auch den Kollegen an Lehranstalten, für welche wegen der Verschiedenheit der Lehrpläne die Einführung des Buches nicht in Betracht kommt — wie in Bayern — sei es als wertvolles Hilfsmittel empfohlen.

Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. Nach der kleinen lateinischen Sprachlehre und dem Übungsbuche von Dr. **Ferdinand Schultz** unter Mitwirkung desselben bearbeitet von Dr. A. **Führer**. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis. 3. Auflage. Paderborn. F. Schöningh. 1894. 8°. VIII u, 105 S.

Die Vorschule des Lateinunterrichtes soll den Gebrauch einer vollständigen Grammatik im ersten Jahre überflüssig machen. Die Zweckmäfsigkeit einer solchen Einrichtung gilt so ziemlich allgemein als anerkanntes Erfahrungsergebnis des lateinischen Elementarunterrichtes. Folgerichtiger wird dem darin enthaltenen pädagogischen Grundsatze von denjenigen Lehrern gehuldigt, die dem Schüler auf der untersten Stufe überhaupt nur **ein** Lateinbuch in die Hand geben; dieses schliefst sich dann natürlich in Regeln und Beispielen genau dem schrittweisen Gange des ersten Unterrichtes an. Die vorliegende Vorschule besteht aus zwei (getrennten) Teilen, dem grammatischen und dem Übungsstoff mit Wörterverzeichnis. Nur über diesen zweiten Teil haben wir hier zu berichten. Die dritte Auflage brauchte in Hinsicht auf die neuen Lehrpläne abgesehen von der Ausscheidung des Übungsstoffes über die Deponentia nur wenige Veränderungen zu erfahren. Da aber das Übungsbuch für das **zweite** Schuljahr den neuen Vorschriften noch nicht angepafst werden konnte, so ist der Abschnitt über die Deponentia dem vorliegenden Büchlein für diesmal noch als Anhang beigegeben worden. — Bezüglich des Plans

und der Einteilung der Vorschule im einzelnen ist auf die Besprechungen der früheren Auflagen zu verweisen. Durch wohlerwogene Zielsetzung und sorgfältige Ausarbeitung hat das Buch sich verdiente Anerkennung erworben. Auch in der neuen Auflage kommt den Einzelsätzen der ihrer Bedeutung entsprechende, d. i. der hauptsächlichste Anteil am Umfange des Übungsstoffes zu. Zusammenhängende Stücke werden immer gleichsam als gelegentliche Gaben eingeschaltet. Dadurch gewinnt der Verf. freie Hand, bei der Auswahl des Wortschatzes lediglich durch das wirkliche Bedürfnis sich bestimmen zu lassen. Dieser summa lex müfsten in so manchem Übungsbuche gerade die „interessantesten", kunstvollst kombinierten Stücke zum Opfer fallen, besonders für die Äsopischen Fabeln und Sentenzen ergibt sich die Pflicht vorsichtigster Auslese. Dadurch, dafs der Verf. in den — abwechselnd sich folgenden — lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Stücken immer wieder neue Formen zur Übung vorführt, stellt er dem Lehrer und Schüler einen verhältnismäfsig grofsen Stoffreichtum zur Verfügung. Um unser Urteil zusammenzufassen: es ist ein sehr brauchbares, auf gründlicher Erfahrung beruhendes Büchlein, das gerade wegen seines im allgemeinen einfachen Charakters vor anderen den Vorzug verdient.

München. O. Schwab.

Holzweifsig Dr. Friedr., Grammatik zur Homerlektüre in kurzer übersichtlicher Fassung zum Gebrauche für Schulen. Leipzig 1893. B. G. Teubner. VI u. 25 S.

Der Verfasser der „griechischen Schulgrammatik in kurzer übersichtlicher Fassung" und der „griechischen Syntax in kurzer übersichtlicher Fassung", welches letztere Büchlein bereits in dritter Auflage vorliegt, hat sich im Einverständnisse mit der Verlagshandlung entschlossen, die auf die Homerlektüre bezüglichen §§ 335—442 der Grammatik in einer Sonderausgabe zusammenzustellen. Den Anfang machen einige metrische Bemerkungen, die sich freilich nur auf das Allernotwendigste beschränken; diesen sind die wichtigsten und häufigsten Erscheinungen der Prosodie angereiht. Der Darstellung der homerischen Formen selbst ist die Vollständigkeit, Bündigkeit und Übersichtlichkeit, welche Eigenschaft der Verf. schon durch den Wortlaut des Titels für das Werkchen in Anspruch nimmt, nachzurühmen. Dasselbe ist, wie sich versteht, nicht zum systematischen Auswendiglernen bestimmt, sondern soll in der Weise beim Unterrichte benützt werden, dafs die bei der Lektüre beobachteten Eigentümlichkeiten in den Sprachformen von Zeit zu Zeit unter Hinweis auf diese Grammatik zusammengefafst werden. — Dafs unter den vom Verf. berücksichtigten Vorarbeiten die „homerische Vers- und Formenlehre" von Kammer (Gotha, Perthes) nicht genannt ist, mufs auffallen.

Homers Odysee. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Erstes Heft. Gesang I—VI. Zehnte berichtigte Auflage besorgt von Prof. Dr. C. Hentze. Leipzig 1895. B. G. Teubner.

Das allbekannte und bewährte Buch ist zwar laut seinem Titel für die Schule bestimmt, seitdem aber als eine Folge der bedeutenden Veränderung im Betrieb der griechischen Klassikerlektüre, wie sie durch die preufsische Reform hervorgerufen worden, die für die jetzigen Bedürfnisse der Schüler berechnete „Anleitung zur Vorbereitung auf Homers Odysee“ von der Hand des Bearbeiters vorliegender Ausgabe erschienen ist, gewinnt letztere für die weiteren Interessen der Studierenden und der Lehrer immer gröfsere Wichtigkeit. Denn abgesehen davon, dafs Hentze mit Sorgfalt und Sachkenntnis die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in Text und Kommentar zu verwerten bestrebt ist, bildet der „Anhang“ der Ausgabe ein durchaus verlässiges, jedem Arbeiter auf diesem Gebiete unentbehrliches Repertorium der gesamten Homerliteratur, von dem nur zu bedauern ist, dafs sein Erscheinen nicht gleichen Schritt mit der Neuauflage des Textes und Kommentars hält.

Auch die neueste zehnte Auflage erscheint durch Benützung der seit der Herausgabe der neunten (1889) angewachsenen umfangreichen Literatur wiederum als eine verbesserte. Der Text lehnt sich im allgemeinen an A. Ludwichs Rezension an. Dem Bearbeiter scheint also die Zeit noch nicht gekommen, über den von den Alexandrinern überlieferten Text hinauszugehen, worin man ihm beistimmen kann, ohne zu leugnen, dafs die Forschung der letzten Jahrzehnte bereits „eine Reihe sicherer Resultate für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes geliefert hat“ (P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 41). In der Setzung der Klammerzeichen war H. sehr vorsichtig. Doch seien einige Bemerkungen hiezu gestattet. Dafs α 139 unbeanstandet geblieben, 140 dagegen eingeklammert ist, erscheint nicht gerechtfertigt. Sint ut sunt aut non sint. α 344 ist kaum mit Recht mit Klammern versehen. Ebenso besteht kein hinreichender Grund zur Verdächtigung von α 356—359 (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIV, 1888, S. 112). In der Athetese von β 274—280 ist Payne Knight vorangegangen; doch ist jedenfalls gegen 274 f. ein begründetes Bedenken nicht zu erheben. γ 95 dürfte kaum zu beanstanden sein; auch γ 244—246 werden wohl zu strenge beurteilt. Andererseits waren α 79 f. mit Klammern zu versehen (a. a. O. S. 111).

Hinsichtlich des Kommentars möchten wir den Wunsch äufsern, dafs, während jetzt nur zu einigen kritisch bedenklichen Stellen sich Anmerkungen finden, bei der Mehrzahl aber auf den Anhang verwiesen wird, künftig zu allen eingeklammerten Versen eine kurze Begründung im Kommentar gegeben werde. Nachdem einmal eine Anzahl kritischer Bemerkungen bereits in demselben stehen, teilweise sogar zu nicht eingeklammerten Stellen, und der Ton des ganzen

Kommentars doch im allgemeinen ein wissenschaftlicher ist, sollte auf die angedeutete Weise eine erhöhte Konsequenz und Gleichfärbigkeit in ihn zu bringen nicht verschmäht werden.

Zu α 1 ist πολύτροπος durch „vielgewandt" nicht genau übersetzt. S. J. La Roche Kommentar zu Hom. Od. 1. Heft S. 108. — δ 143 mufs die Erklärung der Worte υἷι ἔοικεν als ziemlich gezwungen bezeichnet werden. Dafs jeder unbefangene Leser Ὀδυσῆι ἔοικεν erwartet, durfte gewifs bemerkt werden. Auf den Wunsch eines Rezensenten hat der Herausgeber die durch den Kommentar zerstreuten Verweisungen auf die Grammatik von K. W. Krüger in reduzierter Form in den Anhang verwiesen. Schwerlich mit Recht. Sind die Hinweise auf Krüger nicht mehr „zeitgemäfs", so waren sie ganz und gar zu unterdrücken, dafür aber mufste eine andere Grammatik gewählt werden, die an geeigneten Stellen hätte zitiert werden können. Glücklicherweise konnte sich H. doch nicht entschliefsen, der Forderung eines zweiten Rezensenten „den Ballast der Parallelstellen" zu beseitigen, stattzugeben. Es gibt jetzt Schulausgaben genug, welche „das für Schüler Wertlose", wie man heute sich ausdrückt, unberücksichtigt lassen; möge uns in der gediegenen Homerausgabe von Ameis-Hentze ein Buch erhalten bleiben, das dem Schüler nicht unnütz, dem Studierenden und dem Lehrer unentbehrlich ist!

München. M. Seibel.

Hippocratis opera quae feruntur omnia. Vol. I rec. H. Kuehlewein. Prolegomena conscripserunt J. Ilberg et H. Kuehlewein. Lips. Teubner 1895. CXXXII u. 248 S. 8°.

Eine neue Hippokratesausgabe wird allen denen willkommen sein, die aus Neigung oder weil ihre sonstigen Studien mit diesem Zweige der Literatur in irgend welcher Beziehung stehen, sich mit der Sammlung der ärztlichen Schriften befassen, die unter dem Namen des Hippokrates gehen. Denn die für ihre Zeit so verdienstvolle Ausgabe von Littré ist für den Handgebrauch zu voluminös, gegenwärtig nur mehr schwer zu beschaffen und mit einer erdrückenden Masse ohne kritische Sichtung von überall her zusammengetragener Varianten belastet und die Ausgabe von Ermerins in unhandlichen Folianten bezeichnet Littré gegenüber keinen Fortschritt in der Kritik, da sie den handschriftlichen Apparat nicht erweitert. Littré hatte für seine Ausgabe die reichen handschriftlichen Schätze der Pariser Bibliothek ausgebeutet, dagegen kannte er die besten italienischen Handschriften nur aus gelegentlichen Anführungen früherer Editoren. Das Verdienst der neuen Ausgabe besteht nun darin, dafs sie zum erstenmal die Handschriften in Wien, Venedig, Florenz und Rom für die Konstitution des Textes verwertet. Sie sind teilweise von respectablem Alter und hoher Güte, wie der Vindobonensis saec. X, der Parisinus A s. XI, der Laurentianus s. XI/XII, der Vaticanus s. XII und der Marcianus s. XI. Von diesen verwertete Littré nur den Parisinus A und die zahlreichen jüngeren Handschriften derselben Bibliothek, denen in der

neuen Ausgabe nur eine sekundäre Bedeutung zukommt, wie cod. Paris. 2142, 2143, 2144 und 2255/54. Daneben kommt auch die indirekte Überlieferung in Betracht. Sie wird vermittelt durch kurze Citate aus Hippokrates bei den Glossographen Erotian, Herodot und Galen und durch die ausführlichen Kommentare des letzteren zu verschiedenen Werken seines Vorgängers und Meisters. Über diese direkten und indirekten Quellen des Textes handelt Ilberg in den beiden ersten Kapiteln der Prolegomena, das dritte enthält eine umsichtige Untersuchung über die verwickelte Frage des hippokratischen Dialektes aus der Feder Kühleweins. Von dem corpus Hippocraticum bringt der vorliegende erste Band folgende sieben Schriften: Über die alte Medizin, Über Luft, Wasser und Örtlichkeit, Das Prognosticum, Von der Lebensordnung in akuten Krankheiten (echter und unechter Teil), Epidemien 1. und 3. Buch. Die Abweichungen des Textes von der Recension Littrés sind sehr zahlreich, aber meist wohl begründet und stellen einen entschiedenen Fortschritt in der Gestaltung des Textes dar. In ganz besonderer Weise zeigt sich dies in der interessanten Schrift *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*. Hier sind durch die Benützung eines codex Barberinus und der Lesarten aus einem verlorenen codex Gadaldinus zahlreiche Stellen evident gebessert worden. Doch bleibt auch jetzt noch für die philologische Kritik manches zu thun übrig und es ist zu wünschen, dafs gerade das Erscheinen dieser neuen Ausgabe zu wiederholter Prüfung schwieriger Stellen und zu grammatischen und lexikographischen Studien auf einem noch so wenig bearbeiteten Gebiet der griechischen Literatur Anlafs geben möge. Ein paar Bemerkungen, die sich dem Ref. beim Studium des vorliegenden Bandes ergeben haben, mögen diese Anzeige beschliefsen.

P. 10. 9 ist *καὶ* in A wohl nur durch ein Versehen ausgefallen und mit den anderen Handschr. in den Text zu setzen. 33, 5 lies *ἀλλήλῃσι* statt *ἀλλήλοισι;* die gleiche Verwechslung begegnet in den Hdschr. 67, 13. 33, 6 erscheint es, wenn man Stellen wie 55, 3. 18 u. 59, 11 vergleicht, gewagt mit b *ἐφ' ἑωυτῶν* zu schreiben; die Präposition wird besser wegbleiben. 36, 10 ist wie 37, 9 der Artikel vor *κοιλίαι* einzusetzen. 58, 23 könnte man statt des unmöglichen *ἐκφύονται* das einfache, oft in Verbindung mit *αὐξάνω* vorkommende *τρέφονται* vermuten. Sollte 59, 5 nicht *τεκμήριον τοῦτο* st. *τούτων* und 67, 7 *διὸ* st. *διότι* zu schreiben sein? 109, 6 fehlt bei Galen nach der von mir verglichenen Hdschr. das Pronomen *τις*, was für die Konjektur *καὶ ὁ μὴ ἰατρὸς δύναιτο ἂν* spricht. An sehr vielen Stellen bestätigt dieselbe Hdschr. die von Kühlewein in den Text aufgenommene Lesart, wie 111, 14 *ἐπεί τοι*, 114, 13 *ἢν δοκέῃ προσδεῖν*, 115, 3 *βραδύτερον πλαδῶντα*, 115, 11 *δοκεῖ κρίνειν*, 116, 21 *σημήνῃ*, 117, 9 *ὅτι ἀποθανόντων*, 117, 19 *συντιμωρεῖ*, 119, 12 *ἀπὸ τρόπου χρησάμενον*, 122, 21 *διαφέρει μέγα*, 123, 16 *καθεύδειν μὴ δύνηται*, 124, 10 *διαψύχονται;* also ist die Bemerkung, Galen habe im Text *διαψύχεται*, hinfällig. 124, 13 hat auch Galen *προηρισθήκεσαν*, 125, 12 *ἐνέγκαιεν*, 126, 8 *ἐμποιεῖ ἐν τῇσι κοιλίῃσι*, 128, 6 *ὀξέων νούσων*, 128, 17 *εἰ μὴ πάμπαν ἡ νοῦσος εὐήθης εἴη*, 129, 7 *ὅτι τοιούτοισι*. — Die Vergleich-

ungen der Handschriften scheinen mit der gröfsten Genauigkeit angefertigt zu sein; Ref. kann dies wenigstens für das erste Buch der Epidemien bestätigen, wo er selbst die Pariser Handschrift nach Littrés Ausgabe collationiert hat. Nur folgende unbedeutende Differenzen scheinen erwähnenswert: A hat 180, 12 *βορίου γιγνομένης*, 184, 18 *ὑγιειρῶς*, 19 *ἦρος*.

Mögen die Herausgeber ihr nach so gründlichen und umfassenden Vorbereitungen begonnenes Unternehmen, das so viel Aufopferung und Selbstverleugnung erfordert, unitis viribus glücklich zu Ende führen!

Augsburg. Gg. Helmreich.

Plutarchi Cheronensis Moralia recogn. Gregorius N. Bernardakis. Vol. VI. Lips. Teubner 1895.

Mit dem vorliegenden 6. Band hat Bernardakis seine Ausgabe von Plutarchs Moralia, abgesehen von den kleinen, zerstreuten Bruchstücken, die einen 7. Band bilden sollen, vollendet. Enthalten sind in unserem Band folgende Schriften: Aqua an ignis utilior, De sollertia animalium, Bruta ratione uti, De esu carnium I und II, Platonicae quaestiones, De animae procreatione in Timaeo, Epitome libri de an. procr., De Stoicorum repugnantiis, Stoicos absurdiora poetis dicere (epitome), De communibus notitiis, Non posse suaviter vivi sec. Epic., Adversus Coloten, De latenter vivendo, De musica.

Das über die vorhergehenden Bände Gesagte gilt auch hier: Eine fleifsige und sorgfältige Vergleichung der Handschriften, ein ausgedehntes Studium der Plutarchliteratur, ein sicheres Verständnis für die Sprache des Schriftstellers, dabei eine grofse Besonnenheit in der Aufnahme von Verbesserungen in den Text treten fast auf jeder Seite hervor. Hie und da wäre vielleicht sogar etwas weniger Zurückhaltung wünschenswert gewesen. So wäre, um nur ein derartiges Beispiel anzuführen, p. 956 f. die Aufnahme von Patzigs *ψυχρόν* für *ὑγρόν* durch den Zusammenhang vollkommen gerechtfertigt. — Eine Reihe von beachtenswerten Verbesserungsvorschlägen anderer Gelehrten scheint der Herausg. nicht absichtlich übergangen zu haben. Ich hebe zunächst unter den nicht wenigen Konjekturen, die Herwerden in seinen Lectiones Rheno-Traiectinae, Leyden, Brill 1882, macht, folgende als nach meiner Ansicht in Betracht kommend hervor: P. 965 d. vermifst er bei den Worten *πάλαι γὰρ ὁ Σόλωνος ἐκλέλοιπε νόμος τοὺς . . . . προσγενομένους κολάζων* nach *νόμος* den Artikel. P. 985 c. schreibt er *οὐδένα μῦθον* für *οὐδὲ μ.*, 1033 d. *διελινῦσαι* für *διελκύσαι*, 1076 a. *ἅτερος θατέρου* für *ἕτερος θατ.* Gut scheint mir auch 1123 c. *γραφεὺς δεινῶν* für *δεινός* und 1127 c. die Hinzufügung von *καὶ Λυκούργου* nach den Worten *αὗται γὰρ ἦσαν ἐπιθυμίαι Σόλωνος*. Denn die Auslassung von *καὶ Λυκ.* erscheint in der That bei Betrachtung des vorhergehenden wie des folgenden Satzes sehr auffallend und mag durch die zwei folgenden, nicht ganz unähnlich aussehenden Wörter *καὶ λοιδορῶν* verursacht sein. Auch p. 1099 e. war Herw. beachtenswert, wo er das allgemein für falsch geltende *ἀντι-*

παρεπέμπετο verteidigt, indem er es im Sinn von ἀντιπαρηγορεῖν versteht, gestützt auf zwei Stellen in den Moralia, 720 d. παρέπεμψαν τοὺς ἀνθρώπους und 1130 c. παραπέμποντες αὐτούς. Der Erwähnung wert wäre wohl auch gewesen, was Döhner in s. Quaest. Plut. part. II. bezüglich folgender Stellen sagt. Zu p. 1086 c. bemerkt er: Nomen Ἀριστοδήμου pro Ἀριστοτέλους confidenter restituendum erit vel potius ex Harleiano codice recipiendum. 1090 e. schlägt er für das falsche εὐβράγκην vor ἐκβραστήν (zu vgl. u. a. Plut. Vit. p. 392 c., Mor. p. 294 f., Aristot. de mundo p. 396, 3). Ferner setzt er 1091 e. für das falsche ἀπουλωτίστου, wofür der Herausg. ἀμωλωπίστου in den Text aufgenommen hat, ἀνεπιθολώτου, unter Hinweis u. a. auf Mor. p. 725 d. P. 1103 c. wird seine Korrektur αὖραν für αὐγήν durch das Folgende sehr beachtenswert. Von den sonstigen Konjekturen, deren Nichtbeachtung mir auffiel, erwähne ich noch Haupts ὡς κεχαρισμένον für ἢ κεχ. 1065 e. (die Verwechslung von ὡς und ἢ ist häufig) und Reiskes ἐνίων ἑορτῶν für ἑτέρων ἑορτ. 1102 b. Hie und da ist eine Konjektur des Herausg. nicht neu, z. B. p. 989 e. χλανίδος, was schon Herwerden, und 1138 c. φιλομελεῖς, was schon Bergk (Rhein. Mus. 1865) vorgeschlagen hat.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich noch, dafs von der editio maior der Moralia, die der Herausg. schon in der Vorrede zum 1. Bande in Aussicht stellte, nunmehr eine Probe vorliegt, nämlich die Schrift *Τὸ ἐν Δελφοῖς Ε*, gewidmet Ernst Curtius zu seinem 80. Geburtstage, Leipz. Teubner 1894. Es ist hier eine Fülle kritischen Materials verwertet, insbesondere sind die verschiedenen handschriftlichen Lesarten mit einem staunenswerten Fleifse zusammengetragen.

Kempten. D. Weifs.

Lucianstudien von Dr. Joh. Rentsch, Gymnasialoberlehrer. Osterprogramm, Plauen 1895. 44 S. 4°.

Von zwei Abhandlungen bietet die erste eine vergleichende Charakteristik Lucians und Voltaires. Davon ausgehend, dafs „ähnliche Kulturbedingungen gleichartige literarische Erscheinungen und verwandte Geister von übereinstimmender Entwicklung hervorrufen“, vergleicht der Verfasser die beiden Satiriker nach ihrem Leben, nach ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. besonders soweit sie gegen Philosophen und religiöse Anschauungen gerichtet ist, und führt aus den Schriften beider manches Interessante an. Doch ist daran auszusetzen, dafs er in dem Bestreben die Kulturbedingungen recht ähnlich erscheinen zu lassen, über das von Voltaire verspottete Christentum, d. h. hauptsächlich katholische Einrichtungen und Gebräuche, ein schiefes Urteil fällt, dafs dadurch der Religionsspötter in manchen Punkten viel zu gut wegkommt, um so schlechter aber das Papsttum und die Jesuiten, welch letztere eine Beurteilung erfahren, wie man sie in der jesuitenfeindlichen Presse zu sehr gewohnt ist. Namentlich Sprüche, wie der auf S. 5: „Lucian besonders hat Ursache, rastlos die Klinge zu ziehen gegen die ungezählten dünkelhaften, heuchlerischen, habgierigen After-

philosophen seiner Zeit, jene Jesuiten des 2. Jahrhunderts, die Feinde wahrer Weisheit und Vernunft, die dem Volke die Köpfe verdrehten und den Beutel schröpften", sind doch zu wohlfeil und nicht nach jedermanns Geschmacke.

Inhaltsreich und anregend ist die zweite Abhandlung „Das Totengespräch in der Literatur". Nach einer kurzen Besprechung der Vorbilder Lucians werden dessen Totengespräche erörtert, hierauf die Nachahmungen zuerst bei den Byzantinern, dann im Abendlande seit dem Auftreten der Humanisten behandelt. Großer Fleiß und umfassende Belesenheit sind hier zu rühmen.

Um auch kleinere Dinge zu berühren, muſs sich Ref. gegen die Schreibweise „Epikuräer" (S. 7) und „pythagoräisch" (S. 15) wenden. Und wenn S. 25 letzte Z. „Die berühmte Horazstelle porcus e grege Epicuri" erwähnt wird, so wäre zu wünschen, daſs ein solches Citat unverändert angeführt würde.

Eichstätt. Dr. J. Gg. Brambs.

Dr. H. Menge, Repetitorium der griechischen Syntax, für die obersten Gymnasialklassen und namentlich zum Selbststudium bearbeitet. Vierte umgearbeitete Auflage. Wolfenbüttel. Zwiſsler, 1895. I. Teil Fragen: 63 S., II. T. Antworten: 135 S. Preis 3 M.

Die neue Auflage ist der vorigen gegenüber nicht unerheblich gekürzt, 63 und 135 statt 74 und 215 Seiten. Dabei ist der Übersetzungsstoff im wesentlichen derselbe geblieben und hat hier und da sogar eine Vermehrung erfahren; bedeutende Umgestaltungen dagegen hat die Syntax erlitten nicht nur durch Ausscheidung einer groſsen Zahl entbehrlicher Einzelheiten und knappere Fassung der Regeln, sondern hauptsächlich dadurch, daſs der Verfasser ihr seine „Griechische Syntax für die obersten Klassen der Gymnasien (Wolfenbüttel. Zwiſsler, 1890)" zugrunde gelegt hat. Da diese im 27. Bande dieser Blätter S. 409 f. von mir besprochen worden ist und die dritte Auflage des Repetitoriums in Bd. 23 S. 259 f., kann ich mich hier auf die Bemerkung beschränken, daſs ich meinen früheren Urteilen über diese Bücher nichts hinzuzufügen habe und mich dem Wunsche des Verfassers, daſs das Buch in seiner neuen Gestalt auch unter den augenblicklichen, seiner Benutzung durchaus abholden äuſseren Verhältnissen hier und da einigen Segen stiften möge, von ganzem Herzen anschlieſse.

Zum Schlusse merke ich noch ein paar Kleinigkeiten an: Auf S. 83 des II. Teils dürfte in der Anm. „Wenn diese Ausdrücke (χρῆν, ἔδει u. dgl.) im Hauptsatze einer irrealen Periode stehen, wird ihnen ἄν hinzugefügt" doch wohl beizusetzen sein „in der Regel", da doch ἄν nicht selten auch fehlt. — Daſs φάναι nur den Infinitiv nach sich hat, ist nirgends angegeben. — Nach der Bemerkung auf S. 89 des II. Teils muſs der Schüler ὡς nach den Verben des Glaubens und Meinens für die gewöhnliche Konstruktion halten. — Zu der Anm. auf S. 97 desselben Teils wäre der Zusatz „Negation οὐ" erwünscht.

— In dem 3. Beispiel auf S. 99 scheint βασιλέα zu fehlen, und im 9. kann sich der Schüler den Infin. ἐπερέσθαι nicht erklären. — Auf S. 117 Mitte steht φανερὸς εἶναι, δῆλος εἶναι. — Auf S. 39 ist in Nr. 64 geschrieben „von einem Substantive, von einem Adjektive", während sonst das e fehlt. — Druckfehler habe ich im II. Teile folgende bemerkt: S. 9 Beispiel 9 πνάτες für πάντες, S. 47 β) ῇ für ἤ, S. 71 b. ἔξευξε für ἔζευξε, S. 86 Beispiel 1 ἀποθνήσκων für ἀποθνήσκων, S. 109 Beisp. 1 ἐπιτελέσει für ἐπιτελέσαι und S. 115 b. χρηστοτάτας für χρηστότατος; ferner ist auf S. 97 in Beisp. 11 καὶ ausgefallen und endlich S. 75 im 14. Beispiel hinter εἰκόντων und im 5. auf S. 102 hinter ὅσα das Komma zu tilgen.

Regensburg. Friedr. Zorn.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche und aus dem Deutschen in das Griechische von Joseph Pistner, Gymnasialrektor in Straubing. I. Teil: das Nomen und regelmäfsige Verbum auf ω (mit Ausschlufs der Verba liquida). Zweite Auflage. München 1894. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis 1 M. 50 Pf.

Pistners Übungsbuch erschien in 1. Auflage i. J. 1889. Nachdem an den inländischen Anstalten für die Erlernung der griechischen Etymologie lange Jahre die Übungsbücher von Halm im Gebrauche gewesen, machte Pistner den Versuch, den griechischen Anfangsunterricht durch Vereinigung deutsch-griechischer und griechisch-deutscher Übungsbeispiele in einem Bändchen zu vereinfachen: es sollte dem Schüler durch unmittelbare Gegenüberstellung des Deutschen und Griechischen die Erlernung der antiken Sprache erleichtert werden. Dieser Anlage hat neben anderen Vorzügen das Buch auch wohl die rasche Einführung an vielen bayerischen Anstalten zu verdanken. Die 2. Aufl. hat gegen die 1. nur insoferne eine kleine Änderung erfahren als entsprechend der Schulordnung vom 30. Juli 1891 (§ 11, 2) die verba liquida ausgeschieden wurden, um im 2. Bändchen Aufnahme zu finden; weitere Änderungen wurden abgesehen von Korrekturen nicht vorgenommen.

Im allgemeinen genügt das Buch gewifs billigen Anforderungen nach allen Richtungen; dem einen oder anderen Wünschenswerten wird wohl die Praxis in einer neuen Auflage Verbesserung bringen. Hier möge es genügen, auf einiges hinzuweisen, was etwa geändert werden kann. In der 1. Deklination mufs der Anfänger viele Abstrakta lernen, wie σωφροσύνη, ἐπιθυμία, ἐγκράτεια, bevor er θυμός, σώφρων und ἐγκρατής kennt, während wichtige Konkreta wie μάχη, στήλη, ὕλη fehlen. Auch dürfte es fraglich erscheinen, ob beim Verbum die Einschaltung des Mediums und Passivs unmittelbar nach dem Aktiv sich empfiehlt, und ob es nicht besser wäre, zuerst die verba contracta zu nehmen, weil sonst der Schüler gar zu leicht die aktiven und passiven Formen verwechselt. Kleine Unebenheiten treten auch sonst

da und dort zu tage. S. 17 weifs der Schüler nicht, was er mit *γιγνώσκω τινί* anfangen soll, weil er *τὶς* noch gar nicht kennt. In § 30, 6) ist der Satz: *τῷ δειλῷ ὁ θάνατος μόνος φοβερός ἐσιι* zu ändern in *τῷ δειλῷ μόνῳ* oder *μόνῳ τῷ δειλῷ ὁ θάνατος φοβερός*. § 34, 6) und 55, 5) ist zu bemerken: das ägäische Meer heifst *Αἰγαῖος πόντος* (*κόλπος*) oder *Αἰγαῖον* (*πέλαγος*). Im griechischen Wörterverzeichnis (S. 137) steht fälschlich *τετράποδον* statt *τετράπουν* sc. *ζῶον* (cf. p. 160); *τετράποδα* sc. *ζῷα*. In § 116 7) soll es st. Unterweisungen K e n n t n i s s e heifsen.

Auch manches Sätzchen findet sich, mit dem der Schüler nichts rechtes anzufangen weifs, z. B. § 86 10), 92 2), 119 14), 142 16), 156 5), 180 8), 186 2), 198 9), 211 (*ἀδίκων ἄρχεις χειρῶν*).

Nicht selten finden sich die nämlichen Sätze zu wiederholten Malen, z. B. § 41 4) und 46 4), 58 16) und 60 9), 93 9 und 107 14), 106 7) und 86 4), 149 13) und 105 3), 152 5) und 165 8), 171 16) und 175 9), 180 7) und 182 3). § 27 5) ist mit 46 9) ganz gleich lautend, enthält aber wohl auch einen geschichtlichen Irrtum. — § 144 ist *χράομαι* mit Dativ angegeben: in § 145 und so auch später wiederholt sich immer die gleiche Angabe; ebenso v e r g l e i c h e n mit D a t i v § 60 6), 63 6), 68 6), 70 5), 128 11), 130 11). In § 46 10) steht: die Alten g l a u b t e n, aber das Imperfektum ist noch nicht gelernt, so wenig als § 107 5) das Passiv.

An Druckfehlern sind etwa anzuführen § 12 1) *ἐγκρατειαν* st. *ἐγκράτειαν*; § 68 4) *ἦσθα* st. *ἦσθα*, § 86 6) *πολλάκες* st. *πολλάκις*, § 94 4) *Πίτταχος* st. *Πιτταχός*, § 96 10) und 113 8) *πολλῶ* st. *πολλῷ*, § 142 8) *ἔσιι* st. *ἔσιι*, § 159 7) *μνημην* st. *μνήμην*, § 178 8) *χώρα* st. *χώρᾳ*; S. 120 *Ἀρταξέρξης* st. *Ἀρταξέρξης*; S. 131 u. 153 *Νῖσος* st. *Νῖνος*; S. 149 *Ἰθακή* st. *Ἰθάκη*, p. 150 *τέκτον* st. *τέκνον* (Kind).

Die Ausstattung ist tadellos.

München. F.

S c h u l b i b l i o t h e k f r a n z ö s i s c h e r u n d e n g l i s c h e r P r o s a s c h r i f t e n a u s d e r n e u e r e n Z e i t. Mit bes. Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. gr. 8. geb. Berlin 1894/95. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Diese neue Bibliothek soll nur Prosaschriften des XIX. Jahrh. bringen und besonders die Realien berücksichtigen. Die Tendenz der Sammlung wird sich aus den folgenden Einzelbesprechungen des bisher Erschienenen ergeben. Die innere Ausstattung der schön gebundenen Grofsoktavbändchen ist vortrefflich, besonders auffallend ist der den Augen aufserordentlich wohlthuende grofse Druck des Textes: 12 Seiten der bekannten Velhagenschen Ausgaben, die doch nur kleinoktav sind, würden in dieser Gärtnerschen Ausgabe trotz des gröfseren Formates der letzteren 13 Seiten einnehmen.

Abteilung I: Französische Schriften.

1. Bändchen: Maxime du Camp, Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIXe siècle. Herausg. von Dr. Th. Engwer, Oberlehrer in Berlin. Mit einem Plan von Paris. Geb. M. 1,50.

Mit Ausnahme der beiden ersten Seiten, die für denjenigen wenig Interesse haben, der Paris nicht gesehen hat, sind die übrigen 112 Seiten durchaus anziehend; denn der Autor weifs seine Daten und statistischen Angaben stets mit interessanten historischen Beziehungen zu verbinden, und versteht es vortrefflich, stets allgemeine Gedanken zu entwickeln und weite Ausblicke zu eröffnen. Die auf 26 kleingedruckten Seiten stehenden Anmerkungen erklären gewissenhaft die sachlichen Schwierigkeiten des Textes; grammatische Bemerkungen sind glücklicherweise ganz weggeblieben. Ein Anhang von 32 Seiten kann als eine Art Bädeker für eine Reise nach Paris und einen Aufenthalt dortselbst bezeichnet werden. An Erklärungen hätte noch hinzugefügt werden sollen zu Seite 59 Zeile 3, dafs das tombeau de Scipion ein altarähnlicher Sarkophag ist (s. Baumeister, Denkm. des klass. Altert. III S. 1557); zu S. 59 Z. 14, dafs sphinx atropos der Totenkopf genannte Schmetterling ist; zu S. 71 Z. 6, dafs Aleph Ochse, Beth Haus bedeutet. S. 63 Z. 2 hätte compendiums métriques erklärt werden sollen; wahrscheinlich bedeutet es hier: Lehrmittel für metrisches Mafs und Gewicht. Seite 83 ist die Verballhornung »Dictionnaire des Capricieuses« vom Herausgeber in der Anmerkung mit Précieuses richtig gestellt, entgangen ist ihm aber die andere: »Ivan et Noë par Walter Coq«, indem er hier in der Anmerkung 17 auf Seite 137 angibt: „Ein heute unbekannter Schriftsteller", während doch Ivanhoe par Walter Scott gemeint ist. Seite 68 Z. 13 tilge die Zahl 2 nach jésuites; Seite 76 Z. 5 v. u. sollte Université 1 statt 12 stehen; S. 78 Z. 3 v. u. lies dépôt statt dépot; S. 163 Z. 3 v. u. und S. 164 Z. 1 lies correspondance statt concordance und S. 169 Z. 12 lies ihren statt seinen. Auf dem beigegebenen, etwas zu kleinen Plane von Paris vermifst man sehr die Namen der Brücken über die Seine.

2. Bändchen: Excursions et Voyages. Herausg. v. Dr. K. Sachs, Prof. am Realgymn. zu Brandenburg a. H. 64 Seiten Text, 20 Seiten Anmerkungen. Geb. M. 1,50.

Das Büchlein enthält 3 Aufsätze von drei verschiedenen Verfassern. Die erste (21 Seiten): Comment on voyageait dans l'ancienne France von Ch. Dufayard, Geschichtsprof. zu Grenoble (nicht Grénoble, wie im Vorwort und Seite 71 Anm. 65 steht) ist stellenweise in etwas lockerem Tone geschrieben und enthält hie und da unmotivierte Ausfälle gegen die Geistlichkeit und die Deutschen. Für eine katholische Schule dürfte dieser Aufsatz eine unpassende Lektüre sein. Die zweite Abhandlung (15 Seiten) ist ein aus dem Deutschen des H. Meyer von dem Schweizer Derrey übersetzter Bericht von der ersten Besteigung

des Kilimandscharo. Da alle Karten und Abbildungen fehlen, macht diese Erzählung einen ziemlich unbefriedigenden Eindruck. Einige Wendungen klingen etwas unfranzösisch, wie S. 23 Z. 35: les hommes reçurent des vêtements de laine de dessus et des chaussures, pour autant (statt en tant) que nous n'étions pas obligés d'en garder pour nous: Seite 33 Z. 1: Par là-dessus (statt Par-dessus le marché oder En outre), le grésil se mit à tomber en bourrasques; ibid. Z. 20: à l'exception d'un anéroïde et d'un thermomètre que je glissai en lieu (statt en guise) de portefeuille dans la poche de mon habit; Seite 35 Z. 26: En passant je pris en fait d'échantillons de pierres ce qui me paraissait le plus curieux klingt wenigstens schwerfällig. Die Monatsnamen haben in diesem Stücke befremdender Weise grofse Anfangsbuchstaben. Der 3. Aufsatz (28 Seiten): La traversée de la Manche von Fleury, welcher die Versuche behandelt, die Überfahrt über den Kanal durch einen Tunnel oder eine Brücke abzukürzen, ist sehr anziehend geschrieben. Die Erklärungen sind sehr gründlich. Da mit den Anmerkungen nicht gespart ist, so hätte noch hinzugefügt werden können, dafs die Worte S. 4 Z. 4: la diligence se meurt, la diligence est morte eine Nachahmung der Worte Bossuets: Madame se meurt, Madame est morte in seiner Leichenrede auf Henriette-Anne d'Angleterre, duchesse d'Orléans sind; ferner dafs die Worte S. 14 Z. 2 v. u. que faire en diligence, à moins qu'on ne regarde? sich an Lafontaines Fabel II, 14 anlehnen: car que faire en un gîte, à moins que l'on ne songe? S. 19 Z. 2 v. u. sollte nach Berlin 42 statt 44 stehen; Seite 65 Anm. 5 sollte nach „Mordthaten" noch beigefügt sein: und schwere Eisenbahnunfälle. Seite 74 Anm. 85 fehlen die Bindestriche zwischen Anne Robert Jacques.

3. Bändchen: D'Hérisson, Journal d'un officier d'ordonnance. Auszug von Dr. Hengesbach. Mit einer Karte von Paris und Umgegend. 113 S. Text, 18 S. Anm. Geb. M. 1,5).

Diese Schilderung der Belagerung von Paris (1870) ist eben so interessant, als die von Sarcey, nur ist sie in etwas weniger schwierigem Stile geschrieben. Die Anmerkungen erklären das Sachliche recht gut. Es findet sich nur ein einziger Druckfehler (ne statt en S. 87 letzte Zeile). In der Anmerkung zu Seite 82 ist zu korrigieren, dafs das Neutralitätszeichen der Genfer Konvention nicht die rote Armbinde ist, sondern eine weifse Armbinde mit rotem Kreuz.

4. Bändchen: Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Erklärt von Dr. W. Kasten. 86 Seiten. Geb. M. 1.—.

Die drei der Revue des deux mondes entnommenen Aufsätze behandeln klar und ausführlich: L'air et la vie, Les ballons et la navigation aérienne und Les aurores boréales. Die Anmerkungen, die diesmal unter dem Texte stehen, sind reichlich und gut und machen das besonders für Realgymnasien und Realschüler geeignete Buch auch für schwächere Schüler verständlich.

6. Bändchen: O. Reclus, En France. Auszug von Dr. K. F. Th. Meyer in Kassel. 123 S. Text, 16 S. Anm. Geb. M. 1,40.

An der Hand einer grofsen und genauen Karte verfolgt, vermittelt die Lektüre dieses Buches viel geographische Kenntnis. Das 4. Kapitel: La langue française en France, en Europe, dans le monde, welches fast die Hälfte des Ganzen (51 Seiten) einnimmt, schien dem Ref. ermüdend. Der an Johannes Scherr erinnernde Stil ist ungemein lebhaft und sprudelnd. Doch scheint es, als ob die neugebildeten oder ungewöhnlichen Wörter, wie sylve, clarisonance, intussusception, détonnement, hétéroglossie und die häufigen Zusammensetzungen mit phone, wie arabophone, francophone im Sinne von arabisch, französisch sprechend, selbst la francophonie als Substantiv, die Sprache entstellten, statt sie zu verschönern; das gebräuchliche saintongeois ersetzt Reclus zweimal durch saintongeais. Der Herausgeber hat viel erklärt, trotzdem bedürfen noch einige Stellen der Erläuterung, wie S. 107 Z. 23: chanter les psaumes des enfants de Corée, S. 77 Z. 22: le nord-est de l'Amérique Septentrionale, que le «testament d'Adam» semblait nous avoir légué und, S. 121 letzte Zeile, das schwer verständliche: le hasard les poussa vers un monde à prendre au néant, was wahrscheinlich heifsen soll: „trieb sie nach einer dem Nichts zu entreifsenden Welt". Aufser den kleinen Versehen Philippe Auguste, novo latin, die mit trait d'union zu schreiben sind, findet sich nur ein einziger Druckfehler: S. 60 Z. 12 lies que statt qui.

9. Bändchen: E. Despois, Le théâtre français sous Louis XIV. Auszug v. Dr. Erzgraeber. 91 S. Text, 16 S. Anm. Geb. M. 1,20.

Besonders schön in dieser gründlichen Arbeit des Despois sind die zwei letzten Dritteile, welche sich für Schüler, die mit Corneille, Racine und Molière einigermafsen bekannt gemacht sind, als anziehende Lektüre erweisen dürften. An Druckfehlern findet sich aufser einem verkehrten L nur lieutnant (S. 25 Z. 5). Die Anmerkungen sind recht gut und sorgfältig. Die Ausgabe ist auch Lehrern zu empfehlen, die das Original sich nicht anschaffen wollen.

10. Bändchen: Napoléon Bonaparte. Aus H. Taine's Les origines de la France contemporaine. Erkl. von Prof. Dr. Schmitz in Erfurt. 125 S. Text, 16 S. Anm. Geb. M. 1,40.

Dieser Auszug enthält eine überaus scharfe Zeichnung von Napoleons Charakter, welche den Leser völlig gefangen nimmt. Ob einzelne Partieen des gut erklärten Buches auch für eine Prima nicht zu hoch sind, mufs der Versuch, dessen diese Ausgabe wohl würdig ist, erweisen. An Druckfehlern sind zu bemerken: S. 11 steht avril, aber Juin und Août. S. 50 lies «n'en statt n'« en. S. 117 Z. 35 lies ou statt du. S. 57 ist es mehr als zweifelhaft, ob soigner un chien ihn durchprügeln heifst, nachdem schon discipliner und empêcher de mordre hors de propos unmittelbar vorausgegangen sind.

11. Bändchen: H.-B. de Saussure, Le Montblanc et sa première ascension. Aus Voyages dans les Alpes. Bearb. von E. Peschier, Gymprf. a. D. in Lahr. Mit einer Karte. 12 S. Einl., 119 S. Text, 22 S. Anm. Geb. M. 1,50.

Diese mit grofser Liebe bearbeitete Ausgabe enthält sehr interessante Schilderungen von Land und Leuten von Chamonix und von Bergbesteigungen im Montblancgebiete. Die beigegebene Bädekerkarte erscheint zum Verständnisse der Bergtouren nicht genügend, und ohne gute und zahlreiche Photographieen der durchwanderten Strecken wird die Schrift nicht das Interesse von Lesern erwecken können, die nicht schon an Ort und Stelle gewesen sind. Es ist dies das Mifsliche, das sich bei allen ähnlichen Schilderungen zeigt: nur die anekdotenhaften Zwischenfälle bei solchen Unternehmungen kann sich der Leser gut vorstellen, das Übrige verschwimmt vor dem geistigen Auge. S. 19 Z. 20 lies demi statt emi; S. 21 Z. 32 lies leur statt sa; S. 55 Z. 22 lies dysenterie st. dyssenterie; S. 65 Z. 27 sollte im Original nicht faisait statt fait stehen? S. 89 Z. 4 ist que heureusement auffallend, da S. 98 Z. 19 qu'environ steht; S. 112 Z. 12 fehlt peu vor plus; S. 115 Z. 30 lies dans statt de. Aufserdem ist noch zu S. 34 Anm. 3 zu berichtigen. dafs der Akanthus nicht zum jonischen, sondern zum korinthischen Säulenschmuck gehört.

12. Bändchen: G. Bruno, Francinet. Auszug und Erkl. von Oberl. Bretschneider in Rochlitz i. S. 154 S. Text, 12 S. Anm. Geb. M. 1,50.

Diese Schrift enthält meist in Gesprächsform und im Rahmen einer einfachen Erzählung allerlei Belehrung über die Grundbegriffe der Sittenlehre, Rechtspflege, des Staatslebens und der Volkswirtschaftslehre. Der Anfang ist etwas unnatürlich, da das achtjährige Mädchen wie eine Erwachsene spricht, und auch die dort geschilderten Vorgänge sind etwas unglaublich, von S. 25 an jedoch ist kein Einwand mehr zu erheben, und der pädagogische Wert der Schrift wird durch kein störendes Beiwerk mehr beeinträchtigt. Der Herausgeber will das Buch dem Unterrichte in Tertia zuweisen, doch scheint dies doch noch etwas zu früh. Von Druckfehlern habe ich nur wenige bemerkt: S. 32 Z. 26 lies du statt dn; S. 76 Z. 2 lies devoirs statt devoir; S. 144 Z. 27 setze Punkt statt ?; S. 156 Note 48, 22 lies arithmétique statt arithméthique. Die Anm. 3 Seite 81 beanstandet den Ausdruck faire le lundi, da für „blauen Montag machen“ häufiger faire le bon lundi gebraucht werde. Das habe ich noch nie gelesen; Sachs hat faire le lundi und als popul. Ausdruck fêter saint Lundi oder la saint-Lundi; auch die Akademie hat nur faire le lundi. Seite 91 halte ich das Wort savetonnier nicht wie der Herausgeber für eine scherzhafte Wortbildung für savetier, sondern für den in den alten Zunftordnungen üblichen Ausdruck. S. 124 Note 1 heifst pour le service du roi nicht „für die Dienerschaft des Königs“, sondern „für den König“. S. 125 heifst du coup nicht „diesmal“ sondern „sofort“ s. Sachs s. v. Nr. 22.

— Die Anmerkungen sind recht gut. Ein eigenes Heftchen mit Präparationen und Wörterbuch erhöht den Wert dieser Ausgabe.

16. Bändchen: E. de Amicis, Du Cœur. Herausg. v. Dr. G. Strien, Dir. d. Realg. zu Halle a. S. 111 Seiten Text. Geb. M. 1,20.

Dieser Auszug aus dem bekannten Buche ist geschickt gemacht, doch enthält er trotz der Kürzung noch manches für unseren Geschmack Fremdartige, wie z. B. die allzu weichmütige Stellung, die der Lehrer seinen Schülern gegenüber einnimmt und die einem deutschen Schüler fast komisch erscheinende Sitte der italienischen Knaben, einander zum Ausdruck der Billigung oder der Dankbarkeit zu umarmen und evviva zu rufen. Die von einem Pastor der französischen Schweiz herrührende Übersetzung liest sich im allgemeinen wie eine echtfranzösische, doch ist der Ausdruck Seite 12 Zeile 1: ému de pitié à l'ouïe de cette lamentable histoire gewifs nicht korrekt, sowie auch die Sätze S. 18 Z. 2: ton père, auquel le mien est très honoré de pouovir serrer la main und S. 84 Z. 2: il lutta contre le courant qui voulait le submerger von einem guten Stilisten anders gewendet worden wären. — Der Schwierigkeit nach dürfte sich das Buch für unsere 7. Klasse eignen, doch ist zuerst zu prüfen, ob dieses Tagebuch eines Volksschülers für das Niveau der betreffenden Klasse pafst.

21. Bändchen: Simples lectures scientifiques et techniques. Herausg. v. Dr. A. Peter, Oberl. a. G. z. hl. Kreuz in Dresden. 94 S. Text, 17 S. sachlicher Anm. Geb. M. 1,20.

Dieses Buch enthält in verhältnismäfsig einfacher Sprache 7 aus den Werken von Garrigues—Monvel und L. Figuier ausgewählte Abschnitte über Astronomie, Geologie, Physik, Mechanik, Schiffahrt, Weberei, Färberei, Glas- und Nadelfabrikation und dürfte sich besonders für technische Anstalten sehr gut eignen. Das beigegebene Wörterbuch enthält auf 45 Seiten ohne die Eigennamen 2834 Wörter, also ungefähr zwei Drittel des Wortschatzes der Aeneis.

Die übrigen hier nicht besprochenen Bändchen dieser Schulbibliothek sind: M. Demoulin, La navigation transatlantique et les navires à vapeur; P. Maigne, Lectures sur les principales inventions industrielles et les principales industries; Voyageurs et inventeurs célèbres; Traités de chimie; Pierre Loti, Aus fernen Meeren und Ländern; H. Taine, Voyage aux Pyrénées; E. et. J. de Goncourt, Hist. de Marie-Antoinette; L. Figuier, Les grandes inventions modernes; B. Boissonnas, Une famille pendant la guerre 1870/71; Oeuvres de François Coppée.

München. Dr. Wohlfahrt.

Dr. Sigmund Feist, Grofsherzogl. Hess. Lehramtsassessor: Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. I. Unterstufe. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. IX u. 187 S. Ungeb. M. 1,50.

Das auf zwei Unterrichtsjahre berechnete Buch bildet den ersten Teil eines Unterrichtswerkes, dessen für je den gleichen Zeitraum bestimmte „Mittel-“ und „Oberstufe“ in thunlichst rascher Folge erscheinen werden. — Der uns gegenwärtig beschäftigende Teil zerfällt, abgesehen von Vorrede und Inhaltsverzeichnis, in 3 Hauptteile: 1. Lehrbuch (S. 1—68), 2. Lesebuch (S. 69—95), 3. Grammatik (S. 96—140); darauf folgen ein Wortverzeichnis zum Lehrbuch (S. 141—171) und zum Lesebuch (S. 171—187). — Der mittlere Teil, das Lesebuch, zerteilt sich wieder in 4 Unterabteilungen: A. Poésies, B. Devinettes, C. Lesestücke zum Anschlufs an andere Unterrichtsgegenstände (a. an den deutschen Unterricht, b. an den Geschichtsunterricht, c. an den geographischen Unterricht), D. Anschauliches.

Obwohl nicht für unsere Gymnasien passend und auch nicht für dieselben bestimmt, verdient dieses Buch die Beachtung eines jeden Fachgenossen. Im Widerstreit der alten und neuen Methode des neusprachlichen Unterrichts hat der Verfasser das beste Teil erwählt: er hat angenommen, dafs die Wahrheit hier wie sonst in der Mitte liege, und so vereinigt sein Buch die guten Eigenschaften beider Methoden, ohne ihre Mängel aufzuweisen. Hier ist auf alle Anforderungen in einer so verständigen, mafsvollen Weise Rücksicht genommen, dafs jeder Lehrer in der Lage sein dürfte, mit diesem Buche Erspriefsliches zu leisten. In einem Mafse wie nur wenige, wenn auch oft mit weit mehr Applomb auftretende Bücher trägt dieses Werkchen den Bedürfnissen der Schule Rechnung. Es kommt den gewöhnlichsten Fehlern der Schüler entgegen, um vor ihnen zu warnen; es lenkt durch kurze und treffende Bemerkungen ihre Aufmerksamkeit auf Einzelheiten, die sonst leicht ihren Augen entgehen würden. Auch solche scheinbare Kleinigkeiten, wie der Punkt, der in den ersten Lektionen unter stumme Zeichen (der Verfasser redet S. 1 von stummen „Lauten“!) gesetzt ist, oder der vertikale Strich, der als Gegenstück zu dem auch sonst üblichen Bindungsbogen verwendet wird, um das Nichteintreten der Bindung in solchen Fällen zu bezeichnen, wo der Schüler sie erfahrungsgemäfs gern eintreten läfst, sind für den Lernenden und für den Lehrer ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel. Im übrigen hält der Verfasser m. E. mit Recht es für entbehrlich, eine Lautschrift in den französischen Anfangsunterricht einzuführen und erklärt sich gegen einen phonetischen Vorkursus. — Mit Freuden zu begrüfsen ist die Art, wie im Lesebuche die französische Lektüre mit den übrigen Lehrgegenständen in Verbindung gebracht wird. Hiedurch und durch die auf die gewöhnlichen Vorkommnisse des Schullebens bezüglichen Ausdrücke, die im Anfange ziemlich zahlreich gegeben sind, werden Konversationsübungen sehr erleichtert und es wird vor allem ermöglicht, schon sehr

bald einen guten Teil des Unterrichts in französischer Sprache abzumachen, was ja wiederum einer (höchst berechtigten) Forderung der Reformer entgegenkommt.

Die im Anhang zum „Lehrbuch“ gegebenen «Matières de compositions françaises», acht an der Zahl, verdienen besondere Erwähnung. Der Verfasser hielt es für besser, sie nicht in das Lehrbuch selbst aufzunehmen, wohl um dem Lehrer einigermaſsen freie Hand zu lassen, ein Grund, der ja vieles für sich hat. Doch verdienen diese Proben volle Beachtung und können dem Lehrer sowohl direkt als auch indirekt, als Muster zu weiteren derartigen Übungen, von groſsem Nutzen sein; denn mit Bedacht und echt pädagogischem Sinn sind sie aus dem schon Dagewesenen herausgebildet und an dasselbe angelehnt.

So möge denn zusammenfassend gesagt sein, daſs dieses Buch auf den Referenten einen sehr günstigen und vielversprechenden Eindruck gemacht hat.

Ernstliche Verstöſse sind mir nicht aufgefallen. Zwar würde ich hie und da eine Kleinigkeit geändert wünschen, doch sind das Dinge von zu geringer Tragweite, um diese Zeilen damit zu belasten. Erwähnt sei nur, daſs mir im grammatischen Teil die Paradigmen etwas zuviel Raum einzunehmen scheinen (18 Seiten!); doch gebe ich zu, daſs hiefür vielleicht die Rücksicht auf die niedrige Altersstufe der Schüler maſsgebend war. — Unverständlich ist mir gebliehen, warum auf S. 97, im Gegensatze zu S. 2, die als Liquidä bezeichneten Laute l und r nicht zu den Konsonanten gerechnet werden. Doch will ich, um nicht eine für den Unterricht ziemlich gleichgiltige Sache über Gebühr zu betonen, nicht weiter auf diesen Punkt eingehen. — Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig.

Bamberg. B. Herlet.

Französische Grammatik für die bayerischen Gymnasien. Erster Teil: Formenlehre mit syntaktischem Anhang und Übungsbuch. Zweite Auflage. Von Dr. Theodor Wohlfahrt, Kgl. Gymnasialprofessor. München, 1895. Literarisch-artistische Anstalt Theodor Riedel.

Auf den ersten Blick scheint die neue (zweite) Auflage der ersten gegenüber an Umfang nur um ein mäſsiges (37 Seiten) gewonnen zu haben. Es haben jedoch unbeschadet der hervorragenden Deutlichkeit des Druckes auf einer Buchseite einige Zeilen mehr als früher Platz gefunden, und dadurch, daſs die die Seitenzahl bezeichnende Nummer von der Mitte in die Ecke gedrängt wurde, hat sich aus der Konsequenz der Symmetrie oben und unten etwas Raum gewinnen lassen. Auch der deutsche Druck wenigstens kommt uns etwas zierlicher, dabei indessen fast noch schärfer und sauberer vor als bei der ersten Bearbeitung, und als die Summa all dieser Faktoren erscheint nun eben eine ganz bemerkenswerte Bereicherung des gebotenen Stoffes, vorzugsweise im Übungsbuch. Die demselben beigegebenen, d. i. voraus-

geschickten Aussprachübungen haben unserm seinerzeit geäufserten und wohl auch noch sonstigem Wunsche entsprechend beträchtliche Vermehrung und Vervollkommnung erfahren, und es dürfte nunmehr in diesem ebenso wichtigen als vielumstrittenen Punkte das richtige Mittelmafs erreicht sein. — Dafs die ganze Anlage des unter den glücklichsten Auspicien begonnenen, für einen so bestimmt präzisierten Zweck umgearbeiteten Lehrbuches unsern Beifall verdient, haben wir in einer früheren Besprechung in diesen Blättern zu begründen gesucht. Das Gerippe dieser Anlage ist nun allerdings im ganzen dasselbe geblieben, aber der Verfasser hat es sich doch angelegen sein lassen, alle eigenen und von andern mit dem Buche gemachten Erfahrungen mit gröfster Hingabe an die Sache zu verwerten, und so haben wir es denn doch mit einem fast neuen Lehrmittel zu thun. Jetzt dürfte eine unverrückbare Basis geschaffen sein für die nachfolgenden Auflagen, ein Ziel, das bekanntlich in der Regel und naturgemäfs erst mit der zweiten Auflage erreicht zu werden pflegt. — Ist der Verfasser in der Aufnahme neuen Übungsstoffes, besonders für Klasse VI, zu weit gegangen? Wir unterschreiben die Antwort auf diese Frage, wie sie im „Vorwort“ gegeben wird und fügen hinzu, dafs uns in der eigenen Praxis das bisher vorhandene Anschauungs- und Übersetzungsmaterial, speziell für die ersten Monate des Unterrichtsbetriebes zu knapp erschien. Wenn nun doch für den Anfänger ziemlich schwierige Dinge, wie Teilungsartikel, Plural- und Féamininbildung der Substantive und Adjektiva, wie die des Adverbs in zusammenhängend geschlossener, um nicht zu sagen vollständiger, Weise in der allerersten Zeit, also vor den regelmäfsigen Konjugationen dargeboten werden, so darf man mit dem Einübungsmaterial nicht allzu sehr sparen. Wer aber im weiteren sich und die Schüler mit dem Zuviel des Guten unnötig belastet fühlt, findet gewifs seine Entschädigung in den jetzt auch schon für die Klasse VI reichlich gelieferten zusammenhängenden Stücken, die schon mit dem Teilungsartikel (S. 114, der vierten Seite des eigentlichen Übungsbuches) anheben und gar bald dem Pensum für die VI. Klasse den Charakter verleihen, den in der ersten Auflage das Übungsmaterial erst vom unregelmäfsigen Verbum ab erhielt. Ansätze und Tendenzen in dieser Richtung, zu diesem jetzt ausnahmslos von fortgeschrittenen Fachgenossen jeder Farbe angestrebten Ziele, erblickten wir wohl schon in nuce im älteren Gewande; freuen wir uns über die nunmehrige Verwirklichung des anerkannten Ideals.

Schreiten wir zur Einzelbetrachtung.

p. 43, Z. 23 v. o. möchten wir den höchstens halblangen u-Laut in tous nicht mit „tuhss“ bezeichnet sehen. Bei den unregelmäfsigen Verben (p. 53—79) erfreuen uns die jedem einzelnen Verbum beigegebenen typischen Beispiele. P. 101, III bedarf die Formulierung „das Komma steht weder vor dem Relativum . . .“ der Wohlfahrt selbst wohlbekannten Beschränkung auf den determinativen Relativsatz, vergl. hiezu beispielshalber p. 196, Z. 4 v. u.; p. 111, Z. 6 v. u. lies „probité“ statt „prabité“; p. 112, Z. 20 v. u. zögen wir „à chaque

étage" dem „dans ch. étage" vor, wenn wir auch die Zulässigkeit von „dans" nicht in Frage stellen; p. 117, Z. 11 v. u. setze „später" statt „früher"; p. 117, Z. 5 v. u. setze hinter „In" in Parenthese „den", weil im Franz. der bestimmte Artikel steht. Bei den verbes auxiliaires (p. 119, sq.) sind jedesmal mehrere Tempora zusammengefasst, eine begrüſsenswerte Neuerung des Buches, da sie die Schüler vor mechanischer Anwendung der jeweils just erlernten Verbalformen abhält; auch bemerken wir 4 geschickt bearbeitete Wiederholungsstücke über sämtliche Formen von avoir und être, worunter uns besonders Nr. 58, p. 129 wohl gefallen hat. P. 129, Z. 12 v. o. nimmt sich die jeglicher Klammer entrückte, dem Übersetzungsbedürfnis adaptierte Stilisierung „und das ist etc." nicht recht gefällig aus: p. 141, Z. 14 v. u. lies „donné" statt „donne". Die Fabel p. 138 ff. scheint uns etwas schwierig für Schüler der Klasse VI, selbst wenn das Gedicht hauptsächlich als Memorialstoff ins Auge gefasst sein sollte. Man prüfe unter diesem Gesichtspunkt besonders „Fin de la Fable" (p. 141), eine für den Anfänger schwer, zu schwer verdauliche Speise. Die Erklärung würde nicht wenig Zeit beanspruchen und etwas weit in unbekannte Regionen führen: doch mag man vielleicht mit einer schwächeren Klasse darüber hinweggehen. P. 254, Z. 9 v. o. und p. 255, Z. 18 v. o. streiche den accent über dem a majuscule; p. 267, mittlere Kolumne, Z. 5 v. u. setze hinter „Butter" einen asteriscus; p. 268 lies „de tous côtés"; p. 308 würden wir Z. 3 v. o. „superbe" gerne missen, da es auf Personen bezogen im Sinne des lateinischen superbus im Französischen die Ausnahme bildet, z. B. als Epitheton des Tarquin.

Alles in allem: ein mehr noch verbessertes als vergröſsertes Schulbuch, das sich jetzt sicher noch zahlreichere Anhänger erobern wird.

Kempten. Geist.

Grundzüge der Geometrie von mehreren Dimensionen und mehreren Arten gradliniger Einheiten in elementarer Form entwickelt. Von Giuseppe Veronese, Professor an der k. Universität zu Padua. Mit Genehmigung des Verfassers nach einer neuen Bearbeitung des Originales übersetzt von Adolf Schepp, Premierlieutenant a. D. zu Wiesbaden. Leipzig 1894. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XLVI. 710 S. Lex. 8°.

Schon der Titel des stattlichen Werkes bekundet, daſs wir es mit keinem für die Schule bestimmten Werke zu thun haben, vielmehr ist derselbe ein umfassender, systematischer Lehrgang dessen, was man neuerdings als „Metageometrie" bezeichnet hat, indem es die nichteuklidische Geometrie, die Theorie der Mannigfaltigkeiten und „nicht ebenen" Räume, ja sogar die Beziehungen der Raumlehre zu der neuerdings rein arithmetisch ausgebildeten Theorie des „aktual Unendlichen" in sich begreift. Gleichwohl ist nicht zu viel gesagt, wenn es heiſst, die Darstellung sei eine elementare; denn von mathemati-

schen Vorkenntnissen wird nur äufserst wenig vorausgesetzt. Eben aus diesem Grunde wird mancher jüngere Lehrer der Mathematik, dem über seinen Pflichtbeschäftigungen die Möglichkeit, den raschen Fortschritten seiner Wissenschaft zu folgen, abhanden gekommen ist — und welcher Mann der Praxis wäre nicht in diesem Falle? — das neue Werk gerne zur Hand nehmen, um sich über die tieferen philosophischen Grundlagen seines Faches wieder einmal gründlich zu unterrichten. Gerade für den Lehrer hat solche Beschäftigung aber auch unmittelbar den entschiedensten Nutzen. Er wird freilich, wenn er über Definitionen und Axiome spricht, den Schülern nicht mitteilen, dafs über dieselben so viele sich teilweise zuwiderlaufende Anschauungen bestehen, aber es wird sein Unterricht eine ganz andere Lebendigkeit erhalten, wenn er mit diesen Untersuchungen über das Wesen des Raumes und über den erfahrungsmäfsigen, beziehungsweise hypothetischen Charakter der räumlichen Grundbegriffe einigermafsen vertraut ist. Und zu derartiger Orientierung dürfte sich das Buch Veroneses, der speziell in Deutschland seine Studien gemacht und die deutsche Literatur genau kennen gelernt hat, sehr geeignet erweisen. Herr Schepp, der schon so manchen fremdländischen Schriftsteller uns durch eine gute deutsche Bearbeitung zugänglich gemacht hat, erwarb sich durch diese Übertragung ein neues Verdienst; denn es mag gerade bei so abstrakten Dingen oft nicht leicht gewesen sein, einen so lesbaren deutschen Text herzustellen, wie es ihm gelungen ist.

Eine eingehende Besprechung ist an diesem Orte nicht möglich, vielmehr mufs es genügen, den Gang, welcher vom Verf. eingeschlagen wurde, kurz zu skizzieren. An die Vorrede, welche um deswillen sehr lesenswert ist, weil in ihr Herr Veronese ausführlichst seine persönlichen Anschauungen über den Gegenstand seines Werkes darlegt, reiht sich zunächst eine ebenfalls sehr umfängliche „Einleitung", welche man als Philosophie der Mathematik überhaupt bezeichnen könnte. Der erste Teil enthält die Geometrie im gewöhnlichen Wortsinn, wobei nur insofern ein bedeutender Unterschied der gewöhnlichen Auffassung gegenüber darin zu tage tritt, dafs die euklidische Grundlage mit derjenigen von Bolyai-Lobatschewsky und von Riemann als ko-, nicht als jenen superordiniert betrachtet und behandelt wird. Der zweite Teil ist den n fach ausgedehnten Mannigfaltigkeiten überhaupt gewidmet und kann wohl als der erste in sich geschlossene Lehrbegriff dieser so viel angezweifelten und bei richtiger Würdigung zweifellos voll berechtigten Erweiterung der althergebrachten Geometrie gelten. Ein Anhang erörtert die intimen Beziehungen der erwähnten Gedankenreihen zu der modernsten Arithmetik, verbreitet sich über gewisse Definitionen und Spezialprobleme und läfst die älteren und neueren Versuche, die Geometrie logisch-kritisch von unten auf zu begründen, Revue passieren.

Gerade die geschichtlichen Exkurse des Werkes müssen wir zu dessen besonderen Vorzügen rechnen. Der Verf. hat sich redlich Mühe gegeben, in alten und minder bekannten späteren Schriften und Abhandlungen die Keime jener Ideen aufzudecken, welche sich als wirklich fruchtbringend erwiesen haben. Gar manche wenig bekannte

Autoren — Bolzano, Gerdil, Vitale de Bitonto, vor allem der für die Parallelentheorie bahnbrechende Saccheri — werden uns durch die hier gegebene Reproduktion ihrer Gedankenwelt näher gebracht. Durchweg bestrebt sich der Verf., die Leistungen der Einzelnen sachlich richtig abzuwägen, was gerade in unserer hyperkritischen Zeit sehr anerkannt zu werden verdient. Nur einem einzigen deutschen Gelehrten, nämlich V. Schlegel (in Hagen i. W.) ist er nach unserem Ermessen nicht ganz gerecht geworden; es entging ihm auch, dafs neben dem Versuche Stringhams, die Lehre von den regulären Raumgebilden aufs vierdimensionale Gebiet auszudehnen (S. 689), derjenige Schlegels mit Ehren genannt zu werden verdient. Der S. 691 angeführte Aufsatz von Schlegel ist übrigens nicht 1866, sondern erst 1886 veröffentlicht worden.

München. S. Günther.

Paul Bachmann, Zahlentheorie. 2. Teil. Die anlaytische Zahlentheorie. Leipzig. B. G. Teubner. 1894. XVIII und 494 S. 12 M.

Bei der Besprechung des 1. Bandes des vorgenannten Werkes (s. Blätter f. d. G.-Schlw. Bd. XXXI Heft 4/5) wurde aus dort angegebenen Gründen eine Parallele gezogen zwischen ihm und Dirichlets Vorlesungen über Zahlentheorie, welche bisher hauptsächlich und fast ausschliefslich die Grundlage zu zahlentheoretischen Studien boten. Bei diesem 2. Bande ist dieses nicht mehr möglich, insoferne der Verfasser wohl Fragen, welche im 5. Abschnitte und in den Supplementen I, II, III, IV, VI der angeführten Vorlesungen behandelt werden, der Beantwortung unterzieht, im übrigen aber schon das zur Ausführung bringt, was er in der Ankündigung zu seinem fünfbändigen Werke in Aussicht gestellt hat, nämlich „in einer Reihe von Einzeldarstellungen Bilder der einzelnen Hauptgebiete der Zahlentheorie zu entwerfen, welche sie in ihrem wesentlichen Inhalte und ihren charakteristischen Zügen zu zeichnen und so von den hauptsächlichsten Forschungen, durch welche sie gewonnen worden sind, Kenntnis zu geben bestimmt sind." Es sind dies vielfach Untersuchungen, welche schon ältere Mathematiker wie Euler, Jacobi und Gaufs angestellt haben, und welche von neueren meist auf anderem Wege weiter geführt und zum Teil in anderes Licht gestellt wurden. Dieser andere Weg ist der der Analysis, welcher zunächst nach Euler und Jacobi in ausgiebigem Mafse von Dirichlet betreten wurde und nach welchem die diesbezüglichen analytischen Methoden speziell die Dirichlet'schen Methoden genannt werden. Die Mittel dazu bieten unendliche Reihen und Produkte und die Basis jener Methoden insbesondere die Untersuchungen der analytischen Natur der Reihe $\sum_n \left(\frac{D}{n}\right)\frac{1}{n^s}$, als Funktion von s aufgefafst, wobei $\left(\frac{D}{n}\right)$ das Jacobi'sche Symbol bedeutet. Die Reihen aber, welche dieserhalb wieder in Betracht kommen, sind von der Form $\sum_{n=1}^{\infty} \frac{a_n}{n^s}$ oder allgemeiner $\sum_{n=1}^{\infty} \frac{a_n}{c_n^s}$ (wo c_n eine positive mit dem In-

dex n unendlich wachsende Gröfse bedeutet, s als eine reelle Gröfse, die stets gröfser als Null ist, vorausgesetzt wird, und a_n eine beliebige reelle oder komplexe Gröfse sein kann), welche nach Dedekinds Vorgange Dirichlet'sche Reihen genannt werden. Eine weitere wesentliche Grundlage der Dirichlet'schen zahlentheoretischen Untersuchungen bietet ferner ein Satz, welcher von Dedekind im II. Suppl. der Dirichlet'schen Vorlesungen wiedergegeben wird. Davon sowie von den schon seitens Euler und Jacobi aufgestellten Sätzen über die Zerfällung der Zahlen in Summanden wird in den ersten drei Abschnitten gehandelt, im vierten nach Dirichlets Vorgange der Satz von der arithmetischen Progression bewiesen, welcher lautet: „Eine arithmetische Progression $Mx+N$, in welchen M und N ohne gemeinsame Teiler sind, enthalten unendlich viele Primzahlen und zwar sind die Primzahlen auf die arithmetischen Progressionen dieser Art annähernd gleich verteilt". Dieser Satz hat eine interessante Geschichte. Legendre, welcher zuerst das von Euler entdeckte quadratische Reciprocitätsgesetz[1]) zu beweisen suchte, benötigte dazu dieses Satzes von der arithmetischen Progression. In seinem Versuche darzuthun, dafs derselbe zu bejahen sei, begründete er durch Induktion den Satz, dafs, wenn $k+1$ die Anzahl der gegebenen Primzahlen und p_k die k^{te} (ungerade) Primzahl der natürlichen Zahlenreihe ist, unter p_k aufeinander folgenden Gliedern der arithmetischen Progression wenigstens eines durch keine der gegebenen Primzahlen teilbar sein wird. Einerseits kam nun Dirichlet, indem er diese Lücke des Legendre'schen Beweises, auf welche schon Gaufs aufmerksam gemacht hatte, auszufüllen suchte, auf seine analytischen Methoden, andererseits hat in neuerer Zeit Piltz nachgewiesen, dafs, wenn $k=7$, also $p_k=19$ gewählt und die $k+1=8$ Primzahlen 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23 als gegeben betrachtet werden, z. B. jede der 19 aufeinander folgenden ungeraden Zahlen von 140 722 743 bis 140 722 779 wenigstens durch eine jener 8 Primzahlen teilbar ist.

Die Untersuchungen von Gaufs, Dirichlet, Dedekind und Kronecker über die Klassenanzahl quadratischer Formen und deren Bestimmung durch eine unendliche Reihe sucht der Verfasser dann im 5. und 6. Abschnitte „zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten". Um letztere als Funktion der Determinante ausdrücken zu können, wird im 7. Abschnitt der Wert der Gaufs'schen Summen bestimmt. Auf die merkwürdigen Beziehungen zwischen diesen und ferner liegenden Gebieten der höheren Arithmetik einer- und der höheren Analysis andererseits einzugehen, ist hier nicht der Raum. Am Schlusse dieses Abschnittes teilt der Verfasser dann noch das sehr einfache Verfahren mit, durch welches Kronecker allein mittels Cauchys Fundamentalsatz der Lehre von der komplexen Integration

[1]) Es ist in literarischen Erscheinungen häufig nur die Rede von dem Reciprocitätsgesetz *x. ε*, womit das Reciprocitätsgesetz für quadratische Reste gemeint ist. Es gibt aber auch ein kubisches n. s. w., überhaupt ein allgemeines Reciprocitätsgesetz (Kummer). Allerdings kann in der Theorie reeller Zahlen unter Reciprocitätsgesetz nur das quadratische verstanden werden.

die Wertbestimmung der Gaufs'schen Summen vorgenommen hat. Die Berechnung der Klassenanzahl selbst wird im 8. Abschnitte mittels zweifacher Summation der Reihe $\sum_{1}^{\infty}\left(\frac{D}{n}\right)\frac{1}{n}$ bewerkstelligt. Der 9. Abschnitt setzt die im IV. Suppl. zu den Dirichlet'schen Vorlesungen behandelte Einteilung quadratischer Formen und ihrer Klassen in Geschlechter, wie sie Gaufs getroffen hat, auseinander, gewinnt den von Gaufs auf rein arithmetischem Wege hergeleiteten Satz über die Anzahl der Geschlechter auch wieder mittels analytischer Methoden und bringt diesen Satz nach Kronecker in Beziehung zu Sätzen aus der Lehre von der Zusammensetzung der Formen. Im 10. Abschnitte wird als letzte Anwendung der Dirichlet'schen Methoden auf die Theorie der quadratischen Formen der Satz von der arithmetischen Progression auf quadratische Formen übertragen, nämlich der Dirichlet'sche Satz nachgewiesen, dafs jede eigentlich primitive quadratische Form (deren Determinante kein Quadrat ist) unendlich viele Primzahlen darstellt, welche zugleich in irgend einer gegebenen mit den Charakteren der Form verträglichen Linearform $Mx + N$ enthalten sind.

Nachdem der 11. Abschnitt Untersuchungen über zahlentheoretische Funktionen gewidmet ist, wendet sich der Verfasser zu dem so interessanten Kapitel der Häufigkeit der Primzahlen. Dieselbe wird unter einer gewissen Grenze x angegeben durch einen sogenannten asymptotischen Ausdruck oder ein asymptotisches Gesetz d. i. einen möglichst einfachen Ausdruck, dessen Verhältnis zu einem komplizierteren mit wachsender Anzahl der Fälle bezw. mit wachsendem Argument der Funktion gegen die Einheit konvergiert. Schon Legendre hat sich mit dieser Frage beschäftigt und durch Induktion ein solches asymptotisches Gesetz über die Häufigkeit der Primzahlen aufgestellt, welches Gaufs in einem Briefe an Encke zu verbessern suchte. Später wandten insbesondere Dirichlet, Tschebischeff, Mertens, Césaro, Lipschitz und andere diesem Probleme ihre Aufmerksamkeit zu. Eine grofse Rolle bei den diesbezüglichen Deduktionen spielt die Euler'sche Summenformel und die sogenannte Stirling'sche Formel. Erst nach den Untersuchungen Tschebischeffs ist es Riemann gelungen, durch „eine an neuen Aufschlüssen und neuen Rätseln reiche Untersuchung" dieses verwickelte Gesetz für die Häufigkeit der Primzahlen in eine strenge analytische Formel zu fassen, deren Entwicklung mit Ergänzungen und Erläuterungen gegeben wird.

Der letzte, 13. Abschnitt, über die mittleren Werte zahlentheoretischer Funktionen dürfte auf den ersten Blick weniger anziehen, wird aber bei einigem Eingehen sicher Interesse erwecken. Die zahlentheoretischen Funktionen sind in der Regel nur schwer durch einen analytischen Ausdruck definierbar und jedenfalls von grofser Unregelmäfsigkeit. Es ist deshalb angezeigt, den mittleren Wert solcher Funktionen d. i. $\lim_{n=\infty}\frac{f(1)+f(2)+\cdots+f(n)}{n}$ zu ermitteln. Daneben hat Gaufs noch eine andere Definition des mittleren Wertes einer Funk-

tion aufgestellt, die etwas umständlicher zu definieren ist und die wir der Kürze halber übergehen wollen. Solche asymptotische Ausdrücke kann man z. B. über die Anzahl oder Summe aller Teiler einer Zahl, die mittlere Anzahl der Geschlechter, der Klassen quadratischer Formen u. s. w. suchen. In der fast 90 Seiten umfassenden Abhandlung werden die Arbeiten von Dirichlet, Césaro, Mertens, Hermite, Lipschitz, Gegenbauer u. a. aufgeführt bezw. finden ihre Verwertung zuerst unter Anwendung mehr elementarer, später analytischer Methoden.

Überblickt man den Inhalt dieses grofsen Bandes, so läfst sich wohl vor allem keineswegs leugnen, dafs sich höhere Arithmetik und Analysis mannigfach fördern und ergänzen, nichts desto weniger möchte der eine oder andere bei manchen Kapiteln fragen: Ist diese Aufgabe eines solchen Aufwandes von Arbeit und Fleifs, solcher eingehenden Untersuchungen und weitläufigen Deduktionen wert? Gibt es nicht andere Fragen der Arithmetik, welche dem allgemeinen Interesse näher liegen und wenigstens von gleicher, wenn nicht gröfserer Wichtigkeit sind? Wohl tritt manchmal weniger die Wichtigkeit der Lösung des gestellten Problems als die Unerschöpflichkeit der Autoren in Auffindung von neuen Begriffen, Charakteren, Funktionen u. s. w. und in Anwendung von Kunstgriffen in den Vordergrund; es interessiert bei mathematischen Untersuchungen mitunter allerdings mehr das Wie als das Was. Aber gerade die Art und Weise der Deduktionen, die wesentlich von der in anderen verwandten mathematischen Disziplinen abweicht, die Verschiedenartigkeit der betretenen Pfade und die Auffindung und Verwertung immer neuer Hilfsmittel verleihen solchen Werken einen besonderen Charakter. Hauptsächlich infolge dessen ist das Studium des einen oder anderen derartigen Werkes besonders für angehende Mathematiker eine ergänzende Schulung im mathematischen Denken und Schliefsen. Andere bemerkenswerte Beziehungen und Erscheinungen im Gebiete der Zahlen findet man übrigens in Zeitschriften vielfach elementar behandelt, so besonders in Grunerts Archiv und in der Zeitschrift f. M. u. Ph. von Schlömilch, welch letzterer auch dann und wann in der Zeitschrift f. m. u. naturw. Unterricht von Hoffmann auf bemerkenswerte Relationen hinweist und zu deren Begründung anregt. Andererseits läfst sich freilich nicht verkennen, dafs manche wichtige Frage abseits und ferne liegen gelassen wird. Dazu rechne ich a. a. die über die Periodicität der aus gemeinen Brüchen hervorgegangenen Dezimalbrüche, eine Frage, welche Gaufs in sectio sexta (Variae disquisitionum praecedentium applicationes) seiner disqu. arithm., conversio fractionum communium in decimales überschrieben, in den §§ 312—318 behandelt. Gaufs bricht nach diesen §§ ab, nachdem er noch eine umfangreiche Tafel zur Verwandlung gemeiner Brüche mit Nennern aus dem ersten Tausend in Dezimalbrüche angefügt hat, wohl weil er die Unmöglichkeit einsah, die linearen Formen der Primzahlen aufzustellen, von welchen eine gegebene Primzahl kubischer, fünfter, . . . Potenzrest ist. Seitdem haben nur wenige mehr diese Frage ernstlich in Angriff genommen.

Was die Reinheit und Korrektheit des Druckes des vorliegenden

Werkes betrifft, so wird nur der die bethätigte Sorgfalt und den Fortschritt der Neuzeit zu würdigen wissen, welcher über die grofse Mangelhaftigkeit in dem Drucke zahlentheoretischer Werke älteren Datums (ich erinnere z. B. nur an die erste Ausgabe der disqu. arithm., an manche Monographieen und ältere Abhandlungen in mathematischen Zeitschriften), die ihr Studium bedeutend erschwerte, seine Segenswünsche murmelte, und er wird nicht anstehen, der Akribie des Verfassers wie des Verlegers in gleicher Weise seine Anerkennung zu zollen.

Freising. Jos. Mayer.

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von Ralph Abercromby. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Pernter, Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck. Mit zwei Titelbildern und 96 Figuren im Text. Freiburg im Breisgau. 1894. Herder'sche Verlagshandlung. XVIII und 326 S. br. 5 M., geb. 7 M.

Einen der neuesten Bände, welche im obengenannten Verlage unter dem Titel „Illustrierte Bibliothek der Länder und Völkerkunde“ erschienen sind, bildet das durch Professor Dr. Pernter übersetzte englische Werk „Das Wetter“ von Ralph Abercromby. Dieses Buch, ausgezeichnet durch klare Darstellung, grofse Reichhaltigkeit und hübsche Ausstattung, ist durch und durch originell, sowohl hinsichtlich der Erfassung und Behandlung des Gegenstandes, als auch im Bezug auf die Einteilung des Stoffes. Es ist nicht ein „Lehrbuch der Meteorologie“, wie es deren ja viele gibt, sondern eine „Wetterlehre“ im wahren Sinne des Wortes. In ihm bildet das Wetter, wie es sich täglich gestaltet und den Menschen beeinflufst, den eigentlichen Gegenstand der Behandlung: Das Wetter als Ganzes und sein Wechsel von Tag zu Tag tritt uns in dem Buche klar vor Augen. Der Verfasser hat es wohl verstanden, alle Einzelheiten, von den volkstümlichen Wettersprüchen und Wetterregeln angefangen bis zu den synoptischen Wetterkarten, heranzuziehen und zu verwerten.

Dies sind die hauptsächlichsten Gründe gewesen, welche Prof. Dr. Pernter veranlafsten, eine Übersetzung des Werkes zu geben und auf diese Weise es auch dem weiten Kreise der gebildeten deutschen Leser, welche sich, ohne Meteorologen zu sein, für die Ursachen des Wetters und seine Vorausbestimmung interessieren, zugänglich zu machen. — Was die Anordnung des Stoffes anbelangt, so sind die mehr elementaren Teile in den ersten drei Kapiteln behandelt, während die schwierigeren Fragen den übrigen zwölf Kapiteln als einer zweiten Abteilung des Werkes zugewiesen wurden. Unter den verschiedenen im Buche behandelten Abschnitten verdienen besonders hervorgehoben zu werden — aufser der schon oben erwähnten wissenschaftlichen Auslegung vieler volkstümlicher Wetterregeln — die Erläuterung der allgemeinen Grundsätze für die Deutung der Wolkenformen, die

Klassifikation jener Fälle, in welchen die Veränderung des Barometerstandes für die richtige Prognose des zu erwartenden Wetters im Stiche läfst und endlich die Eigenart jenes Regens, der durch die synoptischen Wetterkarten in keiner Weise angezeigt wird.

Die Abercromby'sche Wetterlehre, welche in England binnen kurzer Zeit bereits drei Auflagen erlebt hat, kann deshalb auch in ihrer Übersetzung durch Prof. Dr. Pernter mit Recht als ein Werk betrachtet werden, das in durchaus klarer Darstellung eine vollständige Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Meteorologie entwirft; dem Ref. macht es Vergnügen, das Buch hiermit allen Interessenten angelegentlichst empfehlen zu können.

Hof. Dr. Linhardt.

Sprockhoff A.: Grundzüge der Chemie. Eine Chemie des täglichen Lebens und systematische Darstellung des Wichtigsten aus der allgemeinen, anorganischen, organischen und technischen Chemie. Nebst einem Anhange: Verdeutschung der im Geschäftsverkehr gebräuchlichen Fremdnamen chemischer Stoffe. Mit 168 Abbildungen. Hannover. Carl Meyer 1893. 416 Seiten. 8°. Preis 4 M.

Dem Verfasser des vorliegenden Buches ist es in erster Linie nicht darum zu thun, ein streng systematisches Lehrbuch der Chemie zu schreiben; vielmehr geht sein Streben vorwiegend dahin, die Vorgänge im menschlichen Leben, in den wichtigsten Gewerben, sowie die Erscheinungen in der Natur, soweit sie auf chemischen Reaktionen beruhen, möglichst anschaulich und dem Laien verständlich darzustellen. Die Zweiteilung des Buches in einen mehr die praktische Seite der Chemie behandelnden und einen rein theoretischen Teil ist daher wohl begründet. Im ersteren spricht der Verfasser, nachdem er das Wesentlichste über die Grundbegriffe der Chemie vorausgeschickt, zunächst von den Vorgängen im Haushalte des Menschen, also von der Atmung, der Ernährung, der Speisebereitung, Beleuchtung und Heizung, der chemischen Reinigung und der Desinfektion und kommt dabei in wahrhaft origineller Weise auf die Eigenschaften, die Darstellung und die wesentlichsten Verbindungen des Sauerstoffs, Stickstoffs, Wasserstoffs, des Chlors u. s. w. zu sprechen. Im Anschlufs hieran behandelt der Verfasser die chemischen Vorgänge bei der Bereitung des Leuchtgases, des Mörtels, bei der Fabrikation von Thon- und Glaswaren, ferner die Gewinnung der Metalle; dann teilt er das Wichtigste aus der Chemie der Gärungsgewerbe, der Zuckerfabrikation, Seifensiederei und Ähnliches mit. Das Schlufskapitel dieses Abschnitts bildet eine Besprechung der chemischen Vorgänge in der Natur, nämlich der Umwandlung der Mineralien und der Ackererde, der Ernährung von Pflanzen und Tieren, sowie des Kreislaufs der Stoffe.

Die zweite Abteilung ist vorwiegend theoretischer Natur; man findet in ihr so ziemlich alles, was das Fundament einer streng wissenschaftlichen Chemie zu bilden hat, also von der allgemeinen Chemie

die wesentlichsten Theorien, eine Erläuterung der Begriffe chemische Anziehung, Wertigkeit der Elemente, Säuren, Basen, Salze u. s. w.; dann in der anorganischen und organischen Chemie eine Beschreibung der Elemente und ihrer Verbindungen, soweit sie nicht schon im ersten Teile behandelt sind; endlich in der chemischen Technologie aufser den bereits oben erwähnten Begriffen noch die Fabrikation der Schwefelsäure und der Soda.

Der erste Teil des Buches ist ohne Zweifel der wertvollere; er enthält dasjenige, was dem Buche im Vergleich mit anderen Lehrbüchern der Chemie eigentümlich ist. Leugnen läfst sich allerdings nicht, dafs der Verfasser gerade in diesem Teile an manchen Stellen, wenn auch in der wohlgemeinten Absicht, recht klar und deutlich zu schreiben, etwas gar zu weitschweifig wird und sich zu häufig in Wiederholungen ergeht. Auch ist die Ausdrucksweise zuweilen für ein Buch, welches doch für „gebildete Laien" bestimmt ist, gar zu naiv. Eine etwas sonderbare Vorstellung hat der Verfasser mit dem Begriffe Wissenschaft verbunden; sonst könnte er nicht Sätze aussprechen, wie den im Vorworte Absatz 3: „Dabei sei gleich bemerkt, dafs den chemischen Zeichen, Formeln und Gleichungen der Charakter einer wissenschaftlichen Form in dem weitgehenden Sinne nicht zugesprochen werden kann"; oder Seite 232: „Alle, (nämlich die stöchiometrischen Gesetze) beruhen ausschliefslich auf Erfahrung, entbehren also (!) der wissenschaftlichen Begründung; als ob nicht das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, also auch ihre Gesetze ausschliefslich auf Erfahrungsthatsachen beruhten; ja Seite 243 übersetzt der Verfasser „empirisch" geradezu mit „unwissenschaftlich". Wahrhaft unwissenschaftlich ist dagegen die Schreibweise, welche der Verfasser Seite 244 anwendet: 16=6.2=12+4. Die bildliche Darstellung des Stoffwechsels Seite 222 hat einen sehr problematischen Wert; dagegen ist die graphische Darstellung der Formeln und Gleichungen sehr anschaulich; die Abbildungen sind durchweg sehr hübsch gezeichnet.

Abgesehen von den oben erwähnten Schwächen ist das ungemein reichhaltige Buch jedem Laien, namentlich solchen, welche sich für die praktische Verwertung der Chemie interessieren, bestens zu empfehlen.

Neumann Dr. F.: **Vorlesungen über mathematische Physik.** Über die Theorie der Capillarität. Herausgegeben von Dr. A. Wangerin. Leipzig. Teubner. 1894. 234 Seiten. 8°. Preis 8 M.

Laplace hat zuerst eine Theorie der Capillarität gegeben, indem er von gewissen Grundanschauungen über die Natur der Molekularkräfte ausgehend zwei Sätze aufstellte, von denen sich der eine auf den Druck bezieht, welchen ein Element einer Flüssigkeitsoberfläche infolge der capillaren Kräfte erfährt und der andere auf den Winkel, unter welchem eine Flüssigkeit eine feste Wand schneidet. Einen strengen Beweis lieferte er jedoch nur für den ersten Satz, während er den zweiten blofs für einen speziellen Fall ableitete. Später ist

Gaufs von denselben Prinzipien ausgehend, wenn auch auf anderem Wege zu den nämlichen beiden Sätzen gelangt; er hat auch den zweiten Satz in streng allgemein giltiger Form bewiesen. Diese beiden Theorien hat F. Neumann in den Jahren 1857—73 im mathematischen Seminare mehrfach behandelt, auf verschiedene Beispiele angewendet und erweitert, wobei es ihm gelang, noch einen dritten, nach ihm benannten Satz zu beweisen, der sich auf die Winkel bezieht, unter welchen sich die Oberflächen eines Flüssigkeitstropfens, der auf einer andern Flüssigkeit schwimmt, untereinander und mit der Oberfläche dieser Flüssigkeit schneiden. Die betreffenden Vorlesungen hat der Herausgeber des vorliegenden Buches seiner Arbeit zu grunde gelegt, sich dabei sachlich strenge an die Neumann'schen Theorien haltend, in der Darstellung aber mehrfach und in begründeter Weise von jenem abweichend und aus eigenem hinzufügend. So hat er die Variation einer Fläche im Gegensatze zur sonst üblichen, rein geometrischen Methode auf analytischem Wege durchgeführt, der in mancher Beziehung Vorteile bietet.

Das Buch, welches sehr klar und jedem, der mit den Elementen der Differential- und Variationsrechnung vertraut ist, leicht verständlich geschrieben ist, enthält übrigens weit mehr, als sich nach seinem Titel unmittelbar erwarten läfst; es werden nicht nur die Erscheinungen, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Capillarität zu verstehen pflegt, eingehend behandelt, sondern auch die Theorie der Adhäsion von Flüssigkeiten an festen Körpern, ferner die Frage nach der Gestalt von Flüssigkeitstropfen, sei es, dafs diese auf einer festen, horizontalen Ebene, oder dafs sie auf einer anderen Flüssigkeit ruhen und die Theorie von gewissen Bewegungen, welche durch Capillarkräfte erzeugt werden. Der Herausgeber versucht es auch, auf den Studierenden anregend einzuwirken, indem er nicht nur wiederholt auf Vorzüge und Mängel der verschiedenen Methoden hinweist und diese begründet, sondern auch zeigt, in welchen Punkten die im allgemeinen ja abgeschlossene Capillaritätstheorie eines Ausbaues noch fähig und bedürftig ist.

Kirchhoff G., Vorlesungen über mathematische Physik. Vierter Band. Theorie der Wärme. Herausgegeben von M. Planck. Leipzig. Teubner. 1894. 210 S. 8°. Preis 8 M.

Den vorliegenden vierten und letzten Band der Kirchhoff'schen Vorlesungen hat der Herausgeber ebenso wie den im 29. Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 550 besprochenen dritten Band nach dem Muster der von Kirchhoff selbst herausgegebenen Vorlesungen über Mechanik bearbeitet. Die vier ersten Vorlesungen beschäftigen sich mit solchen Erscheinungen, bei welchen ausschliefslich Temperaturänderungen in Betracht kommen, die übrigen vierzehn mit solchen Vorgängen, bei welchen aufser der Temperatur auch Bewegungen zu berücksichtigen sind. Selbstverständlich ist die kinetische Gastheorie eingehendst behandelt. Auch dieser Band trägt das ganze Gepräge

Kirchhoffscher Schreibweise: Reichtum des Inhalts, Schönheit der Entwicklungen, Klarheit der Darstellung, aber auch Knappheit des Ausdrucks. Die Schwierigkeiten, welche der letztere Umstand dem Studium des Werkes bereitet, hat der Herausgeber auch bei diesem Bande und zwar in reichlicherem Masse als bei jenem durch erläuternde Bemerkungen zu erleichtern gesucht. Im übrigen hat er sich aber auch hier wieder mit aller Pietät an die Kirchhoff'schen Kollegienhefte gehalten und sich darauf beschränkt, dieselben druckreif zu bearbeiten.

Mit diesem Bande ist ein Werk zum Abschlusse gekommen, welches in der einschlägigen Literatur als epochemachend bezeichnet werden darf; es ist ja der lebendige Ausdruck des Standpunktes, auf welchem sich die mathematische Physik etwa Mitte der achtziger Jahre befand und wird sicherlich auch in Zukunft für die weitere Entwicklung dieser Wissenschaft tonangebend sein. Ein solches Werk auch weiteren wissenschaftlichen Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst, für welches man dem Herausgeber sowohl als auch dem Verleger zu Dank verpflichtet sein dürfte.

Würzburg. Dr. M. Zwerger.

Stephan Cybulski. Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur (Petersburg, N. Fenoult u. Comp.) Im Kommissionsverlag bei K. F. Köhler, Leipzig 1895. Nr. 3: Die griechischen Münzen. 4 Mark. Dazu ein erklärender Text, 27 S. gr. 8° mit einigen Holzschnitten und einer geogr. Karte. 1 M.

Die in Jgg. 1894 S. 159 angekündigte Fortsetzung der Cybulskischen Illustrationsserie liegt nunmehr vor, oder vielmehr ein Teil derselben; denn die Tafel beschränkt sich auf die nicht-römischen Münzen, welche die Numismatiker im weitern Sinne des Wortes als griechische bezeichnen. 118 Stücke weist sie auf, und zwar von fast sämtlichen Vorder- und Rückseite; etwa ein halbes Dutzend befindet sich aufserdem im Textbuche. Bei so reicher Auswahl läfst sich die griechische Numismatik nach allen Seiten hin bequem beleuchten: so bietet denn die Tafel auch weit mehr als das Bedürfnis des Gymnasialunterrichtes erfordert, z. B. von der athenischen Münze die vollständige Serie der Goldstücke vom Stater herunter bis zum Mesemiekton und der Silberstücke vom Dekadrachmon bis zum Hemi(te)tartemorion. Wir möchten dies Zuviel nicht als einen Fehler der Anlage hinstellen; es ist ja immer besser als ein Zuwenig, und das Cybulskische Werk wird, wenn auch in erster Linie, doch nicht ausschliefslich, für den Anschauungsunterricht an Mittelschulen bestimmt sein. Mehr zu bedauern ist es, dafs einige der bedeutsamsten Prägungen der griechischen Welt, wie die Hadriansmünzen von Elis mit dem Kopf und der Figur des Phidias-Zeus oder die Tetradrachme Alexanders des Grofsen mit dem jugendlichen Herakleskopf, welche den Markt des Ostens so lange beherrschte, nicht auf der Tafel, sondern in dem den Schülern weniger zugänglichen Texte Aufnahme gefunden haben; lieber hätten

wir dafür auf dem Blatte etwa das Zwanziggoldstaterenstück des Königs Eukratidas von Baktrien, das ja nur den Wert einer Rarität hat, sowie ein und die andere Ptolemäer- oder Seleucidenmünze vermifst. Als Prägungen ferner, welche ganz aus der Serie ausgeschlossen geblieben sind, während sie vom Standpunkte des Unterrichtes die Bevorzugung vor mancher der aufgenommenen verdient hätten, möchten wir nennen das Didrachmon von Magnesia mit dem Namen des Themistokles als Münzherrn, das Tetradrachmon von Aenea (6. Jh.) mit der ältesten Darstellung aus der Aeneassage und die Münze des indischen Königs Sopithes, des aus Curtius IX 1, 24 den Schülern bekannten Gegners Alexanders. Statt der künstlerisch zwar sehr hübschen, historisch aber bedeutungslosen Münze der Königin Philistis von Syrakus hätten wir lieber ein Stück mit dem wohlbekannten Namen des Agathokles gesehen.

Doch das sind Nebensachen; denn das Gegebene bietet Stoff genug zu vielfacher Belehrung und Anregung. Die Beschreibung der Münzen ist gewissenhaft und eingehend, die daran angeknüpften Bemerkungen mythologischen, historischen, kunstgeschichtlichen und literarischen Inhaltes geben die wünschenswerten Aufschlüsse. Die Einleitung zum Texte behandelt in Kürze die Einführung der Münze, die verschiedenen Münzfüfse des griechischen Altertums, die Wertbezeichnungen, die verwendeten Metalle und das Verfahren der Prägung. Irreführende Druckfehler sind zu verbessern bei Nr. 43: *Αυκοκτόνου*, Nr. 69: triquetrum, Nr. 103: Tyrische Vierdrachmenmünze. Zu Nr. 33 und 34 (Aegina) ist zu bemerken, dafs der Unterschied zwischen der ältern und jüngern Münzserie mit der Schildkröte kein solcher des Stiles, sondern ein sachlicher ist, da erstere Serie die See-, letztere die Landschildkröte aufweist. Den Schlufs des Textes bildet ein Verzeichnis der benutzten Werke; zur Ergänzung desselben und als besonders empfehlenswert für angehende Numismatiker sowie für Lehrer an Mittelschulen mögen hier genannt sein Halkes Einleitung in das Studium der Numismatik (Berlin) und Dannenbergs Grundzüge der Münzkunde (Leipzig, Weber). Die beigegebene Karte schliefslich, welche die Länder um das östliche Becken des Mittelmeeres[1]) und das Schwarze Meer umfafst, verzeichnet die Prägestätten der behandelten Münzen.

Gewichtigere Bedenken bestehen gegen die Ausführung der Abbildungen selbst. Das Verfahren — Lithographie nach Federzeichnung mit übergedruckten Farben — erscheint in diesem Falle als ungeeignet. Bei allen übrigen Objekten der Cybulskischen Tafeln, vielleicht von kleinen Hausgeräten abgesehen, hat man es mit Verkleinerungen und infolgedessen Verallgemeinerung, Schematisierung der Formen zu thun; hier dagegen erscheint die Reproduktion in der Gröfse des Originals und gibt daher auch alle Einzelnheiten und Zufälligkeiten desselben wieder. Wohin das geführt hat, lehrt ein Blick auf die Tafel: Mängel

[1]) Spanien, Gallien, Etrurien etc. sollen auf der römischen Münztafel Berücksichtigung finden.

in der künstlerischen Ausführung der Münze selbst oder Stempelfehler erscheinen zur Karrikatur vergröbert; man sehe sich z. B. den Athenakopf auf Nr. 2 oder die Eule Nr. 9 an! Andrerseits hat das Verfahren die Wiedergabe zarter Schönheiten der Technik geradezu unmöglich gemacht, wozu auch die z. T. recht grobe Hervorhebung der Glanzlichter durch Aussparung des weifsen Grundes zwischen den Farbüberzügen beigetragen hat: was ist z. B. aus dem Goldstater Philipps II. mit dem prächtigen Apollokopf und der Biga (Nr. 73), was aus dem wundersam fein gearbeiteten kauernden Satyr des sizilischen Naxos (Nr. 115) geworden, was aus der reizenden Arethusa von Syrakus (Nr. 112), die Winckelmann als das Urbild von Raffaels Galathea pries! In einzelnen Fällen hat die Reproduktion nicht nur künstlerisch, sondern auch sachlich dem Gegenstande geschadet, indem hauptsächlich Beizeichen des Münztypus, wie der Hippokamp auf Nr. 42 oder die Heuschrecke von Nr. 111 u. dgl. unkenntlich geworden sind.

Diese letzteren Fälle sind übrigens Ausnahme und für den Gebrauch der Tafel belanglos; man darf daher wohl behaupten, dafs der Cybulskische Karton in stofflicher Hinsicht eine willkommene Vermehrung der Anschauungsmittel für den Gymnasialunterricht bildet; will man dagegen dem Schüler eine lebendige Vorstellung von der hohen künstlerisch-technischen Vollendung griechischer Prägungen geben, so greift man besser zu unmittelbar vom Original abgenommenen galvanoplastischen Nachbildungen oder zu guten Phototypien, wie sie etwa die Berliner und Londoner Museums-Kataloge oder Gardners Münztypen enthalten.

München. O. Hey.

Paulys Realencyclopaedie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Gg. Wissowa. 3. Halbband: Apollon-Artemis. Stuttgart. J. B. Metzler'scher Verlag. 1895. 1140 Sp. Preis 15 M.

Nachdem schon früher über Plan, Organisation, Umfang und Wert der Neubearbeitung der weit verbreiteten Pauly'schen Realencyclopädie in diesen Blättern eingehender gesprochen worden ist (man vgl. Bd. XXX (1894) S. 755 ff. u. Bd. XXXI (1895) S. 389 ff.), genügt es wohl diesmal, die Fachgenossen auf das Erscheinen des 3. Halbbandes aufmerksam zu machen, welcher im August vorigen Jahres ausgegeben wurde. Derselbe gibt Zeugnis von der rüstigen Schaffensfreudigkeit des Redakteurs und seiner Mitarbeiter. Es wurde schon bei der Besprechung des 2. Halbbandes darauf hingewiesen, dafs inzwischen der Tod bereits einige empfindliche Lücken in die Reihen der Mitarbeiter gerissen hat; neuerdings ist nun auch der treffliche Toepffer so tragisch rasch aus dem Leben geschieden. Allein die Umsicht des Herausgebers hat in jeder Hinsicht für Ersatz gesorgt, so dafs ein ziemlich gleichmäfsiges Vorwärtsschreiten des Unternehmens gesichert erscheint.

Wohl am umfangreichsten sind in der neuen Bearbeitung die

beiden Artikel Apollon (111 Spalten) und Artemis (102 Spalten) von Wernicke, beide wirkliche Monographien mit erstaunlicher Materialsammlung für jeden, der hier irgendwo mit eigener Forschung einsetzen will (beispielsweise umfafst der Artikel Apollon in Roschers Lexikon nur 46 gleich grofse Spalten, der Artikel Artemis ebenda nur 50). Wenn im Hinblick gerade auf diese beiden ‚Abhandlungen' von Rezensenten der Wunsch geäufsert worden ist, man möge bei der neuen Bearbeitung weniger solid, weniger gründlich verfahren, so vermag ich wenigstens diesem Wunsche nicht beizustimmen. Es kommt doch vor allem auf die Bedeutung und Wichtigkeit des betreffenden Gegenstandes für die Altertumswissenschaft an. Da erscheint es doch gewifs nicht unzulässig, wenn ‚Apollon' und ‚Artemis' mit solcher Ausführlichkeit behandelt werden, wohl aber ist es ein Mifsverhältnis, wenn Andreas über Apostana, eine kleine Örtlichkeit an der Küste von Persis, die Nearch in seinem *Παράπλους* erwähnt, 5 Spalten lang spricht. Dagegen erscheint ein anderweitig ausgesprochener Wunsch gerechtfertigt, der dahin geht, es möge so umfangreichen Artikeln eine Disposition des Inhaltes vorausgeschickt, oder wenigstens in den Kolumnenüberschriften auf die einzelnen Teile hingewiesen werden (ähnlich wie in Roschers Lexikon).

Besonders wertvoll erscheinen diesmal die trefflichen Artikel literargeschichtlichen Inhaltes, so von Knaack über den Epiker Apollonius; besonders von Crusius über Archilochos, der als der erste Liedersänger der Griechen, als der Begründer der griechischen Lyrik charakterisiert wird, dann die Artikel von Schwartz über die Historiker Appian, Aristobulos und Arrian, von Schwabe über Appulejus, von Gercke über Aristoteles und namentlich von Kaibel über Aristophanes. In all diesen Einzelabhandlungen sind nicht nur selbständige und vielfach neue Ansichten vertreten, sondern dieselben sind auch anregend zu lesen. — Daneben treten verschiedene historische Abschnitte bedeutend hervor, so mehrere von Niese, z. B. über Aratos, dann Archontes von V. v. Schoeffer, welchem Sp. 582 bis 598 eine Archontentafel beigegeben ist, Argolis von F. Cauer, Aristides von Judeich, namentlich aber von Noeldeke über die verschiedenen Perserkönige des Namens Artaxerxes. Beachtenswerte Beiträge hat auch der Metrologe Hultsch geliefert, so besonders über Arithmetica (50 Spalten grofs). Doch das sind nur nach persönlichem Interesse herausgegriffene Beispiele, durch deren Hervorhebung weder den Verfassern kleinerer Artikel das Verdienst abgesprochen werden soll, dafs ihre Beiträge nicht auch auf der Höhe der Wissenschaft stehen, noch auch die Thätigkeit des Herausgebers in den Schatten gestellt werden kann, der übrigens selbst einen schönen Artikel Argei (Sp. 689--700) beigesteuert hat. Kurz, auch dieser 3. Halbband zeigt deutlich, dafs wir in der Neubearbeitung der Pauly-schen Encyclopädie ein unentbehrliches Werk erhalten, welches in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, da es viele andere Einzelwerke in sich fafst und ersetzt.

München. Dr. J. Melber.

Dr. Wilhelm **Vogt**: **Die Geschichte der Welt vor und nach Christus**, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt von Dr. Heinrich **Dittmar**. Ergänzungsband. Welt- und Zeitgeschichte von 1862—1890. Heidelberg, 1892. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. S.S. VI u. 559. Preis 8 M.

Dafs keineswegs allerwärts rosige und vor jedermanns Augen offen daliegende Pfade zu wandeln dem vergönnt ist, der es unternimmt, die Geschichte der letzten drei Jahrzehnte zu schreiben, einer Zeit, die, überreich an Ereignissen von der belangreichsten Tragweite und in hunderterlei Beziehungen noch ungeklärt, allenthalben den Charakter des Unfertigen, der Nichtabgeschlossenheit an der Stirne trägt, braucht kaum erst gesagt zu werden. Bekennt doch der Verfasser S. 545 selbst: „Wo die Wirkungen eines bedeutungsvollen Vorganges noch nicht übersehen werden können, mufs die Geschichte Halt machen und der Zeit ihr Recht lassen“. Und wenn er S. 531 äufsert: „Von den Vorgängen im geheimen würde schon deshalb, weil die genaue Kenntnis davon mangelt, keine Notiz zu nehmen sein“, so gilt dies wahrlich nicht allein von den mit Umgehung Bismarcks oder hinter seinem Rücken auf den todkranken Kaiser Friedrich III. zur Geltung gebrachten Einflüssen.

Anderseits steht indes ebenso fest, dafs eine sichtende und zielbewufst gruppierende Zusammenstellung des Geschehenen sich eines grofsen Leserkreises gewifs erachten darf.

Veranlafst durch seinen Lehrer und Gönner v. **Giesebrecht** hat sich **Vogt** dieser Aufgabe unterzogen. Wenn es sich just fügte, dafs das Buch, ein Ergänzungsband zu H. **Dittmars** Geschichte der Welt, gerade mit dem Jahre einzusetzen hatte, in welchem v. Bismarck die Geschäfte des preufsischen Staates zu führen übernahm, und mit dem Jahre abschlofs, in welchem Fürst Bismarck *ἑκὼν ἀέκοντί γε ϑυμῷ* von der Leitung der Geschäfte zurücktrat, so mochte hierin für einen Mann von der ausgeprägten Parteistellung Vogts ein besonderer Reiz liegen; aber auch, um dies schon hier anzudeuten, eine besondere Gefahr lag gleich nahe. Letztere mufste sich dadurch beträchtlich steigern, dafs Vogt gewohnt ist, mit seiner subjektiven Meinung nicht hinter dem Berge zu halten, dafs er vielmehr diese selbsteigene Meinung immer und immer wieder und zwar in der Regel mit thunlichster Schärfe geltend zu machen sucht, dafs er in einem für den Historiker ernsthaft bedenklichen Grade das Horazische mihi res, non me rebus subiungere conor sich zu eigen gemacht hat.

Wir verstehen darunter nicht etwa die Thatsache, dafs Alpha und Omega des Buches Bismarck ist, eine Stellung, die er während der nahezu drei Jahrzehnte im Gange der Dinge faktisch einnahm; wir nehmen nicht Anstofs an dem Füllhorn, aus dem so ziemlich bei aller und jeder Gelegenheit Lob und Bewunderung für den grofsen

Staatsmann sich ergiefst; auch die Ungleichheit des Mafses ficht uns wenig an, mit der, während sonst Vogts Tadel so gar grobkörnig geartet zu sein pflegt, Bismarcksches Vorgehen, wo es ausnahmsweise wie z. B. im Geffkenprozefs (S. 535—538 vgl. S. 487) Vogts Beifall nicht hat, mit einer sich im Buche sonst nirgends findenden Milde beurteilt wird: Bismarcks Verdienste um die Begründung des neuerstandenen deutschen Reiches stehen so hoch, dafs bei einem seiner aufrichtigsten und rührigsten Bewunderer ein solcher Wechsel, wo nicht gerechtfertigt, so doch entschuldbar erscheinen mufs. Allein die überaus harte, mitunter wegwerfende Beurteilung, mit der Männer abgefertigt werden, die in schweren Kämpfen sei es in Sachen der Politik, sei es der Konfession für ihre unerschütterliche Überzeugung bald mit, bald ohne Erfolg eintraten, das vielfach zu Tage tretende Vornehmthun gegenüber nicht zu unterschätzenden und auch von Bismarck selbst nicht unterschätzten Vertretern anderer Anschauungen, das ist es, was unsers Erachtens die Keuschheit der Vogtschen Historiographie manchmal in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen läfst und was bei vielen Lesern Anstofs erregen mufs. Statt Dutzender von Belegen nur einen! Vogt liebt es, Personen und Dinge mittels attributiver Adjektiva zu charakterisieren. Besonders in malam partem weifs er sich nach dieser Richtung zuweilen nicht genug zu thun. Der Sultan Abd-ul-Aziz z. B. ist ihm S. 362 „ein hinterlistiger, habsüchtiger, launenhafter und ränkeschmiedender Grofsherr", S. 363 „ein unberechenbarer Narr", S. 368 „ein unfähiger und erbärmlicher Sultan". Hiebei hat Vogt einige Vorliebe, nach der „Geriebenheit" solch ihm unsympathischer Naturen zu spüren. Derlei „geriebene" Männer sind ihm S. 150 der Khedive von Ägypten Ismail Pascha; S. 315 der Herzog von Broglie; S. 393 der Russe Ignatieff, „der intriguante Vater der Lüge" (S. 448); der vierte im Bunde der Geriebenheit ist — Windthorst (S. 274)! Für diesen fällt auch sonst noch manche Witzelei ab. So z. B. S. 480: „Windthorst hätte sich gerne als den Erretter der katholischen Kirche aufgespielt, als den heiligen Georg, der den Drachen, Kulturkampf genannt, mit dem Schwert getötet habe". Was Vogt fort und fort gegen das Papsttum und dessen Träger, gegen „die römische Unduldsamkeit", gegen den katholischen Klerus, den Ultramontanismus und Einschlägiges vorbringt, all dem liefse sich, von der andern Seite besehen, ein sehr wesentlich verändertes Bild abgewinnen. Alle diese Ausfälle sind um so mehr zu bedauern, weil sie in hohem Grade geeignet sind, den Leserkreis des in vielen Beziehungen guten Buches weitgehend zu beschränken. Wenn auch ungern, so sei es doch offen gesagt: Was der Verf. S. 503 über die Afrikaforschungen Stanleys äufsert, er vereinige die Vorzüge mit den Mängeln eines Zeitungsschreibers in sich, das gilt mehrfach auch von Vogts Geschichtschreibung. Sicherlich wird das Buch auch so seine Leser finden, wie es sie verdient; allein auch diese werden in dem schulmeisterlichen Ton, der nach Schlossers Art dem Leser so und so oft das Urteil des Verfassers aufnötigen will, wo dieser sein eigenes bereits hat oder aus dem Gange der Ereignisse eben zu bilden

im Begriffe ist, mit nichten immer Gefallen finden. Das Buch ist weder für die unreife noch für die reifere Jugend geschrieben, sondern „für das allgemeine Bildungsbedürfnis“; es setzt Leser voraus, die mit Interesse für die in den letzten drei Jahrzehnten liegende Entwicklung der europäischen und der aufsereuropäischen Welt Urteilskraft genug verbinden, um sich dem historischen Doktrinarismus Vogts entwachsen zu fühlen. Schon der eine Umstand, dafs in zahlreichen Fällen auch bei den Kundigsten und Klügsten die Dinge noch keineswegs in der Klarheit vorliegen, wie Vogt glauben machen will, und dafs er auch nicht auf einer einzigen Seite für eine richtigere Würdigung neues Material beizubringen vermag, hätte ernstlich zu noch gröfserer Vorsicht mahnen sollen. Wir nehmen es nicht eben zimperlich mit dem Selbstgefühle des Verfassers. Allein er scheint uns trotzdem bedenklich weit zu gehen, wenn er S. 548 den Lesern gewissermafsen als Richtschnur für ihr einschlägiges Denken sein also geartetes Urteil über Kaiser Wilhelm II. vor Augen führt: „Wir bekennen es, dafs uns der Charakter des Kaisers, seine männliche Gesinnung, sein sittlicher Ernst, sein rastloser Fleifs Vertrauen einflöfst“. Anderseits hätten wir leere Phrasen nachstehender Art lieber vermieden gesehen: „Die Toskanesen liefsen (nach 1871) häufig den Aufschwung der nationalen Beurteilung der Dinge vermissen“ (S. 326).

Es sei hier noch eine andere uns wenig zusagende Eigenart des Buches berührt, die zuweilen der Ausdrucksweise auf der Gasse sich nähernde Diktion. Wir rechnen hieher Wendungen folgender Art: Die verschiedenen Anzapfungsversuche (S. 42); die widerborstigen Nationalitäten (S. 85); einen Gewinn für das französische Ansehen herausschlagen (S. 134); der schnell und leicht gezimmerte Thron des Erzherzogs Maximilian (S. 136); der Fürst Couza hauste durch seine liederliche Wirtschaft allmählich ab (S. 144); die Treiberei (S. 149 u. 285); der scheinbar friedliche Zustand war nur eine Galgenfrist (S. 154); Gonzales Bravo schlug dem Fafs den Boden aus (ibid.); dem Kaiser gruselte es in der innersten Seele vor einem Kriege mit Deutschland (S. 175); Ollivier erwies sich in der innern Politik als ein vollständiger Windbeutel (S. 176); die französische Prahlerei liefs nicht ab, das napoleonische System mit bengalischem Feuer zu beleuchten (S. 197); der alberne Phrasenmacher Ollivier (S. 199); der gewissenlose und rasende Lügner Gambetta (S. 243); die Stadt des Lichtes (vgl. S. 223) mufste auf die Gasbeleuchtung verzichten und sich mit Petroleum begnügen (S. 249); demokratische Verbohrtheit (S. 251); der alte und schlaue Thiers wandte alle Fechterkünste und Sprünge an (S. 265); die römische Diplomatie hätte ihre altberühmte Klugheit und schlangenartige Gewandtheit von sich werfen müssen (S. 273); Broglies Hausmittel (S. 317); das Höllenbreughel Spaniens (S. 335); P. Greuter, einer der polterndsten Fanatiker (S. 332); die unehrliche Polizeispitzelei des Ministeriums Sagasta (S. 337); Wilson, ein durch und durch unsauberer Geselle (S. 417); die Czechen wollten ihr böhmisches Staatsrecht im Galopp zur Anerkennung bringen (S. 422); der grofsmäulige O' Donnovan Rossa (S. 428); Kaulbars machte sich aus

dem Staube (S. 459); den Staatsmännern stand darüber eine Gänsehaut auf (S. 462); den Reichsfinanzen auf die Beine helfen (S. 464); Geffken war im Grunde nichts als ein unbedeutender Nergler und Kritikaster (S. 538). Dafs Vogt mit dieser Vorliebe nicht allein steht, ist bekannt genug; trotzdem wird es wohl wahr bleiben, dafs die ernste Geschichtschreibung auf eine derartige Geschmacksrichtung nicht spekulieren, ihr nicht Vorschub leisten sollte.

Die belangreichsten Vorzüge der Vogtschen Art, Geschichte zu schreiben, sind in geschickter Gruppierung, in lichtvoller Darstellung, in anziehender Erzählung zu suchen, ein vollauf verdientes Lob, das wir ihm gern zuerkennen. Sein Satzbau ist durchaus korrekt. In der Angabe der Daten ist er fast durchweg verlässig. Heifst es einmal S. 100 bei Aspromonte statt am A., oder wird S. 159 Leopold der jüngere Bruder des Königs Karl von Rumänien genannt statt der ältere, so ist aus derlei kleineren Versehen keinerlei Aufhebens zu machen. Wenn der Verf. Persönlichkeiten, die sein Interesse verloren haben, so z. B. Garibaldi nach 1871, später aus dem Auge verliert, so ist auch darob kein Vorwurf zu erheben. Weniger ist zu billigen, dafs das kulturgeschichtliche Gebiet so gar weitgehend ignoriert wird. In Anbetracht der im allgemeinen grofsen Sauberkeit in orthographischen Dingen sind unerhebliche Abweichungen nicht von Belang wie z. B. S. 363 Frohnden, S. 443 sprüchwörtlich, S. 160 u. 171 Bonifazius, S. 167 Bonifacius. Nicht minder sind Druckfehler mit gröfster Sorgfalt vermieden. S. 179 Z. 9 v. o. ist das Wort schrieb wiederholt, S. 208 Z. 1 v. u. sind einige Wörter ausgefallen; S. 269 Z. 7 v. u. steht Louxembourg statt Luxembourg.

Die Ausstattung des Buches verdient volle Anerkennung.

Friedrich Spälter, Kgl. Gymnasialprofessor, Ausführliches Lehrbuch der bayerischen Geschichte. I. Vorzeit und Mittelalter. Regensburg. Verlag von W. Wunderling. 1895. III u. 194 S. Preis 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser sucht im Vorwort das Erscheinen seines Buches mit der allzugrofsen Kürze der vorhandenen Kompendien zu rechtfertigen, ferner mit dem Umstande, dafs in letzteren nirgends die grofse politische Bedeutung genügend hervorgehoben ist, welche Bayern zu allen Zeiten, etwa die Periode der Teilungen abgerechnet, im nationalen Leben der Deutschen gehabt hat. Mit dieser knappen Darstellung hänge es zusammen, dafs die Thatsachen oft ohne den ursächlichen Zusammenhang vorgetragen werden; das erschwere dem Schüler das denkende Erfassen und gewöhne ihn an geistloses Auswendiglernen. Endlich seien die Personen meist zu dürftig behandelt, indem nur selten der Versuch gemacht werde, den Charakter der handelnden Männer klar zu legen; für blofse Namen aber lasse sich die Jugend nicht interessieren.

So viel Wahres in diesen Ausführungen liegen mag, so werden

sie doch vom Standpunkte der Schule aus teilweise schon darum auf Widerspruch stofsen, weil es in den drei obern Klassen unserer Gymnasien, um die es sich hier allein handeln kann, für einen so ausgedehnten Schulbetrieb der bayerischen Geschichte vor allem unleugbar an der erforderlichen Zeit mangelt. Der vorliegende erste Teil des Buches, der bis zum Tode Albrechts IV. reicht, umfafst nahezu 200 Seiten; mindestens ebenso viele wird der zweite erheischen. Dabei ist in dem vorliegenden von Dingen kultur- und literaturgeschichtlicher Art, die doch auch behandelt werden sollen, so gut wie nicht die Rede; auch nicht von der Geschichte der Pfalz, Schwabens und der fränkischen Provinzen. Mit einem Worte: für den unmittelbaren Schulgebrauch wird sich Spälters „Ausführliches Lehrbuch“ kaum einbürgern.

Dagegen kann dasselbe, gut ausgestattet und zu einem billigen Preise angesetzt, in der Hand der Schüler zur privaten Orientierung, Wiederholung und teilweisen Vertiefung erspriefsliche Dienste thun. Namentlich ist es für die Einstellung in die Schülerlesebibliotheken der oben genannten Klassen wohl zu befürworten. Es ist gut lesbar geschrieben, zeugt allenthalben von eingehenden Kenntnissen, von warmer Liebe zu unserem engeren Vaterlande und dessen Regenten, meist auch von didaktischem und pädagogischem Takte.

An dem uneingeschränkten Lobe in letzterer Beziehung hindern zunächst die zahlreichen Vorführungen von Dingen völlig untergeordneter Art, die weder für die Charakteristik einzelner Personen noch ganzer Zeitalter irgendwie von Belang sind, überdies nicht selten nur dem verständlich, der sich einer Vertrautheit mit diesen Dingen erfreut, die bei Schülern nicht vorauszusetzen ist. Sie erschweren nur die Lektüre und den Überblick, ohne einen nennenswerten Gewinn zu bringen. Sie sind z. B. in Riezlers „Geschichte Baierns“ recht wohl am Platze, wo sie vielfach beleuchten und beleuchtet werden, nicht in einem Schulbuche, wo sie für das eine wie für das andere allzu isoliert stehen.

Ferner ist es sicher nicht gut gethan, den Schüler bei vielen sehr wenig bekannten Ortsnamen über die Lage so gar oft völlig im Ungewissen zu lassen. Der denkende Schüler wird orientiert sein wollen, wird aber recht oft weder im Bereiche seiner Kenntnisse noch in den ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln für die unerläfsliche Aufklärung Anhaltspunkte finden. Vielleicht schafft nach dieser Richtung eine zweckmäfsig eingerichtete Karte am Schlusse des Werkes Abhilfe.

Auch für genealogische Fragen reicht die auf S. 192 beigegebene dürftige Tabelle bei weitem nicht aus; sie ist dem aus dem Buche sich ergebenden Bedarfe entsprechend beträchtlich zu vervollständigen.

Die wiederholt vorkommenden Zahlungsleistungen in Mark, Gulden und Geldgulden (soll wohl S. 162 Goldgulden heifsen?) sind für den Schüler ohne den Hinweis auf den heutigen Geldwert nutzlos.

An der Diktion des Buches ist nicht eben viel auszusetzen. Über mancherlei Unebenheiten werden die Schüler, wie das ja so ihre Art ist, unschwer hinweglesen. So z. B. wenn S. 13 gesagt wird, die

Wälder seien ausgerottet worden statt ausgerodet; wenn S. 50 Konrad des Roten gelesen wird statt Konrads; S. 86 „Die Kreuzfahrer hatten trotz aller Anstrengung nur erreicht, dafs der wichtige Stützpunkt Damiette auch wieder verloren ging“, was allerdings recht wenig war; oder S. 99 „Otto III. feierte damals seine Hochzeit mit Katharina und erhielt einige Grenzstriche am Inn verpfändet“; oder S. 117 das statt der Verzicht. — Ein Beispiel eines zu rasch hingeschriebenen Satzes findet sich S 181: „Zu Albrecht IV. standen Ulrich von Württemberg, der mit seiner Tochter (statt der Tochter desselben) Sabina verlobt war, der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach, dessen Sohn Casimir mit Susanna verlobt war“, wobei nicht gesagt ist, dafs auch diese eine Tochter Albrechts IV. war.

Mutet uns auch in einem Schulbuche eine Ausdrucksweise wenig an wie S. 11 „Der Chauvinismus eines fränkischen Mönches“, S. 46 „Der überspannte Kaiser Otto III.“; S. 50 „Der originell grobe Vetter Megingoz“; S. 52 „Der Ungarnkönig Peter machte sich mit der Beute aus dem Staub“; S. 100 „Die Dienstmannen von ihrer Verbissenheit abbringen“; S. 138 „Der König zog andere Saiten auf“; S. 162 „Die Juden mufsten schwer empfinden, dafs jetzt ein anderer Wind wehe“: so ist sie doch nicht gerade ernster zu beanstanden, und was mehr von Belang, derlei Dinge finden sich im Buche nicht eben oft. Schlimmer ist es freilich, wenn S. 87 erzählt wird, der Herzog sei dem König oft durch den Sinn gefahren, wodurch der Gedanke zum Ausdruck gebracht werden soll, der Herzog sei den Absichten des Königs oft hinderlich in den Weg getreten; und noch schlimmer ist es, wenn der Schüler S. 135 belehrt wird; „Karl IV. wies Otto V. von Brandenburg seine ältere Tochter Katharina zu, die kinderlose, also wahrscheinlich unfruchtbare Witwe Rudolfs IV.“; oder S. 180: „Georg der Reiche hatte stets seine Geliebten um sich, unter ihnen auch verheiratete Frauen, die er ihren Männern abspenstig gemacht hatte“. Derartige Erzählungen gehören überhaupt nicht in ein Schulbuch; meint aber der Verfasser ihrer aus Gründen der historischen Treue nicht entraten zu können, so waren die Gedanken doch wenigstens in eine andere Form zu kleiden.

Hiemit haben wir indes bereits das sachliche Gebiet gestreift. Bleiben wir also zunächst dabei!

Dafs die hl. Afra „ursprünglich Venuspriesterin war“, ist historisch nicht völlig gesichert; aber auch wenn die Legende wahr ist, gehört sie wieder nicht in ein Schulbuch (S. 4); ebensowenig der Verdacht, Ludwig der Strenge habe auf den Tod seines Neffen Konradin spekuliert (S. 97). S. 13 ist der bei Riezler I, 96 erzählte Hergang, wie er sich bei der Ermordung des hl. Emmeram abspielte, mit den Worten „als er sich auf Rom berief, statt die That zu leugnen“, zur Unkenntlichkeit entstellt. Was soll sich denn der Schüler unter der „Berufung auf Rom“ denken? S. 14 wird behauptet „dem kirchlichen Sinn der damaligen Fürsten (d. i. in der Zeit des Agilolfingers Theodo II.) erschien die Stiftung und Ausstattung von Kirchen und Klöstern als ein Gott wohlgefälliges Werk“. Doch wohl nicht

dem kirchlichen Sinn der damaligen Fürsten allein! S. 34 erachtet es der Verfasser „für angemessen, sich eingehender mit der Herkunft, Machtstellung und Thätigkeit des 907 in der Schlacht gegen die Ungarn gefallenen Markgrafen Luitpold zu beschäftigen, da gerade jetzt wieder ein Luitpold die Geschichte (wohl Geschicke?) Bayerns lenkt"; ein für diesen Zweck ebensowenig nötiger als zureichender Grund. S. 51 wird erzählt, nach dem Tode des Herzogs Heinrich V. sei Welf über die Besitzungen des Bischofs Bruno von Augsburg hergefallen, die Bischof Engelbert von Passau schützen wollte. Nach Riezler I, 440 war dies Bischof Egilbert von Freising. S. 75 mufste dem Schüler doch gesagt werden, was er unter der „leoninischen Stadt" zu verstehen hat und wie dieser Teil Roms zu jenem Namen kam; nicht minder S. 78, dafs er bei den Grafen von Meran nicht etwa an das in Tirol gelegene Meran zu denken hat, sondern vielmehr an Dalmatien und Kroatien (vgl. Oefele, Die Grafen von Meran und Andechs S. 72 u. 94). S. 88 war der Name Babenberger wenigstens mit Anführungszeichen zu versehen (vgl. Huber, Geschichte Österreichs I, 174). S. 89 war nicht Allersheim zu bieten, sondern Alerheim im Ries. Auf der gleichen Seite wird von den Schülern das Wort „Formel" gewifs mifsverstanden. Ein inhaltlich für ein Schulbuch sehr bedenklicher Satz findet sich S. 92: „Wer bedenkt, wie sich damals die Fürsten von dem rückhaltlosesten Eigennutz leiten liefsen, wie sie nicht zögerten, wenn sich ihnen ein Vorteil bot, ihre Eide zu wechseln, wird dem Herzog Otto dem Erlauchten keinen allzu herben Vorwurf aus seinem zeitweiligen Abfall von den Staufen machen". Soll eine Entschuldigung Ottos nach dieser Seite geltend gemacht werden, so ist sie aus der damaligen politischen Sachlage herzuholen, nicht aber aus dem vom Verfasser vorgebrachten nichtigen Grunde. Dafs Ludwig der Römer in Rom geboren wurde, ist wenig wahrscheinlich. Den Beinamen der Römer erhielt er als Erstgeborner seines Vaters nach der Kaiserkrönung (S. 126). S. 138 wird Ulrich statt Eberhard im Bart genannt. Burgau kam 1486 nicht „dauernd an Bayern-Landshut", sondern nur für ein paar Jahre" (S. 173). Georg der Reiche fertigte sein Testament zu Friedrichsburg, dem jetzigen Neuschlofs bei Lampertsheim in Hessen, aus (Riezler III, 573) (S. 179). S. 192 findet sich Heinrich V. statt Heinrich XVI.

Aus dem Gesagten ist leicht zu ersehen, dafs sich in sachlicher Beziehung allerdings Beanstandungen mancherlei Art finden; im ganzen sind jedoch die gebotenen Thatsachen als ziemlich verlässig zu bezeichnen. Kehren wir zum Schlusse zu Dingen formeller Art zurück!

Hinsichtlich der Orthographie fallen auf teils mit dem Richtigen wechselnd, teils allein unrichtig geschrieben: Schaar, Brod, namens (statt Namens) Rehbock (S. 126), Mähre statt Märe, gleiches mit gleichem vergelten statt Gleiches mit Gleichem, Frohnden statt Fronden, Präzedenzfall statt Präcedenzfall, Kabinet statt Kabinett, Thurm, Vehme statt Feme; giltig statt gültig; Kuno der jüngere statt der Jüngere (S. 60, vgl. S. 136); giebt, gähren, loosen, Stand halten; ferner die folgende Schreibweise der Eigennamen Corbinian statt Korbinian, Albert

Beheim statt Behaim, Christof wechselnd mit Christoph, Mathias statt Matthias, Margaretha statt Margareta; endlich Achen wechselnd mit Aachen, Botzen statt Bozen, Würtemberg statt Württemberg, Weisenhorn statt Weifsenhorn, lauter Dinge, über die kein Wort zu verlieren wäre, handelte es sich nicht um ein Schulbuch.

Auch an Druckfehlern mangelt es, abgesehen von den paar auf S. 192 angeführten, nicht; nur einige der garstigeren seien namhaft gemacht. S. 7 steht Heideu statt Heiden; S. 9 Angilolfinger statt Agilolfinger; S. 13 des statt der Apostelfürsten und sa statt so; S. 21 Erbittrung statt Erbitterung; S. 23 Z. 5 v. o. ist das sinnstörende Wort Verwüstungen zu beseitigen; S. 24 durchauch statt durchaus; S. 26 Z. 1 v. u. fehlt das Wort sich; S. 38 hat sich das zum Wort zurück gehörende z in das Wort Bezoldung statt Besoldung verirrt; S. 39 setz statt setzte; S. 73 auf statt auf; S. 112 ist das l des Wortes Nebenländer in die nächste Zeile geraten; S. 146 den statt dem Tiroler Unternehmen; S. 174 burgräflich; S. 175 Befugnissse; S. 186 auf dem statt den Gang. Desgleichen mangelt es an verkehrten Unterscheidungszeichen nicht, teils Druckfehler, teils sonstige Versehen.

In den etwa in Schülerlesebibliotheken einzustellenden Exemplaren könnten die hier beanstandeten Dinge vorher grofsenteils unschwer richtig gestellt werden.

Dr. Wilh. Götz, Kgl. Professor, Geographisch-Historisches Handbuch von Bayern I. Band. G. Franzscher Verlag. Jos. Roth, Königl. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchhändler München. 1895. VIII, 900 u. XXXI Seiten. 12 M.

Seit dem Erscheinen von Pleickhard Stumpfs „Bayern, Ein geographisch-statistisch-historisches Handbuch des Königreiches“ sind über vier Decennien verflossen. Mochte die Arbeit des damaligen Landtagsarchivars noch so verdienstlich und willkommen sein: die seitdem im statistischen Gebiete eingetretenen Veränderungen, die in der geographischen Wissenschaft zur Geltung gekommenen Umwälzungen, mit einem Worte, der Wechsel in den gegenüber damals heutzutage an ein solches Buch zu stellenden Anforderungen sind derart weitgreifend, dafs jedes in diesen Materien sich bewegende Buch, von wem immer damals verfafst, jetzt, nur ganz wenige Partien ausgenommen, lediglich mehr einen historischen Wert zu beanspruchen vermag.

Damit verdient die volle Anerkennung aller für ein solches Buch sich interessierenden Kreise der Herausgeber des neuen Handbuches, aber auch der Verleger, der dem Werke eine vorzügliche Ausstattung zu teil werden liefs.

Auch hinsichtlich der Art und Weise, in welcher der erste „das Land“, „die staatliche Ordnung“ und die drei Kreise Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz behandelnde Band bearbeitet ist, wird kaum jemand in Abrede stellen, dafs sie im allgemeinen Lob verdient. Der Verfasser verrät Seite um Seite das wärmste Interesse für unser

geliebtes Bayerland, im ganzen wie in seinen mannigfachsten Einzelheiten; er zeigt überall gleich umfassende wie eingehende Kenntnisse; er läfst uns in der Vorrede wie im Buche selbst manchen Blick thun in die Mühen, die ihm die Beschaffung und die Sichtung des Materiales gekostet, und in die Bereitwilligkeit und Werkthätigkeit, mit der er von den verschiedensten Seiten, von hoch und niedrig, von Fachkennern und von Laien bei der Ausführung unterstützt wurde. Seine Absicht war, „Bayerns Aussehen im grofsen und im kleinen darzulegen und zu begründen und infolge dessen allerdings auch die wirtschaftlichen Thatsachen seiner Gaue zu beachten, da dieselben die Landschaftsbilder so wesentlich mitbestimmen"; er will der Pflege des Heimatsinnes dienen, „dieser einfachen, weihevollen Grundlage der Vaterlandsliebe und der rechten Sinnesweise für die Volksgenossen"; er erstrebt mit seinem Handbuche hinsichtlich der praktischen Nutzbarkeit, „dafs es den verschiedensten Berufsarten zur mannigfaltigsten Orientierung diene", lauter Ziele, die allenthalben beifällig aufgenommen zu werden geeignet sind, ja so aufgenommen werden müssen, für die ihm warmer Dank gebührt und gerne gezollt wird.

Ist aber nicht alles so ausgefallen, wie man es wünschen möchte und teilweise zu wünschen vollauf berechtigt ist, so liegt die Schuld hier zum Teil in Prinzipienfragen, über die man mitunter geteilter Ansicht sein kann, da und dort allerdings auch in einem von keiner Seite zu billigenden Verfahren des Herausgebers, das demnach unbestreitbar ihm zur Last fällt.

Götz hat ja ganz recht, wenn er der Besorgnis Ausdruck gibt, mancher werde noch mehr Zuthaten wünschen; indes kann in einem auf so weite Kreise berechneten Buche nach dieser Richtung unmöglich jemand allen entsprechen. Im allgemeinen wird nicht in Abrede zu stellen sein, dafs der Verfasser mit dem verwerteten Material sehr weit gehenden Ansprüchen gerecht zu werden redlich bemüht war. Es wäre sicher unbillig, auf die eine oder die andere vermifste Einzelheit ein ernsteres Gewicht zu legen. Dessenungeachtet sei es gestattet, auch in dieser Hinsicht ein paar Wünsche zu äufsern. Die grofse Anzahl von meist recht hübschen Landschaftsbildern, die existierenden Wappen aller Städte und Märkte in authentischer Fassung sind gewifs eine erfreuliche und dankenswerte Zugabe des Buches; allein zu bezweifeln ist es doch kaum, dafs die Einfügung von Karten physikalischen, politischen und historischen Inhaltes, vielleicht auch geologischer Art und meteorologischen Charakters vielen weit willkommener sein würde, und das um so mehr, als im Buche die Betrachtung des Kartenbildes gar oft nicht allein angenehm, sondern für das richtige Verständnis geradezu ein unleugbares Bedürfnis wäre, und als die weiten Kreise, denen das Werk zugedacht ist, im anderweitigen Besitze solcher sich keineswegs allgemein befinden. Vielleicht erfreut der zweite Band mit einer solchen Beigabe.

Ein anderer Mangel, der sich nicht wenigen Lesern des Werkes unvermeidlich aufdrängen wird, ist der, dafs in dem nach der geographischen Seite im ganzen gut ausgearbeiteten Register die im Buche

weitgehend berücksichtigte Landes- und Ortsgeschichte völlig unbeachtet geblieben ist. Götz' Handbuch ist seinem ganzen Charakter und seinem Zwecke nach nicht so fast ein für die Abteilung um Abteilung zu erledigende Lektüre als zum Nachschlagen in Bedarfsfällen bestimmtes Werk. In einem solchen ist aber ein thunlichst vollständiges, nicht einseitig ausgearbeitetes Inhaltsverzeichnis von hohem Belange.

Eine weitere Frage ist die, ob es nicht vorzuziehen gewesen wäre, die geschichtlichen Dinge lieber zusammengestellt in einem eigenen Abschnitt zu behandeln, als sie, wie es im Buche geschieht, in Hunderte von kleinen Teilen zu zerreifsen und so eine schwer übersehbare Menge von Einzelheiten zu bieten statt eines einheitlichen und wirkungsvollen Ganzen.

Wieder einen anderen Mangel des Buches werden manche in der Ungleichmäfsigkeit beklagen zu müssen glauben, mit der allerlei Materien, nicht selten leicht ersichtlich, behandelt sind. Hier wird nahezu ein Ersatz für ein Reisehandbuch erstrebt, dort wird in dieser Beziehung recht stiefmütterlich verfahren; hier werden im Zusammenhange hiemit so ziemlich alle einigermafsen in Betracht kommenden Handels- und Industriefirmen aufgezählt, dort bleiben nicht minder namhafte unerwähnt; hier sind historische Denkwürdigkeiten von nicht sonderlicher Bedeutung getreulich vorgeführt, dort belangreichere unerwähnt geblieben: und doch wäre, was dem einen recht, dem andern billig gewesen. Nicht dafs der Verfasser über manches hinweggeht, was der Lokalpatriotismus ungern vermifst, soll beanstandet werden, sondern dafs nicht allenthalben mit gleichem Mafse gemessen wurde.

Auch mancherlei doktrinär-theoretisch Gestaltetes, da und dort zugleich ein klein wenig Polemik, wäre aus diesem Buche, das ja andere Ziele verfolgt, richtiger fern gehalten worden.

Indes ist hiemit das Gebiet gestreift, das, weil dem Hader am meisten ausgesetzt, hier am wenigsten urgiert werden soll: was aufzunehmen war, was nicht. Die Besprechung mag sich daher nunmehr minder anfechtbaren Beanstandungen zuwenden.

Das hier in Rede stehende geographisch-historische Handbuch ist kein Schulbuch; immerhin ist dringend zu wünschen, dafs es von Lehrern und Schülern, und gerade von ihnen besonders, fleifsig benützt werde. In einem solchen Buche ist es nun gerade keine schwere Sünde, wenn es mit der amtlich vorgeschriebenen Orthographie, so gut sie ihm hübsch säuberlich nach den Regeln der Schule und mit Sachkenntnis angewendet stehen würde, nicht eben zimperlich umgeht. Allein die einschlägige oftmalige und vielfache Abweichung, die Inkonsequenz des Verfassers überschreitet derart alles Mafs und Ziel, dafs sie zum Protest herausfordert. Zum Belege hiefür einige ausgehobene Proben! Er schreibt so ziemlich konsequent: bestand, anteil haben, raum geben, auf grund, auf kosten; in gestalt; in betracht ziehen, in angriff, in besitz nehmen, in brand schiefsen; mit hilfe; von belang; zu anfang, zu ende, zu ehren, zu fufs, zu pferd, zu thal, zu tage und zutage treten; zum teil, zur linken; zu grunde gehen, richten; er schreibt hier vielenorts, dort mehreren Orts; hier richtig

im ganzen, dort wieder unrichtig im Grofsen; hier Schwäbischer Jura, dort adriatisches Meer; auf S. 404 Wittelsbachische und wittelsbachische Ministerialen. Zeigt er in Fremdwörtern meist eine ungebührliche Vorliebe für c statt k und z z. B. in den Schreibweisen Canton, Cultusministerium, Culmbach, Croaten, so schreibt er doch auch wieder Kommission neben Commission, zentral neben Centralstelle, Felizitas, Nikodemus neben Clemens, Conrad, Korbinian neben Corbinian, Kanonikus neben Capitular, säkularisiert neben säcularisiert und occupiert, ja wohl auch einmal Conflikt, um beiden Schreibweisen in einem Worte gerecht zu werden. So schreibt er auch abwechselnd Speier und Speyer, Eichstätt und Eichstädt, Valepp und Falepp, Algäuer und Allgäuer Alpen, Joseph und Josef. Das alte varietas delectat scheint ihm in Dingen der Orthographie besonders hoch zu stehen. So wechselt er mit Stil und Styl, Witwe und Wittwe, Viztum und Vizthum, Feste und Veste, allmählich und allmälig; kristallinisch und krystallinisch; Rupert und Ruppert; Hans und Hanns; Dunca und Dunka, Geifsa und Gaifsa; Bärensteinleite und Bärnsteiner Leite, Motawa und Mottawa, Neukelkeim und Neukelheim; die Grafen von Seyboltsdorf und von Seiboltstorf (richtig Seyboltstorff), Chamerauer und Chammerauer. So gar grobe Verstöfse wie Gemalin (S. 117), Holländisches statt Hollandisches Institut (S. 196), Ignatz (S. 302), errinnert (S. 578), Gräuel (S. 614), Apellationsgericht (S. 728) sind lieber unter die Druckversehen einzureihen; allein nicht eben schön sind in einem Werke wissenschaftlichen Charakters doch auch Schreibweisen wie Emmeran statt Emmeram, Mathäus statt Matthäus, Margarethe statt Margarete; Göthe statt Goethe, Stieglmaier statt Stiglmair, Linprunn statt Linprun, Chlingensperg und Israeliten und Dienstag mit langem statt mit schliefsendem S-Laut, vertheiden, Frohnfeste, Waaren, nach Tausenden (S. 126), und hunderttausende (S. 128). Doch genug hiervon; es sollten ja nur Typen, nicht die Gesamtheit vorgeführt werden.

Dafs der Verfasser mit der richtigen Anwendung des Apostrophs wenig vertraut ist, beweisen die vielen in's, Otto's, Maria's u. dgl.

Auch die richtige Verwendung der Interpunktionszeichen läfst viel zu wünschen übrig.

Nicht minder bietet das Buch sonst in rein grammatikalischen Dingen mitunter elementarster Art, in der Ausdrucksweise, im Periodenbau mancherlei zu Beanstandendes oder doch schwer Geniefsbares. Der Verfasser schreibt z. B. S. 473 „durch die verschieden ansteigende (statt ansteigenden) Hänge"; S. 533 „neuntägigen (statt neuntägiger) Jahrmarkt"; S. 501 „die Kunde von dessen erfolgten Enthauptung"; S. 2 bietet er das statt der Bereich, S. 348 der statt die Kreuzpartikel. S. 544 liest man: „die Strafsen haben aufser der Verbindung des Bezirkshauptortes mit den Nachbargebieten die vorwaltende Bestimmung"; es fehlt also nach „der" ein zweites „der". An sprachlichen Eigenarten, wie sie manche Witzblätter, auch „die Grenzboten", letztere unter einer wenig schmeichelhaften Überschrift, so gern bringen, ist in unserm Buche wahrlich kein Mangel; hoffentlich kommen diese Unholde nicht an dasselbe. Immer wiederkehrt z. B. eine Stadt, ein Schlofs „ver-

brennen" statt niederbrennen. Nur ein paar Beispiele anderer Art! „Ludwig der Gebartete wurde im Kloster Raitenhaslach beigesetzt, nachdem er 1434 noch den Grund zum Feldkirchner Thore gelegt hatte" (S. 292). „Sechs Epitaphien (in Geisenfeld) stammen aus dem 17. Jahrhundert und rückwärts bis zum 11. (der ersten Äbtissin Gerbirgis, † 1061, gewidmet)" (also alle 6 dieser gewidmet?) S. 372. „Deggendorf erhielt 1625 ein 1803 aufgehobenes Kapuzinerkloster" (S. 513). „In Plattling kommen durch die Eisenbahneinrichtungen etwa 900 Köpfe zur Gesamtbevölkerung hinzu" (S. 518). „Passau kam erst in allerneuester Zeit zu baulich vergröfsernder Entwicklung" (S. 587). Von häfslichen Satzproben sei nur eine ausgehoben, aus der auf andere geschlossen werden mag: „Nach der Erhebung des Pfalzgrafen Otto VI. von Wittelsbach zum Herzog von Bayern überliefs er das Schlofs (Scheyern) seinem Bruder Otto VII., von dem es erbweise an dessen Sohn Otto VIII. kam, welcher die am 21. Juni 1208 aus Rache verübte Ermordung des deutschen Königs Philipp (in Bamberg) mit der Reichsacht und im Februar 1209 mit dem Leben büfste, worauf sein Oheim, Herzog Ludwig I., in Ausführung der Acht selbst die Wiege seiner Vorfahren zerstörte und aus den Steinen des Schlosses — welche der Sage nach zu den Mauern von Aichach verwendet worden sein sollen — eine der hl. Maria geweihte Kirche erbaute, in welche am 9. Sept. 1472 der Comthur Reinhardt von Neipperg zu Blumenthal eine Wochenmesse stiftete, aus welcher die gegenwärtige Curatie entstand" (S. 211 f.). Schon die Achtung vor dem Lesepublikum sollte eine solche Darstellungsweise unmöglich machen.

Diesen Einzelheiten formeller Art seien einige auf das sachliche Gebiet bezügliche Bemerkungen angereiht, jedoch hauptsächlich auf Ober- und auf Niederbayern beschränkt, mit nur ausnahmsweiser Berücksichtigung der Oberpfalz.

Wird in dem „Geographisch-historischen Handbuch" das geographische Material im weitesten Sinn des Wortes und das historische, jedes für sich, in Betracht gezogen, so ist vor allem zu bemerken, dafs das erstere im allgemeinen mit ganz anderer Sachkenntnis, Umsicht und Sorgfalt bearbeitet ist als das letztere, obwohl es auch in ihm an mancherlei Mängeln und sachlichen Verstöfsen mit nichten gebricht. So z. B. wird S. 12 der Aussichtsturm des Panzerberges mit einer Höhe von 1852 m ausgestattet, während sich der Wendelstein nur einer Höhe von 1838 m erfreut. S. 187 wird die östliche Länge von München mit 46" 25"[1]) angegeben, wo wir nicht Bayerns Haupt- und Residenzstadt, sondern Kaukasusländer zu suchen gewohnt sind. Auch wäre gewifs allerlei wertloser Kuriositätenkram richtiger ausgeschieden worden; so z. B. wenn die gute alte Zeit des hl. Leonhard von Inchenhofen S. 209 mit der Angabe gekennzeichnet wird, dafs nach der ihm geweihten Kirche „nicht mehr wie ehemals Leute aus 144 Pfarreien jährlich ziehen, deren jede dem Heiligen ein Wag- oder

[1]) Wie ich nachträglich höre, hat der Verleger in dankenswerter Weise behufs Beseitigung dieses häfslichen Versehens das einschlägige Blatt neu drucken und in die seitdem zur Ausgabe gelangenden Exemplare einkleben lassen.

Pflugeisen zur Behütung der Feldfrüchte spendete, nicht gerechnet die Menge der Städte und Hofmarken, die jährlich eine brennende Kerze gaben"; oder wenn S. 356 erzählt wird, „das Schlofs Berg besitze in seinem 1. und 2. Stockwerke einen gröfseren (Speise-)Saal und 12 Zimmer; oder wenn gar S. 426 für das Bad Adelholzen Reklame gemacht wird mit der Angabe, die vorher kinderlose Kurfürstin Maria Amalia habe bald nach dem Besuche desselben den Kurprinzen Max Joseph geboren, eine Reklame, die, weil unwahr, obendrein in das Gebiet „des unlautern Wettbewerbes" einzureihen ist. Maria Amalie hatte nämlich schon vor dem Kurprinzen 3 Töchtern das Leben geschenkt, von denen sie die erste im 7. Monate nach ihrer Verehelichung geboren, die 2 andern um je ein weiteres Jahr später; sie gebar erst nach wieder etwas über ein Jahr den Kurprinzen. Dieses historische Argument für die Heilkraft Adelholzens ermangelt somit thatsächlich aller und jeder Beweiskraft. Doch wird man in Anbetracht des vielen Guten und Ansprechenden, das im Buche in geographischer Beziehung geboten wird, über derlei Schwächen unschwer hinwegkommen. Sehr viel weniger ist dies beim historischen Teile der Fall.

Über ihn spricht sich Götz in der Vorrede folgendermafsen aus: Wesentlich erfüllen im Buche die moralische Aufgabe der Pflege des Heimatsinnes auch die geschichtlichen Bestandteile, welche sich der übrigen Beschreibung an- und einfügen, eine umfassende Leistung des Herrn Schriftstellers Forster, welche sich überall als ein Ergebnis fleifsigen Durchforschens und gewissenhaften Bemühens ausweist.

Umfassend ist Forsters hier in Rede stehende Leistung unbestreitbar; dafs auch schon im Gebotenen viel Arbeit vorliegt, ist gleichfalls nicht in Abrede zu stellen; dafs ihr aber eine irgendwie genügende Verlässigkeit inne wohne, mufs, so ungern es geschieht, verneint werden.

Für diese Behauptung vorerst nur ein Beispiel! Jeder mit der neueren Geschichte Münchens nur einigermafsen Vertraute weifs, dafs wir es da mit zwei Männern von hervorragender Bedeutung Namens Martin Deutinger zu thun haben; der eine war der Onkel des andern, Generalvikar, Dompropst und Geschichtschreiber, gestorben den 31. Oktober 1854 als eines der letzten Opfer der damals bereits als erloschen erklärten Cholera; der andere hier aufserordentlicher Universitätsprofessor, seit 1847 Lyzealprofessor in Dillingen, seit 1852 quiesziert und hier noch als Universitätsprediger wirkend, ein im Gebiete der Philosophie nicht minder eifrig thätiger Mann als sein Onkel im Bereiche der Diözesangeschichte, gestorben den 9. Sept. 1864 in Pfäffers. Was thut nun Forster? Er macht aus Onkel und Neffen S. 259 einen Mann, Philosoph, Dompropst und Generalvikar in einer Person, und läfst diesen 1855 das Zeitliche segnen!

Wer die Dinge vornehm behandeln wollte, würde sich mit diesem einen vollgültigen Beispiel begnügen. Wir möchten der 2. Auflage des für die Kenntnis unsers engeren Vaterlandes hochwichtigen Buches

nützen; daher wollen wir hiebei noch etwas verweilen, jedoch ganz und gar nicht in der Absicht, Vollständigkeit zu erstreben.

S. 28 wird behauptet, Karl der Grofse habe die bayrische Herzogswürde auf sein Haus übertragen; er schaffte sie vielmehr ab und machte Bayern zu einer fränkischen Provinz. Die Wiederherstellung der Herzogswürde erfolgte nicht „unter Luitpold um 900", sondern erst nach dessen Tod (S 29); die dauernde Lostrennung Kärntens von Bayern nicht 990, sondern 976 (ibid.). Hinsichtlich Wemdings wird auf der gleichen Seite gelehrt, es sei 1467, resp. 1516 durch Erbanfall an Bayern gekommen; es wurde beidemale käuflich erworben; nur hatten es 1504 die Grafen von Öttingen zurückgekauft. Für den Prefsburger Frieden wird S. 29 der 26. Dezember 1805 geboten, das richtige Datum, S. 30 unrichtig der 20. Dezember. S. 112 heifst es, Rudolf II und Ruprecht und ihre Nachkommen hätten im Hausvertrag von Pavia die Pfalz samt dem Nordgau erhalten. Dabei sind die Nachkommen ihres Bruders Adolf unbeachtet geblieben, ferner der Umstand, dafs weder Rudolf II. noch Ruprecht I. männliche Nachkommen hinterliefs. Der Schönbrunner Friede gehört doch dem Jahre 1809 an, nicht 1810 (S. 186). Die Angabe, dafs die Schweden unter Gustav Adolf vom 17. bis 27. Mai in München weilten, die auch Hopf und andere bieten, beruht auf der irrtümlichen Auffassung der Angabe 17 27. Mai, während damit nur das Datum des Einzuges nach altem und neuem Kalender angegeben werden sollte. Die Schweden waren in München vom 17. Mai bis 7. Juni alter Rechnung (S. 194). 1742 waren die Östreicher in München vom 12. Februar bis 7. Oktober, nicht „bis Mai" (S. 195). Beim Tode Max' III. Joseph war nicht die Sulzbacher Linie der einzige noch existierende Zweig des pfälzischen Hauses, sondern es bestand auch noch die Zweibrücken-Birkenfelder Linie (S. 196). Die Schlacht bei Nikopolis gehört dem 28., nicht dem 26. September 1396 an; auch war Schiltbergers Vorname nicht Joseph, sondern Johann; sein Geburtsort nicht München, sondern „bei Freising" (S. 199). Franz v. Baader starb 1841, nicht 1842 (ibid.). Der 907 gefallene Luitpold war nicht Herzog, sondern Markgraf (S. 211 u. 217). Ludwig der Kelheimer war nicht der Onkel des Kaisermörders Otto von Wittelsbach, sondern beide waren Söhne zweier Brüder (S. 212). S. 232 wird erzählt, der Herzog Ludwig I. habe Reichenhall Ende des 13. Jahrhunderts mit Mauern umgeben; Stumpf gibt hiefür S. 161 das Jahr 1310 an; es kann sonach nur Ludwig IV., der Bayer, gemeint sein. Stiglmair wurde 1791 geboren, nicht 1793 (S. 237). S. 242 sind die Kriegsjahre 1705—15 statt bis 1714 erwähnt. S. 244 war statt Max Joseph III. zu setzen Max III. Joseph. Die Übergabe der Klostergebäude in Ebersberg an die bayrische Zunge des Malteserordens erfolgte 1784, nicht 1781 (S. 250). S. 252 ist von einem 2. Landshuter Erbfolgekrieg die Rede; die Geschichte kennt unter diesem Namen nur einen Krieg. Der deutsche König Arnulf regierte 887—99, nicht 891—96 (S. 257). Während S. 252 der Waffenstillstand vom 15. Juli 1800 richtig als in Parsdorf abgeschlossen vorgeführt wird, verlegt ihn S. 293 nach Hohenlinden. Professor Karl v. Prantl

starb 1888, nicht 1880 (S. 302). S. 314 u. 324 wird der Kaiser Ludwig III. von Niederburgund mit Ludwig dem Kind verwechselt. Dr. Grünwalder, Sohn des Herzogs Johann, bereits 1422 gewählt, wurde 1442 zum Bischof von Freising erhoben, nicht 1448 (S. 343). Die bayrische Geschichte kennt nur einen regierenden Herzog Ernst; demnach ist S. 348 Ernst III. abzukorrigieren. Das Schlofs Allmanshausen ist nicht mehr im Besitze des Grafen Rambaldi (S. 350). 1544 regierte nicht Wilhelm III., sondern Wilhelm IV. (S. 355). Eine Landesteilung des Jahres 1368 kennt die bayrische Geschichte nicht (S. 368). Der berüchtigte Waffenstillstand vom 7. September 1796 durfte S. 369 bei Pfaffenhofen umso weniger unberücksichtigt bleiben, als S. 375 sogar erwähnt ist, dafs damals Wolnzach Moreaus letztes Standquartier auf bayerischem Boden war.

So verlockend die weitere Vorführung derartiger Versehen oder Verstöfse wäre, so mag doch das Gebotene zur Charakterisierung der Sorglosigkeit genügen, die in diesem Teile des Buches allenthalben zu Tage tritt.

Auf Rechnung eines Mangels an Sorgfalt anderer Art, glauben wir es auch setzen zu dürfen, wenn z. B. S. 199 unter den gebornen Münchnern von historischer Bedeutung ein Minister Montgelas, ein A. Felix Oefele mit Stillschweigen übergangen wurden; ebenso bei Königsfeld S. 373 der Fürstabt des Schottenklosters zu Regensburg Frebonius Forster u. dgl. m. Das Gleiche gilt, wenn S. 237, 291, 327 von Kunstwerken der Brüder Egid und Cosmas Asam die Rede ist, nirgends aber von ihrer belangreichsten Schöpfung, der St. Johanneskirche und dem dazu gehörigen Priesterhause in München, oder wenn da und dort aus der „Bavaria Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern" recht wenig geschickte Zusammenziehungen herübergenommen werden, mitunter selbst mit den Druckfehlern, wie z. B. S. 607 und 629 der Ilbersheimer statt Ilbesheimer Vertrag aus Bav. I, 2. S. 1151, oder wenn hier ein Flächeninhalt nach qkm, dort nach ha angegeben wird, hier eine Höhe nach Meter, dort nach Fufs; wenn S. 126 Holnstein genannt wird ohne den Beisatz bei Beilngries (nicht bei Sulzbach); wenn S. 345 Franz II. als deutscher Kaiser Franz I. heifst; wenn S. 462, 530, 532 und im Register Ganghofen geboten wird statt Gangkofen; wenn S. 462 Arnstorf mit schliefsendem S-Laut geschrieben ist, sonst aber mit langem; wenn S. 464 und das Register Grafenseer Bach bieten statt wie anderwärts Grasenseer Bach; wenn der S. 470 gegebene Hinweis auf S. 48 richtiger auf S. 469 nach „Untiefen" steht, an seiner Stelle aber auf S. 492 zu verweisen ist; wenn dieselbe Seite auf S. 402 leitet statt 462 und die verbessernde Fufsnote falsch auf S. 182 statt 183; wenn S. 492 gesagt wird, die Donau erreiche bei Deggendorf ihre gröfste Breite von 335 m, während ihr S. 470 bei Passau eine solche von 400 m zugesprochen wird; wenn S. 506 rühmt, die Kirche zu Bogenberg habe sich zu Ehren des vordem in der Schlofskapelle verehrten Marienbildes erhoben; wenn S. 600 die Grafschaft Mals um 65000 fl. verkauft werden läfst statt um 6500 fl.;

wenn S. 608 „im chronicon Gotwicensi" bietet, dagegen S. 549 „im chronicon Gotwicense"; wenn S. 559 von einem Matthäus statt Matthias Abelin die Rede ist; S. 508 von einem Wilhelm statt Emmeram Heuraus; S. 653 von Walchün statt Walchun de Chambe; wenn S. 654 erzählt wird, Graf Joachim von Ortenburg habe 1577 (statt 1557) bei Herzog Albrecht V. (IV.) die Reformation durchzusetzen versucht; wenn S. 672 eine Begebenheit des Jahres 1595 vor einer andern des Jahres 1492 berichtet wird; wenn S. 766 Jahr und Tag der Hinrichtung Luckners gleich falsch angegeben werden; wenn S. 894 die Landesteilung von 1255 in das Jahr 1235 verlegt wird; wenn S. 896 aus dem Jahre 1530 von einem Herzog Friedrich berichtet wird, ohne dafs man weifs, wo dieser regiert haben soll.

Auch an offenkundigen Druckversehen ist das Buch nicht arm. Folgende, vorzugsweise aus Niederbayern, seien namhaft gemacht. S. 37 Z. 10 v. u. steht sinnstörend zweimal geognostisch; S. 112 bietet 13017 statt 1301—47; S. 470 Z. 1 v. u. heranzieht statt heranziehen, S. 493 Z. 3 v. u. Lehrer- und Lehrerbildungsanstalten; S. 539 Nandlnach statt Nendlnach; S. 542 ist auf S. 537 verwiesen statt auf 538; S. 609 bietet Schildthurm statt Schildthurn und Nandling statt Randling; S. 629 d' Erbville statt d' Erbeville; S. 630 Azlburg, das Register Azelburg; S. 633 bietet das Jahr 893 statt 983; S. 636 Drachselried statt Drachselsried; S. 639 Heinrich v. Pfetting statt Pfelling; S. 648 Gaham statt Garham und Wachsing statt Walchsing; S. 658 Jagersberg statt Jägersberg; S. 659 zu statt zur Erlau; S. 665 der Haidelreuter- statt der Haidelberger Zug; S. 667 ist S. 587 zitiert statt 537; S. 671 bietet Bernard statt Burkard Puchberger; S. 900 wird unter andern Druckfehlern der auf S. 582 sich findende Hainasbach durch zwei neue Hamsbach und Hamabach ersetzt; zu schreiben war Hainsbach, wie S. 584 und im Register richtig zu lesen ist. S. 591 lesen wir Albo statt Albero und Mauerkirchen statt Mauerkircher; S. 593 dritter statt zweiter Nachfolger; S. 601 Wernhard statt Bernhard.

Dafs auch im historischen Teile allerhand Kuriosa Aufnahme fanden, denen sie nach dem Zwecke des Buches richtiger versagt worden wäre, kann nach dem oben in geographischer Beziehung Gesagten nicht befremden. Beispielsweise haben wir hiebei Notizen folgender Art im Auge. S. 262 wird erzählt, in der Domsakristei zu Freising werde unter Glas eine hölzerne Monstranz aus dem 15. Jahrhundert gezeigt, welche bei der Säkularisation auf 24 kr. geschätzt wurde; S. 263, der Bischof Albert I. habe am Bau der dortigen Kathedrale wie ein Taglöhner gearbeitet; S. 293, am 3. Mai 1632 sei Gustav Adolf in Ingolstadt ein Pferd unterm Leib erschossen worden; S. 301, in Landsberg seien in der Reformationszeit 2 Geistliche wegen Ketzerei in Untersuchung gekommen und ihrer Pfründen entsetzt worden; S. 387, im Jahre 899 sei in Aibling ein Weib Notburga wegen Verdachts der Mitschuld an der vermuteten Vergiftung des Königs Arnulf gehängt worden. Wollte derartiger Kram überall berücksichtigt werden, welchen Umfang hätte dann das Buch annehmen müssen!

Bei dieser Sachlage fassen wir unser Gesamturteil kurz folgendermafsen zusammen: Das sehr günstig ausgestattete Buch verfolgt in hohem Grade anerkennenswerte Ziele und ist, weil einem thatsächlich bestehenden Bedürfnisse begegnend, freudig zu begrüfsen; indes der Verarbeitung des äufserst reichen Materiales hätte namentlich im historischen Teile nach Inhalt und Form teilweise viel gröfsere Sorgfalt zugewendet werden sollen. Möge der zweite Band nach dieser Seite mehr befriedigen!

München. Markhauser.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. A. Baumeister. Vierter Band, zweite Hälfte. Zweite Abteilung: Mathematische Geographie von Dr. Sigmund Günther, Prof. an der technischen Hochschule in München. Geographie von Dr. Alfred Kirchhoff, ord. Prof. der Erdkunde in Halle. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 2 M. 50 Pf.

Man wird fernerhin von einem Lehrer der Geographie erwarten dürfen, dafs er diese Abteilung von Baumeisters Handbuch gründlich studiere und die methodischen Grundsätze, welche die beiden Verfasser, jeder Meister auf seinem Gebiete, in derselben in mustergiltiger Weise aufgestellt haben, in der Lehrpraxis unverrückt im Auge behalte. Es ist das umso nötiger, da dieser Unterricht fast überall an den humanistischen Anstalten nicht in der Hand von eigenen Fachlehrern liegt, sondern irgend einer der ordentlichen Gymnasiallehrer oder auch Assistenten hie und da wohl auch ohne Rücksicht auf Lust und Befähigung damit betraut wird. Selbst beim besten Willen gerät mancher junge Lehrer auf Irrwege und wird dadurch um den Lohn seines Fleifses gebracht, weshalb er erfahrungsgemäfs möglichst bald diesen Unterricht wieder loszuwerden trachtet, der weder ihn selbst befriedigt, noch seinen Schülern nutzbringend sich erweist. Wenn wir die Kirchhoffsche Abhandlung lesen, so kann es uns nicht zweifelhaft sein, dafs so manches scharfe Wort vollständig am Platze ist und uns beschämen mufs, leider aber auch, dafs auf lange hinaus den Forderungen Kirchhoffs nicht genügt werden wird, weil eben die Verhältnisse es nicht zulassen. Bei der grofsen Bedeutung der beiden Abhandlungen läfst es sich nicht umgehen, den Gang der Beweisführung im einzelnen zu verfolgen. Es sei daher zuerst die mathematische Geographie von Prof. Günther besprochen. Im ersten Kapitel, das Wesen und Begriff derselben behandelt, entscheidet sich der Verfasser gegenüber der vielfachen Anfechtung des Namens doch aus praktischen Gründen für Beibehaltung desselben und weist ihr als Gebiet auch die elementare Astronomie zu, welche die Bewegungsverhältnisse im Kosmos und die Oberflächenbeschaffenheit der andern Himmelskörper zu lehren hat, und auch der Astrophysik nicht ganz entbehren kann. Die sich hieran schliefsende Darlegung des geschichtlichen Entwicklungsganges der Didaktik dieser Disciplin führt uns aus

dem Altertume, das, soweit unsere beschränkten Kenntnisse hievon einen Schlufs zulassen, trotz aller Mängel doch grofse Vertrautheit mit den himmlischen Erscheinungen besafs, durch das Mittelalter, wo man in den Klosterschulen sich vielfach und nachdrucksam damit beschäftigte, bis zur neueren Zeit. Von epochemachender Bedeutung war im XIII. Jahrhundert der berühmte „libellus de sphaera" des Briten Johannes a Sacro Bosco, auf den während mehr als fünf Jahrhunderten sich jede Unterweisung stützte, sogar während des Aufschwunges des deutschen Hochschulwesens, indem Melanchthon das Buch einer Umarbeitung unterzog. Eine Änderung brachte erst der Sieg des Coppernikanischen Weltsystems. Als wirklichen Reformator auf dem Gebiete der mathematischen Geographie bezeichnet Professor Günther aber F. A. Diesterweg, der dem Unterrichte die Richtung gewiesen habe, die ihm früher nie zum klaren Bewufstsein gekommen sei. Gegenüber der dogmatischen Methode verdient die genetische unbedingt den Vorzug, da sie mit den einfachsten Vorstellungen der ältesten Periode beginnt und allmählich fortschreitet bis zu den Entdeckungen des Coppernikus, Keppler und Newton. Der Unterricht gliedert sich in eine Unterstufe in Sexta, eine Mittelstufe in Obertertia und eine Oberstufe in Oberprima. In der ersten gilt es nur die einfachsten Begriffe zu veranschaulichen und sich möglichst zu beschränken nach dem Satze: je weniger, desto besser, aber auch in der zweiten soll so gut wie gar nichts vorausgesetzt und an den Unterricht in Sexta angeknüpft, sondern ganz von vorne mit den einfachsten Dingen begonnen werden. — Durch die bayer. Schulordnung vom Jahre 1891 ist indes infolge der Reduktion des Geographieunterrichtes in Obertertia (V. Klasse) auf eine Wochenstunde dieser Teil des geographischen Stoffes in Wegfall gekommen, was nicht genug bedauert werden kann, namentlich an den Progymnasien, da die von diesen direkt zum Berufsleben abgehenden Schüler keine Gelegenheit mehr finden, in diesen Dingen unterrichtet zu werden. — In Oberprima steht natürlich das mathematische Interesse im Vordergrunde. Bei der ersten Orientierung an der Himmelskugel soll, wie der Verfasser nachdrücklich verlangt, nur vom Augenschein ausgegangen und auch nicht das mindeste vorausgesetzt werden. Praktische Gestirnkunde zu treiben hält er aus triftigen Gründen für unthunlich. In welcher Weise nun der Unterricht von den einfachsten Vorstellungen bis zu den schwierigsten Abschnitten fortzuschreiten habe, mufs man in dem Buche selbst nachlesen. Die folgenden Kapitel besprechen die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, deren richtige Erfassung elementare sphärische Aufgaben erleichtern, dann die Gestalt der Erde, Erdmessung und geographische Ortsbestimmung, die Entfernung der Himmelskörper, endlich das Ptolemäische und Coppernikanische Weltsystem. Inwieweit kosmische Physik und Chronologie beizuziehen sei, wird noch in Kürze dargelegt und dann zu einer Kritik der Demonstrationsapparate zur mathematischen Geographie übergegangen. Das lebendige Wort und die Zeichnung an der Tafel sind nach Prof. Günther indessen die wichtigsten Mittel des Unterrichtes, während das

Manipulieren mit Apparaten niemals ohne Mifslichkeit bleibt. Modelle nützen nur in der richtigen Hand und gut erläutert. Wie schwer das aber ist, weifs der Praktiker. — Den Schlufs der lehrreichen Abhandlung bildet ein Verzeichnis der besten einschlägigen Werke, ein Wegweiser zur Ratserholung für der Unterweisung bedürftige Lehrer.

Für unsere Gymnasien ist die zweite Abhandlung über Geographie von Prof. Kirchhoff von noch gröfserer Bedeutung, da mathematische Geographie nur in Oberprima (IX. Gymnasialklasse) gelehrt, Geographie aber in 5 Jahreskursen von I—V betrieben wird.[1]) Wie wenig indessen diese Beschränkung auf 5 Klassen dem von hoher Begeisterung für sein Fach erfüllten Verfasser zusagt, ersieht man daraus, dafs er sich mit grosser Schärfe gegen die vielfach inferiore Stellung wendet, welche die Geographie da und dort einnimmt. „Man mag die Stundenzahl, die man diesem Fache vergönnen will, immerdar (wohl ein Schreibversehen für immerhin) regeln nach der überhaupt zur Verfügung stehenden Zeit sowie nach der Wichtigkeit der Hauptfächer für die jedesmalige Schulkategorie; aber man weise ihm nicht unbesehen eine beliebige Restzahl von Stunden zu, etwa nur eine einzige Wochenstunde (bei uns in V.) ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob das vorgeschriebene Pensum in dieser einen Stunde zu bewältigen ist, oder schliefslich — gar keine". „Ein Lehrplan, der also der Erdkunde z. B. in irgend welcher Klasse so gut wie gar keinen Raum übrig läfst, verdient unter allen Umständen Tadel, weil er das Ganze schädigt durch Schwächen des Zusammenhanges der Glieder." Nach den neuen preufsischen Lehrplänen wird (siehe: Das human. Gymnasium. Organ des Gymnasialvereins, III. Jahrg. 1892. Heft I. Seite 3) indes der geographische Unterricht auch nur in Sexta — Quarta in 2, von Untertertia — Untersekunda in 1 Wochenstunde erteilt. Von Obersekunda bis Oberprima ist Geschichte und Erdkunde zusammen mit 3 Wochen angesetzt. Davon verspricht sich Prof. Kirchhoff aber nicht viel, weil in der Maturitätsprüfung nicht in Geographie geprüft wird. „Bei Philologen oder Historikern, die, ohne erdkundliche Studien getrieben zu haben, von ihrem Direktor aufs Geratewohl mit Geographiestunden betraut werden, ist es keineswegs der Fall, dafs sie die Sache selbst verstehen. Die Erdkunde hat aber eben endlich aufzuhören, das mifshandeltste aller Schulfächer zu sein, dasjenige, in dem jedweder Ignorant befugt ist, Unsegen zu stiften." Diese bittere Klage ist nicht ungerechtfertigt, wen soll aber der Rektor der Anstalt damit betrauen, wenn ihm nur Lehrer zur Verfügung stehen, die erdkundliche Studien ex professo nicht getrieben haben und für dieses Fach nicht geprüft sind? „Die hohe Bedeutung der Erdkunde ergibt

[1]) In der Abhandlung „der ordentliche Unterricht nach den neuen Lehrplänen" von Dr. Langenbeck im 8. Hefte der Geogr. Zeitschrift, herausgegeb. von Prof. Dr. A. Hettner ist die Stundenzahl für den geogr. Unterricht an den bayer. Gymnasien irrig folgendermafsen angegeben: Sexta 2, Quinta 2, Quarta 2, Untertertia 1, Obertertia 1, Untersecunda 1. — In Wahrheit hat Untertertia 2 Stunden, in Untersecunda aber wird kein Geographieunterricht mehr erteilt. Die Langenbecksche Abhandlung huldigt durchaus den Kirchhoffschen Ansichten.

sich aber für die Schule aus ihrer zentralen Stellung zu allen über Realien handelnden Wissensfächern. Herbarts Ausspruch, die Geographie sei eine associierende Wissenschaft, wurde mit Recht ein geflügeltes Wort. Ohne Geographie entbehren die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite des Unterrichtes und die sprachlich-geschichtliche der Verknüpfung miteinander." Nachdem in der Einleitung die unterrichtliche Bedeutung der Geographie hervorgehoben worden, wird die Verbindung der Geologie mit der Geographie als eine notwendige nnd untrennbare bezeichnet, dagegen aber vor Vermengung der Geschichte mit der Erdkunde gewarnt, aufser wo Terrestrisches allein darin seine Erklärung finde. (Inwieweit dies zulässig ist, weifst der Verfasser an der Geographie von Bayern nach.) Bei den folgenden Kapiteln mufs ich mich darauf beschränken, besondere leitende Gedanken hervorzuheben, da es ganz unmöglich ist, den reichen Inhalt auch nur annähernd zu skizzieren. Heimatskunde in strenger Anlehnung an die nächste örtliche Umgebung als Propädeutik der Erdkunde habe bei der grofsen Mangelhaftigkeit des sinnlichen Begreifens der Jugend ihr Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, Belege und Veranschaulichung aus der sinnlichen Selbsterfahrung der Schüler zu entnehmen. Einführung in das Kartenverständnis werde bei dem Mangel an im gröfsten Mafsstabe angelegten Karten am besten durch Handzeichnungen des Lehrers an der Tafel erzielt. Beim Betriebe der Länderkunde sollten gleichfalls gute, augenfällig grofse, schön in Farben ausgeführte Abbildungen von Landschaften, Städten, Volkstypen und Volksszenen in reicher Abwechslung zur Hand sein. Nicht dem multa, sondern dem multum sei nachzutrachten, deshalb seien auch nicht möglichst viel Zahlen und Namen merken zu lassen, sondern klare Vorstellungen zu erzeugen, handle es sich doch nur um dauerhafte Einprägung der topischen Grundzüge. Richtige Anschauung und ursächliches Begreifen müsse im Auge behalten werden. Nunmehr schreitet der Verfasser dazu, einige Seiten des Lehrverfahrens näher zu schildern, und bespricht zunächst das Kartenzeichnen der Schüler, das nicht rein mechanisches Nachzeichnen, sondern freihändiger Entwurf des Kartenbildes sein solle, wodurch passives Schauen und Hören der zu Unterrichtenden in viel fruchtbareres und erfolgfreudiges Schaffen verwandelt werde. Ein treffliches Lehrmittel zum Kartenzeichnen sei der Zeichenatlas von Ernst Debes und R. Lehmann, in ein paar kleinen, billigen Heften herausgegeben, der lauter höchst vereinfachte Karten, echte Vorlageblätter biete, wie man sie bisher noch nicht besessen habe. Sehr erwünscht sei die Anlegung einer geographischen Sammlung von Landeserzeugnissen, Waffen, Geräten, Schmuckstücken etc. aus fremden Ländern insbes. unseren Kolonien, zu deren Bereicherung vielleicht Grofshändler und Fabrikanten durch Spendung von Gratisexemplaren beitragen würden. Am erspriefslichsten aber werde es für den Unterricht sein, wenn der Lehrer über reiche eigene Anschauung der zu beschreibenden Landschaften verfüge. Er müsse es als eine Berufspflicht auffassen, seine Studienreisen immer weiter auszudehnen, mindestens alle Hauptteile Europas zu bereisen

und dabei Skizzen — und Notizbuch fleifsig zu füllen. — Mit diesen Studienreisen würden sich gewifs nach unserer Ansicht manche unserer mit Geographieunterricht betrauten Lehrer befreunden, wenn sich der Staat dazu herbeiliefse, ihnen ausreichend bemessene Stipendien zur Bestreitung der Reisekosten zu verleihen. Bei der Kärglichkeit unserer Gehalte erscheint diese Forderung indessen unerfüllbar, und so mufs es bei der theoretischen Ausbildung durch Studium der einschlägigen Literatur sein Bewenden haben. — Als die wertvollsten Erscheinungen auf diesem Gebiete werden Petermanns geographische Mitteilungen und Supans Literaturbericht bezeichnet, welche nicht zu halten die strengste Rüge verdiene. Zu den besten Leitfäden der Erdkunde gehörten diejenigen, die nicht nur nach Stoffdarbietung und Methode allen Anforderungen genügten, sondern die auch Jahr für Jahr neue Auflagen erlebten und diesen Vorzug ausnützten, um ihre sämtlichen Angaben dem Fortschritt der Zeit anzupassen. — Dieses Erfordernis jährlich neuer Auflagen mag theoretisch noch so gerechtfertigt sein, es würde in der Praxis aber sicher auf die gröfsten Schwierigkeiten stofsen, so dafs wir einstweilen wohl vor der Gefahr dieses raschen Auflagenwechsels verschont bleiben werden. Es wird ohnehin in neuen Auflagen genug auf den Geldbeutel der Eltern gesündigt. — Ein grofses Kreuz beim Geographieunterricht ist bekanntlich die Aussprache nicht deutscher Ortsnamen. Prof. Kirchhoff erklärt hier mit voller Entschiedenheit nur diejenige als richtig, welche an Ort und Stelle selbst als üblich angesehen werde und führt als abschreckendes Beispiel für das Maafs geographischer Sünden einen der tüchtigsten preufsischen Gymnasialdirektoren an, der seinen Lehrern der Erdkunde die Weisung gegeben habe: „Französische Namen lassen Sie französisch sprechen, alle andern aber so, wie sie geschrieben werden.“ Auch das verdammt er als einen verächtlichen Standpunkt, „dafs man die Fremdnamen so ausspricht, wie uns der Schnabel gewachsen sei; andere Nationen machten es auch ja so.“ Trotz dieser nachdrucksamen Verurteilung bekennt sich gewifs mancher Vorstand, jedoch sicherlich nicht, um dem altgewohnten Schlendrian zu huldigen, zu einer ähnlichen Praxis wie der preufsische Gymnasialdirektor. Freilich wird er nicht soweit gehen, dafs er sich auf das Französische beschränkt, er wird vielmehr auch dem Englischen sein Recht widerfahren lassen, aber es ist in der That doch für die Schulpraxis das Zweckmäfsigste, alle diejenigen Namen, die sich, ohne ihnen Gewalt anzuthun, deutsch aussprechen lassen, auch so auszusprechen. Warum soll man nicht London und die dem Lateinischen nachgebildeten nordamerikanischen Namen Georgia, Virginia oder Alabama, Florida, Venezuela und andere mehr so sprechen, wie sie geschrieben werden? Soll der Deutsche allein so kosmopolitisch sein, dafs er die fremden Namen nur so sprechen darf, wie sie in loco gesprochen werden? Spricht etwa der Franzose München, Mainz, London oder nicht vielmehr Munich und Mayence, Londres? Der Lehrer mufs die Aussprache freilich kennen, aber seine Schüler mit der oft unaussprechlichen Aussprache englischer Ortsnamen ohne Nutzen abzuquälen wird er sich doch be-

sinnen. Wer späterhin ins fremde Land kommt, wird mit Aneignung der Landessprache auch die Ortsnamen richtig sprechen lernen, wenn er sie auf der deutschen Schulbank auch deutsch ausgesprochen hat, und für den, der im Lande bleibt, ist es erst recht kein Schaden. Prof. Kirchhoffs Forderung wird, so berechtigt sie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist, doch als über das Bedürfnis der Schule hinausgehend betrachtet werden dürfen, selbst auf die Gefahr der Beschuldigung hin, man wolle alles gemächlich beim alten lassen. — Wie sich nur Prof. Kirchhoff die methodische Behandlung der geograpischen Beschreibung eines Landes denkt, zeigt er an einem Lehrbeispiel, zu welchem er Thüringen und den Harz gerade wegen der politischen Zersplitterung dieses Teiles unseres deutschen Vaterlandes gewählt hat. Nach den preufsischen Lehrzielen wird dasselbe Gebiet zuerst in einfachster Form für Sexta, dann in erweiterter für Quinta und endlich für die Mittelstufe als Wiederholungskursus mit Rücksicht auf Bodenbau und Gewässer, Klima und Landschaft, Bevölkerung der Staaten und Städte vorgeführt. Man mufs dieses Lehrbeispiel im Buche selbst nachlesen. — Das Schlufskapitel der Schrift bildet die allgemeine Erdkunde, die in die oberste Klasse verwiesen wird. Damit dieser ihr Recht werde, fordert der Verfasser, ein Staat, der allgemeine physische Erdkunde in die Hand der mathematisch-physikalischen Lehrer oberer Klassen lege, müsse unbedingt von ihnen den Nachweis erdkundlicher Lehrbefähigung fordern. Auch diese Forderung wird er an wenigen Gymnasien Deutschlands verwirklicht finden, fürchten wir. — „Alles im obigen Ausgeführte ist in den Wind gesprochen für diejenigen Schulen, die starr konservativ es vorziehen, in der Erdkunde alles beim alten zu lassen. Ihnen mufs es gleichgiltig, ja widerwärtig sein, zu hören vom Fortschritte dieser Wissenschaft, vom Fortschritte ihrer Methodik. Die Geringschätzung, mit der man das geographische Fach namentlich auf unseren Gymnasien so viele Jahrzehnte hindurch angesehen hat, ist naturgemäfs so rasch nicht zu überwinden. Es gibt zwar schon heute eine Jahr für Jahr wachsende Schar von Lehrern der Erdkunde, die Begeisterung für diesen Lehrgegenstand fühlen, weil sie nicht unter den stets zutreffenden Satz fallen: ars non habet osorem nisi ignorantem." „Solange man es trotz dem Angebot fachmäfsig ausgebildeter Kandidaten zuläfst, dafs Leute ohne wahres Verständnis und darum auch ohne Herz für die Sache den erdkundlichen Unterricht leiten, ist jedenfalls etwas faul im Staat." Mit diesen erheblichen Pessimismus verratenden Worten drängt die Abhandlung zum Schlusse. Darin mufs man dem Verfasser Recht geben, dafs erst dann für einen w i s s e n s c h a f t l i c h e n Betrieb der Geographie an unsern humanistischen Anstalten wirklich eine bessere Zeit anbricht, wenn für diesen Unterricht fachwissenschaftliche Vorbildung als Vorbedingung aufgestellt wird. Dazu sind aber die Verhältnisse, wie schon eingangs bemerkt, noch nicht angethan, und es wird daher noch für geraume Zeit bei der bisherigen Übung bleiben müssen, dafs philologisch gebildeten Lehrern die Verpflichtung auferlegt wird, diesen Unterricht zu erteilen. Von der überwiegenden Zahl derselben darf aber mit

Bestimmtheit vorausgesetzt werden, dafs sie diesen Unterricht ebenso gewissenhaft wie den übrigen betreiben und sich gründlich für denselben durch sorgfältiges Studium der Fachliteratur vorbereiten werden. Wir scheiden daher von dem gehaltreichen Buche, dessen Studium nicht dringend genug empfohlen werden kann, in der Hoffnung, dafs es auch fernerhin, solange die Kirchhoffschen Forderungen unerfüllt bleiben müssen, in Anbetracht der Qualität unserer Lehrerschaft nicht so arg schlimm um die Geographie bestellt sein werde.

Sintflut und Völkerwanderungen von Franz v. Schwarz. Mit 11 Abbildungen. Stuttgart. Verlag von Ferd. Enke. 1894. 552 Seiten.

Der Verfasser dieses Werkes lebte, wie dem Vorworte zu entnehmen ist, 15 Jahre in Turkestan in russischen Diensten und sammelte dort das Material zu dem wichtigsten Teile seiner Bearbeitung, nämlich seiner Theorie der Sintflut. Was er über die Entstehung des Buches mitteilt, ist gerade nicht geeignet, ein günstiges Vorurteil für dasselbe zu erwecken, da er bekennt, die zahlreichen Quellenschriften, die er, wie sie ihm gerade in die Feder gekommen zu sein scheinen, anführt, erst nach Fertigstellung des ganzen Werkes gelesen und verglichen zu haben. Freilich will er in keiner dieser Quellenschriften irgend etwas gefunden haben, was ihn zu einer Änderung veranlafst hätte. Der Gang seiner Auseinandersetzungen ist folgender. Als Einleitung dient das Kapitel Flutsagen, in dem sämtliche Völker der Welt, bei denen sich solche Sagen finden, mit Angabe des hauptsächlichsten Inhaltes ihrer Sagen aufgezählt werden. Diese bezieht der Verfasser natürlich sämtlich auf die von ihm supponierte zentralasiatische Flut und sucht folglich auch die Ursitze aller dieser Völker in der Nähe von Turkestan, wo demnach ein ganz unglaubliches Völkergemenge sefshaft gewesen sein mufs. Sodann gibt sich der Verfasser im 1. Kapitel grofse Mühe, den Stammbaum des Menschengeschlechtes herzustellen, das seiner Ansicht nach von einem einzigen Urvolke abstammt, dessen Sitze er in Afrika sucht, wo der Urmensch hauste, von dessen allmählicher Entwicklung vom sprachlosen Wesen zu einem Kulturmenschen er so sonderbare Begriffe entwickelt, dafs er damit wohl nur geringen Glauben finden dürfte. Ihm auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Darlegungen nachzugehen, mufs ich mir hier versagen, da es für die Leser dieser Blätter doch zu wenig Interesse hat, seinen Hypothesen genauer zu folgen. Das zweite Kapitel handelt von den Ursitzen der Rassen und Stämme der Menschen. Einen sehr breiten Raum darin nimmt der Versuch eines Nachweises ein, dafs die Gallier Abkömmlinge der in Turkestan hausenden Galtschas gewesen sind. Diese Annahme führt ihn dann zu einer ganz neuen Erklärung des Baues der gallischen Stadtmauern, wie sie sich im VII. Buche der Commentarien Caesars über den gallischen Krieg finden, auf welche ich später zurükkommen werde. Ebensoviele

Mühe verwendet der Verfasser auf die Beweisführung für den centralasiatischen Ursprung der Indogermanen. Eine eingehende kritische Prüfung aller seiner ethnologischen Angaben wird den Ethnologen von Fach zu überlassen sein, bei denen er aber, fürchte ich, nicht allzuviel Anklang finden wird. Der wichtigste Teil ist der letzte, in dem Veranlassung, Verlauf und Folgen der Sintflut geschildert werden, die nach seiner Anschauung durch ein Erdbeben veranlafst wurde, das den Felsenpass zwischen Alatau und Thianschan westlich vom Ebi-noor sprengte. Durch diese schmale Gasse strömte nun das von ihm angenommene mongolische Meer urplötzlich mit solcher Gewalt und Schnelligkeit ab, dafs die Folgen der Überschwemmung jeder Beschreibung spotten mufsten. Diese weifs aber der Verfasser sich für seine Ansichten treffend zurechtzulegen, so dafs er den Beweis damit erbringen zu können glaubt für die Existenz eines Saharameeres und die Erklärung der Eiszeiten in Europa. Diese Ideen verdankt er seiner „wichtigen Entdeckung“ auf der Reise nach Kuldscha, „die ihn so sehr blendete, dafs er anfangs wie betäubt war.“ Hat man das Ganze gelesen, ergeht es dem erstaunten Leser nicht besser, zumal wenn er mit apodiktischer Gewissheit die Sintflut aufs Jahr 2297 vor Christus angesetzt findet. Den Schlufs bilden die infolge dieses schreckensvollen Ereignisses nötig gewordenen Völkerwanderungen, über die ich hinweggehen zu sollen glaube. Für die Leser dieser Blätter, Philologen von Fach, die „gewohnt sind, sich die Welt von ihrer Studierstube aus a priori zu konstruieren,“ wird es allein Interesse haben zu vernehmen, warum ihre Erklärungen von der Konstruktion der gallischen Stadtmauern „hinfällig“ sind. Genau solche Mauern, wie Cäsar sie bei den Galliern beschreibt, hat v. Schwarz nämlich auf seiner Dienstreise in Turkestan im Jahre 1886 in dem im Quellgebiet des Amudarja gelegenen kleinen Gebirgslande Darwas gefunden und hat auf grund einer an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze die beigegebene Zeichnung entworfen. In Darwas sind nun nicht die Dörfer selbst mit Mauern umgeben, sondern nur die in der Nähe befindlichen kleinen Festungen, die offenbar dazu bestimmt sind, den Einwohnern für den Fall eines feindlichen Überfalles Unterkunft zu gewähren. „Zum Baue“, fährt die Schilderung fort, „waren ganz rohe und unbehauene Baumstämme verwendet, von denen nur Aeste und Rinde entfernt worden waren; sie waren deshalb an ihren Enden von ungleicher Dicke. Die zur Verbindung der parallel neben einander liegenden Baumstämme dienenden Weidenzweige, deren Anzahl viel gröfser war, als die Zeichnung ausweist, waren gleichfalls entrindet. Die zum Bau verwendeten Steine waren unbehauen; es waren ganz gewöhnliche, meistens rundliche und glatte Rollsteine, welche bei allen drei Festungen aus den in nächster Nähe befindlichen Flufsbetten aufgelesen waren, wo solche Steine in ungeheueren Mengen herumlagen und den ganzen Boden der Flufsbette bedeckten. Die Zwischenräume zwischen den Steinen und Balken waren nicht mit Erde ausgefüllt, auch die Mauern weder von Innen noch Aufsen mit Lehm beworfen. Beim Bau waren keinerlei Metallteile verwendet und die Balken

waren ohne jegliche Verbindung übereinander geschichtet. Die Abstände zwischen den Balkenreihen waren annähernd dieselben wie bei Cäsar und hingen lediglich von der Gröfse der zwischen die Balken gelegten Steine ab. Die Mauern hatten kein Fundament und die untersten Balken und Steine waren ohne weiteres auf den Boden gelegt worden." Es ist nun für den Verfasser ganz unzweifelhaft, dafs die Gallier, die zu Cäsars Zeit das mittlere und nördliche Italien bewohnten, aus Turkestan ausgewandert sind und vor ihrer Auswanderung eben jene Gegenden bewohnt haben müssen, in welchen die bei ihnen gebräuchliche Bauart entstanden war und, weil durch die örtlichen Verhältnisse bedingt, bis auf die Gegenwart in Gebrauch geblieben ist. In seiner Erklärung der Konstruktion der gallischen Stadtmauern geht der Verfasser davon aus, dafs die Balken nicht senkrecht, zur Front, wie die bisherigen Rekonstruktionsversuche — siehe auch Kampens Tafeln — annehmen, sondern parallel zu einander geschichtet sind, einer an den andern anstofsend und so eine lange Reihe bildend. Die zweite Lage hinter der ersten habe eine Distanz von 2 Fufs u. s. w. So entsteht statt eines Nebeneinander ein Hintereinander von Balkenlagen. Trabes directae könne unmöglich bedeuten: rechtwinklig gelegte, sondern nur gerade Balken. Da die Zwischenräume an der Front mit grofsen Mauersteinen ausgefüllt seien, so schauten demgemäfs nicht blos die Balkenköpfe an der Front der Mauer hervor, sondern die übereinandergeschichteten durch einzelne Lagen von Bausteinen getrennten ganzen Balken, während die Balkenköpfe der Querbalken ebenso schichtenweise auf den der ganzen Länge nach sichtbaren Baumstämmen ruhten. Unter agger sei unmöglich Erdschutt, Dammmaterial zu verstehen, sondern nur Reisig. Dies beweise sich ohne weiteres aus Stellen Caesars selbst, wie d. b. c. I. 15. 40 II. 14. 15. Die Herausgeber der Commentarien dagegen, wie auch Klotz in seinem lat. Lexicon übersetzen agger mit Dammschutt und Letzterer erklärt trabes aggere vestire = ein Bollwerk von Holzwerk mit Dammschutt umwerfen. Dieses Reisig diente nun dazu die einzelnen Stämme aneinander zu befestigen, revincire, während sonst Cäsar jungere gebrauche. Ebenso bedeute introrsus nicht im Innern, sondern nach Innen hinein. Aus dem Schlusse des Kapitels „quae perpetuis trabibus pedes quadragenos plerumque introrsus revincta" ergäbe sich, falls die bisherige Annahme richtig wäre, dafs die Balken rechtwinklig zur Front in je 2 Fufs Abstand gelegt wären, dafs die Mauer 40 Fufs dick wäre, was absurd sei, da ja eine solche Mauer geradezu uneinnehmbar gewesen sein müfste. Auch würde die Herstellung einer solchen Mauer bei nur 1 Kilometer Grundfläche eine so ungeheuere Masse von Baumaterial an Baumstämmen besonders beansprucht haben, dafs es geradezu undenkbar sei, wo man dasselbe habe auftreiben können. Unter diesen 40 Fufs langen Balken können daher nur die der Frontlinie parallelen Balken gemeint sein. Es sei daher die Stelle zu korrigieren, indem man statt revincta revinctis lese. Eine solche Verbesserung wäre vielleicht, fügt der Verfasser vorsichtig hinzu, hier ganz berechtigt, weil das Vorhandensein verschiedener

Lesearten beweise, dafs die Abschreiber infolge des Mifsverstehens fraglichen Abschnittes von jeher am Texte herumkorrigiert haben. Die Stelle würde dann so lauten: quae perpetuis trabibus pedum quadragenum plerumque introrsus revinctis neque perrumpi neque distrahi potest.

Es ist nun ein sehr bequemes Verfahren da, wo die versuchte Erklärung mit dem vorliegenden Texte nicht übereinstimmt, den Fehler nicht in der eigenen Erklärung, sondern in einer vermuteten Korruptel des Textes zu suchen und diesen frischweg so zu gestalten, dafs nun alles klappt. Dafs die perpetuae trabes von 40 Fufs Länge unmöglich die in § 1 erwähnten trabes sein können, haben die bisherigen Erklärer auch nicht angenommen, was v. Schwarz übersehen zu haben scheint. Es sind vielmehr die zur Verklammerung der Querbalken bestimmten Langhölzer, die, weil sie im Innern des Mauerbaues sich befanden, durchaus nicht gleich lang sein mufsten wie die Querbalken, nach denen sich die Dicke der Mauer bestimmte. Dafs es bei dem Mauerbau auf besondere Festigkeit abgesehen sein mufste, liegt auf der Hand. Betrachtet man aber die Zeichnung, welche v. Schwarz entwirft, so mufs man sich doch fragen, ob mit einem solchen Bau der gewünschte Zweck erreicht worden wäre. Sollte es gar so schwer gewesen sein, mit den im vorangesenden Kapitel erwähnten falces die ihrer ganzen Länge nach sichtbaren nur mit Weidenruten verbundenen Langbalken aus dem Steingefüge herauszureifsen? Dann würde auch letzteres seinen Halt verloren haben und zusammengerutscht sein, so dafs auch die dahinter liegenden Balken, zumal sie ohne Metallverbindung nur durch die Steine in ihrer Lage gehalten wurden, ohne besondere Mühe aus dieser herausgerissen werden konnten. Dem Stofse des Widders widerstanden ohne Zweifel die nur mit den Köpfen herausragenden Balken noch besser, wie sie ja auch gegen das Feuer zu schützen vermochten, was man bei den nach Darwas'schem Muster geschichteten Balken wohl nicht gut annehmen kann. Für die Annahme solcher Anlage war namentlich auch die von Schwarz nicht richtig aufgefafste Angabe „quae rectis lineis ordines suos servant" verführerisch. Dafs der Verfasser beim Anblick der Festungsmauern in Darwas hochüberrascht gewesen ist und darin einen unwiderlegbaren Beweis für seine Theorie von der Verwandtschaft der alten Gallier mit den Galtschas in Turan zu finden glaubte, läfst sich wohl denken. Ein anderes aber ist es, ob diese Behauptung wirklich so stichhaltig ist, wie er annimmt, und ob der Mauerbau der heutigen Bewohner von Darwas identisch ist mit den gallischen Mauern, wie sie Cäsar beschreibt. So wenig er viel Liebe für seine Hypothesen bei Ethnologen und Geologen finden wird, ebensowenig wird er trotz aller überraschenden Aehnlichkeiten zwischen den antiken und neuern Mauerbauten begeisterte Zustimmung bei den Philologen finden, wenn sie auch wegen des ihnen gemachten Vorwurfes, sich die Welt von ihrer Studierstube aus a priori zu konstruieren, einigermafsen Zerknirschung fühlen mögen. Ehe nicht striktere Beweise für die Behauptung beigebracht werden, dafs zur Zeit, wo die Gallier angeblich in Darwas an-

säfsig waren, wirklich die Mauern dort in ganz gleicher Weise aufgeführt zu werden pflegten wie heute, dafs dann die Gallier ebenso wirklich von dort nach Gallien ausgewandert sind und trotz der so sehr veränderten Verhältnisse nach ihren Darwas'schen Gewohnheiten auch in ihrer neuen Heimat ihre Festungsbauten angelegt haben, wird hinter alle aus solchen Annahmen gezogenen Schlüsse ein grofses Fragezeichen zu setzen sein. Ich glaube sonach, man wird bis dahin am besten bei der bisherigen Ansicht von der Konstruktion der gallischen Stadtmauern bleiben und es ablehnen, folgendermafsen zu übersetzen, wie v. Schwarz will: „Es werden der Länge nach gerade fortlaufende Balken in gleichen Zwischenräumen von je 2 Fufs von einander auf die Erde gelegt. Diese werden mit einer grofsen Menge Baumzweige umwickelt und mittelst derselben nach innen (an was?) festgebunden, die erwähnten Zwischenräume aber mit Steinen ausgefüllt, wobei an der Mauerfronte grofse Steine verwendet werden. . . . Ein derartiges Werk ist . . . . im höchsten Grade zweckmäfsig, weil es durch die Steine gegen Brandlegung, durch das Holzwerk aber gegen Mauerbrecher geschützt ist, da dasselbe in der Regel aus 40 Fufs langen, fortlaufenden nach innen festgebundenen Balken besteht und deshalb weder durchbrochen noch auseinander gerissen werden kann." Der Verfasser aber, der mit solcher Überzeugung das Wunder von der Civilisation des Urmenschen durch sich selbst vorträgt, darf nicht beanspruchen, dafs andere minder leichtgläubige Leser so ohne weiteres seinen Theorien Glauben schenken.

Deutschland, Schulwandkarte, nach eigener Methode bearbeitet und gezeichnet von R. Bielenberg, Verlag des geographischen Institutes zu Weimar. Preis für die rohe Karte (9 Blatt) 14 M., aufgezogen auf Leinen mit Rollstäben 22 M.

Einen vortrefflichen Eindruck empfängt der Beschauer dieser in sehr grofsem Mafsstabe 1:800000 gezeichneten Schulwandkarte (160×168 cm) durch die aufserordentliche Übersichtlichkeit der Terraingestaltung infolge der mit grofsem Geschick gewählten reliefartigen Darstellung der Gebirgsformen, die bei der effektvollen Beleuchtung auch in grofsen Lehrzimmern noch von der letzten Bank aus vollkommen deutlich erkennbar ist. Da es vor allem darauf ankam, gröfste Deutlichkeit zu gewinnen, so ist nur eine ganz beschränkte Anzahl von Städten aufgenommen und sind auch von Flüssen und Seen alle minderbedeutenden weggelassen worden. Ebenso fehlt jede Namensbezeichnung. Dafür konnten die einzelnen Objekte mit umso gröfserer Deutlichkeit bezeichnet werden. Der Umstand, dafs grofse Flächen als leer erscheinen, kann demnach nur als ein grofser Vorzug der durch ihre kräftige Farbengebung ausgezeichneten Karte gelten. Für die norddeutsche Tiefebene hätte vielleicht die Farbe eine Nuance heller gewählt werden dürfen; auf gröfsere Entfernung sieht sich die ganze Partie allzu düster an. Für Volksschulen insbesondere dürfte sich ein solches Hilfsmittel beim

geographischen Unterrichte in wirksamster Weise verwerten lassen, da für ihre Zwecke jede Überladung mit Detail und Namen nur schädlich wirken mufs. Als Schulwandkarte leistet sie jedenfalls die allerbesten Dienste, in welcher Schule sie auch immer gebraucht werden mag. Sie verdient daher mit Recht lebhafte Empfehlung.

Kieperts Wandkarte der deutschen Kolonien. 2 Blätter im Mafsstab 1 : 8,000000. Berlin 1895. Geogr. Verlagshandlung Dietrich Reimer. Preis in Umschlag M. 5. Auf Leinwand in Mappe M. 9; auf Leinwand mit Stäben M. 11, lackiert M. 13.

Diese Karte reicht vom 20° n. Br. bis zum 35° s. Br. und gibt ein schönes Bild der Besitznahme Afrikas durch die europäischen Kolonialmächte. Freilich zeigt sie auch deutlich genug die Qualität unseres deutschen Kolonialbesitzes gegenüber dem gewaltigen Machtbereich englischer und französischer Interessensphäre. Die lange Küstenlinie von Deutsch-Südwestafrika mit dem einzigen Hafen der Wallfischbai spricht eine beredte Sprache, ebenso die an England abgetretene wichtige Insel Zanzibar unmittelbar vor der deutschen Küste Ostafrikas. Zieht man jedoch den Flächeninhalt unserer afrikanischen Kolonien in Betracht, so läfst sich aus der Vergleichung mit dem im gleichen Mafsstab der Hauptkarte beigefügten Bilde des deutschen Reiches leicht ermessen, dafs die okkupierten Landstücke gewaltig genug sind, um die deutsche Kolonisation noch für lange Zeit vollauf in Anspruch zu nehmen. Die deutschen Schutzgebiete heben sich auf der Karte durch das kräftige Kolorit wirkungsvoll ab, was bei einer Schulwandkarte von erheblicher Bedeutung ist. Die Topographie ist vollkommen ausreichend berücksichtigt. Wer die genauesten Details wünscht, der mufs Kartenwerke zu Rate ziehen wie den neuen Atlas von E. Debes, dessen Karten 45 und 49 auch den wifsbegierigsten Leser vollständig befriedigen werden. Ein zweiter grofser Karton enthält die Schutzgebiete im stillen Ozean auf Neuguinea, dem Bismarckarchipel, den Salomons- und Marschall-Inseln in gleich guter Ausführung. Die Kiepertsche Wandkarte ist somit als ein willkommenes Hilfsmittel für den Schulunterricht zu betrachten. Um dem Zeitungsleser ein gutes Mittel zu seiner Orientierung in die Hand zu geben, hat die Verlagshandlung diese Karte in sehr zweckmäfsiger Weise in genügend grofser Dimension (Mafsstab 1 : 6,000000) auch als Handelskarte bearbeiten lassen und stellt sie dem Publikum zum billigen Preise von 60 Pf. zur Verfügung.

Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Für die Schüler höherer Lehranstalten dargestellt von Dr. J. Partsch, Professor der Erdkunde an der Universität Breslau. Berl. 1893. Geogr. Verlagshandlung Dietrich Reimer.

Vorliegende 80 Seiten starke Schrift stellt eine für höhere

Schulen bearbeitete Sonderausgabe des vom Verfasser zu Kieperts Kolonialatlas verfassten Textes dar und empfiehlt sich sehr durch die anregende Behandlung des Stoffes. In der Einleitung wird zunächst gezeigt, wie sich allmählich auch in Deutschland das Bedürfnis nach Kolonialbesitz geltend machte und sich die Reichsregierung nach und nach gedrängt sah, ihre Hand auf die unter deutschem Schutze stehenden weiten Gebiete zu legen. Bei der Einzelbeschreibung läfst der Verfasser auf eine kurze geschichtliche Darlegung der Besitzergreifung eine Übersicht über die Bodengestaltung, die Produkte, das Klima, die Bevölkerung und die Handelsbeziehungen folgen. Man lernt aus diesen Schilderungen eine richtige Schätzung der Schwierigkeiten und Gefahren gewinnen, die derer warten, welche jene Gebiete dem deutschen Handel zu erschliefsen oder als Kolonisten dort sich niederzulassen wagen. Den grofsen Verdiensten der Männer, welche dabei tausendfältig ihr Leben aufs Spiel setzten und zum Teile auch im Kampfe mit dem mörderischen Klima und der wilden Urbevölkerung verloren, wird die Schrift in warmen Worten gerecht. Man braucht übrigens weder Kolonialfeind noch Pessimist zu sein, um aus dem Werkchen soviel herauszufinden, dafs unser deutscher Kolonialbesitz noch auf lange Zeit hinaus grofse Opfer an Menschen und Mitteln kosten wird, ehe von wesentlichen Erfolgen die Rede sein kann. Der Verfasser sagt selbst, dafs eine richtige Würdigung des Gewonnenen der Zukunft vorbehalten bleiben müsse, der Gegenwart fielen unvermeidlich die Opfer zu, die für die Erschliefsung und Entwicklung dieser für deutsche Kulturarbeit begrenzten Räume zu bringen seien.

Friedrich Gerstäckers Welt im Kleinen für die kleine Welt. Unterhaltende Belehrungen über das Interessanteste und Wissenswürdigste aus der Länder- und Völkerkunde zum Gebrauche für Schule und Haus. Unter Berücksichtigung neuerer Forschungen bearbeitet von Paul Weigeldt. 4. wesentlich verbesserte Auflage. Mit 10 Karten in Buntdruck. In sieben elegant kartonnierten Bändchen à 1 M. 50. Leipzig. B. Elischer Nachfolger.

Von diesem Werke liegt uns das erste Bändchen vor, welches die Einleitung und Vorstufe zur populären Völker- und Länderkunde bringt. Zweck desselben ist für Kinder von 7—10 Jahren die ersten Anfangsgründe einer Erd- und Völkerbeschreibung zu geben. Seine erste pädagogische Würdigung verdankt es bereits A. W. Grube, der sich äufserst günstig über einen solchen Versuch ausspricht. Den Inhalt bieten Gespräche eines Vaters mit seinen beiden Kindern Fritz und Marie teils auf Spaziergängen teils in der Wohnstube am Abend, wie sie seinerzeit mit viel Geschick und Glück im Robinson in Szene gesetzt worden sind. Von unmittelbarer Anschauung der Kinder ausgehend, sind diese Gespräche der Fassungskraft der Altersstufe angemessen und bereiten zweckmäfsig immer den Fortschritt zu einem

neuen Gegenstande der Betrachtung vor. Die Gesprächsform wird aber durch die gewählte Form der Erzählung zu einer beständigen Wiederholung von „sagte Fritz, sagte Marie, sprach der Vater, rief, versicherte, erklärte," und wie alle diese Verba dicendi heifsen, genötigt, und das macht die Sache etwas schwerfällig. In Robinson war einfach die Bezeichnung der sprechenden Person dem Gespräche vorgedruckt, während hier Erzählung und Gespräch immer miteinander abwechseln. Die Schwierigkeit, kleinen Kindern die Grundbegriffe der mathematischen Geographie beizubringen, ist wahrhaftig keine kleine, umso gröfser aber ist das Verdienst, dies in einer Weise zu thun, die für Kinder ebenso unterhaltend als belehrend ist, das Interesse an der Sache immer lebendig hält und von neuem anzuregen weifs. Nur bei Kapitel 5, dessen Inhalt die gröfsten Anforderungen stellt, will es fraglich erscheinen, ob die Kinder wirklich alle oft längeren Auseinandersetzungen verstanden haben. Die sich daran knüpfenden Fragen der Kinder, die eben meist das ihnen Auffallende in des Vaters Erzählungen aufgreifen, geben darüber keinen zuverlässigen Aufschlufs. Darauf kommt es ja wohl auch nicht so genau an, es genügt schon, wenn die Kleinen überhaupt ein Bild von der Sache bekommen haben. Die Vorrede für Eltern, von Gerstäcker selbst geschrieben, ist sehr lesens- und beherzigenswert. Eltern, die Zeit und Lust haben, sich in gleicher Weise in belehrenden und unterhaltenden Gesprächen mit ihren Kindern zu ergehen, sei dieses Büchlein als Muster bestens empfohlen.

Frankenthal. Koch.

Hermann Wagner, Lehrbuch der Geographie. 6. gänzlich umgearbeitete Auflage von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. Erste Lieferung. Einleitung. Mathematische Geographie. Mit 54 Figuren. Hannover und Leipzig. Hahn'sche Buchhandlung. 1894. 8°.

H. Guthes Lehrbuch der Geographie behauptete seit seinem Erscheinen den ersten Rang unter den geographischen Lehrbüchern und als nach dem frühzeitigen Tode seines Verfassers Hermann Wagner in die Lücke trat, konnten die vierte und fünfte Auflage in ihrem Erscheinen nicht Schritt halten mit der gesteigerten Nachfrage nach dem eifrig gesuchten Buche. So war die fünfte Auflage (wie einst die vierte) lange Zeit vergriffen, ehe die uns hier vorliegende, sechste erschien. Der Herausgeber, der wissenschaftlichen Welt als Kartograph längst rühmlich bekannt, und als Leiter des „Geographischen Jahrbuchs" wie kein Anderer berufen, die gesamte Erdbeschreibung lehrhaft zu umfassen, hatte schon im Vorwort zur vierten Auflage seine Anschauungen gegenüber denen des verstorbenen Verfassers hinsichtlich der Neubearbeitung der einzelnen Kapitel ausführlich dargelegt; die neue, fünfte Auflage durfte 1882 als eine wesentlich ergänzte und sorgfältig durchgesehene bezeichnet werden, trotzdem nicht

alle Abschnitte in neuer Gestalt erschienen waren. Besonders wurde es vom Verfasser selbst beklagt, daſs er der „Allgemeinen Erdkunde“ nicht diejenige Muſse zuwenden konnte, mit der etwa andere Abschnitte, wie die über die Oberflächenformen des Festlandes, die Gewässer, Küsten, Inseln u. s. f. umgearbeitet wurden. Diesem wissenschaftlichen Verlangen scheint in der 6. gänzlich umgearbeiteten Auflage ebenso gründlich als reichlich entsprochen zu werden. Denn die erste Lieferung bringt auf 224 Seiten die mathematische Geographie nicht zum Abschluſs, sondern bricht mitten im Abschnitt der Kartometrie mit der Bestimmung der topographischen Oberfläche ab. Wenn man bedenkt, daſs nicht jeder Studierende der Erdkunde die jährlichen Übersichten des „geographischen Jahrbuches“ zur Hand nehmen kann, so sind die drei Kapitel der Einleitung, welche den literarischen Wegweiser für die Gesamtwissenschaft, die Geschichte der Methodik der Geographie als Wissenschaft, Begriff und Einteilung der Geographie enthalten, dankbarst zu begrüſsen. Auch der allgemeinen Erdkunde ist, wie der mathematischen Geographie, ein literarischer Wegweiser vorangestellt.

Das erste Kapitel der letzteren gibt die Orientierung auf der Erdoberfläche, auf dem Horizonte, am Himmelsgewölbe und die geographische Ortsbestimmung. Das zweite Kapitel behandelt den Erdkörper nach Gröſse und Gestalt, seinen physikalischen Eigenschaften, Masse und mittlerer Dichte, Eigenwärme und innerem Zustand und den Magnetismus. Das dritte Kapitel zeigt die Bewegung der Erde in ihrem Umschwung (Rotation), Umlauf um die Sonne (Revolution), das Sonnensystem und die Schwerewirkungen der Himmelskörper auf die Erde. Das vierte Kapitel enthält die Lehre von der geographischen Karte, Kartenentwurf (Projektion), Karteninhalt und Zeichnung (Topographie) und das Messen auf der Karte (Kartometrie). Hier bricht die Lieferung ab, wie schon erwähnt; doch werden schon die nächsten Seiten das Ende des ersten Buches spenden. Ich gestehe, daſs nicht leicht mit wissenschaftlicherem Geiste und gemeinverständlicherer Sprache ein derart verzweigter und verwickelter Stoff dargelegt werden konnte. Statt nur die Ergebnisse der Forschungen mitzuteilen, machte es sich der Verfasser zur besonderen Aufgabe, jeweils auch in die Methoden und Wege der Erkenntnis einzuführen. Freilich blieb die angestrebte „möglichst elementare“ Entwicklung der einzelnen Lehrsätze in manchen Fällen nur dem „Ernste, den keine Mühe bleichet“ erreichbar; denn gewisse Sätze der Kartographie sind eben beispielsweise ohne Zuhilfenahme der sphärischen Trigonometrie und Differenzialrechnung nicht erklärbar. Der Berichterstatter hat den Gebrauch des Buches nach Maſsgabe seiner Kräfte unter Anleitung eines Geodäten für seine Reisevorbereitungen auſserordentlich dankbar empfunden und nur Weniges bemerkt, was ihm „anders“ vorgetragen worden wäre. So berücksichtigt die praktische Geodäsie die Erdkrümmung bei 5 km nie. Bei Zoeppritz nnd Jordan sind einige Definitionen oft wesentlich anders, niemals klarer und einfacher entwickelt. Bei der Bestimmung der geographischen Länge und Zeit wie bei dem

Unterschied von mittlerer und Erdzeit vermifsten wir einige Angaben über Zeitmafsinstrumente, insbesondere über astronomische Pendeluhren, welch letztere gerade vor wenig Jahren um eine Erfindung bereichert wurden, die sog. „Rieflerischen Präzisions-Uhren“, wissenschaftliche Zeitmesser genauester Konstruktion. Die Theorie des geometrischen Nivellements ist so deutlich und einfach und der gedrängte Abschnitt der Topographie noch durchsichtiger als bei Zoeppritz erläutert. Im Text ist von Anbeginn auf Wagners bereits im engen Anschlufs an dieses Lehrbuch bearbeiteten Atlas verwiesen (Gotha, Justus Perthes. 5. Aufl. 1893). Im übrigen hat die Verlagshandlung das Werk nunmehr auch mit zahlreichen Figuren ausgestattet. Band I, welcher die Allgemeine Erd- und die Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile enthalten wird, sollte noch im Jahre 1895 vollendet werden, Band II (Europa) im Jahre 1896 erscheinen. Der Umfang des Werkes ist auf 100 Bogen berechnet. Der Preis des Ganzen wird 20 Mark nicht übersteigen. Einzelne Lieferungen oder Bände werden (leider) nicht abgegeben.

Die erste Lieferung durchweht ein frischer, in den Literaturnachweisen oft polemischer Hauch; das Buch haben die alten Freunde mit Sehnsucht erwartet, neue wird es in Fülle erwerben.

München. H. Zimmerer.

Neue Schulbank von W. Rettig, städt. Oberbaurat a. D. zu München. Verlag der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider 1895.

Dafs die Frage nach einer alle Wünsche befriedigenden Schulbank noch eine offene ist, dürfte von denjenigen, welche durch ihren Beruf oder ihre Stellung von den Einrichtungen unserer Schulen Kenntnis haben, kaum bestritten werden. Seit den letzten 25 Jahren sind mancherlei Verbesserungen eingeführt worden, die im wesentlichen darin gipfeln, eine bessere Haltung der Schüler herbeizuführen. Dies wird bei allen neueren Systemen dadurch zu erreichen gesucht, dafs Sitz und Pult einander möglichst genähert werden. Die „gute, alte Holzbank“, die man noch ab und zu in Volks- und Mittelschulen antrifft, hat bekanntlich zwischen Sitz und Pult so viel Zwischenraum, dafs die Schüler bequem aufstehen können. Gerade diesem Umstande entspringt aber die schlechte Haltung beim Sitzen und besonders beim Schreiben. Die neueren Systeme stimmen so ziemlich darin überein, dafs Pult und Sitz so weit zusammengerückt werden, bis die Innenkanten des Sitzes und Pultes in einer Senkrechten liegen. Um nun aber dem Schüler das Aufstehen zu ermöglichen, sind entweder bewegliche Sitze (zum Hinaufschlagen) oder verschiebbare Pulte angeordnet. Beides hat seine Nachteile, und zwar erstens durch das bei der Handhabung unvermeidliche Geräusch, und zweitens durch die fortwährenden Reparaturen, welche bewegliche Sitze oder Pulte im Gefolge haben; denn es ist klar, dafs die Dauerhaftigkeit der Bank durch das Anbringen beweglicher Teile sehr wesentlich beeinträchtigt wird.

Wie verhält sich nun die neue Schulbank gegenüber den bisher üblichen Systemen? Die neue Bank ist nach deutschem System gebaut und mit selbständiger Lehne versehen. Es gibt bekanntlich zweierlei Banksysteme, welche zur Zeit noch neben einander im Gebrauche sind, das sogenannte amerikanische und das deutsche. Beim amerikanischen System ist der Sitz nicht mit dem zugehörigen Pult, sondern vielmehr mit dem Pult der nachfolgenden Bank versehen, so daſs die Bänke sich gegenseitig ergänzen müssen und daher von einander abhängig sind. Beim deutschen System ist dagegen jede Bank für sich selbständig gebaut und mit Sitz und Lehne versehen.

Die neue Bank des Verfassers hat festen Sitz und festes Pult, was aus den oben angegebenen Gründen von groſsem Vorteil ist. Innere Pult- und Sitzkante liegen auch hier in einer Senkrechten. Um nun das Aufstehen der Schüler zu ermöglichen, sind die Bänke durchweg nur zweisitzig angeordnet, so daſs jeder Schüler einen Eckplatz hat und somit unbehindert heraustreten kann. Trotz der vermehrten Zwischengänge beansprucht die Aufstellung der zweisitzigen Bänke nach dem Verfasser keine gröſsere Saaltiefe als die viersitzigen Bänke, da der Sitz beiderseits um 12 cm kürzer ist als das Pult, was immer noch zum bequemen Sitzen ausreicht. Die Zwischengänge können auf diese Weise bei vier Bankreihen allerdings zwischen den gekürzten Sitzen auf die gleiche Weite gebracht werden, wie bei zwei viersitzigen Bankreihen, allein zwischen den Pulten wird der Gang eben doch um 24 cm enger, wenn auch die Passage durch stark gerundete Pultecken möglichst erleichtert wird. Die Bänke sind mit einem 19—20 cm hohen Rost versehen, der Näſse und Schmutz auf den Fuſsboden durchfallen läſst und daher einerseits vor kalten Füſsen schützt, andrerseits Staubaufwirbelungen auf ein geringes Maſs beschränkt. Auffallend erscheint hier die ungewöhnliche Höhe des Rostes von 19½ cm, das ist um ein beträchtliches höher, als die mittlere Höhe einer Treppenstufe. Der Verfasser motiviert dies damit, daſs man viel leichter in eine Bank, welche mit festem Sitz versehen ist eintreten und wieder austreten kann, wenn der Sitz hoch ist, als wenn er tief liegt, da das Ein- und Austreten wegen der Pultplatte in der Kniebeuge geschehen muſs. Die mit Rost versehenen Bänke haben bisher den Nachteil gehabt, daſs der Fuſsboden unter den Bänken nicht gereinigt werden konnte, ohne die ganze Bank von ihrer Stelle zu schaffen. Die neue Bank beseitigt diesen Nachteil vollständig. Es wird dies dadurch ermöglicht, daſs jede Bank mittels einer einfachen Vorrichtung, die am Fuſsende der einen Stirnseite angebracht ist, im rechten Winkel umgelegt werden kann, so daſs einer gründlichen Reinigung des Fuſsbodens nichts im Wege steht. Bei dieser Umklappung ist es nicht einmal notwendig, die Tintengläser herauszu nehmen, da zufolge ihrer sinnreichen Konstruktion keine Tinte ausfliesen kann.

Unter den mancherlei Vorzügen der neuen Bank verdient auch Erwähnung, daſs sich ein Umtausch der Bänke, z. B. das Auswechseln gegen eine gröſsere oder kleinere Bank, ohne weitere Um-

stände vollzieht, was bekanntlich beim amerikanischen System, wo die Bänke wie oben gezeigt worden, alle von einander abhängig sind, seine grofsen Schwierigkeiten hat.

Die Schrift Rettigs enthält zahlreiche Illustrationen nebst Mefstabellen und einer Zusammenstellung der zehn verschiedenen Gröfsen, in denen die neue Schulbank angefertigt wird und sei hiemit den Herren Schulvorständen und Kollegen zur Einsichtnahme bestens empfohlen.

Das Pflanzenzeichnen und seine Anwendung auf das Ornament in verschiedener Auffassung und Durchführung von P. Effenberger, Realschullehrer in Pirna; im Verein mit mehreren Fachgenossen bearbeitet. 1. Heft, Bayreuth, Eigentum und Verlag von Heinrich Heuschmann jun. Kunstverlag. 1895 (Compl. in 4 Heften zu 15 Blatt, à 6 Mk.) 2. Heft.

Die vorliegende 1. Lieferung enthält 15 Blätter, auf welchen teils in Schwarz, teils in zwei und mehr Farben eine Reihe von Pflanzen zu ornamentalen Motiven verarbeitet ist. Die Stilisierung ist in den meisten Fällen eine ungekünstelte und gefällige und die Ausführung durchweg eine sehr sorgfältige. Behandelt werden: Distel, Blatt, Blüte u. Knospe des Kirschbaumes, Granatapfel, Nelke, Sonnenblume, Winteraster, Cornus, Pisum stativum, Hyacinthus orientalis, Aquileja purpurea, Papaver rhoeas, Fragaria elatior. Als Muster einer feinen, eleganten Konturzeichnung möchten wir Blatt 7, Distel von A. Hempel, bezeichnen; verschiedene farbige Blätter verdienen nach Komposition und Ausführung nicht minder lobende Anerkennung.

Das 2. Heft enthält in 15 Blättern: Bärenklau, eine Komposition, Ahorn, Reiherschnabel (Doppelblatt), Stiefmütterchen, Ackerwinde, (Doppelblatt), Lippenblüte (zwei Blätter), Lupinus, Aquileja purpurea und Hepatica triloba (2 Blätter). Die Blätter sind von verschiedener Güte, als ein sehr schönes Blatt ist die Ackerwinde von A. Hempel zu bezeichnen.

Regensburg. Pohlig.

E. von Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt: Jahrbuch für Jugend- und Volksspiele. 4. Jahrgang 1895. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 334 S.

Der 4. Jahrgang des vom Verein zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland herausgegebenen Jahrbuches hat die Presse verlassen, um von neuem Kunde zu bringen über das Spielleben in Deutschland und über alles, was damit zusammenhängt. Erfreulicher Weise haben dabei auch die Abhandlungen sowohl der Zahl als auch dem Inhalte nach eine bedeutende Verbesserung erfahren, namentlich gegenüber dem 1. Jahrgang. An der Spitze der-

selben steht eine Arbeit unseres Prof. Dr. Johannes Ranke: „Das Bewegungsspiel in seiner physiologischen Bedeutung, mit besonderer Berücksichtigung der Schulverhältnisse“. In überzeugender Weise, wissenschaftlich begründend zeigt er, welche Umwandlungen im Körper des Kindes vor sich gehen von dem Augenblicke an, wo es aus seinem Spielleben herausgerissen und in der Schule zum Sitzen und Arbeiten gezwungen wird. Findet das Kind keine Gelegenheit mehr, sich auszutummeln, so leidet seine körperliche Entwicklung und später auch seine Geistesfrische Schaden. Vor allem bleibt das Herz, das nur bei Muskelarbeit sich entwickelt, zu klein, so dafs es seiner Aufgabe nicht nachkommen kann und infolge davon Störungen im Blutlauf und anämische Erscheinungen im Gehirne zu tage treten, in den Lungen und Unterleibsorganen das Blut sich staut und so eine falsche Blutverteilung entsteht. Hiedurch wiederum wird die Atmung und Verdauung gestört und dieses körperliche Mifsbehagen führt dann zu einer Mifsstimmung des Gemütlebens. „Aus den freudlos-ernsthaften, mit Mühe aufgerissenen Augen der durch die Schule ermüdeten Kinder haben wir die Vorwürfe herauszulesen, welche unsere Jugend mit vollem Recht gegen ein einseitiges, nur auf verstandesmäfsiges Lernen gerichtetes Schulerziehungssystem erhebt“.

Ein Kind, das nicht der „guten Sitte“ wegen seine Jugend verlieren mufs, sondern in seiner freien Zeit hinaus darf auf Wiese und Feld, wird dort toben und tollen, solange es seine Kräfte erlauben, es wird müde werden, es wird aber andern Tages wieder frisch und munter bei der Arbeit sein. Dieser instinktive Bewegungstrieb des Kindes soll uns ein Fingerzeig sein, systematisch diesem Drange der Kindesnatur Rechnung zu tragen und durch körperliche Übungen und Turnspiel Genüge zu thun.

Unter den vielen anderen Abhandlungen sei der Bericht des Prof. Dr. Koch-Braunschweig „Der gegenwärtige Stand des englischen Spielwesens“ erwähnt, deshalb weil er darin die Mitteilung bringt, dafs unter allen modernen Städten London das meiste Geld für Kirchenbauten und Spielplätze ausgibt. Dort trifft auf 3500 Menschen eine Kirche und auf 5000 ein Fufsballplatz, aufserdem ein Feld für 7 Criketpartien und noch kleinere Kinder- und Privatspielplätze.

Auf eine Besprechung der sehr interessanten Abhandlung: „Die Frage der körperlichen Erziehung auf dem VIII. internationalen Kongresse für Hygiene und Demographie zu Budapest“ näher einzugehen verbietet der Raum. Aus der Arbeit Dr. Schmidt's: „In welchen Jahreszeiten und bei welcher Witterung können im Freien noch Spiele betrieben werden“, dürfte für die Schule nicht viel Nutzen entspringen; denn wer möchte trotz aller medizinischen Autoritäten die Verantwortung auf sich nehmen, Schüler zu jeder Jahreszeit im Freien zu beschäftigen? Wehe dem Turnlehrer, der ein solches ärztlicherseits gut geheifsenes, spartanisches Erziehungsprinzip einführen wollte und es bekämen einige Schüler dabei Katarrh!

Unter den Abhandlungen besonderen Inhalts begrüfsen wir mit Freuden den Bericht des Direktor Hirschmann: „Der königl. öffent-

liche Turnplatz in München". Dafs dort stets das Turnspiel eine ausgiebige Pflege fand, kann jeder bestätigen, der sich dort selbst schon herumgetummelt oder wenigstens zugesehen hat. Schon Mafsmann hat in den amtlichen Vorlagen von 1826—1830 für den Turnbetrieb folgende Dreiteilung festgesetzt: 1. Turnschule (also Turnen nach strenger Ordnung), 2. Turnkür und 3. Spielzeit. Wie sehr der nun verstorbene, langjährige, hochverehrte, aber auch viel verkannte und geschmähte Vorstand dieser Anstalt, Scheibmeier, an diesem Grundsatze festgehalten, geht neben vielen andern Beweisen auch aus folgendem Satze seiner „Turn-Regeln", München 1858, hervor: „Die Turnspiele sind für jeden Turntag die Spitze, der oberste Punkt, wo alle Fröhlichkeit zusammenläuft, um im heitersten Abend zu schliefsen". Dafs der jetzige Direktor diesem alten Jahn'schen Grundsatz, dem Prinzipe seiner Vorgänger, treu bleibt, zeigt uns sein Bericht und ehrt ihn nicht minder, wie er durch seine Arbeit auch jenem übertriebenen Geschrei einzelner Spielfanatiker, sie hätten das Spiel erst „erfunden", die Unrichtigkeit ihrer Behauptungen vor Augen führt.

Es liefse sich noch vieles über dieses Jahrbuch sagen, doch wer Interesse daran hat, möge es selbst lesen. Ein solches Buch gehört in jede Lehrerbibliothek; denn nicht nur der Turnlehrer wird es gerne zur Hand nehmen, es wird für jeden etwas bringen, und zwar um so mehr für jeden Lehrer, je mehr er um das Wohl seiner Schüler besorgt ist.

München. Dr. H. Haggenmüller.

Lawn-Tennis. Anleitung zur Erlernung des Spiels und Ratschläge bei Anschaffung der dazu nötigen Utensilien nebst einem Anhang: Wie man einen Lawn-Tennis-Platz anlegt von J. Webster. Preis: 1 Mark. Frankfurt a. M. Verlag von H. Bechhold.

Unter den seit etwa einem Jahrzehnt in weitere Kreise gedrungenen Bewegungsspielen erfreut sich das Lawn-Tennis-Spiel wachsender Beliebtheit. Auch von unserer studierenden Jugend, die eben auch für den Reiz der Mode nicht unempfänglich ist, wird es gerne getrieben. Der Schreiber dieser Zeilen hat letzten Sommer auf dem schönen Turnplatze in Oberwiesenfeld (bei München) mit Vergnügen beobachtet, mit welcher Geschicklichkeit die Schüler unserer Gymnasien den Schläger (Racket) handhaben, mit welcher Anspannung der Kräfte sie um den Sieg ringen. Ebendort fand sich wöchentlich mehrmals auch eine Anzahl von Kollegen ein, die ebenfalls teils unter sich, teils zusammen mit Schülern das nervenstärkende Spiel pflegten. Wir, die wir dem Tennis oftmalige Erfrischung und manche frohe Stunde zu verdanken gehabt haben, wünschen ihm weite Verbreitung unter unseren Kollegen; möge an jedem Gymnasium ein Lawn-Tennis-Club begründet werden!

Das Spiel ist einfach; man lernt es am besten durch Zuschauen und Mitspielen. Wer es aber in der Hauptsache kennt, wird für

manche Einzelheiten und für strittige Fälle ein Buch mit Nutzen gebrauchen. Das vorliegende hat weite Verbreitung gefunden. Wir geben hiemit den Inhalt an: Anleitung zum Spiel für 2, 3 und 4 Personen; Anweisung für Servieren, Zurückschlagen, für Volley, Twist, für die Aufstellung; die zum Spiel nötigen Gegenstände (Schläger, Ball, Kleidung, Netz); Spielregeln; Anweisung, wie man einen Lawn-Tennis-Platz anlegt; die beim Spiel üblichen englischen Ausdrücke; Plan eines Tennis-Platzes.

Man ist überall bestrebt, die englischen Spielbezeichnungen durch deutsche zu ersetzen; am meisten vernimmt man noch „play“; auch hiefür dürfte sich bald „Achtung“ einbürgern. Zu weit gegangen ist ein Club in U., der nach einer Zeitungsnachricht das Spiel selbst „Wiesball“ benennt. Diese Bezeichnung dürfte aufser den Herren jenes Clubs selbst und einigen Turngelehrten niemand verstehen.

München. Karl Rück.

Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. IV. Band: Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer. II. Hälfte. 4. Abt. (XVI.). Der Gesangunterricht. Von Dr. Joh. Plew, Professor am Lyzeum zu Strafsburg i. E. 56 S. München. Beck, 1895.

Die vorliegende Abhandlung ist ein opus postumum. Sie zerfällt in sechs Abschnitte. Die ersten fünf behandeln die Geschichte des Schulgesanges, Zweck und Ziel des Gesangunterrichts, den Lehrplan, die Lehrmittel, die Anforderungen, die dieser Unterrichtsgegenstand an den Lehrer stellt. Der Verfasser rechnet mit den gegebenen Verhältnissen, ohne auch nur im geringsten die hohe ideale Aufgabe des Gesangunterrichtes zu verkennen. Man mufs seinen Ausführungen fast durchweg beistimmen. Seine Abneigung gegen das Singen aus zweizeiligen Partituren freilich wird nicht jeder Gesanglehrer teilen. Das Singen aus solchen Partituren kann allerdings zu Unzuträglichkeiten führen, wenn die Stimmen sich übersteigen, wenn dieselben Töne in verschiedenen Stimmen verschiedene Dauer haben u. s. w. Aber es hat doch auch grofse Vorteile. Denn wenn der Sänger auch die anderen Stimmen mit übersehen kann, wie er sie ja auch hört, so wird er nicht blofs präziser singen, sondern auch einen Einblick in den musikalischen Aufbau der Komposition erhalten.

Der weitaus umfassendste Abschnitt ist natürlich der sechste, der den Lehrstoff und die Klassenpensa behandelt. Wenn der Lehrstoff auf drei Kurse verteilt wird, so mufs man damit einverstanden sein. Auch gegen die Art der Verteilung wird im ganzen nichts einzuwenden sein. Nur wird dem ersten Kurs (Sexta) zuviel zugemutet. Wenn man den theoretischen Stoff, der diesem zugemutet wird, vollständig erledigen will, so wird man keine Zeit haben auch noch Lieder singen und auswendig lernen zu lassen. Da aber das Letztere zur Belebung des Gesangunterrichts unbedingt erforderlich ist,

so wird man am besten noch einen Teil des theoretischen Stoffes dem zweiten Kurs (Quinta) zuweisen. Dies ist auch ganz gut möglich, da man diesen nach anderer Richtung entlasten kann. Denn wenn Plew verlangt, dafs man die Schüler darüber belehre, dafs zwischen zwei Ganztönen (z. B. c und d) zwei verschiedene Halbtöne (cis und des) liegen, und darauf ein ganzes System von Übungen aufbaut, so halten wir das nicht nur für überflüssig, sondern sogar für geeignet, in den Schülerköpfen Verwirrung zu stiften. Dieser Unterschied hat ja überhaupt nur physikalisches Interesse. Was den Kanon von Liedern betrifft, den Plew für den ersten Kurs aufstellt, so möchte ich solche daraus verweisen mit denen der Schüler von Haus aus oder von der Volksschule her bekannt ist, da er an ihnen nicht singen lernt, z. B. Heil Dir im Siegerkranz, Ich hatt' einen Kameraden, die Loreley, Reiters Morgenlied u. a. Die Vorschriften, die für die Behandlung des Stoffes der beiden unteren Kurse (Tonsystem, Solfeggien, Treff- und Intonationsübungen, Rythmus oder Takt, Textaussprache, Transpositionsskalen u. s. w.) gegeben werden, verraten den erfahrenen Lehrer. Der Unterricht des dritten Kurses ist nur praktischer Natur. Die musica sacra (aufser den alten Vokalmeistern fast nur Händel, E. Grell und Bellermann) bildet den Hauptstoff des Unterrichts; an weltlicher Musik kommen aufser Mendelssohn wiederum nur Grell und Bellermann in Betracht. Eine solche Exklusivität wird nur wenigen Gesanglehrern zusagen, zumal da in sehr vielen, von P. vorgeschlagenen Kompositionen der genannten Meister der Umfang der Knabenstimmen zu wenig berücksichtigt und das Transponieren nicht immer am Platze ist. Händel'sche Oratorien z. B. mit den Sologesängen, wenn auch nur im Auszuge, einzustudieren, wie P. will, ist wohl an Gymnasien kaum möglich. Man wird sich immer mit einigen Chören begnügen müssen. In der musica sacra vermissen wir eine Berücksichtigung der neueren katholischen Kirchenmusik, welche wohl an den meisten katholischen Gymnasien, an denen der regelmäfsige Schulgottesdienst eingeführt ist, wegen ihrer leichteren Ausführbarkeit einen Hauptstoff des Gesangunterrichts bildet. Die von P. empfohlene musica sacra ist, abgesehen von den alten Vokalmeistern des 16. Jahrhunderts, nur für den protestantischen Gottesdienst verwendbar. Und dafs es an weltlicher Musik aufser den von P. genannten Komponisten noch viele, ja recht viele gibt, welche für die Schule geeignet sind, kann kaum bezweifelt werden. — Für den vierstimmigen Männergesang findet der Verfasser in dem planmäfsigen Gesangunterricht keinen Raum; dagegen läfst er ihn zu als freiwillige Leistung, für die wöchentlich eine Abendstunde festgesetzt werden kann. Bei zwei Wochenstunden ist dies auch nicht anders einzurichten. Dem Chorgesang gebühren aber drei Stunden, eine für die Knabenstimmen, eine für die Männerstimmen, eine für den Gesamtchor. In diesem Rahmen ist der Männerchor nicht blofs eine schöne Abwechselung, sondern auch ein Mittel, die Männerstimmen, die ja die zur Einübung kommenden gemischten Chöre viel rascher lernen, als die noch wenig geübten Knabenstimmen, in ausgiebiger Weise zu be-

schäftigen. Die von P. für diesen Zweck empfohlenen Kompositionen verdienen Billigung, auch die von Bellermann bearbeiteten Dramen des Sophokles, welche zwar an musikalischem Wert den Chören Mendelssohns nachstehen, aber vor ihnen nicht blofs den Vorzug der leichteren Ausführbarkeit, sondern auch den des möglichst engen Anschlusses an die Rythmen des Originals voraushaben. Sie bilden also für die Schüler der oberen Klassen, zumal, da sie neben dem deutschen Text auch den griechischen enthalten, nicht blofs ein bequemes, sondern sogar das einzige Mittel, die antiken Rythmen zu verstehen und nachzuempfinden.

Das Vorausgehende hat zwar gezeigt, dafs wir mit dem Verfasser nicht in allen Punkten einverstanden sind und dafs wir ihm in einzelnen den Vorwurf der Einseitigkeit nicht ersparen können, aber im ganzen hat er mit tiefem Ernst und musikalischem Verständnis sowie mit feinem pädagogischen Takt die schöne und lohnende Aufgabe des Gesangunterrichts, sowie die richtige Behandlung dieses für Lehrer und Schüler gleich dankbaren Unterrichtsfaches auf knappem Raume in helles Licht gerückt. Eine Methodik des Gesangunterrichts an Gymnasien ist nicht so leicht zu schreiben. Es gehört hiezu nicht blofs gründliche musikalische, sondern auch philologisch-pädagogische Bildung. P. besafs beides. Er war Professor am Lyzeum zu Strafsburg und leitete zugleich über zwanzig Jahre daselbst den Gesangunterricht. Er war also, wie selten einer, berechtigt, eine solche Methodik zu schreiben.

Würzburg. Dr. P. Schmitt.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Erster Jahrgang, Heft II. Januar 1896. (Jährlich 4 Hefte, Preis 10 M.). — Indem wir bezüglich der Tendenz und des allgemeinen Inhalts der neuen Zeitschrift auf die Besprechung des I. Heftes, S. 743 des vorigen Jahrganges verweisen, sei nur mit Genugthuung konstatiert, dafs das dankenswerte, höchst zeitgemäfse Unternehmen allerseits grofses Interesse und lebhafte Billigung und Zustimmung gefunden hat. An Abhandlungen enthält das neue Heft zunächst einen Artikel von W. Goetze, dem Direktor des deutschen Seminars für Knabenhandarbeit in Leipzig „Die Erziehung von Hand und Auge in Frankreich" (S. 114—124), aus welchem man mit Staunen erfährt, dafs seit dem Gesetze vom März 1882 (obligatorische Einführung der Handarbeit für die verschiedenen Klassen des öffentlichen Elementarunterrichtes) 19000 Schulen Frankreichs methodischen Handfertigkeitsunterricht aufgenommen haben (z. B. in Paris 40000 Volksschüler und 23000 Kinder der Kindergärten mit 486000 Fr. Kosten gegen 325 Schüler mit 1800 M. städtischem Zuschufs in Berlin!). Wie überall, so zeigt sich auch hier ein erstaunlicher Aufschwung des franz. Unterrichtswesens. — Aus dem vorigen Heft wird beendet der Artikel: Die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nord-Amerika von Schlee und ein zweiter: Die École Normale Supérieure in Paris von A. Ehrhard, welcher über die innere Einrichtung und den Geist der Normalschule spricht. Besonders aber ist ein Aufsatz von Th. Dabis „Die Stellung der Frau an der englischen Universität" von aktuellem Interesse in einem Augenblicke, wo es sich darum handelt, ob die alten englischen Universitäten Oxford und Cambridge die Frauen, welche dort längst gern gesehene Gäste sind, auch zur Promotion zulassen werden. — Die Mitteilungen enthalten „Bericht der Königlichen Kommission über das höhere Schulwesen in England" (Darlegung der Notwendigkeit einer systematischen Organisation des höheren Schulwesens besonders auch durch Einführung eines eigenen Unterrichtsministeriums); Bemerkungen zu den letzten französischen Universitätskongressen, Berichte über die Reform des höheren (Sekundär-) Unterrichtes im Königreich Portugal vom 22. Dez. 1894, über niederländisches und serbisches Unterrichtswesen etc. Es folgt dann noch, alphabetisch nach Staaten geordnet, S. 176—194 eine reichhaltige Rundschau, S. 194—203 eine Bücherschau. Den Beschlufs bildet eine Bücherkunde, d. h. ein Verzeichnis neuer Bücher über Ausländisches Unterrichtswesen.

Man sieht, weder an Reichhaltigkeit des Inhaltes noch an Wichtigkeit und Interesse der behandelten Fragen steht das 2. Heft dem 1. nach; möge das verdienstliche Unternehmen nun auch dadurch unterstützt werden, dafs die Leiter unserer Schulbibliotheken sich dazu verstehen, neben den mancherlei Zeitschriften über den inländischen höheren Unterricht, welche sich doch in einem gewissen Grade gleichen müssen, auch diese neue Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen zu halten. Sie wird jedenfalls gern und viel gelesen werden und genug Anregung geben.

Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strafsburg von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie. 3. Auflage.

Stuttgart, bei Göschen. 240 S., geh. 3 M. 50 Pf. — Zieglers Vorlesungen über die Stellung des deutschen Studenten am Ende des 19. Jahrhunderts und das akademische Studium, deren alsbaldige Veröffentlichung ungenaue Berichterstattungen in der Tagespresse und insbesondere die Beratungen über die sogenannte Umsturzvorlage im Reichstage veranlaſsten, haben berechtigtes Aufsehen erregt und verschiedene Beurteilung erfahren. Daſs nach wenigen Monaten schon eine 3. Auflage des Buches notwendig war, zeigt jedenfalls das lebendige Interesse der gebildeten Kreise Deutschlands an unseren Hochschulen und an dem Geiste, der in denselben waltet. Für die ungehinderte Geistesfreiheit, welche unsere Universitäten zu Pflegestätten wahrer Wissenschaftlichkeit und sittlicher Bildung gemacht hat, tritt der Verfasser in innerlichster Überzeugung von dem Rechte seiner Anschauung mit aller Entschiedenheit ein. Der gröſsere Teil des Buches behandelt das studentische Leben und könnte füglich eine Studentenethik genannt werden; Erörterungen über die Aufgabe der Universität und über eine Reihe technischer Fragen, die mit dem akademischen Studium in Zusammenhang stehen, bilden den 2. Teil. Der Verfasser, dem als einem hervorragenden akademischen Lehrer gewiſs niemand Einsicht und Verständnis auf diesem Gebiete absprechen wird, zeigt sich als feiner Beobachter studentischer Anschauungen und Sitten, deren Berechtigung, soweit sie mit den Gesetzen der Sittlichkeit im Einklang stehen, auch von ihm in vollem Umfange anerkannt werden. Er unterstellt aber auch die Schattenseiten des studentischen Lebens einer unerbittlichen Kritik und bespricht mit aller Offenheit die Mängel und Fehler unserer akademischen Jugend, welche mitunter gar bittere Wahrheiten zu hören bekommt in Bezug auf den Miſsbrauch der akademischen Freiheit, den falschen studentischen Ehrbegriff, die unbescheidene Groſsthuerei, den Müssiggang, die weit verbreitete Unmäſsigkeit im Trinken, welche das geistige Interesse ertötet, und andere Dinge. Es gehört Mut dazu, über ein so heikles Thema, wie „der Student und die Prostitution" zu sprechen, und der Verfasser hat recht gethan, daſs er angesichts der Thatsache, daſs von 600—700 Mitgliedern einer studentischen Krankenkasse in Berlin in 2 Semestern 25% d. h. ein Viertel der dieser Kasse angehörigen Studenten geschlechtskrank waren, seiner sittlichen Entrüstung über solche Zustände in schärfster Weise Ausdruck gibt. Die Stellung des Studenten zur socialen Frage wird eingehend erörtert und unserer Jugend empfohlen, jede Gelegenheit zu benützen, um auf diesem schwierigen und weitverzweigten Gebiete sich ein wohlbegründetes Urteil zu bilden. „Es müssen auch Jünglinge gewagt werden, um Männer zu gewinnen". Daſs man bei einem so reichen Stoffe, wie ihn das vorliegende Buch bietet, in Einzelheiten auch ganz anderer Meinung sein kann als der Verfasser, ist selbstverständlich. Wir möchten z. B. die Richtigkeit der Anschauung Münchs, die Ziegler bei Gelegenheit der Besprechung der Berufswahl „zutreffend" nennt, nicht unbedingt anerkennen: „mancher studiere nur darum Philologie, weil er eigentlich zu keinem einzigen frischen Weltberuf in sich Bedingungen fühlt und sich hier so am Rande des vollen Menschenlebens hindrücken zu können glaubt zwischen den stummen Büchern und der bescheidenen Schulstube, wo das Thun keine weiten Kreise beschreibt, wo kein ganzer Mann von Nöten ist". Des Verfassers hartes Urteil über den Betrieb des Religionsunterrichtes an den Gymnasien stehen wir nicht an ein ungerechtes zu nennen. In Bezug auf die alten Klagen aller Fakultäten über den häufig zu tage tretenden Mangel in der Darstellungsgabe und Darstellungsgewandtheit des Studenten nimmt übrigens Ziegler die Gymnasien, welche dem deutschen Aufsatz die gebührende Pflege zu teil werden lieſsen, in energischen Schutz und sieht hier die Schuld einzig auf Seite der Hochschule, welche zur Weiterbildung der sprachlichen Gewandtheit nichts oder nur wenig beitrage. Der Autor beschränkt sich aber nicht darauf, überall die Mängel und Schäden der akademischen Verhältnisse aufzudecken, er läſst es auch nicht an praktischen Verbesserungsvorschlägen — reiflich überlegt und durchdacht — fehlen. Wie er über Honorarwesen, Seminarienbetrieb, die Stipendien- und Ferienfrage, Staatsprüfung und Promotionen sich äuſsert, wird vielfach Billigung finden. Ein idealer, frischer und sittlicher Geist, der in der Heranbildung unserer Jugend zu künftiger Berufstüchtigkeit und in der Pflege des idealen Sinnes die Hauptaufgabe des akademischen Lehrers sieht, durchzieht das ganze Buch, das eine bedeutsame literarische Erscheinung von hohem Werte genannt werden muſs.

J. Rappold, Gymnasialpädagogischer Wegweiser. 2. stark vermehrte Auflage. Wien 1894. Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn (Buchhandlung für pädagogische Literatur und Lehrmittelanstalt). 130 S. Preis 2 M. 40 Pf. — Die erste Auflage dieses Werkchens, welches sich insbesondere das Ziel steckt, auf einige gute Abhandlungen und Werke aufmerksam zu machen und speziell eine Art Nachschlage-Register zu den in (Gymnasial-) Zeitschriften erschienenen Abhandlungen gymnasialpädagogischen Inhalts zu bieten, da ja doch nicht jeder Lehrer sämtliche vorhandenen Bände durchsehen könne, erschien 1882. Die 2. Auflage will das für die 1. Geleistete bis zur Gegenwart fortführen. Da ist es denn interessant, dafs der Verfasser, dessen Buch seine Verlagshandlung zur Besprechung an uns einsendet, gar keine Kenntnis von unseren nun im 31. Jahrgang erschienenen bayerischen Gymnasialblättern besitzt. Wir würden es ihm nicht übel nehmen, wenn sie blofs in dem Abbreviaturenverzeichnis fehlten; denn dann könnte man denken, der Verfasser citiere nur hie und da eine Abhandlung aus ihnen und brauche deshalb keine Abkürzung, nein, sie werden überhaupt nicht genannt. Es wäre eine überflüssige Mühe für die Leser derselben aufzuzählen, wieviele für sein Buch wichtige und nützliche Aufsätze aus allen Gebieten des Gymnasialunterrichtes R. hier hätte finden können. Nachdem er nun in der Vorrede zur 2. Aufl. bemerkt, damit das Werkchen längere Brauchbarkeit erhalte, sei beabsichtigt, von Zeit zu Zeit Ergänzungshefte erscheinen zu lassen, raten wir ihm dringend, sich für das 1. solche Ergänzungsheft doch zunächst einmal die 31 Bände unserer Gymnasialblätter anzusehen; er wird daraus ebensoviel Brauchbares entnehmen können wie aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien oder der für das Gymnasialwesen in Berlin. Übrigens kann man aus Vorstehendem ersehen, wie notwendig es ist, dafs über den Inhalt unserer Zeitschrift auch einmal ein Repertorium erscheine, damit dasselbe dann für solche Zwecke, wie sie Rappolds Wegweiser verfolgt, wenigstens bequem excerpiert werden kann.

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda von Dr. Ernst Ziegeler. II. Teil. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh 1893. 116 S. Preis 1 M. 50 Pf. — Aus der griechischen, römischen und deutschen Klassikerlektüre entnahm der Verf. 170 Themata und entwarf für sie Dispositionen, die meist zweckentsprechend sind: 17 aus Livius, 9 aus Ciceros Reden, 13 aus Virgils Äneis, 15 aus Xenophons Anabasis, 9 aus Xenophons griechischer Geschichte, 30 aus der Odyssee, 8 aus Uhland, 13 aus Schillers Balladen, 15 aus Schillers Tell, 6 aus Schillers Maria Stuart, 20 aus Schillers Jungfrau von Orleans, 4 aus Schillers Abfall der Niederlande, 6 aus Goethes Hermann und Dorothea, 5 aus Lessings Minna von Barnhelm. Die Dispositionen sind grofsenteils knapp gehalten, aber durchwegs klar und präzis; die Themen sind fast alle geschickt gewählt und sehr anregend. Die Lektüre in dieser Richtung auszunützen ist das beste Mittel, um die Schüler mit Interesse für den Inhalt der Schriftsteller zu erfüllen; andererseits sind diese Themen für deutsche Aufsätze fruchtbar und dankbar. Dafs hie und da ein Vergleich gesucht erscheint (wie in N. 102) oder die sachliche Grundlage nicht über allen Zweifel erhaben ist, thut dem Ganzen keinen Eintrag. Dieser 2. Teil der Dispositionen ist, wie der erste (cf. diese „Blätter" 1889 S. 109), namentlich angehenden Lehrern wärmstens zu empfehlen.

Material zu deutschen Aufsätzen in Stilproben, Dispositionen oder kürzeren Andeutungen für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 2 Bändchen. Von G. Tschache. 4. Auflage, neu bearbeitet und vermehrt von Fr. Drischel und Rud. Hantke. Breslau 1893, Kern. 176 S. 2 M. 40 Pf. — Das Werkchen bietet 42 Aufsätze im Anschlufs an die deutsche Lektüre; 47 Aufsätze im Anschlufs an andere Unterrichtsgegenstände (Religion, Geschichte, Geographie, Naturkunde); 14 Aufsätze allgemeinen Inhalts; 26 Briefe und Geschäftsaufsätze. Über den Zweck des Buches wird man sich nicht klar; soll es ein Lesebuch für den Unterricht sein mit praktischen Hinweisen? Ohne Zweifel liefse sich viel daran lernen, da die Themata meist geschickt gewählt sind; nur müfste dann die Sorgfalt im einzelnen gröfser sein. Oder ist das Buch für die Hand des Lehrers bestimmt? oder für den häuslichen Gebrauch des Schülers? Abgesehen von der mannigfachen Anregung, welche die Auswahl der Stoffe und die gewählten Stand-

punkte der Bearbeitung bieten, wird der Nutzen für beide, Lehrer wie Schüler, ein problematischer sein, da einzelne Teile des Buches, besonders die Inhaltsangaben von Gedichten und Dispositionen die nötige Richtigkeit der Auffassung und Schärfe des Urteils vermissen lassen. Nr. 10, 11, 20, 21, 22, 89 u. a. sind hiewegen ernstlich zu beanstanden. Zu rühmen ist der entschieden grofse Eifer, von welchem sämtliche Verfasser des Buches sich erfüllt zeigen; freilich war der Eifer, wie die nähere Prüfung ergibt, nicht frei von einiger Übereilung.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde, herausgegeben von Dr. O. Brenner und Dr. A. Hartmann. Bd. II, Heft 3. München 1895. Chr. Kaiser. Preis 4 Mark.

Inhalt: A. Hartmann: Baumburger Dialektgedichte. Zu den Regensburger Fastnachtsspielen. — A. Fuckel: Zur Dialektgrenze am Thüringerwald. — C. Franke: Ostfränkisch und Obersächsisch (Schlufs). — L. Hertel: Mundart von Steinbach a. W. und Lindenau. — H. Gradl: Die Mundarten Westböhmens (Schlufs). — M. Himmelstofs: Aus dem bayerischen Wald (Schlufs). — O. Brenner: Ein altes italienisch-deutsches Sprachbuch. Kleine Mitteilungen. Bücherschau. —

Indem das neueste Heft von B. M. neben mehreren selbständigen Publikationen auch den Abschlufs von drei trefflichen Arbeiten bringt, welche sich durch alle erschienenen Hefte erstrecken, bilden die beiden nun vorliegenden Bände an sich ein abgeschlossenes Ganzes. Leider ist das neueste Heft auch das letzte des gesamten Unternehmens und der vollendete 2. Band das unabwendbare Ende desselben. B M. haben damit wegen Mangel an ideeller und materieller Unterstützung und Teilnahme aufgehört zu erscheinen. Den bayerischen Gymnasialblättern wenigstens kann für ihren Teil ein solcher Mangel nicht zum Vorwurfe gemacht werden, da sie wiederholt in Würdigung der wissenschaftlichen und vaterländischen Bestrebungen von B. M. der jungen Zeitschrift Freunde und Mitarbeiter zu gewinnen suchten. Es bleibt nur zu wünschen, dafs diese Bestrebungen, wenn sie später, wie beabsichtigt, in anderer Gestalt in die literarische Erscheinung treten, durch die Thätigkeit des neugegründeten Vereines für bayerische Volkskunde und Mundartforschung unterstützt, ein reichlicheres heimisches Material sowie einen empfänglicheren und fruchtbareren Boden vorfinden mögen.

Ausgewählte Gedichte des P. Ovidius Naso. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heinrich Stephan Sedlmayer. 5. unveränderte Auflage. Preis geh. M. 1,20 geb. M. 1,50. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1894.

Vergils Aeneis nebst ausgewählten Stücken der Bucolica und Georgica. Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Kouček. Dritte unveränderte Aufl. Preis geh. M. 1,80, geb. M. 2,20. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1894.

Beide im Vorstehenden genannte Schulausgaben ausgewählter Stücke des Ovid und Vergil erscheinen in einer neuen Auflage, die nur einen unveränderten Abdruck der vorigen vorstellt.

Anthologia Latina. Blumenlese aus lateinischen Dichtern. Für mittlere Klassen zusammengestellt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von E. Märklin und K. Erbe, Professoren am Eberhard-Ludwigsgymnasium zu Stuttgart. Stuttgart 1895. Paul Neff. VI u. 88 S., geh. 1 M.

Die vorliegende lateinische Anthologie, welche die Herausgeber in der Vorrede selbst ein anspruchloses Büchlein nennen, enthält in 4 Teilen I. Senarii sive trimetri iambici. II. Versus hexametri. III. Versus pentametri et disticha. IV. Varia poëmata, d. h. einzelne Fabeln des Phädrus und kleinere Abschnitte aus den Dichtungen des Ovid. In knappen Anmerkungen unter dem Texte werden aufser sprachlichen Erklärungen für die Schüler kurze historische, geographische und mythologische Notizen gegeben, die als ausreichend bezeichnet werden können. Das Büchlein entspricht seinem Inhalte und seiner Tendenz nach ganz dem in unserer 5. Klasse eingeführten Tirocinium poeticum, und könnte recht gut gleich diesem zur Einführung in die römische Poesie verwendet werden, zumal es sich durch seine hübsche Ausstattung und den billigen Preis empfiehlt; nur erscheinen einzelne Stücke des IV. Teiles, z. B. Raptus Proserpinae mit 206 Versen oder Philemon et Baucis mit 112 Versen als zu lang für diese Stufe, besonders wenn man die kurze Zeit bedenkt, die hiefür zur Verfügung steht.

Piccolo Vocabolario italiano. Ital. Taschenvokabular mit Grammatik, Etymologie und Aussprachebezeichnung von Dr. A. Ranschmaier. Ansbach, Eichinger 1894. Kl. 8°. 48 S. M. 0,80. — Dieses praktisch zusammengestellte Büchlein schließt sich in der Hauptsache den französischen und englischen Vokabularien an, die dem Verfasser schon früher viel Beifall eingetragen haben: drei Kolumnen, die erste mit dem italienischen Worte, die zweite mit der deutschen Bedeutung, die dritte mit der Angabe der Etymologie und der französischen Entsprechung. Ferner nach jedem Abschnitt Anmerkungen mit Redensarten oder detaillierteren Benennungen. Bei einer zweiten Auflage wäre dem Verfasser zu empfehlen, noch zwei Seiten der Darstellung der unregelmäßigen Verba zu widmen. Zu bemerken ist, daß die Vokabeln für die Reise besonders berücksichtigt sind, und daß die Angabe der Etymologie nebst den Hauptthatsachen der Grammatik das Büchlein auch für Italien bereisende Altphilologen empfehlenswert macht.

Dr. Friedrich Reidt, Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der Trigonometrie. Vierte Auflage, bearbeitet von A. Much. Leipzig, B. G. Teubner 1894. 4 M. — Auflösungen zur trigonometrischen Aufgabensammlung. Vierte Auflage. 1,80 M. — Die neue Auflage dieses bewährten Buches ist ein unveränderter Abdruck der vorhergehenden.

Dr. Richard Henke, Über die Methode der kleinsten Quadrate. Leipzig. B. G. Teubner. 77 Seiten. 2 M. — Diese kleine Schrift kritisiert die verschiedenen Begründungen der Methode der kleinsten Quadrate und versucht diese Methode mit Verzicht auf Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen als ein allgemeines Prinzip zu begründen; Henke betrachtet das Problem der Ausgleichungsrechnung als eine Aufgabe des „möglichst nahe Liegens" und löst es durch das Prinzip, daß die Quadratsumme der Abweichungen ein Minimum werde. Es ist klar, daß dieses Prinzip eine willkürliche Annahme ist, aber auch das Gaußsische Fehlergesetz und die darauf gegründete Methode der kleinsten Quadrate stützen sich auf unsichere Voraussetzungen; wenn hier die Willkür nicht so deutlich hervortritt, so ist das kein Vorzug. Die Vorlage ist ein unveränderter Abdruck einer im Jahre 1868 erschienenen Inauguraldissertation mit zwei Anhängen, in denen die neuere Literatur über den behandelten Gegenstand kritisch erörtert wird.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Heft 209: Die Geheimbünde Afrikas. Von Leo V. Frobenius. Hamburg 1894. 28 S. — Eine anziehend geschriebene und auf eingehenden Studien beruhende ethnologische Abhandlung, die uns das Geheimbundwesen afrikanischer Völker nach allgemeinen Gesichtspunkten schildert. Im Glauben an ein Fortleben des menschlichen Geistes nach dem körperlichen Ableben haben diese Geheimbünde ihre Wurzel. Der Geist des Verstorbenen, der im Urwald oder im Busche hausend gedacht wird, kann von besonders dazu Befähigten herbeigerufen werden zum Wahrsagen, Rächen und Richten. Weit verbreitet ist dabei die Annahme, daß in hellfarbigen Menschen z. B. in Albinos die Geister des Verstorbenen weilen. Auch die Afrikareisenden Pogge und Wißmann wurden von Negern ehrerbietig als ihre aus dem Geisterreiche zurückgekehrten Fürsten begrüßt. Unter den verschiedensten mystischen Formen bildet sich nun in einem Stamme ein Geheimbund, der sich durch Aufstellung eines rächenden Geistes eine einflußreiche Stellung sichert, in welcher er zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit im Lande beizutragen vermag, oft genug aber auch eine in Schrecken versetzende Willkürherrschaft ausübt. Zu Gewalt besitzenden Geistern können aber Menschen auch erzogen werden, und die darauf sich beziehenden Angaben bilden den interessantesten Teil des Geheimbundwesens. Nach vorausgehender Betäubung, die den Eintritt des Todes symbolisch darstellen soll, wird ein Mensch in den Busch gebracht und dann ihm die Geisterrolle einstudiert in einer Weise, die sich der Verfasser nur durch Kenntnis des Hypnotisierens zu erklären vermag. Bei südlichen Völkern wird so durch Versetzung in das Geisterreich der Fürst des Landes zum Fürsten erzogen, nördlich vom Kongo wird auch der gemeine Mann von den Eingeweihten zum neuen Wesen umgestaltet, das dann oft auch zu recht

profanen Zwecken wie z. B. Eintreibung von Schulden bei säumigen Zahlern die erlangte Geistermacht bethätigt.

Meyers Konversationslexikon. IX. Bd. „Hübbe bis Kausler". X. Bd. „Kaustik bis Langenau". Den im vorigen Jahrgang d. Bl. S. 502 hervorgehobenen beiden Bänden reihen sich in würdiger Weise die beiden vorliegenden an. Mit vortrefflicher Illustration sind im IX. Bde. die Artikel Huhn, Hunde, Indianische Kultur, Insekten, fressende Pflanzen, Juraformation, Käfer bedacht. Infanterie, Jäger, Pioniere und Train der europäischen Grofsmächte sind in trefflichen kolorierten Bildern vorgeführt. Von den vielen besonders interessanten und lehrreichen Artikeln seien nur Innere Kolonisation und Juden hervorgehoben. Der X. Bd. bietet unter den Artikeln Keramik, Komet, Kostüme, Kolibri, Kornifere und Korallen wahre Perlen der Illustrationskunst. Eine Spezialität ganz eigener Art ist die in diesem Bande befindliche Kriminalstatistische Tafel. Von den in kurzer aber prägnanter Darstellung vorgeführten Artikeln erregen das Interesse Kirche (bes. Kirchenstaat), Klima, Kloster, Kommunismus, Krankheit, Krieg (neu Koalitionskrieg), Kleinasien, Köln (in 2 Tafeln Kölner Dom), besonders aber Konstantinopel und Kopenhagen sind weitere Zierden dieses vortrefflichen Bandes. In demselben hat jetzt auch der Pfarrer Seb. Kneipp ein bescheidenes Plätzchen gefunden.

Der alte Fritz in 50 Bildern für Jung und Alt von Karl Röchling und Richard Knötel. Berlin 1895, Verlag von Paul Kittel. (3 Ausgaben: Ausgabe I 3 M., feine Ausgabe ohne Goldschnitt 6 M., mit Goldschnitt 8 M., Prachtausgabe 50 M.). — Das vorliegende Bilderwerk, welches Kaiser Wilhelm II. gewidmet, auf Bestimmung und mit Unterstützung hoher und höchster Persönlichkeiten geschaffen und durch das Entgegenkommen des Militärkabinets gefördert worden ist, sucht in Bild und Wort die Persönlichkeit des grofsen Preufsenkönigs so wiederzugeben, wie dieselbe durch die Überlieferung im Herzen des Volkes fortlebt. Die beiden Maler Röchling und Knötel, welche sich durch ihre historischen Darstellungen aus dem 18. Jahrh. längst einen bedeutenden Ruf erworben haben, wie sie sich andrerseits auch als Illustratoren an der Darstellung der Ereignisse des letzten grofsen Krieges erfolgreich beteiligten, haben es trefflich verstanden, eine gerade für weitere Kreise, und nicht zum mindesten für die Jugend geeignete Festgabe zu schaffen. Es sind 50 kräftig gezeichnete, farbige Illustrationen, mit kurzem Text darunter (meist 1 oder 2 Zeilen, die womöglich des Königs eigene Worte wiedergeben), welche das Leben Friedrichs II. von seinen Kinderjahren an, wo ihn die Schwester Wilhelmine vergeblich zum Spiel auffordert, bis zum Greisenalter, wo er sich in seinen letzten Lebenstagen auf der Terrasse zu Sanssouci sitzend an der Sonne wärmt, in buntem Wechsel an uns vorüberziehen lassen. Die grofsen Kriege beanspruchen von diesen 50 Bildern den gröfsten Teil, und natürlich ist gar manches Blatt den trefflichen Generalen gewidmet, dem alten Dessauer, Schwerin, Seidlitz und Ziethen, sowie dem Prinzen Heinrich. Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, dafs die empfängliche Jugend geschichtliche Ereignisse, welche sie sich an der Hand dieses trefflichen Bilderbuches aneignet, nicht wieder vergessen wird. Daher kann es für Schule und Haus angelegentlichst empfohlen werden. Unwillkürlich regt sich beim Durchblättern desselben der Wunsch, es möchte für die bayerische Geschichte etwas Ähnliches, gleich Frisches und Packendes, aber auch gleich Billiges (3 M.!) geschaffen werden.

Eine neue, die 8. Lieferung, der in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung Separat-Conto (Müller-Grote & Baumgärtel) in Berlin erscheinenden neuen „Allgemeinen Geschichte der bildenden Künste" von Prof. Alwin Schultz liegt uns vor. Die Grofsmeister der italienischen Malerei Raffael, Correggio, Giorgione und Tizian finden in derselben eingehende Würdigung, nachdem Leonardo da Vinci und Michelangelo in der vorhergehenden Lieferung behandelt worden sind. Hier, wo er die goldene Zeit der italienischen Kunst schildert, steht der Verfasser auf der Höhe der Darstellung. In vollendeter Schönheit tritt uns

wieder der Bilderreichtum — 40 Abbildungen im Text und 8 Kunstbeilagen — entgegen, in dem die Werke jener Meister zu trefflicher Anschauung kommen; darunter eine wohlgelungene farbige Reproduktion eines Freskogemäldes von Pietro Perugino. Immer mehr Anerkennung wird sich diese neue Kunstgeschichte erwerben, zumal die Verlagsbuchhandlung jetzt auch eine Subskription auf eine Ausgabe des Werkes in ca. 20 Abteilungen à 3 M. eröffnet. Den Anfang derselben wird die altägyptische Kunst bilden.

Der erste deutsche Afrikaforscher (Fr. K. Hornemann. geb. 1722, gest. 1801). Von Dr. Ad. Pahde in Crefeld. Mit einer Karte. 222. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow u. W. Wattenbach. Hamburg 1895. 42 S. 1 M. — Eine Jubiläumsschrift. Vor 100 Jahren hat Fritz Hornemann, ein Hildesheimer Pfarrerssohn, der in Göttingen Theologie studiert, aber auch sprachliche und naturwissenschaftliche Studien betrieben hatte, seine Dienste der neugegründeten britisch-afrikanischen Gesellschaft in London angeboten, in deren Auftrag er dann von Kairo, „der Hauptstadt Afrikas", die grofse Forschungsreise in den dunkeln Erdteil antrat. Der 26jährige Deutsche schlofs sich unter der Maske eines mohamedanischen Kaufmanns einer Karawane an, die nach Fessan zurückkehrte. Von Mursuk datiert der letzte Bericht, den Hornemann in die Heimat sandte. Doch hat er nach den zuverlässigen Angaben eines mohamedanischen Reisegenossen das vorgesteckte Ziel, die Nigerländer, noch erreicht und ist in Bakkanee, einer Stadt der Nigerlandschaft Noofy, an Dysenterie gestorben. Wenn auch die Ergebnisse des kühnen Zuges von Mursuk durch Bornu und die Haussastaaten bis an den Niger für die Wissenschaft verloren gegangen sind, so sichern doch schon die Resultate des ersten Teiles seiner denkwürdigen Reise ihm einen Ehrenplatz unter den Erforschern Nord-Afrikas. Denn er hat als erster Europäer den ganzen Nordteil der Ost-Sahara durchzogen und zwar zur Hälfte auf Pfaden, die weder vor noch nach ihm ein europäischer Reisender durchwanderte. In der Oase Siuah hat er das Heiligtum des ägyptischen Sonnengottes und den Mons ater des Plinius wieder aufgefunden; die Oase Audschila wurde von ihm neu entdeckt; die geographische Lage Mursuks ist von ihm zuerst richtig festgelegt worden, und die erste auf eigene Beobachtung gegründete zuverlässige und eingehende Beschreibung von Fessan verdanken wir ihm. Wertvolle Beiträge zur Länder- und Völkerkunde haben seine Aufzeichnungen über Bodenbeschaffenheit, Pflanzenwuchs und Bevölkerung der von ihm bereisten Gegenden geliefert; in fesselnder Weise wufste er das Leben, die Sitten und die Geschichte der Oasenbewohner zu schildern. Wenn Deutschland mit Stolz seine grofsen Erforscher Nord- und Centralafrikas nennt — Heinrich Barth, Adolf Overweg, Eduard Vogel, Moriz v. Beurmann, Gerhard Rohlfs, Gustav Nachtigal, Robert Flegel u. a. —, darf der Name Hornemanns nicht fehlen, der die Reihe der um die geographische Erschliefsung Afrikas hochverdienten Männer eröffnet.

H. Nabert, Die Bedrängnis des Deutschtums in Österreich-Ungarn. Stuttgart. R. Lutz. 1894. 8°. 46 S. Preis 1 M. — Der Verfasser des vielbesprochenen Buches „Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt" hat mit der vorliegenden Brochüre die Frage verengt und verdichtet, und es ist nicht zu leugnen, dafs die mit warmer Vaterlandsliebe verbundenen historisch-politischen Ausführungen auch für die Schule cum grano salis nutzbar gemacht werden können, und dafs hier ein statistisches Material zusammengetragen ist, das dem Lehrer der deutschen Geschichte in Österreich-Ungarn unerwünschte Belege für die Leidensgeschichte seines Stammes in Fülle bietet.

Christian Gruber, Die Alpen im Vergleich zu den Berglandschaften Ost- und Nordbayerns. Sonderabdruck aus dem „Alpenfreund". München. Seitz & Schauer. 1893. 8°. 30 S. — Der Verfasser der „Schilderungen zur Heimatkunde Bayerns", München, Oldenbourg 1882, hat mit diesem Schriftchen eine stilistisch sorgsamst ausgefeilte Studie zur vergleichenden Geographie unserer Heimat geliefert, die kein Leser ohne Genufs, kein Lehrer ohne Gewinn aus der Hand legen wird.

Lehrbuch der Geographie von G. Brust und H. Berdrow. Leipzig u. Berlin. Verlag von Julius Klinkhardt. Preis M. 2.40. — Dieses Lehrbuch der Geographie ist mit besonderer Rücksicht auf das praktische Leben für Real- und Mittelschulen, Seminare, Handels- und Gewerbeschulen bearbeitet worden und trägt deshalb den wirtschaftlichen, politischen und kolonialen Verhältnissen möglichste Rechnung. Eine erhebliche Anzahl von Kartenskizzen ist nach dem Vorgange der Seydlitz'schen Lehrbücher beigegeben, denen sich am Schlusse des Ganzen noch 60 Abbildungen anschliefsen, die teils landschaftliche Szenen aus allen Weltteilen, teils hervorragende Kunstbauten, teils Bilder aus dem Leben der Völker nebst deren Typen ebenfalls nach Seydlitz'schem Muster bringen. Vom deutschen Reiche ausgehend wendet sich die Betrachtung zunächst Europa und dann den übrigen Erdteilen zu, um in eigenen Abschnitten am Schlusse den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen eingehendere Würdigung zu teil werden zu lassen. Ein nicht zu weit geheuder Abrifs der mathematischen Geographie und Astronomie, sowie der allgemeinen, d. h. physikalischen Geographie macht den Schlufs des Buches, welches die Verlagshandlung in Papier und Druck gleich empfehlenswert ausgestattet hat.

Dr. A. Geistbeck u. Fr. Engleder: Geographische Typenbilder. Verlag von A. Müller-Fröbelhaus. Dresden. Tafel 2. Aus der Berninagruppe. Typus der Centralalpen. M. 2.50. — Die vorliegende Probetafel gibt bei ihrer Gröfse (85×110 cm) ein recht gutes Bild des Charakters der Centralalpen. Den Hintergrund füllen die mit ewigem Schnee bedeckten Berge der Berninagruppe, von denen der Rosey- und der Tschiervagletscher ins Thal herabsteigen, während zur linken und zur rechten im Vordergrund grüne Matten zum teil mit hochstämmigen Zirben bewachsen von der Höhe herabziehen. Mächtiger Moränenschutt ist über dieselben gebreitet. Etwas schwach und undeutlich ist das Gletscherende mit dem Thore und Gletscherbache geraten, so dafs diese Teile nur bei genauerer Betrachtung in der Nähe erkannt werden können. In dieser Beziehung ist das Landschaftsbild „der Rhonegletscher" von Lehmann viel schöner dargestellt. Wenn die übrigen Bilder dem vorgelegten ähnlich sind, darf man sie getrost zur Anschaffung empfehlen.

Die Pflanze ihr Bau und ihr Leben. Mit 96 Abbild. von Dr. E. Dennert. Sammlung Göschen. Preis 80 Pf. — Die bekannte Sammlung Göschen hat mit vorliegendem Bändchen auch die Botanik in ihre kleine naturwissenschaftliche Bibliothek hereingezogen und bietet in dem hübschen Büchlein alles, wovon man wünschen möchte, dafs es ein Schüler am Ende seines naturwissenschaftlichen Kurses annähernd etwa wüfste. Erörtert wird erst die Anatomie, dann die Morphologie und zuletzt die Physiologie der Pflanze in nicht allzu schwer verständlicher Sprache und unterstützt durch Originalabbildungen des Verfassers.

Adolf Krafft, Leitfaden zur Stenographie nach Gabelsbergers System zum Gebrauch in höheren Lehranstalten und für den Selbstunterricht Gebildeter, begründet von Prof. Theodor Krafft, neu bearbeitet. 4. Auflage. Nürnberg, Korn 1895. XII u. 248 S. 3,50 M. — Das Buch hat in der gegenwärtig vorliegenden Auflage, die nahezu auf 16 Bogen angewachsen ist, die Ausdehnung eines Leitfadens weit überschritten und wäre besser, wie die Werke von Raetzsch und Fischer, als Lehrbuch bezeichnet worden. Um es Schülern beim Anfangsunterricht in die Hand zu geben, ist das Buch entschieden zu grofs. Dagegen scheint es seiner ganzen Einrichtung nach für jemand, der früher einmal das Gabelsbergersche System erlernt hat, zu einer eingehenden Wiederholung und Befestigung sehr empfehlenswert zu sein, da die einzelnen Teile des Systems sehr ausführlich und namentlich die Lehre von den Vor- und Nachsilben in Fremdwörtern sehr gut behandelt sind.

Trotz dieses Lobes, das dem Buche im allgemeinen erteilt werden kann, soll doch einzelnes hervorgehoben werden, was uns nicht gefällt. Vor allem sollte ein deutsches Lehrbuch auch in deutscher Sprache geschrieben und nicht mit Fremdwörtern geradezu gespickt sein. Ferner mufs der Unterricht

in der Stenographie zweifellos in erster Linie den praktischen Zweck im Auge haben; allein der Verf. huldigt viel zu viel der grauen Theorie: Die Regeln des Leitfadens dürften viel kürzer und bündiger sein, noch mehr die Beispiele, namentlich jene über die Verbindung einzelner Buchstaben. Wozu soll jemand etliche Dutzend Verschmelzungen z. B. mit den Vokalen *u* und *ü* einüben, wenn er doch bestimmt weifs, dafs die deutsche Sprache nicht den vierten Teil davon bilden kann? Das starre Festhalten an der Theorie hat den Verf. auch zur Aufstellung von Verbindungen geführt, die praktisch niemals verwertbar sind. Wer kann denn je daran denken, das Wort „Thüre" stenographisch mit ausdrücklicher Bezeichnung des *u* oder *ur* zu schreiben, statt des *t* einfach mit *r* zu durchschneiden? (Vgl. S. 31). Wenn S. 54 *Flaum* und *Pflaume*, ebenso S. 67 *stumpf* und *Strumpf* mit dem *u* ganz unter der Zeile stehend geschrieben stehen, so widerspricht dies der Regel S. 28: „Die mittleren steigen um eine halbe Stufe hinab". Ebenso steht in der Satzkürzung z. B. die Schreibung von *be dinug* = Bedienung oder Bedingung im Widerspruch mit der Regel S. 230: „Eine gute Kürzung mufs ausgiebig sein". Die Verbindung des Pronomens *ihr* mit dem vorausgehenden Verbum S. 94 ist unpraktisch und führt zu Undeutlichkeiten. Ein Lehrbuch sollte sie also ja nicht empfehlen. Die Zusammenschreibung von *unserer Überzeugung nach* oder *eurer Überzeugung nach* zu einem Wortbild S. 111 ist doch nur eine wertlose Spielerei, die ebenfalls nicht vorgeführt werden sollte.

Für die einzelnen Arten der Satzkürzung haben die Lehrbücher der Gabelsbergerschen Schule ziemlich übereinstimmend gleiche Bezeichnungen. Dafs diese von Krafft nicht eingehalten worden sind, führt nur zu Schwierigkeiten, die der Verf. auch selbst zu fühlen scheint, wenn er seine Entwickelung der Satzkürzungslehre in einer übersichtlichen Zusammenstellung, welche die ganze S. 224 ausfüllt, am Schlusse derselben nochmal klar zu machen versucht.

Was die einzelnen Beispiele in Wörtern und Sätzen anlangt, so sind natürlich die einen mehr geeignet, die andern weniger. Aber einen so grausamen Satz wie den folgenden sollte man nicht in ein Lehrbuch schreiben, das doch eigentlich für reifere Schüler bestimmt ist: „Beim Anblick des Wolfes schrie das Kind laut auf; der mutige Vater jedoch stiefs ihm das Messer tief in die Brust" S. 185.

Um aber unseren Bericht nicht mit einem Tadel zu schliefsen, sei die sehr schöne Ausstattung und namentlich die vorzügliche Schrift der stenographischen Beispiele von A. Schöttner in Dresden rühmend hervorgehoben.

Jakob, Deutschlands spielende Jugend. Eine Sammlung von volkstümlichen Turn-, Jugend- und Kinderspielen mit den nötigen Melodien, auszuführen im Freien und im Zimmer, nebst Scherz- und Rätselfragen, Rätseln verschiedener Art, Kunststücken, sowie Ab- und Auszählreimen und Pfandauslösungen. Für Lehrer, Eltern und Freunde froher Jugend und diese selbst herausgegeben. 4. verb. u. verm. Aufl. bearbeitet von K. Gebser und A. Raabe. Leipzig. Verlag von Eduard Kummer 1896. VIII u. 458 Seiten. 4 M. — Schon der Umstand, dafs eine 4. Auflage nötig wurde, würde für den Erfolg dieses trefflichen Buches sprechen, wenn derselbe nicht bereits anderweitig erwiesen wäre. Konnte sich doch der verewigte Verfasser im Vorwort zur 3. Aufl. auf ein Kabinetschreiben aus der Kanzlei Kaiser Wilhelms I. und auf den empfehlenden Erlafs des Kultusministers Gofsler berufen. Dafs die Neubearbeitung durchweg unter sorgfältiger Wahrung des ursprünglichen Charakters überall Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen hat, ist leicht ersichtlich. So ist das Buch jetzt von erstaunlicher Reichhaltigkeit: es bietet in XX Abteilungen 405 Spielnummern, wozu dann noch Scherz- und Rätselfragen, Rätsel und Kunststücke kommen. In ganz besonderem Grade eignet sich das Buch als Familienbuch; als solches sei es aufs beste empfohlen. Mit Hilfe desselben wird man zu jeder Zeit und an jedem Orte den lebhaften Kindern die Langeweile verscheuchen, sie anregen und unterhalten können.

Alfred Böttcher: Lieder für die rüstige Jugend. 75 bis 95stes Tausend. Diercksen und Wichlein, Bremen. 10 Pfg. — Dies von Böttcher herausgegebene Büchlein zeichnet sich durch freundliches Format, treffliche Auswahl von Liedern und billigen Preis aus und ist deshalb bestens zu empfehlen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Archäologische Fundnotizen.

Entdeckung einer mykenischen Nekropole bei Curium auf Cypern. Infolge der im Jahre 1895 vom britischen Museum auf Cypern angestellten Ausgrabungen ist eine mykenische Nekropole bei Curium entdeckt worden, deren Grabfelder weit über die anscheinend im 6. Jahrhundert vor Chr. zuerst bewohnte Akropolis hinausreichen. Gefunden wurden folgende Gegenstände: Sehr einfache, ohne Drehscheibe hergestellte einheimische Gefäfse, wie sie aus den ältesten, vorphönikischen cyprischen Gräbern hinlänglich bekannt sind, ferner nach Cypern eingeführte Gefäfse mykenischer Arbeit. In den Gräbern ist man aufser auf Thongefäfse auch auf geschnittene Steine gestofsen, unter denen einer eine treffliche, den vorzüglichen Bildern der mykenischen Goldbecher von Vafio ähnliche Darstellung eines wilden Stieres enthält. Es wird mit Recht vermutet, dafs ostwärts von der beschriebenen neuaufgefundenen mykenischen Nekropole eine viel ältere Niederlassung gelegen hat.

Resultate der Ausgrabungen am Dniepr. Die von Goschkewisch, dem Leiter der vom kaiserlichen archäologischen Komité veranstalteten archäologischen Forschungen an den Ufern des Dniepr und des Bug, haben nahe bei den Dörfern Stanislaw und Kisliakowka zur Entdeckung der dem letztgenannten Dorfe gegenüberliegenden Ruinen der alten Stadt Olbia, welche Herodot beschreibt, geführt. Die aufgefundenen Trümmer der Befestigungen und das Innere der Stadt sind gut erhalten. Man entdeckte in den Häusern Terrakottafiguren, Wirtschaftsgegenstände, kleine Gefäfse, Thongeräte u. s. w. Goschkewisch hat bis jetzt fünfzehn derartige alte Niederlassungen blofs gelegt, von denen jede auf dem steilen Hochufer des Flusses gebaut war, um Schutz gegen feindliche Überfälle zu haben, wogegen die nicht geschützte Landseite stets von Menschenhänden gut befestigt war. Am wichtigsten ist die nahe dem Kloster Bisnkow am Bug gelegene Niederlassung Propastnoë, zumal man dort viele antike griechische Gefäfse nebst Münzen aus der Zeit Theodosius des Grofsen gefunden hat. In Kisliakowka stiefs Goschkewisch ebenfalls auf Spuren einer alten griechischen Niederlassung, insbesondere auf den wohlerhaltenen Kopf eines Standbildes. Dort befindlicher tumuli hat man fünf, nämlich zwei auf dem Ufer des Dniepr und drei nahe dem Dorfe Arkhanjelskoe in der Pfarrei Alexandrowa gelegene, entdeckt; vier enthielten die Gräber unbedeutender Häuptlinge und nur Skelette. Der fünfte, dem berühmten borysthenischen Gräberfelde näher liegende, der skythischen Periode angehörige tumulus wies eine aus eichenen Klötzen gebaute Kammer mit weifsgetünchtem Fufsboden, sowie auf einer Steinplatte ein Skelett mit ausgestreckten Armen auf, welches am Handgelenk ein Armband aus reinem Golde und um den Hals vier feingearbeitete goldene, mit Bernstein verzierte Halsbänder zeigte. Neben dem Schädel erblickte man aufser dunkelroten Resten einen Köcher mit dreifsig Pfeilspitzen, sowie am Hüftbein eine Art Messer oder Schwert. Köcher und Skelett zerbröckelten bei der ersten Berührung. Es wird ferner interessieren zu erfahren, dafs man in einer sich nach dem Dnieprthal öffnenden Schlucht auch zahlreiche Mammuthknochen entdeckt hat. Da schon viele archäologische Gegenstände im alten Cherson auf Tauris gefunden worden sind, wird man die künftigen Forschungen nach Altertümern in Südrufsland hauptsächlich vom erstgenannten Orte aus fortsetzen.

„Nach Ablauf des 1. Semesters hatte J. Paul statt unentbehrlicher Unterstützung Klagelieder seiner Mutter hören müssen. Er ging mit kindlicher Liebe auf ihre Denkart ein und suchte sie zu trösten. Sein Charakter zeigte sich damals von einer sehr liebenswürdigen Seite". Ähnlich Spazier und Förster. Das genaue handschriftliche Material, das ich allerdings hier nicht bringen kann, bestätigt in glänzender Weise diese Behauptung. Den Egoismus J. Pauls hingegen hat Spazier aufgebracht aus Ärger über die entgangene Erbschaft. Was anderseits den Egoismus Goethes betrifft, „welches Märchen jetzt kein Leser mehr glauben soll", so gibt es doch manchen Gewichtigen, der dies „Märchen" noch glaubt, z. B. Gottschall in der 5. Auflage seiner Literaturgeschichte, die übrigens nach meinem J. Paul erschien. Gegen dessen Ausführungen über diesen Punkt sind meine Äufserungen sicherlich sehr harmlos. Und Gottschall ist doch gewifs nicht mit Nörglern wie Baumgarten und Dühring zusammenzuwerfen. Nicht erwähnt aber hat Gottschall, wie alle außer Dühring, den unheilvollen Einflufs des Pseudo-Ethikers Spinoza auf die moralische Nonchalance Goethes. Ja Spinoza! Eine Locke für den heiligen Spinoza! sagt Schleiermacher. Die sittliche Gröfse des ersten deutschen Dichters habe ich trotzdem anerkannt, obwohl mir meine moralischen Begriffe nicht erlauben, ihm ein „Recht auf Egoismus" zuzugestehen. Ebensowenig kann ich ihn ein „unendlich gröfseres Genie" als J. Paul nennen. Genies stehen meiner Ansicht nach überhaupt nicht in „unendlichem" Abstand.

Besonders wehren mufs ich mich ferner gegen den mafslosen Vorwurf, dafs bei mir fast jeder, der einmal über Philosophie und Religion geschrieben und „von mir gelesen worden" sei, etwas abbekomme. Ich bin im Gegenteil von Pietät und Ehrfurcht gegen wahre Gröfse geleitet gewesen, als ich den Jean Paul schrieb, aber soweit geht mein Respekt nicht, auch „Irrtümern" mit „entblöfstem Haupt" entgegenzutreten. Ich entblöfse vor Irrtümern nie das Haupt, mögen sie kommen von wem sie wollen, im Gegenteil, ich glaube, es ist charakterhaft, gerade grofse Denker in ihren Irrtümern anzugreifen, statt sich feig vor ihnen zu beugen; deswegen mafse ich mir noch lang nicht an, den Scharfsinn und die dialektische Kraft eines Gervinus oder gar eines Schleiermacher zu besitzen.

Noch einige kleinere Berichtigungen: Nicht ich leite „lügen" von liegen, unterliegen ab, sondern Jean Paul thut dies, s. Levana § 110, wo er sich auf einen gewissen Anton beruft; ich referiere hier blofs, wie aus dem Texte klar hervorgeht. Ich bitte also, mir nicht „merkwürdige Unkenntnis der älteren deutschen Sprache" zu imputieren. Ich verstehe auch etwas von Germanistik. Das 8. Kapitel meines Buches sollte doch etwas davon bekunden. Auch ist es nicht loyal, mir Druckfehler wie „Haman" (S. 420 ist es richtig geschrieben u. s. w.) zur Last zu legen. Der erste Teil meines Buches wurde von einem Schüler geschrieben, und mir fehlte die Zeit zur Korrektur, daher die zahlreichen Druckfehler.

München. Dr. Jos. Müller.

Einladung

zur Bildung einer „Gruppe Bayern" der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Wie den Lesern dieser Blätter bekannt ist, besteht seit einigen Jahren eine aus Vertretern aller deutschen Länder zusammengesetzte „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", deren Zweck es ist, durch planmäfsige Sammlung, Durchforschung und Veröffentlichung des in den verschiedensten Archiven und Bibliotheken vorhandenen Materials eine wissenschaftliche Bearbeitung der gesamten deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte, wobei alle Kategorien der Schulen von der Hochschule herab bis zur Volksschule sowie jede Art von Privaterziehung berücksichtigt werden sollen, zu ermöglichen.

In richtiger Würdigung der kulturgeschichtlichen, pädagogischen und nationalen Wichtigkeit des Unternehmens haben sich nicht nur Personen aus allen Ständen und Berufskreisen den Bestrebungen des Vereins angeschlossen, sondern auch die Regierungen verschiedener deutscher Länder denselben ihr Wohlwollen und ihre thatkräftige Unterstützung zugesichert (Das K. bayer. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten durch Erlafs vom 3. Febr. 1893 im Kultusministerialblatt 1893 N. 5).

Eine stattliche Reihe der von Professor Dr. Kehrbach in Berlin herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica und zahlreiche in den „Mitteilungen" der genannten Gesellschaft erschienene Einzelarbeiten geben Zeugnis für die bisherigen wissenschaftlichen Erfolge der Gesellschaft, an denen auch Bayern seinen gebührenden Anteil hat.

Nachdem sich zum Zwecke der Erleichterung der Geschäftsleitung und zur Förderung der wissenschaftlichen Aufgaben der Gesellschaft territoriale Gruppen sowohl in verschiedenen deutschen Ländern als auch in Österreich und der Schweiz gebildet haben, die den lokalen Interessen der einzelnen Länder Rücksicht tragen, tritt auch an Bayern die Aufgabe heran, durch Bildung einer selbständigen Gruppe hinter den idealen Bestrebungen anderer Länder nicht zurückzubleiben.

Es ergeht daher an alle Leser dieser Blätter die Einladung, die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte durch ihren Beitritt und ihre thätige Hilfe zu unterstützen, namentlich die zur bayerischen Schul- und Erziehungsgeschichte dienlichen quellenmäßigen Materialien aufzusuchen, nachzuweisen und sich bezüglich deren Bearbeitung oder Veröffentlichung mit einem der Mitglieder des unterzeichneten Kuratoriums der Gruppe Bayern oder auch, wenn eine Arbeit in die Monumenta Germaniae Paedagogica eingereiht werden soll, mit der Centralleitung in Berlin ins Benehmen zu setzen.

Der Beitrag für die Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte beträgt jährlich 5 Mark, wofür sowohl der kostenfreie Bezug der „Mitteilungen" der Gesellschaft als auch ein Rabatt von 25% des Ladenpreises bei Einkauf der Publikationen der Monumenta Germaniae Paedagogica zugesichert wird.

Die erste Generalversammlung der neu entstandenen Gruppe Bayern findet am **Samstag, den 11. April Abends 8 Uhr im Speisesaal des Hotel Stachus in München** statt, wozu alle diejenigen, die den Verein durch thatkräftige Hilfe unterstützen wollen oder Interesse an den Bestrebungen desselben haben, hiemit geziemendst eingeladen werden.

München, im März 1896.

Das Kuratorium der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Seminarinspector in Kaiserslautern und Landtagsabgeordneter Dr. Andreae, Gymnasialrektor Dr. Arnold in München, Universitätsprofessor und geistl. Rat Dr. Bach (z. Z. I. Vorsitzender), Kreisschulinspektor Erhshänser in Würzburg. Gymnasialrektor Dr. Gerstenecker in Regensburg, Professor an der techn. Hochschule und Landtagsabgeordneter Dr. Günther in München (z. Z. II. Vorsitzender), Direktor der Kreis-Lehrerinnen-Bildungsanstalt in München Heigenmooser, Gymnasialprofessor Dr. Krallinger in München, Bibliothekar Dr. Leitschuh in Bamberg, Rektor der Ludwigskreisrealschule in München Dr. Miller, Geh. Rat und Universitätsprofessor Dr. J. von Müller in München, (z. Z. Ehrenvorsitzender). Gymnasialrektor in Eichstätt und Landtagsabgeordneter Dr. Orterer, Regierungsrat im Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Schätz in München, Gymnasialprofessor Dr. Schmidt am Maxgymn. München, (z. Z. Schriftführer), Domkapitular und geistl. Rat Dr. Specht in München, Universitätsprofessor Dr. Stölzle in Würzburg, Rektor des Realgymnasiums in Nürnberg Dr. Vogt, Gymnasialrektor Dr. Wecklein in München.

Aufruf.

Die kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten. Sie möchte hierdurch eine Ehrenschuld der Nation gegenüber ihrem großen Philosophen abtragen. Daher glaubt sie, für die Herstellung der Vollständigkeit dieser Ausgabe auf die Unterstützung aller rechnen zu dürfen, welche irgend eine Kenntnis über bisher nicht veröffentlichte Handschriften Kants besitzen. Außer zusammenhängenden Manuskripten oder einzelnen Zetteln, die sehr zerstreut worden sind, gehören zu diesen Handschriften Briefe von ihm und an ihn, welche einzeln oder in Sammlungen sich finden können, ferner Compendien. Handexemplare oder andere einst

seiner Bibliothek angehörige Bücher, soweit er in dieselben nach seiner Gewohnheit Eintragungen gemacht hat, Nachschriften seiner Vorlesungen, deren viele circuliert haben und die nicht immer durch seinen Namen bezeichnet sind, endlich biographische Nachrichten über ihn. Jede öffentliche Anstalt und jeder Privatmann, welcher dergleichen besitzt, wird gebeten, dem nationalen Unternehmen durch Mitteilungen der bezeichneten Art hilfreich zu sein. Auch blofse Nachweisungen, wo etwa solche Hilfsmittel für die Ausgabe zu finden seien, werden sehr erwünscht sein. Die Akademie hat eine Commission zur Leitung des Unternehmens eingesetzt; dieselbe ersucht, die gewünschten Mitteilungen an das Sekretariat der kgl. Akademie der Wissenschaften Berlin NW. Universitätsstrafse 8 gelangen zu lassen.

Berlin im Februar 1896.

Die Kommission der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften für Herausgabe der Werke Kants.

Dilthey. Diels. Stumpf. Vahlen. Weinhold.

Personalnachrichten.

Ernannt: Josef Schneid, Benefiziat und Religionslehrer am Progymn. Ingolstadt zum Gymnprof. (Rel.) in Eichstädt; Eduard Bachmann, Assistent in Hof zum Gymnl. in Kircheimbolanden; Oswald Hitzler, Assist. am Ludwigsg. in München zum Studienlehrer in Lindau; Priester Dr. Gg. Macher, Gymnprof. in Dillingen (M.), zum aufserordentl. Lyzealprof. daselbst; Dr. Paul Kiene, Gymnl. am Realgymn. Würzburg zum Gymnprof. (N. Spr.) in Landshut; Fr. X. Prestel, Gymnl. in Kaiserslautern zum Gymnprof. in Münnerstadt; Jak. Fries, Assist. am neuen Gymn. in Würzburg zum Gymnl. in Kaiserslautern.

Auszeichnung: Gymnl. Dr. J. Führer in München (Ludwigsg.) wurde zum korresp. Mitgliede des deutschen archäologischen Instituts gewählt.

Versetzt: Dr. Phil. Ott, Gymnprof. in Landshut (N. Spr.) an das Realgymnasium in München; Gust. Bergmüller, Assist. in Nördlingen nach Hof; Dr. A. Rauschmaier, Reallehrer in Ansbach als Gymnl. an das Realgymn. Würzburg (N. Spr.); Dr. Heinr. Hoebl, Gymnl. in Nördlingen (M.) als Reallehrer nach Augsburg; Dr. Joh. Nusser, Gymnprof. in Münnerstadt an das neue Gymn. in Würzburg.

In Ruhestand versetzt: H. Kühnlein, Studienl. in Lindau auf ein Jahr.

Gestorben: Georg Rofs, Gymnl. am Ludwigsgymn. in München; Karl Summa, Gymnl. am Progmn. in Kircheimbolanden; Dr. Gg. Schramm, Gymn.-prof. in Würzburg (N. Gymn.); Karl Metzger, Gymnprof. a. D. in Schweinfurt.

Mitteilung der Redaction,

Separatabzüge und Korrektur betreffend.

Es ist in letzter Zeit mehrfach vorgekommen, dafs einzelne der Herren Mitarbeiter erst einige Zeit nach Erledigung der Korrektur ihres Beitrages, oder gar erst nach Ausgabe des betr. Heftes eine gröfsere Anzahl von Separatabzügen erbeten haben, welchem Wunsche gar nicht oder nur in beschränktem Mafse stattgegeben werden konnte. Denn da namentlich bei der Herstellung eines umfangreicheren Heftes die ersten Bogen unmittelbar nach dem Reindruck abgelegt werden müssen, um das Lettermaterial zum Absetzen der nächsten Bogen verwenden zu können, so stehen schliefslich nur die in losen Bogen gelieferten Exemplare des Heftes zur Verfügung, aus denen für jeden Beitrag gewöhnlich 4—5 Abzüge, sowie die an die Verlagshandlungen einzusendenden Renzensionsbelege entnommen werden. Die Redaktion ersucht daher die sehr verehrten Herren Mitarbeiter dringend, künftig gleich auf dem eingesandten Manuskript oder wenigstens auf der ersten Korrektur bemerken zu wollen, ob eine gröfsere Anzahl von Abzügen als die gewöhnlich gelieferte (4 — 5) gewünscht wird.

Gleichzeitig wird den Herren Mitarbeitern bekannt gegeben, dafs eine 2. Korrektur, durch welche der Druck oft sehr aufgehalten wird, in der Regel nicht nötig ist, da der Redakteur selbst eine genaue Revision jedes Bogens vor dem Reindruck vorzunehmen hat, bei der die von den einzelnen Mitarbeitern vorgenommenen Korrekturen ebenso wie etwaige Nachträge zum Manuscript sorgfältig berücksichtigt werden.

München. Dr. J. Melber.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Aus H. Stadelsmanns literarischem Nachlafs.

Die älteren Jahrgänge unserer Gymnasialblätter brachten, wie sich die Leser derselben wohl erinnern, mannigfache Beiträge aus der Feder des am 1. Oktober 1875 gestorbenen Dichters H. Stadelmann, der als Studienlehrer von 1855 bis 1871 in Memmingen, dann in Speier wirkte. Mochte er Antikes in moderner Form oder Produkte unserer deutschen Poesie in lateinischem Gewande vorführen oder auch eigenen Gedanken und Empfindungen in deutscher oder lateinischer Sprache poetischen Ausdruck geben, man konnte nicht umhin, einerseits sein meisterhaftes Geschick metrischer Übertragung in die andere Sprache zu bewundern, bei der man die Vorzüge des Originals wiederfand, andererseits dem, was er mit warmem Herzen aussprach, seinen Beifall zu schenken. Waren seine Beiträge, wie in den letzten Jahren, auch nur „Kleinigkeiten", wie er sie nannte, sie legten Zeugnis ab, dafs eine reiche Dichtergabe in ihm schlummerte, die vielleicht unter günstigeren Verhältnissen noch zu einer schöneren Entfaltung gelangt wäre. Einen nicht geringen Einflufs auf seine Geistesentwicklung schon in seinen Jünglingsjahren hatte Schulrat Dr. Christian v. Bomhard in Ansbach († 1862), dem er zeitlebens mit schwärmerischer Begeisterung zugethan war. Ein Zeichen seiner pietätsvollen Gesinnung ist die Veröffentlichung von Bomhards „Ähren im Felde der Betrachtung" im Jahr 1869, nachdem schon vorher Proben aus dieser Sammlung in unserer Zeitschrift durch ihn bekannt worden waren. Einen tiefern Einblick in das Geistesleben beider Männer aber gewährt ihr meist lateinisch geführter Briefwechsel, der sich durch 12 Jahre, von 1850—1862, hindurchzieht. Die von ihm selbst geschriebenen Briefe erhielt St. später auf seine Bitte von der Familie Bomhards zurück und bewahrte sie mit denen seines ältern Freundes sorgfältig auf. Bei dem hohen Werte, den er auf die Briefe Bomhards legte, und bei seiner eignen treuen Anhänglichkeit entsprach es gewifs einem von ihm gehegten Wunsche, wenn seine Familie diesen Briefwechsel aus seinem Nachlafs der Öffentlichkeit übergeben sehen wollte. Dafs dies nicht alsbald nach seinem Tode geschah, hat, wie es gewöhnlich bei der Herausgabe von Briefen der Fall ist, seinen Grund in dem Umstand, dafs die Zeitverhältnisse später in einem ruhigeren Lichte betrachtet werden können; denn mancherlei Bedenken pflegen gegen die Veröffentlichung dessen erhoben zu werden, was

ursprünglich nur dem persönlichen Meinungsaustausch diente, später aber als wertvoll für die literarische Kenntnis früherer Zeit gewürdigt wird.

Der Aufgabe den Briefwechsel herauszugeben [1]) unterzog sich in dankenswerter Weise Gymnasialprofessor H. Rubner in Regensburg, indem er angesprochen durch die Schönheit der Form in der Lieblingsprache beider Männer wie durch das reiche Geistes- und Gemütsleben derselben die verschiedenen Bedenken überwand und so unverkürzt der Nachwelt bietet, was in ihre Seele einen tiefen Blick thun läfst, vielleicht nicht ganz nach dem Sinne Bomhards selbst, den bei allem Reichtum seines Wissens eine seltene Bescheidenheit zierte und der im Leben selbst gar manche Rücksicht nicht aufser Acht lassen durfte; aber sicher läfst sich sagen, dafs jetzt, wo eine objektive Betrachtung möglich ist, es in der vorliegenden Form der Achtung vor seinen Verdiensten nicht den mindesten Eintrag thut, wenn wir erfahren, wie er ebenso in der liebenswürdigsten Weise den jungen Freund zu fördern als in den mannigfachsten Lebenslagen ihm seinen Rat zu erteilen und bei dessen ausgesprochenen Neigungen ihn vor den Irrgängen des Dichterberufs zu bewahren sucht, der sich nicht ganz ohne Nachteile mit dem eines Schulmanns vereinigen läfst. Manchem dürfte es zweifelhaft erscheinen, ob diese meist lateinisch geschriebenen Briefe bei unserer dem Lateinschreiben so sehr entfremdeten Zeitrichtung noch einen hiefür sich interessierenden Leserkreis finden werden, der ihnen sicher in Bomhards Zeit nicht gefehlt hätte, zumal da durch Männer wie v. Nägelsbach neue Wege für die Wiedergabe auch der modernsten Sprachform gebahnt schienen. Wer aber gerne Latein liest, wird sicher schon an der gefälligen Diktion, die beiden eigen ist, ganz abgesehen von dem Inhalt seine Freude haben. Was letzteren betrifft, so darf man aufser dem literarischen Stillleben zweier für Poesie begeisterter Männer in einer der weltbewegenden Ereignisse entbehrenden Zeit nicht gerade Bedeutendes erwarten; immerhin wird man das Buch nicht blofs angenehm unterhalten sondern auch vielfach belehrt aus der Hand legen, zumal der Herausgeber durch Anmerkungen unter dem Text, namentlich durch sorgsame Nachweise über die vorkommenden Persönlichkeiten und Citate das Verständnis erleichtert hat. Aufserdem war es ein glücklicher Gedanke mit diesem Briefwechsel zugleich die Veröffentlichung zweier poetischer Werke aus dem Nachlafs Stadelmanns su verbinden. Es sind dies ein lyrisches Epos „Amor und Psyche, frei bearbeitet nach Apulejus“ und „Blüten aus dem deutschen Dichterwald. Sechs Märchen der Brüder Grimm für Alt und Jung in Romanzen nachgedichtet“, ersteres den Manen des Freiherrn von Eichendorff und Justinus Kerners in liebender Erinnerung geweiht, letztere vom Verfasser seinen hochverehrten Freunden Aug. Wilh. Grube und Friedr. Güll gewidmet. Für beides hatte Stadelmann und seine Familie lange vergeblich einen Verleger gesucht, und so wäre das Erscheinen der schönen Märchen wohl ganz unterblieben, hätte sich nicht gerade durch diesen poeti-

[1]) Das Buch erschien 1895 im Verlag von Brügel u. Sohn in Ansbach.

schen Anhang Gelegenheit geboten, dem Briefwechsel selbst noch einen besonderen Reiz zu verleihen. Die Verbindung mit ihm ist nämlich auch dadurch gerechtfertigt, dafs von der Entstehung und Beurteilung des kleinen Epos in einer Reihe von Briefen die Rede ist, so dafs das eine durch das andere seine Erklärung findet. Auch ist in der deutsch geschriebenen Einleitung Rubners und in einigen besonderen Vorbemerkungen darauf die gebührende Rücksicht genommen und über die Dichtungsweise des Apulejus selbst, sowie über die Behandlung seines Gegenstandes in unserer deutschen Literatur und Kunst von Herder bis zu Hamerling, Siebert und Thumann manches beigefügt, was ebenso das Verständnis wie den Genufs des Ganzen zu fördern geeignet ist. Es ist hiedurch die Einheit des Buches trotz des in zwei verschiedenen Sprachen Gebotenen zur Genüge gewahrt.

Die Einleitung Rubners enthält ferner zur Erklärung der in den Briefen vorkommenden Verhältnisse nach einer kürzern Betrachtung von Bomhards Lebensgang eine ausführlichere Biographie Stadelmanns, in der sein poetischer Entwicklungsgang an der Hand der Briefe selbst und mit Benutzung anderen zu Gebote stehenden Materials in anziehender Weise dargelegt ist. Wie freundlich muten den Leser auch die beigegebenen photographischen Bildnisse der beiden Männer an! Neben einem kurzen Nekrologe von Dr. K. Zettel im 11. Bande dieser Blätter S. 433, und einem ausführlichern, der von dem Verf. dieser Zeilen 1876 im „Sammler“, dem Beiblatt der Augsburger Abendzeitung No. 30 und 31 erschien, bietet auch die Allgemeine deutsche Biographie Bd. 35, S. 360—64 eine von Dr. G. Mezger († 1880) verfafste Besprechung von Stadelmanns Leben und Wirken. Nicht ganz zutreffend erscheint jedoch in diesem Artikel, in dem des Mannes poetische Eigenart richtig gewürdigt ist, die Bemerkung über seine Thätigkeit als Lehrer. Wenn man von den letzten Jahren, in denen er mit schon gebrochener Lebenskraft wirkte, und von den Fächern absieht, die keinen Reiz für ihn hatten, läfst sich doch nicht behaupten, dafs ihm die Freudigkeit in seinem Lehrerberuf völlig gemangelt habe. Es fehlt im Briefwechsel nicht an Stellen, die das deutlich erkennen lassen, so in Brief 22 und 25, wo die Worte: quas horas docendis pueris insumo, eae mihi longe sunt iucundissimae exceptis iis, quibus per amoeniora ipsarum litterarum prata ambulare datur, dies direkt bestätigen. Die in Brief 24 erwähnten für lateinlernende Knaben verfafsten Colloquia, von denen Bomhard voraussetzt, dafs sie sich zur Herausgabe eigneten, finden sich im Nachlafs nicht mehr vor. Dagegen sind noch manche als „Specimina“ verwendete Erzählungen und Ähnliches aus seiner Feder vorhanden. Auch die Mitteilung in den Gymnasialblättern Bd. VIII., S. 14 gibt eine Probe, wie St. als echter Kinderfreund anregend auf die Jugend wirken konnte. Sicher bewahrten ihm viele Schüler eine dankbare Anhänglichkeit. Und wie wäre dies bei einer so ideal angelegten Natur, bei so viel Sinn für alles Edle und Schöne des Altertums und der Neuzeit und bei seiner Gabe der Reproduktion auf diesem Gebiet anders denkbar. Schade, dafs es ihm nicht schon in früheren

Jahren vergönnt war, einen seinem Wesen entsprechenden Wirkungskreis zu finden, statt an einer isolierten Lateinschule nach und nach aus der Verbindung mit fördernden Elementen herauszukommen, die ihn auch zu einem höheren Posten befähigt hätte.

Man konnte gegen St. den Vorwurf erheben, dafs er bei seiner Vorliebe für lateinische Poesie das Studium der übrigen philologischen Fächer, besonders das Griechische allzusehr vernachlässigte. Man vergleiche die eindringlichen Warnungen und Aufmunterungen Bomhards im 8. Briefe mit der Anerkennung, die schon im 2. Briefe dem sermo latinus des damals 20jährigen Jünglings gespendet wird. St. konnte eben den Empfindungen nicht widerstehen, die, wie ihm vorgehalten wird, „habent quid ναρκωτικοῦ, quod mentis aciem hebetare ac retundere possit“. Aber wenn auch St. das Griechische nicht, wie Bomhard rät, in philologisch wissenschaftlicher Weise betrieb, er hatte doch auch unter den Griechen seine Lieblinge, und die Meisterschaft, mit der er Horaz im Gewande des Reimes nachzudichten verstand, bewährte er nicht minder, wenn es galt an den Werken griechischer Lyriker und an Chorgesängen des Sophokles selbst die kleinsten Züge des Urbilds getreu wiederzugeben. So entstand die Auswahl antiker Lieder, die er unter dem Titel „Aus Tibur und Teos“ im Jahr 1868 herausgab. Das Büchlein fand aber trotz günstiger Aufnahme von seiten der Kritik keine so weite Verbreitung, als es verdiente. Die Verlagshandlung entschlofs sich sogar dazu, den Rest der Exemplare zu vernichten, um damit zu räumen, so dafs jetzt kaum ein solches mehr im Buchhandel aufgetrieben werden kann. Es wäre sonst nicht zu erklären, wie in der von Menge veranstalteten Sammlung gereimter Horazübersetzungen (Sangershausen 1892) St. nur mit einer einzigen Nachdichtung, allerdings seiner schönsten, vertreten ist. In seinem Nachlafs ist noch eine Reihe weiterer bisher ungedruckter Proben alter und neuerer Dichter vorhanden. Anderes findet sich in Zeitungen zerstreut und ist daher auch wenig bekannt worden. So, da St. auch dem Humor gerne huldigte, das Lied: En, ex taberna iam nunc venio, und das Lied aus Goethes Faust: Erat rex olim grandi instructus pulice.

Ganz unbekannt in weiteren Kreisen blieb es bisher, dafs St. auch an der Übersetzung Homers sich versuchte. Er wählte als Versmafs dazu nicht den Hexameter, wie er auch in seinen Übersetzungen der Lyriker die reimlosen Verse der Originale verschmähte, sondern den Nibelungenvers. Einer seiner Freunde hatte vielfache Versuche angestellt, ausgewählte Partien von Homer in der Nibelungenstrophe nachzudichten, um sie hie und da im geselligen Kreise und beim Unterrichte mitzuteilen. Diese fanden Stadelmanns Beifall, forderten aber auch seine Kritik heraus und führten zu der Aufforderung, selbst einmal durch eigne Versuche die Schwierigkeiten einer Nachbildung gerade dieses gröfsten Dichters des Altertums zu ermessen. Er ging darauf ein; es war im Winter des Jahres 1874/75. Ihn hatten bereits die ersten Anfälle der Krankheit erfafst, der er im Herbst erlag; ein mehrmonatlicher Urlaub befreite ihn von den Anstreng-

ungen des Unterrichts, gestattete ihm aber, sich dem Spiele der Poesie hinzugeben, wenn ihm die Muse hold war. Abends pflegte er im Kreise seiner Freunde das jedesmal Vollendete mitzuteilen und ihr Urteil zu erbitten, wobei er sich Änderungsvorschlägen nicht abgeneigt zeigte, bis ihm die Verse die nötige Feile zu haben schienen. Meine Bemühungen, diese Übersetzungsproben als Anhang einer zweiten Auflage von „Tibur und Teos" zu veröffentlichen, blieben bisher vergebens; die Verlagshandlung wollte nicht darauf eingehen, und auch ein anderer Verleger fand sich nicht. Dem Entgegenkommen der Redaktion dieser Blätter ist es daher zu danken, wenn dieselben jetzt zuerst im Druck erscheinen können. Zunächst folgt hier eine Probe aus der Odyssee, wozu ich bemerke, dafs ich die von St. gewählte Form auch da respektierte, wo ich sie etwas anders wünschte. Nur ganz wenige Stellen schienen mir einer Änderung zu bedürfen, die er wohl selbst zuletzt vorgenommen hätte. Man wird leicht wahrnehmen, dafs mit der fortschreitenden Übertragung auch eine gröfsere Gewandtheit in der Behandlung der Form sich bei dem Dichter einstellte, während die ersten Strophen am wenigsten befriedigen. Im übrigen lasse ich die Art der Versbehandlung für sich selbst sprechen.

Speier. A. Nusch.

Odysseus und Nausikaa.

(Hom. Odyss. VI, 15—331,) übersetzt von Heinr. Stadelmann.

15 Im prächt'gen Schlafgemache schlief Nausikaa.
Gleich einer ewigen Göttin lag die Jungfrau da;
Zwei Mägdlein, Charitinnen vergleichbar an Gestalt,
Ihr zur Seite ruhten; wie strahlten sie von Reiz umwallt!

20 Dorthin begab sich Athene, die Göttin hoch und hehr;
Geschlossen war die Pforte; doch wie von Ungefähr
Ein leichter Windstofs schwebte sie hin, wo jene schlief,
Mit zärtlichem Gekose sie dann der Jungfrau Namen rief.

22 Der Tochter Dymas' glich sie, des segelkundigen Manns.
Ein Herz und eine Seele waren die Mägdlein ganz,
„Wie lässig, sprach die Göttin, bist du doch, liebes Kind!
Sieh, wie deine Gewande zerstreut und staubig sind!

27 Bald naht dir die Hochzeit; da sollst du schön dich zieren
Samt denen, die entgegen dem Bräutigam dich führen.
Denn durch schöne Kleider man guten Ruf gewinnt,
Auch freun sich Vater und Mutter, sehn sie in schönem Schmuck ihr Kind.

31 So lafs uns eilend waschen, sobald der Tag erwacht;
Ich will dir gerne helfen, dafs schnell es sei vollbracht.
Nicht lang mehr bleibst du Jungfrau; Jünglinge edler Art
Umwerben dich, weil selber dir edle Abkunft ward.

36 Noch vor dem Morgen sollst du den Vater dein bewegen,
Ein Gespann zu rüsten, drauf wir die Kleider legen;
So ziemet es dir besser, als gingst du zu Fufs;
Weit sind die Waschgruben dort am rauschenden Flufs.

41 So sprach die hehre Göttin, dann eilte sie empor
Zu des Olympos Höhen durch der Wolken Flor
Zum Sitz der ewigen Götter, des waldbekränztes Haupt
Kein Regen je befeuchtet, kein wilder Sturmwind je umschnaubt.

45 Ewig lichte Bläue breitet rings sich aus
Mit hellem Glanz umflutend der seligen Götter Haus,
Darin von Tag zu Tage sie in Freuden leben.
Dorthin sah man Athene, als sie die Maid ermahnt, entschweben.

48 Es kam der goldne Morgen, da hub die schöne Maid
Vom Lager sich und legte an ihr schimmernd Kleid,
Sie staunt' ob ihres Traumes und eilte ihn zu künden
Dem Vater und der Mutter; die lieben sollte bald sie finden.

52 Jene safs am Herde, um sie der Mägdlein Schar,
Purpurwolle spinnend; den Vater ward gewahr
Sie an der Pforte, gehend in der Fürsten Rat,
Und also sprach die Jungfrau, indem sie näher zu ihm trat:

57 „Lafs, Väterchen, bespannen mir einen Wagen schnell,
Starkrädrig, hochgebauet, dafs dort in Stromes Well'
Die kostbaren Gewande ich waschen mag, die hier
Zerstreut im Staube liegend verlieren ihre Pracht und Zier.

60 Dir selbst, der mit den Edeln des Volkes stets verkehrt,
Geziemts ein Kleid zu tragen rein und unversehrt;
Auch wohnen dir fünf Söhne im Hause, zwei vermählt,
Drei noch blühende Knaben schön und auserwählt.

64 Die wollen allzeit haben Kleider schmuck und zier,
Wenn sie gehn zum Reigen, und kommt doch alles hier
Auf mich nur an.“ So sprach sie, die Jungfrau wonnesam;
Denn von der Hochzeit zu sprechen hielt sie ab die Scham.

67 Der Vater aber merkte alles bald und sprach:
Den Wunsch dir, liebe Tochter, ich gern gewähren mag.
Sollst einen Wagen haben, starkrädrig, hochgebaut,
Mit einem räumigen Korbe. Er sprachs und rief den Dienern laut.

72 Sie gehorchten eilig, balde war zu Hand
Der schönrädrige Wagen, mit Mäulern wohl bespannt.
Die Jungfrau aber holte die Kleider und die Linnen
Und barg die vielreichen im schmucken Wagen drinnen.

77 Allerhand Gemüse, Backwerk mancher Art
Ward noch von der Mutter im Körbchen dort verwahrt,
Dazu des edlen Weines ein geifsledernér Schlauch,
Zum Salben nach dem Bade dann Öl in goldener Flasche Bauch.

81 Nun bestieg die Jungfrau das stattliche Gespann,
Nahm die blanken Zügel und trieb die Mäuler an;
Die zogen dann und trugen, trabend mit lautem Schall
Sie und auch die Wäsche; die Mägde folgten allzumal.

85 Wie sie nun gekommen zu dem Strome bald,
Wo in gehöhlten Gruben die Flut beständig wallt,
Abspannten sie die Mäuler, zu weiden an dem Strand,
Und nahmen von dem Wagen all die schönen Gewand'.

90 Stück für Stück sie trugen in der Behälter Flut
Und stampften mit den Füfsen die Wäsche frohgemut;
Und wie nun gewaschen alles blank und fein,
Da ward am kies'gen Ufer gebreitet es in langen Reih'n.

96 Drauf badeten im Strome die Mägdlein allzumal,
Salbten sich mit Öle und setzten sich zum Mahl
Am grünen Strand des Stromes, harrend, bis im Schein
Der warmen Frühlingssonne die Kleider möchten trocken sein.

99 Gelabt mit Trank und Speise spielten sie fröhlich Ball,
Vom Haupt den Schleier nehmend; da hub mit Freudenschall
Nausikaa, die schöne, in der Gespielen Schar
Ein Lied an, das ertönte weithin am Strande hell und klar.

103 Gleich wie in Erymanthos Wäldern Artemis
Froh des Geschosses streifend, ihres Ziels gewifs
Eber jagt und Hirsche — um sie der Nymphen Chor,
Herzlich freut sich Leto — denn vor den andern hoch empor

107 Ragt sie mit Haupt und Antlitz; leicht wird sie erkannt,
Wie schön die andern alle, ihr hält keine stand:
Also vor den Gespielen am blumigen Strande da
An Reiz und Anmut strahlte die Fürstenmaid Nausikaa.

110 Doch nun zur Heimkehr wieder den Wagen machte bereit
Und faltete die Kleider die minnigliche Maid;
Da sann Athene, wie sie Odysseus wecken möchte,
Dafs er schaut' die Holde, die zur Phäakenstadt ihn brächte.

115 Wie sie den Ball nun warfen, siehe, was geschah!
Es schwang den Ball und fehlte des Ziels Nausikaa.
Laut auflachten alle. Da ward der Schläfer wach,
Setzte sich, und also im Geist er zu sich selber sprach:

119 „Weh mir! Welchem Volke bin ich jetzt genaht?
Sind es Räuber, deren Land ich nun betrat?
Oder frommen Sinnes ein tugendlich Geschlecht,
Das die Götter ehret und Sitte heilig hält und Recht?

122 Mir war, ich hörte Stimmen aus hellem Weibermund,
Gleich der Nymphen, wohnend im kühlen Thalesgrund
Und auf waldigen Bergen. Sind Menschen in der Nähe?
Wohlan! ich will versuchen, was wohl mein Blick erspähe!"

127 So sprechend aus dem Dickicht kroch der Held und brach
Einen mächt'gen Zweig sich vom belaubten Hag,
Der die Blöfse deckte; wie ein kühner Leu
Ging er, der durch Regen und Sturm hinwandelt ohne Scheu;

131 Im Haupt die glühen Augen brennen ihm vor Gier
Den Hirsch im Wald zu jagen oder den wilden Stier:
So schritt der Held — ibn spornte die Not — wohl in den Kreis
Der schön gelockten Mägdlein, ob er gewandlos auch sich weifs.

137 Entstellt von Meeresschlamme furchtbar erschien er ihnen,
Hierhin und dorthin flohen sie mit entsetzten Mienen,
Sich hinter Hügel bergend; Nausikaa allein
Blieb stehn; ihr hauchte Athene Mut in die Seele ein.

141 Still stund sie seiner wartend, Odysseus aber sann,
Ob er ihr Knie umfassen sollte, der fremde Mann,
Oder mit Schmeichelworten nur so von ferne flehn,
Dafs sie die Stadt ihm zeige und Kleider schenke neu und schön.

145 Dies deucht' ihn da das Beste, von ferne nur zu flehn,
Dafs nicht ihr die Berührung möchte zu Leid geschehn.
Und es sprach mit Listen und Schmeichelworten dann
Zur holden Königstochter also der vielgewandte Mann:

149 „Sieh flehend mich, o Hohe; ob du unsterblich seist
Oder eine Jungfrau, zweifelnd schwankt mein Geist.
Bist du der Hehren eine, die dort im Himmel walten,
An Reiz und Schöne mufs ich dich gleich der Leto Tochter halten.

153 Bist du der Holden eine, die wohnen hier auf Erden,
Vater dein und Mutter darf hoch gepriesen werden.
Mufs doch ihr Herz in Wonne sich heben immerdar
Sehn sie zum Reigen schweben solch eine Blüte wunderbar.

158 Doch höher noch zu preisen ist der selige Mann,
Der nach grofsen Gaben, dich zur Braut gewann!
Nie ersah mein Auge solcher Schönheit Bild
Unter Menschenkindern; der Anblick mich mit Staunen füllt.

162 So vordem in Delos sah ich am Altar
Eine junge Palme aufsprossen wunderbar;
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volk begleitet
Auf jener Heerfahrt, die mir soviel des Elends hat bereitet.

166 Voll Staunen stand ich vor ihr; wohl noch nimmer traun
Gleich schlank emporgewachsen war ein Stamm zu schaun.
So wundert mich dein Anblick, kaum wag' ich zu umfahn
Dir deine Knie; doch sei es; denn grofser Jammer ward mir angethan.

170 Erst gestern — zwanzig Tage trieb ich, ach, umher
Auf den wilden Fluten — entstieg ich dem Meer;
Es warf mich ein Dämon an diesen fernen Strand,
Und noch lang — so fürcht' ich — ist nicht mein Unheil abgewandt.

175 So habe du Erbarmen: denn nach unzähligem Leid
Traf ich dich zum ersten, auch kenn' ich weit und breit
Keinen hier von allen in dem fremden Land;
Zeig' mir die Stadt und schenke ein Linnen auch mir zum Gewand!

180 Mögen dir die Götter, was dein Herz begehrt,
Alles reichlich geben, Mann und Haus und Herd,
Dazu Fried und Eintracht, die beste Erdengabe,
Den Feinden schlimmer Anblick, den Freunden süfse Herzenslabe!"

186 Darauf hub die Jungfrau, die weifsarmige, an:
„Du scheinst mir kein schlechter noch thörichter Mann;
Doch dulden mufs ein jeder, vornehm und gering,
Was er von Zeus, dem hohen Weltherrscher, zugeteilt empfing.

190 Also auszuharren im Leid geziemt auch dir.
Da nun unserm Reiche du genahet hier,
Sei dir weder Kleidung noch sonst etwas versagt,
Darum ein armer Fremdling in seiner Not zu bitten wagt.

194 Ich will die Stadt dir zeigen und sagen, wer das Land
Bewohnt; wir sind Phäaken seit alter Zeit genannt.
Ich selber bin die Tochter Alkinoos', der stark
Und mächtig herrschend waltet allhier in der Phäaken Mark."

198 Sprachs und rief den Jungfraun, den schöngelockten, dann:
„Bleibt doch, ihr Mägdlein! was flieht ihr vor dem Mann?
Meint ihr, er bringe Böses? Nimmer noch betrat
Und nimmer soll betreten dies Land, wer Unheil sinnend naht!

204 Denn Lieblinge der Götter, abseit wohnen wir —
Kein Sterblicher besucht uns, — am fernen Strande hier
Des wildrauschenden Meeres; nun aber hat den Fufs
Gesetzt ans Land ein armer Fremdling, des man pflegen mufs.

208 Arme und Bettler gehören ja dem Zeus,
Und auch kleine Gabe wohl zu erfreuen weifs.
Auf! stärkt mit Trank und Speise den vielduldenden Mann!
Wo Schutz ist vor dem Winde, führt ihn zu Bade dann."

211 So sprach sie und die Mägdlein standen still zumal,
Hin zum schattigen Ufer, wie sie es befahl
Führten sie den Helden, gaben ihm Kleider auch;
Zum Salben nach dem Bade dann Öl in goldner Flasche Bauch.

216 Wie er nun baden sollte, da sprach der göttliche Held:
„Ich bitt' euch, holde Mägdlein, dafs ihr bei Seit' euch stellt,
Bis ich von den Schultern abgespült den Schlamm
Und mit Öl mich salbte, das lang auf meinen Leib nicht kam.

221 Euch im Antlitz nimmer mag ich baden gehn;
Traun, es brächte Scham mir, so entblöfst zu stehn
Vor so holden Maiden!" Also sprach der Held;
Jene alsbald traten abseits ins nahe Gewäld.

224 Odysseus aber wusch sich den Leib vom Schlamme rein
Und salbte ihn mit Öle; die Kleider schön und fein,
So ihm geschenkt die Jungfrau, that er dann sich an:
Wie strahlte da in Schöne der vielherrliche Mann!

229 Denn ihn hatte höher und mächtiger zu schaun
Athene nun gestaltet; es flofs ihm glänzendbraun
In langen Ringeln nieder vom Haupt der Locken Pracht:
So prangen Purpurlilien, wenn hold der junge Lenz erwacht.

232 Wie wenn mit güldnem Rande Silberwerk ein Mann,
Der vom Hephästos selber weise Kunst gewann,
Klugen Sinns umgiefset: so mit der Anmut Glanz
Umgofs ihm Athene, die hehre, Haupt und Schultern ganz.

236 Jetzt gewandt zur Seite an des Meeres Bord
Reich geschmückt mit Reizen safs der Recke dort;
Des seltnen Anblicks staunend stand Nausikaa,
Und zu den schönen Jungfraun also sprach die Hohe da:

239 Hört, weifsarmige Mägdlein, höret nun mich an:
„Nicht von allen Göttern ist verfolgt der Mann,
Der zu uns gekommen in der Phäaken Land,
Geringe schien er, da er zuerst vor meinen Blicken stand.

243 Doch nun gleicht er Göttern in Olympos Höhn;
O dafs mir wär' beschieden also hehr und schön
Ein Gemahl, hier wohnend; blieb' selbst er hier fortan!
Auf! stärkt mit Trank und Speise den Helden wohlgethan!"

247 So sprach sie: ihr gehorchten mit Fleifs die Mägdelein
Und brachten dem Odysseus Trank und Speise fein;
Da afs und trank begierig der vielduldende Held:
Ihm war, ach, schon lange so reiche Tafel nicht bestellt.

251 Doch in ihrem Geiste anderes ersann
Die weifsarmige Jungfrau; auf ihr schön Gespann
Lud sie die Gewande, stieg dann selber auf
Und den Helden mahnend so sprach die Minnigliche drauf:

255 „Nun wohlan, o Fremdling, geh zur Stadt mit mir
Zum Palast des Vaters; sehen sollst du hier
Die edelsten Phäaken; nimm nur treu in Acht,
Was ich all dir sage; du dünkest mir nicht ohn' Bedacht.

259 So lange unser Weg sich dehnt durch Feld und Flur,
Mit meinen Mägden folgen sollst du des Wagens Spur,
Schnellen Fufses, bis wir gehn zur Stadt hinauf —
Eine schirmende Mauer türmt ringsum hoch sich auf.

263 An jedweder Seite ist ein Hafen gut,
Aber schmal der Eingang, manches Schiff dort ruht
Auf dem Stapel liegend; eng ist der Pfad;
Bald von dorten sind wir dem Marktpatz dann genaht.

266 Um Poseidons Tempel liegt er weithin gestreckt
Mit gehauenen Steinen ringsumher bedeckt:
Alles Schiffsgeräte wird bereitet hier
Seil' und Segeltücher und glatter Ruder schöne Zier.

270 Denn die Phäaken lieben nicht Köcher und nicht Bogen,
Masten sinds und Ruder, denen sie gewogen,
Und gleichschwebende Schiffe; damit ziehn sie kühn
Durch die blauen Fluten des rauschenden Meeres hin.

273 Sieh, nun wär' ich gerne allem Spott und Hohn,
Der uns treffen möchte, von vornherein entflohn;
Üppig sind die meisten; leicht, dafs wer es wagte
Und mit giftiger Zunge etwa also von mir sagte:

276 „Seht doch her, ihr Leute, wer ist der Fremde da,
So grofs und schön, der dorten geht mit Nausikaa?
Wo hat sie den gefunden? Braucht's so kurzer Wahl,
Dafs sie ihn erkoren sich schon zu ihrem Ehgemahl?

278 Hat sie einen Armen, den der Sturm verschlug
Und den zu unserm Strande die treibende Woge trug,
Geholt aus seinem Schiffe? denn niemand wohnt uns nah.
Oder ist der Götter einer dieser Fremde da?

281 Stieg er auf ihr Bitten von des Olympos Höhn,
Stets bei ihr zu bleiben? Wohl besser wars zu gehn
Und anderswo sich selber zu suchen den Gemahl.
Scheinen doch zu schlecht ihr die herrlichen Phäaken all."

285 Also spräch' wohl mancher mir zu Schmach und Leid;
Sicher auch verargt' ich's, träf ich eine Maid,
Die der Eltern Liebe mit Undank so vergälte
Und mit Männern ginge, bevor sie offen sich vermählte.

2 9 Doch nun nimm in acht mir, Fremdling, was ich sage,
Wenn du anders wünschest nicht fern zu sein dem Tage,
Da von meinem Vater du heimwärts wirst entsandt,
Dafs du wieder schauest dein heifs ersehntes Mutterland.

291 Nahe bei dem Wege ist Athenes Hain,
Drin mächt'ge Pappeln ragen, silberhell und rein
Kommt ein Quell geflossen, der durch Wiesengrün
Die muntern Wellen schlängelt; hier siehst du einen Garten blühn.

293 Diesen hat mein Vater, der herrliche, bebaut
Von der Stadt so weit nur, als dringt der Stimme Laut.
Da ruh' dich in der Kühle weitschatt'ger Bäume aus,
Wartend, bis wir etwa erreichen meines Vaters Haus.

297 Doch meinst du nun, wir seien seinem Haus genaht,
So mach' dich auf und gehe hin zur Phäakenstadt.
Nach meines Vaters Wohnung frag'; du erkennst sie leicht;
Auch der kleinste Knabe zu ihr den Weg dir zeigt.

302 Denn all die Paläste, die ringsum dort stehn
Überstrahlt der unsre; keiner ist so schön.
Doch bist du nun im Vorhof, geh durch den Saal geschwind,
Bis du meine Mutter triffst mit ihrem Gesind.

305 Dort am Herde sitzt sie in des Feuers Glanz,
Purpurwolle spinnend, um sie der Mägdlein Kranz.
Neben auf dem Throne ruht der Vater mein,
Der am Wein sich labet; er deucht ein Himmlischer zu sein.

310 Diesen geh vorüber und umfah' die Knie
Meiner lieben Mutter, damit Rückkehr sie
In deine teure Heimat dir gewähren mag;
Ist sie dir gewogen, bald schaust du diesen Freudentag."

316 Sprachs und mit der Geifsel trieb sie die Mäuler an,
Vom Gestade hurtig trabten sie hindann;
Doch sie brauchte Zügel und Geifsel mit Bedacht;
Den andern ward zu Fufse so leicht zu folgen gemacht.

316 Nieder sank die Sonne; da kamen sie zum Hain;
Hier setzte sich Odysseus in des Abends Schein,
Der gewalt'ge Recke; zu Zeus Tochter dann,
Der erhabenen Göttin, also er zu flehn begann:

324 „Höre mich, siegreiche, mächt'ge Herrscherin,
Und neige mir in Hulden endlich Herz und Sinn!
Lang umhergeworfen hat mich Poseidons Groll —
Gib, dafs mir die Phäaken freundlich nahn und mitleidsvoll!"

327 Sprachs; ihn hörte Pallas; doch nicht öffentlich
Trat zu ihm die Hohe; denn sie scheute sich
Vor ihres Vaters Bruder; noch zürnte dieser schwer
Dem vieledlen Helden vor seiner Heimatwiederkehr.

Abschied von Nausikaa.

Odyss. VIII, 457—468.

457 In der Anmut Zauber stand Nausikaa,
Einer Göttin gleichend, die holde Jungfrau da
An der hohen Pforte vor dem Prunkgemach;
Mit Staunen auf Odysseus hinblickend so das Mägdlein sprach:

461 „Lebe wohl, o Fremdling! doch in weiter Fern'
In der lieben Heimat gedenk' auch meiner gern!
Bin ich es doch gewesen, die hier am fremden Strand
Zuerst dich gefunden und dir zur Rettung bot die Hand."

463 Ihr erwidert' also der Vielherrliche da:
„Edle Fürstentochter, o Nausikaa!
Gebe Zeus, der hohe, der den Donnerkeil
Träget, doch in Hulden, dafs Rückkehr werde mir zu teil!

466 In der lieben Heimat dann will ich Tag für Tag,
Wie man einer Göttin voll Ehrfurcht danken mag,
Also frommen Sinnes auch Dank sagen dir,
Die du Leib und Leben mir freundlich hast gerettet hier!"

Speier, den 12. März 1875. H. Stadelmann. †

Zu Schillers Tell IV, 1

In Heft 3. 4 S. 219 bringt Herr Kollega Dr. Deuerling einen Erklärungsversuch zu Schillers Tell IV, 1 [1]) und damit die Anregung zu erneuter Prüfung. Solche Anregungen sind dankbar zu begrüfsen, selbst wenn man sich mit den Ausführungen nicht immer einverstanden erklären kann. Der hier gegebenen Erklärung vermag ich mich nicht anzuschliefsen.

Ich habe eben die Schulausgabe von Funke (Paderborn, Schöningh) zur Hand. Daselbst steht S. 89 zu V. 27 f. die Anmerkung: „Der Fischer meint hier der Reihe nach den Freiherrn von Attinghausen, Melchthal und Tell". So gut als Melchthal hätte von Funke auch noch Rudenz genannt werden können, auf welchen L. Bellermann die fraglichen Worte bezieht.

Dafs der Fischer, wie Deuerling meint, alle Vorgänge bei der Apfelschufsscene, also auch die Absage des Rudenz an Gefsler, von Kunz von Gersau erfahren, geht aus den Worten des letzteren:

S' ist alles so gescheh'n, wie ich Euch sagte,

durchaus nicht hervor; denn wie aus dem Folgenden erhellt, handelt es sich nur um die Gefangennehmung des Tell und ihre Veranlassung, wobei jenes Auftreten des Rudenz als völlig nebensächlich erscheint. Noch mehr erhellt dies aus dem Folgenden, von 115—120, wo nur von der Angelegenheit Tells die Rede ist.

Es können aber nach dem Wortlaut der ersten 30 Verse, wie Deuerling richtig bemerkt, hier überhaupt nur Attinghausen und Tell in Betracht kommen. Von den drei Aussagen bezieht sich ganz zweifellos die erste auf Attinghausen, die dritte auf Tell. Zweifelhaft bleibt also nur, auf wen die zweite bezogen werden mufs. So nahe, wie Herr Kollega Deuerling meint, liegt die Sache nicht und ich kann durchaus nicht glauben, dafs der Dichter bei den Worten an Tell gedacht habe. Das verbietet mir der Ausdruck und noch mehr der Sinn. Die Erklärer haben übersehen, dafs das Verständnis der Stelle nicht von der Auffassung des Begriffes „geblendet" (= blind gemacht) abhängt, der übrigens mindestens ebensogut, wenn nicht besser vom Tode als vom Eingeschlossensein in ein finsteres Gefängnis gebraucht werden konnte, sondern davon, was man unter „das seb'nde Auge" verstehen soll.

[1]) statt „Die Freiheit tot" wird es wohl heifsen sollen: „Der Freiherr tot?" Der Fischer nimmt in seiner Erregung, was nahe bevorsteht, als bereits eingetreten. Auch sind die Worte nicht zum Fischerknaben gesprochen! Vgl. V. 32 f.

Natürlich kann hier nicht, wie Deuerling meint, vom physischen Sehen die Rede sein, das wäre zu unbedeutend, sondern nur (ähnlich, wie er selbst oben von Rudenz spricht) vom geistigen; und in diesem Sinne kann die zweite Aussage, gewissermafsen eine Ergänzung und Vervollständigung der ersten, nur auf Attinghausen bezogen werden, der ja stets ein sehender, d. i. einsichtiger, umsichtiger und fürsorglicher Berater seiner Landsleute war und im ganzen Drama, namentlich in der vorausgehenden Scene mit Rudenz (II, 1)[1]) und in der folgenden Sterbescene als ein sehender in diesem Sinne erscheint, (= das bisher und überhaupt für alle sehende Auge ist geblendet, blind, wie der für alle redende Mund stumm. Auch im Griechischen so vielfach sehen = leben).

Tell dagegen erscheint nirgends als der Mann der Umsicht, Beratung und Überlegung; I, 4, 90 sagt er selbst von sich:

Doch was ihr thut, lafst mich aus eurem Rat;
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen.
Bedürft ihr meiner zur bestimmten That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen.

So erscheint Tell durchweg im Drama als Mann der That und mit Recht klagt daher der Fischer in Hinsicht auf den toten Attinghausen:

Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet,

wie in Hinsicht auf den gefangenen Tell:

Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt.[2])

Freising. Chr. Höger.

Zur Schullektüre des Quintus Curtius Rufus.

Die Gröfse des Gegenstandes, die psychologische Vertiefung in die Charaktere der Einzelnen und der Völker, die ethische Auffassung, die Kraft und Kürze sowie der durch Bilder und Gleichnisse erhöhte Glanz der Sprache sind Vorzüge des Geschichtschreibers Curtius, welche von der Lektüre seines Werkes in den höheren Schulen besondere Fördernis erwarten lassen. Der Herausgeber der uns vorliegenden neuen Schulausgabe des Autors: „Des Quintus Curtius Rufus Geschichte Alexanders des Grofsen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Heinrich Wilhelm Reich. Leipzig, Freytag, 1895“ teilt unsere Wertschätzung desselben; er geht sogar von der Anschauung aus, „ihm gebühre unter allen für die Sekunda in Frage kommenden römischen Prosaschriftstellern der erste Platz“. Jedenfalls bietet die in sich abgeschlossene Alexandergeschichte am ersten Gelegenheit dem Geiste des Schülers ein Ganzes zuzuführen, welches in der historischen Bildung einen bedeutenden Platz und bleibenden Wert behaupten kann.

[1]) (besonders V. 141 Bist du so weise, Willst heller seh'n als deine edlen Väter u. s. f.)

[2]) vgl. auch V. 200!

Wenn wir nun Umschau halten nach Ausgaben, welche den Bedürfnissen der Schüler in den verschiedenen hier in Frage kommenden Beziehungen entsprechen, so tritt uns eher Mangel als Reichtum entgegen; es ist daher eine Mehrung an sich erfreulich; unsere Befriedigung wird sich steigern, wenn die neue Ausgabe so schöne Beiträge zu einer fruchtbaren Lektüre und zur Erhöhung des Interesses für den Autor liefert wie die von Reich besorgte.

Wir sind allerdings der Meinung, dafs auch Schulausgaben am besten den vollständigen Text darbieten; die Auswahl mag dem Ermessen des Lehrers überlassen werden, und auch die Rücksicht auf solche Schüler dürfte hier mitsprechen, welche etwa im späteren Leben den lieb gewordenen Schriftsteller wieder zur Hand nehmen und dann die Vollständigkeit des Textes vermissen; wir halten es ferner für notwendig, dafs in allen Schulausgaben eine Erklärung derjenigen schwierigen Stellen hinzugefügt wird, zu deren Verständnis die selbständige geistige Arbeit der Leser nicht hindurchdringen kann; wir wollen aber diese prinzipiellen Fragen nicht weiter verfolgen; ihre Beantwortung in unserem Sinne würde zu anderen Aufgaben führen als der Herausgeber im Auge hatte; wir wollen vielmehr auf das eingehen, was hier geleistet ist, und einige Bemerkungen anknüpfen.

In der Einleitung wird vornehmlich durch Hinweis auf Zeugnisse der Alten auf die Bedeutung Alexanders in der Weltgeschichte aufmerksam gemacht. Wir hätten gewünscht, dafs hier auch mit einigen Worten auf die Schätzung der Neueren eingegangen worden wäre, besonders auf die Verschiedenheit des Urteils über die Idee Alexanders, sein Weltreich durch Aussöhnung des Orients mit dem Occident zu begründen, wodurch er sich in immer schärferen Gegensatz zu dem Freiheitsgefühl der Makedonen und Griechen stellte. Dies scheint umsomehr am Platze zu sein, weil ja Curtius selbst in dieser Beziehung eine so entschiedene Haltung zeigt, die ihm von manchen zum Vorwurf gemacht wurde. In dem Abschnitt über den Wert des Werkes unseres Autors hätte an Stelle der am wenigsten für Schüler deutlichen und instruktiven Bemerkung aus der Literaturgeschichte von Schanz die Schönheit der Sprache in bestimmterer Fassung herausgehoben werden sollen; die wirksame Kürze im Ausdruck und Satzbau in Verbindung mit dem reichen Schmuck der Bilder und Gleichnisse verdient besonders Lob, welches noch durch den Hinweis auf die Schreibweise anderer römischer Autoren zu besserem Verständnis gebracht werden kann.

Die von Reich getroffene Auswahl des lateinischen Textes entspricht im ganzen den Vorschlägen, welche ich in Bezug auf die Bestimmung der für eine fruchtbare Lektüre wichtigsten Abschnitte gemacht habe. Die ersten Bücher III—V sind ziemlich vollständig gegeben; hier vollzieht sich der tragische Untergang eines grofsen Reiches; das persönliche Heldentum Alexanders, seine Kühnheit und Thatkraft, seine Festigkeit und Ruhe in Gefahren wird in wirksamster Weise der Selbstüberhebung des Perserkönigs gegenübergestellt, und zugleich die dem makedonischen Heere innewohnende Kraft der

moralischen Schwäche der Perser, welche unter dem despotischen Regiment gänzlich verweichlicht sind; aus den späteren Büchern sind vornehmlich diejenigen Teile ausgehoben, welche die immer schwieriger sich gestaltenden Beziehungen Alexanders zu seinem Heere beleuchten, dessen Freiheitsgefühl sich gegen die an orientalische Anschauung und Sitte gemahnenden Mafsnahmen des Königs auflehnte; dazu kommen Schilderungen besonders interessanter Züge und Kämpfe, welche geeignet sind, das gewonnene Bild des Helden noch reicher zu gestalten. Aufserdem ging das Streben des Herausgebers dahin, die Lücken, welche der Text des Curtius an sich aufweist, und diejenigen, welche infolge der getroffenen Auswahl der lateinischen Abschnitte entstanden sind, durch Ergänzungen in deutscher Sprache soweit auszufüllen, dafs diese Schulausgabe möglichst das Hauptsächliche der Alexandergeschichte in ununterbrochener Folge darbietet und dafs so die Möglichkeit geboten wird ein Gesamtbild jenes wunderbaren Lebens zu gewinnen; diese Ergänzungen sind um so wertvoller, weil es Reich wohl gelungen ist, durch lebendige und knapp gehaltene Darstellung sich der Schreibweise des lateinischen Autors anzunähern. Noch sei eine Bemerkung gestattet, welche den äufseren Eindruck der so für die Zwecke der Schule eingerichteten Ausgabe betrifft. Durch den Wechsel des deutschen und lateinischen Textes, welch letzterer wieder verschiedenen Druck für die erzählenden und die rhetorischen Abschnitte bietet, bekommt das Ganze ein eigentümlich buntes, zerstückeltes Aussehen, welches wohl nicht überall gefällt und durch gleichmäfsigen Druck der lateinischen Teile und Absonderung der deutschen Ergänzungen zu vermeiden gewesen wäre. Auch die Hoffnungen, welche der Herausgeber auf die neue Kapiteleinteilung setzt, können wir nicht teilen, sie dürfte eher Nachteile im Gefolge haben.

Zum Schlusse wollen wir nicht unterlassen, die schöne Ausstattung des Buches hervorzuheben: dasselbe ist durchaus deutlich gedruckt, hübsch gebunden, mit Plänen und Karten versehen und mit einem vortrefflichen Titelbild nach der Marmorbüste Alexanders im britischen Museum und mit verschiedenen Textfiguren geschmückt. Das Beispiel verdient Nachahmung. Wir sollten überhaupt darauf mehr sehen, dem Schüler Bücher in die Hand zu geben, welche sich auch für das Auge gefällig darstellen und dem Streben nach Anschaulichkeit des Inhalts der Lektüre entgegenkommen.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Zur Sprache und Kritik des Solinus.

Die erste Ausgabe des Solinus von Mommsen erschien im Jahre 1864. Wenn nun nach mehr als 30 Jahren von der Hand desselben Gelehrten eine zweite Ausgabe[1]) der Öffentlichkeit übergeben wird, so darf man schon von vornherein erwarten, dafs diese in vielen

[1]) C. Julii Solini Collectanea rerum memorabilium. Iterum recensuit Th. Mommsen. Berolini apud Weidmannos MDCCCXCV.

Punkten Neues bringen werde. Und so ist es auch. Zwar die Fundamente der ganzen Ausgabe sind geblieben, aber überall, sowohl in den einleitenden Darlegungen über die von Solinus benützten und die ihn benützenden Schriftsteller als auch insbesondere in der ausgedehnten Heranziehung neuer Handschriften und Neuvergleichung der bereits bekannten, sowie endlich in ihrer Sichtung nach drei grofsen Klassen und der darauf beruhenden Textgestaltung selbst finden wir, dafs die seit der ersten Ausgabe verflossenen drei Dezennien reiche Früchte getragen haben. Was Mommsen in der Einleitung über das Verhältnis des Solinus zu seinen Quellen sagt, ist ja längst in die Literaturgeschichte übergegangen, doch möchte auch ich hier besonders darauf hinweisen, dafs der Text seiner Hauptquelle, des älteren Plinius Historia naturalis, noch mehr als es bis jetzt geschehen ist, durch Solinus verbessert werden kann. M. gibt S. IX dafür einige treffende Beispiele. Ich füge hinzu Plin. h. n. 3, 117 Padus . . . nullo amnium claritate inferior, an welcher Stelle nach Sol. 2, 25 der Dativ nulli herzustellen ist. Doch darf man sich die sprachliche Abhängigkeit Solins von seinen Vorlagen nicht durchgängig so sklavisch denken, als es gerade an dieser Stelle der Fall ist. Im Gegenteil sind seine Änderungen am plinianischen Texte in der Regel für seine und seiner Zeit (3. Jahrh. nach M.) Sprache sehr charakteristisch. Man vergleiche:

Solin. 1, 63 pronior[1]) partitudo	Plin. facilior partus
1, 98 abusque[2]) Sicyone	a Sicyone
1, 100 cerni nequiverit	cerni non possent
11, 2 transfiguratam Ulixis navem	mutatam Ul. n.
11, 22 eam terrae proximantem	eam t. appropinquantem
16, 3 extimos siderum ambitus	extremi s. a.
26, 6 ut nec vulneribus excitari queant	ut ne v. quidem exc. qu.
32, 17 ad instar numinis	numinis vice
37, 2 adinstar Aegyptii amnis	Nili modo.

Ähnlich ist es an den Stellen, wo Solin nach Mommsen einen unbekannten (= Ign.) Autor exzerpiert haben soll. Denn wiederholt treffen wir hier die mir bis jetzt nur aus Solin bekannte Verbindung ac propterea, so 2, 32. 5, 6, vgl. damit Sol. 2, 42; 11, 22; 30, 34; 33, 17; 56, 16, während er für die gleichbedeutende plinianische Wendung et ideo 1, 124 gemäfs seinem sonstigen Sprachgebrauche

[1]) Pronus ist Lieblingswort des Sol., vgl. pronum, pronius est 11, 3; 27, 56; 30, 26 und noch oft. Für den Komp. minus tritt häufig parcius ein, vgl. 21, 2 parcius fructuosus; 2, 4 minus trita — parcius depasta; 2, 17 parcius pretium; 32, 14 abundantius — parcius; 30, 32 non parce obnoxius.

[2]) Vgl. adusque Lirim 2, 19, wo Plinius einfach ad sagt, ebenso 10, 6; inusque fauces 32, 25.

atque ideo sagt, vgl. 1, 84; 2, 53; 51, 1; ideoque 1, 93 (Ign.); 56, 19. Das plautinische Wort opiparus lesen wir 22, 10 (Ign.), aber 30, 10 gibt auch Solin den Ausdruck des Pomp. Mela apparatis epulis mit opiparis epulis wieder. Aus all dem folgt, dafs wir die schriftstellerische Individualität Solins nicht unterschätzen dürfen. Räumen wir ihm aber eine gewisse Selbständigkeit seiner Diktion ein, so sind wir auch berechtigt, ihn, der auf europäischem Boden schrieb, mit den gleichzeitigen sog. Afrikanern in Vergleich zu setzen. Denn nur durch eine solche Vergleichung kann m. E. der Streit, ob es überhaupt eine afrikanische Latinität gibt oder nicht, in einer beide Parteien befriedigenden Weise zum Austrage gebracht werden. Schon aus der Lektüre Solins ergibt sich, dafs gar manches, was bis jetzt als speziell afrikanisch angesehen wurde, gemeinsame Eigentümlichkeit der späteren Latinität, etwa seit dem 3. Jhd. ist. So findet sich der bei Afrikanern beobachtete konstante Gebrauch von tunc für tum auch bei Solin, ebenso constitutus als Partizip von esse z. B. 1, 19 sole in tauro, luna in libra constitutis; ferner denique in abgeschwächter Bedeutung zur Einführung eines Beispiels dienend 1, 66. 84. 112 u. s. w.; adinstar für instar 9, 7. 32, 17. 37, 2; plus für magis zur Umschreibung des Komparativs 38, 6 plus aureus; die Substantiva medietas = Mitte 33, 19 und nativitas 1, 67; der Gebrauch von fueram statt eram in Verbindung mit dem Partic. Perf. Pass. (vgl. Blase, Geschichte des Plusquamperf. S. 55) und ebenso der weniger beobachtete von fuero (fuerim) für ero (sim), vgl. 19, 17 fuerint interempti (= interierit Plin.); 27, 25 fuerit subditus; 45, 17 si praeceptum fuerit, ib. 18 quo quis acrior fuerit, profundius nares mersitat. Dagegen ist mir bei Solin kein einziges Beispiel aufgestofsen für die bei den Afrikanern beliebte Umschreibung oder Verdeutlichung des Abl. comp. durch die Präposition a, wir lesen vielmehr ohne alle Varianten 3, 4 maior est ceteris; 13, 1 languidiora sunt ceteris; 34, 3 elephantis eminentior u. s. w. An keiner Stelle sind mit quanto — tanto, wie in der Africitas so häufig, Positive anstatt der Komparative verbunden, vgl. 1, 75 quanto densiores — tanto propensius; die pleonastische Formel suus sibi fehlt, ebenso afrikanische Wörter wie avocare in der Bedeutung unterhalten, zerstreuen; vgl. 7, 31 longius a nidis avocentur; 35, 11 lesen wir summa ope adipisci, nicht ex s. o., wie die Afrikaner sagen. Und was den tumor Africanus anlangt, so habe ich durchaus keine ausgeprägten Spuren desselben finden können, man müfste denn vereinzelte abundante Wendungen wie callidior astutia 27, 24 oder astu doloso dahin rechnen oder 1, 105 in posteritatis successione als identischen Genitiv ansehen. Ferner treffen wir wohl auch bei Solin die Zusammenstellung verschiedener Gradus, wie plurimis et celebribus 35, 3, optimus et ferax 21, 2, aber einmal sind das keine synonymen Adjektiva und dann ist der Superlativ ein irregulärer, eine Erscheinung, die bekanntlich bereits bei besseren Autoren sich findet. Vergleicht man damit Verbindungen wie Apul. Met. 9, 37 saevis ac ferocissimis, Arnob. 2, 57 fortibus et validissimis oder cara atque dulcissima mulier auf afrikanischen

Inschriften, so leuchtet der grofse Unterschied zwischen dem europäischen und afrikanischen Gebrauch sofort ein. Durch eine derartige umfassende Gegenprobe wird sich mit der Zeit immer klarer herausstellen, ob das afrikanische Latein wirklich nur ein „Nebelbild“ ist, wie Jordan meinte und auch heutzutage vielfach behauptet wird, oder ob es in der That gewisse ausgeprägte Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache gibt, die im europäischen Latein fehlen und eben deswegen mit Recht als afrikanisch bezeichnet werden können. Als Anfang zu einer solchen Vergleichung mögen die obigen Ausführungen betrachtet werden.

Was den textlichen Zustand Solins betrifft, so ist derselbe, wie natürlich, unter den Händen eines Mommsen ein nahezu vollkommener geworden. Doch dürfte es erlaubt sein, an einigen Stellen anderer Meinung zu sein oder wenigstens gewisse Bedenken geltend zu machen. So heifst es 2, 33 von der boa genannten Wasserschlange: postremo depopulatis animalibus regiones quas obsederit cogat (I, cogit II) ad vastitatem. Dieser Ausdruck ist mir unverständlich, ich vermute sugit, vgl. Isidor. 12, 4, 28, der unsere Stelle ausschreibt: plurimo lacte irriguis uberibus se innectit et sugens interimit. Atque inde a boum depopulatione boas nomen accepit. — Ob 5, 15 horum memoriam ita posteritas munerata est richtig ist, bezweifle ich; passender scheint mir honorata est zu sein, zumal Solinus das Deponens honorari an zwei Stellen 1, 123 und 2, 26 gebraucht. — Noch nicht in der Ordnung zu sein scheint mir 8, 7 iactu sagittae, quam iecerat Aster oppidanus inscriptam suo nomine, loco vulneris, nomine quem petebat. Der Sinn ist doch: auf dem Geschosse stand der Name des Schützen und die Angabe des Treffpunktes, also schreibe ich inscriptum suo nomine <et> loco vulneris [nomine] quem petebat; das zweite nomine ist Dittographie des ersten. — 10, 11. 12, 2. 40, 2 (bis) verdient vielleicht die in einer Anzahl von Hss. überlieferte Form Xerses für Xerxes den Vorzug, die auch sonst besser beglaubigt ist, vgl. Wagener im Philologus XLIV S. 321 und Georges im Lexikon der lat. Wortformen s. v. Bis jetzt nicht belegt ist die Form nungenti für nongenti, die M. 33, 13 aus R in den Text gesetzt hat; glücklich scheint mir M. auch 29, 1 die seltene Ablativform algu hergestellt zu haben; dagegen ist mir die 20, 9 aufgenommene Form gignitum für genitum, das GB bieten, bedenklich. — Die Verwechslung von ab und ob (vgl. Commentat. Wölfflin. p. 253 ff.) begegnet auch in den Solinhandschriften häufig, so liest M. 12, 13 ob aquas dulciores, aber G bietet ab aquas dultiores und SAP gar ab aquis dulcioribus (vgl. den krit. Apparat zu S. 207, 5). Wenn wir nun 23, 3 lesen ab sterilitate rudentum, so möchte ich versucht sein, auch hier diese Verwechslung anzunehmen und ob sterilitatem zu schreiben, zumal in der Vorlage Pomp. Mela 2, 6 ob penuriam steht. — Nach p. 100, 10 (cp. 22, 4) bringen SAP einen längeren Einschub, der mit den Worten schliefst ‚nam praecipua viris gloria est in armorum nitella‘ (p. 218, 27 M). Diesen Einschub hält M. für unecht, doch möchte ich zu seinen Gunsten bemerken, dafs die angeführten Worte bereits in zwei Glossaren (corp. gloss. V. 121, 24 und 226, 23) unter

dem Namen des Solinus zitiert werden und dafs Solinus auch 23, 4 und 52, 64 das sonst seltene Substantiv nitela gebraucht; vgl. meinen Aufsatz im Archiv IX S. 399. — 33, 15 schreibt M ad quos quoniam non est pervenire; aber LMGAP überliefern perveniri; vergleicht man damit 2, 2 ut iam inveniri non sit, wo Klasse II der Hss. das mifsverstandene sit in possit ändert, so ist man geneigt, auch an der ersten Stelle das Passiv zu setzen; möglich sind beide Ausdrucksweisen, vgl. Archiv II, 135 und IX, 492. — 40, 10 amnis Pactolus, quem aurato fluore incitum aliter Chrysorrhoan vocant befremdet der Ausdruck incitum, wofür RC inclitum bieten, wie mir scheint, mit vollem Rechte, vgl. 45, 3 multae in Cappadocia urbes inclitae. 42, 3 hält M. selbst die Worte pugnatam malam pugnam für nicht richtig überliefert; ich vermute pugnatam male pugnam nach Sall. Jug. 54, 6 proelium male pugnatum. — 45, 8 nulla documenta sua halte ich die von SAP gebotene Lesart sui für die richtige, vgl. 23, 9 sine detrimento sui; 56, 19 ad nuncupationem sui. Dieser Gebrauch des Genitivs des Personalpronomens für das Possesivum ist zwar gerade auch wieder bei den Afrikanern beliebt, aber dafs auch das europäische Latein ihn anwendet, lernen wir aus diesen und anderen Stellen, vgl. Archiv IX S. 557. So scheint, um wieder an den ersten Teil unseres Aufsatzes anzuknüpfen, Solinus unter Hinzunahme etwa von Gaius und Novatianus eine angemessene Grundlage zur Vergleichung des gleichzeitig auf europäischem und afrikanischem Boden geschriebenen Latein zu bilden. Mögen bald weitere diesbezügliche Untersuchungen diesem Anfang folgen.

München. Gustav Landgraf.

Zu Columella, Julius Victor, Macrobius-Plinius, Mart. Capella und Pseudo-Apuleius.

Bei Behandlung der im Paris. nouv. acq. 1630 s. XI befindlichen Exzerpte aus dem VI. Buche des Columella kommt M. Ihm, Rhein. Mus. 48 (1893), S. 479 ff., auch auf eine Exzerpten-Handschrift zu sprechen, aus welcher L. Th. Gronov i. J. 1679 Varianten zu Columella Buch V, VI und XII in sein noch in Leiden vorhandenes Handexemplar der ed. Ascensiana eintrug. Ihm und Häufsner, — welcher das Verdienst hat, neben dem Petersburger Kodex s. IX als zweite alte Hs des vollständigen Columella den einst von Politianus und Victorius benutzten Ambrosianus L 85 sup. saec. IX—X aufgezeigt zu haben (Karlsruher Progr. 1888/9), — sind offenbar der Meinung, dafs jene aus dem Pariser Kloster St. Germain stammende Exzerpten-Hs Gronovs verschollen sei. Sie ist jedoch ganz unzweifelhaft erhalten im jetzigen Parisinus 13955 saec. X, der einst in St. Germain die Nummer 1094 trug, noch früher in Corbie Nummer 644. Als ich im Herbst 1895 das gröfsere Erklärungswerk des Boethius zu Porphyrius nach dieser mit dem Paris. 12958 s. IX—X nahe verwandten und von mir mit G bezeichneten Hs (Bl. 5a—46b) kollationierte,

lenkten abgesehen von Columella auch andere Bestandteile derselben, die im Katalog (Bibl. de l'école des chartes, année 29, S. 251) nur mit einem Wort oder gar nicht erwähnt sind, meine Aufmerksamkeit auf sich; ich werde ihre Besprechung unten folgen lassen.

I. Bl. 131a—137a. Unter der Aufschrift Lucii Junii Moderati Columellae steht voran **a)** ein lückenloser Abschnitt aus dem V. Buch, cap. 1—3; Anfang: Quoniam familiariter a nobis praecepta = ed. Gesner Bd. I, S. 250 extr.; Schlufs: laxiora spatia semina (alte Korrekturhd. seminum) faciemus = Ges. I, 261; dem Text sind mehrere veranschaulichende Figuren beigegeben. **b)** Bl. 133a ‚Aliud ex eodem'. Aus dem VI. Buch, cap. 29—38 sind folgende Abschnitte herausgegriffen: α) Corporis equi forma constabit — dentes prominere = Ges. Bd. II, S. 50—51; hierin die auch von Ihm notierte Lesart universum, wozu man Wölffl. Arch. VII, 506 einsehe; β) Si satis (= Ihm) est macies — abolet (= Ihm) memoriam = Ges. II, 52—58; die letzten Zeilen des 35. Kapitels (Haec — submittere), ferner die ganzen Kapitel 36 und 37, sowie die erste Hälfte von 38 fehlen wie bei Ihm gänzlich; γ) als kurzer Schlufssatz steht: Macies et languor — aeque medentur (= Ges. II, 64 f.), womit auch Ihms Exzerpt schliefst. **c)** Nach 4 leeren Zeilen schliefsen sich Bl. 134b Exzerpte an aus Buch XII; sie beginnen mit cap. 6—7 De muria dura — cunela servari = Ges. II, S. 318—321; es folgen Einzelpartien aus cap. 10, 12, 16, 19 f., 26 f., 30, 37; hierin in cap. 16 = Ges. S. 331, Z. 6 die Lesart sarmen**tivi** statt Gesners sarmenti, während in Wölffl. Arch. V. 435 sarmenticii gefordert wird; alsdann springt der Exzerptor (v. Bl. 136a, Z. 7 an) zurück auf cap. 21, 23 fin.; 5 (!): 28 fin., 29, 32, 35 und fährt hierauf (Bl. 136b, Z. 16 ff.) mit Stücken fort aus cap. 39, 43, 55 und 57 (dem letzten des 12. Buchs); den Schlufs bildet der vordere Teil des cap. 25. Nach Angaben Häufsners druckt Ihm S. 481 die Notiz Gronovs ab, dafs seine Exzerptenhs endete mit: ‚Piperis unc. III. appii seminis . . . aceto et garo diluito. Aqua salsa vel marina . . . tantum potionis in amphora musti adici', — hiermit stimmen wörtlich überein, nur dafs ich amphoram las, die soeben von mir als die zwei letzten Columella-Exzerpte in G hervorgehobenen Stellen aus cap. 57 und 25. Auch was Gronov weiter angibt ‚Sequitur in ms. 2 de equis', pafst völlig auf G, indem

II. Bl. 137a, Z. 18—29 jener Abschnitt aus Isidors origines XII, 1, § 41, § 48—54 und XIX (nicht wie Ihm sagt XVIII), 28, § 7 steht, den Ihm auch im Paris. nouv. acq. 1630 nach den Exzerpten aus Colum. Buch VI fand und am Ende seines Aufsatzes zum Abdruck bringt. Unser Text stimmt, wie nicht anders zu erwarten, zu der von Gronov gemachten Abschrift, deren Varianten Ihm in Klammern beigibt; so liest G: cursu aequabantur, candidus, guttatus, badioque, ... uuaranem. Es spricht also auch dieses Zeugnis unwiderleglich dafür, dafs Gronovs Exzerptenhs von St. Germain identisch ist mit Par. 13955.

III. Gleich auf Bl. 1b stehen unter ‚Julii Victoris' Exzerpte aus diesem Schriftsteller, dessen vollständiger Text nur in einer Hs

(Vat. Ottobon.) vorliegt, die erst aus saec. XII stammt. Die Exzerpte umfassen meist Stellen, die Jul. Victor aus Cicero oder Quintilian schöpfte. Anfangsworte: In his autem quae cogitamus; Schlufs: versumque conficere, d. h. es sind aus der Ausgabe von Halm, rhet. min. folgende Stellen vorhanden: p. 440, 23—26; 440, 3—9; 443, 25—28; 444, 2—4; 444, 31 - 445, 4. Der Regensb. cod. E, saec. XII, welcher nach Julius Severianus ein Bruchstück aus Jul. Victor anfügt und mit dem G (zu Halm 440, 26) die Lesart ‚non poterit enarrare' teilt (statt poterit errare), wurde wegen seiner Macrobius-Pliniusexzerpte von Rück als cod. ε herangezogen; s. unten sub VI. Zu Halm p. 443, 25 hat G sumenda (st. suscipienda), zu 444, 32 wie der Vatic. quoque statt decoquent.

IV. Der Bl. 1b—2b folgende acephale Abschnitt ist aus Boethius, op. sacr. p. 193, 4—198, 13 ed. Peiper entnommen (Persona — confessus est).

V. Beachtenswert sind die reichen, z. T. kritischen Scholien und Glossen zum VIII. Buche des Martianus Capella (Astronomie), welches Bl. 46b—53b füllt; beispielsweise steht zu p. 317, 23 ed. Eyssenhardt (1866) auf Bl. 51a: Si secundum Platonem ordinem planetarum voluit ostendere, in hac sententia ‚terris' potest stare; si vero Pythagoricos Pliniumque . . . velimus assumere, numquam intelligere poterimus, nisi ablatum fuerit ‚terris', ut sic scribatur „sed cum supra solem sunt, propinquior Mercurius" et subaudiatur „soli"; die Korrekturhd. im cod. Bamb. liest statt terris ‚ei', d. h. soli. Nach Abschlufs des VIII. Buches folgt Bl. 53b noch das 2. Gedicht des IX. Buches, d. h. der Musik (‚Aurea flammigerum = p. 336 f. Eyss.). — Nebenbei erwähne ich, dafs gröfsere Capella-Fragmente auch zu finden sind in den Pariser Hss. 6288 s. X (Bl. 134a—148a = Eyss. p. 101, 26 Quippe — 136, 14 intervenit) und 8762 s. XI (Bl. 3a—52b = Eyss. p. 17, 7—19, 24 und 39, 10—224, 12); für den Kommentar des <Scotus Erigena und des> Remigius von Auxerre zu Mart. Capella (vgl. Migne 131, col. 49 und 931 ff.) ist wichtig der Paris. 12960 (olim Sangerm. 1110) s. IX—X und der Bern. 265 s. XI, über welch letzteren s. wiederum Rück zu VI.

VI. Auf Bl. 54a beginnen Abschnitte jenes ‚astronomisch-komputistischen Sammelwerkes des 8. Jahrhdts.', welches (namentlich in Rücksicht auf Plinius) Rück im Progr. des Münchner Ludwigsgymn. 1887/8 behandelt hat; vgl. auch A. Behr in Fleckeisens Jahrb. Bd. 147 (1893), S. 139—143. Voransteht ohne Überschrift die Partie ‚Duo sunt extremi vertices mundi quos appellant polos e. q. s.', über welche Heydenreich im Freiberger Progr. v. 1878 p. 4 genauere Angaben macht und die man auch als Dreingabe in Migne's Beda-Ausg. (Mign. 90) S. 368 f. (und 945—948) lesen kann[1]). [Der Name des Hyginus, dem sie mehrfach zugeschrieben wird, findet sich Bl. 168b extr. unserer Hs. G (Kygeni) vor einem Abschnitt, der nur noch z. T. entziffert

[1]) S. jetzt auch die Angaben im N. Archiv f. ält. deutsche Geschichte Bd. XXI, S. 228 (und 572).

werden kann, da das letzte Blatt der Gesamths. (Bl. 169) übel mitgenommen ist]. — In dem auf Bl. 56a sich anschliefsenden Abschnitt wird, ohne dafs sein Name genannt wird, Macrobius in Serm. Scip. exzerpiert, so zwar dafs gelegentlich auch Zusätze auftreten; Bl. 56a wird wie im 15. Kap. des I. Buches des Macrobius ‚Possidonius' citiert; Bl. 56b bietet zum 19. Kap.: ‚M. Tullius Cicero et Plinius Secundus, quibus Archimedes et Chaldeorum ratio consentit, ordinem planetarum talem posuerunt, ut summo loco Saturnum . . . ., Plato vero Egiptios omnium phylosophiae disciplinarum parentes secutus e. q. s.' Der Name ‚Ambrosii Macrobii' ist genannt auf Bl. 2b, wo ein Stück aus Buch I, cap. 20 Platz gefunden hat (Aequinoctiali die ante solis ortum etc.). — Unter den aus Plinius n. h. II ausgehobenen Artikeln begegnet vor § 59, mit dessen drittem Wort (Tres) bei Rück S. 37 ein Abschnitt beginnt, auch das im vollständigen Pliniustext vorausgehende: ‚et praealtis puteis. Errantium autem (tres)'; die Schlufsworte auf Bl. 60a ‚nullo alio in signo quam ariete conspici' decken sich mit Rücks Fassung S. 42, 15 f. und stammen aus Plin. II, § 78. Mit § 79 wird, wieder ohne Namensnennung, neu eingesetzt auf Bl. 147b, auch diesmal in vollständigerer Form (‚Suus quidem cuique color est, Saturno candidus etc.') als bei Rück S. 43.

VII. Dafs sich auf Bl. 137b—147b an die oben behandelte Isidorstelle ein sehr umfassender Auszug aus Pseudo-Apuleius de medicaminibus herbarum anschliefst, wird im Katalog nicht gesagt; freilich fehlt in der Hs. jegliche Überschrift. Ein Vergleich mit der Ausgabe von Ackermann (Parabilium medicamentorum scriptores antiqui, 1788, S. 125—294) ergibt für die von mir aus G genommenen Proben etwa nachstehendes Bild betreffs der Reihenfolge der Kapitel, welche, wie aus den Programmen von Köbert, Piechotta u. a. hervorgeht, auch in anderen Hss eine recht willkürliche ist:

cod. G	1	2	3	—	5	9	—	18	19	—	26	27	28	—	31	32	33	—
Ackerm.	1	2	3	—	9	21	—	46	47	—	89	88	11	—	63	71	82	—

cod. G	35	36	37	—	39	40	41	42	43	44.
Ackerm.	87	90	91	—	99	101	102	105	114	115.

Das letzte numerierte Kapitel des cod. trägt die Zahl 60 und handelt von ‚Fenum grecum', jedoch folgen noch einige Abschnitte (Verbena, Psilutria, Nepete). Im ersten Kapitel = herba Bettonica hat G 46 Unterabteilungen wie Ackerm., ordnet sie jedoch etwas anders an, so dafs z. B. die ersten 5 Unterabteilungen des cod. bei Ackerm. als 1, 2, 5, 3, 4 erscheinen; Textprobe: 137b, Z. 1 ‚Bettonica a Grecis dicitur cestros, alii adanton, alii thias riza . . . . alii dyprinion (s. Köbert, Bayreuther Progr. 1887/8 S. 40), Galli Bettonica; Itali ferratulam Bettonicam vocant . . . . I. Ad capitis fracturam et ossa extrahenda berba Bettonica tunsa et vulneribus capitis imposita mira celeritate vulnus glutinatum sanabit, ut post tertium diem mutetur; huius tanta vis est, ut ossa quoque fracta vi sua extrahat. II. Ad oculorum vitia et dolores huius radices coqui e. q. s.', vgl. Ackerm. S. 128—130. Die letzten Worte des letzten unnumerierten Absatzes (Bl. 147b) lauten:

‚Sucus nepete maculas purgat. Apum percussus malvarum folia imposita continuo curant.

Schliefslich bemerke ich, dafs G in des Boethius Musik (Bl. 60a—105b) das ‚decretum Lacedaemoniorum' in recht sauberer (griech.) Form bietet. Von Bl. 1a und 158b ff. (Definitio musicae Fortunatiani) ist noch einige Ausbeute zu erwarten. Bl. 150—158a ist von Keil, gr. lat. VI, p. 418. 496—546 für die Ausg. des Marius Plotius Sacerdos de metris ausgenützt worden; über die Bl. 107 ff. stehende Geometrie s. Comment. Woelfflin. S. 279.

Speier. G. Schepfs.

Die literarischen Kreise am makedonischen Königshofe.

Es gehört zu den interessantesten weltgeschichtlichen Beobachtungen, wie sich kulturell und politisch tiefstehende Völker an Hellas bildeten, um späterhin mit den erlernten Künsten den Griechen wetteifernd gegenüber zu treten, ja sogar ihre Lehrmeister zu überflügeln. Zu diesen Völkern zählen auch die Makedonier.

Schon wegen ihrer politischen Unbedeutsamkeit galten die geographisch und teilweise auch ethnographisch mit den Hellenen verwandten Makedonier[1]) im freien Hellas als verschrieene Barbaren. Die Nachbarschaft mit den Illyriern und Thrakern einerseits, das Fremdartige mancher Sitten andrerseits trug zu jener Ansicht wesentlich bei. So gebot ein altes Gesetz, dafs, wer noch keinen Feind erschlagen hatte, die *φορβεία* (die Halfter) umgürtet tragen mufste[2]). So durfte kein Makedonier beim Gastmahl liegen, der nicht einen Eber in freiem Anlauf niedergeschlagen hatte[3]). Als gewaltige Trinker ungemischten Weines gaben sie den Meisterschaftszechern, den Thrakern, nichts nach, wie ein olynthischer Schriftsteller (Ephippos) berichtet[4]): „Sie trinken in so gewaltigen Zügen gleich am Anfang des Gastmahls, dafs sie schon bei den ersten Gerichten trunken sind und nichts mehr essen können".

Dafs bei diesem Volke, das ausschliefslich nur für Jagd, Krieg und Trinkgelage Sinn hatte, von einer Pflege der schönen Künste nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Wenn wir trotzdem hören[5]), dafs der berühmte Logograph Hellanikos und Herodot beim Makedonierkönig Amynthas geweilt haben, so war es wohl nur ein kulturhistorisches Interesse, das diese Geschichtschreiber auf ihren Reisen auch in jene unwirtlichen Gegenden ziehen mochte.

Das Verhältnis zwischen Makedonien und Hellas gestaltete sich wesentlich anders, als Alexander I., Amynthas' Sohn, auf den Thron

[1]) Als reine illyrische Barbaren erklärt die **M. K. O. Müller**: Über die Wohnsitze, Abstammung und ältere Gesch. des **m.** Volkes, Berlin 1825. Dagegen hauptsächlich O. Abel: Makedonien vor König Philipp. Leipz. 1847.
[2]) Aristot. Polit. VII. 2 6).
[3]) Hegesander b. Athen. I 31 p. 18.
[4]) Athen. X 60 p. 442.
[5]) Suid. s. v. *Ἑλλάνικος*.

kam und ein gemeinsamer Feind, der Perser, auf der balkanischen Halbinsel die Interessen konzentrierte.

Wie die Römer seit dem ersten punischen Kriege, als sie mit den Griechen in Berührung traten, die Aeneassage offiziell in der Weise modulierten, dafs Rom als die direkte Fortsetzung von Ilion erschien, wie in Bayern z. Z. der napoleonischen Alliance die Abstammung der Bajuwaren von den Kelten offiziell doziert wurde, so lag es auch dem jungen Alexander vor allem daran, sei es aus Überzeugung oder aus geschickter Berechnung, seine und seines Volkes Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit mit den Hellenen zu konstatieren. Er meldete sich als olympischer Preiswettkämpfer, wurde aber „als Barbar“ kurzweg stolz abgewiesen, bis er seine hellenische Herkunft vom Hause des Herakles nachgewiesen hatte. Er machte seinem Volke Ehre: Brausender Beifall ertönte, als König Alexander mit den Ersten am Ziele anstürmte[1]. — Später wurde er als Proxenos von den Athenern proklamiert[2] und erhielt den Beinamen „Griechenfreund“[3], lauter Beweise, dafs die Griechen ihn ehrten und schätzten, wozu nicht zum mindesten seine griechenfreundliche Haltung während des Perserkrieges beitrug. — Wollte er aber das eigentliche Griechentum zur Schau tragen, so galt es vor allem, Kunst und Wissenschaft im Lande einzubürgern, deren Vertretern ein gastliches Heim zu gestalten. Dafs Alexander sich auch dieser Aufgabe wohl bewufst war, beweist der längere Aufenthalt Pindars am makedonischen Hofe[4]. Pindar war durch seine Siegeslieder an den griechischen Festspielen in Verbindung mit den vornehmsten Geschlechtern seiner Zeit, mit Arkesilas von Kyrene, Hieron von Syracus, Theron von Akragas u. a. getreten. So wird er auch mit Alexander bei dessen Wettkampf in Olympia in Berührung gekommen sein. Wir haben wenigstens noch ein Fragment aus einem Lobliede auf Alexander (fr. 97). Wegen dieses Preisgesanges liefs später der Grofsenkel Alexander d. Gr. bei der Zerstörung des abtrünnigen Theben aufser den Heiligtümern nur das Haus Pindars schonen und nahm nur die Nachkommen Pindars aus, als er 40000 Einwohner als Sklaven verkaufte[5].

Die hellenisierenden Bestrebungen des verständigen Königs scheinen übrigens auf heftigen Widerstand bei den heimischen Adeligen gestofsen zu sein: der König fiel einer Verschwörung zum Opfer.

Sein Sohn und schliefslicher Nachfolger Perdikkas II. warf sich im teilweisen Gegensatz zu seinem Vater ganz auf die Vergröfserung der politischen Macht Makedoniens. Jedoch trotz der meist kriegerischen Thätigkeit des Perdikkas finden wir, dafs er mit der Energie seines Vaters auch dessen Liebe zur hellenischen Kultur geerbt hatte. Der Dithyrambendichter Melanippides, eine sonst un-

[1]) Herod. V 22.
[2]) Herod. VIII 136. 143.
[3]) Schol. z Thuc. I 57 u. a.
[4]) Solin. 15.
[5]) Suid. s. v. *Πίνδαρος* aus Arrian I 9, Dio Chrys. or. II p. 25; cf. Ttzetz. Chil. VII 413; cf. Sittl Gr. Lit. III 100 A. 9!

bedeutende Persönlichkeit, weilte und starb bei ihm[1]). Ebenso verlebte Hippokrates lange Zeit am makedonischen Hofe[2]), mit dem König in inniger Freundschaft verbunden. Wenn er trotz der glänzenden Anerbietungen des Perserkönigs Artaxerxes, der ihm Geld, soviel er wollte, Gleichstellung mit den persischen Grofsen u. a. versprach[3]), lieber bei Perdikkas bleiben mochte, so müssen wir wohl annehmen, dafs er am Hofe in Makedonien eine gute Heimstätte geistigen Lebens gefunden hatte und dafs neben Melanippides noch andere hellenische Männer dortselbst weilten.

Hatten wir bisher nur zerstreute Spuren geistigen Lebens am makedonischen Hofe wahrnehmen können, so treten wir mit dem Thronfolger des Perdikkas, Archelaos, plötzlich in eine Höhensphäre des makedonischeu Hellenismus. Archelaos wollte Makedonien zunächst im Innern nach hellenischem Muster festigen. Aufserdem verlegte er die Residenz nach Pella und der berühmte Maler Zeuxis malte den Palast aus[4]). Nach der neuen Residenz zog der König einen Kreis berühmter Griechen, wie die Dichter Euripides, Agathon, Choirilos; den Geschichtschreiber Thukydides, den Kitharöden Timotheos und viele andere, deren Namen uns die Überlieferung verschweigt[5]).

Mit diesem literarischen Kreise hängt die Einführung jährlicher Musenfeste zusammen. An den Abhängen des Götterberges Olympos, inmitten des sagenhaften Sitzes der pierischen Musen, lag die alte Stadt Dion. Hier führte Archelaos den hellenischen Nationalspielen ähnliche Feste ein zu Ehren des olympischen Zeus und der 9 Musen. Die Feste dauerten immer 9 Tage und wechselten in körperlichen und geistigen Wettspielen ab[6]). Leake fand ebenda noch die deutlichen Reste eines Stadions und Theaters.

Nur wenige Züge sind es leider, die uns die Überlieferung gerettet hat, aus denen sich blofs ein skizzenhaftes Bild des literarischen Wirkens und Zusammenlebens am Hofe des Archelaos entwerfen läfst.

An der Spitze des literarischen Zirkels stand der Altmeister Euripides[7]). Bald nach dem Jahre 408 war derselbe, vielleicht der beständigen Angriffe der athenischen Komödie müde, oder um den ekelhaften Parteiumtrieben zu entfliehen, einer Einladung des Archelaos zufolge nach Pella gezogen, um nie mehr nach der Heimat zurückzukehren. Archelaos überhäufte seinen berühmten Gast mit den höchsten Auszeichnungen und gestattete ihm selbst Einflufs in Staatsangelegenheiten[8]).

Wie Aischylos zu Ehren seines Gastfreundes Hieron von Syrakus

[1]) Suid. s. v. *Μελανιππίδης*.
[2]) Suid. s. v. *Ἱπποκράτης* u. a.
[3]) Man vgl. den schmeichelhaften Brief bei Suid. a. a. O.
[4]) Ael. v. h. 14, 17.
[5]) Schol. Aristoph. ran. 83: *Ἀρχελάῳ τῷ βασιλεῖ . . . μετὰ πολλῶν ἄλλων συνῆν . . . . .*
[6]) Diod. 17. 16; Dio Chrys. or. 2; Ulp. ad Demosth. de f. leg. p. 242; Steph. Byz. s. v. *Δῖον*.
[7]) cf. Nauck. Eur. I p. XX sq.
[8]) Aristot. Pol. V, 8, 13.

die „Aitnaiai" gedichtet hatte, so verfafste auch Euripides dem Archelaos zu Ehren das Drama „Archelaos", indem er mit geschickter Benützung und Modulierung des alten makedonischen Sagenstoffes „den regierenden Fürsten in der Gestalt des Ahnherrn des makedonischen Königsgeschlechtes verherrlichte"[1]). Bei den Festspielen zu Dion wird der „Archelaos" aufgeführt worden sein.

Einige kleinere anekdotenhafte Züge gewähren uns einen Einblick in das gemütliche Zusammenleben des Euripides mit seinen Freunden. So schenkte ihm Archelaos bei einem Mahle einen schönen goldenen Becher[2]); vielleicht mit scherzhafter Ironie: war doch Euripides dem Becher nicht abhold, so dafs er einmal in einer hochseligen Weinstimmung den 40jährigen Agathon umarmte und abküfste. Als der König lächelnd fragte, ob er denn auch noch in den alten Knaben verliebt sei, meinte Euripides sinnig: *ναὶ μὰ Δία · οὐ γὰρ μόνον τὸ ἔαρ τῶν καλῶν καλόν ἐστιν, ἀλλὰ καὶ τὸ μετόπωρον.* (Aelian. v. h. 13, 4. cf. Plut. Mor. p. 770 C). — Ein ander Mal zerwarf sich der alte Dichter mit dem Höfling Dekamnichos, der ihn wegen seines übelriechenden Atems hänselte. Archelaos übergab dem gekränkten Tragiker den Spottvogel zum Peitschen[3]).

Überhaupt scheinen die Höflinge dem Tragiker nicht sonderlich hold gewesen zu sein, da auch über Euripides' Tod Folgendes berichtet wird. Kratenas und Arrhidaios, zwei makedonische Dichterlinge, eifersüchtig auf den Einflufs des Altmeisters, überredeten den Kammerdiener des Königs, Lysimachos, um 10 Minen die vom König selbst gefütterten Doggen auf Euripides zu hetzen. Andere erzählen auch, er sei nicht von Hunden, sondern von Weibern zerrissen worden, als er heimlich zu dem Lieblingsknaben des Archelaos, Krateros, oder zur Ehefrau des Arethusiers Nikodikos schlich[4]). In dem ganzen Wuste von Anekdoten ist nur das eine am glaubwürdigsten, dafs der König beim Tode des Dichters heftig weinte[5]) und trotz der innigen Bitten der Athener um Auslieferung des Leichnams[6]) es sich nicht versagen konnte, in seinem Lande den Dichterheros bei Amphipolis zu beerdigen, wohin noch spätere Generationen pietätvoll wallfahrteten[7]).

Der nächste Freund und Liebling des Euripides war Agathon. Mit seinem geliebten Pausanias hatte er der Einladung des makedonischen Königs Folge geleistet. Bekannt sind die Verse von Aristophanes. Aristoph. ran. 83: *Ἀγάθων ποῦ ἔστιν; ἀπολιπών μ' ἀποίχεται . ποῖ γῆς ὁ τλήμων; ἐς μακάρων εὐωχίαν.*

Gar nichts Näheres ist uns von den übrigen Genossen des literarischen Kreises, Choirilos von Samos[8]) und dem berühmten Musiker

---

[1]) Christ. Gr. Lit.[3] 125.
[2]) Plut. Mor. p. 531 D.
[3]) Aristot. Pol. V 10 p. 1311[b], 33; Stob. flor. 41, 6).
[4]) Suid. u. a. cf. Nauck. a. a. O. p. XXI A. 30.
[5]) Itin. Hierosol. p. 604 ed. Wessel.; Ammian. Marc. 27, 4.
[6]) bes. Gell. 15, 20, 10.
[7]) cf. Nauck. a. a O. p. XXIII A. 32.
[8]) Marcell. v. Thuc. 26; nach Suid. starb er in Makedonien.

Timotheos bekannt. Denn die Anekdote[1]), Timotheos habe durch ein Lied den jungen Alexander d. Gr. so aufgeregt, dafs er plötzlich wild aufsprang und zu den Waffen griff, hat nichts für sich als die nicht üble Erfindung.

Thukydides ferner, der sich während seiner 20jährigen Verbannung einige Zeit am Hofe des Archelaos aufhielt[2]), schildert (II 100) selber den Eindruck, den der tüchtige Archelaos auf ihn machte: *Ἀρχέλαος . . . . τὰ νῦν ὄντα ἐν τῇ χώρᾳ ᾠκοδόμησε καὶ ὁδοὺς εὐθείας ἔτεμε καὶ τἆλλα διεκόσμησε τά [τε] κατὰ τὸν πόλεμον ἵπποις καὶ ὅπλοις καὶ τῇ ἄλλῃ παρασκευῇ κρείσσονι ἢ ξύμπαντες οἱ ἄλλοι βασιλῆς ὀκτὼ οἱ πρὸ αὐτοῦ γενόμενοι.*

Bekannt ist, dafs Archelaos auch den Sokrates dringend zu sich einlud, doch lehnte der Philosoph ab. Und Sophokles, der auch lieber als „Philathener“ gelten als die glänzenden Anerbietungen des makedonischen Königs annehmen wollte, spricht in einem Fragment (fr. 711) offen aus: *ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,*
κείνου 'στὶ δοῦλος κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.

Es war ein Glück für Hellas, wir müssen dies zugestehen, dafs in der Zeit, da Athen und Sparta und mit ihnen die gegenseitigen Bundesgenossen in langwierigen Kämpfen sich zerfleischten, für jene Griechen, welche Hafs und Hader flohen, unter Archelaos eine Stätte des Friedens erstanden war. Man mag am Charakter dieses Königs mit Recht seine Grausamkeit und Sinnlichkeit tadeln, wahre, flammende Begeisterung für das Schöne und Edle kann ihm niemand ableugnen.

Auf einen Numa folgte ein Tullus Hostilius.

Philippos hatte zwar als einer der makedonischen Geifseln in Theben griechische Bildung genossen, umgab sich als König mit Griechen[3]), stand mit Isokrates und dessen Schule in freundschaftlichen Beziehungen; der Komiker Anaxandrides aus Rhodos erfreute sich einer grofsen Beliebtheit am makedonischen Hofe und beteiligte sich 348 an den Preiswettspielen, welche Philipp nach der Einnahme Olynths veranstaltete[4]); Aristoteles leitete auf spezielle Einladung Philipps[5]) 3 Jahre lang die Erziehung des Kronprinzen Alexander: aber an einen literarischen Kreis an Philipps Hof zu denken, verbieten uns 2 Momente: einerseits mufste Philipp sein ganzes Augenmerk auf seine kriegerischen Operationen lenken, andrerseits erschwerte die Todfeindschaft, welche die patriotischen Hellenen unter der Ägide des Demosthenes gegen den freiheitsfeindlichen Usurpator Philipp im Herzen nährten, auch den griechischen Dichtern und Schriftstellern jede Annäherung an den Erbfeind Griechenlands, wollten sie nicht als Landesverräter gebrandmarkt werden.

Ebenso steht es bei Alexander dem Gr. Auch dieser genofs

---

[1]) Suid. s. v. *Τιμόθεος.*
[2]) Marcell. 29.
[3]) Marsyas ap. Athen. 14, 27; Isocr. ad Phil. § 19; Demosth. de coron. 136.
[4]) cf. Suid. s. v. *Ἀ.*; Christ. Lit.[3] 267 A. 1.
[5]) Cic. de or. III. 141 u. a.; der unechte Brief bei Gell. N. A. IX, 3. u. Plut. Alex. 7.

eine sorgfältige griechische Erziehung[1]) und bekam durch seinen Hofmeister Aristoteles besondere Liebe zur hellenischen Dichtkunst eingepflanzt. Als er sich während der persischen Feldzüge von seinem Schatzmeister Harpalos Bücher senden liefs, schickte ihm dieser seine Lieblingsschriftsteller, die Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides, die Dithyrambendichtungen von Thelestes, die Geschichte von Philistos[2]). Nach seinem Tode fand man unter dem Kopfkissen die Eynaidai des Kratinos (Phot. bibl. 151 a 11). Die Schonung des Pindarischen Geburtshauses und der Nachkommen des Dichters bei der Zerstörung Thebens habe ich bereits erwähnt. Mitten unter den Waffen liefs sich der König oft griechische Dramen rezitieren[3]). Auf seinen Zügen begleiteten ihn Dichter, Gelehrte aus allen Fächern des Wissens, Naturforscher, Geschichtschreiber in Menge; ich darf blofs an Namen wie Anaxarchos, Aristobulos, Kallisthenes, Medios, Kyrsilos, Nearchos, Onesikritos erinnern! Eine traurige Berühmtheit hat durch Horaz der Epiker Choirilos aus Jasos erlangt, der ebenso wie Anaximenes aus Lampsakos[4])

incultis . . . versibus et male natis
Rettulit acceptos, regale nomisma, Philippos[5]).

Alexander regte ferner die Gelehrten zu Messungen, Beschreibungen der eroberten Länder, Meere, Küsten und Ströme an[6]), verwandte auf die zoologischen Forschungen ungeheure Geldsummen, kurzum „die makedonische Expedition kann als eine wissenschaftliche betrachtet werden, ja als die erste", bemerkt Alex. v. Humboldt. (Kosmos II, S. 192).

Trotz alledem wird aber niemand behaupten, dafs in der rauhen Luft des Krieges, in der Sphäre der Schmeichelei Kunst und Wissenschaft die freien Schwingen regen konnten. Die Wissenschaft zog indirekt grofsen Nutzen aus den Feldzügen des Eroberers, aber die Musen suchten sich andere Heimstätten.

Aus den Trümmern des alexandrinischen Weltreichs erstanden neue, lebenskräftige Dynastien. Und zwar wetteiferten die Fürsten der neuen Reiche nach Ablauf der politischen Wirrnisse zumeist in der Pflege der Künste und Wissenschaften, in der Berufung und Unterstützung der bedeutendsten Gelehrten, Dichter und Schriftsteller ihrer Zeiten.

Die Ptolemaeer schufen Alexandria zur Metropole jüdisch-hellenistischer Literatur; die syrischen Könige erhoben ihre Residenz Antiochia zur Rivalin Alexandrias.

Um diese Zeit erlebte auch Makedonien eine zweite Blüte geistigen Aufschwungs unter Antigonos Gonatas.

Obwohl diesen Fürsten ein Unstern durch das ganze Leben ver-

---

[1]) u. a. Aesch. adv. Timocr. 168; Plut. Alex. 8.
[2]) Plut. Alex. 8.
[3]) Athen. XIII, 1.
[4]) Das Epos auf Alexander von Anax. erwähnt Diod. 15, 89. Beide als schlechte Poeten angeführt in einer herkulan. Rolle cf. Usener Rh. M. 42, 150.
[5]) Hor. ep. II, 1, 233 f.
[6]) s. Strabo. p. 187; Arr. Ind. 20, 32.

folgte, — 280 vertrieb und entsetzte ihn seines Thrones Ptolemäos Keraunos; 278 fielen sengend und brennend die keltischen Horden von Norden her ein; 273 verjagte ihn Pyrrhos der Epeirote aus Reich und Land — trotzdem bewahrte der edle König seine Begeisterung für die Künste des Friedens.

Von dem Megariker Euphantos gebildet, der ihm auch eine berühmte Monographie *περὶ βασιλείας*, also einen Fürstenspiegel, widmete[1]), hatte Antigonos Gonatas mit seinem Vater Demetrios Poliorketes den Gründer der Stoa, Zenon, in Athen gehört und zum Freunde gewonnen[2]). Im Jahre 276 als König der Makedonier proklamiert, war sein erstes, berühmte Männer seiner Zeit in einem literarischen Kreise um sich zu sammeln. Eine stattliche Reihe scharte sich um den König, von der uns folgende Mitglieder bekannt sind: die Stoiker Persaios und Philonides, Menedemos von Eretria; ferner die Dichter Aratos von Soloi, Alexander von Pleuron in Ätolien, Antagoras aus Rhodos, die Satiriker Bion aus Borysthenes und Timon von Phlius, der Geschichtschreiber und Staatsmann Hieronymos von Kardia.

An der Spitze dieses bunten, aber erlesenen literarischen Zirkels stand Aratos. Antigonos hatte ihn in Athen als Mitschüler Zenons kennen gelernt und bei der Thronbesteigung samt seinen Komilitonen Persaios und Philonides zu sich berufen. Der König feierte eben die Hochzeit mit Phila, der Stieftochter und Halbschwester des Antiochos I. von Syrien[3]); hier nun trug Arat, gleichsam als bestellter Festdichter[4]), dem König den Hymnos auf den arkadischen Pan vor[5]). Dieses Gedicht verherrlichte offenbar den vorjährigen Sieg des Antigonos über die eingefallenen Kelten (277), welche infolge „eines plötzlichen panischen Schreckens" in jäher Flucht sich zerstreut hatten[6]). Ob Kastorion, der aus dem gleichen Anlafs einen Hymnos auf Pan in jambischen Trimetern verfafste, sein Gedicht ebenfalls am Hofe in Pella vorgetragen hat, wissen wir nicht[7]).

Auf Anregung des Königs verfafste Arat sein Gedicht „Phainomena", das seinen Namen unvergänglich gemacht hat. Die Geschichte weifs über die Entstehung der Phainomena Folgendes zu berichten: „Gonatas übergab dem Dichter das *κάτοπτρον*, ein in Prosa geschriebenes Werk des Astronomen Eudoxos aus Knidos, und hiefs ihn den Inhalt desselben metrisch behandeln mit dem hübschen Wortspiel: „*εὐδοξότερον ποιήσεις τὸν Εὔδοξον ἐντείνας τὰ παρ' αὐτῷ κείμενα μέτρῳ*"[8]).

Einen jähen Rifs mufs der Einfall des Pyrrhos, der den Mäcen aufser Landes trieb, in dem literarischen Kreise verursacht

[1]) Diog. L. II, 110.
[2]) Diog. L. 6 ff.
[3]) Vit. Arat. IV p. 60, 12 ff. West.
[4]) s. Rohde, Gr. Rom. S. 65 A. 9.
[5]) Vit. Arat. III p. 58, 18 ff. W.; darauf spielt Theocrit Id. VII, 103 ff. an, s. Hauler, de Theocr. vita S. 13 f.
[6]) Usener, Rh. Mus. 29, 42 S. 41 ff.
[7]) cf. Häberlin, carm. fig. gr. 56.
[8]) Vit. Arat. I. p. 54 W.

haben. Von Arat wissen wir bestimmt, dafs er daraufhin zu Antiochos I. von Syrien sich wandte[1]) und erst wieder zu seinem Gönner zurückkehrte, als dieser sein Land wieder gewonnen hatte. Von da an verliefs Arat seinen Verehrer nicht mehr bis zu seinem Tode[2]). — Unter Arats Werken werden auch „Briefe an Antigonos", „an den Makedonier Pausanias"[3]), „Epigramme auf Phila, die Mutter des Gonatas", aufgeführt[4]), ein Beweis, wie sehr Arat mit dem makedonischen Hofe in naher Beziehung stand.

Als Freund des genannten Dichters führe ich zunächst Alexander den Ätoler an. Nachdem er seit d. J. 285 als einer der obersten Beamten an der neugegründeten Bibliothek zu Alexandria die Katalogisierung und Prüfung der griechischen Tragiker besorgt hatte[5]), folgte er i. J. 276 mit Arat dem Rufe des neuen Königs der Makedonier, Antigonos[6]). Ob er auch Phainomena gedichtet hat und somit mit Aratos wetteifern wollte[7]), steht nicht aufser Zweifel. Über sein Leben wissen wir gar nichts Weiteres.

Von dem Epigrammatiker Antagoras aus Rhodos, der ebenfalls 276 nach Pella übersiedelte[8]), wissen wir nur, dafs er sich dort als raffinierter Gourmand hervorthat und dafs der König sich gern mit dem schlagfertigen Dichter in feinen wechselseitigen Witzreden unterhielt[9]). Als Dichter der Thebais war er vom König und dem Philosophen Menedemos sehr geachtet[10]).

Einer besonderen Gunst am Hofe erfreuten sich die Stoiker Persaios und Philonides. Antigonos war ein leidenschaftlicher Anhänger des Gründers der Stoa, Zenons. So oft er nach Athen kam, hörte er seine Vorträge und bat ihn, zu ihm zu kommen, aber vergeblich[11]). Als Antigonos i. J. 263 als Feind vor den Thoren Athens stand und vernahm, Zenon sei eben gestorben, λέγεται . . . εἰπεῖν τὸν Ἀντίγονον οἷον εἴη θέατρον ἀπολωλεκώς. (Diog. L. 15), und bat die Athener durch den Parlamentär Thrason, dem toten Freunde die Ehre des öffentlichen Begräbnisses im Kerameikos zu gestatten. Als ihn die Athener fragten, warum er denn Zenon so sehr verehre, erwiderte der König: ὅτι, πολλῶν καὶ μεγάλων αὐτῷ διδομένων ἐπ' ἐμοῦ οὐδέποτε ἐχαυνώθη οὐδὲ ταπεινὸς ὤφθη. (Diog. L. 15). — Weshalb Zenon den steten Einladungen seines königlichen Schülers nicht stattgegeben hat, wissen wir nicht; er sandte dafür seinen Lands-

---

[1]) Osann, anecd. Rom. S. 320.
[2]) s. Suid. s. v. Ἄρατος.
[3]) Die Briefe galten allerdings als Machwerk eines Sabirius (?) Pollio, vit. I, 101; cf. Bentley, epist. Phalar. 71.
[4]) bei Suid. s. v. Ἄρατος.
[5]) Ttzetz. Proleg. in Aristoph.
[6]) vit. Arati III p. 58, 17. = Ar. gen. Z. 23 ff.
[7]) nach Sext. math. VIII, 204.
[8]) s. Suid. s. v. Ἄρατος u. a.
[9]) Das Nähere erzählt Hegesander fr. 15 b. Athen. VIII, 340 F — 341 A; vgl. Plut. qu. symp. IV, 4, 2; Apophth. reg. Antig. 17, 183 A.
[10]) Diog. L. 133.
[11]) Diog. L. 6.

mann, Zögling und Hausgenossen Persaios und einen andern Schüler, den Thebaner Philonides.

Persaios war zwar Stoiker, verstand es aber gut, durch feinen weltmännischen Ton und geschmeidiges Wesen die Ecken des starren Stoicismus etwas zu verdecken, so dafs er sich bisweilen selbst den Vorwurf gefallen lassen mufste, er sei mehr Hofmann als Philosoph[1]). Er stand aber in hoher Gunst beim König, so dafs er die Erziehung seines fast abgöttisch geliebten Bastardsohnes Halkyoneus erhielt[2]). Im Krieg gegen den achäischen Bund (243) erhielt er den Oberbefehl über die makedonische Besatzung in Korinth. Hier erlag aber der Philosoph der Kriegslist des Sikyoniers Aratos, und aus vielen Wunden blutend stürzte er sich stoisch in sein eigenes Schwert[3]).

Dafs es an Eifersüchteleien und Reibereien unter den verschiedenen Charakteren des Kreises nicht gefehlt hat, ist wohl von selbst anzunehmen. Indes haben wir auch sichere Nachrichten.

Der greise Menedemos war von seinen Landsleuten in Eretria vertrieben worden, weil er für den ihnen verhafsten Antigonos nach dessen Sieg über die Kelten eine öffentliche Dankadresse beantragt hatte[4]). Antigonos nahm den Philosophen freundlich auf. Dieser konnte es aber nimmer verwinden, dafs der König hernach trotz seiner Fürbitten gegen die Eretrier mit scharfen Mafsregeln vorging und die schrankenlose Demokratie derselben aufhob. Menedemos gab dem Einflufs des Persaios die Schuld und hafste ihn seit jener Stunde[5]). Bei einem Gastmahl machte er auch seinem Widerwillen über Persaios dem König gegenüber Luft mit den Worten: *Φιλόσοφος μέντοι τοιοῦτος, ἀνὴρ δὲ καὶ τῶν ὄντων καὶ τῶν γενησομένων κάκιστος.*

Ebensowenig war der „Voltaire der Griechen“ Bion von Borysthenes dem Persaios und Philonides hold. Das kam daher: Die Beiden hatten den König bewogen, nach Bions sehr zweifelhafter Herkunft zu fragen, jedenfalls um sich so den berüchtigten Spötter vom Halse zu halten. Der König bediente sich launig eines Homerverses (κ 325) und fragte: *τίς, πόθεν εἶς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;* Bion aber gestand unumwunden zu, sein Vater sei ein Freigelassener, seine Mutter Olympia ein ehemaliges Freudenmädchen, bei der er sich nur wundern müsse, wie sie sein Vater habe freien wollen. Zum Schlusse seiner vermutlich schriftlichen Erklärung replizierte er witzig ebenfalls mit einem Homervers (Z 211): *ταύτης μοι γενεῆς τε καὶ αἵματος εὔχομαι εἶναι.*[6]) Antigonos wird wohl gelacht haben über des Spötters Freimütigkeit und hielt ihn hoch in Ehren. Dafs Bion seinen Anschwärzern bei Gelegenheit mit seiner bösen Zunge heimgezahlt hat, zeigt uns ein Wortspiel auf Persaios, das uns noch erhalten ist[7]): *χαριέντως γὰρ*

[1]) Stratokles bei Philod. I St. Col. XIII.: *περιπλανᾶσθαι τὸν αὐλικὸν οὐ τὸν φιλόσοφον ᾑρημένον βίον.*
[2]) Diog. L. II, 143 f.
[3]) Philod. I. St. Col. XV; cf. Paus. II. 8, 4; VII, 8, 1.
[4]) Der Anfang noch erhalten bei Diog. L. 142.
[5]) Diog. L. 143 f.
[6]) Das Ganze bei Athen. XIII. 591 F.
[7]) Athen. IV. 162 D.

(ἔφη) *Βίων ὁ Βορυσθενίτης θεασάμενος αὐτοῦ χαλκῆν εἰκόνα, ἐφ' ἧς ἐπεγέγραπτο· 'Περσαῖον Ζήνωνος Κιτιᾶ' πεπλανῆσθαι εἶπε τὸν ἐπιγράψαντα· δεῖν γὰρ οὕτως ἔχειν, 'Περσαῖον Ζήνωνος οἰκετιᾶ'. ἦν γὰρ ὄντως οἰκέτης γεγονὼς τοῦ Ζήνωνος* fügt der Erklärer bei.

Lange weilte der unruhige Bion nicht am makedonischen Hofe; seine Wanderlust trieb ihn wieder von Ort zu Ort, bis ihn in Chalkis eine schwere Krankheit traf, zu deren Erleichterung ihm Antigonos 2 Bediente als Pfleger sandte, während er ihn persönlich auf einer Sänfte begleitete. In Chalkis schlofs der Tod den witzigen Spöttermund[1]).

Der Senior des literarischen Kreises in Pella ist der greise Hieronymos von Kardia, der in einem Alter von 104 Jahren[2]) bei seinem Gönner entschlief. Auf Anregung des Gonatas wird er auch seine Geschichte der Diadochen verfafst haben, zu der ihm eine mehr als 80jährige Erfahrung, ein wechselvolles, stürmisches Leben zu Gebote stand. Pausanias tadelt zwar an ihm I 9. 8 (10): *ὁ δὲ Ἱερώνυμος οὕτως ἔχει μὲν καὶ ἄλλως δόξαν πρὸς ἀπέχθειαν γράψαι τῶν βασιλέων πλὴν Ἀντιγόνου, τούτῳ δὲ οὐ δικαίως χαρίζεσθαι* und I 13, 9: *ἀνδρὶ γοῦν βασιλεῖ συνόντα ἀνάγκη πᾶσα ἐς χάριν συγγράφειν.* Wir können diesen einigermafsen entschuldbaren Vorwurf nicht mehr kontrollieren. Sicher ist, dafs Antigonos den greisen Geschichtschreiber vornehmlich schätzte, da er ihm selber ein Ehrendenkmal setzte in seiner Monographie „Der Kreis um Hieronymos", worin er den um sich versammelten literarischen Kreis feierte, dessen Mittelpunkt eigentlich Hieronymos bildete.[3])

Zweifelhaft ist, ob der einäugige fahrende Literat und Wanderlehrer Timon von Phlius auf seinen Fahrten auch nach Pella gekommen ist; wenigstens hat er Antigonos und Ptolemäos Philadelphos in seinen Sillen gepriesen und dem Aratos gelegentlich empfohlen, bei der vorgehabten Homerausgabe nicht korrigierte Editionen (eines Zenodot, Aristarch u. a.) zu Grunde zu legen, vielmehr auf den Urtext zurückzugehen.[4])

Den Peripatetiker Lykon „den beredten Mann und vorzüglichen Pädagogen,[5]) suchte Antigonos ebenso vergeblich, wie Antiochos II von Syrien, an seinen Hof zu ziehen.

So sehen wir denn aus den spärlichen Resten des Altertums deutlich, dafs unter Antigonos Gonatas in der That der makedonische Hof, was uneigennützige Opferwilligkeit anlangt, ganz wohl mit den Höfen von Alexandria und Antiochia wetteifern konnte. Antigonos war eine von echt hellenischem Geiste erfüllte Natur, der für Dichtkunst, Philosophie, Geschichtschreibung, auch für leichte Geselligkeit, Humor und Satire ein richtiges Verständnis besafs. Charakteristisch ist für den trefflichen König die weniger bekannte Anekdote:

Als Sostratos von Ptolemäos einer diplomatischen Mission

[1]) Diog. L. 54.
[2]) Ps. Lukian. Macrob. 22.
[3]) Nach Susem. Gesch. d. gr. L. d. Al. I, 561[219].
[4]) Diog. L. 113.
[5]) Diog. L. 65.

halber zu Antigonos gesandt war und denselben für seine Vorstellungen ganz abgeneigt fand, zitierte der schlaue Menschenkenner die Homerverse (*O* 201 ff.):

οὕτω δὴ κέλεαι, γαιήοχε κυανοχαῖτα;
τόνδε φέρω Διῒ μῦθον ἀπηνέα τε κρατερόν τε;
ἦ τι μεταστρέψεις; στρεπταὶ μέν τε φρένες ἐσθλῶν.

Auf das hin änderte Antigonos mit einem Schlage seine frühere Ansicht[1]).

Mit diesem König verschwindet der kurze Glanz, der Pella umströmt hatte; der beutegierige Wolf von Rom zog über Westen her und brachte Krieg und Unsal über Makedonien und Griechenland. Die Musen verliefsen den Olymp, dessen Nähe Archelaos und Antigonos nochmals belebt hatten, und suchten an Stelle des unterjochten Hellas und Makedoniens neue Freistätten zu Pergamon, Kos, Rhodos, Tarsos u. a. O. auf. Der letzte Makedonierkönig Perseus starb im Kerker zu Alba Fucentia; sein jüngster Sohn Alexander, der letzte Königssprosse aus dem Geschlechte der Temeniden, überlebte seinen unglücklichen Vater noch lange — als Schreiber zu Alba.

Schäftlarn. Dr. Ed. Stemplinger.

Das Französische am humanistischen Gymnasium nach der neuen bayerischen und preufsischen Schulordnung.

Bei einem Vergleiche der für das Französische geltenden Bestimmungen unserer bayerischen Schulordnung vom Jahre 1891 mit denen von 1874 läfst sich ein grofser Fortschritt nicht verkennen. Zwar die auch von vielen Vertretern anderer Fächer unterstützten Bitten der neusprachlichen Lehrer um eine Vermehrung der Lehrstunden sind leider nur in sehr geringer Weise erfüllt worden, indem man nur der 6. und 7. Klasse je 1 Stunde mehr bewilligt hat (also in allen Klassen zusammen immer noch nur 10 Wochenstunden für Französisch gegen 19 Stunden — 4 in Quarta (3. Kl.), je drei in den 3 nächsten und je 2 in den 3 oberen Klassen — in Preufsen!). Wenn man bedenkt, dafs jetzt auch noch eine vermehrte Übung im mündlichen Gebrauch der Sprache verlangt wird, so mufs jedem, der ohne Vorurteil die gestellte Lehraufgabe prüft, das grofse Mifsverhältnis zwischen den Anforderungen und der zur Verfügung stehenden Zeit auffallen. Denn, um hier nur einiges hervorzuheben, wo soll bei der auch jetzt noch viel zu geringen Stundenzahl die Zeit hergenommen werden, um die in der Instruktion mit Recht an die Spitze gestellte Forderung zu erfüllen, dafs der Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule selbst zu legen sei; wie soll man Zeit finden zu den auf Seite 7 der Instruktion verlangten vielfachen Übungen im mündlichen Übersetzen der vom Lehrer meist im Anschlufs an die Lektüre gebildeten, zur festeren Einprägung und Wiederholung der gelernten Wörter und Redensarten bestimmten Sätzchen oder zu den auf S. 8

[1]) S. Emp. adv. gramm. 276 p. 276.

empfohlenen Vorfragen bei den Übersetzungen in die fremde Sprache und bei der Lektüre? Also es mufs ohne jeden Zweifel auch für die Zukunft, den bisherigen Beginn des französischen Unterrichts in 6 vorausgesetzt, an dem früher von uns gewünschten Stundenmafse 4 (zur Not auch 3) 3, 3, 3 mit aller Bestimmtheit festgehalten werden. Abgesehen von diesem Punkte zeigt sich der obenerwähnte Fortschritt hauptsächlich in den beim Latein (Ziffer 31 u. f. der Instruktion) gegebenen trefflichen methodischen Winken, deren Beachtung nach Ziffer 42 ausdrücklich auch fürs Französische empfohlen ist, dann in der Forderung von Diktaten und in der Aufgabe, die Schüler an rasche Auffassung des Gesprochenen zu gewöhnen, bei der Lektüre in der Hereinziehung der Schriftsteller auch der modernen Zeit und in dem Wegfall des in der alten Schulordnung stehenden Satzes, dafs zur Übung im Sprechen die Inhaltsangabe oder freie Reproduktion gelesener Stücke zu verlangen sei, eine, wie ich früher schon betont habe, viel zu schwierige Forderung.

Mit lebhafter Freude werden wohl die meisten Fachgenossen mit mir die gleich am Anfang stehenden Worte begrüfst haben, dafs die Schüler durch den Unterricht im Französischen grammatische Sicherheit erlangen sollen. Dies betrachte ich als einen bedeutenden Vorzug unserer Schulordnung vor der preufsischen, in der sich einige ernste Bedenken erweckende Wendungen finden. So lesen wir dort [1]) im dritten Teil: Erläuterungen, S. 76, das Lehrziel im Französischen sei im wesentlichen auf den praktischen schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache zu bemessen, und in den methodischen Bemerkungen S. 39: Die Aufgabe der sprachlich-logischen Schulung fällt an lateinlehrenden Anstalten vorzugsweise der lateinischen Grammatik zu. Nach meiner Ansicht können diese Worte, mit gänzlicher Nichtbeachtung der Ausdrücke ‚im wesentlichen' und ‚vorzugsweise', in dem Sinne aufgefafst werden, als begünstigten sie seichte Sprachmeisterei gegenüber gründlichem Studium. Sie sind ja nach dem Gesamteindrucke der Lehraufgaben wohl nicht so gemeint; aber die Gefahr jener irrigen Auffassung ist vorhanden, und Spuren derselben haben sich, meine ich, auch schon in manchen Erzeugnissen der Schulliteratur gezeigt. Grammatische Sicherheit, wie sie uns die bayerische Schulordnung vorschreibt, ist der starke Grundpfeiler für jeden ernsten Sprachbetrieb, die feste Gewähr für klares, gründliches Verständnis gegenüber blofsem Raten und unbestimmtem Herumtappen, sie ist ein Bollwerk gegen die Oberflächlichkeit, die eines Gymnasiums unwürdig ist. Die schönen Worte Roseggers gelten auch hier: Gott schütze uns gnädig vor flacher Öd' und vor flachen Alltagsgesellen! Dafs ich damit nicht etwa einseitigem, totem Grammatikbetrieb das Wort reden will, kann man aus meinen Mustersätzen [2]) und dem Vorworte dazu entnehmen. Auch unsere Schulbehörde beabsichtigt das nicht. Ich habe schon oben kurz auf die methodischen Anregungen

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen. Berlin 1892. W. Hertz.

[2]) Mustersätze zur französischen Grammatik. I. Teil. Nürnberg. Fr. Korn.

hingewiesen, durch deren Aufnahme in die Schulordnung sie sich ein hervorragendes Verdienst erworben hat. Ich halte auf dem sprachlichen Gebiete die Empfehlung der mafsvollen Anwendung der induktiven Methode, neben der starken Betonung der Muttersprache, welche jetzt im Mittelpunkte des ganzen Unterrichts zu stehen hat, für die gröfsten Vorzüge unserer neuen Vorschriften. Nun wird hoffentlich der unverständige geisttötende Betrieb der Grammatik, wie er früher so weit verbreitet war, endlich aus dem Gymnasium verschwinden. Die Grammatik soll nie Selbstzweck sein, sondern Grundlage, Mittel zum Verständnis des Schriftstellers. Die grammatischen Regeln sollen nicht, wie es früher unbegreiflicherweise vielfach geschah, zuerst in ihrem Wortlaut mitgeteilt oder von den Schülern vorgelesen werden, ehe noch die Spracherscheinung am fremden Texte zur Anschauung gebracht ist; sondern man soll sie „am Lese- und Übungsstoffe anschaulich machen", man soll „die Schüler auch auf den untersten Stufen zum selbständigen Auffinden gewisser grammatischer Regeln anleiten." Also erst die Spracherscheinung, dann die Regel, wie ich es in meinen Mustersätzen versucht habe. Ob die so aufgefundene und entwickelte Regel dann ihrem Wortlaute nach auswendig zu lernen sei, darüber gehen die Ansichten noch auseinander. Die preufsische Schulordnung, welche ebenfalls „die syntaktischen Hauptgesetze wesentlich induktiv, im Anschlufs an Mustersätze" behandelt wissen will, fordert, nachdem so „das Verständnis induktiv vorbereitet" ist, „für das Erlernen der wichtigeren syntaktischen Regeln feste gedächtnismäfsige Einprägung." Ich halte das für unnötig, einmal, weil ich in Übereinstimmung mit unserer Instruktion mechanisches Auswendiglernen möglichst einschränken möchte, und dann weil ich glaube, dafs die Beherrschung und Handhabung der Regel besser erreicht wird durch häufige, stets laut gesprochene Wiederholungen des Mustersatzes vonseiten der Schüler und dadurch, dafs der Lehrer, so oft die betreffende Spracherscheinung zur Erörterung kommt, vom Mustersatze ausgeht. Also auswendig gelernt braucht nach meiner Ansicht die Regel nicht zu werden; aber selbstverständlich mufs sie in Worte gefafst werden, nachdem sie am fremden Texte anschaulich gemacht worden ist, und später soll sie auch öfters mündlich vom Schüler aus dem Mustersatze wieder abgeleitet werden, eine sehr gute Verstandesübung, die beim wörtlichen Auswendiglernen verloren geht. Bezüglich der Verteilung des grammatischen Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen kann man mit den Weisungen unserer Schulordnung im allgemeinen einverstanden sein; nur ist es kaum durchführbar (bei zwei Wochenstunden!) die gesamte Syntax schon in der 8. Klasse abzuschliefsen. Bei einem Vergleiche mit den preufsischen Lehraufgaben tritt hier wieder der Nachteil unserer geringen Stundenzahl sehr scharf hervor. Derselbe Lehrstoff, zu dem man dort 4 Jahre mit 14 Wochenstunden (Quarta bis Untersekunda) zur Verfügung hat, soll bei uns in 3 Jahren mit nur 8 Wochenstunden (6. bis 8. Klasse) bewältigt werden!

Aufser grammatischer Sicherheit sollen die Schüler, wie es in unserer Schulordnung weiter heifst, „einen hinreichenden Wortschatz

gewinnen, so dafs sie die Fähigkeit erlangen, französische Schriften zu verstehen." Ich halte hier, wo das allgemeine Lehrziel genannt wird, die Erwähnung des hinreichenden Wortschatzes für überflüssig, da er ja selbstverständlich zu jener Fähigkeit gehört, und würde dafür nach „Schriften" noch „gründlich" einsetzen. „Besonderes Gewicht ist auf richtige Aussprache zu legen." Verirrungen wie die Lautschrift oder allzuviel phonetische Theorie erachtet anscheinend unsere Unterrichtsbehörde als gar nicht der Erwähnung wert; denn dafs in der Nichterwähnung und dem Fehlen eines Verbotes dieser Dinge etwa stillschweigende Erlaubnis ihrer Anwendung zu sehen sei, wird wohl kein Unbefangener glauben. In Preufsen, wo bei der gröfseren Stundenzahl mancher Kollege durch die Schriften, welche eingehende phonetische Unterweisungen und Lautschrift immer noch als Wundermittel empfehlen, verführt werden könnte, seine Schüler mit diesen unnützen Liebhabereien zu quälen, wird (a. a. O. S. 30) „Ausschlufs von theoretischen Regeln über Lautbildung und Aussprache" und (S. 40) nochmals „Fernhaltung aller theoretischen Lautgesetze und der Lautschrift" ausdrücklich geboten. Man wird es mir nicht verargen, wenn ich lebhafte Genugthuung darüber empfinde, die von mir seit fast 10 Jahren verfochtenen Ansichten nun auch von der bayerischen und der preufsischen Behörde vertreten zu sehen.

Dafs „die Schüler auch an den Laut der fremden Sprache und an rasche Auffassung des Gesprochenen zu gewöhnen" sind, habe ich schon oben als einen dankenswerten Fortschritt bezeichnet, und was in der Schulordnung selbst zum Zwecke dieser Gewöhnung gesagt wird, kann nur gebilligt werden: „Bei der Erklärung und Analyse der Lesestücke ist es ratsam, dafs sich der Lehrer thunlichst der französischen Sprache bediene, indem er anfänglich dem Französischen rasch das Deutsche folgen läfst, später, wenn die Schüler an die Auffassung der französischen Sprache gewöhnt sind, diese allein gebraucht." Ob man sich dabei wohl klar gemacht hat, dafs diese doppelte Erklärung, erst in der fremden, dann in der Muttersprache, auch die doppelte Zeit erfordert, kann billig gefragt werden: doch das geringe Stundenmafs bildet ja bei dem ganzen Unterrichte ein grofses unüberwindliches Hindernis und so auch hier. Aber jener Rat an sich ist, wie gesagt, gut. Weniger einverstanden kann ich mich mit dem hierzu gehörigen Satze der „Instruktion" erklären: „Das Bemühen der Lehrer wird darauf zu richten sein, dafs die Schüler mehr und mehr zu einem fliefsenden Ausdruck der im Bereiche der französischen Lektüre liegenden Gedanken gelangen, so dafs schliefslich der Verkehr mit den Schülern völlig in französischer Sprache stattfinden kann, ohne dafs aufser dem grammatikalischen Unterrichte und der Lektüre noch besondere Sprechübungen mit besonderen Stunden eingeführt zu werden brauchen." Das klingt in mancher Beziehung befremdend und bedenklich! Der mit den Schülern völlig in französ. Sprache stattfindende Verkehr, das sieht ja auf den ersten Blick aus wie eine Empfehlung der Methode Klinghartds [1]), der bekanntlich die Muttersprache

[1]) Über diese Methode hoffe ich bald mich in diesen Blättern eingehender aussprechen zu können.

aufgefafst wird, das gereicht uns zu lebhafter Freude und erfüllt uns mit froher Hoffnung für die Zukunft.

Nürnberg. Christian Eidam.

Die Verteilung des naturkundlichen Lehrstoffes an den humanistischen Anstalten Bayerns.

Die Einfügung eines naturkundlichen Unterrichtes in das Pensum der humanistischen Lehranstalten Bayerns durch die Allerhöchste Verordnung vom 23. Juli 1891 hat fast in allen Kreisen, die an der geistigen Ausbildung unserer Jugeud interessiert sind, hohe Befriedigung hervorgerufen. Und wenn auch die diesem Gegenstande zugemessene eine Wochenstunde vielen als nicht genügend erscheint, mufs doch andererseits betont werden, dafs bei gewissenhafter Benützung der Zeit dem Schüler wenigstens eine allgemeine Orientierung im weiten Gebiete der Natur vermittelt, sowie in ihm der Sinn für die Betrachtung der Natur geweckt und ein Verständnis derselben angebahnt wird. Gelingt es dann noch -- seien wir in unseren Ansprüchen bescheiden! —, einen kleinen Teil des ganzen Schülermaterials so weit zu fördern, dafs seine Lust und Liebe zu diesem Fache die für den Unterricht bestimmten Jahre überdauert und in einigen der Drang zu selbständiger Thätigkeit erwacht, so darf den Lehrer das Gefühl der Befriedigung überkommen. Wie dieses Ziel erreicht werden soll, darüber wird die Individualität des Lehrers, die hier mehr als in manchem anderen Fache ins Gewicht fällt, und der Lehrgang entscheiden. In § 16 der angeführten Allerhöchsten Verordnung sind die Wege vorgezeichnet, die bei Erteilung des naturkundlichen Unterrichtes einzuschlagen sind; das Pensum ist für jede der fünf Klassen genau bestimmt.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, dafs die Vorschriften für die Verteilung des Lehrstoffes sich auf eine reifliche Erwägung gründen und für die Mehrzahl der Klassen sich auch vortrefflich eignen. Hinsichtlich der ersten Klasse jedoch glaube ich anderer Meinung sein zu müssen und befinde mich hierin nicht allein in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der neueren methodisch-didaktischen Werke über Naturbeschreibung, sondern auch mit einer Reihe von Kollegen, mit welchen ich diese Frage eingehend erörtert habe. Wenn ich daher in einer der Förderung des bayerischen Gymnasialschulwesens dienenden Zeitschrift meine Ansicht unumwunden darlege und eine Anregung zu einer von der bisherigen Behandlungsweise abweichenden Anordnung des Lehrstoffes zu geben versuche, so leitet mich ausschliefslich das Bestreben, der Sache zu dienen und etwas dazu beizutragen, dafs die Einführung der Jugend in die „scientia amabilis“ sich möglichst einfach und angenehm gestalte.

Für die 1. Klasse ist in § 16 der Schulordnung folgender Lehrgang vorgeschrieben: Wintersemester: Einleitung in die Pflanzenkunde;

Lehre von der Gestalt und von den Teilen der Pflanze; Einteilung nach dem Linnéschen Systeme. Sommersemester: Erklärung und Bestimmung der am Schulorte und in dessen Umgebung wachsenden Bäume, Sträucher und Getreidearten, wo möglich mit Exkursionen verbunden.

Wohl allgemein müssen, wie überhaupt bei dem naturkundlichen, so im besonderen bei dem botanischen Unterrichte als die vier Grundthätigkeiten das Beobachten, Vergleichen, Beschreiben und Schlufsfolgern anerkannt werden.[1]) Alle Beobachtung hat sich an einem hiefür geeigneten Material zu vollziehen. Bei der Behandlung von Tieren stehen uns Sammlungen und Skelette zu gebote. Wir haben Zeichnungen, welche die wichtigsten Merkmale des Körperbaues teils in natürlicher, teils wenigstens in solcher Gröfse wiedergeben, dafs sich der Schüler eine Vorstellung bilden kann. Aufserdem bringt der 10jährige Knabe über einzelne Tiere, namentlich Haustiere, über ihre Lebensweise, die Art ihrer Bewegung u. a. schon viel mehr Kenntnisse in den Anfangsunterricht mit als hinsichtlich der gewöhnlichsten Pflanzen. Die Lebensäufserungen der Tiere, die jenen gegenüber das Moment der willkürlichen Bewegung voraus haben, fesseln offenbar dadurch die Aufmerksamkeit des Kindes viel früher als die langsam und allmählich, ja fast unvermerkt sich bethätigenden Lebenserscheinungen der Pflanzenwelt. Die Teilnahme des Schülers ist daher von vorneherein mehr dem zoologischen als dem botanischen Unterrichte zugewendet, und es erfordert letzterer gerade deshalb mehr Kenntnisse, die doppelte Sorgfalt und Mühe des Lehrers. Werden wohl Abbildungen auch beim botanischen Anfangsunterricht genügen? Die Pflanzenteile sind häufig so klein und zart, dafs eine Abbildung auf weitere Entfernung undeutlich wird. Dazu kommt, dafs es für den 10jährigen Schüler keine Leichtigkeit ist, sich nach einer Abbildung den Bau einer Blüte oder anderer Objekte p l a s t i s c h vorzustellen. Stark vergröfserte Abbildungen aber erscheinen oft geradezu als Verzerrung und bewirken fast die Unkenntlichkeit einer Pflanze; ich erinnere nur an die Darstellung von Cucurbita Pepo (Kürbis) eines bekannten Wandtafelwerkes. Wandbilder und Blütenmodelle sind nur zur Wiedererweckung von bereits erworbenen Vorstellungen von wirklichem Werte, wie ja auch die Bedeutung der Schülerherbarien in der Hauptsache darin liegt, dafs an frischen Pflanzen früher gewonnene Eindrücke rasch wieder in das Gedächtnis des Sammlers zurückgerufen werden können. Zweifellos sind l e b e n d e P f l a n z e n das geeignetste, ja das einzig geeignete M a t e r i a l f ü r d e n b o t a n i s c h e n A n f a n g s u n t e r r i c h t, d e r m i t h i n n i c h t i n d i e W i n t e r-, s o n d e r n i n d i e S o m m e r m o n a t e f a l l e n s o l l t e. Schüler, denen der Bau der Blüte — um bei obigem Beispiele zu bleiben —, weil ihnen die körperliche Vorstellung fehlt, während des Wintersemesters nicht ganz klar wurde, verstanden ihn im Sommersemester, sobald man ihnen frisches,

[1]) Vgl. E r n s t L o e w, Naturbeschreibung. Bd. IV. Abteilung 3 des Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1895. S. 13.

lebendes Material vorlegte, nach ein paar Proben vollständig. Der Unterricht wird für jeden Schüler anregend, wenn jeder oder in grofsen Klassen je zwei Schüler die zu besprechende Pflanze in einem vollständigen, die Mehrzahl der Organe aufweisenden lebenden Exemplare in Händen haben. Dieser Forderung gerecht zu werden, ist freilich nicht immer leicht. Der Lehrer selbst mufs, unterstützt von einigen besseren Schülern, das Material beschaffen, wobei ein Schulgarten, namentlich in gröfseren Städten oder auch anderswo nach vorausgegangenen Regentagen, fast unentbehrlich ist. Werden aufserdem noch Exkursionen an geeignete Plätze unternommen, so läfst sich in den drei bis vier Sommermonaten mehr erreichen als in den sechs bis sieben Monaten des Wintersemesters. Durch eine Verlegung des botanischen Anfangsunterrichtes in die Sommermonate wird auch die Gefahr, dafs zu viel Terminologie hinsichtlich der verschiedenen Stengel-, Blatt-, Blüten- und Fruchtformen getrieben wird, erheblich verringert. Wozu sollen denn auch, wie es da und dort geschieht, den Schülern eine Menge Ausdrücke für Formen eingepfropft werden, die sie in der Natur noch nicht gesehen oder wenigstens nicht genau betrachtet haben? Der umgekehrte Weg, das induktive Verfahren, das in der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichtes in neuerer Zeit mit Recht die Oberhand gewonnen hat, scheint mir auch hier das richtige zu sein. Im ersten Kursus sind die Schüler zunächst mit charakteristischen Einzelformen bekannt zu machen, was sowohl an Bäumen und Sträuchern als auch an anderen Pflanzen, welche grofse, leichtfafsliche Blütenformen haben, geschehen kann. Aus der Vergleichung jeder neuen Pflanze mit schon besprochenen, die der Schüler entweder in seinem Herbarium besitzt oder an Abbildungen der Schule wiedererkennt, ergibt sich der Unterschied der Formen von selbst, und es wird so fast spielend eine Summe morphologischer Kenntnisse erworben — und gerade im Selbsterworbenen liegt der Reiz —, vorausgesetzt, dafs der Lehrer bei der Auswahl der Pflanzen die genügende Vorsicht gebraucht. Aber nicht hierauf, sondern auf einen anderen Punkt ist selbst beim Anfangsunterricht das Hauptgewicht zu legen. Dem Schüler soll meines Erachtens baldmöglichst ein Verständnis der verschiedenen Lebensvorgänge, welche sich im Laufe des Jahres in unseren Pflanzen abspielen, erschlossen werden und gleich von Anfang an die Form eines Organes mit seinem Zwecke in Verbindung gebracht werden. Aus dem Programme des Gymnasiums Kaiserslautern v. Jahre 1894[1]) (J. Pfifsner, Elementare Unterweisung über die Pflanze und ihre Teile), dessen Studium manchem Lehrer der Botanik ein recht nutzbringendes Hilfsmittel für den Unterricht sein dürfte, ist zu ersehen, dafs der Verfasser desselben in der angedeuteten Richtung meinen Standpunkt vertritt. Schon auf der untersten Stufe kann das biologische Moment in elementarer Form in den Vordergrund gerückt

[1]) Vgl. die Besprechung dieses Programmes von Prof. Westermaier unter „Rezensionen" in diesem Hefte. (Die Red.)

werden. E. Loew hält es (a. a. O. S. 44) für das zweckmäfsigste, den Unterricht mit der Betrachtung der Lebensvorgänge an Waldbäumen zu beginnen. „Der Gegensatz der Winterruhe, sagt er, und der Zeit ausgiebiger Vegetationsthätigkeit, alle die vielfachen Erscheinungen des Wachstums, der Einflufs der Wärme, der Bewässerung und Belichtung und vieles Ähnliche läfst sich an den Waldbäumen in ganz elementarer, auch Kindern zugänglicher Weise verdeutlichen..... Der Klassenunterricht schreitet parallel mit der allmählichen Entwicklung des heimatlichen Baum- und Waldlebens vorwärts.“ Loew empfiehlt ferner als Lehrmaterie für die erste Stufe: Das Verhältnis der Knospe zu dem aus ihr hervorwachsenden Trieb, Andeutung über die biologische Bedeutung der Knospenhüllen, Sprofsverjüngung und Sprofsverdickung mit Begleiterscheinungen.

Ein Spaziergang in den Wald wird Aufklärung bringen über Stammbildung und Verästelung, die Rinden- und Borkenbildung, das Verhältnis des Waldes und Baumwuchses zum Boden. Von genauer Blütenerklärung kann natürlich auf dieser Stufe bezüglich der wenigsten Waldbäume die Rede sein. Bei Kätzchenblütlern wie Erle, Birke, Haselstrauch mag es einstweilen genügen, auf das Ausstäuben der Kätzchen hinzuweisen, wie ja auch die eingehende Kenntnis der Blüte unserer Getreidearten einem 10—11jährigen Schüler noch nicht zugemutet werden kann. Die Erläuterung der Blüte schliefst sich, wie bereits bemerkt, besser an einfache, regelmäfsige Formen von entsprechender Gröfse an. Die Blüte in ihren verschiedenen Stadien ist dabei ein dankbarer Gegenstand der Betrachtung. Die biologische Bedeutung von Kelch und Blumenkrone, die Bestäubungsvorgänge uud die wunderbaren Mittel der Insektenanlockung, des Schutzes, der Verbreitung, das Abfallen der männlichen Organe, das Einschrumpfen der Narbe und des Griffels, das Schwellen des Fruchtknotens und der Samenanlage, das allmähliche Heranreifen der Frucht — dies alles wird dem Schüler in natura vorgeführt. Hat man sodann noch die Keimung einer Bohne oder einiger Getreidekörner — zwischen Glasplatten und befeuchtetem Löschpapier keimen letztere in 2—3 Tagen — bewerkstelligt und erklärt, so ist ein Bild des herrlichen Kreislaufes eines Pflanzenlebens entworfen. Endlich können noch einfache Beziehungen einzelner Pflanzen zu ihrer Umgebung, sowie die Lebensverhältnisse einiger Schmarotzergewächse beleuchtet werden. Sind die genannten Vorgänge an etwa 15—20 Exemplaren genau gezeigt, so hat sich der Schüler ein genügendes Mafs von Anschauungen für weitere Vergleichungen und Schlufsfolgerungen im nächsten Sommerkursus angeeignet. Ihn schon im ersten Jahre dazu zu veranlassen, dafs er sich ein ganzes System, sei es nun das Linnésche oder eines der in neuerer Zeit vielfach bevorzugten natürlichen Systeme, einpräge, halte ich für verfrüht, da ein System nach Betrachtung verschiedener Typen förmlich erarbeitet werden mufs. Ich stimme hierin Max Fischer bei, welcher in seinem Aufsatze „Zum Lehrplan der Naturgeschichte“ [1]) sich also äufsert: „So verfehlt gewifs in allen

[1]) Lehrproben und Lehrgänge, herausgegeben von O. Frick und H. Maier. 1. Heft. Apr. 1887. S. 87.

Lehrgegenständen eine verfrühte Systematisierung ist, welche sich nicht auf erarbeitetes Material stützt, so wichtig, ja unumgänglich nötig ist im Unterricht die Verknüpfung der gewonnenen Resultate zu methodischen Einheiten, die mit kleineren Gruppen beginnend allmählich zu höheren Stufen, endlich zum System aufsteigen und so allein den Überblick über ein Wissensgebiet, einen Einblick in das Nebeneinander seiner Elemente, einen Durchblick in ihren ursächlichen Zusammenhang ermöglichen." Also auch nicht ganz am Schlusse wird das System konstruiert, sondern alle neuen Erscheinungen werden stufenweise nach ihrer Ähnlichkeit geordnet und allmählich vollendet sich das vielteilige Gebäude eines Systems. Darüber wird auch der zweite Sommerkurs vergehen und die gewöhnlichsten Kulturpflanzen können nebenher im 2. bis 4. Kurse zur Behandlung gelangen, was ich nicht für einen Nachteil halte, da so in den botanischen Lehrstoff der 2. Klasse etwas mehr Abwechslung gebracht würde. Durch diese Verschiebungen würde das bisherige botanische Lehrpensum der 3. und 4. Klasse fast gar nicht alteriert. Als Hauptziel der Schulbotanik mufs aber auch in diesen Kursen die allgemeine Biologie der Pflanzen im Auge behalten werden. [1]) Freilich ist der Lehrstoff der 4. Klasse bei der gröfsten Beschränkung, die sich der Lehrer auferlegt, fast zu reichlich bemessen, da neben der Phanerogamenkunde auch die Einführung in das Reich der Kryptogamenkunde erfolgen soll. Dafs in der Schulordnung nur Moose, Flechten, Algen, nicht aber auch die Pilze genannt sind, welche doch im Haushalte der Natur unter allen Kryptogamen die wichtigste Rolle spielen, dürfte wohl auf ein Druckversehen zurückzuführen sein. Einer solchen Häufung des Stoffes könnte nur abgeholfen werden, wenn auch noch in der 6. Klasse dem naturkundlichen Unterrichte eine Stunde eingeräumt würde; andere deutsche Staaten machen diese Konzession teilweise sogar an Obersekunda.

Durch eine Verlegung des ersten botanischen Unterrichtes in die Sommermonate ergeben sich natürlich auch Verschiebungen im zoologischen Lehrstoffe, die aber keinen Schwierigkeiten begegnen. Das Wintersemester hindurch müfste also in der 1. Klasse nunmehr zoologischer Unterricht stattfinden. Es darf dann freilich nicht Ordnung für Ordnung, Familie für Familie nach dem System aneinandergereiht werden, sondern auch hier hat man sich wie in der Botanik auf der ersten Stufe der Unterricht damit zu befassen, charakteristische Einzelvertreter der verschiedenen Ordnungen vorzuführen. Es eignen sich hiezu für den Anfang namentlich diejenigen Säugetiere und Vögel — auch schon von letzteren soll des Vergleiches halber eine Anzahl herangezogen werden —, welche der Knabe schon oft gesehen und zum Teil auch in ihrer Lebensweise beobachtet hat, also insbesondere die Haustiere und andere bekannte Vertreter der heimischen Tierwelt. Als Lehrprinzip empfehlen neuere

[1]) Zur raschen Einführung des Lehrers in die Blütenbiologie empfiehlt sich das kleine Werkchen: P. Knuth, Grundriss der Blütenbiologie. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius u. Fischer. 1894. Mk. 1.50 gebunden.

Methodiker für den zoologischen Unterricht nach meinem Dafürhalten mit Recht die sogenannte biozentrische Betrachtungsweise, welche den Schülern den Zusammenhang der einzelnen Tierformen mit ihrer natürlichen Umgebung zum Bewufstsein bringt und so beispielsweise die Körperausrüstung der Tiere durch den Hinweis auf die Art ihrer Bewegung, ihres Aufenthaltsortes, ihrer Ernährungsweise u. a. verständlich macht. Wenn Loew [1]) für die unterste Stufe des zoologischen Unterrichtes die Behandlung ausländischer Tiere gänzlich verwirft, so scheint er mir darin doch etwas zu ängstlich zu sein. Hat der Schüler zuvor einige heimische Tiere in ihrer Beziehung zu ihrer Umgebung auffassen gelernt, so wird er, auch wenn er die Aufenthaltsorte des Löwen oder Kamels, des Affen oder des Elefanten, wie Wüste, Steppe, Urwald u. dgl. noch nicht näher kennen gelernt hat, nach einer vom Lehrer mit wenig Strichen skizzierten Schilderung derselben die Lebensverhältnisse auch dieser Tiere, von denen er seit seiner ersten Kindheit schon so viel gehört hat, gewifs verstehen. Der zoologische Unterricht hat überhaupt gegenüber dem botanischen die Eigentümlichkeit, dafs bei der Flüchtigkeit des Tieres der Schüler vieles nicht mit eigenen Augen sehen, sondern nur aus Schilderungen des Lehrers erfahren mufs, ohne dafs deshalb die Unterweisung ihren Charakter als Anschauungs- und Beobachtungsunterricht verlieren würde. Nach diesen Darlegungen würden mir zur Besprechung in der 1. Klasse geeignet erscheinen: Hauskatze, Gem. Fledermaus, Maulwurf, Fuchs, Eichhörnchen, Pferd, Rind, Edelhirsch, Hausschwein, Orang-Utan, brauner Bär, Elefant, Grönlandwal; dann: Haushuhn, Feldtaube, Haussperling, Hühnerhabicht (oder eine Eule), Kuckuck, Hausschwalbe, Storch, Wildente, Straufs.

In der 2. Klasse werden die übrigen wichtigeren Vertreter der Ordnungen und Familien der Säugetiere und Vögel an die bereits im Vorjahre behandelten Repräsentanten derselben angruppiert und nach Besprechung von Tieren aus bisher unberührt gebliebenen Ordnungen (Seehund, Känguruh etc.) die beiden ersten grofsen Klassen der Wirbeltiere zum Abschlufs gebracht.

In der 3. Klasse kann nach einem kurzen Rückblick sofort mit den Reptilien begonnen werden. Es folgen Amphibien und Fische, worauf zur weiteren Entlastung der 4. Klasse noch ein paar Monate übrig bleiben. Entweder könnten Weichtiere und von den Gliedertieren die Spinnen, Krebse und Tausendfüfse noch zum Lehrstoff der 3. Klasse gezogen werden, oder es möchte sich vielleicht, falls die Trennung der Insekten nicht als ein Hindernis erachtet wird, noch mehr empfehlen, mit der Behandlung einiger Ordnungen der Insekten, wie z. B. der Käfer und Schmetterlinge, diese Zeit zu füllen, weil dadurch schon im Sommersemester der 3. Klasse auf Exkursionen die wundersamen Beziehungen der Pflanzen- zur Insektenwelt mit gröfserem Erfolge beleuchtet und solche Schülerausflüge dadurch sich nur um so interessanter und anregender gestalten würden.

Regensburg. Dr. Franz Vollmann.

[1]) (a. a. O. S. 61).

Das Lokationssystem und die humanistischen Gymnasien Bayerns.

Als einst den Zöglingen der berühmten Lehranstalt Schulpforta die Eröffnung zu machen war, dafs von nun an Preisverteilungen stattfinden sollten, hielt Rektor Ilgen mit ungewöhnlichem Ernst und fast mit Kummer folgende Ansprache an die versammelten Schüler:

„Es scheint, dafs der gute Ruf unsrer Schule im Lande sinkt, sonst würde die weise Landesregierung nicht für nötig gefunden haben, euren Fleifs durch das Versprechen von Belohnungen anzufeuern; das schien ehemals nicht nötig. So möget ihr nun euern Eifer verdoppeln, um zu beweisen, dafs ihr diese, wenn auch schonende, doch immerhin empfindliche Züchtigung nicht verdient habt oder nicht ferner verdienen wollt!"

Diese in mehrfacher Hinsicht interessante Ansprache wurde hier in vollem Wortlaut mitgeteilt, obwohl nur an ihren ersten Gedanken angeknüpft werden soll. Der seit zwei Jahren in der Öffentlichkeit erhobene Ruf nach Rückkehr zu dem früher befolgten System der Preisverteilungen und der Lokationen hat nämlich auch den Lehrern an den humanistischen Gymnasien Bayerns die Frage nahegelegt, ob etwa das Ansehen und die Schätzung der seit Abschaffung jenes Systems an denselben erzielten Leistungen gesunken sei. Eine in diesem Sinne zu verstehende Klage hat jedoch keiner der Redner, welche den Gegenstand in unsrer Abgeordnetenkammer besprochen haben, vorgebracht, weder vor 2 Jahren, noch auch bei den jüngst gepflogenen Erörterungen, welche weit ausführlicher und lebhafter waren als die damaligen. Im Jahre 1894 hatten sich vielmehr die Gymnasiallehrer einer direkten Anerkennung ihres Wirkens zu erfreuen, indem ihnen der so früh aus dem Leben geschiedene Kultusminister Dr. v. Müller öffentlich — wenn auch anläfslich eines anderen Gegenstandes — bezeugte, dafs ihre Leistungen „vollkommen befriedigen." Im laufenden Jahre hat nur ein Redner die Frage nach dem Werte der auf unsren Gymnasien erzielten Erfolge berührt oder gestreift. Dieser war ein entschiedener Freund und Verteidiger des Lokationssystems. Seine Äufserung, man werde nicht behaupten wollen, dafs die Leistungen der Gymnasien seit Aufhebung der Lokationen sich gehoben hätten, darf aber als ein unfreiwilliges indirektes Zugeständnis dafür gelten, dafs sie seit jener Zeit auch nicht zurückgegangen seien, geschweige denn, dafs daran etwa der Wegfall jenes Systems die Schuld trage. So hat also niemand die Rückkehr zu demselben als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet oder erwiesen; im Gegenteil wurde der dahin gehende Vorschlag bei den diesjährigen Erörterungen des Gegenstandes von einigen Rednern mit Entschiedenheit bekämpft. In letzterem Sinn hat auch schon im Jahre 1894 die in Bamberg abgehaltene Generalversammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins Stellung genommen. Sie hat die von dem Verfasser dieses Artikels vorgelegte und verteidigte These: „Die Wiedereinführung des Lokationssystems unterliegt erheblichen Bedenken", fast einstimmig angenommen. Nun waren meinen damaligen Ausführungen nur

wenige schriftliche Notizen zu grunde gelegen, und noch ehe ich dazu kam, das in Bamberg erstattete Referat zur herkömmlichen Drucklegung auszuarbeiten, war derjenige Abgeordnete aus dem Leben geschieden, welcher die Wiedereinführung der Lokationen angeregt hatte. Nicht lange darnach war ihm Kultusminister Dr. von Müller im Tode nachgefolgt, welcher jene Anregung zwar dilatorisch, aber doch in wohlwollendem Sinne behandelt hatte. So konnte es wohl scheinen, die ganze Frage ruhe und dürfe ruhen bleiben — da belehrten uns die letzten Wochen eines anderen. Lebhafter als früher ist der Ruf nach Umkehr zur Lokation erschollen, und so hielt ich es denn in Übereinstimmung mit der Redaktion dieser Blätter für meine Aufgabe, das früher Unterlassene jetzt nachzuholen.

Die folgenden Bemerkungen wollen versuchen nachzuweisen, dafs das Lokationssystem mit dem Geiste und mit wichtigen Grundbestimmungen der für unsere humanistischen Gymnasien bestehenden Schulordnung nicht vereinbar sei. Wir werden dasselbe also sowohl in seinem Verhältnis zu den allgemeinen Bestimmungen über die Ziele und Aufgaben dieser Schulen zu prüfen haben, als auch in Beziehung auf die für die Qualifikation der Schüler bestehenden Vorschriften.

Nehmen wir unsere Aufgabe zunächst nur als gleichbedeutend mit der Frage nach der richtigen Form bei der Qualifikation der Schüler. Jede Qualifikation richtet sich notwendig nach der Natur der zu kennzeichnenden Objekte und nach dem Zwecke der Qualifikation selbst. Die Schüler werden qualifiziert, damit sie selbst und ihre Eltern in angemessenen Zwischenräumen erfahren, in wie weit sowohl ihr sittliches Betragen und ihr Fleifs, als auch ihre Fortschritte im Lernen den Anforderungen der Schule entsprechen. Fleifs und Betragen wurden vor Einführung der Schulordnung des Jahres 1874 nach 4 Notenstufen der Kürze halber oft nur mit Zahlen bezeichnet, deren Geltung auf den Zeugnisformularen besonders erläutert war. Niemand wird leugnen, dafs dieses Verfahren recht schablonenhaft war. Einen Fortschritt auf diesem Gebiete brachten die Schulordnungen der Jahre 1874 und 1891 durch die Bestimmung, dafs in den Semestral- und Jahreszeugnissen „zunächst ein allgemeines Urteil über Betragen, Fleifs und Leistungen" eines Schülers zu geben sei. So wurde es möglich, die Eigenart der einzelnen Schüler entsprechend zu berücksichtigen, was in vielen Fällen sehr wünschenswert ist. Diese Einrichtung entspricht der natürlichen Mannigfaltigkeit der bestehenden Unterschiede und dient zugleich pädagogischen Zwecken; denn abgesehen noch von dem Urteil über die Leistungen der Schüler kommen durch sie Lob und Tadel, Rüge und Anerkennung, Warnung und Ermunterung zu einem den individuellen Unterschieden entsprechenden Ausdruck. Wir meinen, das ist das natürliche Verfahren bei Beurteilung des Fleifses und des Betragens und weit geeigneter, als die Anwendung der allzu sehr generalisierenden und erst zu deutenden Zahlen. Jedenfalls kommt auf diesem Wege der eigentliche Zweck der Zeugnisse hinsichtlich des Fleifses und Betragens vollständig zu seinem Rechte. Das ist aber auch durchaus der Fall

hinsichtlich der Angaben über die Leistungen der Schüler, wenn sie, wie gleichfalls seit dem Jahre 1874 üblich ist, einfach nach 4 Hauptnoten beurteilt werden. Man könnte Gründe nennen, die wohl ein System von 5 Noten wünschen liefsen, doch das kommt hier nicht weiter in Betracht. Im allgemeinen genügt unser Notensystem auch für die Beurteilung der Leistungen dem Bedürfnis. Man trägt ein dem Zwecke der Zeugnisse selbst ferne liegendes Moment in die Sache herein, wenn man, um die Leistungen der Schüler im Verhältnis zu einander auf das genaueste zu unterscheiden, wiederum Lokationen berechnet und veröffentlicht haben will. Man hofft freilich, die Leistungen der Schüler durch dieses Verfahren steigern zu können, und wünscht, der Öffentlichkeit genaue Kenntnis von den allgemeinen und besonderen Fortschritten der einzelnen Schüler erschlossen zu sehen. Wir werden diese beiden Gesichtspunkte später behandeln; hier sei zunächst nur festgestellt, dafs sich auch in Bezug auf die Form, in welcher die Leistungen der Schüler beurteilt werden sollen, aus dem Zwecke der Zeugnisse an sich kein Grund ergibt, die jetzt dafür bestehende Ordnung der Dinge zu verlassen, die sich ja auch in praktischer Hinsicht bewährt hat.

Zu demselben Ergebnis kommt man, wenn man von der Natur der zu qualifizierenden Leistungen selbst ausgeht. Sie gehören dem Gebiete des Geistes an, wenn sie auch auf den unteren Lehrstufen und bei den vorherrschend auf das Gedächtnis angewiesenen Fächern den Äufserungen der höheren geistigen Kräfte verhältnismäfsig weniger Spielraum lassen. Die bei geistigen Leistungen zu würdigenden Vorzüge und Mängel sind jedenfalls immer recht mannigfaltiger Art. Für innerlich verschiedene Objekte gibt es nun aber keinen gemeinschaftlichen Mafsstab; so läfst sich also auch für die bei der Lokation beabsichtigte rechnerisch genaueste Unterscheidung und Wertbestimmung der Schülerarbeiten niemals jene einwandfreie Grundlage beschaffen, welche für das Gebiet des Körperlichen und Stofflichen, wo man nach feststehenden Einheiten zählt, mifst und wiegt, eine unanfechtbare rechnerische Form der Qualifikation nicht nur erlaubt, sondern geradezu fordert.

Im unlösbaren Widerspruch zu dem dargelegten Sachverhalt steht nun das einst beobachtete Verfahren, wonach man mit ganzen Fehlern und ihren Bruchteilen — man ging an manchen Anstalten bis zu $^1/_8$ Fehler herab — die zwischen den verschiedenen Mängeln der einzelnen Schülerarbeiten bestehenden inneren Unterschiede in Zahlenwerten in Anschlag brachte. Überdies zog man dabei einseitig nur das Mangelhafte in Betracht. Das führte denn notwendig zu den seltsamsten, ja ungeheuerlichsten Folgen. Es konnte geschehen, dafs einem Schüler, dem nachträglich noch ein Fehler in einer Einzellokation angestrichen wurde, deshalb noch die Erlaubnis zum Vorrücken versagt wurde. Das war einst das Schicksal eines jetzt in angesehener Stellung wirkenden Kollegen. Da wog es freilich weit leichter, wenn z. B. ein Schüler mit $12^1/_2$ Fehlern, dem 5 Schüler mit 12 Fehlern auf dem 18. Platz vorangingen, deshalb den 23. Platz

erhielt. Das Verkehrte und Ungerechte solcher Dinge fühlen aber auch schon kleinere Schüler, um so bitterer dann, wenn sie den Vorsprung beobachten, den andere ihren besseren Augen, die in vollen Klassen oft wider Willen dienen, oder gar so manchen Kniffen der Unredlichkeit verdanken. Wie viel besser ist so unerheblichen Unterschieden gegenüber das jetzige Notensystem! Es macht zwischen zwei Arbeiten wegen des sogenannten halben oder ganzen Fehlers kaum je einen Unterschied, sondern bringt Mängel und Vorzüge gleichmäfsig in Anschlag; man zählt nicht blofs, sondern schätzt und wägt zugleich und bringt beides in sinngemäfsen Einklang. Das Notensystem hat eben eine durchaus einwandfreie Basis; es bleibt bei dem eigentlichen Zwecke der Qualifikation der Arbeiten und beurteilt diese nach ihrem Verhältnis zu den gestellten Aufgaben und Lehrzielen; anders die Lokation, welche das nebensächliche Moment des Verhältnisses der Schüler unter einander zur Hauptsache macht. So sagt denn auch H. Schiller,[1]) dafs die „Lokation meist keine innere Begründung" habe. Die hier sich aufdrängende Frage nach den Gründen dieses Urteils möchten wir dahin beantworten, dafs die Lokation, abgesehen von der erwähnten Verschiebung des Zweckes der Qualifikation, von dem Zufall abhängig ist, welcher nicht blofs die Zahl der Schüler in einem Kurse, sondern auch die qualitative Zusammensetzung desselben bestimmt, und dafs sie überdies der Zahl eine Rolle aufzwingt, die ihr von Natur versagt ist. Zahlen können zur Qualifikation auf unserem Gebiete nur insofern dienen, als sie der kürzeste Ausdruck eines dafür geltenden bestimmten Prädikates sind.

Das Gesagte gilt ebenso sehr, wenn es sich um die Beurteilung einer einzelnen schriftlichen Schulaufgabe, als wenn es sich um die Gewinnung der übrigen Faktoren handelt, aus welchen die in den Zwischenzeugnissen und in dem Jahreszeugnis zu erteilenden Noten zu ermitteln sind. Als Grundlage derselben haben ohne Unterschied alle schriftlichen und mündlichen Leistungen der Schüler zu dienen, und insbesondere soll „das gesamte Wissen und Können des Schülers ebenso nach dem Gesamteindrucke der mündlichen Leistungen" in Betracht kommen. So bestimmt die „Instruktion" zu § 28, Abs. 2. der Schulordnung. Wer wollte leugnen, dafs diese Ausdehnung des Urteils auf die Gesamtheit der Leistungen eines Schülers überhaupt ebenso der Gerechtigkeit als wichtigen pädagogischen Rücksichten entspricht? Neigen doch manche Schüler dazu, nur eben für die sogenannten „Schulaufgaben", die einstigen „Lokationen", zu arbeiten; die fähigeren unter ihnen vermögen manchmal auch das früher Versäumte teilweise einzubringen, nie freilich ohne Schaden für die Gründlichkeit. Dieser sogenannten „Lokationsjägerei" steuert die Berücksichtigung der übrigen Leistungen doch einigermafsen. Auch schwächeren Schülern gegenüber ist dieses Verfahren gerechter. Der Gedanke an die ausschlaggebende Wichtigkeit der schriftlichen Schulaufgaben macht sie nicht selten ängstlich und beeinträchtigt ihre

[1]) Handb. der prakt. Pädag. S. 173.

Leistungen. So ist ihnen denn die Berücksichtigung der durch regelmäfsigen Fleifs auch sonst erzielten, erfahrungsgemäfs oft besseren Leistungen gerne zu gönnen. Was freilich die Beurteilung der schriftlichen Hausaufgaben betrifft, so ist hier, zumal in überfüllten Klassen, wegen der so vielfach mitwirkenden fremden Einflüsse die gröfste Vorsicht geboten; jedenfalls aber bereitet die Veranschlagung dieser Arbeiten bei einer in den einzelnen Fächern herzustellenden Lokation die gröfsten Schwierigkeiten, während auch diesen Leistungen das Notensystem eine gerechtere Würdigung sichert.

Bei einer Art von schriftlichen Arbeiten, die neuerdings auf unseren Gymnasien zu gröfserer Bedeutung gelangt ist, und welcher unseres Erachtens ein noch gröfserer Einflufs als bisher auf die Qualifikation der Schüler gebührt, erweist sich die Lokation als besonders unbrauchbar. Wir meinen die Versionen, wie man an manchen Anstalten die als Schulaufgaben geforderten Übersetzungen aus den alten Sprachen in das Deutsche nennt. Bekanntlich hat die Schulordnung vom 23. Juli 1891 anstatt der früher bei dem Gymnasialabsolutorium geforderten griechischen Stilarbeit die Übersetzung einer Klassikerstelle in das Deutsche angeordnet. Dem entsprechend wurde das Ziel des grammatischen Unterrichts darauf beschränkt, „wesentlich in den Dienst der Hauptaufgabe zu treten und die Sicherheit der Interpretation" der Schriftsteller vorzubereiten. Wer nun anerkennt, — und wer thäte das nicht? -- dafs der Zweck des griechischen Unterrichts die Einführung des Schülers in das Verständnis der griechischen Autoren sei, wird seine Leistungen in dieser Richtung möglichst zu heben und auch deren Einflufs auf die Beurteilung des Schülers verstärkt zu sehen wünschen. Das Gesagte gilt aber auch in hohem Grade von dem lateinischen Unterricht, obwohl bei dem Absolutorium nach wie vor eine Übersetzung in das Lateinische zu fertigen ist, und somit schon hiedurch den Stilübungen, trotz der auch hier dem grammatischen Unterricht gezogenen Schranken, eine gewisse selbständige Bedeutung, und gewifs mit Recht, gesichert blieb. Es würde sich also wegen der prinzipiellen Wichtigkeit der Klassikerlektüre empfehlen, als Schulaufgaben öfter als bisher Versionen zu geben, was auch vom rechnerischen Standpunkt aus geboten erscheint. Denn ist es nicht ein starkes Mifsverhältnis, dafs in den oberen Klassen, wo nur eine oder zwei Wochenstunden dem stilistischen Unterricht in den alten Sprachen zufallen, die schriftlichen Schulaufgaben überwiegend aus Stilübungen bestehen, während der Lektüre der Klassiker vier Stunden gehören und doch nur vereinzelte Versionen gegeben werden? Nebenbei bemerkt sind die als Klausurarbeiten gegebenen Versionen ein treffliches Mittel, die Begabung zu prüfen und die wahre Leistungsfähigkeit derjenigen Schüler nachzuweisen, welche „Eselsbrücken" benützen. Dafs nun aber Versionen nicht nach der Anzahl der Fehler beurteilt werden können, sondern einen allgemeineren, freieren Mafsstab erfordern, liegt in der Natur dieser Aufgaben selbst. Es trifft auch bei ihnen zu, was

von dem deutschen Aufsatze im höchsten Grade gilt: sie spotten des Versuches, sie in die Schablone einer Lokation zu zwängen.

Aber auch die mündlichen Leistungen lassen nur bei dem Notensystem eine gerechte Würdigung zu. Die Schüler erhalten ja Fragen und Aufgaben von ungleicher Schwierigkeit. Das ist nun einmal nicht zu ändern; allein dieser Umstand entzieht doch offenbar der Lokation, welche nur auf der Grundlage der gleichen Ansprüche an alle Schüler beruhen kann, jeden Boden. Oder wollte man vielleicht den grofsen Einflufs auf die Noten der Schüler, welchen die bestehende Schulordnung auch den mündlichen Leistungen zuweist, verkürzt und beschränkt sehen? Das hiefse denn doch ihre Wichtigkeit verkennen. Denn während schriftliche Arbeiten mehr die Früchte ruhigen und beharrlichen Nachdenkens, sowie das Verhältnis des Wissens zu der gegebenen Aufgabe allein nachweisen, lassen die mündlichen Leistungen vor allem promptes Wissen, auch über den Rahmen der zunächst gestellten Aufgabe hinaus, sowie Geistesgegenwart, schlagfertiges Urteil und sprachliche Gewandtheit hervortreten. Nach beiden Richtungen aber sollen die Schüler ausgebildet, also auch zensiert werden. Eine verminderte Anrechnung des Mündlichen wäre aber auch aus schon oben in anderem Zusammenhang berührten pädagogischen Rücksichten bedenklich und überdies mit der zentralen Stellung, welche die Lektüre der Klassiker in den oberen Klassen einnimmt, ebenso wenig vereinbar als in rechnerischer Hinsicht mit der ihnen eingeräumten Stundenzahl. Da nun aber unter dem Lokationssystem die Ungleichheit der mündlich zu lösenden Aufgaben ihre Wirkung durch die einzelnen Hauptnoten hindurch schliefslich noch bis auf den Platz im allgemeinen Fortgang erstreckt, so wird man es auch in Rücksicht auf das Mündliche besser bei dem jetzigen Stande der Dinge lassen. Nun hat einst in den Jahren 1861 bis 1874 eine Kombination des Noten- und Lokationssystems bestanden, welche gewifs in mancher Hinsicht besser war als das reine Lokationssystem; allein die gegen letzteres in Beziehung auf die Würdigung der mündlichen Leistungen angeführten Bedenken werden auch durch eine kombinierte Form der Qualifikation nicht aufgehoben, und auch die anderen, aus dem Gesamtinhalt dieses Aufsatzes sich von selbst ergebenden Bedenken würden durch die Rückkehr zu dem gemischten System nicht in Wegfall kommen.

Wir haben bisher lediglich den Vorzug des Notensystems in Bezug auf die Beurteilung der Einzelleistungen der Schüler nachgewiesen. Was nun weiter die Einrichtung der Hauptlokation betrifft, d. h. den Gebrauch, am Ende des Schuljahres aus den einzelnen Hauptnoten einen allgemeinen Fortgangsplatz jedes Schülers zu berechnen, so ergibt sich unser Standpunkt aus dem bisher Gesagten ganz von selbst. Wir lehnen diese Einrichtung grundsätzlich schon deshalb ab, weil es eine Täuschung ist, wenn man glaubt, dafs sich hiefür die erforderliche Sicherheit der rechnerischen Grundlagen beschaffen lasse. So sagt auch H. Schiller, [1]) dafs für die Lokation ,,bis zum heutigen

[1]) Hdbch. d. prakt. Pädag. S. 173.

Tage noch kein Modus bekannt ist, der richtige Resultate ergäbe". Wir beanstanden aber die Hauptlokation prinzipiell auch deshalb, weil sie ihrer Natur nach dem Wesen der unseren humanistischen Gymnasien im allgemeinen gesteckten Ziele widerspricht. Die geltende Schulordnung bestimmt in § 1: „Die humanistischen Gymnasien haben den Zweck, die männliche Jugend auf der Grundlage höherer allgemeiner Bildung zu selbständigem Studium vorzubereiten und zu religiös-sittlicher Tüchtigkeit zu erziehen." Betrachten wir zunächst das Verhältnis der Hauptlokation zu dem erstgenannten allgemeinen Zwecke! Bei diesem ersten Hauptziele handelt es sich offenbar nicht vorwiegend um eine Summe von Einzelkenntnissen, sondern um die Erwerbung einer geistigen Kraft, um möglichste Annäherung an das Ideal einer gründlichen und harmonischen Ausbildung. Bei Bestimmung des Grades nun, in welchem der einzelne sich diesem Ziele von Jahr zu Jahr nähert oder nach der Absolvierung sämtlicher Klassen sich genähert hat, kommt mit innerer Berechtigung nur das Verhältnis des Schülers zu dem gesteckten Hauptziele, nicht das zu den Mitschülern in Betracht. Das ist der würdigere, von den idealen Zielen des humanistischen Gymnasiums aus sich ergebende Standpunkt. Von diesem führt uns die Hauptlokation in jeder Beziehung ab, indem sie uns herausfordert, von dem Bildungsstande der einzelnen Schüler eine deutliche Vorstellung von ihren Platznummern aus zu gewinnen. Ist das nicht, als würde man sagen: Suchst du die kürzeste Formel, um den Bildungsgrad eines Schülers zu kennzeichnen, so nimm von den einzelnen Fachnoten 4 Teile Latein, 3 Teile Deutsch, 3 Teile Griechisch u. s. f. u. s. f., mische sie mit der zufällig in einem Kurs vorhandenen Anzahl der Schüler, meide jeden Gedanken an den Einflufs von Innumerabilien und Imponderabilien und halte den also gefundenen Zahlenwert für das entsprechendste Signalement des Schülers —?

Wir gingen und gehen hier von der Annahme aus, dafs man die einstige Verschiedenheit der Wertzahlen, womit die einzelnen Fächer bei Berechnung der Hauptlokation in Ansatz kamen, auch bei der Rückkehr zu dieser Einrichtung wieder eingeführt haben will. Die Erfüllung dieses Wunsches würde jedoch alsbald lebhaften Streit über die Geltung der sogenannten Nebenfächer an unseren Gymnasien entfachen. Und in der That würden diese Fächer durch das alte Verfahren neuerdings eine erhebliche Einbufse erleiden müssen; denn einmal ist ihnen im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums ohnehin nur eine, nach der Wichtigkeit und Schwierigkeit ihrer Lehrziele abgestufte, geringere Stundenzahl eingeräumt, zweitens aber würde man die Vernachlässigung dieser Fächer wesentlich erleichtern, wenn sie bei der Berechnung der allgemeinen Fortgangsnote, von welcher das Vorrücken abhängt, von nur geringem Einflusse wären. Gegen solche Entwertung der Nebenfächer bietet die bestehende Einrichtung der sogenannten Vermerke einen kräftigen Schutz, welcher, indem er der fortgesetzten Vernachlässigung eines Faches steuert, das richtige Gleichgewicht zwischen den einzelnen Fächern aufrecht erhält. Dies

liegt aber gerade im Interesse des humanistischen Gymnasiums überhaupt: denn nur, indem es auch denjenigen Fächern, welche die Schüler mit der Gegenwart in ihren mannigfachen Bedürfnissen und der uns unmittelbar umgebenden Welt in direkte Beziehung setzen, so viel Pflege und Geltung gewährt, als mit den eigentlich humanistischen Fächern irgend vereinbar ist, wird es sich dem Ansturm seiner zahlreichen Gegner gewachsen erweisen. Freilich würden Einrichtungen der bezeichneten Art so manchen Schülern und Eltern höchst willkommen sein; finden sich ja doch nicht selten Leute, welche „weiter nichts“ als das erforderliche Abgangszeugnis wünschen, ohne Bildung und Kenntnisse an sich würdigen und schätzen zu können. In der That ist solchen Naturen, wie ein Redner unserer Abgeordnetenkammer wiederholt sich ausgedrückt hat, „die Bildung zur Ware“ geworden, die man mit Hilfe angestellter Berechnungen auf dem wohlfeilsten Wege erwerben möchte. Hiezu dürfen Einrichtungen des Staates keinen Vorschub leisten. Vielmehr mufs das Publikum, und zwar angesichts der Überfüllung unserer Anstalten mit verdoppeltem Nachdruck, darauf hingewiesen werden, dafs dem öffentlichen Wohl mit oberflächlich und einseitig vorgebildeten Leuten unmöglich gedient sei, und dafs ein Gymnasialabsolutorium, welches den Zugang zu allen höheren Staatsstellen eröffnet, durch den Erwerb und Nachweis einer tüchtigen Bildung verdient werden müsse.

Nun wäre man vielleicht aus solchen Gründen geneigt, sich auf eine Hauptlokation zu beschränken, welche unter gleichmäfsiger Einrechnung sämtlicher Fächer ermittelt würde. Das entspräche dem Verfahren, wonach jetzt die Erlassung der mündlichen Prüfung beim Absolutorium geregelt ist. Doch auch hiegegen und gegen die Veröffentlichung dieser Hauptlokation, auf welche es in der Regel ihren Freunden vorzugsweise ankommt, erheben sich gewichtige Bedenken. Auf ein solches führt uns zunächst ein merkwürdiger Rat des württembergischen Pädagogen Hirzel hin, eines Anhängers der Lokation, welcher jedoch von einer Veröffentlichung ihrer Ergebnisse durchaus nichts wissen will. Derselbe möchte[1]) dem sittlichen Bewufstsein einer Klasse den peinlichen Anstofs erspart sehen, dafs die Lokation einmal auch einen zwar sehr leistungsfähigen, aber sonst unwürdigen Schüler an die Spitze der Klasse brächte. Hirzel empfiehlt deshalb, der Lehrer solle, um diesen Fall zu verhüten, rechtzeitig die rechnerischen Faktoren rektifizieren. Ein solcher Vorschlag fällt an sich, aber auch seiner Gründe und Ziele wegen schwer gegen die Lokation überhaupt ins Gewicht. Man sieht, es handelt sich bei der ganzen Frage eben nicht blofs um den richtigen Modus der Qualifikation der Schüler nach ihren Leistungen und um ihre Fortschritte im Lernen, sondern zugleich auch um andere, höhere Rücksichten. Ihnen opfert Hirzel unbedenklich die rechnerischen Ergebnisse der Lokation. Er will den Schülern die Führerschaft eines nicht nach allen Seiten würdigen Kameraden ersparen. Fühlen und wissen sie ja doch mit wachsender Reife immer deutlicher, dafs An-

[1]) s. Pädagog. S. 251.

sehen und Geltung zumeist auf denjenigen Eigenschaften beruhen sollen, für welche der Mensch verantwortlich ist. Die höhere Leistung aber ist vorzugsweise von der überlegenen Befähigung abhängig; sie bleibt an sich stets schätzbar, begründet aber für sich allein von dem Standpunkt der Religion und Moral aus kein Recht auf höhere Achtung und Auszeichnung.

Wir gelangen hiemit zu der Besprechung des Verhältnisses, in welchem das Lokationssystem zu der anderen allgemeinen Aufgabe der Gymnasien steht. Diese sollen die Schüler auch „zu religiös-sittlicher Tüchtigkeit erziehen". Dafs für diesen Zweck vor allem das persönliche Vorbild des Lehrers von Wichtigkeit ist, bedarf keiner weiteren Bemerkung. Aber auch das belehrende Wort und der Geist der bestehenden Schuleinrichtungen sind von hohem Einflufs.

Nun ist die edelste und wichtigste Frucht jeder Entwicklung zu religiös-sittlicher Tüchtigkeit in praktischer Hinsicht die Kunst, ein gutes Gewissen zu bewahren. Das gelingt dem Schüler als solchem, wenn er, abgesehen vom sittlichen Betragen, seine Pflicht des Lernens getreulich erfüllt. In dieser Beziehung fordern jedoch die Schulsatzungen: „Der Fleifs der Schüler sei kein äufserlicher, er gehe vielmehr aus einem tieferen Pflichtgefühl hervor". Dieses hat nun aber seine tiefste Wurzel und findet seine reinste Nahrung in der Religion. So hat denn der Schüler im Laufe seiner Entwicklung immer mehr eine Gewissenspflicht darin zu erkennen, dafs er die ihm von Gott verliehenen Gaben ausbilde und seine ganze Kraft an die ihm obliegenden Arbeiten setzen lerne. Je mehr er das thut, um so sicherer ist ihm aufser dem Zeugnis des eigenen Bewufstseins auch die Bestätigung von seite der Schule, dafs er leistet, was man von ihm fordern kann. So tritt zu seinem inneren Anrecht zur Selbstachtung auch äufsere Geltung. An diesem Punkte findet jedoch das gesunde Ehrgefühl und der erlaubte, ja notwendige Ehrtrieb nicht nur volles Genügen, sondern zugleich auch eine heilsame Schranke. In dem Streben nach diesem Ziele liegt aber auch der edelste Antrieb zum Fleifse und zur Anspannung der Kräfte. Auch Lob und Anerkennung und das Beispiel anderer Schüler werden den einzelnen auf diesem Wege fördern. Ein weiteres Ziel jedoch seinen Zöglingen zu stecken, wird der Erzieher zu „religiös-sittlicher Tüchtigkeit" Bedenken tragen, weil er besorgt, dafs ihnen das Lernen um der äufseren Ehre willen zum Unheil gereichen werde; denn es schädigt die gesunde Entwicklung des Charakters, dessen Wert von der Reinheit der Gesinnung und der Absichten des Handelns bedingt ist. Überdies bleibt der Erfolg alles Lernens in hohem Mafse von den geistigen Fähigkeiten, aber auch von der körperlichen Ausdauer abhängig und, insoferne es sich um eine höhere Platznummer handelt, auch von dem Zufall, welcher die Anzahl der fähigeren Köpfe in einer Klasse bestimmt. Für alle diese Faktoren fällt nun aber dem Schüler, welchen man in die Lage setzt, sein Ziel vor allem in der mit dem höheren Platze verbundenen äufseren Ehre sehen zu sollen oder sehen zu können, keine Verantwortlichkeit zu. Nun wird auch der Fleifsigste hinter dem Begabteren

zurückbleiben, wenn dieser seine Schuldigkeit nur nicht ganz versäumt. Allein solche Erfahrungen verbittern und wecken Neid und Unzufriedenheit; so tritt auch die Versuchung zum Gebrauche der verbotenen Hilfe um so näher, je stärker die Betroffenen den Antrieb nach äufserer Ehre sei es in sich selbst empfinden oder von aufsen empfangen. Er liegt ja ohnehin so manchen Schülern stark im Blute; der Einflufs kurzsichtiger oder eitler Angehöriger macht ihnen vollends die Hauptsache zur Nebensache, und so wird weniger wahre Tüchtigkeit als die äufsere Bescheinigung des Erfolgs das Ziel ihres Strebens. Diese Erscheinungen sind um so schlimmer, wenn die Autorität der Schule und ihrer Einrichtungen ihnen die Bahn öffnet und Vorschub leistet. Auch fähige Schüler, welche für gewöhnlich den äufseren Erfolg auf ihrer Seite haben, geraten leicht auf die genannten Abwege, sobald nämlich einmal andere sie überholen. Andererseits liegen ihnen Stolz und Selbstüberhebung um so näher, je mehr sie sich nach aufsen ausgezeichnet sehen.

Man sagt nun freilich, man wünsche ja nur „einen gesunden Ehrgeiz" zu wecken, um mit seiner Hilfe gröfsere Erfolge im Lernen zu erzielen. Wir erwidern mit den Worten des lebensklugen Dichters:

Est modus in rebus; sunt certi denique fines.

Wir haben uns oben schon bemüht, die auf unserem Gebiete gegebene „bestimmte Grenze" einzuhalten und deutlich zu bezeichnen. Gesund ist der Ehrtrieb in dem angegebenen Sinne; ihn hat die Schule zu wecken und wie eine zarte Pflanze zu pflegen. Ungesund ist die Überschätzung der äufseren Ehre und die friedlose Gesinnung. die vor allem in der Zurückdrängung anderer ihr Genügen sucht; diese Leidenschaft des Ehrgeizes soll die Schule bekämpfen und wie ein Unkraut ausrotten.

Ohne Zweifel wünschen die Freunde der Lokationen und der Preiseverteilungen so lebhaft als wir selbst, die Schüler vor jenen Verirrungen bewahrt zu wissen. In diesem Vertrauen möchten wir ihnen aber auch nachdrücklich zurufen: Principiis obsta! Denn wer könnte auf dem Gebiete des Seelenlebens bestimmen, an welchem Punkte ein mächtiger Antrieb zum Stillstand kommt, welcher in einer von vornherein bedenklichen Richtung gelegen ist?

Was nun den Wunsch betrifft, die Leistungen der Schüler auf dem Gebiete des Unterrichts so viel als möglich zu heben und zu fördern, so teilen ihn an und für sich ja selbstverständlich alle Lehrer. Aber sie sind zugleich auch Erzieher und können es daher nicht für zulässig halten, dafs man versuche, reichere Lehrerfolge durch Opfer und Einbufse auf dem Gebiete der erzieherischen Wirksamkeit zu erkaufen. Ist ja doch das wahre Glück des Menschen mehr von der Reinheit des Charakters als von dem Umfang seiner Kenntnisse und der Leistungsfähigkeit bedingt. Übrigens ist auch gar nicht zu besorgen, dafs es Schülern, welche in unserem Sinne geleitet werden, an tüchtigen Fortschritten im Lernen fehlen werde. Vielmehr wird sie der innere Reiz der Lehrgegenstände selbst um so sicherer und mächtiger erfassen, je unbefangener und je reineren Sinnes sie an

dieselben herantreten. So erwächst dem Pflichtgefühl in der Liebe zur Sache eine ebenso wirksame als edle Helferin. Aus beiden Faktoren aber geht die für die Schule wie das Leben so wichtige Berufstreue hervor, welche den gestellten Aufgaben gründlich und nach allen Seiten zu dienen trachtet. Weniger sicher läfst sich hierauf bei dem Ehrgeizigen rechnen, dem das Interesse der Sache erst in zweiter Linie steht. Dies verführt ihn, vor allem das zu berücksichtigen, was zweckmäfsig und unentbehrlich für seine Hauptabsicht erscheint. So kommt er in Gefahr, dereinst im Leben die Zahl der Mietlinge zu vermehren, welche, sobald das Auge des Vorgesetzten ferne ist, sich gehen lassen oder gar vom Platze weichen. Auch solche Erwägungen rechtfertigen den Wunsch, dafs es bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge bleiben möge, welcher nicht nur keinen Widerstreit zwischen den Interessen der beiden Hauptaufgaben unserer Schulen mit sich bringt, sondern sogar gestattet, die auf dem einen Gebiete gezeitigten Früchte in den Dienst der anderen Aufgabe zu stellen.

Dafs auch das gute Einvernehmen zwischen den Schülern am besten unter der bestehenden Schulordnung gedeiht, wurde schon oben angedeutet. Dieselbe bereitet an sich ihrem kameradschaftlichen Verhältnis keinerlei Gefahren, wohl aber das System der Lokationen mit den Preiseverteilungen, welches manche Naturen geradezu verleitet, in dem Mitschüler nicht den Mitarbeiter, sondern den Nebenbuhler und Widersacher zu sehen. Neid und Eifersüchteleien sind dann die Folgen, welche selbst in die Kreise der Eltern hineinreichen. Manche Schüler verdanken ja überdies den Vorsprung ihrer Leistungen mehr oder weniger nur ihrem Geschicke oder Glücke in dem Gebrauche verbotener Hilfsmittel. Das wissen aber die redlichen Mitschüler meistens recht wohl, und durch sie erfahren es wieder die Eltern. Die von den Wirkungen jenes „unlauteren Wettbewerbs" Betroffenen werden ihr Zurückbleiben leichter ertragen unter dem Notensystem, welches die Unterschiede der Leistungen zu weniger schroffem Ausdruck bringt, als unter dem System der Lokationen, welches die Bitterkeit solcher Erfahrungen durch die Veröffentlichung der Plätze noch ganz wesentlich verschärft.

Hat denn aber überhaupt das Publikum einen Anspruch darauf, dafs ihm die Fortschritte der Schüler durch die Jahresberichte unserer Schulen auf das genaueste bekannt gegeben werden? Die Berechtigung dieses Verlangens ist ebenso wenig einzusehen, als Grund zu den scharfen Klagen über die völlige Wertlosigkeit unserer gegenwärtigen Jahresberichte gegeben ist. Sie enthalten doch wohl manches, was vielleicht selbst die Tadler am Ende nicht im Ernste vermissen möchten. In einer Richtung erfährt ja der Leser sogar mehr als früher; wir meinen die Veröffentlichung der in den oberen Klassen für die deutschen Aufsätze gegebenen Themata. Hier liegt ein entschiedener Fortschritt vor, aus welchem sich über das innere Leben und Streben der Schule doch gewifs wertvollerer Aufschlufs ergibt als aus langen Tabellen von Zahlen. Allerdings bleibt der unmittelbare und genaue Einblick in den Stand der Leistungen der Schüler

dem Forschertrieb des Lesers versagt. Zu einer Auskunft hierüber hat ja doch aber die Schule lediglich den Eltern der betreffenden Schüler gegenüber das Recht und die Pflicht. Für die Eltern bildet diese Frage nach den Fortschritten und der Zukunft ihrer Söhne eine der wichtigsten, oft schwersten Sorgen. Aber diese Frage ist rein persönlicher Natur und vor der Öffentlichkeit so wenig zu beantworten als etwa die nach der Fassion der einzelnen Steuerpflichtigen. Es ist doch wirklich inhuman, die Last der Sorge, welche Eltern durch die Mifserfolge eines Sohnes, manchmal mehrerer Söhne zugleich, zu tragen haben, auch noch durch die beschämende Blofsstellung der Familie vor der Öffentlichkeit zu erschweren. Die Welt hört ja dabei nichts davon, dafs so mancher der Zurückgebliebenen sich tadellos betragen und gewissenhaft gearbeitet hat, oder dafs ein anderer durch die Nachwirkungen einer einst überstandenen Krankheit für die Dauer in seiner geistigen Entwicklung gehemmt blieb. Auf solche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, besteht doch mehr Grund, als etwa zu dem Versuche, träge und leichtsinnige Schüler durch die Angst vor öffentlicher Beschämung anzuspornen. Ja, wenn nur nicht wieder die Eltern leiden müfsten! Man sagt freilich, dafs die tüchtigsten und leistungsfähigsten Schüler eine öffentliche Auszeichnung ebenso gut verdienen als Erwachsene, welchen für hervorragende Leistungen eine solche in mancherlei Formen zu teil wird. Aber die Verhältnisse liegen doch im Leben anders als bei der Schule. Die dort in Betracht kommenden Personen arbeiten und wirken vor der Öffentlichkeit und für dieselbe; nicht so die Schüler, denen gegenüber überdies noch pädagogische Rücksichten zu nehmen sind.

Jene mit der Veröffentlichung ihrer Mifserfolge verbundene Blofsstellung wurde gewifs einst von den Betroffenen, den Schülern wie den Eltern, bitter empfunden, wenn auch Klagen darüber aus begreiflichen Gründen nicht laut geworden sind. Welche Stellung mögen nun aber jetzt, wo es sich um die Wiedereinführung jenes Gebrauchs handelt, die Eltern in dieser Frage einnehmen? Vermutlich würden die einzelnen, soweit sie nicht in der Lage sind, persönliche Erfahrungen und tiefer begründete Ansichten auf diesem Gebiete zu besitzen, eine je nach ihren besonderen Erwartungen von den Erfolgen ihrer Söhne verschiedene Auffassung haben. Die einen würden gleichgültig, andere entschiedene Gegner jener Einrichtung sein; ihre meisten Freunde würde dieselbe wohl unter den Eltern der besten Schüler finden; aber auch sie würden nicht alle eine persönliche Bevorzugung zugleich auf Kosten anderer wünschen, weil sie ja ohnehin schon viel vor ihnen voraus haben. Doch wie auch immer die Sache sich entscheiden würde, wenn sie lediglich von den Eltern und ihrer Rücksicht auf ihre eigene Stellung vor der Öffentlichkeit abhinge, sicherlich müfsten die Eltern von der Voraussetzung ausgehen dürfen, dafs die in den Jahresberichten angegebenen Plätze auch wirklich der unanfechtbare Ausdruck des gegenseitigen Verhältnisses der Schüler seien. Dafs und warum dies nun aber nicht der Fall sein kann, ist bereits ausführlich dargelegt worden.

Wir bleiben dabei: Das Lokationssystem ist zu beanstanden, und zwar, von allen anderen oben erörterten Bedenken gegen dasselbe abgesehen, schon deshalb, weil es den Schein der rechnerischen Exaktheit und strengen Gerechtigkeit erweckt, ohne aber das Wesen derselben verwirklichen zu können.

Nürnberg. E. Grofs.

Wider die Lokation [1].

In der bayerischen Kammer haben Abgeordnete beider Parteien die Wiedereinführung der Lokation gefordert, und die Zeitungen ihrer Richtung schlossen sich diesem Verlangen an.

Was mag denn nur der Lokation diesen verlockenden Reiz gewähren? Sollte es nicht vor allem die Jugenderinnerung sein, die Zauberin, die alles vergoldet, was weit hinter uns liegt? „Damals war es so, als wir jung waren! Und damals war es so schön! Und so soll es wieder werden!“

Die Jugenderinnerung ist die konservativste, wenn es not thut, die reaktionärste Macht. Sie steht im Banne des Beharrungsvermögens, der allgebietenden Trägheit!

Die letzte Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereins dagegen hat sich so gut wie einstimmig, wenigstens ohne lauten Widerspruch, gegen die Lokation entschieden. Sollen nun die Fachleute alle gegenüber den Laien im Unrecht sein?

Warum schweigen aber die Fachleute mit ihren Gründen? Die Sache ist doch keine kleine, ist vielleicht viel ernster, viel bedeutsamer als man meint. Nein! Die Wissenden dürfen nicht schweigen!

Vergebens wartete ich auf die Veröffentlichung [2]) der damaligen Verhandlungen, auf die Stimme der Berufenen. Zuletzt, da niemand auf den Kampfplatz trat, fafste ich den Entschlufs, aus langjähriger Praxis, zum Teil auch aus fernen, durch die spätere Erfahrung besser beleuchteten Erinnerungen lehrreiche Fälle zusammenzustellen, welche mir die beherrschenden Gesichtspunkte zu geben geeignet schienen, nicht um irgend jemand zu tadeln oder anzugreifen, sondern lediglich zu Nutz und Frommen der Sache! Meine Angaben sind wahr bis auf die Anfangsbuchstaben der Namen; nur Ort und Jahreszahl fehlen. Diese mufste ich verschweigen, weil ich fast jedes Mal von einem spreche, „der da lebet.“

Sollte jemand meinen, die Fälle seien aufgeputzt und zugestutzt, so bemerke ich. dafs dies der Kraft meiner Beweise nicht einmal

[1]) Dieser Artikel wurde der Redaktion 2 Tage nach dem vorausgehenden eingesandt, der das gleiche Thema behandelt, war jedoch vorher nicht angemeldet. Da sich aber die beiden Arbeiten, wie ein Vergleich sofort zeigt, in wünschenswerter Weise ergänzen, indem die zweite ihre Thesen hauptsächlich durch zahlreiche Beispiele aus der Schulpraxis stützt, so glaubte die Redaktion beide nicht nach einander, sondern neben einander zum Abdruck bringen zu sollen, obwohl bei der Behandlung des gleichen Themas Wiederholungen unvermeidlich sind. (Die Red.).

[2]) Dieselbe ist nunmehr durch den Abdruck des vorausgehenden, aus dem damaligen Referat erweiterten Artikels von Grofs erfolgt. (Die Red.).

Eintrag thun würde. Denn für vernunftmäfsige Untersuchung bedeutet dauernde Möglichkeit zum mindesten soviel als einmalige Wirklichkeit.

Wer Besseres weifs als ich, wer mich widerlegen kann, der halte nicht zurück! Denn nachdem ich ruhig behaupten darf, dafs sich in der Kammer zunächst nur persönliche Vorliebe und subjektives Empfinden äufserten und niemand über die allgemeinsten Erwägungen hinauszugehen geneigt war, thut eines vor allem not, nämlich die eingehende Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse und der technischen Einzelheiten.

Möge dieser Aufsatz dazu beitragen, unsere Gymnasien vor einem bösen Rückschritt zu bewahren! —

I. Die Lokation ist grausam gegen Schonungsbedürftige.

D. war ein braver Junge aus gutem Hause, „genügend begabt," also nicht unberufen zu den Studien, hatte durch regen Fleifs die 6. Klasse ohne Anstand erreicht, erkrankte in diesem Jahre lang und schwer und erhielt die Erlaubnis zum Vorrücken, weil die Versäumnisse unverschuldet waren.

In diesem Falle hätte man vordem das Prinzip durchbrochen und den Namen aufserhalb der Fortgangsliste aufgeführt. Vielleicht macht man's bald wieder so. Aber damit ist die Sache ja noch nicht zu Ende.

In der nächsten Klasse gelang es ihm trotz der unzulänglichen Kenntnisse, die er mitbrachte, dank seinem rühmlichen, seinem unermüdlichen Fleifse, schliefslich wieder in allen Fächern zu genügen. Er erhielt nun im Zeugnisse die Bemerkung, dafs seine Fortschritte „verhältnismäfsig" recht befriedigten, ging fröhlich in die Ferien, erholte sich und setzte seine Studien mit anständigem Erfolge fort.

Dieser Schüler nun hätte etwa den 32. Platz unter 36 Schülern erhalten, als der letzte, der vorrücken konnte; jene tröstende und ermutigende Bemerkung im Zeugnis wäre vernünftigerweise unmöglich gewesen. Selbst niedergeschmettert wäre er von den beunruhigten Eltern wo nicht gescholten, doch sicher gehetzt worden. Die Ferien verfielen der Arbeit statt der nötigen Erholung und im nächsten Jahr erscheint ein müder, abgetriebener — verlorener Schüler.

Und jeder Jahrgang bringt eine Reihe von Schülern, welche leisten, was sie eben leisten können, Anerkennung und Ermunterung brauchen und nicht dadurch gekränkt und entmutigt werden sollen, dafs sie nicht blofs hinter Brave und Fleifsige, sondern ausdrücklich hinter begabte Schlingel gesetzt werden. „Aber das ist einmal im ganzen Leben so?" Mit Verlaub, so ist es nicht! Sobald die strenge Schulzucht jene glücklichen Talente nicht mehr bändigt, gehen sie massenhaft unter, wie ungezählte Beispiele beweisen!

II. Die Lokation beunruhigt auch die Guten.

F. St., mein Schüler in der 4. Klasse, war der gutbegabte, vielversprechende Sohn eines ausgezeichneten Offiziers; auch körperlich tüchtig, abgesehen von den ersten leisen Zeichen nervöser Anlage.

„Er wurde wohl wieder krank?“ Glücklicherweise nicht, denn — es gab keine Lokation.

Eines Tages nämlich fragten mich die ehrgeizigen Eltern, ob er „doch der Erste sei.“ Wie froh war ich, die Frage ablehnen zu dürfen! Hätte ich die Wahrheit, dafs die Klasse einen besseren Schüler aufwies, gestehen müssen, dann wäre gearbeitet worden Tag und Nacht! St. wäre nachgekommen, wäre vorgekommen, bis — W. H., der überlegene Kopf, Lunte gerochen und selber auch stärker gearbeitet hätte. Und nun haben wir ja das Schauspiel vor uns, wie der Ehrgeiz erst den Schwächeren trieb, wie dann der Wetteifer beide hob und förderte!

Zuletzt jedoch — wäre H. zweifelsohne der Erste geblieben, nur hätte er im Kampfe die seiner Natur angemessene Leichtigkeit der Arbeit verloren; denn für wirklich glückliche Talente ist, wie ich getrost zu behaupten wage, ein vorzeitiges Einsetzen der Vollkraft nie wünschenswert. St. dagegen wäre im zwecklosen Wettlaufe und im Schmerze der Niederlage um Atem und Lunge, um Kraft und Frische gekommen, hätte ganz gewifs moralisch und vor allem körperlich schweren Schaden erlitten!

Mit entsprechender Abänderung kann diese Geschichte in den verschiedensten Lagen spielen, nicht blofs bei den Besten. Oft haben Schüler, noch öfter die Eltern ein grofses Interesse daran, dafs gerade ein bestimmter Mitschüler überflügelt werde. Ach wie oft bin ich mit derlei Fragen und Anliegen behelligt worden! Und so mag denn die unsinnige Hetze losgehen, damit das nächste Geschlecht noch nervenschwächer werde als das jetzige. „Aber dieser Wettlauf mit Sieg und Niederlage währt doch das ganze Mannesleben hindurch?!“ Also wollen wir auch unsrer Jugend die glückliche Spanne Zeit nicht gönnen, die vom Strebertum nicht vergiftet werden mufs! Nicht wahr?

III. Die Lokation bedeutet nicht blofs den Anfang, sondern auch das Ende des Wetteifers.

E., ein prächtiger Junge, war durch 5 Klassen unbestritten und mühelos der Erste. (Das weifs man nämlich auch ohne Lokation!) Nun kommt von einer anderen Anstalt ein Konkurrent, an Gaben ebenso überlegen, wie an Solidität geringer. Welches Glück für E., doch einmal einen richtigen Rivalen zu haben! Das mufs die schlummernden Kräfte anders wecken als der leichte Vorrang bisher!

Nun hatte aber der besser begabte Neuling J., den ausgesprochenen Charakterfehler der Eitelkeit und Unbescheidenheit, wollte sich an Dingen messen, die dem Alter noch fremd, zeigte sehr „kritische“ Neigungen, hatte überhaupt nichts so nötig als Dämpfer und Douchen. Wäre nun loziert worden, wäre ihm, wie kaum vermeidlich, der 1. Platz geworden, wohin dann mit seinem Dünkel, seiner Aufgeblasenheit? Und wie hätte der Triumph dieses Gesellen auf den armen E. wirken müssen! Die förmliche Entscheidung des Wettstreites hätte den einen verdorben, den anderen vernichtet.

Wieder liegt dieselbe Einwendung nahe! Aber wir wollen es ruhig abwarten, wer im Kampf des Lebens überkommt. Ich pariere nicht auf den Gescheideren. Denn seine Überhebung ist sein Feind, und wohl der Schule, wenn sie dieselbe nicht genährt und gehegt hat!

IV. Die Lokation zeitigt arge Selbsttäuschungen.

Eitelkeit pflegt nämlich trotz des vorigen Beispiels nicht der Fehler des Talents, sondern der Mittelmäfsigkeit zu sein. Nun hatte ich zu einer Zeit, die schon wieder für die Lokation schwärmte, in höherer Gymnasialklasse einen braven schwachen Schüler M., der in unteren Klassen zweimal repetiert und darüber ziemlich viel „Speck angesetzt“ hatte. Der wäre in jenem Jahre der Dritte geworden. Geradezu mit Entsetzen dachte ich daran, was das jetzt für ein Unglück für den Jungen wäre, wenn er durch den 3. Preis oder Platz sozusagen öffentlich als hervorragender Schüler wäre abgestempelt worden! Denn die liebe Eitelkeit war so schon sein gröfster und lächerlichster Fehler. —

Dafs sich die Erfolge der Schule und des Lebens oft so wenig decken, ist bekannt und hat den Lehrern vielen Spott, den Gymnasien manchen Angriff eingetragen. Wir wissen das jedoch oft recht gut und sehen deutlich voraus, dafs gerade unsere Musterschüler von dem oder jenem Mittleren einst müssen überholt werden. Durch die Lokation nun wird jener Gegensatz fixiert und das vordem trotz seiner Abnormität nicht gerade seltene Schauspiel mag sich erneuern, dafs die ersten Absolventen, eben weil sie sich fertig fühlen, hinterher abfallen, sinken und verderben, indes andere in der neuen Welt der selbstgewählten Aufgabe sich finden, frisch einsetzen und mächtig emporgedeihen.

V. Die Lokation ist trügerisch und besiegelt das relative Mafs.

Ist es denn wirklich wünschenswert, das Königtum des Einäugigen unter den Blinden zu proklamieren?

Ich wüfste da aus vergangenen Jahren von zwei aufeinanderfolgenden Klassen eines Gymnasiums zu erzählen. Die eine war so gut, dafs die Hälfte der Schüler die erste Note hatte, indes die andere mit einer bescheidenen II begann. Natürlich galt der Erste dieser schlechten Klasse fort und fort als hervorragender Student im Vergleiche zum 8. oder 9. „Einser“ der Vorklasse, und zwar nicht blofs bei Unverständigen, sondern ex officio, weil er beinahe für die Medaille in Frage kam. Ja als ein Schüler, der sich in der besseren Klasse nicht halten konnte, repetieren mufste und nun dauernd der Zweite oder Dritte wurde, konnte auch er bald als oftmaliger Preisträger tiefverachtend auf jene Mittleren vor ihm herabschauen, welche trotz ihrer I. Note nie ein Preisbuch zu sehen bekamen. Wie lange war es denn auch her, dafs man die Note als Korrektiv der reinen Loka-

tion eingeführt? Wenn man die Sache recht ad absurdum führen wollte, müfste man aus jener überwundenen Zeit erzählen! Aber war sie denn überwunden, wenn damals Stipendien, Freiplätze etc. an die Bedingung geknüpft waren, dafs man dem „1. Drittel“ angehöre? Im geschilderten Falle konnten erste Noten der Gnaden alle verlustig gehen, indes in der nächsten Klasse „Dreier“ lustig in die privilegierte Abteilung fielen. Und ähnlich wird es wieder; da hilft keine Kautel; das hängt der Lokation als solcher naturnotwendig an. Und daher kommen jene Scheinresultate, auf die ich schon hingedeutet: Leute, die als die Ersten absolviert, fielen sozusagen in demselben Fache, d. h. im Philologenkonkurs durch. Ich könnte Namen nennen, aber hier sind selbst die Anfangsbuchstaben odios. — Dafs übrigens ein Wechsel guter und schlechter Jahrgänge, meist sogar in Gruppen sich ablösend, keine Ausnahme, sondern die Regel ist, weifs jeder ältere Lehrer, wenn er auch die Thatsache nicht erklären kann.

VI. Dieser relative Mafsstab der Lokation mifst den äufserlichen Erfolg, nicht den inneren Wertstand.

B. war mir ein Schüler, der eigentlich das ganze Jahr nur Tadel verdiente; denn selbst bei guten Leistungen merkte man deutlich, dafs sie nur durch seine Schuld nicht sehr gut waren. Schliefslich mufste er als Gefahr für die Mitschüler, als Ansteckungspunkt entfernt werden. Das war aber ein grundgescheider Mensch, der ganz gute Fortschritte machte, und, wie ich mir so unter der Hand nach altem Ansatz ausrechnete, gerade einem Sch. vorgekommen wäre, welcher seinerseits der pflichtreueste, gesetzteste, bravste Schüler der Welt war, fast schon reif, doch — ohne jede glänzende Gabe. Soll nun die Schule, die Erzieherin fürs Leben, offiziell den Vorrang der äufserlichen unverdienten Gabe vor dem inneren Werte konstatieren und die Leute lozieren und abschätzen nach dem Auffassungsvermögen, statt nach dem Pflichtgefühl? Gründet man so die Überzeugung, dafs der Mensch nur das wert ist, was er durch gewissenhafte Arbeit und strenge Selbstzucht sich abgewinnt? Beim jetzigen System kann ich der ganzen Klasse den wahren Wertabstand dieser beiden zum Bewufstsein bringen, nimmermehr bei der Lokation; — denn hier darf das Wort „verhältnismäfsig“ keine Rolle spielen; und eine Nebenbemerkung im Zeugnis hat neben dem Platze offenbar keine Wirkung.

Damals benutzte man als Korrektiv die „Befähigungsnote“, die vielverhöhnte. Was deren Abschaffung für einen Fortschritt bedeutete, weifs jeder Fachmann, — doch auch der Laie, der sich lächelnd erinnert, wie die Befähigung jedes Jahr nach dem Fortgange wechseln konnte!

Dafs übrigens begabte Jungen, die Sonderinteressen verfolgten, schliefslich im klaren Bewufstsein ihres Vermögens Fähigkeitsnote und Fortgang und den ganzen vorwärtsstachelnden Wettbewerb gründlich verachteten, kam gar nicht so selten vor, besonders wenn sie sich

über den notwendigen Mechanismus des Apparates und seine unverbesserlichen Fehler klar geworden, worauf ich nun zu sprechen komme.

VII. Die mechanische Lokation ist schädlich vor allem wegen der verschiedenen Abschätzung der Lehrfächer.

Einerseits ist doch von vornherein klar, dafs eine Lokation ohne Rechnung, also ohne bestimmten Wertansatz der einzelnen Noten nicht möglich ist; ferner dafs diese unmöglich gleich angesetzt werden können[1]). Ein Fach, das nur zwei Stunden beansprucht, kann unmöglich einem achtstündigen gleichgesetzt werden; ein Fach, das nur Repetition und Abschlufs bedeutet (z. B. Geographie in 5, Arith. in 4) einem andern, das die Grundlage für die Arbeit langer folgender Jahre bildet; oder ein Fach, das eine besondere Gabe fordert oder dem Gymnasium nur lose eingegliedert ist (Zeichnen, Naturkunde, Turnen), einem anderen, welches etwa für das fragliche Jahr die eigentliche Kraftprobe bildet (Griech. in 4.).

Andererseits ist es der klarste pädagogische Grundsatz, dafs der Schüler gewöhnt werden mufs, jede Anforderung, die an ihn gestellt wird, als gleich wichtig, als dieselbe Pflicht zu betrachten, über keines als nebensächlich wegzuschauen, über keine Vernachlässigung als unschädlich sich zu trösten.

Was die geringere Taxe gewisser Fächer bedeutete, die Fachlehrer früherer Zeit wufsten ein Lied davon zu singen! Und mancher Mann seufzte später einem vernachlässigten Fache nach, z. B. der gehafsten Mathematik oder dem lustigen Französisch. Heutzutage kennt man die Vorzüge des Ordinariats, und ein Ordinarius kann ja allenfalls Fleifs auch in einem „Nebenfache" erzwingen, das in seiner Hand liegt. Aber Mathematik, Französisch, Religion, auch Zeichnen und Naturkunde werden wohl in anderen Händen bleiben müssen — und Ansehen und Disziplin eines Fachlehrers ist notwendig zerstört oder doch erschüttert, sobald sein Fach wenig zählt.

Endlich, wie soll man den Nennwert der Fächer taxieren? Wie früher? Von dem Vorzug des Latein vor dem Griechischen (4:3) wird der rechte Philologe schlecht erbaut sein. Aber das besagt noch wenig. Nimmermehr stimmt unsere Zeit einer minderen Schätzung des Deutschen zu. Wie schlimm es aber an und für sich wäre, in unteren Klassen dem Deutschen überwiegende Bedeutung (5 statt 3) zu gewähren, weifs jeder Fachmann, wenn auch der Nachweis sich im Rahmen dieser Untersuchung nicht führen läfst; wie prekär das auch in oberen Klassen gerade für die Fixierung des Fortganges wäre, ist sofort klar, da es doch in keinem Fache soviel auf das subjektive Belieben, auf den Geschmack, schliefslich sogar auf das eigene Können des Lehrers ankommt als in diesem.

Oder wie will man's mit der Religion halten? Früher zählte

[1]) Ein Fortgang in den einzelnen Fächern ohne Berechnung eines Gesamtfortganges bliebe von diesen Unzukömmlichkeiten frei und könnte, wie ich gerne zugestehe, eher ertragen werden.

sie nicht, „weil sie gezählt alles überwiegen müfste“. Heutzutage hat man sich daran gewöhnt, sie in der Konferenz pro ascensu und im Absolutorium mitzuschätzen, insbesondere sie als beliebten Kompensationsgegenstand zu betrachten. Auf diesen Besitz würden die Religionslehrer kaum verzichten wollen? Aber wie nun schätzen? Niedrige Schätzung verbietet die Würde des Gegenstandes, hohe die Praxis, da ja die Religionsnote notorisch fast nie eine Wissensnote allein, bei gemischten Gymnasien für die Minorität stets eine Prunknote ist.

Wenn man aber doch daran dächte, wie bei der Frage des mündlichen Absolutoriums, alle Fächer einfach, also gleich anzusetzen, so sei doch nochmal hervorgehoben, dafs es geradezu Wahnsinn wäre, in der 3. Klasse Latein und Zeichnen, in der 4. Griechisch und Arithmetik, in der 5. Latein oder Griechisch und Geographie auch nur zu vergleichen. Diese Beispiele liefsen sich nach Belieben häufen!

VIII. Die mechanische Lokation ist ferner schädlich wegen der unvermeidlichen Kompensation.

Ist es möglich einen Schüler aus dem 1. Drittel repetieren zu lassen, wenn er ein Fach dauernd und systematisch vernachlässigt hat? Ich erinnere mich noch lebhaft, welcher Lärm, welches Aufsehen entstand, als einst der 15. von 40 Schülern mit der 2. Fortgangsnote im damaligen Absolutorium der Lateinschule durchfiel. Es war freilich eine grofse Seltenheit! Denn im Grunde war dieses Examen nur ein leichtes Palliativmittelchen, so gut wie die sogenannten Nachprüfungen. Uns aber fehlen auch sie! Wir haben nichts als das Notat! Und die Wirksamkeit des Notates kann ich mir nicht aufrecht erhalten denken, wenn es sich um einen Schüler handelt, dessen Vorrang vor so vielen, die vorrücken dürfen, förmlich konstatiert ist. Zum mindesten, das mufs mir jeder zugeben, ist dann diese Konstatierung geradezu unsinnig und lächerlich, ebenso unsinnig und trügerisch, als es damals war, jenen Durchgefallenen als den 15. unendlich weit vor dem 33. zu lesen, der noch unbeanstandet vorrückte (und überdies auch in den folgenden Klassen vorrückte!).

Gesetzt aber, man sähe über diesen dauernden Anstofs ungezählter lauter und leiser Beschwerden hinweg, und hielte sich ans Notat, so wäre für den äufsersten Fall geholfen und die absolute Vernachlässigung eines Gegenstandes verhindert. Wie aber wollte man verhindern, dafs ein Schüler auf einem hervorragenden und ausgezeichneten Platze erscheine, der ein Fach fast ganz, d. h. soweit vernachlässigt hat, dafs er gerade noch zur Not genügte? Die elendeste, letzte, durch ein frevles Spiel erworbene III könnte unter Umständen leicht und völlig ausgeglichen werden.

Wie zu meiner Zeit von den Schülern gerechnet wurde, stellt sich überhaupt niemand vor, der's nicht miterlebt hat. Da sagte der eine: Wenn ich im Französischen noch II bekomme, dann macht mir mein Griechisch nichts mehr. So, rief ein anderer, in der Geschichte ist mir $I^1{}_{,3}$ sicher, nun mufs ich in der Mathematik nichts mehr thun.

O weh, seufzte ein dritter, diesmal gibt es im Deutschen II$^1/_3$, da muſs ich im Griechischen $^1/_3$ besser bekommen. Und ein vierter lachte: Etwas Schlechteres als III kann ich da gar nicht mehr kriegen. Also hurrah! Und dieses unerfreuliche Spiel der Jungen mit ihren Lehrern und ihrer Pflicht muſs ich nur deshalb nicht weiter ausmalen, weil einer der allerwichtigsten Punkte bereits erreicht ist, nämlich:

IX. Die Lokation setzt an Stelle des freien Urteils eine Rechnung mit toten Zahlen und verschleiert so das wahre Endergebnis.

Ich beginne sofort mit Beispielen aus der alten Zeit. A. P. trat in sehr jungen Jahren aus einer Landschule in die 2., jetzt 3. Klasse ein. Daſs die Lokation solch besonderen Verhältnissen plump und hilflos gegenüberstehe, sahen wir schon in früheren Beispielen. Unser P. also bekam zuerst lauter „Vierer", hob sich gegen Weihnachten und war am Ende des 1. Semesters der 25. unter 37 mit einer dicken III. Aber was muſste der schon geleistet haben, um die ersten Miſserfolge derart auszugleichen! Drückte sich das im Platz, im Zeugnis aus? Im 2. Semester machten sich die Schüler, wie nicht selten, das Privatvergnügen, den Sonderfortgang auch für diese Zeit auszurechnen; da war er der 7. mit der ersten II. Thatsächlich wurde er der 17. mit der ersten III. War das nun ein Bild seiner Leistungen? Stand er auf dem Range, der ihm zukam?

H. K. wurde in der 3., jetzt 4. Klasse zum Repetieren verurteilt, bekam in den ersten Monaten im Griechischen lauter Einser, sank bis Semesterende auf zuletzt unter III, was natürlich rechnerisch II ergab. Die schwierigere Aufgabe des Sommers, das Verb, zeigte zum zweiten Male seine Unfähigkeit: die Aufgaben wurden schlieſslich wieder unkorrigierbar, die Möglichkeit mit ihm erfolgreich und ohne Schaden für die anderen weiterzuarbeiten war ausgeschlossen; aber IV und II konnte nur III ergeben und sein Vorrücken war aller gesunden Vernunft zu Trotz einfach nicht zu verhindern. Das Vorschlagen der Sommernote und der Spielraum über zwei Drittel auf- und abwärts in der Semestralzensur leistete, wie man sieht, wenig oder wie im zweiten Falle gar nichts.

So geht es mit jedem Notenrechnen. Soll ich vielleicht mit einigen schönen Notenbildern vom Jahresschlusse dienen? Wohlan denn!

W. hatte in der I. Gymnasialklasse hatte folgende Noten:
Lat. II$^2/_3$, Griech. III$^2/_3$, Dt. I$^2/_3$, Frz. IV, Math. III$^1/_3$, Gesch. II, — und er rückte vor! Natürlich, weil er mehrere Plätze vor R war, der noch heute nicht beanstandet würde. Man sehe:
Lat. III, Gr. III, D. II$^2/_3$, Fr. II$^2/_3$, Math. III, Gesch. III.
Das ist doch hübsch! Nicht wahr? Oder aus der IV. Lateinklasse: U
Lat. II, Gr. II, D. III, M. III, Gesch. I$^2/_3$, Geogr. II ($^{108}/_{45}$)
steht völlig gleich mit Y
Lat. III, Gr. III$^1/_3$, D. I$^2/_3$, M. I$^2/_3$, Gesch. I$^1/_3$ Geogr. I$^1/_3$ ($^{108}/_{45}$).
Y, der für die nächste Klasse Repetitionskandidat zu werden droht,

ist zugleich ein schönes Kompensationsbild, fast noch mehr als W. Denn seine Gesamtnote heifst II. Als solches ist er zu vergleichen mit P. Lat. 3—4, G. 4—3, D. 2, M. 2/1; Gesch. 2, Geogr. 3, was eine flotte III ergab. (Allerdings konnte der Ärmste im Absolutorium fürs Gymnasium durchfallen und that es auch!) Oder mit Z. (eine Seltenheit, ich gebe es zu!): Lat. 1/2, Gr. 1/2 D. 2/1 M. 4/3, Fr. 1/2, Gesch. 1, was gar noch eine fröhliche I bedeutet.

„So müfste man's aber nicht wieder machen!" Sehr richtig. Aber sehr viel anders und wesentlich besser kann mans nicht machen, sobald man rechnet. Und rechnen müfste man beim Fortgang! Am Ende des Jahres kann der Lehrer sogar ohne Blick in sein Notenbuch sagen: A hat genügende, B gute Kenntnisse. C hat seine Schuldigkeit voll gethan. D hätte fleifsiger sein sollen. — Ob aber B vor C zu setzen, das kann er oft nicht sagen ohne urkundliche Ziffern! Und Ziffern nehmen nicht blofs die Möglichkeit, wie wir gesehen, einen schlechten Anfangsstand, der das Verdienst einer guten Schlufsleistung eigentlich heben sollte, seiner Nachwirkung zu entkleiden (und umgekehrt), Ziffern verändern die Bedeutung der Skriptionen und erheben sie wieder zum Rang von Haupt- und Staatsaktionen.

X. Die Lokation bedingt die Überschätzung der Skription.

Die Forderung des Übergewichtes der mündlichen Leistungen war eine der ersten Errungenschaften unseres Gymnasiums; sie war allerdings auch der Schrecken aller Schüler, die vom Raube leben, aller Eltern, die in der Unfähigkeit ihrer Söhne die Schuld des ungerechten Lehrers zu sehen lieben, der vielen Schwachköpfe, deren Fleifs in höheren Klassen für ein sprachliches Elaborat, aber nicht für das Verständnis der Schriftsteller ausreichte. Bezeichnend ist, dafs sie von den untüchtigsten Lehrern stets am wenigsten erfüllt wurde.

Nun ist aber nach mündlichen Leistungen zu zensieren sehr leicht, zu lozieren aufserordentlich schwer, wenn nicht gleich unmöglich. Zum mindesten wirkt die mündliche Note für diesen Zweck nicht überzeugend, den Gedanken an Ungerechtigkeit ausschliefsend. Dächte man etwa gar daran, die Noten am Jahresende nach jetzigem Modus herzustellen und dann erst aus den Noten 1—4 den Fortgang abzuleiten, so würde man nicht Plätze, sondern Gruppen gewinnen, in denen sich immer eine ganze Masse von Schülern gleichstünden. (Das war ja selbst bei „Dritteln" nicht eben selten; bei ganzen, vielleicht gleich angesetzten Noten wäre es notwendiges Ergebnis). Gegenüber einem solchen Verfahren fielen nun viele meiner Angriffe weg, aber die Forderung der Lokation wäre thatsächlich nicht erfüllt; man würde sich dabei kaum beruhigen.

Eine wirkliche Lokation ergibt sich eben nur aus den glattberechneten Bruchteilen der Lokationsnoten. Solche Noten wären fester, unanfechtbarer Besitz. Was das bedeutet, habe ich schon geschildert. Hier folge ein drastisches Beispiel der Nachwirkungen der alten Praxis: 15—20 Jahre nach Abschaffung der Lokation geschah

es, dafs der schwache Sohn einer dem Gymnasium sehr nahestehenden Persönlichkeit, der besonders im Griechischen hing, in der Geschichte fürs 1. und 2. Trimester die Note „gut“ erhascht hatte. So, sprach der Vater, nun kannst du in der Geschichte nur noch 3 bekommen. Du brauchst da also nichts mehr zu thun und hast mehr Zeit fürs Griechische. Diese Worte fielen sogar öffentlich, in Gesellschaft anderer Väter und des Fachlehrers. Der Sohn liefs also die Geschichte liegen und erwarb sich darin im 3. Trimester ein absolutes, skandalöses „Ungenügend“. Und er behielt es fürs Jahr und hatte die Folgen zu tragen. Beim Rechnungssystem der Lokation hätte er straflos Lehrer und Schule verhöhnen können!

Doch dieser Schaden wäre nicht der einzige. Vor allem würden die Skriptionen aus Probearbeiten reine Prüfungsarbeiten und das bedeutete einen enormen Zeitverlust. Gegenwärtig erstrebt der Lehrer neben Anhalts- und Ausweispunkten für die Zensur eine Übung (oft z. B. eine stärkende Kraftprobe für Schwächere) und ein Experiment, bis wie weit das Gelernte fester Besitz geworden und was allenfalls nochmals zu erklären, noch mehr einzuüben ist. Anderenfalls können sie Unterrichts- und Übungszwecken gar nicht mehr dienen: sie müssen auf genaueste dahin berechnet sein, dafs auch nicht eine Silbe darin vorkommt, die der genügende Schüler nicht schon völlig sicher beherrscht; sie müssen vor allem aufs peinlichste bezüglich gleicher Schwierigkeit und gleichen Wertes berechnet sein. Eine leichte kurze Arbeit über einen glücklich vollendeten Abschnitt geht nicht an, — denn die Ziffern, die urkundlichen Ziffern beanspruchen gleiche Geltung, wenn an die Unparteilichkeit geglaubt werden soll. Den Wertunterschied der Arbeiten würdigt aufserhalb der Schule niemand.

Wohin aber Ungleichheiten der Arbeiten führen, dafür ein Beispiel aus alter Zeit. An meinem Gymnasium war die Stereometrieskription der II. Gymnasialklasse (4. Math.-Skription) Jahr für Jahr so, dafs $^2/_3$ der Schüler wenigstens I mit 0 Fehlern erhielt. Wie schnellten da die Schwachen zu den Guten empor! Machte aber ja einer, und das kann just auch einmal einem Besseren begegnen, aus Versehen einen Fehler, hei! wie flog er zurück. Die Lokation war also illusorisch.

Mufs man nicht lozieren, so haben diese leichten Arbeiten den unschätzbaren Vorzug, die ganz Schlechten, die auch das nicht leisten, als ungenügend auszuscheiden.

Ein weiterer Schaden ist die notwendige Wiederkehr des Studiums für die Skription, des „Gebüffels“ statt stets gleichmäfsiger Arbeit. Ein Schaden schwerster Art!

Billigerweise würden auch die Skriptionen zahlreicher, um Ausgleichgelegenheit zu geben. In gewissen Fächern, wo man jetzt nahezu darauf verzichten konnte, müfsten sie wenigstens einmal im Trimester eingesetzt werden (Geschichte, Geographie!). So würden viele Stunden dem Unterricht entzogen und aufregender Hetze geweiht. Sie müfsten ja bei veränderter Bedeutung wieder auf 2 Stunden verlängert werden, rasche Versuche und flüchtige Entwürfe dürften nicht wohl

zugemutet werden. (Dafs so eine Vermehrung der erdrückenden Korrekturlast einträte, da die zahlreicheren Arbeiten anders vorbereitet und nach anderen Gesichtspunkten korrigiert und viel peinlicher zensiert werden müfsten, sei nur nebenbei bemerkt).

Eines noch sei hervorgehoben: was wäre in der deutschen Arbeit statt einer belehrenden Kritik eine tote Ziffer, die nicht einmal durch die Hausaufgabennoten modifiziert werden könnte? Denn wer weifs, wie die Hausaufgaben gemacht werden und von wem! Und die Rangbestimmung? E. zum Beispiel (vgl. oben) liefert eine glatte, hübsche, fehlerfreie Schülerarbeit, J. einen kühnen Versuch, der überlegenes Urteil zeigt, aber wegen des Übergriffs nicht korrekt ist. Bitte, welcher Arbeit gebührt der Vorrang?

Von den zufälligen Schwierigkeiten des Lokations- und Skriptionswesens (momentane Indispositionen, Nachwirkung von Krankheitsversäumnissen, seelischen Störungen, Trauerfällen — Unterschleifversuche, Ausweichen bei schwierigeren Arbeiten, nachdem leichte schon gelungen etc. etc.) will ich schweigen, denn das führte ins Endlose. Wir Lehrer aber wissen es und man mag es uns glauben oder man möge sich besinnen, wie man's selber getrieben hat oder hat treiben sehen. Und der Ballast soll wieder her?

XI. Die Lokation alten Stils wäre ein grofser Zeitverlust.

Die Lokation ist für die Öffentlichkeit, nur für diese hat sie Sinn. Man könnte nun darüber streiten, ob der Schule ein stilles Leben abseits von der Öffentlichkeit nicht besser bekäme. Wenigstens hat mich der Hinweis auf die Jagd nach Auszeichnungen und Orden im Mannesleben nicht zu der Ansicht bekehrt, dafs man auch die Jugend zunächst um äufserliche Zeichen des Erfolges zu ringen lehren soll, oder dafs der Ehrgeiz eine bessere Triebkraft als das Pflichtgefühl. Doch sei bemerkt, dafs eine Auszeichnung einzelner wirklich und allseitig und in harmonischer Entwicklung hervorragender Schüler auch ohne Lokation möglich ist und thatsächlich auch beim jetzigen System vorkömmt. Wer aber die Lokation eingeführt wissen will, der will sie auch gedruckt sehen im Kataloge, welcher ja „mit ihr alles Interesse verloren hat".

Nun ist aber der Geschäftsbetrieb in kleineren und auch in gröfseren Städten derart, (ich hoffe, damit niemanden zu nahe zu treten), dafs der Katalog nur dann rechtzeitig mit dem Jahresschlusse vorgelegt werden kann, wenn die Manuskripte, mithin die Lokation wenigstens 4 Wochen vorher, 4 Wochen also vor dem Ende des durch die Ferienverschiebung ohnehin arg gekürzten Sommersemesters fertig sind.

Wie aber sollen die Schüler Wochen lang nach einem formalen Abschlufs zu Arbeit, Fleifs und Interesse gebracht werden? Heutzutage, wo unsere Strafmittel so beschränkt sind! Weniger energische Lehrer sind da fast verloren, und die besten arbeiten noch mit halbem Erfolg.

Man wende nicht ein, dafs es jetzt vom Tage der Schlufskonferenz an ebenso stehe! Denn 1. mufs die so nicht so früh gehalten werden; 2. bleibt sie geheim, während die Lokation offen in der Schule gerechnet werden mufs, wenn Treue und Glauben bestehen soll; 3. kann auch nach der Schlufskonferenz in Notfällen der Lehrerrat oder der interessierte Teil desselben behufs Zeugnisänderung nochmals bemüht werden. Mit der Ablieferung der Lokationstabellen aber ist's endgiltig aus.

„Also sieht man, dafs nur der Wetteifer um den Rang die Leute zum Studieren bringt". Gewifs, viele, sehr viele, — wenn man eben dieses Mittel ausspielt und in den Vordergrund stellt. Diese Fortgangsstreber sind freilich nicht ideal und vielleicht noch trauriger als der leichtsinnige Schlingel, der sich über alles hinwegsetzt. Die Lokation erzieht eben leider nicht im Sinne des kategorischen Imperativs oder des gesunden unverfälschten Gewissens.

Schliefslich aber frage ich: Wohin soll das führen, wenn durch die Skriptionen eine stattliche Zahl von Stunden, durch die Lokation ein ganzer Monat dem eigentlichen energischen Unterricht entzogen wird? Verträgt sich das mit einer Ordnung, welche den Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule verlegt und mit Recht verlangt, dafs in der Schule gelernt werde und nicht zu Hause? Früher, als der Einzelne noch sich und seinem Privatfleifse überlassen wurde, konnte man sich solchen Luxus erlauben! Aber so schlimm, wie es damals war, soll es nicht wieder werden!

XII. Die Lokation bedroht die Disziplin und das richtige Verhältnis zwischen Lehrern, Schülern und Eltern.

Das war doch ein lustiger Tag in der Schule, denkt nur zurück, Kommilitonen, als der Fortgang gerechnet, als mit dem Professor so hübsch gehandelt, gefeilscht und gestritten, als hinterher so wacker geschmält und gescholten wurde! Was von der Disziplin eines Lehrers zu halten ist, bei dem nach der Rückgabe der Schularbeit — aufser der etwaigen Anmeldung offenbarer Versehen — Vorstellungen und Beschwerden, Rekriminationen oder Handelschaften, überhaupt kritische Glossen zur Zensur möglich sind, das brauche ich Kundigen nicht zu sagen. Beim Fortgangsrechnen aber gab es derartiges in bester oder vielmehr schlimmster Form selbst bei den strammsten Lehrern. Und wie dachten und sprachen wir — zu gröblichem Unrecht — über die Gerechtigkeit unserer Lehrer! In meiner Klasse glaubten wir Jahr für Jahr einen Schüler vorgeschmuggelt, weil er der Sohn des Bürgermeisters war. Mein lieber Freund wird lächeln, wenn er dies zu lesen bekommt; ich selbst mufs lächeln beim Gedanken an die Grundlosigkeit dieses thörichten Wahnes! Aber damals glaubten wir's und wie fest!

Wie dachten wir, wenn von einem Jahr zum andern grofse Schwankungen vorkamen! Ich erinnere mich eines Schülers, der in der 3. Latein- und in der 1. Gymnasialklasse eine gute II, in der 4. aber einen der letzten „Dreier" hatte. Das war doch zweifelsohne

nicht seine Schuld! Oder wie redeten wir, wenn ja einmal etwas hinter den Kulissen geschah! In höherer Gymnasialklasse hatte A. M., mit 2 kompensierten Vierern behaftet, durch einen Zufall $^1/_{48}$ weniger als 4 gleichtaxierte Schüler, die in allen Fächern genügten. Hinter diesen begann die Reihe derer, welche Nachprüfungen erhielten oder der Repetition verfielen! Es war nun völlig korrekt, diesen Schüler zu fassen. Aber noch heute ist es in meinen Augen eine vernichtende Kritik des Lokationssystems, dafs das Kollegium das Bedürfnis fühlte, seinen Beschlufs mit dem Ergebnis der Fortgangsrechnung in Einklang zu bringen. Hier haben wir sozusagen das eigene Eingeständnis seiner Unzulänglichkeit! Man setzte also, nachdem die Rechnung in der Schule abgeschlossen war, in irgend einem „Nebenfache" die Note des armen Schächers um $^1/_3$ herab, und zu unserer Überraschung erschien er nun im Katalog um $^1/_{48}$ hinter jenen und hübsch bei der verlorenen Gesellschaft! Das war eine Aufregung! Wir waren zur Empörung reif, wenn nicht das Jahresende getröstet und gelindert hätte!

Man wende nicht ein, dafs heutzutage bei unserem System ebenso geklagt und geschimpft werde. Denn jetzt, da sich die Faktoren der mechanischen Proberechnung entziehen, kann es sich nur um leeres Gerede und Gemunkel handeln, dessen falsche Voraussetzungen sofort nachweisbar werden, sobald sich die Beschwerden ans Licht wagen, indes damals ein unzerstörbarer, in gewissem Sinne unanfechtbarer Schein entstand. Und die Meinung der Schüler von ihren Lehrern, sie soll nicht überschätzt werden, aber gleichgiltig ist sie nicht. Zum mindesten störte die Lokation das richtige Verhältnis zwischen beiden.

Dafs die Lokation das Ansehen der Fachlehrer bei den Schülern zu erschüttern geeignet ist, haben wir oben gesehen. Hier ist nachzutragen, dafs sie auch die Harmonie zwischen Ordinarius und Fachlehrern zu stören vermag. Der Ordinarius mit seiner gröfseren Zahl von Stunden und Fächern wird ein bestimmtes Bild von seinen Schülern gewonnen haben und nicht geneigt sein, dasselbe durch die abweichende, übrigens ebenso feste Meinung des Fachlehrers beeinträchtigen zu lassen. Er wird also, soweit es die Pflicht gestattet und so gut er es vermag, der widersprechenden Stimme des Fachlehrers entgegenarbeiten, dieser aber wird, um durchzudringen, innerhalb derselben Grenzen stärker auftragen, seine guten Schüler herausstreichen, die schlechten drücken. Ob sich diese divergierenden Kräfte in der richtigen Weise komponieren, ist sehr fraglich. Und rasch leuchtet ein, dafs ein zuverlässiger Fortgang nur dann zu erwarten wäre, wenn alles in eines Lehrers Händen läge.[1])

[1]) Wohl liegt der Gedanke nahe, dafs die Mehrzahl der Lehrer einen Schutz bilde gegen Willkür und Befangenheit. Aber man bedenke, dafs es sich da nicht um verschiedene Eindrücke handelt, welche sich in einem Kopfe friedlich zu einem Gesamtbilde zusammensetzen, sondern um fertige abgeschlossene Urteile, die sich feindlich bekämpfen. Da nun der Fachlehrer den Schüler nur von einer Seite kennt, also naturnotwendig einen einseitigen Standpunkt einnimmt, wird er dem Ordinarius zwar oft die Kreise verwirren, selten aber berichtigen oder ergänzen. Natürlich spreche ich hier von den Vorzügen des Ordinariats, nicht eines Faches. Hätte z. B. der Mathematiker, der Neuphilologe die zentrale Leitung des

Was sodann das Verhältnis zwischen Eltern und Lehrern anlangt, so ist es eine bekannte Thatsache, dafs der Lehrer jeden Herbst als Dank seiner Bemühungen genau soviele Feindschaften, Spannungen oder doch „Abkühlungen" einerntet, als er Schüler zum Repetieren verurteilen lassen mufste. Führt man die Lokation wieder ein, so ist die richtigste Formel, um die Zahl der verbesserten Beziehungen zu berechnen, unbedingt $= x - 1$. x ist die Schülerzahl. 1 ist der Primus. — Man könnte etwa auch die Zahl derjenigen abziehen, die sich im letzten Jahre wesentlich verbessert haben, dafür verdoppelt sich die angenehme Stimmung bei den Zurückgeworfenen.

Immerhin läfst sich das ertragen und ich gebe gerne zu, dafs die Reihe meiner Gründe als Antiklimax endet. Dies gilt noch mehr von den Störungen im Verhältnis der Schüler unter einander. Gewifs, alle häfslichen Erscheinungen des Strebertums mit seiner vergifteten Atmosphäre zeigten sich dann und wann: Eifersucht, Neid, Hafs, Verleumdung, Ohrenbläserei, Heuchelei, Wohldienerei, Zuträgerei. Und rechnen mufs man mit diesen schönen Dingen immerhin.

Im allgemeinen jedoch ist der Sinn unserer Jugend für Kameradschaft und Treue viel zu gesund! Thatsächlich liefsen gute Schüler ihre schwächeren Nachbarn abschreiben auf die Gefahr hin, dafs diese vorkämen, und ertrugen es ruhig, wenn es geschah. Es geschah nämlich von Zeit zu Zeit, ich könnte mit Beispielen dienen. Thatsächlich sahen Konkurrenten geduldig zu, wenn schlimme Kameraden, ihren Platz bedrohende Rivalen bei Besseren Hilfe suchten und Beute machten. Fast nie kamen deswegen Beschwerden oder gar Anzeigen vor; und wenn sie vorkamen, erregten sie allgemein Entrüstung und Abscheu. Eher noch wurden auch solche Streitigkeiten durch das Faustrecht geschlichtet.

Aus dieser Haltung der Jugend folgt klar, dafs die Vorkämpfer der Lokation, welche diese als das erste Vehikel, als die kräftigste Triebfeder der ganzen Entwicklung unsrer Schüler betrachten und empfehlen, sich nicht in die Gedankenwelt, in die Anschauungen und Empfindungen eben dieser jungen Leute zu versetzen wissen; denn diese junge Welt betrachtete die Lokation zum grofsen Teile als das, was sie im Grunde mehr oder minder auch wirklich war, — als Spielerei nämlich und Spiegelfechterei.

Neuburg a. D. Dr. A. Patin.

Unterrichts und die überwiegende Stundenzahl, indes der Altphilologe auf ein paar Stunden eines besonderen Gegenstandes beschränkt wäre, so würde sich das Verhältnis einfach umkehren. Deshalb durfte ich von der Sache sprechen, ohne besorgen zu müssen, schon durch diese Erörterung Kollegen zu kränken und die Harmonie zu stören. Man sieht aber, wie nahe diese Gefahr lag.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Pro domo. — Reden und Aufsätze von Dr. Oskar Jäger, Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln. Berlin, Verlag von Oswald Seehagen. 1894.

Unter dem Titel Pro domo hat Oskar Jäger eine Anzahl seiner Reden und Aufsätze vereinigt, die im Laufe der Jahre in Vertretung und Verteidigung des humanistischen Gymnasiums entstanden waren. Die Sammlung enthält drei Teile; der erste, „Schule und Vaterland" betitelte, ist aus Reden zusammengestellt, die im Zeitraume von 1859—1888 bei bedeutenden Anlässen gehalten wurden. Jäger wollte durch deren Veröffentlichung zeigen, dafs er das philologische Lehramt und die gymnasiale Erziehung stets in ihrem Zusammenhange mit den Aufgaben der deutschen Nation in der Gegenwart aufgefafst habe. Mit dem zweiten Abschnitte, der historische und philologische Aufsätze enthält, wünschte er zu beweisen, dafs gerade die Thätigkeit des Gymnasiallehrers auch den Trieb der Einzelforschung frisch erhält. Mit der Herausgabe der pädagogischen Gelegenheitsreden im dritten Teile will er eben jetzt, wo dem Gymnasium in Preufsen der Boden so empfindlich geschmälert worden sei, seiner Überzeugung von dem Werte dieser Bildungsanstalt Ausdruck geben. — Das Buch vervollständigt das Bild von der Thätigkeit des durch sein mannhaftes Eintreten für das Gymnasium bekannten Schulmannes, wie er es uns in den Hauptlinien in seiner Schrift „Aus der Praxis" gezeichnet hat.

Die zwölf Reden des ersten Teiles sind bei der Feier des Dombaufestes zu Köln, des Sedantages, des Geburtstages des Königs und Kaisers, des Fürsten Bismarck, Luthers, beim Schillerjubiläum (1859) und anläfslich des Hinscheidens der Kaiser Wilhelm und Friedrich vorgetragen worden. Über die herkömmliche Rede am Geburtstage des Kaisers spricht sich J. in der Schrift „Aus der Praxis" in den Abschnitten 282—287 aus; es solle an diesem Tage nicht über Sternschnuppen und fossile Säugetiere gesprochen werden; die Rede enthalte eine nicht allzu fern liegende Beziehung zum Festtage — Patriotismus, Staatsgefühl, Nationalgefühl; nur aber keine Streberei und Schmeichelei, kein falsches Pathos. Was dort in der Theorie verlangt wird, ist hier in die Praxis umgesetzt. „An einem solchen Tage soll die Schule zeigen, dafs sie sich ihres vaterländischen Charakters, ihrer Stellung im Ganzen des Staatsorganismus wohl bewufst ist." Früher war es anders; da war von Beziehungen der Schule zum Staate nicht die

Rede. „Wir Schüler hatten vor 1848 das Gefühl, dafs Politisieren ungefähr ebenso sündhaft sei, wie ins Wirtshaus gehen. Man hörte wohl von Vaterlandsliebe im allgemeinen; dafs man aber dereinst in einem solchen wirklichen Vaterlande Wahlrechte oder Wahlpflichten im Tumulte aufgeregten Parteilebens werde auszuüben haben, politische Reden hören oder gar selbst werde halten müssen, davon war keine Ahnung. Wenn eine völlige Fernhaltung des Lehrstoffes vom wirklichen Leben Idealismus ist, so war das humanistische Gymnasium damals sehr ideal. Dies hat sich gründlich geändert." Was den Wert des Gebotenen anlangt, so möchten wir nicht alles einander gleich stellen. Zu Herzen gehen die beiden kurzen Reden auf Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich. Nicht immer wird man sich mit der politischen Anschauung Jägers befreunden können; auch wird man manchen Ausdruck anstöfsig finden, wie z. B. pag. 50, wo von „dem Joche des alten Bundestages d. i. der habsburgischen Fremdherrschaft" die Rede ist.

An der Spitze der elf historischen und philologischen Aufsätze des zweiten Teiles steht die zuerst in den Preufsischen Jahrbüchern erschienene Abhandlung über Alexander den Grofsen als Regenten. Im Gegensatz zu Grote und Holm betont J., dafs der Grundzug von Alexanders Charakter wie bei Napoleon, Cäsar, Friedrich II. ein entschieden realistischer gewesen sei: durchdringender Verstand, schneller, praktischer, viel umfassender Blick, starke Nerven und ein dämonischer Thätigkeitsdrang; von der Phantasterei, die ihm Grote zuschreibe, sei er weit entfernt gewesen. Bei der Prüfung der Quellen legt J. den höchsten Wert einer Stelle (c. 20) der Ἰνδική des Arrian bei: „Hier haben wir ein Stück gediegenen geschichtlichen Goldes vor uns — den wirklichen Alexander, in einer geschäftlichen Unterhaltung mit einem seiner hervorragendsten Diener (Nearchos) und dieser selbst ist es, der sie uns — soviel wir sehen, knapp, einfach, im Stil Moltkes — erzählt." — Was mitunter aus einer kurzen historischen Notiz zu machen ist, zeigt der Verfasser in dem Aufsatze „Die Odyssee eines Sklaven," in dem er aus einigen Zeilen in Xenophons Anabasis mit Zuhilfenahme einiger anderer Nachrichten eine Skizze von den Schicksalen eines Sklaven zur Zeit des peloponnesischen Krieges zu entwerfen versteht. — In den Homerischen Aphorismen nimmt J. zur Homerischen Frage Stellung. Nicht unwitzig ist die Anwendung des Verfahrens der Homerkritiker auf Goethes Hermann und Dorothea: „Die Verse in Urania, in denen der als so feinfühlend und taktvoll geschilderte Pfarrer freundlich scherzend nach dem goldenen Ringe fragt, den er an Dorotheens Hand gewahrt:

„Wie, du verlobest dich schon zum zweitenmal?" etc.

stehen im denkbar schreiendsten Widerspruch mit den Versen in Klio, wo dieser selbe Pfarrer die Geschichte der ersten Verlobung Dorotheas, die er hier offenbar nicht kennt, aus dem Munde des Richters — es sind noch keine zwei Stunden her — ausführlich erfahren hat. Zunächst würde der Kritiker die Uraniaverse für unecht erklären, denn diese Verse spielten ganz unverkennbar auf die allgemeine Wehrpflicht an, ständen in Widerspruch mit den Gesinnungen, die Hermann im

Gespräch mit der Mutter in Euterpe geäufsert, und atmeten den Geist einer späteren Epoche, 1813, 1848, 1870: ja die Anspielung auf die Pariser Kommune sei kaum zu verkennen. Der Nachdichter, würde ein zweiter Forscher hinzufügen, verrate sich schon durch die Anrede Dorothea, welcher Name hier zuerst vorkomme; der echte Dichter liebe es überhaupt nicht, Vornamen in der Anrede zu verwenden" etc. — Von den übrigen Abhandlungen seien genannt die Realistischen Bemerkungen zu Horatius, die Nachlese zu Horatius und die Apotheose des Augustus.

Von den pädagogischen Gelegenheitsreden im dritten Teile sind am bekanntesten der auf der Münchener Philologenversammlung gehaltene Vortrag „Vergängliches und Bleibendes am humanistischen Gymnasium" und die am 9. April 1892 im Gürzenich zu Köln gehaltene Rede „Nach der Niederlage." Man stand damals im Zeichen der Schulreform. Jetzt ist im allgemeinen wieder Ruhe eingekehrt. Jäger rief damals mit den Worten des Prätors Pomponius aus: „Pugna magna victi sumus, während die Gegner jetzt klagen, dafs die Philologen als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Die Befürchtungen Jägers haben sich als begründet nicht erwiesen; aber es war damals notwendig, ihnen lauten Ausdruck zu verleihen; vielleicht wären sonst der verblendeten öffentlichen Meinung noch mehr Zugeständnisse gemacht worden. Hervorgehoben sei eine auf die Hebung des Lehrerstandes bezügliche Stelle: „Diese Forderung ist nicht blofs pekuniärer oder äufserlicher Art. Die Richter, die Ärzte, die Theologen, die Techniker haben in einem viel höheren Grade als wir die Selbständigkeit ihres Berufes. Uns pfuscht jeder ins Handwerk, und mehr als irgend ein anderer Stand sind wir dem ausgesetzt, in den Zeitungen von dem nächsten Besten, der von der Sache nichts oder nur die Hälfte, also weniger als nichts versteht, über die Dinge uns zurecht weisen lassen zu müssen, in denen wir täglich leben. Diesem Unheil gegenüber, das sehr ernsthafter Art geworden ist, müssen wir eine stärkere Position erringen. Nun, meine Herren, wie erringt man diese Unabhängigkeit des Sachkundigen auf seinem Gebiete, wie sie z. B. der Arzt hat, oder der Richter? Man erringt sie, indem man sie beweist. Man erringt sie, indem man unumwunden ausspricht, was man denkt und nicht darauf sieht, was diese oder jene Instanz, was das Publikum, was die Zeitung, was die Parlamente dazu sagen.

Jedem Leser der Schrift „Aus der Praxis" ist die originelle Form bekannt, in der Jäger einem Probekandidaten Ratschläge für den Geschichtsunterricht erteilt. Auch im Buche Pro domo findet sich Ähnliches, z. B. die Instruktion für den Beginn der Homerlektüre: „Ich würde meinen, dafs ein vernünftiger Lehrer, sobald Homer wirklich gelesen werden kann, schon in der ersten Stunde mit der Lektüre beginne, nachdem er kurz einleitend 1.) den Schülern das Blutwenige gesagt hat, was über Name, Zeit, Heimat des Dichters gewufst oder gemutmafst werden kann, 2.) ihnen ferner gesagt hat, dafs dies auch nicht das Wichtigste sei, dafs man doch viel von ihm erfahre, wenn man seine Gedichte lese, die in jedem Falle den eigentlichen

Inhalt seines Lebens gebildet hätten, 3.) dafs in Wahrheit der höchste Genufs und Gewinn bei der Lektüre dieser Dichtungen darin bestehe, durch sie in unmittelbare Berührung mit einem der gesundesten und herrlichsten Menschen aller Zeiten zu kommen, den Spuren seines Geistes in diesen Werken nachzugeben, und 4.) würde ich noch ein Wort darüber fallen lassen, dafs derjenige, welcher diese Gedichte im Original lesen kann und gelesen hat, ein sehr wertvolles Besitztum voraus hat vor dem, der sie nur in der Übersetzung lesen kann."

Nicht minder bekannt wird den Lesern jener Schrift die geniale Auslegung der Bibelstelle (2. Sam. 18) sein: Und Joab nahm drei Spiefse in seine Hand, und stiefs sie Absalom ins Herz, da er noch lebte an der Eiche. Pag. 366 erfahren wir jetzt, dafs der Ausleger der Schulrat Dietrich Landfermann genesen, von dessen Leben J. im dritten Teile unseres Buches ein Bild entwirft.

Jägers Sammelwerk Pro domo gehört ebenso gut in jede Gymnasialbibliothek wie das pädagogische Schatzkästlein „Aus der Praxis."

München. Karl Rück.

M. Greif, Gesammelte Werke in 3 Bänden. Erster Band: Gedichte. 6., reich vermehrte Auflage. Leipzig, Amelangs Verlag. 1895.

Amelangs Verlag in Leipzig hat sich die gewifs dankenswerte Aufgabe gestellt, die gesammelten Werke M. Greifs, den wir in unserm engern Vaterland mit Stolz den unsern nennen, binnen Jahresfrist in 3 Bänden (zu je 4 M. broschiert, 5 M. geb.) erscheinen zu lassen, wovon der 1. Band, die Gedichte enthaltend, bereits vorliegt; die beiden andern, je sechs Dramen umfassend, werden in Bälde nachfolgen. Somit ist für jeden, der Freude hat an einer Poesie, die dem Kult des Edlen und Schönen geweiht ist, Gelegenheit geboten, sich an diesem überreichen Born zu erquicken. Dafs aber M. Greifs Werke sich besonders als Lektüre der reiferen studierenden Jugend eignen und deshalb in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollen, dazu mögen folgende Zeilen den Beweis erbringen.

Die „Gedichte" sind vom V. in der vorliegenden neuen Auflage nach ihren Stoffen geordnet, so dafs schon eine blofse Übersicht uns einen Einblick in die Werkstätte eines vielseitigen Dichters gewährt: den Anfang machen die „Lieder" (111 Gedichte), es folgen „Naturbilder" (161), „Stimmen und Gestalten" (154), „Romanzen und Balladen" (38), „Vaterländische Gedenkblätter" (21), „Widmungen" (31), endlich „Sinngedichte" (81) — zusammen die stattliche Anzahl von fast 600 Gaben der Muse. Bei der Lektüre derselben kam es mir wiederholt vor, als befände ich mich in einer reichhaltigen Gemäldesammlung eines begnadeten Meisters, der seinem innersten Gefühlsleben vielseitigen Ausdruck zu verleihen versteht, dem es „ein Gott gab, zu sagen, was er leide", der es ernst mit seinem Berufe nimmt, die Mitwelt zu erfreuen und zu erheben und in Stunden des Mifsmuts ein Freund und Tröster zu sein. Möge der geehrte Leser mit mir einen kurzen Gang durch diese Gallerie machen.

Wer im 1. Saal, dem der „Lieder“, ein leichtes, frivoles Tändeln und Scherzen mit halbwahren oder affektierten Liebesempfindungen zu finden meint, würde weit fehlgehen. Nicht als ob die Lieder nichts von Liebe zu singen wüſsten; auch in ihnen nimmt ihre Allgewalt einen breiten Raum ein, aber sie hat eine verklärte Gestalt. Das hat das Schicksal gethan[1]), worüber uns das Gedicht „Ihr Grab“ Aufschluſs gibt:

Es blüht ein Grab in treuer Hut,
Das beste Herz darinnen ruht.
Zu oberst blühen Rosen rot —
Dein Mund so manchen Kuſs mir bot.
Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht“ . . . .

Kein Wunder, wenn der Dichter frühzeitig eine tief-ernste Stimmung annahm, wenn die Kinder seiner Muse, so lebensfrisch sie auch erscheinen, eine stille Wehmut in ihren Zügen verraten, wenn sie fast alle von einem rastlosen Sehnen in die Ferne und Fremde, bis hinaus in das jenseitige Heimatland erfüllt sind. Aber des Dichters Weltschmerz ist keine wahnbethörte, trotzige Auflehnung gegen die bestehende Weltordnung: sein eigenes reiches Gemüt, seine tiefe Empfindung und nicht zum mindesten sein vertrauter Verkehr mit der Natur und den Wundern der Schöpfung bewirken eine mit sich ausgesöhnte Resignation und lassen auch herbe Dissonanzen harmonisch ausklingen. Man vergleiche die Lieder „Segen der Thränen“ und „Weiſse Rosen“. Greif ist sich dieser seiner Grundstimmung klar bewuſst, wie er sie in „Läuterung“ schön ausspricht mit den Worten:

„Gesteh', du bist der Sorge hold
Und willst von ihr nicht lassen,
Du tauschtest nicht dein Leid um Gold,
Kannst du's auch selbst nicht fassen“.

Betreten wir den 2. Saal, der uns „Naturbilder“ vorführt. Nach einer klassisch edlen, in freien, Goethe'schen Rythmen sich bewegenden Eingangshymne „An die Natur“ wird uns das innere Leben und Weben derselben in den vier Jahreszeiten geschildert, wie es nur eines Dichters Auge erschauen und erfassen kann. Dabei bedarf Greif nicht — wie mancher verwöhnte Groſsstädter — zur Erregung seiner Phantasie einer hochromantischen Alpenlandschaft: seine Motive findet er überall, manche weisen unverkennbar auf die nächste Umgebung Münchens hin; ein Stück Wald, ein Baum, eine Grashalde, ja sogar ein mit blühenden Kräutern überwucherter Eisenbahndamm (wo der Alltagsmensch nur Unkraut sieht) genügt, ihn zu poetischer Stimmung anzuregen. Einfach in seiner Schönheit ist das Gedicht die „Morgendämmerung“; in „Waldesschauer“ ist das Geheimnisvolle gut gelungen; an Goethes Schule erinnern die schwungvollen „Hymnen“ (an den Mond, die vier Jahreszeiten, das Gewitter), an Herrn Walther

[1]) Vgl. die sehr lesenswerte Biographie M. Greifs von Dr. S. M. Prem, Lpz. 1892 (Renger), S. 5.

die „Frühlingsbotschaft"; reizend in seiner Einfachheit ist „Der letzte Mai" und „Zauber der Winternacht". Selbstverständlich kommt auch die Bergwelt mit ihren Quellen, Flüssen und Seen und allen Schönheiten zur Geltung: durch feine Naturanschauung zeichnet sich besonders aus „Die Legföhre", „Trüber Tag im Gebirge", „Der Garten im Gebirge", „Blume Steinbrech" (mit tiefer Symbolik). Zuletzt entführt uns der Dichter aus der Heimat in die sonnige Ferne, in das farbenglühende Spanien und Italien: dort ist es das reizvolle Gedicht „Sagunt", das uns besonders fesselt, hier die Lieder „Sehnsucht nach Italien", „Am südlichen Meeresgestade" u. a., die wie von selbst den leichtgeschürzten Catullischen Vers, den Hendecasyllabus, annehmen:

„Lustvoll wandelt sich's hier am Meer im Winter" . . .

Folgen die „Stimmen und Gestalten": sie vertreten das Genrefach; bald sind es breit ausgeführte Gemälde mit ergreifendem, rührendem Inhalt, bald niedliche, den volkstümlichen Ton meisterhaft treffende Bildchen, bald nur flüchtige Skizzen mit leise angedeuteter Pointe oder wie Salomon (Gesch. d. deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrh.[2] 1887) sich ausdrückt „er erzielt nicht selten eine ganz aufserordentliche Wirkung, doch bleibt er auch bisweilen allzu fragmentarisch". Besonders hervorzuheben ist in dieser Abteilung der religiöse Grundton, der durch viele Gedichte geht, z. B. in „Maienmorgen", „Frühlingsauferstehen", „Andacht im Walde" u. a.; das Erhabenste aber, was Greif in diesem Genre schuf, ein unsterbliches Lied von der Gröfse der Gottheit ist der „Neujahrsgesang", dessen hoher Gedankenflug nur mit den himmlischen Preisliedern der Erzengel im „Prolog" des Faust (1. Teil) verglichen werden kann; er sollte in keiner Anthologie fehlen. Gemütvoll-schlicht sind besonders „Die Werkeluhr", „Der Maibaum", „Traulich Wohnen", „Umzug" (ein reizendes Kinderliedchen), „Ein Brautschatz" u. a.; in letzteren weifs der sonst so ernste Dichter auch heitere Töne anzuschlagen, die sich zuweilen wie in „Husarendurchmarsch" u. a. zu leisem schalkhaftem Spotte steigern. Das volkstümliche Element mit all seinem naiven Glauben und Aberglauben kommt besonders zum Ausdruck in „Frau Holle" und den folgenden Gedichtchen. Zarte Empfindung spricht aus „Der fromme Hirtenknabe" und dem „Märchen vom guten Mägdlein"; von des Dichters Gefühl für die Tierseele zeugen „Die Treuen"; die Perle der Sammlung aber ist wohl „Mutterliebe", die rührende Geschichte von dem alten Mütterlein, das ihres in die Fremde gezogenen Sohnes am Feldkreuz, wo er von ihr schied, immer harrt, bis sie den verwildert und gealtert Heimgekehrten in ihre Arme schliefst.

Wir treten in den Saal der Historien, d. i. der Romanzen und Balladen, deren Stoffe von der alten Geschichte bis in die Neuzeit reichen. Besonders reich bedacht ist der Sagenkreis Karls des Grofsen, darunter die gut erzählte Sage, wie der Kaiser einem verwahrlosten Rosse Recht spricht. Das höchste Können entfaltet Greif, wie Leixner anerkannt hat (Gesch. d. d. Litt.[3] S. 1064) im „klagenden Lied"; es ist dies ein mit Meisterhand ausgeführter Bildercyclus, in dem das Abstofsende des Stoffes — Geschwistermord und

seine Sühne — richtig gemildert erscheint.[1]) Den echten Balladenton mit allem märchenhaften Zauber traf Greif in „Schnee-Lenore“ und „Das Brünnlein“.

In den „vaterländischen Gedenkblättern“ und „Widmungen“ hat der Dichter für die weltbewegenden Ereignisse, die er miterlebt, und für hervorragende Persönlichkeiten seiner Zeit gleichsam eine Ruhmeshalle geschaffen, die wir mit aufrichtiger Freude betreten. Gehaltvoll ist das Widmungsgedicht: „An Deutschland“ aus d. J. 1870. Der Lobgesang auf den Sieg von Sedan hat die feierlich-melodiöse Form eines Psalmes. Der „Königsstuhl zu Rense“ ist eine frohe Palinodie auf Uhlands trauriges „Schlofs am Meer“. Am gelungensten aber ist unstreitig das kernvolle Widmungsgedicht auf Walther v. d. V. bei Gelegenheit der Enthüllung seines Denkmals in Bozen; man glaubt einen machtvollen Männerchor zu hören, wenn man die markigen Worte liest:

„Und er sang des Mannes Stäte,
Der nur lebt der Pflicht zu Dank,
Und dem Tod entgegenträte,
Ehe dafs er übel thäte
Und den Schild nicht hielte blank“. —

Die „Widmungen“ beginnen mit dem eines Pindar würdigen Preislied auf König Ludwig II. Es folgen Erinnerungsgedichte für Gröfsen wie Shakespeare, Michel Angelo, Dürer, Goethe, Hans Sachs u. a., jedes in seinem eigenartigen Ton trefflich gelungen.

Den Schlufs bilden die „Sinngedichte“, in welchen Greif in buntem Wechsel tiefe und originelle Gedanken und Sprüche, feindurchdachte ästhetische Urteile in anmutiger, oft epigrammatischer Form zum Ausdruck bringt. Manche beherzigenswerte Wahrheiten bekommen wir zu hören wie das Distichon:

„Handschriften sammelt ihr von Dichtern ein,
Lafst euch sie sonst auch mehr empfohlen sein!“

Möge der Dichter diesen seinen Wunsch, soweit es in unsern Kreisen möglich ist, erfüllt sehen! Möge die reifere studierende Jugend ermuntert und ihr Gelegenheit geboten werden, den Erzeugnissen unserer Dichter Stunden der Mufse zu widmen! Ein Autor, wie Greif, dessen Werke von so reichem Gemüt und Zartsinn zeugen, der so edlen Gehalt in vollendeter Form ohne jegliche Spur von Sittlich-bedenklichem zu bieten weifs, der von so tiefer ungeheuchelter Religiosität und so warmem Gefühl für alles Vaterländische durchdrungen ist, erscheint vorzüglich geeignet zur Lektüre für die oberen Klassen unserer Mittel-

[1]) Die Reime am Schlusse (müd — Lied, Flöte — rede) sollten durch bessere ersetzt werden. Hier seien auch zugleich einige leichtere Versehen angemerkt, die mir bei der Lektüre auffielen. Metrisch bedenklich sind Messungen wie Erika (ἐρείκη) S. 93, Augur (◡!) S 100, Theseus (◡!?) S. 232). Die Formen: neblich S. 80, Schwanen S. 202, befrägt S 166 könnten vermieden sein. Die Pflanze Eppich (allium) wird zweimal (S. 139 u. 383) mit Epheu (hedera) verwechselt. Die zweite Hälfte des Pentameters darf nur anapästisch gebildet sein, nicht wie S. 380: ‚wechselt dir Frühling und Herbst | unaufhörlich im Reih'n.

schulen. Möge die Jugend aus ihm und seinesgleichen die Berechtigung des Idealismus erlernen; dann kann sie vor den Lockungen des modernen krassen Materialismus, der sie nur zu früh zur stumpfen Blasiertheit führt, am wirksamsten bewahrt werden.

München. Dr. J. Menrad.

Tacitus' Germania. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wolff (in Frankfurt). Mit einer Karte. Leipz., Teubner, 1896. S. XXVI u. 110. M. 1,35.

„Wie wollte der Autor von seinen römischen Lesern verstanden werden?" und „wie weit stimmen des Tacitus Angaben mit den Ergebnissen der deutschen Altertumskunde überein?". Diese zwei Hauptfragen lösen zu helfen, zunächst für die Schule, dann aber auch für Studierende und Freunde der germanischen Urzeit überhaupt, ist der Zweck von E. Wolffs Germaniaausgabe. Bei der Menge der vorhandenen tüchtigen Leistungen ist die Konkurrenz nicht leicht, aber das rüstige Fortschreiten der germanischen Forschung und die neuen pädagogisch-didaktischen Wege gestatten einem neuen Herausgeber eine relative Selbständigkeit, und ist er mit dem Sprachgebrauch, mit den römischen Kulturzuständen, mit der Erklärungsliteratur im engeren und weiteren Umkreis so vertraut wie Wolff und nützt er sie mit so besonnenem Urteil, dann darf seine Arbeit auf die Anerkennung der Fachmänner und auf günstige Aufnahme seitens des Publikums rechnen.

Die Einleitung gibt eine gedrungene und dabei klare Übersicht über die politische Lage Roms und über Leben und Schriften des Tacitus im allgemeinen sowie über Tendenz, Quellen und Darstellungsform der Germania im besonderen. „Die Vermutung, dafs der Verfasser der Germania seinen römischen Zeitgenossen einen Sittenspiegel habe vorhalten wollen, darf als endgiltig widerlegt angesehen werden". Aber auch die Meinung, die Schrift sei „in der Absicht veröffentlicht, um die Römer von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Grenzregulierung zu überzeugen", hat viel gegen sich. „Tacitus schuf seine Werke, sagt Wolff S. XII, aus eigenem Trieb nach Wahrheit, aus Lust am künstlerischen Gestalten, denkenden, gereiften Lesern zur Belehrung und Freude. . . Auch die Germania hat ihren nächsten Zweck in sich selbst", vgl. M. Schanz Röm. Litt.-Gesch. II S. 369—371 („ein ethnographisch-geographisches Werk"). — Interessant ist auch die Zusammenstellung der Übergänge in der Germania S. XXIII u. XXIV. Die Inhaltsübersicht S. XXV u. XXVI sollte eingehender sein.

Der Text ist nach der 4. Ausgabe von Halm gegeben, doch weicht Wolff an etwa 30 Stellen von Halm ab, mehr zu seinem Nachteil als Vorteil. Überschrift: P. Cornelii Taciti de origine situ moribus ac populis Germanorum liber; aber die Stellung von situ, die Verbindung der Wörter, sowie der eine Überschrift ersetzende Anfang Germania omnis läfst mir den vollen Titel des cod. Leidensis nicht als Taciteisch erscheinen, antik mag er sein. 2, 17 Text: Germaniae

nomen recens et nuper additum, im Anhang wird recens et nuper auditum feinsinnig konjiziert und diese Verbindung durch einige Belege gestützt; aber der Gegensatz a se ipsis invento nomine (= ab aliis addito) spricht für additum. Ebendort liest Wolff: ut primum victores ob metum, mox omnes, etiam a se ipsis u. s. w., Weidner (historische Schriften des Tac. 1896, s. u.): primum a victis victorum ob metum, beides unsicher. — 10, 5 consulitur für consultetur (Hss consuletur); aber das folgende consultant (c. 11.) lehnt sich wahrscheinlich an si consultetur an, der Konj. der Wiederholung bei si ist etwas Gewöhnliches, das Iterativum consultare für consulere Taciteisch (vgl. agitare: agere). — 11, 3 praetractentur für pertractentur; letzteres (auch bei Halm, Zernial, Weidner) wird gestützt durch Plin. ep. VII 17: Ac primum quae scripsi mecum ipse pertracto; deinde duobus aut tribus lego etc. An folgenden fünf Stellen wird die handschriftliche Lesart beibehalten: c. 11, 10 ut turbae placuit (auch Zernial) für ut turba placuit (dies wieder Weidner); 13, 8 ceteris robustioribus (mit Recht) statt ceteri robustioribus; 17, 16 plurimis nuptiis ambiuntur (auch Zernial) für Halm's Emendation pluribus nuptiis ambiuntur; Weidner: plures nuptiis ambiunt; 18, 2 ac munera probant, munera (andere streichen das zweite munera, Weidner schreibt dafür marita); 46, 13 solae in sagittis spes für Meisers glückliche Emendation solae in sagittis opes. C. 25, 1 ist die Änderung ceterum servis für das handschriftliche ceteris servis ansprechend, aber gewiſs nicht nötig. Ebendort ist die Schreibung descriptis per familiam ministeriis für discriptis p. f. m. keine eigentliche Variante, sondern eine kleine orthographische Abweichung, wie sie hundertmal in den Handschriften vorkommt: Cic. de or. I, 33 discribere H[1] R: describere C (s. W. Friedrich op. rhet. II p. IX); III 76 discribere; II 36 discriptione: descriptione; II 80 degredi für das gewöhnliche digredi; III 131 destrictus: districtus; III 132 deminutae: diminutae; or. 38 demensa, 157 dimetiendis, 237 derigere: dirigere. — Auch die Schreibung Veleda für das in neuerer Zeit bevorzugte Velaeda (c. 8) ist geringfügig. — C. 26, 3 ab universis occupantur für ab universis vicis (Hss vices) occupantur; an der Richtigkeit von vicis zweifle ich sehr, aber auch eine Dittographie des Vorausgehenden möchte ich nicht darin erblicken. — C. 30, 1 Ultra hos Chatti initium sedis ab Hercynio saltu incohant, non ita effusis ac palustribus locis, ut ceterae civitates, in quas Germania patescit: durant si quidem colles, paulatim rarescunt, et Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit; hier hat Wolff (wie andere) meines Erachtens falsch interpungiert und falsch erklärt; ich interpungiere patescit, durant, siquidem . . . deponit und erkläre: bei nicht so ausgedehnten (flachen, ebenen) und sumpfigen Gegenden (Hauptbegriff) wie . . . , erstrecken sie (die Chatten, das gleiche Subj. wie bei incohant) sich hin = nicht so ausgedehnt . . . sind die Gegenden, über die sie sich erstrecken, da ja (ursprünglich „wenn wirklich") die Hügel nur allmählich seltner werden und (da) der hercynische Wald seine Chatten begleitet und sie zugleich (mit seiner Senkung) niedersetzt", oder freier: das Chattengebiet fällt in seinem Anfang und

Ende zusammen mit dem Anfang und der Abdachung des hercynischen Waldes, es ist daher nur Gebirgs- oder Hügelland.[1]) — 33, 9 anstatt urgentibus imperii fatis nihil iam stellt Wolff urgentibus iam imp. f. nihil; aber urgentibus kann iam leicht entbehren, und das formelhafte nihil iam weist passend auf die trostlose Zukunft hin. — 36, 5 modestia ac probitas nomina superioris sunt: die schon von anderen verdächtigten Worte sind ganz in der Ordnung, und die Vermutung omnibus (omnino) ludibrio sunt ist haltlos; zur Beleuchtung der an sich verständlichen Worte läfst sich Plin. ep. V 9, 7 verwenden: Tales ubique sermones, qui tamen alterutram in partem ex eventu praevalebunt. Et omnino iniquum sed usu receptum, quod honesta consilia vel turpia, prout male aut prospere cedunt, ita vel probantur vel reprehenduntur. Inde plerumque eadem facta modo diligentiae modo vanitatis, modo libertatis modo furoris nomen accipiunt. — 38, 13 comptius hostium ornantur für compti [ut] hostium ornantur. — 45, 6 et fama vera statt si fama vera — 45, 23 lucosque, et sicut für lucosque sicut (nach einem Vorschlag von Andresen). Die Worte Suionibus — degenerant hat W. mit Zernial umgestellt. — 46, 5 torpor: procerum multi conubiis mixti statt torpor: ora procerum con. m., aber foedantur und habitus sprechen entschieden für ora und gegen das matte multi. Um auch meinerseits noch an einer Stelle zu rütteln, so finde ich die Konstruktion, 7, 11 unde feminarum ululatus audiri, unde vagitus infantium durch die Annahme eines Gräcismus (ὥστε — ἐξακούειν) oder einer Nachahmung Vergils (Aen. 6, 55 oder 7, 15) nicht genügend erklärt; ich würde vorschlagen ululatus est audire, Madvig wollte audiunt, was Weidner aufgenommen hat; vgl. 5, 10 est videre.

Die Wort- und Sacherklärung des Kommentars, der sich oft an den trefflichen Zernial anschliefst, hie und da aber auch stillschweigend gegen ihn polemisiert, ist zweckmäfsig und ausreichend, fafslich und meist korrekt, auch bringt sie gar manches Neue. Im allgemeinen wünschte man etwas knappere, präzisere Fassung, namentlich sollte nicht in den Anmerkungen umschrieben stehen, was der Leser unschwer aus dem Text entnehmen kann, z. B. S. 36 ff. Bemerkung zu si civitas . . torpeat, zu epulae etc. Dagegen dürften Übersetzungsbehelfe bei einem Autor wie Tacitus öfter am Platz sein, z. B. argentum et aurum propitiine an irati di negaverint dubito „Silber und Gold hat ihnen versagt — soll ich sagen — der Götter Huld oder Zorn"; (c. 10) ut qui maxime „wie nur irgend ein Volk". Im einzelnen seien noch einige Stellen berührt: c. 2 ist adversus Oceanus wohl nicht „feindselig", bei welchem Begriff die häufigen Ausdrücke res adversae, fortuna adversa ein ut ita dixerim überflüssig gemacht hätten, sondern es heifst auf der Kehrseite gelegen wie auch bei Ovid (met. I 64—66) der Süden als contraria tellus (ἀντίχϑων) dem Norden gegenübergestellt ist. — c. 3 fractum murmur:

[1]) vgl. die jüngste Behandlung dieser Stelle von Zöchbauer in den Serta Harteliana, (Wien 1896), S. 241—246 „Eine dunkle Stelle in der Germania des Tacitus".

der Begriff fractum wird deutlicher durch Cic. de or. III § 216 u. 217. c. 5 formae „Sorten oder Prägungen“, nicht (einzelne) „Stücke“. c. 6 bei rari gladiis ist nicht gerade auf Körners Schwertlied zu verweisen, eher c. 43 Cotini, quo magis pudeat et ferrum effodiunt auf Arndts Lied „der Gott, der Eisen wachsen liefs, der wollte keine Knechte“, oder c. 2 nisi si patria sit auf die vaterländischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben. — c. 6 Lectissimis coloribus ist Zernials Bemerkung „mit den erlesensten, nach ihrem Geschmack schönsten Farben“ verschlechtert zur Note „nach ihrem Sinn „auserlesen“, in Wahrheit: grell“. Ebendort halte ich die Erklärung von coniuncto orbe für falsch („dabei schliefst sich der Kreis“, heifst es wohl). c. 11 fafst Wolff mit Recht principes in allgemeinerem Sinn als Zernial (Waitz, Thudichum); so lösen sich auch scheinbare Widersprüche; ib. ist für auspicatissimum auch Plin. ep. IX 17 anzuführen: quod erat auspicatissimum, natalem tuum in provincia celebrare, auch sonst ist auf den „geistesverwandten Freund“ bezüglich der Diktion öfter zu verweisen; es zeigt sich, dafs Tacitus trotz seiner ausgeprägten Eigenart, doch ein Kind seiner Zeit ist und die Sprache seiner Zeit spricht. — c. 16 discreti ac diversi „gesondert und (durch gröfsere Zwischenräume) getrennt“, wohl eher „gesondert und nach verschiedenen Richtungen“ (nicht mit gleichen Fronten); ib. zu specus aperire zu vergleichen. „Bahn brechen“. — c. 19 Vitia ridet: aufser der angeführten Stelle Quintilians auch I 2, 7 heranzuziehen: Gaudemus, si quid licentius dixerint. Verba ne Alexandrinis quidem permittenda deliciis risu et osculo excipimus. — c. 29 Die orbitatis pretia schildert ergötzlich Hor. sat. II 5. — c. 21 ist mit Recht die Häufung des Ausdrucks „nec interest-pari-nemo discernit“ hervorgehoben, er findet seine Erklärung in der höchst ungleichmäfsigen Behandlung der Tischgenossen im kaiserlichen Rom, worüber Plin. ep. II 6: Sibi et paucis opima quaedam, ceteris vilia et minuta ponebat. Vinum etiam parvolis lagunculis in tria genera descrisperat etc. — c. 22 adsciscendis principibus „über die Wahl der Oberhäupter“ ist schief und unklar. — c. 24 aleam . . . inter seria exercent (gegen Zernial) „nicht: mitten zwischen ernsten Geschäften“, sondern „wie ein ernstes Geschäft“ (richtig). — c. 25 liberti non multum supra servos sunt vgl. Cic. ad Quint. fr. I 1, 13 (liberti), quibus illi (maiores nostri) quidem non multo secus ac servis imperabant. — c. 30 intellegere occasiones ungenau „Gelegenheiten ausfindig machen“; ib. zu dem kühnen Ausdruck „noctem vallare“ vielleicht zu vergl. Shakespeare „Macbeth mordet den Schlaf“. — c. 34 zu praetexuntur passender als de rep. 2, 4, 9 ist Cic. de or. II § 317 Sic omnia quae fiunt quaeque aguntur acerrime, lenioribus principiis natura ipsa praetexuit. — c. 37 Noreia wird gewöhnlich mit Neumarkt im Murthal identifiziert und dies liegt in Steiermark (nicht in Kärnten wie auch Zernial u. a. angeben). — c. 38 über den Haarknoten vgl. Mart. I 3:

Crinibus in nodum torti venere Sicambri,
Atque aliter tortis crinibus Aethiopes.

c. 46 wird inlaborare domibus wohl richtig als Dat. erklärt, vgl.

Hor. I 4, 72 quibus (-libellis) manus insudat. — Am Schlusse des Buches vermifst man einen Index nominum, vielleicht auch rerum. — Auf dem beigegebenen übersichtlichen Kärtchen war der Name SVEBI weiter ausgedehnt zu schreiben, Chauci etwas nach Süden auszubuchten, und wie bei den aufserhalb des eigentlichen Germaniens wohnenden Stämmen (Nerviern, Treverern) die germanische Abkunft durch Farbe angedeutet wurde, so sollten auch innerhalb des markierten Grenzumfangs von Altdeutschland Cotiner und Oser als nichtgermanisch gekennzeichnet werden.

Ich habe an der Ausgabe im einzelnen vielleicht mehr ausgesetzt[1]), als ich bei dem aufrichtigen Wunsche, sie den Freunden des germanischen Altertums und besonders der Schule zu empfehlen, hätte thun sollen. Sie ist neben Zernial, Schweizer-Sidler u. a. ein ganz treffliches Hilfsmittel.

Cornelii Taciti Germania. Erklärt von Dr. Karl Tücking. 8. Aufl. Paderborn, Schöningh 1894. 8° S. 91.

Von der 1889 erschienenen 7. Auflage unterscheidet sich die 8. schon äufserlich. Sie hat etwas kleineres Format und ist nun so geordnet: S. 3—8 Einleitung (ohne Vorrede), S. 9—30 nur Text, S. 30—32 Bemerkungen zur Feststellung des Textes, S. 33—81 Kommentar, dann die Indices (— 91). — In der Einleitung ist der Abschnitt A „Schriften über Germanien vor Tacitus" wegen seiner Übersichtlichkeit für Schüler recht gut; dazu für Lehrer zu empfehlen das wohl auch von Tücking benützte Coesfelder Programm (1890) „Die Kenntnis Germaniens im Altertum bis zum zweiten Jahrh. n. Chr. von Dr. L. Hoff." (86 S.). Im Abschnitt B „Tacitus Leben und Werke im allgemeinen", dann seine „germanischen Forschungen", ist S. 6 das Konsulatsjahr (98) einzusetzen und S. 7 „keines von diesen Werken ist ganz erhalten" durch die Änderung „keines von diesen beiden Hauptwerken" etc. vor Mifsverständnis zu sichern.

Aus dem Text ist die deutsche Dispositionsübersicht entfernt. — Abweichungen gegenüber der 7. Aufl.: 3,4 barditus statt baritus | 6,22 et iam für etiam mit Oberdick, kaum richtig | 10,5 consultetur f. consuletur | 18,4 pluribus f. plurimis | 18,6 munera probant, munera letzteres nicht mehr in Klammern | 35,12 [exercitus]. 10,17 (die Trennung sacerdotes; se enim) und 16,13 locis molliunt (für loci molliunt), sowie 35,5 nomina superiori sunt statt n. superioris sunt hat auch die neue Aufl. schwerlich die richtige Lesart.

Der Kommentar zeigt manche Neuerungen, meist Verbesserungen; er hat anscheinend von der neuen Ausgabe von U. Zernial (Weidmann 1890), die eine der besten ist, aber für den Schüler zuviel und zu vielerlei bietet, manches profitiert. 1,5 cognitis. — regibus ist nicht blofs „Erklärung zu immensa spatia", sondern bezieht sich auf das Vorausgehende überhaupt. Zu 1,9 molli et clementer edito vgl. Plin. ep. I 3 mollis et tamen solida gestatio. 9,5 signum „Bild",

[1]) Der Druck ist korrekt; S. 88, 5 odium für otium.

besser „Symbol“. Die Erklärung c. 13,8 principis dignationem adsignant „geben Anwartschaft auf die Würde (Rangstellung) des Gefolgsherrn“ ist doch wohl zu verwerfen. c. 16,9: warum sind quaedam loca gerade „Räume im Innern des Hauses“? Zu 19,1 saepta pudicitia vgl. Cic. Brut. 330 quoniam... eloquentiae quasi tutores relicti sumus, domi teneamus eam saeptam liberali custodia etc. 23,1 frumentum „wahrscheinlich Weizen“ (auch Zernial), Holtzmann „gewifs nicht Weizen“ (Germ. Altert. mit Tac. Germ. her. v. A. Holder S. 219). 30,3 „durant, si quidem (begründend)... sie dauern aus, indem ja...“ (wie Zernial) vgl. o. 43,1 retro... claudunt „ergänze retro agunt iique terga... claudunt“, im Lateinischen ist das Bedürfnis einer Ergänzung nicht vorhanden, sowenig wie bei Angrivarios... a tergo.. cludunt (34), hactenus .. novimus (35), in latere... nutrierunt (36), Reudigni deinde ... muniuntur (40), trans Lugios Gotones regnantur (43), in dextro .. litore adluuntur (45).

Im Verzeichnis der Eigennamen sind mir mehrere Quantitätsbezeichnungen aufgefallen; worauf gründet sich z. B. Eudŏses, Suardōnes? Dagegen fehlt die Quantitätsbezeichnung bei Vangiones, die man doch wohl aus Ptol. II c. 9 Οὐαγγιόνων entnehmen darf (so Zernial Vangiŏnes).

Im Druck stört nur orientes für orientis c. 45,25. Dagegen wird S. 60 Kehlheim für Kelheim und S. 73,2 Tugener für Tougener (so Zernial richtig, = Τωυγένους bei Strabo VII 2,15) aus der Feder des Her. geflossen sein.

P. Cornelii Taciti Annalium ab excessu divi Augusti libri. Erklärt von Dr. K. Tücking. Buch I (S. 3—9 Einl., 10—48 Text, 49—106 Kom.), Buch II (S. 3—39 Text, 40—86 Kommentar). Paderborn, Schöningh 1895.

Die zwei Bändchen, je ein Buch Annalen enthaltend, haben in der vorliegenden zweiten Auflage die gleiche Anordnung wie die eben besprochene Germania. Es ist eine praktische Schulausgabe, handlich und billig und auch im Kommentar im allgemeinen den Bedürfnissen der Schüler angepafst. Nur ist meines Erachtens die sachliche Erklärung noch zu bereichern und namentlich Suetonius zur Beleuchtung zahlreicher Stellen ausgiebiger heranzuziehen, als dies hier und in anderen Ausgaben geschieht; z. B. I 4,10 Tiberium Neronem . . . spectatum bello, dazu ist doch eher auf das bei Suet. Tib. 21 mitgeteilte rühmende Schreiben des Augustus an Tiberius („dux νομιμώτατε“ . . . „unus homo nobis vigilando restituit rem“ etc.) zu verweisen als auf den Wechsel der Konstruktion. An der gleichen Stelle wären einige Beispiele für die insita Claudiae familiae superbia anzuführen. Die I. S. 52 gegebene Stammtafel ist zu vervollständigen; Scribonia wird man, wie es in anderen Schulbüchern (Pütz III) geschieht, eher als zweite (nicht als dritte) Gemahlin des Augustus bezeichnen, da er die Claudia ‚dimisit intactam adhuc et virginem‘ (Suet Aug. 62). — Wenn Einleitung S. 8 vom modernen Standpunkt

aus zunächst das rhetorische Gepräge in der sprachlichen Darstellung der Taciteischen Geschichtschreibung hervorgehoben wird, so muſs man nur beifügen, daſs dies nicht Eigentümlichkeit des Tacitus ist, sondern daſs fast die gesamte griechisch-römische Geschichtschreibung dies Gepräge trägt, weil sie es tragen wollte.

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von A. Dräger. Erster Band. Erstes Heft. Buch I und II. Sechste verbesserte Auflage von Ferd. Becher (in Halle). Leipz., Teubner 1894. 1 M 50.

—, — Erster Band: Zweites Heft, Buch III—VI. 1895. 1 M 50.

Das Hauptverdienst des verstorbenen Direktors in Aurich A. Dräger um Tacitus ist die genaue, wenn auch mehr äuſserliche Beobachtung seines Sprachgebrauchs. So hat seine Ausgabe hiedurch vor anderen einen eigenartigen Vorzug, der freilich bei der starken antigrammatischen Strömung unserer Tage, bei dem mehr sachlichen Interesse für den Autor leicht als Einseitigkeit und Mangel empfunden werden mag. Aber das Erscheinen einer 6. Auflage beweist doch, daſs sich das Buch in der Konkurrenz über Wasser hält. Der neue Herausgeber Ferd. Becher hat die Eigenart der Dräger'schen Ausgabe, wie er selbst sagt, nach Möglichkeit gewahrt, aber dabei doch die Forschungen über lateinische Sprache überhaupt und über Tacitus insbesondere verwertet.

Die Einleitung und die Übersicht über den Sprachgebrauch des Tacitus S. 1—38 sind fast unverändert geblieben. Und doch waren auch hier manche Berichtigungen, Ergänzungen oder Kürzungen angezeigt. Wenn von der Carriere des Tacitus gesprochen wird (S. 2), so ist doch Hist. I 1 dignitatem nostram etc. zu grunde zu legen; die Germania darf nicht so einseitig als Sittenspiegel für die Römer betrachtet werden, wie das S. 2 geschieht; Tiberius ist mit der Bezeichnung „vollendeter Heuchler" nicht gerecht gewürdigt (S. 3). S. 3/4 heiſst es: In der schrecklichen Zeit unter Domitian, umgeben von Greueln jeder Art, geängstigt und erbittert durch unaufhörliche Blutthaten, hat Tacitus das Interesse für die klassische Harmonie der Darstellung verloren (ist das der einzige Grund oder auch nur der hauptsächlichste für des Tacitus individuelle Schreibweise?), und durch Kürze der Fassung, durch Neuheit oder Kühnheit des Ausdrucks, durch poetische Formen, also (?) durch energische Objektivierung sucht er dem Inhalt seiner Schriften gerecht zu werden." Was soll das Letzte heiſsen? — Läſst sich so allgemein hin behaupten: „Kein Schriftsteller des Altertums bedarf einer so genauen Analyse seines Sprachgebrauchs wie Tacitus"? Man denke an Aeschylus und Pindar. — Die Übersicht über den Sprachgebrauch des T. würde wohl passend eingeleitet durch eine kurze Charakteristik der sog. silbernen Latinität überhaupt; daſs z. B. das Poetische in die Sprache der späteren Prosaiker mehr und mehr eindringt, ist ein natürlicher Vorgang; das zeigt uns deutlich auch eine Vergleichung der Prosa des 19. mit der Dichtung des 18. Jahrhunderts; ferner

liefse sich der Einflufs der Stilparteien unter den Schriftstellern (vgl. Plin. ep. I 20), der griechischen Sprache und Bildung und des grofsstädtischen Lebens in einer solchen Übersicht im allgemeinen charakterisieren. Im einzelnen ein paar Bemerkungen: Ponere für proponere (S. 8), wie wir oft erwarten würden, ist auch „klassisch." Der Konjunktiv von esse (in Nebensätzen) ohne folgenden Konjunktiv fehlt nicht blofs Ann. I 7 u. Hist. I 85, sondern auch Germ. c. 13 magnaque et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus, et principum, cui plurimi et acerrimi comites, s. U. Zernial z. d. St. — S. 15: Substantivum als Attribut: mare Oceanus... imperator populus, beide doch nicht gleichartig; die partizipartigen Adjektive auf tor sollte man überhaupt nicht zu den Substantiven rechnen. S. 34 § 122 (Über die Metaphern bei Tacitus) war vollständig umzuarbeiten.

Der Text ist in dem ersten Heft fast an 50, im zweiten an nahezu 70 Stellen geändert oder gebessert, darf man im allgemeinen sagen, indem häufig die handschriftliche Lesart, nicht selten auch die Übereinstimmung mit Halm, Nipperdey-Andresen, Joh. Müller hergestellt wurde: an einigen Stellen hat Becher seine eigenen Emendationsversuche in den Text gesetzt (vgl. seine Abhandlung de locis quibusdam Taciti annalium in der Festschrift zur 200jähr. Jubelfeier der Universität Halle 1894). So liest er I 8,11 tum consultatum de honoribus, et qui (für das handschriftliche ex quis) maxime insignes visi: ut porta triumphali duceretur funus, Gallus Asinius, ut legum latarum tituli, victarum ab eo gentium vocabula anteferrentur, L. Arruntius censuere. Ich finde, dafs sich et qui ebenso hart liest als ex quis qui (Halm etc.), ja selbst als die handschriftliche Lesart, die Becher als Unding bezeichnet. Das ex quis maxime hat eine starke Stütze an den parallelen Satzgefügen (I 77 etc.). Läfst sich die Überlieferung nicht etwa so erklären?: Ex quis (von den zur Beratung gekommenen Ehrungen) maxime insignes visi (sc. sunt), ut... („die, dafs" vgl. II 83 honores decreti, ut); dazu wäre dann der Antrag im abl. abs. zu setzen: ut.. duceretur, Gallo Asinio, ut .. anteferrentur, Arruntio censentibus. Dafür wählte Tac. das verbum finitum und stellte die beiden ut-Sätze, die sich zum Vorausgehenden und Folgenden gleich gut beziehen lassen, ἀπὸ κοινοῦ. Hart bleibt der Ausdruck; ob aber zu ändern? — Dagegen halte ich II 31,4 Bechers Lesung exsuscitatus statt des handschriftlichen excruciatus für wahrscheinlich, auch II 43,21 insectandam für insectandi und II 59,11 permissu sui ingredi ist ansprechend. Mit Recht ist die handschriftliche Lesart beibehalten I 41 pergere ad Treveros et externae fidei (dieses aber gen. qual., so auch Niemeyer), I 65,15 vinctae für victae; wohl auch II 25,5 incerti statt inversi und an anderen Stellen. Dagegen erscheint mir die Lesung mit den Hss II 30,8 uni (für uno) libello.. nominibus Caesarum.. additas.. notas als unlateinisch; sie wird auch durch das homerische ποιόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων nicht gestützt. I 35 „neu mortem in isdem laboribus obirent" ist obirent überflüssig und kaum Taciteisch.

Im Kommentar hätte der neue Her. die sprachliche Erklä-

rung zu gunsten der Sacherklärung etwas eindämmen sollen. Die Stammtafel S. 40 ist weiter auszuführen.

Druckfehler und Versehen der vorausgehenden Auflagen sind meist berichtigt, wenige sind geblieben, einige haben sich neu eingeschlichen: S. 1 Anm. Schanz Gesch. d. r. Lit. ist II vor p. 359 ff. einzusetzen. | S. 68 Z. 3. v. o. ist nach sena im Text der neuen Auflage dena ausgefallen. | S. 90 wird wie früher Gröningen statt Groningen geschrieben, ebenso S. 99 Frejus für Fréjus (richtig S. 139) | S. 112 (25,2) sum für cum | S. 137 (60,18) es für et | S. 152 (88,15) barbares statt barbaras.

Was von der Bearbeitung des ersten Heftes gesagt ist, gilt im allgemeinen auch von der des zweiten. Der Text weicht vielfach ab von der 5. Aufl., an den meisten Stellen ist die Überlieferung wieder eingesetzt, an einigen versuchte der Herausg. selbst eine Heilung, so III 35,9 durch die hübsche Emendation respondit Blaesus specie recusantis, sed neque eadem adseveratione, et consensu adulantium haud diu situs est, für das handschriftliche haud iustus est, das man gewöhnlich in haud iutus est ändert. Der Kommentar hat auch im zweiten Heft keine durchgreifende Umarbeitung erfahren.

Die Annalen des P. Cornelius Tacitus herausgegeben von Johann Müller. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Th. Christ. I. Bd. (Ab exc. D. Aug. I—VI). Tiberius. Mit 5 Karten und 12 Abbildungen. Leipz., Freytag, 1896. S. XVIII und 262. Preis geh. 1 M 20, geb. 1 M 60.

Die von der Verlagshandlung beabsichtigte handliche Schulausgabe der Werke des Tacitus wird eröffnet mit den ersten sechs Büchern Annalen in einem Band von A. Th. Christ, dessen praktischer Blick für die Bedürfnisse der Schüler in seinen Homer- und Platoausgaben sich bewährt hat. Zu grunde gelegt ist der Text von Joh. Müller (Cornelii Taciti opera quae supersunt, Prag 1884), „doch sind die Berichtigungen aufgenommen worden, welche die Kollation der Handschriften durch G. Andresen ergeben hat." — Die Einleitung S. VII—XVII behandelt Leben und Schriften des Tacitus in der üblichen Weise; sie konnte mehrfach kürzer und bestimmter gefafst werden; sine ira et studio steht Ann. I 1, nicht Hist. I 1, wo allerdings der gleiche Sinn ausgesprochen ist: neque amore quisquam et sine odio dicendus est. Der Text ist gut lesbar; orthographische Schwankungen wie sed: set, exul: exsolvisse, inminere: immensa, inp.: imp. stören in einer Schulausgabe. Die Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel durch Schlagwörter am Rand ist dankenswert, aber bei einem Tacitus schwer; sie scheint mir denn auch vielfach nicht treffend, z. B. gleich c. 1 „Verfassung des römischen Staates" statt etwa „Rückblick (auf den Entwicklungsgang des römischen Staates) und Plan (des Geschichtschreibers)", oder c. 2 „Regierungskunst des Augustus" statt „Anfang des Principates." — S. 197—248 ein reichhaltiges Verzeichnis der Eigennamen, auch 10 mehr oder minder

gelungene Abbildungen enthaltend, S. 249—262 ein „Geographisches Namenverzeichnis" (richtiger „Verzeichnis der geographischen Namen"). Dann noch zweckdienliche Beigaben an Karten und Stammtafeln: 1) Das Römerreich unter den Kaisern des julisch-claudischen Hauses 2) Altgermanien um 100 n. Chr. 3) Roma vetus ca. 60 p. Chr. n. (mit den XIV regiones Augusti) 4) Fora 5) Palatinus mons 6) Stammtafel der julischen Familie 7) Stammt. der Claudischen (inkonsequente Schreibweise) Familie und der Scribonii 8) Die Nachkommen des Pompeius. — Vor dem Titel des Buches ist der Pariser Cameo „Familie des Tiberius" (= Baumeister S. 1709 Abb. 1794 Tiberius und seine Familie) mit der nicht unbestrittenen Erklärung von Bernoulli-Mongez gegeben, S. XVIII die Statue des Tiberius von Piperno im Museo Chiaramonti abgebildet. — Ist auch nicht alles vortrefflich, so wird die reich und schön ausgestattete, bequeme, preiswerte Schulausgabe doch ihre Freunde finden.

An die Besprechung der Ausgaben der Annalen reihe ich eine kleine polemische Schrift, ohne die Leser dieser Blätter tiefer in das Detail der Streitfrage einführen zu wollen:

Antikritische Untersuchungen zu den Annalen des Tacitus. Mit einem Anhange: Simul mit dem Dativ oder dem Ablativ? Von Franz Zöchbauer. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1894. Wien, 1894 (Brzezowsky & Söhne). gr. 8°. S. 54.

Zöchbauer hatte 1893 dem Jahresberichte des Theresianischen Gymnasiums in Wien „Studien zu den Annalen des Tacitus" vorausgeschickt. Diese erfuhren durch G. Andresen in Berlin und K. Niemeyer in Kiel eine Beurteilung, mit der sich Zöchbauer in der vorliegenden Schrift verteidigungsweise auseinandersetzen zu müssen glaubt. Es kommen etwa 30 Stellen, namentlich aus der ersten Hälfte der Annalen zur Besprechung. Der Verf. führt seine Sache meist frisch und anregend, an manchen Stellen auch überzeugend. So halte ich z. B. im wesentlichen für richtig, was I 49 für die Aufrechterhaltung und Interpretation von cetera fors regit oder I 63 f. für die Ansicht, dafs nicht der Damm unter Wasser gesetzt, sondern das Lager überschwemmt wurde, vorgebracht ist. Aber die Mehrzahl von Zöchbauers Deutungen erweist sich bei näherer Betrachtung aus sachlichen und namentlich aus sprachlichen Gründen als haltlos. Ich hebe zwei heraus, wo seine Position nicht am schwächsten ist: I 68 fossas proruunt. Die Römer verbrachten in Elend und Angst, die ein Zwischenfall noch erhöhte, im Lager die Nacht. Der Feldherr Caecina mahnte (c. 67): unam in armis salutem, sed ea consilio temperanda, manendumque intra vallum, donec expugnandi hostes spe propius succederent; mox undique erumpendum. Bei den Germanen war Arminius gegen den Sturm, Inguiomerus dafür, ut vallum armis ambirent ... Igitur orta die proruunt fossas, iniciunt crates, summa valli prensant, raro super milite et quasi ob metum defixo. Post-

quam haesere munimentis, datur cohortibus signum. Zöchbauer übersetzt und erklärt „sie stürzten vorwärts nach den Gräben" (Acc. der Richtung) und verwirft die übliche Deutung „sie stürzten die Gräben d. h. die Wände der Gräben nach vorwärts". Aber als Ziel (Richtung) erwartet man vallum, wie oben ambirent vallum, oder castra. nicht fossas; sprachlich hat die Übersetzung „sie stürzten nach den Gräben" noch weniger eine sichere Parallele als „sie stürzten die Gräben ein = warfen die Gräben zu"; diese Prägnanz (= terra proruta fossas explere) erscheint mir nicht als allzukühne Weiterbildung des Livianischen (9, 14) vallum in fossas proruere, nicht kühner als Germ. 16 solent et subterraneos specus aperire für solum aperiendo (egerendo) specus efficere oder agere, vgl. E. Wolff z. d. St. Das folgende crates iniciunt ist dieser Deutung entschieden günstig. Aber hatten die Deutschen Zeit zum Zuwerfen der Gräben? Gewifs. Denn postquam haesere munimentis, datur . . signum zeigt doch ganz deutlich, bis zu welchem Momente zu warten Caecina angeordnet hatte. — Die andere Stelle folgt unmittelbar darauf (I 68): Exin clamore et impetu tergis Germanorum circumfunduntur, exprobantes non hic silvas nec paludes, sed aequis locis aequos deos. Hosti facile excidium et paucos et semermos cogitanti sonus tubarum, fulgor armorum, quanto inopina, tanto maiora offunduntur (Hss. offenduntur). Zöchbauer verteidigt mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit das handschriftliche offenduntur gegenüber der zur Vulgata gewordenen Emendation des Rhenanus (hauptsächlich wegen der Wiederholung circumfunduntur — offunduntur). Aber offendo heifst sensu proprio — das bezeugen auch die bei Zöchbauer angeführten Stellen — „ich stofse auf etwas Festes (solidum). Was ist nun das Kompakte, auf das sonus und fulgor stofsen? Ora, pectora Germanorum? Doch schwerlich. In den Worten (Verg. G. IV 50) ubi concava pulsu saxa sonant vocisque offensa resultat imago wird man offensa nicht in dem Sinn nehmen „ut offenderetur, dem Zuhörer entgegengestofsen werde", sondern für „vocis offensae imago, ein Nachklang, der durch das Anschlagen (repercussu, Germ. c. 3) der Stimme entsteht". Ferner würde durch hosti — offenduntur eine aktive Konstruktion postuliert offendo hosti sonum tubarum, fulgorem armorum, was schlechterdings unlateinisch ist. Dagegen stellen sich die Römer, wie andere Völker, die Bewegung des Schalles und des Lichtes als ein Strömen vor und haben dafür zahlreiche, konsequent ausgebildete Ausdrücke: fundere lucem (lumina), umbras, sonos, voces, orationem, ähnlich die Komposita, besonders offundo: caliginem offundere alicui; nobis aer crassus offunditur.

Der Anhang S. 48—52 sucht in etwas weitschweifiger Erörterung eine Verbindung von simul mit dem Dativ nachzuweisen. Diese kann ich aber selbst in der vermeintlich sichersten Stelle des Pomponius Mela II 2, 21: Vini usus quibusdam ignotus est: epulantibus tamen, ubi super ignes, quos circumsident, quaedam semina ingesta sunt, simul ebrietati hilaritas ex nidore contingit nicht anerkennen, weil da mit der besten Handschrift ganz sinngemäfs jetzt gelesen wird: similis ebrietati hilaritas.

Tacitus' Historische Schriften in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von Andreas Weidner. I. Teil: Text mit 6 Karten und 26 Abbildungen. Preis geh. 1 M. 20, geb. 1 M. 60 Pfg. Leipzig, Freytag 1896. S. XXII u. 330.

Dafs Tacitus' Werke neben Cicero den Hauptteil der lateinischen Prosalektüre in der Prima (bei uns meist in der 9. Klasse) bilden, ja dafs der Redner und Philosoph zu Gunsten des grofsen Historikers etwas an Terrain verliert, ist ganz in der Ordnung und einer Zeit, die nicht lateinische Perioden drechseln will, angemessen. Vollständig kann man aber den Tacitus in der Schule nicht lesen. Es fragt sich also, „welche Abschnitte sind unter dem Gesichtspunkt eines einheitlich erziehenden Unterrichts auszuwählen"; vgl. Dettweiler in Lehrpr. 1886 S. 41[1]). A. Weidners Auswahl ist eine praktische Antwort auf diese Frage. Der Her. betont mit Recht den historischen Gesichtspunkt, neben welchem der nationale (Auswahl der auf Deutschland bezüglichen Partien) recht wohl im Auge behalten werden kann. — Schon das Vorwort enthält manche beherzigenswerte Gedanken, und die gedrungene, kraftvolle Einleitung erhebt sich über das gewöhnliche Schulausgabenniveau. Ich berühre nur weniges; S. XV wird als das Konsulatsjahr des Tacitus 89 statt 98 n. Chr. angegeben (Druckfehler). Den Umfang der Historien berechnet W. auf 24 oder doch 19 Bücher (neben den 16 Büchern Annalen). Hinsichtlich des dialogus de oratoribus behauptet er, Tacitus könne unmöglich der Verfasser sein (?)[2]). Über die fides des Geschichtsschreibers urteilt er sehr günstig, aber in der Angabe der Motive der handelnden Personen sei Tacitus „mitunter äufserst unglücklich": „er neigt zu Spitzfindigkeiten und übersieht (?) oft die einfachsten Gründe, die einfachsten Gesetze der Psychologie; in den meisten Fällen wird man richtiger von einem begründeten Pessimismus sprechen. So zeigt Weidner überzeugend, dafs Tacitus für das Charaktergemälde des Tiberius Beleuchtung und Stimmung von der eben behandelten Domitianischen Schreckenszeit mitbrachte.

Reihenfolge in der Auswahl. Mit Agricola, sagt W., hat die Lektüre das Tacitus anzufangen und zu enden. Nach den von Dettweiler a. a. O. dargelegten Gründen empfiehlt es sich aber mehr mit Ann. I 1—15 zu beginnen; ich halte auch die Germania für eine geeignete Anfangslektüre; jedenfalls möchte ich sie, auch wenn nur in 9 Tac. gelesen wird, nicht soweit zurücksetzen, wie Dettweiler will. Es ist ja richtig, der Schüler sollte sich etwas eingelesen haben, bevor ihm der Genufs der Germania geboten wird, aber nur eingelesen, nicht satt gelesen. Bei Weidner ist also folgende Ordnung: I. Agricola. II. Kämpfe der Römer in Britannien (Ann. XII 31—40. XIV 29—39), kaum nötig. III. Germania. IV. Römer und Germanen (Ann. II 44—46. 62—63. 88. III

[1]) jetzt etwas modifizierend in Baumeisters Handb. d. Erz. u. Unterrichtslehre III 204—208.

[2]) „Nur Tacitus kann der Verfasser des Dialogus sein", Rich. Dienel, Progr. St. Pölten 1895.

40—47. IV 72—74. XI 16—21. XII 27—30. XIII 53—57. Hist. IV 12—37, 54—79, 85—86. V 14—26). V. P. Taciti Annales[1] (I 1—72. II 5—26. II 41—43, 53—55, 69—83. III 1—7. IV 1—9, 37—42, 57—59. IV 34—35. XVI 21—35. XV 60—65. XV 38—45). VI. P. Taciti Historiae (I 1—50. III 1—37). Anhang: Briefe des Plinius und Traianus über die Behandlung der Christen.

Dem Text liegt zu grunde die 4. Ausgabe von Halm, doch weicht Weidner, der sich die Verbesserung des Textes als Hauptaufgabe gestellt, an zahlreichen Stellen ab, vornehmlich um für die Schule einen anstofsfreien Text zu bieten. Ein Verzeichnis der wichtigsten oder wichtigeren Änderungen enthält S. 325—330. Auf Einzelheiten der Textesbehandlung, die im ganzen als glücklich, aber zu wenig konservativ bezeichnet werden darf, kann ich jetzt nicht eingehen. Der Druck ist sehr übersichtlich; die zahlreichen Überschriften und die am Rand beigedruckten Inhaltsangaben gehen vielleicht über das Mafs des Nötigen hinaus. — Die namhafteren Beigaben sind: Vor dem Titel „Das germanische Gehöfte“ (v. J. Gehrts, bei A. Lehmann kulturgesch. Bilder 1), S. 268 Familie des Tiberius (wie bei A. Th. Christ), im Verzeichnis der Eigennamen S. 269—324 sind 23 Abbildungen (Agrippina, Seneca, Corbulo, Nero, Titus, Traian etc.); die Karten wie bei Christ, dazu Britannia.

Ich glaube, Weidner hat mit seiner Auswahl einen glücklichen Wurf gethan. Ein Schülerkommentar für diese Ausgabe wird demnächst erscheinen.

München. G. Ammon.

Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski. Berlin. 1891—1894. Heft 1—6 im Verlage von Speyer und Peters, Heft 7—9. in dem der Weidmannschen Buchhandlung.

In der Einleitung zum zweiten Bande dieses Sammelwerkes bemerkt Szamatólski: „Die humanistische Zeitliteratur des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts hat Leistungen aufzuweisen, die in historischer und literarischer Hinsicht einen ersten Platz in der Weltliteratur beanspruchen dürfen.“ In der Weltliteratur! Wenn ihnen doch erst ein bescheidener Platz in der deutschen Literatur allgemein zugestanden wäre! Aber weil diese Werke im Gewande der lateinischen Sprache erscheinen, wird ihnen die Ehre, zur deutschen Literatur zu zählen, noch versagt. Wie wenn das Gewand den Menschen machte, wie wenn die Sprache für die Zugehörigkeit eines Werkes zu einer Literatur immer und in jedem Falle das entscheidende Merkmal wäre! Soll ein Werk von bedeutendem Inhalte und von kunstvoller Form, das von einem Deutschen in deutschem Geiste geschrieben ist, deshalb aus der deutschen Literatur ausgeschlossen sein, weil es in lateinischer Sprache abgefafst ist? Soll z. B. Pirckheimers Schweizer-

[1]) ungenaue Überschrift, auch im Vorausgehenden Annalen.

krieg, in dem der Verfasser ein bedeutendes Ereignis aus der Geschichte seiner Zeit geschmackvoll dargestellt hat, dessen Vorrede von edlem deutschen Patriotismus erfüllt ist, kein Platz in der deutschen Literatur eingeräumt werden? Nach der landläufigen Anschauung gehören die Epigramme des hessischen Dichters Euricius Cordus nicht zur deutschen Literatur; aber jene Stücke davon, die Lessing frei übersetzte, ohne seine Vorlage immer zu erreichen, die er unter seine Sinngedichte aufnahm, ohne seine Quelle auch nur zu nennen — diese haben einen Platz in ihr!

Sicherlich würde die humanistische Literatur mehr gewürdigt werden, wenn sie besser gekannt wäre. Was ist denn aufser einigen Spottschriften in weitere Kreise gedrungen? Es ist daher gewifs ein dankenswertes Unternehmen, die hervorragenden Werke, welche Renaissance, Humanismus und Reformation auf dem Gebiete der schönen und wissenschaftlichen Literatur hervorgebracht haben, neu herauszugeben, sie dadurch der Vergessenheit zu entreifsen und zugleich das Interesse an der Geschichte des Humanismus zu verbreiten. Von den 42 Gelehrten, die seinerzeit beim Erscheinen des ersten Heftes der lateinischen Literaturdenkmäler ihre Mitarbeit in Aussicht gestellt haben, haben bis jetzt nur sieben bei der Herausgabe mitgewirkt; von diesen ist einer der befähigsten, Karl Hartfelder, am 7. Juni 1893 gestorben. Seine Bedeutung für die Erforschung der Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts ist von Max Herrmann im 9. Bande dieser Sammlung mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Ein Vergleich mit dem Helden seines besten Lebenswerkes Philipp Melanchthon liegt nahe genug, und gewifs war Hartfelder auf gutem Wege, unter den Erforschern der grofsen Kulturumwälzung jener Zeit einen Platz dem ähnlich zu erringen, den Melanchthon in dieser Bewegung selbst besessen hat.“

Bis jetzt sind 9 Hefte der lateinischen Literaturdenkmäler ausgegeben worden, in denen verschiedene Literaturgattungen, die Komödie, Tragödie, der Dialog, die akademische Gelegenheitsrede und das lyrische Gedicht, vertreten sind. Ein bestimmter Gesichtspunkt bei der Auswahl und der Reihenfolge ist nicht zu erkennen; es wurde wohl das gerade immer verfügbare Werk veröffentlicht. Dem Texte gehen in jedem Hefte Einleitungen voran, in denen von der Literaturgattung, dem Inhalte, der Entstehung, dem Werte des betreffenden Stückes, seinen Übersetzungen, Nachbildungen und Drucken und von der Person des Verfassers gehandelt ist. Auch sind Textesabweichungen und die benützten Stellen antiker Autoren angeführt, die bei der Behandlung der Orthographie und Interpunktion befolgten Grundsätze, sowie die handschriftlichen Verhältnisse dargelegt. Erklärende Anmerkungen sind nur den Epigrammen des Euricius Cordus, den Declamationen Melanchthons und den von Ellinger herausgegebenen Lyrikern des 16. Jahrhunderts beigegeben. Auch zu anderen Stücken, besonders zum Eckius Dedolatus, wären solche erwünscht gewesen. Dafs bei diesem Dialoge vieles der Erklärung bedarf, ist aus den Beigaben zu R. Hagens Übersetzung (im vierten Bande der Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg) zu ersehen. Hinsicht-

lich der Anordnung ist zu bedauern, dafs die Erklärungen und Textesabweichungen nicht unter dem Texte, sondern am Ende der Einleitungen gegeben sind.

Manche dieser Einleitungen erheben sich über die nächste Aufgabe, eine Schrift einzuführen, und kommen wertvollen Kapiteln aus der Kultur-, Literatur- und Gelehrtengeschichte gleich; so Hartfelders Darstellung der Einrichtung und Bedeutung der Declamationen (in der Einleitung zum vierten und neunten Bande der Reden Melanchthons). Überhaupt war zur Darstellung des Organismus der höheren Schulen im 16. Jahrhundert niemand berufener als Hartfelder. Allerdings hat der Verfasser das meiste davon aus seinem Werke über Melanchthon herübergenommen (vgl. Hartfelders Melanchthon pag. 328, 453, 442, 91, 485, 279); doch erscheint es jetzt in besserem Zusammenhange. — Die Declamationen waren lat. Reden, die der Übung in der lat. Sprache halber geschrieben und vorgetragen wurden. Aufser solchen sind aber in die Sammlung der Melanchthonschen Declamationen auch akademische Antrittsreden, Leichen- und Promotionsreden aufgenommen. Die Themen dazu sind der Sprachwissenschaft, Pädagogik, Geschichte, Theologie, selbst der Jurisprudenz und Medizin entnommen. Die Humanisten haben deshalb so grofsen Wert auf die Declamation gelegt, weil Quintilian, der ja bei ihnen in besonderem Ansehen stand, diese Redeübung so hoch schätzte. Schon im Jahre 1523 verlangte Melanchthon im Entwurfe eines Lehrplans, dafs an der Universität jeden Monat zweimal, das einemal vom Lehrer selbst, das anderemal von den Studenten declamiert werden solle, im Jahre 1536 bei der Neuordnung der Wittenberger Hochschule, dafs die zwei Lektoren für Dialektik und Rhetorik wöchentlich Declamationen hielten. — Viele Declamationen hat Melanchthon für andere Gelehrte und Lehrer verfafst, die von diesen unbedenklich vorgetragen wurden, ja teilweise unter fremdem Namen erschienen sind. Sie sind später in die Sammlung der Melanchthonschen Declamationen aufgenommen worden. Die bezüglich ihrer Echtheit laut gewordenen Zweifel zerstreut Hartfelder.

Zur Einführung in die Rede „de gradibus discentium" hat Hartfelder die Ergebnisse seiner, in seinem Hauptwerke pp. 455—468 niedergelegten Forschungen benützt. Das erste Examen, das im 16. Jahrhundert der Student an der Universität ablegte, war das Baccalaureatsexamen; es kann mit unserem Gymnasialabsolutorium verglichen werden. War es glücklich bestanden, so wurde die Würde eines Magisters der sieben freien Künste angestrebt. Mit ihrer Erlangung schlofs das Studium in der Artistenfakultät ab und der Student trat in eine höhere Fakultät ein, in der wieder die einzelnen Grade erworben wurden. Melanchthon selbst hat, als er schon Professor in der Artistenfakultät war, sich noch um das theologische Baccalaureat beworben. Die Einrichtung der Grade wurde in der Zeit Melanchthons angefochten. Die Humanisten erklärten sich dagegen aus Abneigung gegen die Scholastik, aus deren Fächern geprüft wurde; sie wollten die klassische Literatur zur Grundlage der Bildung machen. Auch

die Wiedertäufer verwarfen den Magistertitel unter Berufung auf die Bibelstelle: „Ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn einer ist euer Meister, Christus.“ Dazu kam, dafs sich bei den Prüfungen für die Grade viele Mifsbräuche eingeschlichen hatten; gegen Geld wurde der Nachweis des Besuches der Vorlesungen erlassen, viele Eide, die zur Erlangung der Grade geschworen wurden, waren Meineide. Melanchthon aber trat trotzdem für die Beibehaltung der Grade ein in der Rede de gradibus discentium, die er mit dem Verse des Ennius beginnt: Moribus antiquis res stat Romana uirisque.

Die Erteilung der Magisterwürde war mit einem feierlichen Akte verbunden. Wir lernen einen solchen in der Einleitung Hugo Holsteins zu Jak. Wimphelings Komödie Stylpho kennen. Am 8. März 1480 wurden im grofsen Saale der Artistenfakultät in Heidelberg 16 Baccalaureen zu Licentiaten promoviert. Der Magister der Artistenfakultät Jakob Wimpheling belobte die jungen Leute in einer Rede; in diese ist eine Komödie eingelegt, in der in sechs Szenen das Schicksal eines unwissenden Verächters der Studien, der aber durch Protektion in fette Stellen zu kommen hoffte, geschildert ist. Nach der Rede erteilte der Dekan den Baccalaureen die licentia in artibus. — Jene Komödie, — nach der Person des Ignoranten Stylpho genannt — ist nicht in Versen, sondern in Prosa abgefafst, nicht aufgeführt, sondern mitten in der Rede vom Dekan vorgelesen worden. Sie verfolgte zunächst pädagogische Zwecke, wie sich besonders aus der schönen Stelle pag. 9 ergiebt. Doch fehlt ihr nicht „der Tendenz Verpfefferung“; sie ist nämlich auch eine Satire auf die Vertreter der Scholastik. Als dichterische Leistung bedeutet sie nicht viel.

Einen Einblick in das bewegte Leben eines hochbegabten, aber von der Not des Lebens hart bedrückten Dichters eröffnet die Einleitung Karl Krauses zu der Ausgabe der Epigramme des Euricius Cordus. Krause, der schon im Jahre 1863 eine biographische Skizze über Cordus veröffentlichte, bietet hier viel Neues. Es seien hier die Hauptdaten aus dem Leben des Dichters mitgeteilt, weil es Züge enthält, die für den Lebenslauf mancher Humanisten typisch genannt werden dürfen. Euricius Cordus, ursprünglich Heinrich Solde, war 1486 in Simtshausen in Hessen als Sohn eines Bauern geboren. Nach dem Besuche einiger „barbarischer“ Schulen kam er in die Lateinschule der Lollarden in Marburg, 1505 an die Universität in Erfurt, wo er 1507 das Baccalaureatsexamen ablegte. Wahrscheinlich schon im folgenden Jahre heiratete er, obwohl er ohne Stellung war. In den nächsten Jahren hatte er ein Lehramt in Kassel inne, das er wohl deshalb, weil es seinen Mann nicht nährte, wieder aufgab. Im Jahre 1513 bezog er, obwohl schon Familienvater, zum zweitenmal die Universität Erfurt, wurde hier 1516 Magister und hielt Vorlesungen. Seine materielle Lage spiegelt sich in seinen Epigrammen wieder. „In äufserster Not und unter schreienden Kindern schrieb er seine zwei ersten Bücher Epigramme.“ Aus Not ergriff er noch das medizinische Studium. In die Zeit seines Erfurter Aufenthaltes fällt sein Streit mit dem Dichter Thilemann Conradi aus Göttingen. In den Jahren

1523—1527 wirkte er als Stadtarzt in Braunschweig; doch verlor er in den religiösen Streitigkeiten sein Einkommen. 1527 als Professor der Medizin nach Marburg berufen, machte er sich zuletzt auch hier unmöglich; er folgte dann einem Rufe nach Bremen, wo er 1535 starb.

Was die für die Editionen benützten Hilfsmittel anlangt, so hat nur Holstein für die Ausgabe des Stylpho einen handschriftlichen Fund verwerten können, nämlich das in der Universitätsbibliothek in Upsala erhaltene Autographum Wimphelings; für die übrigen Denkmäler ist neues handschriftliches Material nicht herangezogen worden. Ob Nachforschungen in dieser Richtung angestellt wurden, ist nirgends bemerkt. Doch war bei den anderen Schriften, für deren Ausgaben nur frühere Drucke benützt wurden, manches zu thun; die textkritischen Verhältnisse waren noch nicht durchweg klar gelegt, z. B. beim Eckius Dedolatus trotz der so viel gerühmten Ausgabe Böckings.

Die Sprache der edierten Schriftsteller ist wenig oder gar nicht berücksichtigt; es mufs aber auch doch einmal mit der Untersuchung des Humanistenlateins begonnen werden. Nur Krause hat seine Beobachtungen über den Stil des Euricius Cordus mitgeteilt. Auch Cordus ist wie z. B. Pirckheimer bei der Nachahmung lateinischer Schriftsteller eklektisch verfahren. Deshalb hätte aber Krause spätlateinische Verbindungen wie video sentio, puto quod nicht in das Verzeichnis der fehlerhaften Satzverbindungen aufnehmen sollen. Aufser solchen Verbindungen finden sich bei Cordus viele Barbarismen, die Krause auf Rechnung der mangelhaften Schulbildung des Dichters setzt. Wir treffen jedoch solche auch bei Schriftstellern, die guten Unterricht genossen und Jahre lang zur Krönung ihrer lateinischen Bildung in Italien geweilt hatten.

Die bisher in der Sammlung ausgegebenen Stücke sind folgende:

1. Gulielmus Gnapheus, Acolastus. Herausgegeben von Johannes Bolte.

Im Prologe sagt der Dichter, er biete eine neue Gattung der Komödie dar. Er verwertete nämlich zuerst einen biblischen Stoff für ein Lustspiel in der Form der Terentianischen und Plautinischen Komödie. Das Argumentum ist das Gleichnis vom verlornen Sohn. Übrigens ist der stoffliche Unterschied zwischen dieser biblischen Komödie und den Stücken der römischen Lustspieldichter nicht so grofs, als es auf den ersten Blick scheint. Bolte sagt hierüber: „Breit ausgeführt ist das Schlemmerleben des Acolastus, über das die Bibel nur berichtet: Er zog ferne über Land und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. Eine ganze Schar von antiken Lustspielfiguren tummelt sich vom 2. bis in den 4. Akt vor unseren Augen: der gefräfsige Parasit Pamphagus, der zweideutige Wirt Sannio, die geldgierige Dirne Lais." Diese erste biblische Schulkomödie erlangte internationale Berühmtheit, wie sich aus den Worten Guicciardinis (vgl. Bolte, XIII) ergiebt: Gnapheus fu il primo poeta comico cher avesse la Germania inferiore.

2. Eckius Dedolatus. Herausgegeben von Siegfried Szamatólski.

Der Eckius Dedolatus ist eine in die Form eines Dialogs gekleidete, gegen Johann Eck gerichtete, derbe Satire; in einem geschickt geleiteten Frage- und Antwortspiel wird geschildert, wie Eck zur Heilung von geistigen und moralischen Gebrechen durch einen Chirurgen einer körperlichen Kur unterzogen wird. „Inwieweit sich das von Eck entworfene Bild mit der Wirklichkeit deckt, ist mehr für die Biographie Ecks als für die Würdigung der Satire von Belang.“ Über den Namen des Verfassers tastet man immer noch im Unsichern. Pirckheimer kann auch aus sprachlichen Gründen der Verfasser nicht sein. Referent hat nach einer sprachlichen Betrachtung von Pirckheimers Bellum Suitense den Eckius Dedolatus durchgelesen ohne jedoch nur den geringsten Anklang an Pirckheimers Stil und Lieblingswendungen zu finden.

3. Thomas Naogeorgus, Pammachius. Herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt.

Der Pammachius ist ein abstoſsendes, leidenschaftliches dramatisches Pamphlet gegen das Papsttum. Der Verfasser ist ein geborner Bayer, Thomas Kirchmeyer aus Hubelschmeiſs bei Straubing.

4. und 9. Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder.

Die beiden Bändchen enthalten folgende Reden: De artibus liberalibus, de corrigendis adulescentiae studiis, eloquentiae encomium, in laudem novae scholae, de miseriis paedagogorum, de gradibus discentium, de ordine discendi, de studiis linguae Graecae. Wenn bei anderen Declamationen am Inhalte manches auszusetzen ist, so läſst jedenfalls die merkwürdige Rede „de miseriis paedagogorum“ vollständige Beherrschung des Stoffes erkennen. Mit realistischer Treue hat hier der Praeceptor Germaniae ein trübes, geradezu abschreckendes Bild von dem Lehrerberufe entworfen. Man wird nicht deshalb, weil das meiste davon für unsere Zeit nicht mehr gilt, sagen dürfen, er habe übertrieben; für das 16. Jahrhundert wird seine Schilderung wohl im ganzen zutreffen. Da die Anschauung Melanchthons vom Lehrerberufe unter Schulmännern bekannter zu werden verdient, so sei es gestattet, im Folgenden den Inhalt der Rede wenigstens zu skizzieren.

Nachdem Melanchthon in der Einleitung erklärt hat, er wolle, da er selbst im Lehrerberufe thätig gewesen, von dem Elend der Pädagogen sprechen und die Leiden dieses Standes beklagen, zeigt er, was einem Lehrer bevorsteht, der einen Knaben zum Unterricht bekommt. Nicht eher erscheint dieser reif für die Schule, als bis er durch die Nachsicht des Hauses verdorben ist. Infolge seiner Zerstreutheit muſs dasselbe Ding tausendmal eingebleut werden, bis es endlich sitzt. Soll der Schüler das, was er gelernt hat, aufsagen, so hat er den Lehrer zum besten. Erträglicher ist es, einen Esel das Saitenspiel zu lehren. Gegen ihre Lehrer sind die Knaben ebenso wenig respektvoll, wie früher gegen ihre Eltern. Wer ihnen etwas beibringen

will, hat eine gröfsere Plage als Sisyphus. Dabei wird die Gesundheit des Lehrers nicht nur durch die Anstrengung beim Sprechen angegriffen, sondern auch durch den Ärger darüber, dafs im Unterrichte bei soviel Fleifs so wenig erreicht wird. Doch das Bisherige ist nur das Vorspiel der Tragödie; was kommt, ist noch viel mühseliger. Unendliche Arbeit erfordert es, den Mund der Knaben zu bilden und an die lateinische Sprache zu gewöhnen. Wenn sie zu dem Lehrer kommen, bei dem sie lateinisch sprechen müssen, so stehen sie eine Zeit lang stumm da wie Bildsäulen; wenn sie sich dann auf Worte besinnen, so verdrehen sie in ihrer Verwirrung die Augen; man meint, sie hätten einen epileptischen Anfall bekommen. Nach langem Ringen lassen sie endlich ein Wort hören. Aber damit ein etwaiger Fehler nicht gemerkt wird, lispeln sie leise; einige sind so durchtrieben, dafs sie die Endungen verschlucken. Ihre Rede hat kein lateinisches Kolorit und verstöfst oft gegen die Regeln der Grammatik. Da nun merkt der Pädagoge sein Elend: denn wenn sie nicht einmal sprechen lernen, so mufs er sich sagen, dafs er sich umsonst geplagt hat. Und doch mufs er seinen Ärger unterdrücken; er mufs durch Freundlichkeit den Knaben beschwichtigen, mufs ihm durch Schmeicheln weitere Worte ablocken.

Noch gröfsere Plage verursachen die Stilübungen. Obwohl nichts eine solche Redefülle verschafft wie diese, so unterziehen sich doch die Schüler keiner anderen Aufgabe mit solchem Sträuben. Nur mit grofser Anstrengung bringt man manche dahin, dafs sie im ganzen Semester ein einziges Briefchen schreiben. Kein Kreuz ist schlimmer als der tägliche Zank mit diesen Saumseligen, wenn sie an ihre Pflicht gemahnt werden. Nur dann bringen sie etwas zustande, wenn der Lehrer bei ihnen sitzt, ihnen den Inhalt diktiert und die Wörter angiebt. Durch solches fortgesetztes Verfahren allein kann man es endlich erreichen, dafs sie selbständig etwas zu schreiben versuchen, wenn sie dies überhaupt jemals thun.

Aber wenn sie wirklich angefangen haben, lateinisch zu schreiben, so macht wieder die Verbesserung der Aufsätze grofse Mühe. Der ist ein „frevelhafter" Lehrer, der bei der Korrektur lässig ist. Zuerst sind die Stilfehler zu verbessern: grammatische Inkorrektheiten müssen geändert, unklare Stellen verständlich gemacht, unpassende Ausdrücke berichtigt, schmucklose Stellen durch Figuren verschönert werden. Wenn schon für den geduldigsten Menschen das Durchlesen der abgeschmackten Schüleraufsätze lästig ist, so ist die Verbesserung erst recht ermüdend, da ja meistens auch der Grund der Änderung angegeben werden mufs. Aber auch auf den Inhalt der Aufsätze und auf die Gesinnung der jungen Leute mufs geachtet werden. Einige gebrauchen gerne Schimpfwörter, andere zeigen eine lächerliche Eitelkeit; an ihrem Stil kann man ihre Sitten erkennen.

Noch schwerer ist die Aufgabe, die Sitten zu bilden. Schon Plato hat geschrieben, keinem Tier (belua) sei so schwer beizukommen wie einem Knaben. Besonders wild ist die deutsche Jugend. Aufserdem ist die häusliche Erziehung schlecht. Die Eltern lassen es an der

religiösen Unterweisung fehlen; sie lehren ihre Kinder nicht die Gebete, nicht die zehn Gebote; ja manche geben ihren Kindern durch Verachtung der Religion ein schlechtes Beispiel; so verdorben ist jetzt die Welt. Die häusliche Zucht ist verfallen. Weil die Knaben keine Gottesfurcht haben, so stürzen sie sich in alle Laster. Was für Mühe kostet es nicht, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten zu veranlassen, zu Hause zu halten, vor schlechter Gesellschaft, dem Kneipen und Würfelspiel zu bewahren? Wem dies gelingt, der ist kein Mensch, sondern ein Gott, der zum Heil der Menschen vom Himmel auf die Erde herabgekommen ist.

Welches ist nun der Lohn, welches der Dank, der dem Lehrer für seine Mühe winkt? Da nun, meint Melanchthon, stehen wir vor der Katastrophe der Tragödie. Alles andere kann man Kinderspiel nennen, gegen das Elend, das jetzt erwähnt wird. — Erstens ist die Bezahlung so gering, dafs ein Satiriker geschrieben hat: Paenituit multos vanae sterilisque cathedrae. Kaum sind wir vor dem Hunger geschützt: unsere Kleidung ist ärmlich! Ja, ruft der Declamator aus, wenn ich Buchhändler geworden wäre, da könnte ich in goldgestickten Gewändern einherschreiten wie ein Satrap. Ferner ist die Undankbarkeit der Schüler sehr grofs. Die, welche nichts lernen, halten uns für ihre Peiniger; andere, denen das Bischen, was sie gelernt haben, zu Kopf gestiegen ist, blicken vornehm auf uns herab. In ihrer Jugend wissen sie die Wohlthaten, die wir ihnen erweisen, nicht zu würdigen und bis sie alt geworden sind, haben sie ihre Lehrer längst vergessen. Und die Eltern schätzen uns ebenso wenig wie ihre Söhne. Sie erwägen nicht, dafs sie die Sorge um ihre Kinder uns übertragen haben. Sie sitzen ruhig zu Hause und treiben ihr Geschäft. Das geringe Honorar werfen sie uns noch vor. Wenn der Knabe seine Sache gut macht, so bekommt der Lehrer kein Lob; macht der Junge einen Streich, so ist natürlich der Lehrer daran schuld.

In keinem Beruf wird man soviel Unglück und Mühsal finden wie in dem unsrigen. Trotz unserer grofsen Plage leben wir in Dürftigkeit. Von Schülern und Eltern, um die wir uns verdient machen, werden wir bisweilen auf alle mögliche Weise beleidigt.

5. Euricius Cordus, Epigrammata (1520). Herausgegeben von Karl Krause.

Von den 13 Büchern der Epigramme enthält diese Ausgabe nur die drei ersten, dazu die defensio contra Thiloninum. Das Urteil des Herausgebers, Cordus werde nicht leicht von einem andern Dichter an Schärfe und Witz übertroffen, erscheint nicht übertrieben. Es seien hier zwei harmlose Epigramme mitgeteilt.

In Manium (I, 18).

Obicis esse malum mihi me tenuemque poëtam
Et uix ieiunam pellere posse famem.
Omnia mentiri solitum, quaecumque loquaris,
Haec quoque te, Mani, dicere falsa uelim.

In tristes convivas (II, 35).
Quid iuvat usque adeo tristes simulare Catones?
Vos modo convivas, non decet esse sophos?
Desipere est semper sapere et non tempora nosse
Nec qui laeta uelit quique seuera locus.

6. Jacobus Wimphelingius, Stylpho. In der ursprünglichen Fassung aus dem Cod. Upsal. 687 herausgegeben von Hugo Holstein. Siehe oben!

7. Deutsche Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts. Ausgewählt und herausgegeben von Georg Ellinger.

Der Herausgeber, der eine Geschichte der lateinischen Dichtung Deutschlands im 16. Jahrhundert in Aussicht gestellt hat, behandelt in der Einleitung die verschiedenen Gattungen der Lyrik in Deutschland im 16. Jahrhundert. In die Ausgabe hat er aus der ungeheuren Zahl nur solche Gedichte aufgenommen, die für eine Gattung typisch sind. Sie sind in 10 Abschnitte geteilt, der erste z. B. enthält die Liebespoësie, der vierte das Hodoeporicon, der sechste die religiösen Gedichte.

8. Xystus Betulius, Susanna. Herausgegeben von Johannes Bolte.

Die Susanna ist eine biblische Schulkomödie wie der Acolastus. Der Verfasser, mit seinem ursprünglichen Namen Sixt Birck, war von 1536—1552 Rektor des Gymnasiums St. Anna in Augsburg. Dem Bande ist die Abbildung eines Holzschnittes beigegeben, auf dem in vier Abteilungen die Geschichte der Susanna dargestellt ist: ein Garten mit Bassin, Susanna und die Alten; eine grofse Halle, Susanna vor dem Richter; ein kleiner Saal, Verhör der Alten; ein von einer Halle umgebener Hof oder Marktplatz, Steinigung der Alten.

München. Karl Rück.

Dr. Franz Strauch, Der lateinische Stil. III. Abteilung: Aufgaben für die VII. Klasse. — IV. Abteilung: Aufgaben für die VIII. Klasse. Wien 1894 und 1895, Alfr. Hölder. (39 + 71; 59 + 73 S.); Preis jedes Bändchens geb. 80 Kreuzer.

Die beiden Bändchen, mit denen der berufene Verfasser seine deutsch-lateinischen Stilübungen für obere Gymnasialklassen zum Abschlufs bringt, sind bereits durch Erlafs des österreichischen Kultusministeriums „zum Lehrgebrauch an Gymnasien mit deutscher Unterrichtsspraehe allgemein zugelassen." (Erlafs vom 30. April 1894, bezw. 17. Juni 1895).

Die österreichischen „Instruktionen" verlangen, dafs in den obersten Klassen aufser entsprechender Repetition der Syntax stilistische Unterweisungen mehr und mehr platzgreifen u. zw. wird für die beiden obersten Klassen insbesondere vorgeschrieben die Lehre von der Periodenbildung und Satzverbindung; der Anschlufs an den Lesestoff braucht hier nicht mehr so enge zu sein, wie im Untergymnasium:

von dem Inhalt der Lektüre kann abgesehen werden, doch soll das sprachliche Material möglichst verwertet werden.

Diesen Forderungen hat der Verfasser aufs gewissenhafteste Rechnung getragen; selbst nach der Seite des Inhalts bemühte er sich, und zwar mit bestem Erfolge, im Sinne der Konzentration um einen engeren Anschlufs an den Gedankenkreis der Lektüre. Die Stoffe für die 7. Klasse beschäftigen sich demnach hauptsächlich mit der Persönlichkeit und den mannigfachen Leistungen des Cicero, zum Teil bildet aufserdem Vergil den Mittelpunkt der Darstellung; die für die 8. Klasse bestimmten Stücke knüpfen inhaltlich an Tacitus und Horaz an. Sämtliche Stoffe sind interessant bearbeitet; der deutsche Ausdruck ist angemessen, fliefsend, tadellos. Das Latein, welches mit Hilfe des reichhaltigen, mit äufserster Sorgfalt und hervorragender Sachkenntnis bearbeiteten „grammatisch-stilistischen Kommentars" zu Tage gefördert wird, ist durchwegs gut und entspricht dem jeweiligen Stilcharakter.

Es ist kein Zweifel, dafs das Werk des kundigen Verfassers, welches in jeder Hinsicht gediegen ist und von musterhafter Sorgfalt und wärmster Hingebung an die gestellte Aufgabe Zeugnis ablegt, seinen Zweck in vollem Mafse erfüllen wird.

München. Dr. Gebhard.

Dr. Friedr. Gustav Sorof, Xenophons Anabasis in Auswahl. Text mit einer Karte, Leipzig, Teubner 1895.

Vorliegendes Bändchen bildet den ersten Teil der Neubearbeitung von der 1893 erschienenen Auswahl in der Teubner'schen Schülerausgabensammlung und weist gegen die frühere Form nicht unwesentliche Veränderungen auf. Vor allem bietet die neue Auswahl in diesem einen Bändchen den ganzen Lesestoff aus der Anabasis, wobei einige Stücke weggelassen, andere hinzugefügt wurden. An Stelle der (nicht allgemein gebilligten) ausführlicheren Inhaltsangaben vor den einzelnen Kapiteln sind kurze Überschriften getreten, während die Randbemerkungen für die kleineren Abschnitte im ganzen unverändert geblieben sind. Ferner enthält der erste Teil jetzt auch eine Zeittafel, revidiert nach Koch; natürlich mufste nunmehr das Namensverzeichnis für die ganze Anabasis ergänzt werden; dagegen wurde die Einleitung über Xenophons Leben nebst dem Anhang über das Kriegswesen aus dem Textbande ausgeschieden. Den Text bezeichnet der Herausgeber als an verhältnismäfsig vielen Stellen von dem der ersten Aufl. abweichend, gibt aber nicht (etwa anhangsweise) diese Abweichungen selber an, sondern blofs sein Prinzip, nach Gemoll bei zwei möglichen Lesarten dem Parisinus C den entschiedenen Vorzug zu geben, jedoch mit Berücksichtigung der Ausführungen von Fr. Blass in der 2. Aufl. der Kühner'schen Grammatik und von Meisterhans u. a. — Der Schwerpunkt der sicher eine gediegene Bereicherung der Schulliteratur versprechenden Neuausgabe wird natürlich in dem noch nicht erschienenen

zweiten Teil liegen, für den der Herausgeber eine noch durchgreifendere Umgestaltung in Aussicht stellt vor allem durch den Wegfall des bisherigen selbsständigen, nunmehr den Erläuterungen einverleibten syntaktischen Anhangs. [1]) Druck und sonstige Ausstattung des neuen Bändchens sind wieder gleich vortrefflich.

München. J. Wismeyer.

K. Kraut und W. Rösch, Anthologie aus griechischen Prosaikern zum Übersetzen ins Deutsche für obere Klassen. Zweites Heft. VIII u. 80 S. Drittes Heft. VIII u. 82 S. Stuttgart, Kohlhammer. 1895. Pr. je 80 Pfg.

Rasch haben die Verfasser dem ersten Hefte ihrer Anthologie die beiden anderen folgen lassen, so dafs nunmehr die ganze Sammlung abgeschlossen vorliegt. Gleichzeitig mit dem dritten Hefte ist auch das Stellenverzeichnis für das Ganze erschienen, das auf Verlangen von der Verlagsbuchhandlung direkt an die Lehrer versandt wird. Das zweite Heft enthält neben erzählenden Stücken und Charakterschilderungen eine Reihe von Stellen rhetorischen und betrachtenden Inhalts; letztere sollen, wie im Vorwort bemerkt ist, den Übergang zum dritten Heft bilden, dessen 100 Nummern vorwiegend dem Gebiet der reflektierenden Betrachtung angehören. Da das Ganze nach einem einheitlichen Plane gearbeitet ist, so kann ich hier auf das verweisen, was ich in meiner Besprechung des ersten Heftes (S. 385 des XXXI. Bandes dieser Blätter) gesagt habe. Manche Stücke scheinen mir allerdings an der Grenze dessen zu stehen, was dem Schüler billiger Weise zugemutet werden kann, und bei vielen derselben wird der Lehrer durch Angaben nachhelfen müssen, wenn er nicht will, dafs seine Schüler aufs Raten sich verlegen sollen. An Stellen, wo die Konstruktion ungewöhnlich ist, wie in II, 112 *ὅ τι βούλεται λαβούσῃ κτλ.*, oder wo ein Anakoluth vorliegt, wie in III, 210 *εἰωθότες οἱ ἄνθρωποι*, oder in III, 215 *ὁρῶντα ἐν ᾧ τε κτλ.*, hätte vielleicht auch der Text geändert werden können. Indessen kommt das alles für den Wert der Sammlung durchaus nicht in Betracht. Die vorliegende Anthologie ist ein treffliches Unterrichtsmittel und hilft einem seit Einführung des neuen Schulplanes vielfach empfundenen Bedürfnis ab. Möge sie überall die verdiente Beachtung finden!

Regensburg. Friedr. Zorn.

---

[1]) Knappere Fassung des erklärenden Teiles und ein billigerer Preis käme der Einführung sicher zu gute; aber Nepos zu 3,60 M. und Caesar zu 4,40 M. ist doch für Schülerausgaben etwas teuer.

Vietor und Dörr, Englisches Lesebuch. Unterstufe. 4. Aufl. Teubner. Leipzig. 1895. XXIV u. 298 S. 8°. Geb. M. 2,80.

Ein Beweis dafür, dafs dieses s. Z. in unseren Blättern vom Ref. empfohlene Lesebuch in hohem Grade die Forderungen erfüllt, welche man jetzt an ein Elementarbuch für Schüler stellt, ist die schnelle Aufeinanderfolge der einzelnen Auflagen. Da das Buch keinerlei nennenswerte Änderung erfahren hat, können wir uns auf diese wenigen Worte beschränken.

Saure, Dr. H., Auswahl englischer Gedichte für höhere Lehranstalten. 2. verbesserte Auflage. Herbig. Berlin. 1895. VIII u. 219 S. 8°. M. 1,80.

Saures Gedichtsammlung stellt eine sehr bedeutend erweiterte Sonderausgabe des poetischen Anhanges seiner vom Ref. S. 146 gegenwärtigen Jahrganges dieser Blätter angezeigten englischen Lesebücher dar.

Sie verdient wegen ihrer vorzüglichen Auswahl — es wurden fast nur Erzeugnisse von Dichtern ersten Ranges aufgenommen und die neueren Schriftsteller Englands und Amerikas gebührend berücksichtigt — und wegen ihrer grofsen Reichhaltigkeit für den Privatgebrauch und für Schulen, an denen dem Unterrichte im Englischen genügend Zeit gewährt ist, um ein derartiges Buch verwerten zu können, bestens empfohlen zu werden. Die chronologische Anordnung erleichtert den Gebrauch des Buches zu literarhistorischen Zwecken, doch wären gerade mit Rücksicht auf diese Verwendung kurze biographische Bemerkungen in englischer Sprache wohl angebracht.

Seamer, Shakespeare's Stories. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. Saure. 3. Aufl. Herbig. Berlin. 1895. VIII u. 154 S. 8°. Ungebunden M. 1,50.

Seamer's Stories gebührt zur Einführung in das Studium des grofsen englischen Dramatikers weitaus der Vorzug vor den bisher vielgelesenen Tales von Lamb, da sie in moderner, gefälliger Sprache fesselnd geschrieben und viele der schönsten Stellen aus den einzelnen Stücken (der sog. Beauties from Shakespeare) in sie eingeflochten sind. Saures in der 3. Auflage durch eine Biographie des Dichters von Buckland und durch ein Sonett von Longfellow bereicherte Schulausgabe dieser Stories eignet sich recht gut für den Schul- und Privatgebrauch.

München. Wolpert.

Material zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zusammengestellt von J. Bauer, Dr. Th. Link und Dr. A. Ullrich. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1894. VIII und 229 S.; broschiert 2,40 M.

Die beste und wirksamste Empfehlung des uns hier beschäftigenden trefflichen Buches würde darin bestehen, das demselben mitgegebene Vorwort zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, einzig mit der Bestätigung, dafs die darin ausgesprochenen Prinzipien wirklich zur Durchführung gelangt sind. In der That ist es unerfindlich, was, vielleicht abgesehen von der Anerkennung, dafs der Druck und die Ausstattung musterhaft sind, aufserdem noch zum Lobe des Buches gesagt werden könnte, das nicht in dieser Konstatierung schon enthalten wäre. Die Verfasser halten nach dem Grundsatze „In medio tutissimus ibis“, dafür, dafs beim Sprachunterricht nicht nach dem Verlangen der Reformer von allem Übersetzen in die fremde Sprache abgesehen werden dürfe, und dafs diese Übersetzungsübungen auch nicht blofs von der Lektüre abhängig zu machen seien, ein Standpunkt, dessen Berechtigung jetzt, besonders in Bayern, wohl nur von wenigen mehr bestritten werden dürfte. Dafür sind sie in einer anderen Beziehung Neuerer: sie wollen ihr Buch nicht einzig und allein sprachlichen Zwecken dienen lassen, sondern versuchen durch dasselbe auf Geist und Gemüt des Schülers fördernd einzuwirken. Durch Heranziehung aller Gattungen der Prosalitteratur versuchen sie „ein möglichst vollständiges und wahrheitsgetreues Spiegelbild der französischen Nation, ihres Denkens und Fühlens, ihres Lebens und Treibens zu bieten“. Aus diesem Bestreben ergab sich die Notwendigkeit, die mit Absicht meist französischen Autoren entnommenen Stücke nicht nach dem Grade ihrer Schwierigkeit, sondern nach dem Gesichtspunkte des Inhalts zu ordnen und dieselben nicht auf gewisse Paragraphen der Grammatik, sondern auf die ganze Grammatik zu beziehen. Wir haben also hier ein Übungsbuch, das nach den Prinzipien eines Lesebuches eingerichtet ist. Etwas Ähnliches hatten schon Wüllenweber in seinem bekannten Übungsbuch und Gruner-Eisenmann-Wildermuth mit den „deutschen Musterstücken“ erstrebt. Aber während Wüllenweber dieses Prinzip nur teilweise zur Anwendung bringt, wobei er sich in der Gruppierung dem uns beschäftigenden Buche einigermafsen nähert, unterscheiden sich die Stücke des zweiten Werkes — nicht zu ihrem Vorteil — eben dadurch, dafs sie, der deutschen Literatur entnommen, selbst in der Übersetzung von Gérand kein ganz idiomatisches Französisch geben. Auch ist das „Material“ im Gegensatze zu Gruners Buche ausdrücklich für die Schule bestimmt und lehnt sich nicht wie das von Wüllenweber an eine bestimmte Grammatik an, was seine nutzbringende Verwendung an Gymnasien ebensowohl wie an Realschulen ungemein erleichtert. Es versteht sich, dafs an eine Einführung eines solchen Buches nur für die obersten Klassen gedacht werden kann, d. h. dafs dasselbe den Schülern nicht leicht eher in die Hand gegeben werden kann,

als bis dieselben die Grammatik in allen wesentlichen Teilen abgeschlossen haben. Auf dieser Stufe dürfte es aber treffliche Dienste leisten.

Das Buch zerfällt inhaltlich in sechs Teile: I. Fabeln und Parabeln; II. Anekdoten, Erzählungen und Schilderungen; III. Bilder aus der Erd- und Völkerkunde; Handel; Naturbilder; IV. Geschichte; V. Literatur und Kunst; VI. Didaktisches; Reden; Dialoge; Briefe; Rätsel. Das Deutsch der Stücke ist tadelfrei, wenn auch gesucht wurde, dem französischen Text möglichst zu folgen, um die Übersetzung in gutes Französisch nicht allzusehr zu erschweren. Ganz besonderes Lob verdient das 72 Seiten einnehmende Wörterverzeichnis, das mit höchst schätzenswertem Fleifs und grofser Sachkenntnis hergestellt ist und dem Schüler nicht nur sicheren Aufschlufs, sondern auch reiche Belehrung in synonymischer Beziehung gewährt.

Nur eines ist mir in dem Buche lästig aufgefallen, dafs es nämlich ziemlich viele Stücke enthält, die dem Schüler schon von anderer Seite bekannt sein können. Damit soll nicht gesagt sein, dafs ich es für unangemessen halte, wenn einzelne Stücke sehr durchsichtigen Ursprungs sind oder wenn andere sich in bekannten älteren Schulbüchern wiederfinden, wie z. B. das obengenannte Buch von Wüllenweber nach flüchtigem Vergleich sechs gröfsere und kleinere Stücke mit dem unsrigen gemein hat. Das ist einerseits schwer zu vermeiden, andererseits ohne schädliche Wirkung für den Unterricht. Nicht ganz so harmlos aber ist es, wenn eine ganze Reihe von Stücken gebracht werden, die sich mehr oder minder wörtlich in dem bekannten Lesebuch von Bauer-Englert-Link wiederfinden. Ich nenne I, 3 (=Lesebuch I, 1, 35), II, 20 (=L. I, 1, 38), II, 25 (=L. I, 2, 24), III, 11 (=L. I, 3, 16), IV, 9 (=L, I, 2, 5), V, 13 (=L. I, 2, 37), V, 20 (=L. I, 2, 38), VI, 6 (=L. I. 5, 6), VI, 7 (=L. I, 5, 5), VI, 14 (=L. I, 5, 23), VI, 20 (=L. I, 5, 18). Es kann doch unmöglich die Absicht der Herrn Herausgeber sein, dafs ihr Buch an solchen Anstalten, die das Lesebuch eingeführt habe, nicht zur Einführung gelangen soll. Ich denke vielmehr, das gerade Gegenteil ist ihr Wunsch. Wird aber nicht diese Verwendung der beiden Bücher an einer Anstalt dadurch erschwert, dafs der Lehrer zu befürchten hat, leichtsinnige Schüler könnten sich die Mühe des Übersetzens sparen, indem sie einfach auf das ihnen schon bekannte Buch zurückgreifen? Nun kann ja gewifs der Lehrer mit Leichtigkeit diese Stücke vermeiden und behält doch noch genug Übungsstoff übrig, aber noch leichter wäre es für die Herausgeber gewesen, ihm die Rücksichtnahme auf diesen Punkt überhaupt zu ersparen. Nicht weniger störend ist die Übereinstimmung mehrerer Stücke mit Absolutorialaufgaben (z. B. III, 6 = Realgymn. 1888; V, 4 = R. G. 1875; V, 16 = H. G. 1890; V, 17 = R. G. 1883; V, 23 = R. G. 1879; V, 25 = H. G. 1889; V, 28 = H. G. 1885), denn auch diese sind unter den Schülern allgemein bekannt und, was das Schlimmste ist, ihre Übersetzung ist bekanntlich seit einigen Jahren in jedermanns Hand.

Bamberg. Bruno Herlet.

Erd- und Himmelsgloben, ihre Geschichte und Konstruktion. Nach dem Italienischen Matteo Fiorini's frei bearbeitet von Siegm. Günther. Leipzig, Teubner 1895, 137 S. Preis 4 M.

Bei der vielfachen und vielseitigen Verwendung, welche der Globus bei dem Betriebe des geographischen Unterrichtes auf jeder Unterweisungsstufe spielt, ist es für den Lehrer wünschenswert, sich über die Geschichte der Globuskonstruktion sowie über die Art und Weise der Anfertigung dieser Apparate zu orientieren, ohne den zeitraubenden und nicht allerorts gangbaren Weg des Zusammensuchens des einschlägigen Materials zurücklegen zu müssen. Die meisten Schriften, welche sich mit Globuskunde beschäftigen, behandeln gerade dieses letztere Gebiet, die Herstellungstechnik der Globen, ziemlich dürftig, so dafs in dieser Hinsicht eine Lücke in der diesbezüglichen Litteratur auszufüllen war. Dieses leistet Professor Fiorini's Abhandlung „Le sfere cosmografiche e specialmente le sfere terrestri", welche im Bolletino della società geografica italiana zur Veröffentlichung gelangte.

Es müfste auffallend erscheinen, wenn S. Günther sich mit einer blofsen Übersetzung der Originalabhandlung begnügt hätte. Die vorliegende deutsche Bearbeitung erscheint als eine freie Behandlung des in Frage stehenden Themas mit vielfachen Ergänzungen und weiter gehender Berücksichtigung der Himmelsgloben einerseits sowie mathematischer Entwicklungen und Ausführungen andererseits. Es finden zunächst die Erd- und Himmelsgloben des Altertums sowie der Araber und der mittelalterlichen Geographen Besprechung. Hinsichtlich der Herstellungsart wird die Methode der Gravierung oder Handzeichnung, sodann der Übergang zur Bildung der Globushaut aus Segmentstreifen mit verschiedenartiger Begrenzung solcher Streifen von Jahrhundert zu Jahrhundert besprochen. Da an sich eine Kugelfläche niemals mit einer ebenen Papierfläche zur Deckung gebracht werden kann, so führt die Zusammensetzung der Globushaut aus Segmenten natürlich auf die Frage nach der zweckdienlichsten Gestalt dieser Segmente, um den Anschmiegungsfehler so klein als möglich zu machen, welche in mathematischer Entwicklung Lösung findet. Gerade diese Ausführungen machen das Schriftchen dem mathematischen Leser sehr interessant. Schliefslich findet die Globentechnik des 18. Jahrhunderts sowie der neueren und neuesten Zeit, einschliefsend die Konstruktion von Mondgloben, eingehende Erörterung. Zahlreiche Anmerkungen enthalten eine reiche Menge schätzbarer Hinweise auf die betreffende Litteratur. Diese dankenswerte Ausfüllung einer Lücke unserer geographischen Hand-Literatur wird von dem Fachmann mit grofsem Interesse wahrgenommen werden.

München. J. Ducrue.

Hermann Grafsmanns Gesammelte mathematische und physikalische Werke. Auf Veranlassung der mathematisch-physikalischen Klasse der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und unter Mitwirkung der Herren Jakob Lüroth, Eduard Study, Justus Grafsmann, Hermann Grafsmann d. J., Georg Scheffers herausgegeben von Friedrich Engel. Ersten Bandes erster Teil: Die Ausdehnungslehre von 1844 und die geometrische Analyse. Mit einem Bilde Grafsmanns in Holzschnitt und 35 Figuren im Text. Leipzig 1894. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XIII. 435 S. gr. 8°.

Einem hochverdienten, von der Mitwelt erst spät und keineswegs ausreichend gewürdigten deutschen Denker wird durch diese hier im ersten Halbbande vorliegende Gesamtausgabe seiner Schriften endlich das längst verdiente Ehrendenkmal gesetzt. Den Berichterstatter freut dies umso mehr, als er selbst in früheren Jahren mit dem trefflichen Manne in persönlichen Beziehungen stand, die leider durch dessen Tod (September 1877) ein rasches Ende fanden, und als er sich selbst damals lebhaft für alle Versuche, den Grafsmann'schen Ideen zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen, interessierte. Der Stettiner Gymnasiallehrer konnte, als er zuerst 1844 die literarische Arena betrat, diese Anerkennung deshalb nicht finden, weil seine abstrakte Schreibart den Mathematikern, welche von je auf Eleganz der Form Gewicht legten, nicht sympathisch war; äufserte doch sogar der grofse Gaufs, man müsse sich mit dieser Darstellungsweise erst „familiarisieren“, ehe man sie richtig würdigen könne. So blieb die im erwähnten Jahre herausgegebene „Lineale Ausdehnungslehre“ nahezu unbeachtet, und auch die Ummodelung der äufseren Gestalt seines Werkes, die Grafsmann in der Auflage von 1862 durchführte, konnte nicht viel helfen, denn die inneren Schwierigkeiten der grundlegenden Gedankengänge wurden durch die Anpassung an die euklidische Manier nicht überwunden. Auch eine anscheinend trefflich sich eignende Gelegenheit zur Einbürgerung der neuen Methode hatte nur einen vorübergehenden Erfolg. Im Jahre 1846 stellte die Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig die Preisaufgabe, es solle der „geometrische Kalkul“, den Leibniz erfunden, von dem er aber nur Andeutungen bekannt gemacht hatte, rekonstruiert oder doch eine ihm ähnliche Algorithmik neu aufgestellt werden; Grafsmann bewarb sich um den Preis und erhielt ihn, aber auch die „Geometrische Analyse“ blieb nur Gemeingut weniger Auserwählter, obwohl ihr Moebius erläuternde Noten angefügt hatte. Erst durch Hankel und Clebsch wurde zu Ende der siebziger Jahre das Eis gebrochen, und nun sah sich auch Grafsmann, der sich von der Mathematik ab- und ganz der vergleichenden Sprachforschung zugewendet hatte, bewogen, seine produktive Thätigkeit wieder aufzunehmen. So brachte ihm wenigstens der Lebensabend das, was seinem Mannesalter beharrlich verweigert worden war.

Auf F. Kleins Anregung hin nahm die k. sächsische Gesellschaft (Akademie der Wissenschaften) die Herausgabe der Werke Grafsmanns

in angriff, und Prof. Engel, der die Leitung übernommen hat, legt uns hier die beiden oben namhaft gemachten Schriften in ihrer ursprünglichen Gestalt vor (die „Ausdehnungslehre“ zunächst in ihrer anfänglichen Redaktion von 1844). Geändert wurde am Texte sachlich gar nichts; nur nahm der Herausgeber, was jedermann billigen wird, die Überschriften der einzelnen Paragraphen aus dem Inhaltsverzeichnisse in den Text selbst herein und sorgte dafür, dafs besonders wichtige Stellen oder Sätze durch Sperrdruck hervorgehoben wurden. Als Anhänge sind drei direkt auf die „Ausdehnungslehre“ bezügliche Aufsätze Grafsmanns aus dem Jahre 1877 und 1845 beigegeben, sowie ferner ein Verzeichnis der von dem Autor neu gebrauchten Kunstausdrücke, die eben wesentlich dazu beitrugen, von der Lektüre eines so vielfach neue Wege beschreitenden Werkes abzuschrecken. Eine gröfsere Anzahl von Anmerkungen dient dazu, das erste Studium zu erleichtern, wobei auch auf einzelne schwache Punkte, die ja bei einer so schwierigen und neuartigen Arbeit nicht gänzlich fehlen konnten, aufmerksam gemacht wird. Am notwendigsten erweist sich ein solcher Kommentar der Preisschrift („Geometrische Analysis“) gegenüber.

Die sorgfältige Auswahl der Mitarbeiter, unter denen sich auch zwei dem Vater nachgeartete Söhne Grafsmanns befinden, verbürgt ein gedeihliches Weiterschreiten des dankenswerten Unternehmens. Anfangs überrascht es, unter diesen Mitarbeitern den Namen V. Schlegels zu vermissen, der unter den Kennern Grafsmann'scher Eigenart obenan steht und als Kollege des Meisters sich aufs gründlichste mit jener bekannt zu machen Gelegenheit hatte, aber man erfährt bald mit Befriedigung, dafs auch dieser verdiente Gelehrte durch seinen Rat bei der Ausgabe teils schon mitgewirkt hat, teils künftig mitwirken wird.

München. S. Günther.

Collignon Maxime, Geschichte der griechischen Plastik. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thrämer. 1. Band. Lieferung 3. Mit Tafel IV und V. [Seite 241—360, Figur 109—170]. Strafsburg. Karl J. Trübner. 1896. Preis 4 Mark.

Nicht allzu rasch ist die Fortsetzung des im Jahrgange 31 (1895) S. 482 f. besprochenen Werkes gefolgt. Die dort hervorgehobenen Vorzüge desselben, welche die Anschaffung für Gymnasien im Gegensatze zu der weitverbreiteten, aber wegen des Textes nur schwer zu geniefsenden Geschichte der griechischen Plastik von Overbeck vollauf gerechtfertigt und wünschenswert erscheinen lassen, sind auch in dieser dritten Lieferung ungeschmälert vorhanden. Denn die sehr reichlichen Abbildungen[1]) und der auch bei der Erörterung schwieriger

[1]) Wohlgelungene Heliogravüren geben den verwundeten Krieger vom Ostgiebel des Tempels von Ägina und den Apollo Piombino zur Freude des Betrachters trefflich wieder.

Fragen mit grofser Sachkenntnis klar und lebendig geschriebene Text, endlich die wichtigen und schätzbaren durch den Übersetzer vermehrten und vervollständigten Literaturnachweise begründen den selbständigen Wert des Buches auch für deutsche Fachgenossen und Freunde antiker Plastik. In dieser 3. Lieferung wird die Betrachtung der früharchaischen Kunst zu Ende geführt und der vorgeschrittene Archaismus bis zur attischen Schule behandelt. Mit Spannung sieht der deutsche Leser der 4. Lieferung als der Fortsetzung der Schilderung der attischen Kunst des 6. Jahrhunderts entgegen, die mit der Abbildung einer der bekannten 1886 auf der Akropolis gefundenen Frauenstatuen abschliefst. Hoffentlich wird diese Lieferung recht bald erscheinen.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Edward A. Freeman, Geschichte Siziliens unter den Phönikiern, Griechen und Römern. Aus dem Englischen übersetzt mit einer die Beschreibung der Münzen enthaltenden Beigabe von Jos. Rohrmoser. Mit in den Text gedruckten Figuren und einer Karte von Sizilien. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1895. XVI u. 420 S. Preis 7 M., geb. 9 M.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Wertschätzung der bedeutenden Arbeiten des am 16. März 1892 zu Alicante verstorbenen englischen Historikers Freeman, dafs kurz nach dem Erscheinen des 1. Bandes einer Übersetzung des gröfseren Werkes über Sizilien (vgl. Jahrg. XXXI (1895) S. 733 dieser Blätter) nun auch die kurze Geschichte Siziliens ins Deutsche übertragen vorliegt. Diese Übersetzung ist erschienen in demselben Verlage wie die beiden Bände von A. Holms Geschichte Siziliens im Altertum (1870 u. 1874), und da der Übersetzer besonders des Beistandes dankend erwähnt, den ihm Holm für das Zustandekommen der im Anhang enthaltenen Münzbeschreibung lieh, so wird man mit der Annahme kaum fehlgehen, dafs der um die Geschichte Siziliens so verdiente Gelehrte überhaupt einen hervorragenden Anteil an der Publikation dieser Übersetzung hat.

Über das Verhältnis dieser kurzen Geschichte zu dem ausführlichen Werke ist zunächst Folgendes zu bemerken.

Freeman sagt selbst in der Einleitung zu seinem gröfseren Werke, er habe aufser dem Artikel ‚Sicily' in der Encyclopaedia Britannica schon vor längerer Zeit die Verpflichtung übernommen, eine kurze Geschichte Siziliens für das Sammelwerk „Story of the Nations" zu liefern. Ausdrücklich fügt er bei: „Ich brauche nicht eigens zu sagen, dafs jenes kleine Werk, wenn es erscheint, von diesem gröfseren ganz unabhängig sein und sich an einen anderen Leserkreis wenden wird". Bis auf den Index hatte Freeman das Werk für den Druck fertig gemacht, als er England bei seiner letzten Reise verliefs; es erschien nach seinem Tode unter dem Titel ‚Sicily Phoenician, Greek and

Roman' 1892 bei Fisher Unwin in London. Die Absicht Freemans, diesem 1. Bande der kurzen Geschichte noch einen 2., mit der Ankunft der Sarazenen beginnend, hinzufügen, hat sein Tod vereitelt. Von dem vorliegenden Bande aber umfafst nur der letzte Teil, die Geschichte Siziliens als römischer Provinz, eine Periode, welche Freeman ganz gegen seine Gewohnheit noch nicht in ausführlicherer Darstellung behandelt hatte; er pflegte nämlich wiederholt sich zu äufsern: „Um eine kurze Geschichte schreiben zu können, mufs man zuvor darüber eine ausführliche geschrieben haben." Nach diesem Grundsatz nun ist das vorliegende Werk entstanden. Man könnte es vielleicht nicht unpassend als einen Auszug aus dem gröfseren Werke bezeichnen. Wer den ersten Band des letzteren in der Übersetzung durchstudiert hat, der findet hier in den einschlägigen Anfangskapiteln (1—4: Charakteristik der Geschichte Siziliens, Sizilien u. seine Bewohner, die Sagen, Griechische Niederlassungen auf Sizilien) dieselben Ideen, denselben Gedankengang, aber in ganz abweichender Form. Vor allen Dingen ist in Rücksicht auf den ganz verschiedenen Leserkreis alles gelehrte Beiwerk beiseite gelassen; weder Anmerkungen unter dem Texte, noch Anhänge nach demselben halten den Leser auf, vielmehr kann derselbe in einem Zuge die Geschichte Siziliens von ihren Anfängen bis zum Auftreten der Sarazenen durcheilen. Aber auch die Form der Darstellung ist verschieden; dort zahlreiche Excurse, Belebung des Dargestellten durch oft schlagende Beispiele und treffende Vergleiche aus der in vielen Punkten ähnlichen englischen Geschichte, längere Perioden mit einer bedeutenden, oft glänzenden Sprache: hier eine mehr schlichte und einfache Form mit Beiseitelassung von allem nicht unbedingt Notwendigen, so dafs Vergleiche und moderne Beispiele sich nur spärlich finden, dazu ein knapper, ausdrucksvoller Stil, der sich meist mit ganz kurzen Sätzen begnügt und es wagt, dieselben häufig ohne logische Verbindung einander folgen zu lassen. Aus diesem Unterschied beider Werke ergibt sich deutlich die Bestimmung des kürzeren: es bietet allen Geschichtsfreunden, namentlich aber der reiferen, studierenden Jugend, die doch eigentlich selbst von den glänzendsten Partien der Geschichte der Insel im Unterricht nur wenig erfährt, eine nicht blofs fesselnde, sondern auch anregende Lektüre. Daher sei es gleich an dieser Stelle den Bibliotheken unserer oberen Klassen zur Anschaffung dringend empfohlen. Aber wenn es sich auch nicht an die Gelehrten und Spezialforscher wendet, so bietet es doch diesen den ganz eigenartigen Genufs, dafs sie, nachdem sie mit angespannter Aufmerksamkeit und genauer Nachprüfung des Gebotenen das gröfsere Werk durchgearbeitet haben, nunmehr wie zur Erholung die dort mühsam gewonnenen Resultate hier knapp zusammengestellt sich noch einmal vorführen und sich einen bequemen Gesamtüberblick verschaffen können, der doch dort durch allzuviele Einzelnheiten gestört wird. In diesem Sinne kann ich das Buch auch allen Kollegen empfehlen, die besonderes Interesse für die alte Geschichte haben; niemand wird es unbefriedigt bei Seite legen. — Abgesehen von den

oben genannten 4 Anfangskapiteln, die sich mit dem 1. Bd. des gröfseren Werkes decken, umfafst das Buch noch weitere 12 Kapitel: Die Jugendzeit der sizilischen Städte. — Die ersten Kriege mit den Karthagern und Etruskern. — Die Griechen Siziliens frei und unabhängig. — Siziliens Anteil an den Kriegen Griechenlands. — Zweiter Eroberungskrieg der Kathager. — Die Tyrannis des Dionysios. — Die Befreier. — Die Tyrannis des Agathokles. — Ankunft des Pyrrhos und Emporkommen Hierons. — Der Kampf um Sizilien. — Ende der Selbständigkeit Siziliens. — Sizilien eine römische Provinz.

Doch wir wollten ja eigentlich die Übersetzung besprechen! Rohrmoser sagt in der Einleitung S. VIII, er halte sich, soweit es, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, möglich sei, an den Wortlaut des Originales, doch sei es ihm mehr darum gewesen, eine sinngemäfse, wie eine streng wörtliche Übersetzung zu liefern. Diesen Eindruck bekommt man auch, wenn man das Buch durchliest, doch kann ich nicht umhin einige Ausstellungen zu machen. Der Übersetzer macht höchst selten einen Zusatz oder eine Anmerkung, und doch wäre dies bisweilen notwendig. Wenn es z. B. S. 159/60 aus der Zeit der Anfänge des älteren Dionysios heifst: „So wurden Daphnaios und ein anderer von den abgesetzten Feldherrn unter einer Form, welche die Engländer eine Bill of attainder nennen, zum Tode verurteilt und hingerichtet“, so mufs ich gestehen, dafs für mich diese Anspielung unverständlich ist, wie wohl für viele deutsche Leser. Hier wäre doch eine erklärende Anmerkung am Platze gewesen! — Ein zweiter Punkt betrifft die sprachliche Seite der Übersetzung. In dieser Hinsicht scheint mir R. nicht überall die gleiche Sorgfalt aufgewendet zu haben; denn gar manches, was ich mir als unrichtig angemerkt habe, wäre sonst vermieden worden. Ich will nur einiges anführen; S. 174 steht: Wie und wo er angreifen soll, hatte er in der Schule des Hermokrates gelernt; ebenso falsch S. 205: Von dieser Zeit an kamen die Griechen Siziliens und Italiens zur Einsicht, dafs sie nicht für sich bestehen können. S. 175: er ging an die Belagerung von Motye, dem denkwürdigsten Ereignis in diesem Kriege. S. 250: Sie richteten nichts weiter aus, als dafs sie ein athenisches Kauffahrteischiff in den Grund bohrten und ihrer Mannschaft die Hände abhieben. S. 293: Syrakus mufste durch den Verlauf des Krieges hauptsächlich ins Mitleid gezogen werden. S. 370: In der Zeit, da Sizilien von Konstantinopel aus beherrscht wurde, bekam die Insel selten seinen Herrn zu sehen. Geradezu unverständlich erscheint ein Abschnitt auf S. 187: „Im Jahre 393 v. Chr. nahmen sie (die Athener) einen Volksbeschlufs zu Ehren des Dionysios, seines Bruders Leptines und anderer Freunde von ihm aus. Es läfst sich dieses Ehrenamt schwer beschreiben. Dionysios erscheint in demselben als Herrscher Siziliens Σικελίας ἄρχων).“

Hinsichtlich der Schönheit des Druckes und Papieres, überhaupt der äufseren Ausstattung, ist das Buch tadellos, nur in die Illustration kommt dadurch eine sonderbare Buntscheckigkeit, dafs die aus dem

Originalwerke herübergenommenen 8 Bilder von Ortlichkeiten und Bauwerken Siziliens, ebenso die vortrefflichen Abbildungen der Münztypen im Text und im Anhang natürlich durch deutsche Beischriften erklärt sind, wogegen 3 Pläne im Texte (S. 127. 155. 170) englische Legende und deutsche Beischrift zeigen, am Schlusse des Werkes aber aus Holms Geschichte Siziliens eine Gesamtkarte der Insel mit italienischer Legende eingefügt ist.

München. Dr. J. Melber.

Ad. Rude, Quellenlesebuch für den Geschichtsunterricht in Volks- und Mittelschulen. Langensalza, Herm. Beyer, 1895. VI und 168 S. Preis M. 1.60.

„Die hohe Bedeutung der Quellen für den Geschichtsunterricht wird von den Geschichtsmethodikern und sonstigen einsichtigen Pädagogen in neuerer Zeit gebührend gewürdigt.“ In dieser allgemeinen Fassung wird man dem ersten Satz der Einleitung des vorliegenden Buches kaum zustimmen können. Für die untere Stufe des Geschichtsunterrichtes, für den Geschichtsunterricht an der Volksschule vollends können Quellen nur ausnahmsweise beigezogen werden. Der Verfasser denkt sich den Gebrauch seines Buches etwa so: „Die Schüler lesen das Quellenstück in der Klasse oder zu Hause, heben dann auf leitende Fragen oder Aufgaben des Lehrers das darin gebotene geschichtliche Material heraus und stellen es nach bestimmten Gesichtspunkten zusammen. Daran lassen sich in der Regel Schlufsfolgerungen knüpfen.“ Mit einem solchen Verfahren würde man m. E. auf der Unterstufe nicht zum Ziel gelangen. Was soll z. B. ein 12- oder 14jähriger Junge mit dem Wortlaut des Nürnberger Religionsfriedens oder mit dem langatmigen Stück über die Hexenprozesse anfangen? Solche Kapitel mufs der Geschichtslehrer in der Regel mit zwei oder drei deutlichen Sätzen erledigen, wenn er nicht die Hauptsachen darüber versäumen will; die Einführung in die Quellen würde hier nur Verwirrung stiften. Übrigens rechnet der Verfasser zu den „Quellen“ seltsamer Weise auch neuere Gedichte über historische Vorgänge alter Zeit und bietet auch hier des Entbehrlichen und — Mittelmäfsigen übergenug, was er damit entschuldigt, dafs der poetische Wert dieser Stücke „möglichst weitgehend beachtet“ worden sei. Solcher Weitherzigkeit gegenüber sind wir umgekehrt der Meinung, dafs man die Schüler mit allen mittelmäfsigen Gedichten verschonen möge. Die Auffassung eines Gedichtes erfordert eine geistige Arbeit seitens des Schülers, die niemals an einen unbedeutenden Gegenstand verschwendet werden sollte. Ich gestehe, dafs ich auch mit der Auswahl der Gedichte in manchem neueren Lesebuch nicht völlig einverstanden bin. Wenn von irgend einem Zweig des Unterrichtes, so gilt von den deutschen Gedichten, dafs für die Jugend das Beste gerade gut genug sei.

Wir können also in dem vorliegenden Buch kein eigentliches Schulbuch erblicken. Dagegen wird mancher Lehrer das Buch mit

Gewinn benützen, ebenso eignet sich dasselbe m. E. recht wohl für die häusliche Lektüre und verdient auch einen Platz in den Schülerbibliotheken der mittleren Gymnasialklassen. Freilich nur da, wo man an dem protestantischen und preufsischen Standpunkt des Verfassers keinen Anstofs nimmt. Von den etwa 100 Stücken aus der neueren („preufsisch-deutschen") Geschichte sind 25 Friedrich dem Grofsen gewidmet, Österreich ist nur durch Andreas Hofer vertreten, die Namen Prinz Eugen und Erzherzog Karl wird der Schüler in dem Buch nicht finden. Zu erwähnen ist, dafs das Buch schön und im ganzen fehlerfrei gedruckt ist. In den Erklärungen ist manchmal des Guten fast zu viel geschehen, oder mufs man einem deutschen Jungen, namentlich einem, der zum Quellenstudium zugelassen wird, erst erklären, dafs Tambour soviel wie Trommler ist?

Zweibrücken. H. Stich.

Dr. H. Winter, Schuldirektor in München. Lehrbuch der Deutschen und Bayerischen Geschichte mit Einschlufs der wichtigsten Thatsachen der aufserdeutschen Geschichte und der Kulturgeschichte für höhere Lehranstalten. Mit 10 Geschichtskarten und 30 kunstgeschichtlichen Abbildungen. II. Bändchen: Neuere Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. München 1896. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. VII u. 230 Seiten. Preis 2,25 M.

Dem auf S. 181 dieses Bandes unserer Blätter geäufserten Wunsche, der Verf. möge dem dort besprochenen ersten Bändchen seines Lehrbuches das in Aussicht gestellte zweite bald folgen lassen, ist mit dankenswerter Raschheit entsprochen worden. Was indes mehr ist: Diese Raschheit der Arbeit hat der Gediegenheit des Buches keinerlei Eintrag gethan; letztere findet sich im zweiten Bändchen inhaltlich wie in Dingen formeller Natur eher noch in erhöhtem Mafse vor. Da in der genannten Anzeige von den bei der Abfassung des ersten Bändchens befolgten Grundsätzen sowie vom Werte des Buches im ganzen und von seinen Vorzügen im einzelnen ausführlich gesprochen wurde, so genügt es hier auf das dort nach dieser Richtung Gesagte als auch für das zweite Bändchen mit vollem Rechte gültig zu verweisen. Allenthalben tritt auch in diesem des Verfassers gleich rühmliche Sorgfalt wie Sachkenntnis und ein volles Verständnis für die Bedürfnisse der Schule zu Tage; ebenso ist die äufsere Ausstattung gleich vorzüglich. Wird im Nachstehenden die eine und die andere Einzelheit beanstandet, so geschieht es mit nichten, um zu bekritteln oder zu tadeln, sondern in der guten Absicht, einer neuen Auflage des der weitestgehenden Beachtung vollauf würdigen Buches, wenn auch nur in bescheidenem Umfange, nützlich zu werden.

In Dingen der Orthographie besteht so gut wie keine Erinnerung. Irrtümlich behielt Winter S. 47 die Schreibweise Husiten bei; allerdings ist Hus zu schreiben, dagegen Hussiten. Wenn er S. 195 Fufsstapfen bietet statt Fufstapfen, S. 104 Schaffot statt Schafott und öfters

Korps statt Corps, so sündigt er damit allerdings gegen die einschlägigen Lehren unseres „Orthographiebüchleins", allein er hat andere gewichtige Autoritäten für sich; so auch S. 56 mit der Schreibweise Stand halten statt standhalten. S. 109 lesen wir Carlo di Buonaparte, S. 122 Karl Bonaparte, beides gleich richtig, nur wäre in einem Schulbuche die gleichmäfsige Form vorzuziehen gewesen. Nicht minder hätte S. 29 die bayerische Schreibweise Blindheim den Vorzug verdient vor der englischen Blendheim (Blenheim).

Hinsichtlich der Silbentrennung fällt S. 60 auf Erschöpf-ung statt Erschö-pfung.

Die Diktion des Buches ist, was zunächst den Satzbau anlangt, tadelfrei, ja für ein Schulbuch geradezu musterhaft. Hieran ändert nichts ein da und dort einmal weniger gut angebrachtes und; so z. B. S. 87 „Herder stammte aus Ostpreufsen und lebte 1744—1803". Minder glücklich sind einzelne nicht gerade übermäfsig kühne, allein immerhin wenig gangbare und so für Schulzwecke weniger geeignete Wortbildungen wie z. B. Doppelregent (S. 19); Absichtlichkeiten (S. 86); Kirchenleiter (Herder) S. 87; Zufälligkeit (S. 88); Behinderungen (S. 93); Zwiespältigkeiten (S. 218); vornehmlichst (S. 87); Rechtslosigkeit statt Rechtlosigkeit (S. 92).

Verschiedene Redewendungen, mit dem Zwecke eines Lernbuches nicht gut vereinbar, finden teilweise darin ihre Entschuldigung, vielleicht auch Berechtigung, dafs der Verfasser mit dem Charakter des Lehrbuches den eines Lesebuches verbunden hat. Hieher gehören Stellen folgender Art: Deutschland war seit 1648 zusammengesetzt aus einem unübersehbaren Gewirr von 369 gröfseren und kleineren Gebieten (S. 3); Ludwig XIV. trug den Krieg in die nächstgelegenen Länder (S. 9); Wien wird von den Türken grimmig belagert (S. 14); Prinz Eugen konnte den Türken wieder nachdrucksvoller zu Leibe gehen (S. 15); Ludwig spielte sich selber in politischen Dingen als den obersten Souverän auf (S. 20); die ein für allemal geheiligte Versform war der zwölfsilbige Alexandriner (S. 23); der Förster Lechleitner sandte auf den Grafen Arco die tödliche Kugel (S. 28); Karl XI. von Schweden verlor einen Krieg (S. 35); Peter der Grofse verbannte seine feindselige (doch wohl ihm feindselig gesinnte?) Schwester in ein Kloster (S. 36); Bayern lieferte im Siebenjährigen Krieg den üblichen Trupp von Mietsoldaten (S. 66); Joseph II. band alle Unterthanen an gleiche Rechte und Pflichten (S. 71); die freigeistige Saat gedieh auf dem fauligen Boden der französischen Staatszustände rasch zu einer vollen Ernte des Unglaubens und des Materialismus (S. 77); 17 Girondisten bestiegen den Richterkarren (S. 103); Napoleon III. spielte 1866 den befriedigten Zuschauer (S. 191). S. 18 findet sich kurz nacheinander das Possessivpronomen „sein"; S. 25 wäre es vor „hannöverischen Nachbar" zu wiederholen gewesen. Gewählt ist es gerade nicht ausgedrückt, wenn S. 73 gesagt wird, Friedrich II. habe keine Kinder gehabt, und kaum korrekt, wenn S. 101 meint, die Hinrichtung Ludwigs XVI. sei wie eine Herausforderung des monarchischen Europa gewesen, da sie thatsächlich eine solche war; oder wenn S. 108 bietet,

die 1796 aufgestellte 3. französische Armee sollte von Oberitalien aus durch die Alpen gegen Wien marschieren. Indes ist leicht zu ersehen, dafs dies und Ähnliches so ziemlich ausnahmslos lauter Dinge sind, die, wenn auch nicht eben eine Zierde des Buches zu nennen, doch auch eine ernstere Beanstandung nicht erheischen.

Nicht anders steht es, um dies gleich hier abzumachen, mit den für die Aussprache fremdsprachlicher Namen gegebenen Winken. Der Verfasser verfährt auch in dieser Hinsicht um ein Gutes systematischer und schulgemäfser als zahlreiche andere; in Einzelheiten wird jedoch noch zu bessern sein. So z. B. bezeichnet er, wenn die drittletzte Silbe den Ton hat, die penultima als kurz, z. B. Mustăfa; somit war S. 9 Montecucŭli zu bieten, S. 59 Lowŏsitz.

Die einzige ernstere Ausstellung, die am Buche, wie bereits zum ersten Bändchen erwähnt, erhoben werden kann und erhoben werden wird, ist sicher die, dafs es zu viel Material bietet; sie wird indes gleichfalls dadurch hinfällig oder doch abgeschwächt, dafs es zugleich Lesebuch sein soll[1]). So wenig sich gegen diese Absicht im allgemeinen erinnern läfst, obwohl mit ihr im besondern manche nicht einverstanden sein werden, so bleibt doch der Einwand bestehen, dafs mancherlei unschwer Entbehrliches Aufnahme fand, während Belangreicheres unliebsam vermifst wird. So ist es z. B. für den Schüler gewifs recht gleichgültig die Monatsdaten zu wissen oder nicht zu wissen, dafs Ludwig XVI. am 15. Januar schuldig gesprochen, am 17. und 18. zum Tod und am 19. zum Tod ohne Aufschub verurteilt wurde (S. 100 f.), dafs Danton gerade am 26. November 1793 wieder im Konvent erschien (S. 103); dafs Napoleon gerade am Abend des 20. März 1815 wieder in die Tuilerien einzog (S. 142); dafs Schillers Räuber gerade am 13. Januar 1782 zum erstenmal zur Aufführung gelangten (S. 89). Gewifs wären für sein Wissen die Tage der Schlachten von Laon, La Rothière, Bar und Arcis s/Aube wichtiger (S. 138 f.); desgleichen die Monatsdaten der Schlachten von Custozza 1848 und Novara 1849 (S. 183) und jener von Magenta und Solferino 1859 (S. 189). Ferner ist es z. B. für den Schüler nicht von sonderlichem Belang, dafs den Tagen der Schreckensherrschaft auch der Dichter André Chénier zum Opfer fiel (S. 104). Er braucht nicht notwendig zu wissen, dafs Napoleon als Erster Konsul in sechsspänniger Staatskarosse seinen Einzug in das Königsschlofs hielt (S. 114) und dafs er seinem neugebornen Sohn den stolzen Titel „König von Rom" in die Wiege legte (S. 130); wohl aber sollte er S. 50 über den Vertrag von Labiau, S. 156 über den Aachener Kongrefs unterrichtet werden.

An diese Ausstellung mehr genereller Natur mögen ein paar Einzelheiten anderer Art angereiht werden.

Wenn S. 12 gesagt wird, Kaiser Leopold I. habe den schweren

[1]) Eine ernster Erwägung würdige Frage wäre die, ob nicht an Anstalten mit zweimaligem Geschichtskursus dieser Stoffreichtum dadurch nutzbar gemacht werden könnte, dafs auf der unteren Stufe nur das unerläfslichste Material verwertet würde, das übrige auf der oberen. Manches aus dem letzteren liefse sich so immerhin auch auf der unteren als Lesestoff verwenden.

Anfechtungen, die ihn von Osten und Westen her bedrängten, nicht unrühmlich standgehalten, so ist mit dieser Litotes in ersterer Beziehung der wirkliche Thatbestand doch gar zu bescheiden zum Ausdruck gebracht. Viel richtiger wird bald darauf gerühmt, Österreich sei aus den Türkenkriegen mit grofsen Ehren und mit mächtig erweitertem Ländergebiet hervorgegangen. Auch der einschlägige Zusatz auf S. 15 veranschaulicht entfernt nicht die ruhmreichen Erfolge der Jahre 1716--1718 und die kläglichen von 1736—39. Der Maler Le Sueur starb nicht 1665, sondern 1655 (S. 22). S. 24 wird erzählt, Ludwig XIV. habe den einzigen Sohn und den älteren Enkel und sonstige Verwandte an den gleichen Krankheiten hinsterben sehen müssen. Damit soll vermutlich auf den Orleans Philipp II. hingedeutet werden, in dem viele den Giftmischer witterten. Allein derlei unerwiesene Beschuldigungen bleiben von Schulbüchern lieber gänzlich ferne gehalten. Durch den Frieden von Nystad erhielt Rufsland nicht ganz Karelien, sondern nur einen Teil; der Rest fiel ihm erst 1743 durch den Frieden von Åbo zu (S. 39). S. 48 bietet „Friedrich Wilhelm der Grofse" unrichtig statt „der Grofse Kurfürst", weil er Grofses erreichte wie kein anderer Kurfürst. Die Ansprüche Josephs II. auf Teile der Oberpfalz gründeten sich nicht auf die einschlägigen Abmachungen von 1426 bezüglich Niederbayerns, sondern auf die angebliche Erledigung der seinerzeitigen böhmischen Lehen (S. 70). S. 71 gibt an, seit 1782 hätten Schillers Dramen an der Mannheimer Hofbühne ihre erste Aufführung gefunden; doch nicht alle, sondern nur die ersten. Das Urteil über Friedrich August, den ersten König von Sachsen, ist keineswegs allgemein ein so günstiges wie das auf S. 74 verzeichnete. Von Schleswig fiel 1720 nur der gottorpische Anteil an Dänemark (S. 75). Die Flucht des Königs Ludwig XVI. war nichts weniger als „wohlvorbereitet". So sagt z. B. Häusser (Geschichte der französischen Revolution 1789—99. Herausgegeben von Oncken S. 230 f.) mit Recht: „Die Sache war angelegt, wie alles, was der König seit Jahren unternommen, ungeschickt, linkisch und leichtfertig" (S. 96). Varennes liegt doch weit näher bei Verdun als bei Metz (S. 97). Die Gesetzgebende Versammlung hielt am 21. September 1792 ihre letzte Sitzung ab, nicht am 20.; am nämlichen Tage fand die Eröffnung des Nationalkonventes statt (S. 97 u. 99). S. 104 bestand kein besonderer Anlafs, Malesherbes „den alten Minister" zu nennen; er stand damals im 63. Lebensjahre. Wer den Schufs abgegeben, durch den Robespierre am 9. Thermidor verwundet wurde, ob er selbst oder Meda, ist nicht festzustellen (S. 105). Die Schlacht bei den Pyramiden erfolgte am 21. Juli 1798, nicht am 23. (S. 111). S. 135 wird M. Arndt der Rugier genannt, eines komischen Schülermifsverständnisses wohl sicher. S. 143 wird gesagt, Frankreich habe beim zweiten Pariser Frieden noch einige der 1812 behaltenen Landstriche abtreten müssen, unzweifelhaft ein Druckversehen statt 1814. Nicht J. Görres nannte Napoleon „die fünfte Grofsmacht", sondern den von J. Görres redigierten „Rheinischen Merkur" (S. 148). S. 152 sollte bei Niebuhr der Vorname Barthold in einem Schulbuche nicht fehlen. Der Abfall spa-

nischer Kolonien in Amerika begann schon 1810, nicht erst 1816 (S. 159). Georg III., seit 1765 von Spuren des Irrsinns nicht frei und seit 1810 geistig völlig umnachtet, überhaupt einer der unfähigsten Könige Grofsbritanniens, durfte S. 159 nicht als „der beharrliche Widersacher Napoleons" bezeichnet werden (ibid.). Napoleon III. besuchte als Prinz in Augsburg nicht das erst 1828 gegründete Gymnasium St. Stephan (S. 178). A. Schopenhauer in einem Schulbuche als einen der vier „angesehensten Vertreter der eigentlichen Philosophie" zu bezeichnen, ist nicht unbedenklich (S. 179). S. 181 wird nur teilweise zutreffend als Grund des Kampfes der Volksvertretung gegen das Ministerium Abel „die kirchliche Gesinnung" des letzteren angedeutet. S. 195 ist der Historiker v. Sybel (wohl infolge eines Versehens?) übergangen; aus dem gleichen Grunde wohl auch S. 64 die Königin Karoline von Neapel. In der Gasteiner Konvention von 1865 handelte es sich nicht um die Einverleibung Holsteins in Österreich und Schleswigs in Preufsen, sondern nur um die einstweilige Verwaltung „unbeschadet der Fortdauer der gemeinsam erworbenen Rechte beider Mächte an die Gesamtheit der Herzogtümer" (S. 194).

Erwähnt sei noch, dafs auch die literaturgeschichtlichen und die kunsthistorischen Ausführungen des Buches, zweckmäfsig an geeigneter Stelle dem übrigen Texte einverleibt und geschickt abgefafst, zugleich für den gymnasialen Bedarf so ziemlich reichen dürften, und dafs die beiden Bändchen in konfessioneller Beziehung keinerlei Beanstandung veranlassen. Die dem 2. Bändchen eingefügten 10 Karten und die 30 kunstgeschichtlichen Abbildungen sind als eine erfreuliche Beigabe zu begrüfsen; nur fiel das hübsche auf S. 217 gebotene Brustbild des Kaisers Wilhelm I. gegenüber den Bildern Ludwigs XIV. auf S. 21, Friedrichs II. auf S. 62 und Napoleons I. auf S. 121 etwas zu niedlich aus.

Möge die noch ausstehende Geschichte des Altertums Winters Lehrbuch, eine tüchtige Leistung, bald zum erwünschten Abschlufs bringen!

München. Markhauser.

J. Pfifsner. Elementare Unterweisungen über die Pflanze und ihre Teile als Einführung in den botanischen Unterricht an den humanistischen Gymnasien. Programm, Kaiserslautern 1894.

Der Umstand, dafs gewisse wissenschaftliche Arbeiten mit grofser Regelmäfsigkeit zur bestimmten Zeit erscheinen, wie gerade die sogenannten „Programme", drückt in den Augen mancher solche Arbeiten von vornherein etwas herab. Das kleine, scheinbare Tröpfchen Wahrheit, dafs allerdings eine wissenschaftliche Arbeit nicht „auf Bestellung" erscheinen kann, breitet sich aber gerade in dieser Hinsicht leicht zu einem ganzen See voll Vorurteil aus. Die Macht des Vorurteils ist zudem unter den Männern der geistigen Arbeit viel stärker, als wir glauben.

Das Programm, das vor uns liegt, liefert jedem sachverständigen Leser fürs erste aufs neue einen Beweis für das „docendo discimus". Dem Rezensenten als Nichtphilologen sei indes neben der gewöhnlichen und wohl richtigen Übersetzung dieses Spruches, dafs jeder Lehrer durch Unterrichten immer noch etwas neues lernen kann, eine freiere Übersetzung gestattet: Ein tief angelegter Lehrer wird eo ipso zum Gelehrten. Diesem Eindruck wird sich der sachverständige Leser von Pfifsners Programmarbeit kaum entziehen können.

Der Verf. spricht von der Einführung in den botanischen Unterricht. Es leuchtet ein, dafs die hiebei angewendete Methode von Bedeutung ist für den Erfolg des spätern Unterrichts und für das Interesse, das der Schüler dem ganzen einschlägigen Wissensgebiet entgegenbringt. Dieser Einführungsunterricht wird aber auch mit entscheidend sein darüber, ob der höchste Unterrichtszweck, Veredlung des Herzens samt Bildung des Geistes, erreicht wird.

Verf. verwirft mit Recht (p. 14) die sogenannte systematische Methode (langweilige Definitionen von Pflanzenteilen, Beschreiben und Bestimmen von Pflanzen an der Hand eines Systems); sie kann etwa den „Sammeleifer" bei manchem Schüler entfachen, wird aber kaum Interesse und Verständnis für die Vorgänge in der pflanzlichen Schöpfung erwecken. Verf. nennt diese Methode beifsend eine „systematische" Versündigung gegen die Pädagogik.

Auch die „Typenmethode" an der Hand der „methodischen Leitfäden" weist der Verfasser wenigstens für den Zweck der Einführung in den botanischen Unterricht zurück. Desgleichen kann er sich nicht mit der Methode der Lebensgemeinschaften befreunden. Mit der Typenmethode will Pfifsner erst im II. Jahr beginnen (die Auswahl typischer Vertreter nach der Reihenfolge des Erscheinens in der Natur stöfst auf pädagogische Schwierigkeiten, weil die zuerst erscheinenden Pflanzen nicht den einfachsten Bau zeigen). Die Methode der „Lebensgemeinschaften" anlangend behält sich Pfifsner ein Urteil noch vor, ob sie für später wünschenswert ist, jedoch für den Anfangsunterricht erwachsen wiederum zum Teil ähnliche Schwierigkeiten wie bei der Typenmethode; man würde ungleich schwierige Objekte gleichzeitig behandeln müssen, und die Unterrichtsarbeit müfste sich mehr in der freien Natur abwickeln.

Deutliche Abfertigung erfährt die Art von Übermittlung des naturgeschichtlichen Unterrichtsstoffes in Form von verschiedenen Lesestücken, wenn sie so verfafst sind, dafs die Denkarbeit des Schülers = Null ist; sie stehen an Wert „mit den gedruckten Übersetzungen ungefähr auf gleicher Stufe".

Wir werden nun bald die Methode Pfifsners kennen lernen. Es scheint dem Ref., dafs der Verf., dessen Ausführungen an und für sich schon grofse Sachkenntnis verraten, durch Klarlegung seiner Methode, welche er in einer circa 20-jährigen Erfahrung gewonnen hat, die gründlichsten Pädagogen zur wesentlichen Anerkennung zwingen wird. Schreiber dieser Zeilen will sich zwar mit dem Verfasser in Hinsicht auf dessen Gesamtdarlegung nicht identifizieren

(s. unten). Allein sicherlich wird jeder aufmerksame Leser in der Pfifsnerschen Abhandlung eine wissenschaftliche Tiefe und das erfolgreiche Streben, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, finden.

Die Worte des biblischen Schöpfungsberichtes: „Und es war gut" nach dem Erscheinen der verschiedenen Geschöpfegruppen, und die andere christliche Glaubenswahrheit: Erkennbarkeit Gottes aus der Natur, diese beiden unter sich zusammenhängenden Fundamentalsätze sind die Angelpunkte der christlichen Naturauffassung. Um sie dreht sich auch vielfach der Kampf der Geister.

Zur Orientierung darüber, auf welchem prinzipiellen Standpunkt unser Autor Pfifsner steht, setze ich noch folgende Stellen aus seiner Abhandlung hieher: „In der Natur bietet schon das Nächstliegende des Interessanten, Merkwürdigen und Wunderbaren übergenug. Und wer einmal an der Hand eines verständigen und warmfühlenden Führers gelernt hat, Blicke in diese Wunderwelt zu thun, der hat reine Freude aus der Beobachtung des Lebens und Wirkens in der Natur geschöpft, ..., der hat eingesehen, wie unvollkommen und roh selbst die scharfsinnigsten Erfindungen des Menschengeistes und die feinsten Arbeiten der Menschenhand gegenüber den Einrichtungen und Werken der Natur sind, dem ist der Gedanke von einer weisen Ordnung der Dinge zum unentreifsbaren Glaubenssatz geworden, ..., dessen Herz wird sich nicht nur zur Bewunderung der Schöpfung, sondern auch zur Verehrung des allweisen und allmächtigen Schöpfers und zur Befolgung seiner Gesetze erheben, er wird aus dem naturwissenschaftlichen Unterrichte nicht nur geistigen, sondern auch sittlichen Gewinn für sein ganzes Leben davon getragen haben". (p. 10)[1]).

Des Verfassers auf S. 10 des Programms so gezeichnetes Unterrichtsziel — nämlich Antrieb zur Gottesverehrung durch Unterwerfung des menschlichen Verstandes und Willens — dieses Ziel steht auf der Höhe der Forderungen, welche die christliche Weltanschauung für dieses Gebiet stellt. Konsequenter Weise bemerkt der Verfasser schon vorher (S. 9), dafs die Entwickelung und Förderung des Anschauungsvermögens nicht die wichtigste Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts sein kann; so sehr auch jenes Vermögen dadurch gefördert wird, es ist dies doch nur eine Nebenwirkung.

Bei der kritischen Prüfung anderer Unterrichtsmethoden frägt Pfifsner unter anderm richtig und ohne Engherzigkeit (p. 7): „Wie soll

[1]) Wenn Pfifsner einmal in einer oben nicht citierten Stelle von „Unerbittlichkeit" der Naturgesetze spricht, so nehme ich an, dafs der Verfasser nicht etwa die christliche Lehre von den Wundern, die nicht als Aufhebung der Naturgesetze aufzufassen sind, in Widerspruch damit zu setzen gedenkt. Gott, welcher die Naturgesetze gab, kann Sich nie widersprechen. Gott hat aber auch die Macht, Aufserordentliches zu wirken, wenn es im Interesse einer höheren übernatürlichen Ordnung liegt, deren Geber ja auch Gott selbst ist. Dieses „Ausserordentliche" liegt in der That nicht in der gewöhnlichen (natürlichen) Ordnung der Dinge, hebt aber nie Naturgesetze auf. Gott wird nie auf unsere Bitten Naturgesetze aufheben und Sich widersprechen. In diesem Sinne sind die Naturgesetze unerbittlich und Wunder möglich.

denn das fortwährende Betonen dessen, was den menschlichen Sonderinteressen dient, ein reines Naturinteresse erwecken?“ Als Referent bemerke ich hiezu: Es liegt in der That ein wesentlicher geistiger Fortschritt in der Erkenntnis, dafs auch eine solche Pflanze, „die man zu nichts brauchen kann“, zu einem teleologischen Gottesbeweis Material liefert. Die Frage Pfifsners legt uns den grofsen Gedanken nahe, dafs die Teleologie sich eben nicht darin erschöpft, dafs wir Nahrungspflanzen, Heilpflanzen, technische Nutzpflanzen haben, sondern dafs die Pflanzenwelt schon im ersten Moment, nachdem sie in die Erscheinung gerufen war, als Geschöpf Gottes eo ipso „gut war“, bevor noch ein menschliches Wesen zur pflanzlichen Schöpfung in Beziehung getreten ist und treten konnte. Jedes pflanzliche Geschöpf, auch wenn es nicht zum Häuserbauen, Essen, Schmerzlindern tauglich ist, erscheint als ein Werk, mit dem menschliches Kunstwerk nicht verglichen werden kann.

Verfasser ist ferner umsichtig und weitherzig genug, vor „übertriebenem Induktionseifer“ zu warnen (p. 12, 13), während ja andere Lehrgegenstände fast ausschliefslich Deduktionsschlüsse zur Anwendung brächten.

Sind schon die Festlegung des höchsten Unterrichtszieles an sich und die kritische Abweisung mangelhafter Methoden hell leuchtende Punkte in der Arbeit Pfifsners, so weifs er nun auch konkrete Vorschläge zu machen, wie der Einführungsunterricht gegeben werden soll, indem er auf etwa 40 Seiten (p. 26—64) eine positive Anleitung hiezu bietet. Ein wichtiger didaktischer Zug der Pfifsner'schen Einführungsmethode besteht darin, das im Schüler bereits vorhandene, aber unklare Erfahrungs- und Wissensmaterial kennen zu lernen, zu sichten und zu einem geordneten Gesamtbild zu vereinigen (S. 18, 20). Selbstverständlich mufs jeder sich dafür genauer interessierende Leser die Schrift selbst ordentlich studieren. Die zahlreichen Fragestellungen des Verfassers gehören nämlich mit zum Wichtigsten. Es folgt nun meinerseits eine kurze Skizzierung der leitenden Gesichtspunkte des Verfassers.

Zielangabe des Unterrichts in Verbindung mit der Frage: Was sind die Pflanzen für Naturdinge? Verschiedenartigkeit der Pflanzen nach mehrfacher Seite hin.

Nach dieser Einleitung wird die Pflanze zuerst als ein Wesen betrachtet, das lebt, einen Entwicklungsgang durchläuft, der einen gewissen Abschlufs findet (Absterben, Fortpflanzung) und aufs neue beginnt. — Dieser Entwicklungsgang ist nicht überall derselbe.

In einem II. Abschnitt werden Wachstum und Ernährung der Pflanze besprochen und dabei in die wichtige Frage der Arbeitsteilung im Pflanzenleben eingetreten, somit die Pflanze und ihre Organe ins Auge gefafst, es wird nach der Bezeichnung des Verfassers die Pflanze als „organisches Wesen“ betrachtet. Sich anlehnend an den vorausgehenden II. Abschnitt tragen die nun folgenden Kapitel als Titel die Namen von einfachen und zusammengesetzten Organen: Wurzel, Stamm, Knospen, Blatt, Blüten, Früchte, Samen. Nach dem

bereits Gesagten überrascht es uns nicht, dafs wir in den Belehrungen und Fragen des Verfassers einen kräftigen biologischen und physiologischen Zug entdecken; dieser Vorzug äufsert sich dadurch, dafs die Fragen nach dem Zweck der pflanzlichen Einrichtungen in einschneidender Weise hervortreten und eine Ermüdung durch die rein beschreibende Morphologie nicht aufkommen lassen oder doch derselben kräftigst entgegenarbeiten.

Schliefslich folgt ein Abschnitt über „Zelle und Gewebe". In der Bearbeitung dieses Kapitels tritt jene bekannte Schwierigkeit zweifellos zu Tage, über manche Dinge, von denen viel zu sagen wäre, nur wenig sagen zu dürfen; und doch soll auch durch das wenige keine Unklarheit und Unrichtigkeit in den Vorstellungen erzeugt werden. Die Gewebelehre ist eben bereits ein grofses Gebiet und enthält Kapitel, die zu den schönsten der Teleologie gehören, allein von diesen Verhältnissen läfst sich ohne tieferes Eingehen schwer Mitteilung machen; es entstehen nämlich durch allzu gedrängte Darstellung und durch Verallgemeinerungen leicht Unklarheiten und geradezu Unrichtigkeiten. Beispielsweise sei angeführt: Nach dem Verfasser (p. 64) heifsen die Pflanzen, welche (neben Zellen) auch Stranggewebe bilden, Gefäfspflanzen. Von den Moosen ist sichergestellt, dafs sie Stranggewebe besitzen, sie besitzen aber keine Gefäfse. Somit ist die Definition von Gefäfspflanzen nicht richtig. Dem Verfasser selbst ist wohl bekannt, dafs das „Stranggewebe" verschiedenartiges enthält (p. 66); allein verliert man den Umstand, dafs in diesem etwas grobmorphologischen und summarischen Begriff heterogene Elemente enthalten sind, aus dem Auge, so sagt man leicht Unrichtiges. Spezifisch botanische Aussetzungen möchte der Ref. übrigens am liebsten persönlich und mündlich anbringen, wozu sich vielleicht einmal Gelegenheit bieten wird. Allein dergleichen Dinge thun der gediegenen Gesamtleistung keinen Eintrag. Vielleicht ist der Verfasser auch zu wenig kritisch und vorsichtig in Hinsicht auf Descendenzvorstellungen. Ref. meint z. B., man müfste schon einmal passende Gelegenheit suchen, ausdrücklich zu bemerken, dafs einzellige Pflänzchen nicht etwa unvollkommen seien gegenüber vielzelligen oder verglichen mit Gefäfspflanzen. Man kann ganz verständlich sich so ausdrücken, es sei eine dumme Vorstellung, in eine einzellige Alge, die keine Gefäfse braucht, Gefäfse sich hineinzudenken, um sie „vollkommener" zu machen. Überflüssig wären solche Bemerkungen nicht; sie müfsten dem Ref. etwa beim Studium der Programmarbeit entgangen sein, wenn sie sich in derselben fänden.

Nun zum Schlusse dieses Referates eilend, habe ich nur noch auf einen Punkt hinzuweisen, der für den Pädagogen eigentlich sich von selbst versteht. Die eigene äufsere Bethätigung des religiösen Lebens ist es natürlich, die den mit Sparsamkeit und Klugheit gelegentlich eingestreuten religiösen Hinweisen des Lehrers Gewicht verleiht. Wenn wir Laien aber an der äufseren Gottesverehrung es so weit fehlen liefsen, dafs wir uns hiezu nur auf Kommando, beispielsweise an Königsfesten, einfinden, dann könnte die Waffe der Teleologie etc.

sich als stumpf erweisen, sie könnte versagen. Der Schüler würde dann allerdings auch zu Schlufsfolgerungen von gröfserer Tragweite gelangen, deren Wirkung aber verhängnisvoll sein könnte. — Der Geist der Pfifsnerschen Arbeit, wie wir ihn aus Seite 10 des Programms herauslesen konnten, möge Gemeingut Aller sein, welche mit naturgeschichtlichem Unterricht zu thun haben, und zwar nicht blofs an den humanistischen Lehranstalten!

Zurückkommend auf meine obige Äufserung, Referent wolle sich nicht mit dem Verfasser identificieren, wäre ich nun schuldig, mich über die Differenzen zwischen Pfifsners und meiner Gesamtanschauung näher auszusprechen. Das mufste jedoch aus verschiedenen Gründen anderwärts geschehen. Das Gebiet, auf welches ich dabei notwendig und zwar in polemischer Weise aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, eingehen mufste, würde jedenfalls auch den Rahmen eines Referates weit überschritten haben. Dem Kundigen genügt es, wenn ich sage: ein Gymnasialunterricht fürs Leben mufs notwendig auf den nachfolgenden Universitätsunterricht in pädagogischer Weise Rücksicht nehmen. Zur erschöpfenden Behandlung müfste also in dieser Richtung noch Wichtiges gesagt werden, was auch an geeigneter Stelle geschehen ist (Theologisch-praktische Monatsschrift in Passau 1895).

Freising. Dr. Max Westermaier.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Prof. Dr. L. Stacke, Prorektor a. D., Erzählungen aus der römischen Geschichte in biographischer Form. Mit 2 Karten. 23. Aufl. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling. 1893. — An mehreren Stellen dieser in unseren Schülerbibliotheken namentlich der dritten Klasse längst allenthalben eingestellten Erzählungen aus der römischen Geschichte sind Zusätze und Erweiterungen eingeschoben, wie auch gröfsere Anmerkungen in den Text aufgenommen worden.

Dr. Johannes Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung v. Direktor Dr. Simon Widmann. I. Teil: Geschichte des Altertums. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1895. XV u. 468 Seiten. Preis 4 M. — Dem hier vorliegenden ersten Teile des „alten Bumüller" in verjüngter Erscheinung, deren er allerdings dringend bedurfte, sollen der zweite und der dritte Teil im Laufe des Jahres 1896 folgen. Liegen auch diese beiden Teile vor, so werden wir auf das ganze Werk eingehender zurückkommen. Vorläufig genüge die Bemerkung, dafs sich der erste Teil, von der Verlagshandlung würdig ausgestattet, für die Einstellung in die Schülerlesebibliothek gut eignet.

Dr. Wilhelm Martens, Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Hannover. Verlag von Manz u. Lange. 1895. Preis 8 M. — Das Handbuch unterscheidet sich von dem im XXXII. Bande S. 164 ff. dieser Blätter besprochenen „Lehrbuche der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten in drei Teilen" durch die deutschen Lettern, während in letzterem

lateinische zur Verwendung kommen, durch die Beigabe von drei hübschen Abbildungen, des Parthenons mit dem Olympieion, des Kölner Domes und des Niederwald-Denkmals, wogegen leider die drei guten Kärtchen des ersten Bandes des „Lehrbuches" hier in Wegfall kommen, während die Beigabe historischer Karten auch zum zweiten und dritten Bande erwünscht gewesen wäre; endlich durch eine Reduzierung des ersten Bandes des Lehrbuches von 326 auf 239 Seiten. Dagegen ist der zweite und der dritte Band des „Lehrbuches" in das „Handbuch" nahezu vollständig ungeändert herübergenommen. Eine nennenswerte Ausnahme machen in letzterer Beziehung lediglich S. 277 f., welche eine kurze Erzählung des Chinesisch-Japanischen Krieges enthalten. Der erste Band hat durch gründliche Umarbeitung für den Gebrauch in Schulen mit einjährigem Kurs der alten Geschichte und für die Benützung des großen Publikums beträchtlich gewonnen, dagegen an Wissenschaftlichkeit, ein rühmlicher Vorzug dieses Teiles des „Lehrbuches", bedauerlicher Weise in gleichem Grade eingebüßt. Gymnasiale Geschichtslehrer, für welche der erste Teil des „Lehrbuches" so viel Anregendes enthält, werden gut thun, lieber zu diesem zu greifen.

Friedrich Seiler, Professor am Gymnasium zu Wernigerode, Die Heimat der Indogermanen. Heft 210 der Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge von Virchow, Holtzendorff und Wattenbach. Hamburg. 1894. Verlagsanstalt, A.-G. 8°. 36 S. 70 Pf. — Seit etwa zehn Jahren ist eine neue Hypothese über die Heimat unserer ältesten Vorfahren, der Indogermanen, aufgetaucht, welche, so überraschend und unglaublich sie auf den ersten Blick erscheint, dennoch in den letzten Jahren entschiedene Fortschritte in der Anerkennung der Gebildeten gemacht hat. Ich meine die Ansicht, daß das indogermanische Urvolk seine Heimat in Südskandinavien gehabt hat. Der Hauptvertreter der skandinavischen Hypothese, Karl Penka in Wien, hat seine Ansichten in drei Schriften entwickelt: „Origines Ariacae" 1883, „Die Herkunft der Arier", 1886 und endlich „Die Heimat der Germanen" 1893. Allerdings darf man annehmen, wie es auch Virchow thut, daß die heutigen Bewohner Skandinaviens in ununterbrochener Folge auf die zur Steinzeit daselbst seßhaft gewesene Bevölkerung zurückgehen. Alle anderen Beweismittel aber, welche Penka zur Stütze seiner Aufstellung heranzieht, besonders die sprachlichen erweisen sich nach den Untersuchungen von Kluge und Schrader, wie die anthropologischen nach Virchow und Tomaschek, die archäologisch-prähistorischen nach Eduard Meyer, Ratzel, Ranke und Latham als unstichhaltig und mehr poetisch als wissenschaftlich. Nach den Vorarbeiten von Schrader, Viktor Hehn, Wallace, Brehm, Brugmann und Hirt kommt der gelehrte und vorsichtige Verfasser zu folgendem Schluß: Die Heimat der Indogermanen muß zwar in der Hauptsache Gras- und Weideland gewesen, kann aber nicht reine Steppe gewesen sein. Wir kommen damit auf die Gebiete des mittleren Rußlands, in denen die Steppe allmählich in den Wald übergeht, das Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe.

Centralblatt für Instrumentalmusik, Solo- und Chorgesang. 11. Jahrgang. Verlag von Hans Licht, Leipzig. Preis pro Jahr 8 Mk. (26 Nummern.) — An Musikzeitungen ist in Deutschland kein Mangel. Zu den hervorragendsten dürfte vorliegendes Blatt gehören. Der Fachmann wie der Musikfreund wird dasselbe mit gleicher Befriedigung lesen. Interessieren den einen Berichte, Programme und Kritiken über Konzerte, Musikfeste etc., so fesseln den andern die Biographien bedeutender Musiker und sonstige Aufsätze über Themen musikalischen Inhalts. Beide aber werden mit gleicher Freude die musikalischen Beilagen begrüßen, welche in Form der Partitur von Männer- und gemischten Chören geistlichen und weltlichen Inhaltes mit und ohne Begleitung, ferner in Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung geboten werden. Der Text zu neuen Liedern, deren sich in den beiden vorliegenden Heften nicht weniger als 25 finden (freilich nicht alle von gleicher Güte), wird manchen Leser veranlassen, der in ihnen ausgedrückten Stimmung musikalischen Ausdruck zu verleihen und sich so im Niederschreiben seiner Gefühle in der Sprache der Töne zu versuchen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Archäologische Notizen.

Entzifferung einer Inschrift am Parthenon. In einer Sitzung der amerikanischen archäologischen Schule in Athen wurde vor kurzem eine von ihrem Mitgliede Andrews gemachte hochwichtige Entdeckung mitgeteilt. Es ist diesem gelungen, die in den zahlreichen Löchern, welche sich unter dem Ostgiebel des Parthenon am ganzen Gesims dieser Seite im Marmor befinden, früher vergeblich gesuchte Weihinschrift zu finden und mit Hilfe der noch ziemlich deutlich bemerkbaren Nägelspuren die Metallbuchstaben derselben, auf deren mutmaſsliches Vorhandensein Dörpfeld wiederholt in seinen Vorlesungen über die alten Kunstdenkmäler Athens hingewiesen hatte, zu entziffern. Andrews hat nämlich mittels dicken Papieres gute Abklatsche des ganzen Nägelsystems anfertigen lassen, nachdem mehrere mit photographischen Apparaten und Vergröſserungsgläsern angestellte Aufnahmeversuche zu keinem Ergebnis geführt hatten. Die Inschrift ist fast ganz entziffert und es steht nunmehr fest, daſs sie sich auf Kaiser Nero bezog und im Jahre 61 nach Chr. abgefaſst ist, zumal der auch anderweitig bekannte Archon Claudius Novius Philinus in ihr erwähnt wird.

Entdeckung des Tempels der Mater Matuta im alten Satricum. Zwischen Velletri und Porto d' Anzi, dem alten Antium, sind bedeutende Reste eines hochinteressanten Tempels aufgefunden worden, dessen Trümmer zugleich eine vollständige Baugeschichte des Heiligtums liefern. Darnach war der Tempel ursprünglich im 6. Jahrhundert als toskanischer Tempel errichtet und dann nacheinander in einen griechischen Peripteros, einen nur aus einer Cella bestehenden Tempel und schlieſslich in einen griechischen Dipteros umgewandelt worden. Terrakottastatuen, deren Reste auſserordentlich schöne Figuren aufweisen, zierten die Giebelfelder des ältesten Tempels. Wie Professor Barnabei mit guten Gründen bewiesen hat, ist das Heiligtum das von Livius erwähnte der Mater Matuta und die Stadt, welcher der Tempel angehört, das auf dem Wege von Velitrae nach Antium gelegene alte Satricum. Man ist daselbst auch auf Spuren von zwei anderen Tempeln, ferner auf Reste der Stadtmauer und einige Nekropolen, welche jedenfalls im Laufe der Zeit eine reiche Ausbeute gewähren werden, gestoſsen.

Aus Aegypten. Die an den Mauern des groſsen Tempels von Karnak in Theben in Aegypten eingemeiſselten neuentdeckten Bilder stellen ausländische Pflanzen dar, die der vom Kriegszuge heimgekehrte Thotmes II. aus Arabien mitgebracht hat. Die Darstellung entspricht im ganzen und einzelnen genau den Angaben unserer jetzigen botanischen Bücher, so daſs wir hier in gewissem Sinne das älteste botanische Werk vor uns haben.

Das bei Neuenheim gefundene römische Bad, dessen Inneres durchgängig mit Fliesen aus Siegelerde ausgelegt ist und dessen Feuerstätten viel besser erhalten sind als die des früher in Badenweiler entdeckten, zeigt eine Länge von ungefähr 20 m und eine Breite von 13 m. Es ist deswegen besonders interessant, weil an dem einen Schmalende des ovalen Bassins noch ein sehr groſser Löwenkopf, aus dessen Rachen der ebenfalls aufgefundene Quell ins Wasser floſs, erhalten ist, während leider die am anderen Schmalende aufgestellt gewesenen, künstlerisch jedenfalls sehr wertvollen Standbilder des Aeskulapius und der Hygieia arg be-

schädigt sind. Der alte Quell, der zur Römerzeit das Bassin speiste und dessen Wasser, wie aus seinem dem Geruche der Schwefelquellen in Langenbrücken ähnlichen zu schliefsen ist, jedenfalls schwefelhaltig war, befand sich etwa 10 m von der Fundstelle entfernt in der Richtung nach dem Heiligenberge zu. Wie die auf dem Boden des Bassins entdeckten römischen Haarpfeile zeigen, war das Schwimmbad ähnlich den Thermen in Rom und anderen alten Städten auch für Damen bestimmt.

Aus dem Rechenschaftsberichte des Vereins Carnuntum in Wien für die Jahre 1892—94 ergiebt sich u. a., dafs unter dem Boden von Deutsch-Altenburg und Petronell zahlreiche neue archäologische Fundstücke entdeckt worden sind. Nachdem man 1891 auf einen Altar mit kleinem Heiligtum gestofsen war, verfolgte man die nun bekannte Spur im gräflich Traun'schen Tiergarten bei Petronell weiter, fand 1892 eine gepflasterte städtische Strafse mit Kanalanlage und vielen zusammenhängenden sakralen und profanen Gebäuden und legte auf diese Weise einen grofsen Teil des Inneren der alten Stadt blofs. 1893 und 1894 wurde im gräflich Traun'schen Maierhofe eine grofse palastähnliche Anlage, im Herbste des letztgenannten Jahres ein hochinteressanter, die beiden bereits früher in Carnuntum gefundenen an Bedeutung weit überragender Mithrasaltar, ein Haus mit zwei schönen Mosaiken und nördlich von dem nunmehr vollkommen freigelegten westlichen Eingange zum Amphitheater ein Tierzwinger, südlich davon ein Nemesisheiligtum mit verschiedenen Altären und einem Bild der Nemesis entdeckt. Auch aufserhalb des Vereins sind Anstrengungen gemacht worden, um etwaige in Carnuntum noch verborgenen Altertümer zu entdecken, und es ist auch gelungen, auf diesem Wege zahlreiche Soldatengrabsteine ans Licht zu ziehen.

Tiara aus Olbios. Der Direktor des Nationalmuseums zu Paris, Héron de Villefosse, hat aus dem Nachlasse des Herrn Rampin eine dem dritten Jahrhundert vor Chr. entstammende, in einem griechischen Grabdenkmale gefundene goldene Tiara mit einer wertvollen griechischen Inschrift erhalten und dem Louvre-Museum überwiesen. Die Tiara ist von den Einwohnern der griechischen, in Dacien unweit des Bosporus gelegenen Kolonie Olbios dem Skythenkönige Saitaphernes geschenkt worden. Diesem hatte, wie eine andere Inschrift berichtet, ein Bürger von Olbios, Protogenes, einen Tribut von 100 Talenten bezahlt, doch scheint der König die Tiara noch als zweites Geschenk verlangt zu haben. Sie läuft in eine Schlange aus; auf dem unterhalb derselben befindlichen, das Ganze umgehenden breiten Bande sind zwei Scenen aus Homers Ilias eingraviert, nämlich der Scheiterhaufen des Patroklos und wie Odysseus die Briseis zu Achilles führt. Auf dem Bande erblicken wir ferner skythische Pferde-, Wolf- und Bärenjagden, eine Darstellung des Getreidebaues, das Bild eines der Jugend das Bogenschiefsen lehrenden Kriegers. Die Inschrift liest man auf den Mauern einer Olbios abbildenden Stadt.

Dresden. Dr. Löschhorn.

Archäologisches aus Rufsland.

Ausgrabungen wurden im Laufe des Sommers 1895 im Süden und Westen Rufslands von den Herrn Hoschkéwitsch und Pokrówskij veranstaltet. Es wurden mehrere Kurgáne (Hünengräber) aufgedeckt und Funde aus der skythischen Zeit gemacht. Herr Hoschkéwitsch arbeitete im Gouvernement Cherson. Unter den dort gefundenen Gegenständen sind erwähnenswert: ein ziemlich gut erhaltener hölzerner Köcher mit 20 Pfeilen aus Bein, ein spiralförmiges Armband aus massivem Gold, ein ähnlicher Halsschmuck und einige ebenfalls spiralförmige Lockenhalter. Im nämlichen Grabe fand sich auch ein Stück roter Farbe, welche wohl zum Bemalen des Körpers diente. Herr Pokrówskij liefs im Gouvernement Wilna 11 Kurgáne öffnen und bestimmte die Lage von 3 skythischen Wohnstätten. Besonderes Interesse erregen unter den Funden mehrere römische Fibulae, da sie sich in rein barbarischer Umgebung befinden (Pfeile mit Steinspitzen und Beile aus demselben Material). Diese Fibeln beweisen wiederum, wie weit die Handels-

beziehungen der antiken Mittelmeervölker nach dem Norden Europas gingen. Sämtliche Funde sind dem historischen Museum in Moskau überwiesen. Im Zusammenhang damit ist der Vortrag des Herrn Spizyn in der kaiserl. archäolog. Gesellschaft in Petersburg (Dezember 1895) zu erwähnen, in welchem auf derartige Funde von Fibeln im Gouvernement Sarátow (an der Wolga also) hingewiesen ist. Freilich sind die betreffenden Gräber jünger (etwa IV. Jahrhundert nach Chr.) als die Wilnaer. In einem Vortrage, welchen der durch Erforschung der altchristlichen (griech.) Grabkammern in der Krym rühmlichst bekannte Professor der Kiewer Universität J. Kulakówskij in der Gesellschaft des Chronisten Nestor zu Kieff gehalten hat, teilte dieser Gelehrte seinen Entschlufs mit, eine archäologische Karte der Krym herauszugeben. Indem er seine Vorarbeiten vorlegte, sprach er sich jedoch dahin aus, dafs diese Publikation wegen Mangels an kompetenten Mitarbeitern mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird.

Die von Latyscheff im Visantijskij Vrémennik (I, 657) publizierte Inschrift von Phanagoria mit Erwähnung des Kaisers Justinian bringt Kulakówskij in Beziehung zu der Erzählung des Prokop Bell. Got. IV, 4 und 5 und datiert sie infolge dessen mit dem Jahre 548 n. Chr. (Visantijskij Vrémennik II Nr. 1).

Kieff. A. Semenoff.

Vom XI. deutschen Geographentage in Bremen.

Soeben sind die Verhandlungen dieser Versammlung, welche vom 17. bis 19. April v. J. in Bremen tagte, im Drucke erschienen, und wir entnehmen denselben diejenigen Teile der Diskussion, die auf den Vortrag des H. Prof. Dr. L. Lehmann aus Münster i. W. über den Bildungswert der Erdkunde (seither im Buchhandel als Separatabdruck erschienen, Berlin, Dietr. Reimer 1896) folgte, welche sich auf die Schulgeographie und in Sonderheit auf bayerische Verhältnisse beziehen.

Es wird in die Erörterung des Vortrags eingetreten. Herr Professor Dr. O. Schneider-Dresden erklärt sich für die Vorschläge des Vorredners. Er sei jedoch sehr betroffen zu hören, dafs der Vortragende die Lage des geographischen Unterrichts in **Preufsen** für wohl zufriedenstellend erklärt und sich ferner dahin geäufsert habe, dafs es damit in den anderen deutschen Staaten weniger gut stände. Die erste Angabe sei ja in der weiteren Ausführung des Vortrages wesentlich beschränkt worden, doch scheine ihm manches Ungünstige nicht genügend betont worden zu sein, insbesondere die trotz aller Forderungen der ersten Geographentage in den Verordnungen der preufsischen Minister festgehaltene unrichtige und unheilvolle Verquickung der ihrem Wesen nach vorwiegend naturwissenschaftlichen Erdkunde mit der Geschichte. Gegen die zweite Bemerkung des Vortragenden müsse er aber darauf hinweisen, dafs in **Sachsen** die Schulgeographie durch das Schulgesetz eine geradezu ideale Stellung gehabt habe, da auf den dortigen Realgymnasien die Erdkunde in allen Klassen, von Sexta bis Prima, in wöchentlich zwei Stunden gelehrt, als durchaus selbständiges Fach behandelt und bei den Abiturienten-Prüfungen berücksichtigt und als allen andern Fächern gleichwertig betrachtet worden sei. Dieses Ideal sei freilich lange schon verloren; denn man habe, um den sächsischen Abiturienten das Studieren auf den preufsischen Hochschulen zu wahren, im Jahre 1884 durch ein neues Schulgesetz den Lehrplan dem damals geltenden preufsischen mehr nähern und zu solchem Zweck auch den erdkundlichen Unterricht sowie den im Deutschen und in der Physik zu Gunsten des Lateinischen mindern müssen. Dies sei jedoch in der Art gethan, dafs die Selbständigkeit des Geographie als Lehrfach gewahrt, derselben von Sexta bis Obersekunda 2 Stunden wöchentlich zugewiesen und die bei der Versetzung nach Unterprima erteilte Censur in Geographie in das Abiturienten-Zeugnis aufgenommen werde. Man habe sich in Sachsen nicht entschliefsen können, die Erdkunde in den sämtlichen oberen Klassen mit einer Stunde zum Zweck gelegentlicher Repetitionen, für die sich aber nach Versicherung preufsischer Kollegen selten Gelegenheit finden soll, verschwinden zu lassen. Er wolle nun vorläufig das erstreben, was Herr Prof. Lehmann vorgeschlagen habe; als Endziel aber müsse das festgehalten werden, was Sachsen vor 1884 bereits hatte und was damals verloren worden sei.

Herr Prof. Dr. A. Kirchhoff-Halle will die Frage, wo es mit der Schulgeographie am schlechtesten bestellt sei, nicht erörtern. Jedenfalls sei es damit in Sachsen nicht am schlechtesten bestellt; **traurig sehe es dagegen in Bayern aus,** wo nicht einmal ein Qualifikationsexamen für die Geographie-Lehrer verlangt werde. In Preufsen seien wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Es sei nicht richtig, dafs die Erdkunde in den obersten Klassen als Repetitionsgegenstand behandelt werden soll; im Gegenteil, die allgemeine physische Erdkunde sei in Sekunda und Prima als eigenes Fach dem physikalisch-mathematischen Unterricht hinzugefügt worden, während die Länderkunde dem Geschichtslehrer zur weiteren Vervollkommnung anheimgegeben werde. Er könne sich im übrigen gegen eine Verbindung der Geographie mit der Geschichte nicht unbedingt aussprechen, indem die Geographie keineswegs eine ausschliefslich naturwissenschaftliche Disziplin sei, sondern als ein naturwissenschaftliches Fach mit davon untrennbaren geschichtlichen Momenten betrachtet werden müsse. Freilich stehe diese Reform noch zum gröfsten Teil nur auf dem Papier. Das Wesentlichste, dafs die Mathematiker auch die Qualifikation für den Unterricht in allgemeiner physischer Erdkunde, die Historiker mindestens diejenige für Länderkunde nachzuweisen hätten, sei bedauerlicher Weise immer noch nicht verfügt. Es sei Pflicht des deutschen Geographentages, hiefür einzutreten und Ergänzungsbestimmungen herbeizuführen.

Herr Prof. Dr. Lehmann-Münster bemerkt, er sei vorhin nicht richtig verstanden worden. Er habe nur gesagt, dafs in der preufsischen Prüfungsordnung für das höhere Lehramt die Geographie befriedigend berücksichtigt worden sei, während er sich mit der Stellung des erdkundlichen Unterrichts selbst in vielen Dingen nicht einverstanden erklären könne, auch er befürworte die Aufnahme der Geographie in das Abiturienten-Examen. Die lehrplanmäfsige Verbindung von Erdkunde und Geschichte habe er nicht erwähnt, auch er verwerfe sie und halte sie für nachteilig.

Herr Prof. Dr. Oberhummer-München glaubt, da Herr Kirchhoff auf die Verhältnisse in Bayern ausdrücklich Bezug genommen hat, als zur Zeit einziger Vertreter dieses Landes nicht ganz schweigen zu dürfen. Die Zustände des geographischen Unterrichts in Bayern seien zwar erheblich ungünstiger, als in Preufsen oder Sachsen, da in der That für den Unterricht an den Gymnasien kein Examen in der Geographie vorgeschrieben sei. Dagegen besteht ein solches schon lange für die technischen Unterrichtsanstalten (Realschulen und Realgymnasien) und auch den Philologen sei durch die neue Prüfungsordnung das Anhören einer ordentlichen Vorlesung aus der Geographie wenigstens empfohlen worden. An eine wesentliche Änderung dieses Zustandes sei in nächster Zeit nicht zu denken, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man an leitender Stelle in Bayern das Fachlehrer-System, gegen das sich auch aufserhalb Bayerns eine ziemlich starke Strömung geltend zu machen scheine, für die Gymnasien nicht zulassen will. Den Philologen, welche als Klassenlehrer fungieren, könne man aber bei ihrer schon jetzt sehr grofsen Überhäufung mit den verschiedensten Wissensgebieten unmöglich noch ein Examen in der Geographie aufbürden. In neuerer Zeit hat man dem Mangel einigermafsen durch Ferienkurse abzuhelfen gesucht; diese können sich aber naturgemäfs nur auf methodische Gesichtspunkte beschränken und keinen Ersatz für ein planmäfsiges akademisches Studium der Erdkunde bieten. — Was die auf norddeutschen Gymnasien übliche Vereinigung von geographischem und Geschichts-Unterricht in den oberen Klassen (ohne Trennung der Unterrichtsstunden) betreffe, so müsse er dem hiergegen erhobenen Tadel nur vollständig beipflichten, da hierbei die Geographie in den meisten Fällen zu kurz kommen werde. Dagegen könne er die Auffassung nicht teilen, dafs Geographie und Geschichte, auch bei getrennten Unterrichtsstunden, nicht in der Hand eines Lehrers vereinigt werden dürften; vielmehr scheint ihm der Geschichtslehrer, wenn er für Geographie zugleich vorgebildet ist, mindestens ebenso geeignet wie ein anderer, den Unterricht in diesem Fach zu erteilen. An dem Beispiel unseres

Nachbarlandes Österreich könnten sich die meisten, wenn nicht alle deutschen Staaten bezüglich des erdkundlichen Unterrichts ein Muster nehmen, und dort ist die Geographie als Unterrichtsfach fast ausschliefslich mit der Geschichte verbunden. Er wolle damit durchaus nicht sagen, dafs nicht auch andere Kombinationen zulässig sein sollten. Die neue preufsische Prüfungsordnung gibt ja ganz zweckmäfsig die Verbindung der Geographie mit beliebigen andern Fächern frei, unter diesen hat aber auch die Verbindung mit der Geschichte ihre volle Berechtigung.

Herr Prof. Palacky-Prag macht darauf aufmerksam, dafs auch in Österreich noch nicht alles befriedigend sei; nur die Prüfungsordnung sei anzuerkennen. Die Geographie sei in Oesterreich ein selbständiger Unterrichtsgegenstand mit selbständigen Noten bei der Prüfung. — Usnell haben nur Historiker die geographischen Prüfungen abgelegt.

Herr Dr. Langenbeck-Strafsburg glaubt, dafs die in dem Antrag des Herrn Prof. Lehmann ausgesprochenen Wünsche das äufserste erreichbare Ziel darstellen, dafs aber selbst zur Verwirklichung dieser für die nächste Zeit wenig Hoffnung vorhanden sei. Wenn für die Hebung des erdkundlichen Unterrichts etwas geschehen solle, so müfsten sich die Vorschläge innerhalb des Rahmens der gegebenen Regulative bewegen. Hier könne aber noch manches geschehen. So sei schon wiederholt auf den Geographentagen die Thatsache konstatiert worden, dafs die Direktoren der höheren Lehranstalten den geographischen Fachlehrern noch vielfach ein gewisses Mifstrauen entgegenbrächten und selbst an Anstalten, wo solche in genügender Zahl vorhanden seien, den erdkundlichen Unterricht nicht diesen, sondern Historikern übertrügen, welche eine Fakultas in Geographie im Sinn der jetzt geltenden Prüfungsordnungen nicht besäfsen und für dieses Unterrichtsfach nur geringes Interesse und Verständnis zeigten. Die Folge davon sei, dafs nicht selten die drei wöchentlichen Stunden, welche in den mittleren Klassen der Gymnasien für Geschichte und Erdkunde angesetzt seien, fast ganz für das erstere Fach verwendet würden. Er beantrage daher:

„Der XI. deutsche Geographentag möge bei den deutschen Schulbehörden die Eingabe machen, dafs dieselben die Direktoren der höheren Schulen veranlassen möchten, in Zukunft nach Möglichkeit den erdkundlichen Unterricht nur in die Hände von wirklichen geographischen Fachlehrern zu legen."

Herr Prof. Dr. Lehmann-Münster spricht nochmals gegen die Verbindung von Erdkunde und Geschichte. Die Erdkunde umfasse nämlich die ganze Erdoberfläche, die Geschichte nur einen kleinen Teil derselben. Auch sachlich treffen sie nur auf einem engen Gebiet zusammen. Die Geographie hat es zunächst und vor allem mit der Natur der betreffenden Länder, sodann mit den Bewohnern, an sich wie in ihren Beziehungen zu den Naturverhältnissen, zu thun, und wesentlich nur hinsichtlich dieser von den Bewohnern handelnden Seite der geographischen Betrachtung finden in den Ländern, welche die Geschichte, zumal auf der Schule, überhaupt in ihren Bereich zieht, teilweise Berührungspunkte beider Fächer statt. Er habe durchaus nichts dagegen, wenn eine Personal-Union stattfinde, sofern der Vertreter der Geschichte auch eine gehörige geographische Fachbildung besitze. Aber jedes von beiden Fächern müsse seine besonderen, im Lehrplan ihm bestimmt und ausschliefslich zugewiesenen wöchentlichen Unterrichtsstunden haben.

Herr Prof. Dr. Oberhummer-München stimmt diesen Ausführungen bei. Zur Beschlufsfassung gelangen nach längerer Diskussion alsdann die beiden Thesen, mit deren Formulierung der in der schulgeographischen Sitzung in Verfolg des Vortrages des Herrn Prof. Dr. Lehmann und der daran geknüpften Erörterung eingesetzte Ausschufs beauftragt worden war.

Die Thesen lauten:

I. „Der deutsche Geographentag hält es für dringend erforderlich, dafs jetzt, wo nach den preufsichen Lehrplänen von 1891 in einer Mehrzahl deutscher Staaten der erdkundige Unterricht unter die Lehrer der Geschichte, der Naturwissenschaft und Mathematik verteilt ist, die betreffenden Lehramts-Kandidaten sich einer Staatsprüfung in der Erdkunde unterziehen.

II. Der deutsche Geographentag bittet die Unterrichts-Verwaltungen, die

Direktoren der höhern Schulen zu veranlassen, nach Möglichkeit den erdkundlichen Unterricht in allen Klassen nur solchen Lehrern zu überlassen, welche ihre Lehrbefähigung dafür durch Staatsprüfung nachgewiesen haben."

Bei der Abstimmung wird These I mit allen Stimmen gegen eine, These II einstimmig angenommen.

München. H. Z.

Bericht

über die erste Generalversammlung der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.

Die im vorigen Hefte dieser Blätter angekündigte Generalversammlung der bayerischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte fand am 11. April statt und war von ungefähr 30 Herren verschiedener Berufskreise besucht. Nach einer kurzen Begrüfsung der Anwesenden durch den bisherigen ersten Vorsitzenden wurde zunächst die Konstituierung der Gruppe Bayern und die Umwandlung des bisherigen provisorischen Kuratoriums in ein definitives beschlossen. Ehrenvorsitzender bleibt wie bisher Geheimrat und Universitätsprofessor Dr. Iwan von Müller, erster Vorsitzender Universitätsprofessor und geistl. Rat Dr. Bach, zweiter Vorsitzender Professor Dr. Günther, Schriftführer Gymnasialprofessor Dr. Schmidt. Zum Kassier wurde Gymnasiallehrer Dr. Knoll gewählt. Ferner wurde für gut gehalten, das bisherige Kuratorium durch mehrere Mitglieder zu ergänzen und folgende Herren, soweit sie nicht anwesend waren, schriftlich zum Eintritt in dasselbe einzuladen: Direktor der Hof- und Staatsbibliothek Dr. v. Laubmann, Ministerialrat Bumm, Oberregierungsrat Britzelmayr, Regierungsrat Blaul, Lyzealrektor in Regensburg Dr. Schenz, Gymnasialprofessor Dr. Gebhard, Rektor der Luitpoldkreisrealschule in München und Gymnasialprofessor Sickenberger, Oberlehrer und Landtagsabgeordneter Schubert, Oberlehrer Dering und Lehrer Häberlein in München. Ebenso sollen P. Magnus Sattler, O. S. B, Prior des Klosters Andechs, und P. Angelicus Eberl, Quardian des Kapuzinerklosters in Wemding, welche beide von Anfang an Mitglieder des allgemeinen Kuratoriums der Gesellschaft waren, ersucht werden, in das Kuratorium der Gruppe Bayern einzutreten. Der zweite Vorsitzende gab die bisher erfolgten Anmeldungen zur Teilnahme an der Gesellschaft, welche sowohl von hier als auch von auswärts in befriedigender Anzahl eingelaufen waren, bekannt. Mit besonderer Genugthuung wurde hiebei vernommen, dafs der Herr Kultusminister von Landmann nebst mehreren Ministerialbeamten und der Herr Bischof Dr. Hötzl von Augsburg ihre Teilnahme an den Bestrebungen der Vereins durch ihren Beitritt zu erkennen gaben. Hierauf erstattete der Schriftführer Bericht über seine bisherige Thätigkeit, welche hauptsächlich in der Versendung von mehr als 500 Einladungen bestand.

Gymnasialrektor und Landtagsabgeordneter Dr. Orterer setzte in längerer Rede die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte im allgemeinen und der Gruppe Bayern im besonderen auseinander. Als nächstliegende Anfgabe wird die Herstellung eines umfassenden Verzeichnisses sowohl aller bisher gedruckten, auf bayerische Schulgeschichte sich beziehenden Arbeiten als auch der in den Archiven und Bibliotheken verborgenen Materialien bezeichnet, wozu viele Arbeitskräfte nötig seien. Besonders sei hiezu die Hilfe der Archiv- und Bibliothekbeamten wünschenswert. Ferner solle ein demnächst erscheinendes Heft der „Mitteilungen" der Gesellschaft lediglich aus Beiträgen zur Geschichte des bayerischen Schul- und Erziehungswesens bestehen und Mitarbeiter zu diesem Zwecke gewonnen werden. Alle darauf bezüglichen Arbeiten werden von dem aus Prof. Dr. Bach, Rektor a. D. Marschall und Gymnasialprofessor Dr. Schmidt bestehenden Redaktionsausschufs entgegengenommen

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen wurde sodann die Notwendigkeit eigener Satzungen nach dem Vorbilde anderer Gruppen der Gesellschaft betont und deren Festsetzung einem engeren Ausschusse des Kuratoriums übertragen. Diese Satzungen nebst einem Mitgliederverzeichnis sollen später bekannt gemacht werden.

Direktor Heigenmooser machte auf die im nächsten August dahier

stattfindende Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrervereins und auf die dabei beabsichtigte Ausstellung von Lehrmitteln und für die Schulgeschichte wichtigen Gegenständen aufmerksam, da diese mit den Aufgaben der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in innigstem Zusammenhange stehen. Man hofft, bei dieser Gelegenheit das Interesse der Volksschullehrerkreise in erhöhtem Maſse auf die Bestrebungen der Gesellschaft zu lenken. Direktor Auer vom Cassianeum in Donauwörth stellte seine aus mehr als 40000 Werken pädagogischen Inhalts bestehende Bibliothek den Mitgliedern der Gesellschaft zur Verfügung und lud zum Besuche und zur Benützung derselben ein.

Hierauf verlas Prof. Dr. Schmidt eine Stelle aus einem Briefe des Universitätsprofessors Dr. Stölzle in Würzburg, worin es als wünschenswert bezeichnet wird, daſs Arbeiten über Geschichte der Pädagogik auch zum philologischen Spezialexamen zugelassen würden. Vielleicht könnten dadurch verschiedene junge Leute veranlaſst werden, für die Schulgeschichte Bayerns brauchbare Beiträge zu liefern. Gymnasialrektor Dr. Arnold stellte als Vorstand des am k. Wilhelmsgymnasium bestehenden pädagogisch-didaktischen Seminars hiezu seine Unterstützung in Aussicht und schlug zugleich vor, daſs die Vorstände der Schulen Verzeichnisse anfertigen lassen möchten, in denen alle auf die Geschichte der betreffenden Unterrichtsanstalten, oder auf verschiedene Lehrgegenstände bezüglichen Programme oder Gelegenheitsschriften angeführt und die dann den Mitarbeitern der Gruppe Bayern zur Verfügung gestellt werden sollten. Auch hiemit erklärten sich die anwesenden Rektoren für einverstanden und so fand das neue Unternehmen von allen Seiten die entgegenkommendste Unterstützung.

Nachdem noch die finanziellen Verhältnisse der Gruppe und ihre Beziehungen zur ganzen Gesellschaft erörtert worden waren, wurde die Versammlung gegen 11 Uhr vom ersten Vorsitzenden geschlossen. Ein im Laufe des Abends von der Centralleitung in Berlin eingetroffenes Telegramm wünschte der Gruppe Bayern ein kräftiges vivat, floreat, crescat, in das alle Anwesenden freudig einstimmten.

Nekrolog.

Sebastian Zehetmayr,

Priester und qu. K. Gymnasialprofessor in Freising.

Geb. am 7. Juni 1815, gest. am 26. Okt. 1895.

Es dürfte nicht unangemessen erscheinen, in diesen Blättern eines Mannes ehrend zu gedenken, der auf eine fast 40jährige Lehrthätigkeit zurückblicken konnte, der auch in der Gelehrtenwelt einen Namen sich errungen und der seit Gründung dieser Zeitschrift bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein zu ihren eifrigsten Mitarbeitern zählte. Es ist das der qu. Gymnasialprofessor Sebastian Zehetmayr, Priester und Jubilar, dessen sterbliche Überreste am 28. Oktober vorigen Jahres unter Beteiligung der gesamten Studienanstalt, des K. Lyzeums und einer groſsen Anzahl ehemaliger Schüler und anderer Leidtragender auf dem hiesigen Friedhofe zu Grabe getragen und dem Schoſse der Erde übergeben wurden.

Sebastian Zehetmayr wurde geboren am 7. Juni 1815 zu Beyharting, Ldgr. Aibling, als zweiter Sohn eines biederen Bauerngutsbesitzers. Die Schule des Heimatortes, wo ein ehemaliger Diener des säkularisierten Augustinerstiftes dortselbst als Lehrer fungierte, vermochte dem talentvollen Knaben nur ein ganz bescheidenes Maſs von Kenntnissen zu bieten. Seiner Neigung zum Studium kam der Vater nach und brachte ihn nach München an die lateinische Vorbereitungsschule. Anfangs ging es freilich schwer; denn die mangelhafte Schulbildung machte sich geltend, und der „Bauernknabe" stellte sich gar unbeholfen. Sobald er sich aber einmal zurecht gefunden, gehörte er zu den besten Schülern der Klasse, und am Jahresschlusse war er unter den Preisträgern. So blieb es fortan, und als Zehetmayr die Vorbereitungsschule absolvierte, war er unter 83 Schülern der zweite und errang sich überdies in der lateinischen und griechischen Sprache den 1. Preis. Dann kam er an das alte Gymnasium, wo er unter anderen auch L. Spengel zu seinen Lehrern zählte, der ihn für seinen besten Gräcisten erklärte. Stets trug

er Fortgangspreise davon, dazu einzelne Nebenpreise und darunter durchweg den Preis aus der lateinischen und griechischen Sprache. Er absolvierte das Gymnasium mit Auszeichnung.

Wohl vorbereitet bezog nun Zehetmayr die Universität. Da er Priester werden wollte, so hörte er die vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Disciplinen. Aber die Liebe zu den klassischen Studien war ihm verblieben; darum besuchte er auch Collegien aus der klassischen Philologie und beteiligte sich rege an den Übungen des philologischen Seminars unter Thiersch' Leitung. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien trat er als Alumnus in das erzbischöfliche Klerikalseminar zu Freising, welchem damals Riedl als Direktor vorstand. In Freising benützte er die Gelegenheit, Freudensprungs philologische und historische Vorlesungen am Lyceum zu besuchen. Am 23. August 1839 wurde er von dem ersten Erzbischofe von München-Freising, Lothar Anselm, Freiherrn von Gebsattel zum Priester geweiht. Bald darauf feierte er in der Heimat seine Primiz.

Der neugeweihte Priester trat zunächst in die Seelsorge. Mit treuer Hingebung und mit rührigem Eifer widmete er sich derselben; nichts empfand er in diesem schweren Berufe als Last, immer war er bestrebt, voll und ganz seine Pflicht zu erfüllen. Sein erster Posten war Wolfratshausen, dann folgte seine Thätigkeit in der Vorstadt Au bis Oktober 1842. Niemals verliefs ihn während der vielseitigen und anstrengenden Seelsorgethätigkeit die Liebe zu den klassischen Studien, und was ihm an Zeit und Mufse übrig blieb, verwendete er auf die Lektüre der alten Schriftsteller. Im Jahre 1841 unterzog er sich mit gutem Erfolge der vorgeschriebenen Lehramtsprüfung. Sofort regte sich in ihm der Drang, auch lehramtlich zu wirken, und im Oktober 1842 wurde ihm auf die Präsentation des Magistrats des Marktes Rosenheim hin die landesherrliche Bestätigung zur Annahme des Sixtischen Frühmefsbenefiziums dortselbst erteilt, womit die Verpflichtung verbunden war, die Lehrstelle an den beiden unteren Klassen der Lateinschule zu übernehmen. Da hatte er Gelegenheit, sich als tüchtiger Lehrer und Freund der studierenden Jugend zu zeigen. Nicht lange jedoch blieb er in Rosenheim, es drängte ihn wieder in die Seelsorge zurück. Auf seine bittliche Vorstellung hin wurde ihm, wie es im oberhirtlichen Dekret vom 5. Januar 1844 heifst, „ein seinem seelsorglichen Eifer entsprechender Wirkungskreis als Cooperator in Freising angewiesen." So wirkte er als junger Priester in der Stadt, in welcher er später als Professor die längste Zeit seines Lebens thätig sein, in der er auch seine letzte Ruhestätte finden sollte.

In die ersten Jahre von Zehetmayrs Wirksamkeit fällt die Abfassung einer Schrift, die auf einen speziellen Fall zurückzuführen ist und später im Druck erschien. Sie betitelt sich: „Rechtfertigung des Übertritts einer Protestantin zur katholischen Kirche geführt von Seb. Zehetmayr, Priester." (Regensb. bei Manz 1843). Darin verteidigt er in populärster Form, ruhig und objektiv die Glaubenssätze und Einrichtungen seiner Kirche und zeigt sich zugleich als gewandter Katechet.

Als die Pfarrei St. Ludwig errichtet wurde, waren die beiden ersten Cooperatoren daselbst Zehetmayr und Pfaffenberger, der nachmalige Stadtpfarrer eben dieser Pfarrei, der ihm im Tode vorangegangen ist. Beide blieben zeitlebens in treuester Freundschaft einander zugethan.

Zehetmayrs Wirksamkeit bei St. Ludwig ist eine segensreiche gewesen. Er war geschätzt von jung und alt, beliebt und gesucht als Katechet, als Prediger und im Beichtstuhle. Diese Jahre rechnete er zu den schönsten seines Lebens und erzählte gar gerne davon. Und es ist auffallend, während das sonst treue Gedächtnis in den letzten Jahren ihn fast ganz im Stiche lassen wollte, die Erinnerungen an seine Thätigkeit bei St. Ludwig hafteten fest, und noch in allerletzter Zeit bildeten sie sein Lieblingsgespräch.

Während sich Zehetmayr als seeleneifriger Priester zeigte, versäumte er aber nicht sein Lieblingsstudium. Von jeher an geistige Arbeit gewöhnt, verwandte er jede freie Zeit darauf, und von dem Herrn Cooperator war im Pfarrhofe bekannt, dafs er immer auf seinem Zimmer sitze und arbeite, statt sich Erholung zu gönnen. Die Lektüre der klassischen Schriftsteller wurde fortgesetzt; Pindar und die Tragiker beschäftigten ihn zumeist. Anderseits verlegte er sich mit wahrem Feuereifer auf die Kirchenväter und auf philologisch-exegetische Bibel-Studien. Besonders die Psalmen zogen ihn mächtig an, und hinterlassene Manuscripte aus

jener Zeit zeigen, mit welch erstaunlichem Fleifse er auf diesem Gebiete gearbeitet. Ein Ergebnis seiner Psalmenstudien ist ein exegetischer Versuch, den er später veröffentlichte: Explanatio psalmi CXVIII „beati immaculati“ seu expositio omnium sententiarum Dei ad Messiam spectantium. Aug. Vind. 1851 (Kollmann). Das Büchlein hat einiges Aufsehen erregt. Der Verfasser erklärte den Psalm in einer ganz eigenen Weise, nämlich als ein Gebet des Messias selbst, wie er zu seinem Vater in seiner Erniedrigung, in seiner Demut, in seiner Geduld, in seinem bereitwilligen Gehorsam betet.

Als Cooperator bei St Ludwig wirkte Zehetmayr bis 1849. In diesem Jahre treffen wir ihn wieder lehramtlich thätig und zwar in München, wo ihn besonders Halm als tüchtige Lehrkraft zu schätzen wufste. Dafs er auch da noch sich vorbehielt, in die Seelsorge nach Belieben zurücktreten zu dürfen, zeigt ein Ordinariats-Erlafs, datiert vom 12. Febr. 1849, wornach „dem Cooperator Zehetmayr die von ihm erbetene Erlaubnis zur Übernahme der 3. Klasse am neuen Gymnasium erteilt wird mit dem Anhange, dafs man keinen Anstand nehmen werde, ihn seiner Zeit auf Verlangen wieder auf die Cooperatur St. Ludwig zurücktreten zu lassen“.

Kurze Zeit, vom 5. Mai bis 26. Nov. 1849, war dann Zehetmayr aushilfsweise am K. Ludwigsgymnasium verwendet und vom 26. Nov. 1849 bis 21. Jan. 1850 in gleicher Weise in der 2. Klasse der Latein-Schule des Max-Gymnasiums. Von da ab treffen wir ihn wiederum in der Seelsorge thätig und zwar als Pfarrvikar von Bogenhausen.

Nun aber rückte allmählich die Zeit heran, da er sich endgiltig entschliefsen mufste, ob er sich ganz dem seelsorglichen oder dem lehramtlichen Berufe widmen, ob er um eine Pfarrei oder eine Lehrstelle anhalten wolle. Die Entscheidung mag ihm nicht leicht geworden sein. Halm wird wohl dabei ausschlaggebend auf ihn eingewirkt haben; denn in einem Briefe aus dem Jahre 1851 rühmt sich letzterer: „Ich freue mich, dafs d a m a l s mein bifschen Überredungskunst so glücklich gewesen ist, Sie dem Lehrfache zurückzugeben“.

So entschied sich Zehetmayr definitiv fürs Lehrfach, und es wurde ihm durch Ministerial-Rescr. vom 19. März 1850 die erledigte Lehrstelle an der 1. Klasse in Eichstätt übertragen. Hier wirkte er als Studienlehrer unter dem Rektor Mutzl nicht lange. Schon 1851 wurde er durch Min.-Rescr. vom 29. Mai zum Professor der 2. Gymnasialklasse zu Freising ernannt an Stelle des vom Lehramte zurücktretenden Priesters und Professors Jakob Goldner. Die Besoldungsverhältnisse am Gymnasium zu Freising waren damals noch nicht so geordnet, wie an anderen Anstalten; erst durch Erlafs der K. Staatsregierung vom 28. Mai 1858 wurde festgesetzt, dafs die Studienanstalt fortan ausschliefslich als königliche Anstalt auf das Staatsärar angewiesen sein solle.

Wiederum war es Halm, der seine Freude über Zehetmayrs Ernennung zum Professor in einem herzlichen Briefe zum Ausdruck brachte. „Ihre Ernennung zum Gymnasialprofessor“, heifst es u. a., „habe ich auf das freudigste begrüfst, und ich wünsche nicht blofs Ihnen, sondern auch der Anstalt, die Sie jetzt den Ihrigen nennen darf, freudig Glück dazu“.

In Freising wirkte Zehetmayr unter dem Rektorate Klostermaiers und Högers bis zu seinem Rücktritte vom Lehramte, volle 35 Jahre. Mit ihm ist der letzte der geistlichen Professoren aus dem Leben geschieden, welche länger als drei Dezennien auf dem mons doctus für Heranbildung der Jugend thätig waren. Als er dann 1886 nach vollendetem 70. Lebensjahre, halb erblindet, unter wohlgefälliger Anerkennung seiner Verdienste in den erbetenen Ruhestand versetzt wurde, da wünschten ihm wohl alle von Herzen ein langes otium cum dignitate. Nachdem eine gut gelungene Operation ihm wenigstens die Sehkraft des einen Auges gerettet, schenkte ihm der Himmel noch volle 10 Jahre, die er zu unausgesetzter geistiger Arbeit verwendete, bis endlich das hohe Alter seine Rechte geltend machte. Ein langes, schmerzliches Krankenlager war dem Greise bestimmt. Das von Tag zu Tag sich mehrende Leiden ertrug er geduldig und gottergeben, häufig gestärkt durch die Tröstungen der hl. Religion. Wohlvorbereitet und voll gläubiger Zuversicht auf ein besseres Jenseits entschlummerte er am 26. Okt. 1895 Mittags 1 Uhr im 81. Jahre seines Lebens.

Zehetmayr war ein Mann von ausgeprägter Originalität, eine kernige, echte Bayernnatur. Er hatte ein lebhaftes Temperament, reiche Phantasie, einen feurigen

Geist, der sich leicht erwärmen konnte für Ideale; er war witzig nnd voll Humor. Er besafs ein edles Herz, nnd wenn er auch, besonders in späteren Jahren, nach anfsen hin und wieder eine rauhe Schale zeigte, so durfte man daraus ja nicht anf den Kern schliefsen. Der gute Mann konnte sogar recht weichherzig sein, nnr wollte er es sich nicht anmerken lassen; er hegte rege Teilnahme für Wohl und Wehe seiner Mitmenschen, und neidlos freute er sich über das Glück anderer.

Zehetmayr war sehr wohlthätig. Da er den Wert der irdischen Güter nicht hoch anschlug und selbst ansprnchlos und einfach lebte, so konnte er nach Wunsch anderen von dem Seinigen mitteilen, und wenn er gab, dann gab er mit vollen Händen. Nur wollte er, dafs man nicht viel Aufhebens damit mache; die Linke sollte nicht wissen, was die Rechte that. Daher entziehen sich anch manche rührende Züge seines Wohlthätigkeitssinnes der Veröffentlichung. Seine Heimat ehrte z. B. in ihm nur einen edlen Wohlthäter, als sie ihn zum Ehrenbürger ernannte.

Zehetmayr war beseelt von grofser, altererbter Anhänglichkeit an sein engeres Vaterland und dessen Herrscherhans. Er war Bayer dnrch nnd dnrch, und an Bayern hing er mit jeder Faser seines Herzens.

Im persönlichen Umgang unterhielt er sich gerne über seine Lieblingsbeschäftigung, Fragen aus dem Gebiete der Linguistik. Er zeigte aber anch an allem, was geistiges Interesse bietet, lebhaften Anteil. Er liebte Gesellschaft und weilte gern im Kreise froher Menschen. Mit seinen Collegen verkehrte er stets in der freundlichsten Weise. Diese schätzten ihn hoch, waren in herzlicher Zuneigung ihm zugethan nnd bewiesen sie ihm bei jeder Gelegenheit. So wurde sein 71. Geburtstag festlich begangen, und als er das 50jährige Priesterjubiläum feierte, da liefs es sich die Anstalt nicht nehmen, dieses Fest zu einem der ihrigen zu gestalten. Wenige Monate noch vor seinem Tode konnte eine Deputation des Lehrercollegiums mit dem K. Rektor an der Spitze ihm die Glückwünsche der Anstalt überbringen zur Vollendung des 80. Lebensjahres.

Zehetmayr führte ein .nntadeliges priesterliches Leben nnd war ein treu ergebener Sohn seiner Kirche. Voll Glaubensinnigkeit nnd Begeisterung, mit einem frommen und unverdorbenen Herzen war er in den Priesterstand eingetreten. Und so suchte er denn anch während seiner vielen Priesterjahre allen seinen heiligen Verpflichtungen mit gewissenhafter Trene nachznkommen. Die Makellosigkeit seines priesterlichen Wandels wnrde von allen, welche ihn kannten, stets aufs rühmendste bezeugt. Solange ihm seelsorgliche Thätigkeit beschieden war, bewies er jederzeit freudige nnd ausdauernde Hingabe an alle Obliegenheiten, welche dieser opfervolle Beruf auferlegt. Als Professor noch half er seinen Amtsbrüdern mit gröfster Bereitwilligkeit in der Seelsorge aus, und den sonntäglichen Gottesdienst in der Hauskapelle zu Weihenstephan versah er mit seltener Ansdauer, Winter wie Sommer, bis die zunehmende Schwäche des Alters es nicht mehr gestattete. Aus seiner priesterlichen Gesinnung entsprang anch die lebendige und stets opferbereite Liebe zur Kirche. Für die Ansbreitnng derselben durch Missionen und Kirchenbanten, für Ausschmückung und würdige Einrichtnng von Gotteshäusern reichliche Unterstützung zu geben, war er bereit, wo immer Hilfe nötig schien. Mit ganzer Seele hing er an der täglichen Feier der hl. Messe, und die Unterlassung derselben in den letzten $1^3/_4$ Jahren seines Lebens, da er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, fühlte er als eine der schwersten Prüfungen. Ebenso war ihm die treneste Persolvierung des Breviergebetes nicht nur eine strenge Pflicht, sondern auch ein kostbares Mittel zu steter Erbaunng nnd gläubiger Erhebnng. Gar schön ist das ersichtlich aus seiner bereits erwähnten Anslegung und Anwendung des 118. Psalms. Katholischer Priester wollte Zehetmayr sein, und als solcher wollte er leben nnd sterben.

Zehetmayr war ein tüchtiger Lehrer. Selbst immer geistig thätig, snchte er auch seine Schüler zu geistiger Thätigkeit anzufeuern; ein Verehrer der klassischen Studien, suchte er anch seine Schüler für dieselben zu begeistern. Sein Unterricht war lebendig, voll Frische und, wie ausnahmslos zugegeben wird, stets anregend. Frische und Lebendigkeit liebte er aber anch bei den Schülern, alles Lahme nnd Langweilige war ihm verhafst. Er suchte seine Schüler zur Selbstthätigkeit zu bringen, äufserliches Angreifen des Lehrstoffes galt bei ihm nicht viel. Dabei hatte er ein besonderes Geschick, dem Schüler das heraus-

zulocken, um was es sich handelte, und ihn durch eigene Denkarbeit zur Erfassung des Wesentlichen zu führen.

Die klassischen Sprachen verstand er geschickt zu handhaben; insbesondere war er infolge seiner Cicero-Studien ein gewandter Latinist. Die Klassiker erfuhren durch ihn eine treffliche Wiedergabe und Interpretation. Dazu befähigte ihn einerseits der Umstand, daſs er sich in den Schulautoren sicher und heimisch fühlte, anderseits jene Gründlichkeit, welche durch vollständiges Erfassen aller sprachlichen Einzelheiten zum klaren Verständnis des Ganzen vorzudringen sucht. Oberflächliches Übersetzen wies er konsequent zurück und nötigte dazu, auf die Grundbedeutung der Wörter einzugehen. Wie gerne erinnern sich seine Schüler an die Interpretation der ars poetica und der Reden des Cicero! Für diesen Autor war er besonders eingenommen. „Begeistern Sie noch immer für Cicero?" redete ihn einst Staatsminister von Lutz an gelegentlich eines Besuches in Freising. Über dem Betrieb der klassischen Studien wurde aber insbesondere die vaterländische Sprache nicht vernachlässigt; diese fand durch ihn eine hervorragende Pflege, um so mehr, als er selbst ein tüchtiger Germanist war. Daſs endlich sein Lieblingsstudium, die Sprachvergleichung, in der Schule bei passenden Gelegenheiten sich geltend machte, versteht sich von selbst. Er rühmt sich auch dessen in dem unten zu erwähnenden Schriftchen, worin er in rührender Weise von der Schule und Jugend Abschied nimmt: „Die so zur Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne herangebildete Jugend wird dankbar das Andenken eines jeden Lehrers preisen, der es gewagt hat, am Gymnasium schon gelegentlich an die Quelle zu führen, aus der er selbst so oft für sich neue Kraft geschöpft und seinem Unterrichte gröſsere Frische und Lebendigkeit zu verleihen suchte." (vgl. die Vorrede). Für das Wahre, Schöne und Gute seine Schüler zu begeistern, war eben Zehetmayr redlich bestrebt, und mit berechtigtem Stolze durfte er in eben derselben Schrift die Worte gebrauchen: „non omnis moriar, vivet mihi docta juventus."[1])

Zehetmayr war aber auch ein tüchtiger Gelehrter. Sein spezielles Arbeitsfeld bildete die indogermanische Linguistik, worauf er durch das Studium des Sanskrit und der germanischen Sprachen geführt wurde. Und in die einzelnsten und difficilsten Fragen dieses umfangreichen Wissensgebietes konnte er sich mit einer Hingebung versenken, wie sie eben nur dem Gelehrten eigen ist. Was er selbst sich zu eigen gemacht und durch mühsames Forschen eruiert hatte, davon teilte er auch gerne und bereitwillig anderen mit. Es bereitete ihm Vergnügen, Unterricht solchen zu erteilen, die Interesse für derartige Studien bekundeten. Mit einem eigenartigen Geschicke, auf induktivem Wege, verstand er es, in die Geheimnisse der Sprachwissenschaft einzuführen, sei es daſs er die Bhagavadgita oder sonst einen Sanskrit-Text zu grunde legte, sei es daſs er seine eigenen Arbeiten hiezu benützte oder den Ulfilas erklärte. Am liebsten wählte er zu diesem Zwecke die gnomae Indicae, gesammelt von seinem Collegen Rupp, ein Büchlein, worin mit wahrem Bienenfleiſse eine Anzahl der schönsten Gnomen aus dem reichen Schatze der Sanskrit-Literatur zusammengetragen ist, begleitet von einer wirklich mustergiltigen metrischen Übertragung in lateinischer Sprache. Alle jene, die so Privatunterricht bei Zehetmayr genossen, gedenken gewiſs mit dankbarer Erinnerung der anregenden geistigen Förderung, die ihnen dadurch geworden.

„Zehetmayr war nicht nur ein anregender Lehrer," schreibt Prof. Dr. von Christ in einem Beileidsbriefe an den Direktor des Klerikalseminars, „sondern auch ein hochstrebender Gelehrter, dessen Worten und Schriften ich mit Bewunderung folgte, wenn ich mich auch nicht immer seinen hochfliegenden Kombinationen anschlieſsen konnte. Als Autodidakt hat er auf dem Gebiete der Sprachvergleichung Glänzendes geleistet, und viele von denen, die ihn, weil er im Einzelnen das eine oder andere übersah, meistern wollten, weit überschaut. Was mich aber an ihm am meisten anzog, das war die flammende Begeisterung, mit der er die Fackel des neuen Weges der Sprachforschung schwang, und die Schwierigkeiten, welche ihm die Vereinzelung entgegenstellte, zu überwinden vermochte." Eine kurze, aber treffende Charakteristik von berufener Seite.

---

[1]) Von 1851—1854 lehrte Zehetmayr auch französische Sprache, als dieser Unterrichtsgegenstand noch nicht obligat war, ebenso von 1851—1858 englische und 1852/53 hebräische Sprache.

Anfangs liefs sich Zehetmayr in seinen Arbeiten noch zu sehr vom Semitischen beeinflufsen, von der Richtung Fürsts und seiner Schule, die sich hauptsächlich darin charakterisiert, dafs sie semitische Stämme auf einsilbige Wurzeln zu reduzieren suchte und, ehe noch die Frage auf dem Boden des Semitismus selbst zum Abschlufs gebracht werden konnte, diese scheinbar gefundenen Wurzeln ins indogermanische Gebiet herüberzog. Doch darf ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden. Hat ja noch 1873 Friedr. Delitzsch mit wissenschaftlichem Ernste semitisch-indogermanische Wurzelverwandtschaft nachzuweisen versucht.

Zehetmayrs erste linguistische Publikation „Verbalbedeutung der Zahlwörter" erschien als Programm des Gymnasiums 1854. Darin suchte er dem Wortsinne der Numeralien nachzuspüren, und kein geringerer als Pott stimmte in der Hauptsache mit ihm überein, wie aus einem Briefe hervorgeht. Nur das Hereinziehen des Semitischen tadelt er. In den folgenden Schriften sehen wir Zehetmayr die betretene Bahn verlassen und ganz auf dem strengen Boden der indogermanischen Sprachwissenschaft sich bewegen. Das Studium der Lautgesetze beschäftigte ihn voll und ganz, und auf Grund dieser Studien war es hauptsächlich zunächst die rein etymologische Seite der Linguistik, auf die er sich verlegte, ohne dabei das Gebiet der analogen Sprachvergleichung unberücksichtigt zu lassen. Als Resultat dieser Studien erschien sein erstes gröfseres Werk: Lexicon etymologicum Latino etc.—sanscritum comparativum, quo eodem sententia verbi analogice explicatur. Vindob. 1873 (Hölder).

Hatte Zehetmayr bisher mehr nach der rein etymologischen Seite hin gearbeitet und sich vertieft in die schwierigen Fragen der lautlichen Veränderungen und Übergänge, der einzig sicheren Grundlage alles verständigen Etymologisierens, so betrat er nunmehr die Bahn, auf der er entschieden eine bedeutende Stellung einnimmt, das Gebiet der analogen Sprachvergleichung. Die Ergebnisse dieser Forschungen hat er niedergelegt in seinem Hauptwerke „Analogisch-vergleichendes Wörterbuch über das Gesamtgebiet der indogermanischen Sprachen. Auf Grund strenger Etymologie, mit besonderer Berücksichtigung des Lat., Griech., Deutschen, Slavischen und Sanskrit. Leipzig (Brockhaus) 1879." In diesem Buche steckt eine gewaltige Summe geistiger Arbeit. Der Titel schon spricht deutlich den Zweck aus. Als vergleichendes und zwar analogisch-vergleichendes Wörterbuch unterscheidet es sich wesentlich von den blofs etymologischen Werken. Die Etymologie bildet darin nur den soliden Grund, von dem aus die Sprachforschung zu dem vorgesteckten Ziele gelangen soll, dazu nämlich, den Inhalt des jeweiligen Wortes ins klare Licht zu stellen.

Über die Wichtigkeit der analogen Sprachvergleichung, soweit sie sich in den Bahnen der strengen Sprach- und Denkgesetze bewegt, besteht kein Zweifel. Zehetmayr hat nun auf diesem Gebiete unstreitig Bedeutendes geleistet. Die formelle Analogie kommt in dem Buche reichlich zur Geltung, reichlicher noch die Ideen-Analogie, welche es mit dem Grundbegriffe zu thun hat, den selbst etymologisch nicht verwandte Wörter aus verschiedenen Sprachen in der Bezeichnung eines Gegenstandes gemeinsam teilen. Diese ist demnach die mehr philosophische Seite der Linguistik, indem sie auf die primitive Identität des Denkens schliefsen läfst. „Ihr Streben," schreibt Windisch 1881 an den Verfasser, „Parallelen der Bedeutungsentwicklung zu geben, ist nach meiner Ansicht eine notwendige Ergänzung der etymologischen Forschung". Dafs natürlich in einem so umfangreichen und vielseitigen Werke der eine dies, der andere jenes auszusetzen hatte, konnte nicht ausbleiben, ändert aber an dem Werte der Arbeit durchaus nichts.

Das Gebiet der analogen Sprachvergleichung blieb fortan Zehetmayrs Hauptarbeitsfeld. Die Wichtigkeit und den Wert derselben suchte er darzulegen in einem Programme aus dem Jahre 1884 (zugleich Festschrift zur Grimm-Schmellerfeier) „Die analog vergleichende Etymologie in Beispielen erläutert" (auch in Commission bei Brockhaus erschienen und erweitert durch ein ausführliches Wortregister). Als er vom Lehramte sich zurückzog, wollte er nochmals die Bedeutung dieser Wissenschaft in Erinnerung bringen und that dies in seinem Abschiedsschriftchen „Deutsch, Germanon, Preufsen etymologisch gedeutet. Freising 1886." An einen möglichst naheliegenden Gegenstand wollte er darin in möglichst populärer Form seine Erklärungen anknüpfen. Das Schriftchen verfolgt einen doppelten Zweck. Es versucht den Nachweis, dafs der Name bereits die historische Bestim-

mung seines Trägers andeute, dafs also die Geschichte des deutschen Volkes seinen Namen wie ein göttliches Omen bestätige. Der weitere Zweck aber ist, das Walten der Lautgesetze zu zeigen, daher die zahlreichen Beispiele, welche prägnant das jeweilig angewendete Lautgesetz belegen. Das Ganze ist frisch und anregend geschrieben, teilweise des Humors nicht entbehrend.

Eine stattliche Reihe von Einzeluntersuchungen auf sprachvergleichendem Gebiete ist niedergelegt in den Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen, für welche Zeitschrift Zehetmayr seit ihrer Begründung einer der eifrigsten Mitarbeiter war. Abgesehen von Rezensionen einschlägiger Werke seien hier erwähnt die Artikel: decus S. 252, oppidum S. 191, Roma S. 232 (1. Bd.), annona S. 113, stirps S. 272 (2. Bd.), vivo S. 71 (3. Bd), aratrum S. 147, Lenz S. 129, sepulcrum S. 297, uxor S. 9 (4 Bd.), eine philologische Kneipstudie S. 250, ein Tanz S. 44 (5. Bd.), feles S. 153, Gallus S. 335, leo S. 60 (6. Bd.), canis S. 269, crocodilus S. 37, das ebstische *Οὖτις* S. 195 (zu Od. IX,400), equus S. 343 (7. Bd.), simia S. 183, unio S. 365 (8. Bd.), custos S. 314, zu *ἀμφί* S. 356, zu *δή* S. 61 (9. Bd.), Beiträge zur Mythologie S. 278, dorsum S. 318, zu *ἐγών*, *ἐγώ* = ich S. 217 (10. Bd.), liber S. 343, optimus S. 253, severus, serenus, sermo S. 164, zu âpas S. 306 (11. Bd.), religio S. 247, testis S. 429 (12. Bd.), gemma S. 304, pater S. 103 (13. Bd.), etymologische Gleichungen S. 417, frater S. 57, *μεθ' ἡμέραν* S. 97 (14. Bd.), amor S. 356, être à même S. 401, Gajus S. 164 (15. Bd.), gratus S. 413, provincia S. 64 (16. Bd), Kleinigkeiten als Beitrag zur analog vergleichenden Sprachforschung S. 27. Nerthius, Isis, Nehalennia S. 407 (17. Bd.), Arier S. 26, vos plaudite S. 192 (18. Bd.), cliens S. 458, promitto S. 27 (19. Bd.), debes ludibrium ventis (Hor. Od. I, 13,14) S. 205 (20. Bd.), Beigabe zu Kares' Poësie des Wortschatzes S. 558, zu inclusam Danaen turris aenea (Hor. Od. III, 16) S. 142 (21. Bd), Deutsch, Germanen, Preufsen S. 377 (22. Bd.), Miscellanea S. 91, 355 (24. Bd.), sincerus und Sanskrit S. 28, Was bedeutet Sanskrit? S. 452 (25. Bd.), zwölf und zwelf S. 18 (27. Bd.)

Ein reiches, thätiges Leben hat mit Zehetmayrs Hingang abgeschlossen. Einem Manne von so seltener Frische und Arbeitslust war geistige Beschäftigung geradezu Bedürfnis geworden, und darum konnte er nie müfsig sein, auch im höchsten Alter nicht, bis ihn endlich die Kraft verliefs. Nun ruht er im Frieden des Grabes. Ehre seinem Andenken!

Freising. Schühlein.

Erklärung und Erwiderung.

Gegen das „Handbuch von Bayern", dessen 1. Hälfte ich vor etlichen Monaten veröffentlichte, hat Herr Rektor Markhauser im vorigen Hefte dieser „Blätter" einen längeren Angriff in seiner sattsam bekannten Weise zu richten für nötig befunden. Genanntes Werk erweist sich durch Anlage, stoffliche Ausführung, Vorrede und Register als eine erdkundliche Arbeit aus dem Bereich der Länderkunde. Auch sind derselben auf grund ihres angegebenen Zweckes ortsgeschichtliche Abschnitte und Angaben in grofser Zahl eingefügt. Dafs nun Markhauser vor einem wissenschaftlichen Leserkreis über Werke aus dem Gebiete der Erdkunde sich als berufenen Kritiker kundzugeben sucht, ist jedenfalls verwunderlich, nachdem er bisher sich nirgends als Kenner einzelner Teile genannter Disziplin einigermafsen wahrnehmen liefs. Allerdings gedenken wir hiebei ohne jede Mifsbilligung der Thatsache, dafs man durch die Umstände oft dazu bestimmt wird, eine neue literarische Erscheinung in einer Zeitung oder Wochenschrift empfehlend mit einigen Worten einzuführen, ohne dafs man sich dabei den Schein fachkundiger Autorität irgendwie beizulegen strebt. Anders wird dies beim Versuche einer eigentlichen Kritik in einer wissenschaftlich-literarischen Zeitschrift, wie diese „Blätter". Markhauser zeigt zwar in seinem Aufsatz durch keine Bemerkung oder auch nur Begriffsverwendung, dafs er sich wenigstens im Stillen mit der heutigen Erdkunde aufs nötige befafst hat, aber er urteilt und verurteilt leichten Mutes.

Dem gegenüber bemerke ich einerseits, dafs die Geographie nicht durch den gröfsten Vorrat an Kenntnissen in andern Wissensgebieten, sondern nur durch jahrelang anhaltende Arbeit in dem weiten und tiefgründigen Fache selbst einigermafsen erfafst wird, andrerseits dies, dafs das Urteil über das „Handbuch von

Bayern" in mafsgebenden geographischen und anderen wissenschaftlichen Organen festgestellt werden wird von Fachkundigen, welchen es um sachliche Würdigung zu thun ist. (Von dieser materiellen Klärung der Sache wird wohl hier später Notiz gegeben werden können).

Bedenklich ist sodann natürlich nicht nur, dafs Markhauser beim Mangel von Angriffspunkten geographischer Natur auch gegen dieses Werk seine Gepflogenheit wendet, Ungenauigkeiten in untergeordnetsten Dingen, Druckkorrekturversehen, Kommata aufzuspüren und zu brandmarken, sondern dafs er auch entgegen klarstem Erkennen und physischem Sehen die geographische Arbeit zu diskreditieren sucht. Denn er weifs und sieht (weil hierin gar nie Zweifel und Unklarheit entstehen kann) so genau wie jeder andere, wo das Erzählende jeweilig in der Darstellung beginnt (Arbeit des Schriftstellers J. M. Forster), und wo die orts- und landesbeschreibenden Abschnitte aufhören (Inhalt, Tempuswechsel und Drucksatz reichen hier doch wohl zur Klarstellung aus). Aber damit doch einige Steine mich auch treffen, wird ohne weiteres eine ganze Anzahl von den Anständen, welche M. in den erzählenden Partien erheben zu müssen glaubt, auf den geographischen Darsteller geworfen. Ähnlich steht es bei Folgendem. M. liest z. B. 120mal nach vorgeschriebener Weise „Witwe"; aber einmal ist (vom Manuskript des der älteren Schreibung folgenden Autors der geschichtlichen Partien her) „Wittwe" stehen geblieben: da „überschreitet die oftmalige Abweichung, die Inkonsequenz des Verfassers alles Mafs und Ziel!" Ganz ähnlich steht es mit den Wörtern „Gemahlin", „Stil", „Veste", „kristallinisch", mit dem Namen Emmeram u. s. w. Was ich über mein Schwanken im Schreiben der Eigennamen in der Vorrede sage, beachtet natürlich Markhauser ebensowenig, als er den ihm dort angegebenen Kommentar über das Wesen des Buches zu studieren nötig hatte. Er konnte doch sein Angriffsmaterial nicht durch solches vermindern lassen! Dafs über Gehalt und Darstellungsweise, d. h. den eigentlichen Wert auch gröfserer Werke deren Orthographie und Grammatik entscheiden, zeigt uns die Markhausersche Rezension aufs schlagendste. Obgleich ich die genannten zwei mächtigen Disziplinen viele Jahre lang in speziellen Wochenstunden zu lehren hatte, ist es mir dennoch weder hiedurch gelungen, dieselben mir anzueignen, noch durch eine lange Reihe grofser und kleiner Publikationen. Ich müfste mich daher bescheiden, beim Herrn Kritiker in die Schule zu gehen, wenn er nur selbst auf dieser seiner vermeintlichen Domäne fest säfse. Allein nur zwei Beispiele aus dem gleichen Aprilheft d. Bl.! Wenn man über das Komma vor „und" nicht bescheid weifs, wie M. auf S. 333 Z. 12, so ist dies kein blofses Versehen. Ebensowenig wirkt es imponierend, wenn jemand mit einem ausgedehnten Angriff ein vaterländisches Buch über Bayern herunterzieht, aber regelmäfsig das Adjektiv dieses Landesnamens falsch schreibt.

M. bricht emphatisch über eine Periode Forsters den Stab, natürlich wieder mit der schönen Unterstellung „von häfslichen Satzproben sei nur eine herausgehoben" (also gibt es wohl Dutzende) und mit Überschiebung auf den Geographen, weil dieser allerdings bei der Korrektur darüber hinweg las. Will man sich aber etwas Häfsliches an der Spitze eines Aufsatzes vor das Auge halten, dann lese man doch vor allem Markhausers Diktum auf S. 327 Z. 8 des gleichen Heftes d. Bl.: „Dafs keineswegs allerwärts rosige und vor jedermanns Augen offen daliegende Pfade zu wandeln dem vergönnt ist, der es unternimmt, die Geschichte der letzten 3 Jahrzehnte zu schreiben, einer Zeit, die überreich an Ereignissen von der belangreichsten Tragweite und in hunderterlei Beziehungen noch ungeklärt, allenthalben den Charakter des Unfertigen, der Nichtabgeschlossenheit an der Stirne trägt, braucht kaum erst gesagt zu werden". Wie aber M. nach Bedarf auch über die Regeln an den bayer. Schulen sich erhebt (was wir allerdings an sich nicht für alle Wortbilder mifsbilligen), wenn er z. B. nicht gestattet, dafs man bei Fremdwörtern c und k als gleichberechtigt behandle, so fühlt er sich besonders durch seine chronikalischen Kenntnisse zu Machtgeboten berufen. Auf M.s Anordnung sind z. B. Schiltbergers zweimalige Angaben, dafs München sein Geburts- und Heimatsort sei, für falsch zu erklären, weil eine dritte Stelle mifsdeutet werden kann. Den Reichsabt Frobenius F. verwechselt M. mit irgend einem Febronius (vielleicht Hontheim?). Die Grafschaft Mals versetzt er nach Niederbayern (Mals liegt in Tirol). Den Verkäufern derselben gönnt er nur $^1/_{10}$ ihres

Verkaufspreises. Man sollte doch ihr Gut nicht nach so langer Zeit so heruntersetzen. Weiter müssen wir den Schematismus der Erzdiöcese von 1896, sodann Meichelbeck, ed. Baumgartner, und den von Markhauser so lebhaft beschirmten Deutinger (Beiträge z. Gesch. d. Erzb. M. u. Freising) zum Schutze eines Bischofs anrufen, welchen M. nachträglich seiner Würde entsetzt: es ist der Graf Schlick, 1443—48. Ebensowenig darf M. jetzt hinterdrein z. B. das Jahr der Übernahme von Ebersberg durch die Johanniter verrücken; das lehrt deutlich das Oberbayer. Archiv (IV) und Zschokkes Bayer. Gesch., IV. U. s. w. U. s. w. Hoffentlich ist es nicht persönliche Mifsgunst, wenn Markhauser dem liebenswürdigen Grafen Rambaldi den Schlofsbesitz in Allmannshausen abspricht; letzterer wenigstens verwahrte sich schriftlich dagegen. Wir haben noch andere Beispiele bereit, welche aber nur das Gleiche lehren wie die bisherigen Hinweise: Nicht einmal auf dem Felde der Äufserlichkeiten, nämlich dem der Grammatik und der Chronikangaben, erweist sich Markhauser berechtigt, den literarischen Ketzerrichter über die von ihm angegriffenen Produkte zu spielen!

Die lauen patronisierenden Redewendungen, welche der Gegner dem Werke anfänglich widmet, sind natürlich angesichts der bewiesenen Tendenz nur zweckmäfsige Verstärkungsmittel der allgemein gehaltenen und der mit Einzelnotizen und Buchstabenjägerei gegen ein Werk von 45 000 Zeilen vorgehenden Angriffe. Diese Tendenz tritt sehr deutlich in Wendungen und Stellen verschiedenster Richtung zu tage. Zu ihr gehört u. a. die leicht hingeworfene leere Verdächtigung, ich hätte Polemik getrieben. So ist auch bezeichnend, dafs M. persönlich genau wufste, die Angabe der östl. Länge von München sei ausschliefslich bei dieser ersten Stadt aus der nicht von mir verfafsten Ämterstatistik hereingekommen, und dafs deren übersehene Unrichtigkeit in der weitaus gröfsten Zahl der Exemplare beseitigt war: aber er mufs ja besonders auch den Wert der geographischen Gesamtarbeit herabdrücken!

Wenn bei den Geographen von Fach, bei den Schulmännern und den andern Gebildeten unseres Volkes die Leistung, welche im „Handbuche“ vorliegt, einer Aufnahme begegnete, wie sie Markhauser offenbart, so gehörte dessen Verabfassung zu den bedauernswertesten Bemühungen, welche ein beschäftigter Autor und ein Vaterlandsfreund jemals übernommen konnte.

München. W. Götz.

Beleuchtung der vorstehenden Erklärung und Erwiderung[1]).

Herr Prof. Dr. Wilh. Götz belehrt uns ausgehend natürlich von einer bescheidenen Bezugnahme auf die eigene Erfahrung, „dafs die Geographie nur durch jahrelang anhaltende Arbeit in dem weiten und tiefgründigen Fache selbst einigermafsen erfafst wird“; zum Schlusse stellt er sich noch als „beschäftigten Autor und Vaterlandsfreund“ vor. Da diese seine Vorzüge herabzumindern oder auch nur zu bezweifeln in der angefochtenen Besprechung seines Buches auf S. 334—43 dieses Bandes unserer Blätter, abgesehen etwa von dem Hinweise auf ein paar gröbere Verstöfse, mit keinem Worte versucht wird, da sie vielmehr anerkennend gerühmt werden, so hätte sich Götz jene Andeutungen in seiner „Erklärung“ recht wohl ersparen können. Sie sind sicher nur geboten, um die Verwunderung kräftiger zum Ausdruck zu bringen, dafs ich mich erdreisten konnte, das Werk eines so grofsen und so verdienstreichen Geographen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift anders als „empfehlend mit einigen Worten einzuführen“.

Thatsächlich liegen diese Dinge nun aber wesentlich anders. Dafs es in hohem Grade wünschenswert ist, sein Buch möchte von den Lehrern unserer Mittelschulen, zugleich aber auch von ihren Schülern oberer Klassen fleifsig benützt werden, wird Götz selbst kaum in Abrede stellen wollen. Dieser Umstand dürfte es zur Genüge begründen, dafs sein Buch vom Standpunkte der Schule aus angezeigt wurde. Wo sich Götz mit rein wissenschaftlichen Fragen der Geographie beschäftigt, soll er von mir wie bisher so auch künftig völlig unbehelligt bleiben; wenn er sich hingegen literarisch auf den Boden der Schule begibt, werde ich mir

[1]) Hiemit erklären wir die Erörterungen über diese Angelegenheit in unseren Blättern für abgeschlossen. (Die Red.).

wie schon früher einmal so auch in Zukunft erlauben, seiner Thätigkeit zu folgen, und zwar ohne bei ihm vorher anzufragen, welche Seiten er von mir besprochen wünscht, welche nicht.

Noch ein anderer Punkt sei gleich hier abgemacht. Götz beklagt sich, daſs ich mitunter ihm zur Last gelegt, was auf Forsters Rechnung zu setzen war. Da das Titelblatt nur Götz als Verfasser nennt, so fällt unanfechtbar auch ihm allein die Verantwortung zu. Das vorliegende Titelblatt benimmt ihm alles und jedes Recht zu der Forderung, daſs eine Rezension des Buches haarscharf unterscheide, was Götzens ist, was Forsters. Er ermangelt nach dieser Richtung jeder Berechtigung zu einer Klage um so mehr, als auf S. 339 der Besprechung die einschlägige Stelle der Vorrede, welche sich über Forsters Mitarbeiterschaft äuſsert, wörtlich abgedruckt ist, und als somit jeder Leser der Rezension in die Lage versetzt wurde, sich selbst ein Urteil zu bilden, wo er Götz, wo Forster als Schuldigen zu suchen habe.

Anlangend die Besprechung selbst beliebt sie Götz lediglich — einen „längeren Angriff" zu nennen. Gern ist zuzugeben, daſs seinem hehren Selbstgefühle Posaunenstöſse von Lobsprüchen, aber auch nur von solchen, erwünschter gewesen wären. Indes war für sie bereits anderweitig gesorgt. Zudem ist in dieser Hinsicht Götzens und mein Geschmack ein verschiedener. Ich bin in meiner „sattsam bekannten Weise" gewiſs stets redlich bemüht, den Vorzügen der von mir besprochenen Bücher nach Kräften gerecht zu werden, und ich meinte auch dem Götzschen Buche sei nach dieser Seite ausreichend Genüge geschehen; dagegen kann und will ich nicht auch da loben, wo nach meiner Überzeugung nicht zu loben ist. Ich möchte neuen Auflagen nützen und glaube mich nicht einer eitlen Selbstüberhebung schuldig zu machen, wenn ich dies da und dort auch erreicht zu haben meine. Wenigstens haben mir namhafte Autoren, hinter Götz sicher nicht zurückstehend, manches warme Dankeswort zu teil werden lassen.

Anders freilich Götz. Ihm gilt es ja als meine „sattsam bekannte" Gepflogenheit, „Ungenauigkeiten in untergeordneten Dingen, Druckkorrekturversehen, Kommata aufzuspüren und zu brandmarken". Gegenüber diesen Behauptungen erscheint das Ersuchen angezeigt, Götz möchte doch die Besprechung gerade seines Buches nochmals nachlesen, um zu ersehen, wie viel denn in ihr von derlei Dingen die Rede ist, er müſste denn Sünden mitunter der allergröbsten Art für bloſse „Ungenauigkeiten" erachten. Es ist ja unschwer zuzugestehen, daſs Verstöſse gegen die schulgerechte Orthographie in einem nicht für Lehrer oder Schüler bestimmten Buche kaum zu berühren sind, und daſs sie selbst in Büchern, welche die Aufmerksamkeit der Schule beanspruchen, wenn auch nicht gerade Zierden, doch auch keine Schandflecken sind. Es ist einzig nur eitle Flunkerei, wie wir deren alsbald noch andere kennen lernen werden, wenn Götz behauptet, meine Rezension seines Buches zeige auf das schlagendste, daſs mir über Gehalt und Darstellungsweise, d. h. den Wert auch gröſserer Werke, deren Orthographie und Grammatik entscheide. Und wenn er dem anfügt, es sei ihm, obwohl er die genannten zwei mächtigen Disziplinen viele Jahre lang in speziellen Wochenstunden zu lehren hatte, dennoch hiedurch nicht gelungen, dieselben sich anzueignen, so ist dies doch ein recht überraschendes Geständnis und nicht eben geeignet, sich von seinem Unterrichtsverfahren in derlei Dingen eine allzu hohe Anschauung zu bilden.

Ich sprach oben von Flunkereien der Götzschen „Erklärung und Erwiderung" und bin verpflichtet, die Berechtigung zu einem so starken Worte nachzuweisen.

Man traut doch kaum seinen eigenen Augen, wenn Götz meine Klagen über „die oftmalige Abweichung, über die alles Maſs und Ziel überschreitende Inkonsequenz" rundweg auf die einmalige Schreibung von „Wittwe" statt „Witwe" zurückführt, während derlei Verstöſse so ziemlich Seite auf Seite sich finden; oder wenn er mir gar „Überhebung über die Regeln der bayerischen Schulen zum Vorwurfe macht, wenn ich nicht gestatte, daſs man bei Fremdwörtern c und k als gleichberechtigt behandle, und wenn er dabei unbeachtet läſst, daſs es sich in meinen Beanstandungen nirgends darum handelt, sondern vielmehr darum, daſs nicht bald C bald K in gleichen und in gleich gearteten Wörtern, zuweilen sogar in einem und demselben Worte, ohne allen rationellen Grund, nur wie es eben in die Feder flieſst, geschrieben werde. Es ist ferner doch nichts als eine Flunkerei, wenn er es mir schwer anrechnet, daſs ich einmal gelegentlich der Besprechung

eines anderen Buches ein Komma wegliefs, wo es nach dem Urteile von Leuten, die von diesen Dingen etwas verstehen, denen ich Götz nicht beizuzählen vermag, allerdings stehen könnte, aber keineswegs notwendig stehen mufs[1]); oder wenn er mich meistert, weil ich „bayrisch" geschrieben statt „bayerisch"; oder wenn er mir einen Satz als häfslich vorrückt, der zusammengehalten mit dem von ihm approbierten und von mir mifsbilligten Satzungetüme, in aller Bescheidenheit sei es gesagt, noch als Musterbeispiel gelten könnte.

Auch hinsichtlich Götzens sachlichen Beanstandungen wiederhole ich das Wort Flunkereien, weil sie kein besseres verdienen. Auf S. 341 meiner Besprechung liegt das Schreibversehen Frebonius Forster vor statt Frobenius F. Anstatt dies richtig zu stellen, ändert er Frebonius in Febronius, um mir imputieren zu können, ich hätte den berühmten Fürstabt des Schottenklosters in Regensburg „mit irgend einem Febronius verwechselt (vielleicht Hontheim?)"; als ob nicht durch die Beigabe des Familiennamens Forster jeder Zweifel ausgeschlossen wäre. Womöglich noch charakteristischer für die Götzsche Polemik verwertet er ein zweites Druckversehen[2]) „Mals" statt „Hals". Obgleich von mir ausdrücklich auf S. 600 seines Buches verwiesen ist, und obgleich er anknüpfend an meine Bemerkung zu Hals eine angebliche Berichtigung anreiht, zeiht er mich doch, ich hätte Mals nach Niederbayern verlegt, und belehrt die Leser, Mals liege in Tirol. Und die erwähnte Berichtigung? „Den Verkäufern der Grafschaft gönnt Markhauser nur $^1/_{16}$ ihres Verkaufspreises. Man sollte doch ihr Gut nach so langer Zeit nicht so heruntersetzen". Wie witzig! Ich nehme fast Anstand, Riezlers Autorität gegen die mannigfachen historischen Träumereien des Götzschen Handbuches ins Feld zu führen, weil die Besorgnis berechtigt erscheint, Riezler möchte darin eine Beleidigung erblicken; indes verzeichnet ist in seiner „Geschichte Baierns" III, S. 970 genau die von mir angegebene Summe. Dafs die von Götz angegebene Verkaufssumme nicht richtig sein kann, wäre übrigens schon aus dem in seinem Handbuche des öftern zitierten Werke „Das Königreich Bayern in seinen altertümlichen etc. etc. Schönheiten" I S. 177 zu ersehen gewesen.

Mit der ihm eigenen feinen Ironie bemerkt Götz „nach meiner Anordnung seien Schiltbergers zweimalige Angaben, dafs München sein Geburts- und Heimatsort sei, für falsch zu erklären, weil eine dritte Stelle mifsdeutet werden könne. Wie die Stelle „Frisingen, daby ich nachen geporen bin" einer Mifsdeutung fähig sein soll, ist schwer abzusehen. Und so nimmt denn auch Langenmantel in der Allg. deutschen Biographie XXXI S. 262 „Hollern, halbwegs zwischen München und Freising (nicht weit von der Eisenbahnstation Lohhof)" als Schiltbergers Geburtsort an; ebenso Riezler in seiner Geschichte Bayerns III S 919, letzterer allerdings etwas vorsichtiger speziell den Ort Hollern nur als wahrscheinlich". Götz verbietet mir ferner unter Bezugnahme auf „das Oberbayer. Archiv IV" und auf „Zschokkes Bayer. Geschichte IV" jetzt hinterdrein das Jahr der Übernahme von Ebersberg durch die Johanniter zu verrücken Nun findet sich aber das in Götzens Handbuch S. 250 angegebene Datum, der 22. Sept. 1781, weder im ersteren noch in der letzteren, wohl aber in dem anderweitig als unkritisch charakterisierten Buche Paulhubers „Geschichte von Ebersberg" S. 693, auch von Götz S. 249 als Quelle zitiert. Aus dem Oberbayer. Archiv IV S. 73 ist nur zu ersehen, dafs Karl Theodor erst am 14. Dezember 1781 die Stiftungsurkunde ausstellte. Auf Grund dieser wurden nach „Verhandlungen zwischen dem Churfürsten von Pfalzbayern und dem Grofsmeister zu Malta" die weiteren Vereinbarungen am 16. April 1782 in Malta abgeschlossen; die Ernennung des Grofspriors erfolgte am 16. Jan. 1783.

Da Götz von der Geschichte notorisch nicht mehr versteht als zugestandenermafsen von der Grammatik und von der Orthographie, so läge die Vermutung nahe, die in der „Erklärung und Erwiderung" versuchten historischen Richtigstellungen seien wieder eine Leistung Forsters. Auch die schülerhafte Art, auf die Werke anderer zu verweisen, und die ganze Oberflächlichkeit, mit der in diesen vermeintlichen Berichtigungen verfahren wird, liefsen auf die gleiche Feder

---

[1]) Gleichwohl steht in der betreffenden Korrekturfahne, wie ich mich nachträglich überzeugt habe, das Komma, von mir eingesetzt, und ist vom Setzer nur übersehen worden.

[2]) Auf der Korrekturfahne stand Gals, das G wurde von mir in H verbessert, dieses aber leider sowohl vom Setzer wie vom revidierenden Redakteur für M gelesen!

schliefsen. Allein Götz hat die Unterschrift gegeben; auch ist es doch wohl undenkbar, dafs ein Mann, der sich mit dem einen und unteilbaren Dentinger, vgl. oben S. 339, so gründlich blofsgestellt hat, diesen Namen je noch zu der Witzelei „des von Markhauser so lebhaft beschirmten Deutinger" anzurufen vermag. Noch unglaubhafter aber ist es, dafs er die weitere Witzelei anreihen mochte, ich hätte nachträglich den Grafen Schlick der 1443—48 in seinem Besitze befindlichen bischöflichen Würde entsetzt. Wie so denn? Ich sagte: „Dr. Grünwalder, Sohn des Herzogs Johann, wurde 1442 (recte 1443) zum Bischof von Freising erhoben, nicht 1448". Die Wahl hatte das Domkapitel vollzogen. Dafs Papst Eugen IV. den Grafen Schlick gegen jenen zum Bischof ernannte, brauchte um so weniger erwähnt zu werden, als auch bei Götz von ihm nicht die Rede ist, und als Geifs in seiner „Geschichte der Stadtpfarrei St. Peter in München" S. 44 ausdrücklich bemerkt, Grünwalder habe die Freude gehabt, dafs sein Gegner Schlick allen Ansprüchen auf das Bistum Freising entsagte. Da nun Forster in seinem Buche „Das gottselige München" I S. 445, Geifs ausschreibend selbst bemerkt: Dr. Grünwalder bestieg nach dem am 13. August 1443 erfolgten Tode des Bischofs Nikodemus ohne weitere Einrede, nachdem am 13. September seine einstimmige Wiederwahl erfolgt war, den fürstbischöflichen Stuhl, auf dem er am 2. Dezember 1452 ruhig entschlief", so dürfte es doch ausgeschlossen sein, dafs Forster entgegen seiner eigenen Angabe gegen mich polemisiert.

Götz findet es angemessen, nochmals an die Angabe von S. 187 seines Buches zu erinnern, nach der München unter 46° 25" östlicher Länge liegt; denn es sei bezeichnend, dafs ich ungeachtet triftiger Gegengründe diesen Punkt berührte. Ich widerstehe der Versuchung, Vorgänge für meine Beleuchtung zu verwerten, deren Verwertung, erfolgte sie, Götz kaum ein Gefallen, doch nicht unerläfslich ist. Nur das sei hier noch gesagt, dafs die Besitzer der vielen vor dem Umdruck jener Seite ausgegebenen Exemplare zu der Forderung berechtigt sind, dafs dieser Fehler in einer Besprechung namhaft gemacht werde, und dafs die Leser unserer Blätter ein Recht darauf haben, zu erfahren, welch ein böser Schnitzer geographischer Natur selbst einem Manne von Götzens geographischer Gröfse entgehen konnte.

Was bleibt nun von Götzens sachlichen Einwendungen noch aufrecht? Es ist mir entgangen, dafs Allmannshausen, von den Grafen v. Rambaldi seinerzeit verkauft, infolge Verehelichung des Herrn Grafen Karl v. Rambaldi mit der Erbtochter des Käufers später wieder in gräflich v. Rambaldischen Besitz übergegangen ist. Das ist alles. Tant de bruit pour une omelette!

München. Markhauser.

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Ernst Bodensteiner, Assistent in München (Maxg.) zum Gymnl. in Amberg; Priester Dr. Val. Weher, Gymnprof. (Rel.) in Straubing zum ord. Universitätsprof. in Würzburg; Priester Dr. Friedr. Schneider, Gymnprof. (Rel.) am alten Gymn. in Regensburg zum aufserord. Lycealprof. daselbst; Dr. Herm. Köhert, Gymnl. in München (Maxg.) zum Gymnprof. in Regensburg (A. Gymn.); Wilhelm Purpus, Assistent in Würzburg (A. Gymn.) zum Gymnl. am Progym. Grünstadt; Gg. Bäumler, Reallehrer in Zweibrücken zum Gymnprof. (M.) in Dillingen; Gustav Scholl, Assistent am Ludwigsg. in München zum Gymnl. am Progymn. Schwabach; Franz Kefsler, Assistent in Landau zum Gymnl. am Progymn. Pirmasens; Seminarpräfekt, Priester Fr. Jos. Käfs zum Gymnprof. (Rel.) am alten Gymn. in Regensburg.

Versetzt: Ludw. Bürchner, Gymnl. in Amberg, an das Ludwigsg. in München; Joh. Konrad Probst, Gymnl. in Dürkheim an das Maxgymn. in München; Peter Chally, Gymnl. in Grünstadt an das Progymn. Dürkheim; Dr. Wilh. Guthmann, Gymnl. am Progymn. Pirmasens an das Progymn. Fürth.

In Ruhestand versetzt: Ferd. Schöntag, Gymnprof. in Regensburg (A. Gymn.) für immer, wobei demselben in wohlgefälliger Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten Dienste der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Kl. verliehen wurde; Karl Nefs, Gymnl. am Progymn. Schwabach auf ein Jahr.

Gestorben: Friedr. Fleischmann, Gymnl. am Progymn. Fürth; Isaak Molenaar, Studienl. a. D. in Landau.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage der Gymnasialseminare, mit besonderer Beziehung auf das philologische Lehramt in Bayern.

Die Zusendung einer Schrift[1]) gibt mir den erwünschten Anlafs, einer Frage näher zu treten, mit der ich mich, wenn auch mehr theoretisch als praktisch, schon länger in eingehenderer Weise beschäftigt habe und die gerade jetzt einer kritischen Besprechung in unseren „Blättern" wohl würdig zu sein scheint.

Die Frage der Vorbildung zum höheren Lehramt wurde in unseren Kreisen zum letztenmale ausführlich behandelt auf den Generalversammlungen des Bayer. Gymnasiallehrervereines in Nürnberg (1886)[2]) und Regensburg (1888)[3]). In Nürnberg war es Deuerling, welcher in einem Vortrag einzelne Richtpunkte angab und darüber die Meinung der Versammlung erholte, in Regensburg Fleischmann, welcher durch Aufstellung einiger Thesen weiteren Anlafs zur Besprechung und Stellungnahme bot. Seitdem wurde die Frage nur noch ein paarmal mehr gelegentlich gestreift von Gerstenecker auf den Generalversammlungen in Würzburg (1890) und Augsburg (1892) und von dem Verfasser dieser Zeilen in den „Blättern" Jahrg. 1895 S. 360 ff. Im Jahre 1893 wurde an fünf bayerischen Gymnasien ein „pädagogisch-didaktischer Kurs" eingeführt, nämlich in München (Wilh.-Gymn.), in Würzburg (Altes Gymn.), Erlangen, Regensburg (Altes Gymn.), Neuburg. Es geschah dies zunächst in provisorischer Weise mit der Mafsgabe, dafs erst nach dreijähriger Erprobung einer spezielleren Bestimmung nähergetreten werden solle.

Sicher ist diese Frage sowohl für die Schule als auch als Standesfrage von der gröfsten Bedeutung; ohne Zweifel ist sie aber auch eine äufserst schwierige. Wenn ich es wage, mich hiezu zu äufsern, so geschieht es nicht, weil ich etwa meine Meinung als irgendwie mafsgeblich hinstellen möchte; vielmehr thue ich es in der Absicht, den gegenwärtigen Stand der Frage im allgemeinen nach bestem Wissen und Gewissen festzustellen und hiebei das Augenmerk auf gewisse Richtpunkte zu lenken, in denen zur Zeit noch erheblichere Meinungsverschiedenheit besteht; insbesondere aber auch deshalb, weil ich den lebhaften Wunsch hege, den Anstofs zu einer Diskussion zu geben, die der Sache zu gute kommt und uns eine Einrichtung bringt, welche unseren bayerischen Verhältnissen am besten entspricht.

[1]) Zur Frage der Gymnasialseminare. Erfahrungen und Erwägungen [von Dr. Gustav Richter in Jena. Sond.-Abdr. aus Lehrproben und Lehrgänge, Jahrg. 1895, Heft 44. Halle 1895.

[2]) Siehe Bericht über die 14. Gen.-Vers. S. 22—33.

[3]) Vergl. Bericht über die 15. Gen.-Vers. S. 19—22.

Dafs die Sache noch nicht genügend bereift ist, dafs wir es noch immer mit einer „Frage“ zu thun haben, beweist unter anderem der Umstand, dafs in Preufsen trotz der seit 1890 daselbst bestehenden „Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt der höheren Schulen“ die Meinungen über die Zweckmäfsigkeit mancher Einrichtungen noch ziemlich weit auseinandergehen. Allerdings ist zuzugeben, dafs die Verhältnisse speziell in Bayern mannigfach einfacher liegen, wie denn auch in dieser Frage der Satz gilt, dafs sich eines nicht für alle schickt; um nur einen Punkt hervorzuheben, so kommt es doch sehr wesentlich auf die Schulverfassung und insbesondere auch auf die Art der Prüfungsordnung des betreffenden Landes an, wie weit jeweilig zu gehen ist: so macht es einen grofsen Unterschied, ob Fachlehrer- oder Klafslehrersystem besteht, ob die Prüfungen mehr oder weniger nach Fächern stattfinden oder ob die allgemeine Vorbildung, die auf der Universität zu erlangen ist, auf breiterer Grundlage beruht, ob die Vorbildung für weite Kreise der Lehrerschaft eine einheitliche ist oder nicht. Wo, wie in Bayern die meisten Gegenstände einer Klasse in einer Hand ruhen, wo dementsprechend schon in der Prüfung im Sinne der Konzentration aus einer grofsen Anzahl fachwissenschaftlicher und allgemein bildender Disziplinen geprüft wird, wo sämtliche Philologen (in Bayern ungefähr ²/₃ der sämtlichen Gymnasiallehrer) eine und dieselbe Prüfung abzulegen haben, da ist die gröfste Gefahr des Unterrichts, Einseitigkeit und Zersplitterung, von vornherein, wenigstens unter normalen Verhältnissen, nicht gegeben.

Wir gestatten uns, hauptsächlich unter diesen Gesichtspunkten die bayerischen Verhältnisse und Bedürfnisse an der Hand der in der vorwürfigen Frage insbesondere in jüngster Zeit erschienenen Literatur[1]) zu messen. Wir fragen uns zunächst

Soll eine pädagogisch-didaktische Unterweisung vor der definitiven Übernahme einer Lehrstelle stattfinden?

[1]) Benützt wurden aufser G. Richter (s. o.) besonders die vielfach grundlegende Schrift von Herm. Schiller, Päd. Seminarien für das höhere Lehramt. Leipzig 1890, sowie sein auf der Münchener Philologenversammlung (1891) gehaltener Vortrag über die päd. Vorbildung der Gymnasiallehrer. (Verhandlungen S. 45—65). Die drei in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erschienenen Berichte von Christian Muff (Stettin) über seine ersten 3 Seminarjahre (Bd. 45, S. 310—319 = I; Bd. 46, S. 327—335 = II; Bd. 47, S. 242—255 = III); ferner Hornemann, Betrachtungen und Wünsche betreffend die Gymnasialseminare, Vortrag gehalten am 18. Dez. 1894 im Hannoverschen Provinzialverein, abgedruckt in dem Protokollauszug jener Versammlung. J. Loos, Unser erstes Seminarjahr in Zeitschr. f. d. öst. Gymn., 1895 S. 1—14. — Den ungemein lehrreichen Bericht von J. Loos über „Die praktisch-pädagogische Vorbildung zum höh. Lehramte in Deutschland“ (Z. f. d. öst. Gymn. 1893, 60—84 und 145—171) konnte ich erst nach Abschlufs meiner Arbeit erlangen. Loos berichtet hier aus eigener Anschauung über dreizehn deutsche Seminare verschiedener Einrichtung in äufserst instruktiver Weise. Auf eine nachträgliche Hineinarbeitung des Stoffes ins Ganze konnte ich um so eher verzichten, als sich meine Auffassung, wie ich mit Befriedigung bemerke, so ziemlich überall durch die thatsächlich bestehenden Verhältnisse, wie sie Loos mitteilt, bestätigt. Ich habe mich daher auf diese Skizze nur da und dort in Fufsnoten bezogen.

Wir glauben diese Frage bejahen zu müssen. Auch die Generalversammlung in Nürnberg hat sie in dieser Allgemeinheit einstimmig bejaht. Es kommt eben hiebei wesentlich auf das „Wieweit“ und das „Wie“ an. Man mufs sich, wie in allem, so auch hier davor hüten, zu generalisieren. Dies geschieht nun aber, wie mir scheint, in zweierlei Rücksicht nicht in dem nötigen Mafse. Fürs erste halte ich den Vergleich mit den Volksschullehrern für sehr wenig zutreffend. Man sagt, diese seien die rechten Pädagogen; diese sollten uns zum Muster dienen. Allein, bei aller hohen Achtung, die die Volksschullehrer und ihre Leistungen verdienen, mufs doch mit aller Entschiedenheit betont werden, dafs Volksschullehrer keine Mittelschullehrer sind, weder nach ihrem Bildungsgang, noch nach der Qualität der Unterrichtsgegenstände, noch nach dem Schülermaterial, hinsichtlich dessen das Alter und die Vorkenntnisse einen Unterschied machen. Gerade der Vergleich mit den Volksschullehrern spricht unseres Erachtens eher dafür, dafs der Lehrer an den höheren Bildungsanstalten einer eingehenderen Schulung entraten kann. Je elementarer der allgemeine Bildungsstand, je elementarer die Lehrgegenstände, je unreifer nach Alter und Vorkenntnissen die Schüler, desto mehr Methode, desto mehr Zwang ist notwendig sowohl nach der persönlichen als nach der sachlichen Seite. Wir gehen sogar soweit, dafs wir sagen: Unmöglich kann die geringe praktische Unterweisung, welche die Jünger des Volksschulunterrichtes auf ihren Seminarien geniefsen, den vortrefflichen Methodiker schaffen; sondern hauptsächlich sind es die Einfachheit, die Stufenmäfsigkeit des Unterrichts, welche den Lehrer, der mit gesundem Verständnis und mit Lust und Liebe seinem Beruf nachkommt, methodisch tüchtig werden lassen. Noch weniger vermag die Kenntnis der Geschichte der Pädagogik jene Wirkung hervorzubringen. Und wenn sie es auch vermöchte, wie sollte das in den paar Stunden, welche auf den Schullehrerseminarien diesem Fache gewidmet werden, möglich sein? Im allgemeinen ist es doch nur ein Auswendiglernen von Thatsachen, Lehrmeinungen und biographischen Einzelheiten. Zu einem vertieften Studium eines einzelnen vorbildlichen Pädagogen, sei es Comenius oder Pestalozzi oder Diesterweg oder wer immer, dürften nur sehr wenige Auserwählte gelangen. Damit bestreiten wir nun aber nicht, dafs die Bildung für den Volksschullehrer dennoch hinreicht. Für das Wertvollste ist die Methodologie der einzelnen Unterrichtsgegenstände zu halten. Man legt dort verdientermafsen auch grofsen Wert auf psychologische Bildung; gut — wenn sie nicht etwa vorwiegend theoretisch gelehrt wird und der Lehramtskandidat nicht gezwungen ist, sie nach dem Leitfaden zu lernen. Jene philosophisch-psychologische Bildung, die wir dem Universitätsstudierenden zusprechen und die er nur durch langjährige tiefere, insbesondere humanistische Bildung erreicht, wird jenen kaum in einem Grade zu eigen, dafs man sie deswegen mit den Kandidaten des höheren Lehramts vergleichen dürfte. Man bedenke nur die Dauer der allgemeinen Studien: hier $9 + 4 = 13$ Jahre, dort $3 + 2 = 5$ Jahre Vorbereitungszeit. Dann die Art des Studiums! Wie viele Leitfäden der Psycho-

logie ersetzt nicht die Lektüre eines Dramatikers? oder eines Historikers wie Tacitus? oder ist die Lektüre der rhetorischen Schriften des Cicero, des Quintilian nicht pädagogisch bildend? Damit ist nicht gesagt, dafs wir psychologisch-pädagogische Studien von der Hand weisen; wir sind im Gegenteil der Meinung, dafs der Universitätsstudierende in philosophischen Studien kaum genug thun kann, auf breitester Grundlage und in möglichst tiefer Auffassung. Aber wir weisen den Vergleich mit den Volksschullehrern zurück, als ob diese unsere Vorbilder sein sollten und rechnen diesen Vergleich wohl nicht mit Unrecht zu den Übertreibungen, wie sie die Reformpädagogik unserer Zeit neben mancher anderen zu tage gefördert hat[1]). Wir wollen uns einerseits nicht schlechter machen, als wir sind, anderseits gilt es heutzutage aber auch zu verhüten, dafs an den höheren Schulen ein Mechanismus platz greife, der für sie am allerwenigsten pafst. „Soviel steht fest," sagt Weifsenfels[2]) in dieser Beziehung, „dafs das Klappern mit dem Handwerkszeug nicht den geschickten Arbeiter macht. Für die Schule besteht immer die Gefahr, zumal in einer Zeit, wo die Losung ist, mit bewufster Methode unterrichten zu lehren, dafs sie einer Fabrik ähnlich wird, wo den Eintretenden ein beängstigendes Schnurren, Sausen und Tosen entgegenschallt". Etwas drastisch zwar, aber nicht unberechtigt!

Man generalisiert aber auch noch in anderer Hinsicht. Die einen sagen, es gehöre sämtlicher pädagogisch-didaktische Unterricht auf die Universität, die andern umgekehrt, er gehöre aufs Gymnasium. Beides ist unrichtig; vielmehr ist eine möglichst reinliche Scheidung notwendig. Dafs man hievon noch weit entfernt ist, zeigen die mannigfachen Verquickungen, die zur Zeit noch bestehen und die durch entsprechende Reformen beseitigt werden sollten. Ohne Zweifel rührt von dem Mangel der nötigen Scheidung zu einem gewissen Teil die Anfechtung her, welcher die ganze „Reformpädagogik" auf der einen Seite bei den Universitätsprofessoren, auf der andern bei vielen Angehörigen des höheren Lehrstandes selbst unterliegt. Wenn man der Universität alles, am Ende auch die ganze Manipulationsthätigkeit samt Einführung in die Reglements aufbürden will, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Mehrzahl der akademischen Lehrer sich darüber weidlich moquiert; andrerseits ist es ein Unding, wenn man erst in den Gymnasialseminarien Geschichte der Pädagogik, Einführung in Psychologie und Logik, kurz die wissenschaftliche Seite der Pädagogik treiben will; das ist für die Kandidaten, für die Unterrichtserteilenden, für die Anstalten zuviel des Guten. Wie uns scheint, ist in diesen beiden Hauptpunkten die nötige Unterscheidung erst noch zu gewinnen: einerseits ist es billig, die Kandidaten des höheren Schulamts nicht mit Kandidaten des Volksschullehramtes zu verwechseln, andererseits erscheint es als ein vordringliches Erfordernis, dafs zwischen den Pflichten der

[1]) Vgl. G. Richter (S. 4): „Es wäre ja wunderbar, wenn es in der Reformpädagogik unserer Tage nicht an Übertreibungen fehlen würde, wie sie von jeder neuauftretenden Reformbestrebung von jeher unzertrennlich gewesen sind u. s. w."

[2]) O. Weifsenfels in Zeitschr. f. d. G.-W. 1896 S. 17.

Universitäten und denjenigen der Gymnasien ein besserer Unterschied gemacht werde.

Dafs die Fortschritte in der Pädagogik, namentlich seit Herbart, auch für die Gymnasien gemacht sein sollen, ist eine Forderung des allgemein menschlichen Wissens- und Forschungstriebes, dafs die methodisch-didaktischen Hilfen, welche in den letzten Jahrzehnten in reicher Menge geschaffen wurden, nicht unbenützt daliegen sollen, ist eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, dafs man endlich dem Anfänger die nötigen Fingerzeige und Wegweisungen in die, wenn auch nicht gänzlich unbekannte, so doch praktisch noch nicht erprobte Welt des Schulzimmers und des Schulorganismus nicht vorenthalten soll, ist eine Forderung der allgemeinen Menschlichkeit. Nur soll dabei mechanisches Trichtern und kindliches Gängeln sorgfältig vermieden werden, damit am Ende nicht der angerichtete Schaden gröfser wird als der angestrebte Nutzen. Auf diesem Fundamente glauben wir die Art und Weise der theoretischen und praktischen Einführung in das höhere Lehramt nunmehr prüfen zu können.

Was gehört auf die Universität?

Es dürfte wohl von niemandem bestritten werden, dafs die Universitäten jene Stätten sind, an welchen der künftige Gymnasiallehrer seine wissenschaftlich-theoretische Grundlage und die segensreichsten Antriebe für seine spätere Thätigkeit, die ja im besten Sinne des Wortes eine wissenschaftliche ist und sein soll, zu bekommen vermag. Hier allein ist es dem aufnahmsbedürftigen und deshalb aufnahmsfähigen Jüngling möglich, sein Spezialfach nach Umfang und Tiefe kennen zu lernen, hier hat er auch die Möglichkeit, sein Wissen nach Neigung und Bedürfnis in mannigfacher Richtung über das unmittelbare Erfordernis hinaus zu erweitern und zu ergänzen; soferne nicht wenigstens die Anregungen an der Hochschule gewonnen sind, wird alles spätere Hinzulernen nur den Wert notdürftiger Surrogate haben. Wissenschaftliches Studium in möglichst weitem Umfang ist es also, was auf der Universität seinen Platz haben mufs. Nun — leisten dies die Universitäten etwa nicht? Gewifs leisten sie es. Aber sie leisten es vielfach nicht in der dem künftigen Gymnasiallehrer zusagenden Weise, und somit — natürlich blofs allgemein gesprochen — auch nicht in durchaus richtiger Weise.

Hören wir zunächst einige Stimmen aus unseren Kreisen. Auf der Münchener Philol.-Vers. (1891) wies im Anschlusse an Schiller, der in seinem Vortrage über „die pädagogische Vorbildung der Gymnasiallehrer" die nötige Anteilnahme der Universitäten zu erörtern unterlassen hatte, in höchst verdienstlicher, vortrefflicher Weise Hofrat Gust. Richter, Jena, darauf hin, dafs „weder die fachwissenschaftliche noch die didaktische Vorbildung des künftigen Lehrers für die erzieherische Wirksamkeit desselben die rechte Frucht tragen werde, wenn er nicht darauf bedacht sei, sich zugleich eine allgemein menschliche Bildung auf breiter Grundlage zu erwerben.

Fachwissen und Lehrgeschick allein verbürgen noch nicht einen tiefer wirkenden Einfluſs auf die Charakterbildung der Zöglinge, dazu gehöre ethische Wärme, feste Lebensauffassung, ein freier Blick, Verständnis für das Ganze menschlicher Bildung, Sinn für das Organische in Leben und Wissenschaft. Der gegenwärtig im wissenschaftlichen Betrieb mit geschichtlicher Notwendigkeit herrschende Spezialiseur sei einer solchen Richtung wenig günstig. Die Studierenden würden zwar in trefflicher Weise in die Arbeitsmethoden der Fachwissenschaft eingeführt — und daran dürfe nichts geändert werden —, aber das dadurch geweckte Interesse sei mehr auf die Form der Arbeit, auf die wissenschaftliche Arbeitstechnik, als auf den Gehalt der Objekte gerichtet und bedürfe zur Ergänzung anderer Studien, die mehr auf die Gewinnung eines reichen Inhalts ausgehen". Da nun G. Richter auf eine Ablenkung der zur Zeit herrschenden Strömung in eine andere dem Gymnasialunterricht mehr förderliche Richtung wenig (oder keine?) Hoffnung setzt, schlägt er zur Ergänzung zweierlei Einrichtungen vor (s. auch „Hum. Gymn." II S. 69): 1. hodegetische Vorlesungen, welche nicht nur zum richtigen Betreiben der Fachstudien anleiten, sondern auch die Stellung der einzelnen Fachwissenschaften im Gesamtsystem der Wissenschaft klarlegen und zeigen, welche allgemeine Studien in Verbindung mit den Fachstudien zu treiben sind; 2. neben den streng fachwissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen Vorlesungen von allgemein bildender Tendenz, so in der Philologie eine Erklärung der Klassiker, die weniger auf die Behandlung kritischer Einzelprobleme als auf den Nachweis des Ideengehaltes und auf die Kunstform gerichtet ist. Solche Vorlesungen würden am besten erfahrenen Schulmännern im Nebenamt übertragen, wie das früher an vielen Universitäten mit bestem Erfolg der Fall gewesen sei. In dieser Richtung bedürfe es einer Reform der Universitätsstudien und Prüfungsordnungen, und nur wenn man in der Lehrerbildungsfrage auch diesen Punkt fest ins Auge fasse, werde man zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis gelangen"[1]). Richter will also, dafs schon auf der Universität eine schiedlich-friedliche Teilung des Arbeitspensums eintrete. Ob es die akademischen Lehrer dazu kommen lassen wollen? Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, wenn sie auch ferner auf dem jetzigen Wege wandeln. Dann wird auch jenem Universitätslehrer (v. Wilamowitz) sein Recht werden, welcher das bisherige System wohl am zähesten behauptet und der sich zu dem bekannten Ausspruch hinreifsen liefs: die Philologie werde fortbestehen, auch wenn es an den humanistischen Gymnasien keine philologischen Studien mehr gebe. Die Zahl seiner Zuhörer wird sich freilich bedeutend vermindern.

Eine ähnliche Forderung, wie G. Richter, erheben viele andere, denen es um das Wohl der Gymnasien zu thun ist. Interessant ist, was in dieser Beziehung Hornemann sagt (in dem oben zitierten

---

[1]) Den gleichen Gedankengang findet man in G. Richters „Zur Frage der Gymnasialseminare" S. 5.

Vortrag): „Der Universitätsunterricht müsse den künftigen Schulmännern von vornherein deutlich machen, dafs sie nicht Gelehrte werden sollen". (Hornemann meint ohne Zweifel: „Spezialgelehrte"). „Sie mögen das wissenschaftliche Fachstudium betreiben, wie bisher; aber in der 2. Hälfte des akademischen Quadrienniums mufs daneben immermehr die Rücksicht auf den künftigen Beruf hervortreten. Dann werden ja die Studenten in der Regel wissen, ob sie an der Universität bleiben wollen oder nicht. Die künftigen Gelehrten müssen ihre rein wissenschaftlichen Studien fortsetzen, die künftigen Schulmänner immer mehr das pädagogische Studium hinzunehmen. Sie müssen Kollegien hören in denen sie die für die Schule wichtigen Teile der Fachwissenschaften behandeln und zwar in einer Weise, wie es für den Schulmann zweckmäfsig ist. Die Universitäten aber müssen derartige Kollegien darbieten; z. B. die Schulschriftsteller müssen so gelesen werden, dafs die höhere und niedere Kritik, dafs überhaupt das eigentlich Philologische ganz zurücktritt und das Ziel ein volles und tiefes sprachliches, sachliches und ästhetisches Verständnis des Gelesenen ist". So viel Bestechendes dieser Vorschlag hat, so teilen wir doch mit G. Richter die Befürchtung, dafs mit einer Scheidung zwischen künftigen Lehrern und künftigen Gelehrten Studenten erster und zweiter Klasse geschaffen würden. In der That scheint eine Reform auf der von Richter angegebenen Grundlage am ersten möglich zu sein. Warum übrigens seitens der akademischen Lehrer selbst eine teilweise Rückkehr zu dem erprobten Alten nicht beliebt werden sollte, ist an sich unerfindlich. Hermeneutik war doch von jeher ein integrierender Bestandteil der philologischen Arbeitsthätigkeit. Sicherlich käme eine mehr sachliche Behandlung seitens der Universitätslehrer, im Sinne der Konzentration und mit Bevorzugung des didaktisch Wertvollen, auch der Philologie als Ganzem nur zu statten. Sehr treffend äufsert sich in dieser Beziehung Theob. Ziegler („Der deutsche Student etc."): „Die Aufgabe der Universität bestehe darin, dafs sie nicht für die Wissenschaft im Sinne eines weltentfremdeten Akademikers, nicht ohne Wissenschaft im Sinne des unwissenden Praktikers, sondern nur durch die Wissenschaft zum Beruf zu bilden habe. Demgemäfs sei der Professor Gelehrter und Lehrer zugleich; wer aber eines gar nicht oder gar keines von beiden sei, der freilich sei nicht am rechten Platze. Mancher sündige auch, indem er vergesse, dafs die Buchdruckerkunst längst schon erfunden ist, und fortfahre Manuskripte vorzulesen und zu diktieren". Wenn demnächst alle Universitätslehrer oder wenigstens ein gröfserer Teil derselben ihre Aufgabe in dieser praktisch-idealen Weise auffassen werden, so werden die Klagen über Unzulänglichkeit der akademischen Unterweisung bald verstummen.

In Bayern liegen übrigens die Verhältnisse mannigfach günstiger als anderswo. Offenbar rührt ein Teil der Klagen aufserhalb Bayerns davon her, dafs dort die Fakultätsprüfungen bestehen, welche notwendig eine gewisse Einseitigkeit der Bildung im Gefolge haben; bei uns ist entsprechend der Einrichtung des Klafslehrersystems die in der

Prüfungsordnung geforderte Grundlage eine viel breitere (s. o.). Sodann wirkt hinsichtlich des philologischen Lehrbetriebs in Bayern zum Teil noch das Muster eines Thiersch, Nägelsbach und Döderlein nach, von denen bekannt ist, wie trefflich sie Theorie und Praxis auf der Universität in ihrer Weise zu verbinden wufsten. (Vgl. auch Autenrieth, auf der Nürnberger Generalversammlung, S. 30).

Gleichwohl wurden auch in Bayern Klagen über den akademischen Lehrbetrieb laut. Auf der vorhingenannten Gen.-Versammlung wurde in der auf Deuerlings Vortrag („Über die Vorbildung zum höheren Lehramt") folgenden Diskussion die aufgeworfene Frage „ob es Ansicht der Versammlung sei, dafs die Gegenstände und Autoren, welche an den Universitäten vorgetragen und erklärt werden, zu wenig mit den Bedürfnissen des Gymnasialunterrichts zusammenhängen", einstimmig bejaht. Dagegen unterliefs es damals die Versammlung noch, in der Frage einer allenfallsigen gymnasialen Organisation eine Stellung zu nehmen, wie sich denn gewichtige Stimmen, so namentlich Heerwagen und Autenrieth, gegen weitgehende pädagogisch-didaktische Einrichtungen augenscheinlich ziemlich kühl verhielten. In der Folge wurde pädagogisch-didaktische Unterweisung vor dem Eintritt in die Praxis ausdrücklich und spontan auch von den bayerischen Gymnasiallehrern gefordert. Diese Forderung kam in einer Anzahl von Thesen, die Fleischmann, Bamberg, aufgestellt hatte, auf der General-Versammlung zu Regensburg (1888) zum Ausdruck[1]).

Wie diese Leitsätze zeigen, glaubte man damals noch in unseren Kreisen, eine Besserung der Verhältnisse fast ausschliefslich von der Universität erwarten zu dürfen. Das war freilich eine Täuschung, wie auch der Schlufssatz zur 2. These auf einer Illusion beruht, der man sich heutzutage kaum mehr hingeben würde.

Die Universitäten lehnten die weitgehende Beteiligung, die man ihnen zumutete, ab. Damit war den beiden Neuerungen, die nun erfolgten, der Weg geöffnet: es wurden an 5 Gymnasien pädagogisch-didaktische Kurse eingeführt (1893) und in die Prüfungsordnung (vom J. 1895) Pädagogik und Geschichte der Pädagogik als neue Fächer aufgenommen.

Der Zweck dieser etwas ausführlichen Auseinandersetzung ist ersichtlich. Es galt, den Nachweis zu führen, dafs, wie aufserhalb

[1]) Die Versammlung begutachtete vier Punkte: „1. An den Universitäten sind regelmäfsige Vorlesungen einzurichten über Geschichte und Theorie der Pädagogik und über Didaktik des Gymnasialunterrichtes; 2. In pädagogischen Seminarien an den Universitäten ist die theoretische Ausbildung durch Besprechung pädagogischer Fragen und wissenschaftliche Ausarbeitungen aus dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik, sowie durch praktische Übungen, vornehmlich durch Hospitieren in den am Sitze der Universitäten befindlichen Schulen zu fördern. 3. Die Vorlesungen über Gymnasialpädagogik und die Leitung der pädagogischen Seminarien an den Universitäten sind Schulmännern zu übertragen, welche mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit hervorragende praktische Befähigung und Erfahrung vereinigen. 4. In der Prüfung für das Lehramt ist der Nachweis dieser theoretischen Ausbildung in der Pädagogik in eingehenderer Weise zu erbringen als bisher; es empfiehlt sich daher auch aus diesem Grunde wieder ein vierjähriges Universitätsstudinm zu fordern".

Bayerns, so auch in Bayern die akademische Ausbildung für das Lehramt nicht völlig zu genügen schien und dafs gröfstenteils auf diesen fühlbaren Mangel die Änderungsversuche zurückgehen.

Was nun die Neuerungen anlangt, die in Bayern getroffen worden sind, so haben wir es in diesem Zusammenhange nur mit der Prüfungsordnung[1]) zu thun. Hier ist nun zweierlei sehr zu begrüfsen: erstens, dafs eine Unterweisung in Pädagogik und Geschichte der Pädagogik eingeführt wurde, und zweitens, dafs uns das einheitliche und im Sinne der Konzentration auf breiterer Grundlage aufgebaute Examen aus einer Mehrzahl von Fächern erhalten blieb: in Bayern wird jeder Kandidat, der sich für das philologisch-historische Lehramt einer Prüfung unterzieht, deren Bestehen die Anwartschaft auf eine Klafslehrerstelle gewährt, — in zwei Abschnitten — aus folgenden Fächern geprüft: Latein, Griechisch, Geschichte, Deutsch (Aufsatz, Literaturgeschichte, historische Grammatik), griechische und römische Altertümer, griechische und römische Literaturgeschichte, griechische und römische Archäologie, Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, dazu Pädagogik und Geschichte der Pädagogik.

Eine einseitige Ausbildung kann man das sicher nicht nennen; und wenn es damit in gewissem Sinne seine Richtigkeit hat, dafs jede Wissenschaft ihre Methode in sich birgt, so kann es auch von vorneherein an Sinn für Methode demjenigen nicht fehlen, der diese Prüfung mit Ehren bestanden hat. Ja, es ist gewifs nicht zuviel behauptet, dafs dieser auf wissenschaftlichem Wege gewonnene sensus rationalis, jede ad hoc aufgestellte Methode i. e. Schablone entbehrlich macht. Hierin dürfte der wesentliche Unterschied zwischen dem akademisch gebildeten Lehrer und dem Volksschullehrer zu finden sein. Die Weihe, welche wissenschaftliche Bildung gewährt, darf unter keinen Umständen zu gering angeschlagen werden.

Nun könnte etwa jemand fragen: wozu dann die Klagen über Mängel der Hochschulbildung? Wir antworten: Trotz aller Anerkennung des Wertes rein-wissenschaftlicher Bildung scheint es uns doch möglich, dafs in einigen Punkten seitens der Universität mehr als bisher entgegengekommen werde: vor allem in bezug auf eine Hodegetik, welche die Studierenden fast noch überall entbehren; sodann in Hinsicht auf die Didaktik der eigentlichen Schulgegenstände.

Und nun noch Eines! Es wird ja auch dann noch, wenn den Kandidaten in der genannten Weise an die Hand gegangen wird, ein erkleckliches Mafs eigener Arbeit verlangt, so grofs, dafs es fraglich ist, ob sie alles in der kurzen Zeit von vier Jahren bewältigen können. Dafs es mit vier Jahren Universitätsstudium selbst bei gröfster Beschränkung auf die Prüfungsgegenstände kaum gelingt, den Anforderungen in einer Weise zu entsprechen, die Selbstbefriedigung gewährt, erklären heute schon sehr befähigte Kandidaten: die Zahl der Fächer ist ja vermehrt, die Zeit die gleiche, wie früher. Wir

[1]) Die bayer. Prüf.-Ordnung für das höhere Lehramt (vom 21. Jan. 1895) ist auch in diesen „Blättern", Jahrg. 1895, S. 179—195, mitgeteilt.

glauben deshalb, dafs ein fünftes Studienjahr auf die Dauer nicht zu vermeiden sein wird. Das Studium soll in die Tiefe gehen, ebensosehr aber auch in die Breite.[1]) Banausen im höheren Lehrfach wären das Schlimmste, was es geben könnte. Eine tiefe Fach- und ausgedehnte allgemeine Bildung sind das beste Palladium gegen einen öden, langweiligen und ungeschickten Unterricht. Mögen dazu die Prüfungsordnung (durch die Forderung eines fünften Jahres) und der Prüfungsmodus (durch Vermeidung zu grofser Milde) das Ihrige beitragen! Damit — mit einem rationelleren Unterricht und einer tiefen und nicht zu einseitigen Bildung — wird dann die beste Basis für die seinerzeitige schwere Berufsaufgabe gewonnen sein.

Was gehört nicht auf die Universität?

Im vorigen Abschnitt haben wir den Anspruch erhoben, dafs die Universität in denjenigen Fächern, welche die Prüfungsordnung aufstellt, den Kandidaten an die Hand gehe, in zweifacher Weise: einmal in wissenschaftlicher Durchdringung der Disziplinen, sodann auch durch selbstlose Anleitung über die besten Wege, welche den meist ratlos Wandelnden zum Ziele führen.

Andererseits halten wir es nun aber für unbillig und den Zwecken, ja dem ganzen Wesen der Hochschule zuwiderlaufend, wenn man verlangt, dafs sie auch praktische Anleitungen über den Lehrbetrieb erteilen solle. Manchem schwebt durchaus das Analogon der Seminareinrichtungen für Volksschullehrer vor Augen. Wir unterlassen es, die diesbezüglichen zum Teil höchst abenteuerlichen Vorschläge einer Kritik zu unterwerfen, weil es uns dazu schon an Platz fehlen würde. Es dürfte genügen, wenn wir sagen, dafs in den Vorschlägen[2]), die zum Teil auch in Praxis umgesetzt wurden, eine oft merkwürdige Verkennung der Standpunkte und Ziele zum Ausdruck kommt. „Die richtige Teilung zwischen der Universität und dem Gymnasialseminar bleibt doch immer die, dafs jene die allgemein theoretischen Grundlagen, dieses die unmittelbare Einführung in die Praxis bietet,“ sagt Hornemann, und wir teilen diesen Standpunkt und glauben, dafs nur durch eine solche Scheidung eine gesunde Grundlage für die pädagogisch-didaktische Ausbildung gewonnen werden kann.

Es ist schon eine Vermengung der Ziele, wenn wie es da und dort der Fall ist, Volksschullehrer (die sog. „Pädagogen“) mit Kandi-

[1]) Es ist schlimm, wenn sich der zukünftige Gymnasiallehrer in möglichst engen Bahnen bewegt; früher schaute er in der Regel auch etwas über die Grenzen seines Faches in das nachbarliche Gebiet der II. philosophischen Sektion hinüber: ein Einblick in das Gebiet der exakten Wissenschaften (z. B. Physik, Physiologie, Anthropologie) bildet für den vorwiegend sprachlich Gebildeten eine heilsame Ergänzung. Wir bezweifeln, ob eine solche Ausbreitung heute noch möglich ist.

[2]) Siehe darüber Schiller, päd. Seminarien. Das Stärkste in dieser Beziehung hat wohl Brzoska, weiland Privatdozent an der Universität Jena, ein Jünger Herbarts geleistet; die Schullehrerseminare sind da weit übertroffen. — Vgl. auch Loos, „die praktisch-päd. Vorbildung etc.“, der über einige derartige Zwitterbildungen berichtet.

daten des höheren Lehrfachs zu pädagogischen Studien vereinigt werden; für noch weniger geeignet halten wir die Einrichtung von Selekten zum Zwecke, den Universitätsstudenten einige pädagogische Handgriffe vorzuführen; ebenso mangelhaft ist die Praxis, welche darin besteht, dafs Universitätsstudenten dann und wann in einzelne Klassen höherer Unterrichtsanstalten geführt werden, um dort sich zu versuchen.

In Bayern blieben den Universitäten alle derartigen Einrichtungen erspart, da sich aufser den Fakultäten auch eine Kommission, welche im J. 1891 im Auftrage des Kgl. Staatsministeriums eine Anzahl hervorragender Anstalten für die päd.-did. Vorbildung in anderen deutschen Ländern besuchte, dagegen aussprach. Wir finden die einschlägigen Leitsätze des Gutachtens,[1]) welches die Kommission der Kgl. Staatsregierung vorlegte, so zutreffend, dafs wir sie hier im Wortlaute wiederholen; sie lauteten:

„Unzureichend für den anzustrebenden Zweck sind Seminareinrichtungen, bei denen Studenten, welche das fachwissenschaftliche Studium an der Universität noch nicht beendet und die fachwissenschaftliche Lehramtsprüfung noch nicht abgelegt haben, schon zur pädagogisch-didaktischen Ausbildung herangezogen werden; denn a) Tüchtige fachwissenschaftliche Vorbildung mufs auch in Zukunft sichergestellt sein, sie darf nicht durch Vermengung mit anderen Aufgaben gefährdet oder verkümmert werden. b) Der Nachweis der erforderlichen fachwissenschaftlichen Vorbildung mufs als Vorbedingung für die Zulassung zu einer Thätigkeit an staatlichen Lehranstalten, auch für die Zulassung zu den der pädagogisch-didaktischen Ausbildung dienenden Unterrichtsversuchen unbedingt aufrecht erhalten werden. c) Eine gewisse fachwissenschaftliche Reife ist die notwendige Voraussetzung für die Erzielung eines nennenswerten, nicht blofs oberflächlichen Erfolges bei der päd.-did. Vorbildung. d) Die akademische Freiheit des Studenten ist mit den Obliegenheiten bei einer tiefergehenden päd.-did. Unterweisung unvereinbar; hier mufs strenge Pflicht und ernstes Pflichtbewufstsein die Grundlage bilden.

Ungeeignet ist eine für diesen Zweck besonders errichtete sogenannte Übungs- oder Musterschule zur Vorbildung sämtlicher Kandidaten; abgesehen von den schwerwiegenden praktischen Schwierigkeiten, welche der Errichtung derselben entgegenstehen, ergeben sich mannigfache sachliche Bedenken, so z. B.: a) Eine solche Schule ist ein künstlich geschaffenes Ding; sie bietet keine Anschauung von den Verhältnissen, in denen der angehende Gymnasiallehrer später wirken soll, für den zu erreichenden Zweck bei der pädagogisch-didaktischen Vorbildung ist es bedenklich, hiebei von Verhältnissen auszugehen, welche nicht auf dem Boden der rauhen Wirklichkeit des thatsächlichen Lebens stehen. b) Bei einer solchen künstlich geschaffenen Schule liegt die Gefahr des übertriebenen Systematisierens, der unfruchtbaren Methodenjägerei, näher als an vollständigen Gymnasien, welche mit den Verhältnissen des wirklichen Schullebens rechnen müssen. c) An und für sich empfiehlt sich die Errichtung einer förmlichen Zentralstelle für unsern Zweck aus vielen Gründen nicht“.

Besuche von Gymnasialklassen seitens der Studierenden behufs vorübergehender Unterweisung, Schülerselekten u. ä. sind rudimentäre Einrichtungen, notdürftige Behelfe und tragen deutlich den Stempel des Experiments an sich. Es ist zu erwarten, dafs sie allmählich der gesünderen Institution der Gymnasialseminare Platz machen, die doch

[1]) Das Gutachten wurde leider blofs in einer Tageszeitung (in den Münch. Neuest. Nachr. 1891 Nr. 178), nicht auch in unseren „Blättern“ abgedruckt.

im lebendigen Organismus der Schule stehen und deshalb Gutes zu wirken vermögen, vorausgesetzt, dafs sie nicht mit allem Möglichen belastet werden und eine freiere Organisation erhalten, die der Individualität Spielraum läfst und die Möglichkeit zu fortschreitender Verbesserung gewährt. Die Gymnasialseminare verdanken doch vorzugsweise dem Streben nach Konzentration der einzelnen Fächer ihre Entstehung; die Universitätsseminare hingegen mit angegliederten Selekten etc. wirken in hohem Grade centrifugal und tragen nur noch weiter zu der Zersplitterung bei, welche die Mannigfaltigkeit der facultates docendi und das Fachlehrersystem in den Organismus der Schulen bereits gebracht haben.

Auch für die Verbindung eines Gymnasialseminars mit einem Universitätsseminar spricht sehr wenig, dagegen so ziemlich alles das, was wir im Vorstehenden gegen die Vermengung von Zwecken der Universität mit solchen der Gymnasien vorgebracht haben. Das zufällige Zusammentreffen günstiger lokaler und persönlicher Verhältnisse, wie es nach G. Richters Angabe beispielsweise in Jena besteht, hätte demnach unseres Erachtens nicht für Einfügung einer diesbezüglichen dauernden Bestimmung in die Weimarsche Ordnung mafsgebend zu sein brauchen.[1])

Wir haben uns in dem Vorstehenden lediglich auf den gymnasialen Standpunkt gestellt. Anders sieht sich die Sache natürlich an, wenn man die pädagogischen Universitätsseminare als eine selbständige Hochschulinstitution betrachtet, die einem wissenschaftlichen Zwecke dient. Es obliegt uns hier nicht, nach diesem Gesichtspunkte den Umfang und die Ziele pädagogischer Universitätsseminare eingehend zu erörtern. In Kürze ist unsere Meinung die, dafs es unthunlich und unzweckmäfsig sein dürfte, wenn a) Übungsschulen, bestehend in Volksschul- oder Mittelschulklassen, damit verbunden werden, b) wenn die Kandidaten des Lehramts vor ihrer (Haupt-) Prüfung sich daran beteiligen, c) wenn der Betrieb sich wesentlich anders als in philosophischer und historischer Richtung bewegt. Das Beste wäre u. E., wenn Lehrern, die bereits eine mehrjährige praktische Erfahrung besitzen und daneben hervorragende Begabung und Neigung für philosophisch-pädadogische Studien bewiesen haben, Gelegenheit gegeben würde, auf ein oder zwei Semester an eine Hochschule mit einem musterhaft geleiteten pädagogischen Seminar zurückzukehren, zu welchem Zwecke der Staat wohl mit einigen Stipendien zu Hilfe kommen würde. In diesem Sinne schliefsen wir uns dem Wunsche an, den W. Fries, der Nachfolger Fricks in der Leitung der Franckeschen Stiftungen in Halle, am Schlusse seiner Auseinandersetzung über die pädagogischen Univ.-Seminare geäufsert hat[2]): „es möchten die Universitätsseminare auch weiterhin bestehen und gedeihen; von ihnen werde, wie es bisher schon geschehen und

[1]) § 4 der Weimarschen Ordnung.

[2]) W. Fries, „Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt", in Baumeisters Handb. der Erz.- und Unterr.-Lehre, II. Bd., I. Abt. B, Seite 123. München 1895.

mit Dank anzuerkennen sei, eine kräftige Förderung der pädagogischen Wissenschaft und dadurch zugleich immer wieder ein heilsamer Anstofs zur Verbesserung und Vertiefung der Unterrichtspraxis ausgehen".

Pädagogisch-didaktische Gymnasialseminare.

Da wir unsere Aufgabe als eine vorwiegend kritische auffassen, so obliegt es uns, in allem Vorteile und Nachteile gegen einander abzuwägen. Alles Neue — und die pädagogisch-didaktischen Gymnasialseminare sind noch als etwas Neues anzusehen — erfreut sich insgemein auf der einen Seite höchster Bewunderung und eiliger Nachahmung und unterliegt andrerseits nicht minder starker Anfechtung, welche die Schwächen schonungslos aufdeckt, ja nicht selten sogar das Gute weit wegwirft. Man kann wohl im Allgemeinen sagen: Das Neue unterliegt der Anfechtung in dem Grade, in welchem seine Bedeutung übertrieben wird. Aber durch den Kampf der Geister, durch redliche Diskussion wird allmählich das richtige Medium gefunden.

Vor allem fragt es sich nach dem **Ziel der Unterweisung,** welches durch die pädagogisch-didaktischen Gymnasialseminare erreicht werden soll. Das Ziel ist: Es sollen Männer von tieferer allgemeiner und fachwissenschaftlicher Bildung in die Kunst des Unterrichtens und Erziehens eingeweiht werden. Dafs Unterrichten und Erziehen eine Kunst ist, wird, wie ich sehe, allgemein anerkannt. Nun handelt es sich bei einer Kunst meines Bedünkens wesentlich um dreierlei: Anlagen, Übung und in dritter Linie Theorie. Vor allem bedarf der Jünger der Unterrichts- und Erziehungskunst der Veranlagung; wir brauchen den Nachdruck nicht einmal auf die natürliche Seite der Befähigung, auf das Talent und Genie, zu legen; die Anlagen lassen sich ja auch entwickeln, steigern, und es ist kaum anzunehmen, wenigstens nicht zu hoffen, dafs einer durch das Examen komme, dem es an der allgemeinen Befähigung fehlt. Diese allgemeine Befähigung soll — so müssen wir verlangen — eine möglichst hohe sein, soll namentlich auch auf tieferen philosophischen Studien beruhen, welche die beste Gewähr für eine allgemeine, allen Lagen gerecht werdende Auffassung und Haltung bieten. (G. Richter: „Ohne dauernde Wärme des Gemüts, ohne einen gewissen Reichtum des inneren Lebens kann den hohen Anforderungen des erziehenden Unterrichts nicht entsprochen werden"). Wer den Geist zu bilden hat, mufs Geist haben; wer auf den Willen nachhaltige Einflüsse ausüben will, mufs wissen, was er will; wer dem Gemüt Nahrung geben, die Phantasie beleben soll, der mufs eine reiche innere Erfahrung besitzen und seinem eigenen Geist Schwung zu geben verstehen. Also Natur und Kunst, natürliche Anlage und gediegene Geistesbildung, sind die ersten Grundlagen für den Pädagogen und Lehrer; beide ergänzen sich wechselseitig; denn es ist nicht jeder ein Genie und braucht es auch nicht zu sein, und natürliche Befähigung ohne deren mannigfache Ausgestaltung dürfte einem ungeschliffenen Diamanten zu vergleichen sein. Die durch reiches Studium geförderte

Befähigung ist die beste Lehrerindividualität; und es darf nicht wunder nehmen, wenn sie — persönliches Weiterstreben vorausgesetzt — fast ausnahmslos schon an und durch sich dem immerhin hohen Ziele des Lehrens und Unterrichtens gewachsen ist. Selbst enthusiastische Vorkämpfer für spezielle pädagogisch-didaktische Vor- und Ausbildung, wie H. Schiller, verkennen nicht, dafs „am meisten die Erziehung durch die Persönlichkeit des Erziehers gefördert wird und das Lehren stets eine freie Kunst bleiben wird. Die Kunst gute Lehrer zu bilden werde schwerlich je mit Sicherheit gefunden und noch weniger in bestimmten Anstalten mit sicherem Erfolge geübt werden".[1])

Ist so die Persönlichkeit richtig und fest fundiert, was also durch die vorausgehende langjährige und ernste Schulung des Lehrers geschehen soll und meist auch geschehen dürfte, so wird die dazutretende Übung das Weitere besorgen, i. e. den Ausbau vollenden. Persönliches Zuthun ist hier die Hauptsache; die Freudigkeit, die bei aller Thätigkeit einzig und allein wirksame Erfolge erzielt, tritt hier in die vorderste Linie. Der Vergleich mit dem bildenden Künstler liegt nahe, aber er hinkt doch, wie jeder Vergleich. Was bei diesem der angeborene und weiterhin ausgebildete Formsinn ist, das ist bei dem Erzieher der durch Studien geförderte philosophische und insbesondere psychologische Sinn. Allein dort handelt es sich des weiteren um manuelle Thätigkeit, beim Erzieher ist das Objekt ein geistiges. Dies macht einen ziemlichen Unterschied aus. Beim Erzieher wird die Übung stets auf geistigem Gebiete liegen, und es ergibt sich hieraus, dafs der Ausbau der Persönlichkeit immer die Hauptsache bildet. Auch wenn H. Schiller die Einrichtung päd.-did. Vorbildungswerkstätten mit klinischen Einrichtungen vergleicht, ist der Standpunkt ein falscher; denn auch da handelt es sich vorwiegend um Handfertigkeit.

Nicht als ob die Pädagogik die einzige Kunst wäre, welche der Handgriffe entraten könnte — und damit kommen wir zum dritten Punkt unserer Deduktion —, nicht als ob es auch in ihr gewisse Handweisungen (Theorien) gäbe, die sich zur Darbietung eignen? Gewifs gibt es auch in der Erziehungs- und Unterrichtslehre mannigfache Muster, erfunden von Männern, denen es um die Sache zu thun war und die Geist mit Fleifs verbanden: eine reiche Literatur über Didaktik und Methodik hat sich insbesondere seit Herbart aufgethan. Und diese zu nützen, ist eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, ja wir möchten fast sagen des menschlichen Egoismus. Nur hat die Benützung in der richtigen Weise zu geschehen: es ist auf die Qualität und Tragfähigkeit des menschlichen Geistes Rücksicht zu nehmen, der nicht alles vertragen kann, und nicht alles auf einmal aufzunehmen vermag noch mag. Dafs dieser Gesichtspunkt nicht überall die nötige Beachtung findet, scheint uns aufser Zweifel; es beweisen uns dies schon die vielen Äufserungen der Klage, des Tadels, ja des Spottes und Hohnes, die aber sicher zum Teil nicht berechtigt

[1]) In diesem Sinne gilt das oft wiederholte Wort: „Der ganze Mensch ist die Methode".

sind. Treten wir diesem Punkte noch etwas näher! Wenn es richtig ist, dafs der menschliche Geist nicht alles vertragen kann, was andere für gut, ja vortrefflich halten, wenn er sich stets seine eigentümliche Freiheit auch hinsichtlich der Bahnen, die er wandelt und zu wandeln hat, zu wahren strebt, so gilt dies ganz besonders von dem geistig Hoch- oder, sagen wir bescheiden, Höhergebildeten, den wir im Auge haben. „Nicht zur schablonenmäfsigen Korrektheit, sondern zur freien, zielbewufsten Entfaltung der eigenen Persönlichkeit soll die Kunst des Unterrichtens ausgestaltet werden," sagt Hutt in vollkommen zutreffender Weise. Wir setzen nur hinzu: nicht blofs „soll", sondern „will" ausgestaltet werden; man hat es ja nicht mit Maschinen, sondern mit freien Individualitäten zu thun; wenigstens wäre es schlimm, wenn es nicht so wäre, und es müfste insbesondere die Prüfungsordnung entsprechend geändert werden, wenn der Kandidat auf dem bisherigen Wege nicht zu freier Bestimmung zu gelangen vermöchte. Aber wir glauben, dafs dies nicht nötig ist; denn die Erfahrungen, die man mit den Jüngern unserer Kunst in dieser Hinsicht bisher zu machen in der Lage war, beweisen keinen gröfseren Defekt; wir glauben uns in dieser Beziehung auf das in einem früheren Abschnitt Gesagte beziehen zu dürfen[1]). Sonach bleibt es bei unserer Voraussetzung: wir vindizieren jedem die Fähigkeit, aufzunehmen oder abzustreifen, was ihm passend erscheint; wir befürchten also auch speziell das nicht, was unter anderen Paulsen mutmafst, „es könne der Geist pedantischer Methodenjägerei grofsgezogen werden"; denn diese Befürchtung hätte blofs Unberufenen gegenüber ihre Berechtigung.

Aus dieser Auseinandersetzung ergibt sich nun zweierlei: erstens, dafs man sich in den Einrichtungen päd.-didaktischer Art, welche sie immer seien, davor hüten mufs, den Kandidaten irgend eine Methode förmlich aufzudrängen oder auch nur aufdrängen zu wollen[2]); denn es müfste ja der Versuch doch zu schanden werden, und, wo er dennoch gelänge, hätte man es mit einem von vorneherein nicht Berufenen zu thun (bei letzterem würde die Methode zur Schablone werden[3]); zweitens, dafs man die päd.-did. Unterweisung nicht mafs- und ziellos ausdehne. Gegen das „massenhafte Verschlingen von Unterrichtsliteratur" wendet sich auch G. Richter. Wir werden weiter unten, wenn die Sprache auf die Organisation der Gymnasial-Seminare kommt, diesen Punkt ausführlicher behandeln, und bemerken hier nur noch, dafs wir hiemit nicht nur alle Versuche des Drillens und Pfropfens verwerfen[4]), sondern auch vor allzu grofser zeitlicher

[1]) Dem verschlägt nicht, dafs der Prüfungsmodus ein strenger sein soll, was wir nicht dringend genug wünschen können.

[2]) Gerade der Umstand fordert zur Reserve auf, dafs die Herbartianer, welche gegenwärtig den Ton angeben, nicht frei sind von Prinzipienreiterei und einseitiger Methodensucht.

[3]) Gerade dieser würde zum „Routinier" werden, von dem H. Schiller spricht, welch letzterer aber diesen Begriff merkwürdigerweise von demjenigen anwendet, welcher richtiger als „Naturalist" zu bezeichnen ist. (cf. Verh. der Münch. Philol.-Vers. S. 64).

[4]) Οὐδὲν βίαιον ἐμμένει τῇ ψυχῇ. — Alle pädagogische Einwirkung mufs diskret sein (O. Weifsenfels).

Ausdehnung der vorbildlichen praktisch-theoretischen Unterweisung entschieden warnen möchten. *Γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* — dieser Ausspruch des athenischen Weisen gilt von jedem Jünger der Wissenschaften, vorzugsweise aber, wie wir behaupten möchten, vom Jünger des Lehrberufs. Aber auch das Wort Theob. Zieglers von der Buchdruckerkunst (s. o.) hat hier seine Geltung.

Dafs bei solcher Auffassung und Behandlung der Lehrerindividualität auch die Jugend am besten fährt, auf die der Geist und Wille des Lehrers zu wirken hat, ergibt sich von selbst; die eigentliche Kunst des Erziehens bringt man ja überhaupt auf rein äufserlichem Wege nicht bei. Wir können uns nicht versagen, in diesem Zusammenhang mitzuteilen, was jüngst in dieser Beziehung Schrader, jener wohlgesinnte und geistvolle Altmeister unserer Kunst, leider an einer wohl weniger gelesenen Stelle[1]) geäufsert hat. Nachdem er darauf hingewiesen, dafs „die Gleichförmigkeit des Verfahrens in einer so ganz dem lebendigen Geiste gewidmeten Thätigkeit ein grundsätzliches Übel ist, eine Lähmung für die Kraft des Lehrers und in ihrer Fortwirkung eine Quelle der Unlust für die Schüler", bespricht er die individuellen Verschiedenheiten der deutschen Volksstämme und sagt: „Wir alle sind Deutsche und haben aus unserer geistigen Vergangenheit einen reichen gemeinschaftlichen Schatz; aber die Jugend ist in den verschiedenen Landesgebieten verschiedener Sinnesart und will nicht nur sittlich, sondern auch bei der Erziehung des Verstandes und der Einbildungskraft auf besondere Weise angefafst und gehoben sein. Der zähe Tiefsinn des einen, die scharfe, fast trockene Verständigkeit des andern Stammes, die schwerfällige Zuverlässigkeit hier und die leichte und heitere Auffassung anderswo, sie sollen alle mit gleicher Kost ausgestattet, zu demselben Ideal hingeleitet werden; je mehr sie nach ihrer Eigenart behandelt werden, desto sicherer ist die Erreichung des Ziels". Seine Schlufsworte sind: „Keineswegs ein Verächter der besonderen Didaktik, vielmehr immer bedacht auf ein haltbares Gerüst technischer Regeln bleibe ich mir doch bewufst, dafs diese für sich allein nicht zureichen, was schliefslich eben zum Handwerk führen müfste. — Wurde die Technik früher ungebührlich hintangesetzt, so ist jetzt die Gefahr nicht fern, dafs sie in einseitiger Pflege ihres Sondergebietes sich von dem loslöse, was ihre Mutterstätte ist, von der Idee, als dem Bilde und Vorbilde des Ewigen, auf welches sich stets und immer wieder der Blick des Lehrers heftet, um Klarheit und schöpferische Methode, Begeisterung und Ausdauer zu gewinnen". Hiemit glauben wir diese Auseinandersetzung schliefsen zu dürfen.

Wir haben nun in Kürze die **Entwicklung** zu betrachten, welche die Vorbildungsfrage bis zur Einrichtung von Seminarien **in Bayern** genommen hat.

In Bayern war das Bedürfnis, wie schon oben bemerkt, wegen

[1]) W. Schrader (Halle) in „Hum. Gymn." 1893, Heft III, S. 106, in seiner Rez. v. Dettweilers „Didaktik u. Methodik des lateinischen Unterrichts".

der einheitlichen Vorbildung der philologischen Lehramtskandidaten und des daselbst bestehenden ausgedehnten Klafslehrersystems[1]) nicht in so hohem Grade vorhanden als anderswo. Doch machte sich die geringe Rücksichtnahme der Universitäten auf die Lehrthätigkeit einigermafsen auch in Bayern geltend. Worüber in Bayern dann noch besonders geklagt wurde, war, dafs manchmal die jungen Lehrer über das Ziel hinausschossen und die Lehrweise des akademischen Unterrichts übertrugen. Des weiteren waren die grofsen Klassen der individualisierenden Thätigkeit des Lehrers hinderlich; auch verzögerte vielleicht hie und da die Vorbereitung auf das Spezialexamen in etwas die spezifisch pädagogische Ausbildung[2]). Endlich war die Einführung der Kandidaten durch die Rektoren meistenteils eine mangelhafte; das konnte aber auch kaum anders sein, da die Rektoren in Bayern von jeher sehr stark belastet sind, ganz abgesehen davon, dafs die Zahl der Schüler manches Gymnasiums gleich der Schülerzahl der Klassen über das Normale oft weit hinausging. Trotz dieser Mängel verhielt man sich in Bayern der Einrichtung von Seminarien gegenüber in weiten Kreisen stets sehr skeptisch. Einerseits erhoffte man sich von den Universitäten (s. o.), sowie von einer Reform der Prüfungsordnung (s. oben), andrerseits von einer gründlicheren Einführung der Kandidaten ins Lehramt seitens der Rektoren oder einzelner Professoren die wünschenswerte Besserung[3]). Nachdem nun aber päd.-didaktische Seminarien zur Einführung gelangt sind, die vermutlich in absehbarer Zeit zu einer mehr oder weniger festen Institution werden, ist es von weitgehender Bedeutung, die Einrichtung derselben aufserhalb Bayerns und die damit gemachten Erfahrungen etwas näher ins Auge zu fassen, um zu sehen, was des Guten, was des Schlimmen daran — vom Standpunkt unserer Verhältnisse aus gemessen — zu finden ist. Wir geben, um keinen Irrtum über unsere Stellung zur Sache aufkommen zu lassen, von vornherein unserer Meinung Ausdruck, dafs sich recht wohl eine Organisation denken läfst, bei der die Seminarien ihren Zweck erfüllen können.

---

[1]) Über die unheilvolle Bedeutung des Fachlehrertums z. B. für die Überbürdungsfrage vgl. Schiller, Päd. Sem. S. 100.

[2]) Jetzt ist letzteres aus der Unterrichtszeit herausgenommen und mufs als 2. Prüfungsabschnitt erledigt werden; dadurch ist aber der Student überlastet. Es wäre am besten, wenn man im 2. Prüf.-Abschnitt auf die wissenschaftliche Arbeit verzichtete und ein bis zu einem gewissen möglichst späten Zeitpunkt zu lieferndes „Programm" verlangen würde, ein Vorschlag, den ich bereits an anderer Stelle („Blätter" 1895 S. 364) machte und der, soweit meine Kunde reicht, Beifall gefunden hat.

[3]) Es dürfte von Interesse sein, dafs in **Württemberg**, welches ja in mancher Beziehung ähnliche Verhältnisse hat, wie Bayern (z. B. in Hinsicht auf das Klafslehrersystem und die Prüfungsweise), in den wesentlichsten Punkten dieselbe Auffassung in dieser Frage herrscht, wie in Bayern. Die Frage der didaktischen Vorbildung stand auf der Tagesordnung der am 18. Mai 1895 zu Stuttgart abgehaltenen 5. Landesversammlung des Vereines der Lehrer an d. h. Lehranst. W.; die Herübernahme der norddeutschen Einrichtungen widersprach an sich der Empfindung der Mehrzahl in der Versammlung. Die angenommenen ziemlich allgemein gehaltenen 2 Thesen verlangen ungefähr das, was wir in Bayern jetzt haben. (cf. Neues Korr.-Bl. f. d. G. u. R.-Sch. Württ. 1895, S. 295—301).

Organisation der pädagogisch-didaktischen Gymnasialseminare.

Da das preufsische Statut[1]) (vom 15. März 1890) den meisten übrigen Ordnungen zu grunde liegt, wie es denn z. B. im Grofsh. Weimar und — in freierer Weise — in Österreich[2]) nachgeahmt wurde, da es ferner wahrscheinlich auch in Bayern von den Seminarleitern zum Vorbilde genommen wird, so werden wir im wesentlichen von demselben ausgehen.

Anbau oder **Einbau**? Man sollte es kaum für möglich halten, dafs diese Frage überhaupt aufgeworfen werden konnte. Allein sie ist da, aus dem einfachen Grunde, weil fast allenthalben Anbau, nicht der allein natürliche und zweckmäfsige Modus einer Einverleibung in den Organismus besteht. Es mufs in erster Linie der Grundsatz aufgestellt werden, dafs die Lehrer, in deren Klassen die Kandidaten geführt werden, sei es um zu hospitieren oder Probelektionen zu halten, zur Unterweisung herangezogen werden: die betreffenden Lehrer müssen mit dem oder den Leitern in Kontakt stehen, über die Pensa, sowie über die für Kandidaten und Klasse gelegensten Zeiten des Besuches sich rechtzeitig einigen, selbstverständlich auch an den kritischen Besprechungen teilnehmen. Speziell in Bayern läfst sich dies alles wegen des Ordinariatssystems leichter machen als in Norddeutschland und Österreich: es dürfte genügen, wenn die Kandidaten in einer Klasse, die besonders vorbildlich ist, in der 1. oder 4. z. B., sich wohnlich niederlassen (selbstverständlich müfste in dieser Klasse der Seminarleiter der Ordinarius sein). Von hier aus würden dann nur noch einzelne Abstecher in andere Klassen unternommen, wobei eben die obenskizzierte Entente platzzugreifen hätte. Auf solche Art liefse sich unseres Erachtens etwas — und zwar nicht blofs bei uns — schaffen, was einigermafsen organisch mit dem Ganzen zusammenhinge und jene mannigfach beklagten ungemütlichen Situationen nicht aufkommen liefse (cf. Muff I 318; Hornemann 15; Richter 6), ungemütlich übrigens nicht blofs für die Lehrer, die mehr oder weniger abseits zu stehen gezwungen werden, sondern auch für die Kandidaten, die sich vereinsamt fühlen müssen und auch häufig in eine Zwitterstellung geraten, wenn sie z. B. über Vorgänge beim Hospitieren berichten sollen, ohne dafs der Lehrer, über dessen Unterricht sie berichten, zugegen ist. Dafs es uns im übrigen wünschenswert erscheint, es möchte in der Regel einem Lehrer nur ein Kandidat zugeteilt werden, und dafs es uns bedünkt, als sei das Zusammenspannen mehrerer häufig recht verschiedener Individualitäten durchaus

[1]) Die preufsische Ordnung der praktischen Ausbildung etc. findet man am Schlusse dieser Abhandlung abgedruckt.

[2]) „Das erweiterte Probejahr" wurde zunächst versuchsweise an einem Gymnasium, nämlich dem Staatsgymnasium im IX. Gemeindebezirk von Wien, welches unter der Direktion von Dr. Jos. Loos steht, eingeführt (cf. Zeitschrift f. d. öst. G. 1893 S. 830 ff. oder Vademecum, Hölder, Wien I. 1894). Wir haben die betreffenden Bestimmungen ebenfalls am Schlusse dieser Abhandlung beigefügt.

nicht die idealste Form der Einführung, sei hier zunächst nur angedeutet, da wir beim „Hospitieren" und den „Lehrversuchen" hierauf zurückkommen werden. Wir haben hiemit eine, allerdings die, wie wir glauben, wichtigste Mafsregel zur Verhütung des ungesunden Nebeneinander im Schulorganismus erwähnt. Die Kandidaten können aber auch noch auf gar manche andere Art zu Angehörigen der Anstalt gemacht werden: durch kollegiale Aufnahme in den Lehrkörper, Zutritt in das Lesezimmer, Beteiligung an regelmäfsigen wie aufserordentlichen Übungen und Veranstaltungen (Turn- und Spielstunden, Schülerausflügen, Schulfesten), vielleicht auch durch Zulassung zu den allgemeinen Lehrerkonferenzen. Ganz abgesehen davon, dafs sie so ganz nebenbei und gewissermafsen spielend manches lernen können, werden sie auf diese Weise heimisch und fühlen sich allmählich in dem Organismus wohl. Zur Zeit wird noch vielfach, besonders in Preufsen, bedauert, dafs letzteres recht wenig der Fall sei (vgl. Hornemann S. 11 ff.). Auch mufs darauf gehalten werden, dafs die gesamte Schülerschaft den Kandidaten dieselbe Ehrerbietung erweist, wie den anderen Kollegen.

Wie lange soll die Einführung dauern? Unsere Antwort lautet: Nicht allzulange! „Eine gröfsere Ausdehnung der Probezeit trägt die Gefahr in sich, dafs der junge Lehrer mit künstlicher Langsamkeit seinem Berufe zugeführt wird. Das wirkliche Lernen für den Lehrer fängt doch erst an, wenn er mit voller Verantwortlichkeit und Gefahr selbständig auf seinem Platze steht". (Nohle in „Bl. f. höh. Sch.-W." 1895 S. 103). Dafs man in Preufsen nach Einführung der G.-Seminare das Probejahr fortbestehen liefs, also zwei Jahre auf künstliche Unterweisung verwenden läfst, hat dort lebhaften Widerspruch erregt. Auch Muff II 332—333 und III 250 hält es für wertlos[1]). In Bayern dürfte bei vielen Kandidaten schon eine halb- oder vierteljährige Einführung in die Praxis genügen; freilich ist nicht einer wie der andere.

Was gehört in die Seminarien? Nach Herm. Schiller, dem die meisten gefolgt sind, ist die Aufgabe der pädagogisch-didaktischen Unterweisung eine dreifache: 1. Theoretische Unterweisung über pädagogische Fragen; 2. Kenntnisnahme eines vorbildlichen Schulorganismus; 3. Eigene, wohlgeleitete Unterrichtsversuche der jungen Lehrer (cf. „Päd. Seminarien" S. 85 und „Verh. der „Münch. Phil.-Vers." S. 48). Diese Einteilung — sie ist ja an und für sich die natürliche — liegt auch der preufsischen „Ordnung" zu grunde.

Was die **erste Aufgabe,** die theoretische Unterweisung, betrifft, so wird das Ziel mannigfach zu hoch gesteckt, indem man Dinge treibt oder treiben lassen will, die auf die Universität gehören. Was soll man dazu sagen, wenn von einer Seite[2]) sogar Quellenforschung zur Geschichte der Pädagogik verlangt wird! Auch Philosophie, Psychologie, Logik, Ethik, Pädagogik gehören, was ihre

[1]) Für überflüssig halten das Probejahr auch Richter, Paulsen, Loos (cf. Loos in Z. f. d. öst. Gymn. 1893 S. 148).

[2]) Sallwürk bei Schiller „Päd. Sem." S. 38.

theoretische Seite betrifft, nicht an Gymnasialseminare. Haben es die Kandidaten auf der Universität versäumt, diese Studien zu machen, so weise man sie auf die betreffende Literatur hin und bringe ihnen bei der praktischen Unterweisung recht nachdrücklich zum Bewufstsein, wieviel sie versäumt haben; ganz nachlernen können sie es im Seminarjahr unmöglich, da es hier mehr zu thun gibt und das Seminarjahr eben doch ganz vorzugsweise für die praktische Einführung da ist. Auch systematische Durchnahme der Schulgesundheitslehre, Schulgesetzgebung und ähnliches, was Schiller in seinem Seminare treibt, ist zu verwerfen. Wie weit man über das Ziel hinausschiefsen kann, wenn man des Guten (?) nicht genug thun zu können vermeint, zeigt Schiller („Päd. Sem." 151) unter anderem auch darin, dafs er seine Kandidaten das ganze Jahr hindurch den Geographieunterricht in den drei unteren Klassen und auf der obersten Stufe besuchen läfst, „damit dieselben materiell zunächst für die Bedürfnisse des Unterrichts diese Disziplin dabei lernen;" er sei dazu zunächst durch den Umstand genötigt, dafs an der Giefsener Universität ein Lehrstuhl für Geographie nicht bestehe. Wird man aber im stande sein, innerhalb eines Jahres neben dem sonstigen Vielerlei eine Disziplin wie die der Geographie materiell zu erfassen? Schiller pfropft aber auch noch andere Dinge in das Gymn.-Seminar hinein, die nicht hineingehören, so den Zeichenunterricht und — den naturgeschichtlichen Unterricht, welchem die Kandidaten allerdings zum Teil aus allgemeinen Gründen der Didaktik eine Zeitlang beiwohnen müssen. Es wäre schlimm, wenn solche Verquickung des Standpunktes Nachahmung fände: die künftigen Kandidaten des höheren Lehrfachs müfsten einem wirklich leid thun! Welche Auffassung von der Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit der Kandidaten beweist dies! Sind das noch Leute, welche einen höheren Bildungsgang durchgemacht haben? Einen solchen Drill mutet man ja nicht einmal Volksschullehrern zu[1]). Selbst G. Richter, der sonst sehr mafsvoll ist und sich insbesondere gegen ein Übermafs systematischer Unterweisungen ausspricht (S. 39), geht m. E. noch viel zu weit: er treibt unter anderm Geschichte der Pädagogik in weiter Ausdehnung (cf. S. 35), wenn auch nur in Referaten der Kandidaten. Nur anzuerkennen sind demgegenüber Referate, wie folgende: Wigets Formalstufen, Langes Apperzeption, Hildebrands deutscher Sprachunterricht,

[1]) Wenn Schiller S. 158 erwähnt, dafs die Kandidaten beim Eintritte sofort dem Turnkursus zugeteilt werden, damit künftig jeder Lehrer im stande sei, auch den Turnunterricht in seiner Klasse zu erteilen (!), so bezeichnet dies ebenfalls eine aufserordentliche, nahezu unbegreifliche Verkennung des Zieles. — Nicht übel ist dagegen die Einrichtung, welche G. Richter in Jena bezüglich des Zeichenunterrichtes getroffen hat (vgl. § 5 der Weim. Ordnung.): „Denjenigen Kandidaten, welche im Zeichnen ungeübt sind, ist durch einen vom Zeichenlehrer des Gymnasiums zu erteilenden Kursus im perspektivischen und Planzeichnen Gelegenheit zu geben, sich im körperlichen Sehen zu üben und die Fähigkeit zur Veranschaulichung des Unterrichts durch Zeichnungen an der Wandtafel zu erwerben." Dafs die Kandidaten diese Gelegenheit freudig benützten, ist wohlbegreiflich.

elementares und typisches Unterrichtsprinzip, didaktische Stoffauswahl, das Schöpferische in der unterrichtlichen Arbeit, Wesen und Pflege des Naturgefühls, des Heimatgefühls, Art und Kunst des Sehens, typische Dispositionen aus dem geographischen Unterricht: das Meiste nach Fricks Lehrproben. Geradezu mustergültig schien mir in dieser Beziehung, nach Inhalt und Stufengang, was Loos[1]) in den „Konferenzen" i. e. allgemeinen Sitzungen den Referaten zu grunde legen liefs. Die betreffenden Themata lauteten: Über Wesen und Zweck des Probejahrs; Stellung des Mittelschullehrers als Gelehrter, Lehrer und Beamter; Erziehung zur Ordnung; — zum Gehorsam; Strafen; Verhältnis von Schule und Haus; der formale und materiale Faktor der Bildung; die Anschauung; die Anschauungsmittel der Anstalt; über Extemporalien; über das Hinübersetzen; die Kollektaneenfrage; die Konzentrationsfrage; die Formalstufentheorie; Mittel zur Einprägung und Einübung. Hiezu wurden die pädagogischen Werke von Schiller, Schrader, Kern, Willmann, Frick, Herbart, die Lehrproben u. a. benützt. Dies alles in den wöchentlich zweistündigen Konferenzen. In den „Fachbesprechungen," welche der leitende Professor in wöchentlich 1 Stunde mit dem oder den Kandidaten hielt — in Österreich darf ein Lehrer nur einen, höchstens zwei Kandidaten auf einmal einweisen —, wurden u. a. behandelt: Notwendigkeit einer gründlichen Vorbereitung für den Unterricht; Nachteile des sog. Vorgreifens im Unterricht; die Mitbeschäftigung der Schüler; die Bedeutung der induktiven und deduktiven Methode im Sprachunterricht u. ä.

Diese „Fachbesprechungen" sind eine treffliche Einrichtung; in ihren Bereich fällt mehr das Singuläre, die Methodik und Didaktik des einzelnen Lehrfachs; besonders gut, wenn alles aus dem praktischen Unterricht oder im Anschlufs an denselben erwächst. Ich habe diese Art von Konferenzen anderswo nicht gefunden. An diesen Fachbesprechungen werden sich naturgemäfs auch jene Lehrer beteiligen, in deren Klassen eventuell vorübergehend Aufenthalt genommen wird. An Loos' Gymnasium befanden sich gleichzeitig auch einzelne Kandidaten anderer Fächer; ursprünglich verdankt wohl diesem äufserlichen Umstand die doppelte Art von Konferenzen ihre Entstehung; allein es empfiehlt sich auch aus inneren Gründen, sie durchwegs einzuführen.

Dafs in den allgemeinen „Konferenzen" (an welchen aufser den Kandidaten der Direktor und die leitenden Fachprofessoren, sowie „nicht selten andere Gäste" teilnahmen) auch der gesamte Schulorganismus, die Zucht, der Unterricht ausgehend von der Schulordnung, den Instruktionen, Schulerlässen, Schulweisungen, Kanones behandelt wurde, sowie seinerzeit die Kritik über Lehrauftritte, worüber weiter unten, ist selbstverständlich: beruht doch hierin eine Haupt-

[1]) „Unser erstes Seminarjahr" (1893/94) in Z. f. d. öst. G. 1895, S. 1 ff. die Einrichtungen, wie sie Loos getroffen, sind überhaupt ganz vorzüglich; Loos ist es schon in seinem ersten Seminarjahr gelungen, das schwierige Problem in den wesentlichen Punkten zu lösen, weshalb wir seine Einrichtungen im Folgenden etwas eingehender berücksichtigen werden.

aufgabe, vielleicht die wichtigste der päd.-did. Unterweisung. Wer die Aufgabe der theoretischen Unterweisung in solch praktischer Weise erledigt, kann nicht anders als segensvolle Antriebe geben. Nicht überall fanden wir das so gut; anderswo wird die Praxis von der Theorie meist noch zu sehr in den Hintergrund gedrängt, ja geradezu überwuchert. Dies liegt allerdings in Preufsen und den nach preufsischem Vorbild verfahrenden Staaten wohl grofsenteils an den (auf Herm. Schillers Grundsätze zurückzuführenden) allzu weitgehenden Vorschriften (Vgl. „Ordnung" § 5a). Es haben sich hierüber auch bereits einheimische Fachmänner, denen es ernstlich um gesunde Verhältnisse zu thun ist, mifsbilligend ausgesprochen.[1]) Die preufsische „Ordnung" geht überhaupt zu sehr ins Detail, läfst den Seminarleitern zu wenig Spielraum; die österreichischen Bestimmungen sind unvergleichlich kürzer und diskreter.

Die **zweite und dritte Aufgabe** der päd.-did. Seminarien bestehen (nach der preufs. Ordnung) in der Darbietung vorbildlichen Unterrichts und in der Anleitung zu eigenen Unterrichtsversuchen. Wir halten es für einen schweren prinzipiellen Fehler, wenn diese beiden Aufgaben, die eigentlich in eine zusammenfliefsen sollten, so getrennt werden, wie es in der preufs. Ordnung der Fall ist. Hieraus ergeben sich unseres Erachtens die schweren und leider grofsenteils berechtigten Klagen und die harten Worte des Tadels, die gegen die Einrichtung überhaupt geschleudert werden. Auf eine richtige Lösung dieser Frage konzentriert sich, wie wir die Dinge ansehen, die ganze Frage der Organisation. Es kommt alles darauf an, nach der materiellen wie nach der persönlichen Seite betrachtet, dafs diese Frage, die schwierigste von allen, baldig gelöst werde, damit nicht grofses Unheil entstehe und nicht der an sich wohlberechtigte Gedanke einer organisatorischen Einrichtung zu vorbildlicher und praktischer Unterweisung in weiten Kreisen an Ansehen und Anerkennung verliere. Nach unserer Meinung sollten das Anhören vorbildlichen Unterrichts (**= Hospitieren**) und eigene praktische **Lehrversuche** (= Unterrichtserteilung) soviel als möglich Hand in Hand gehen. Die preufs. Ordnung verlangt ausdrücklich (§ 5b, 1. Absatz), dafs eigene unterrichtliche Versuche erst „im zweiten Vierteljahr" beginnen, was ein grofser Fehler ist. Norddeutsche Fachmänner, welche an der Leitung von Seminarien teilnehmen und der Einrichtung als solcher reges, ja das wärmste Interesse entgegenbringen, beklagen denn auch diese Anordnung aufs lebhafteste. So Hornemann (S. 14): „Hospitieren ohne weitere Besprechung und ohne damit abwechselnde eigene Unterrichtsversuche scheint mir je länger desto mehr langweilig und unfruchtbar. Erst wenn der Kandidat selbst unterrichtet und merkt, wo es fehlt, sieht er, worauf er beim Hospitieren achten mufs. Von vorneherein mufs also Sehen, Besprechen und Nachahmen stets in lebendiger Wechsel-

[1]) So klagt Hornemann über ungebührliche Ausdehnung der theoretischen Unterweisung, wodurch Überbürdung eintrete.

wirkung gehalten werden, und das ist für den unterweisenden Lehrer wahrlich nicht leicht. Ich wenigstens habe es bis jetzt noch immer nicht vermeiden können, dafs das Hospitieren gelegentlich langweilig wird und den Seminaristen als nutzlos erscheint.“ Ähnlich hat sich Theob. Ziegler in einer bekannten Schrift[1]) ausgesprochen: „Diese Einrichtung (¼jähr. Hospitieren) sei unerträglich und zwar gerade für diejenigen am unerträglichsten, welche Genie und Herz, Lust und Liebe für den von ihnen gewählten Beruf hätten. Man verhänge die Langeweile systematisch über den angehenden Lehrer. Es lerne doch nur derjenige aus fremdem Unterricht etwas, der gleichzeitig und zuvor schon selbst auch unterrichtet habe und daraus entnehmen könne, wo die Schwierigkeiten und die Fehlerquellen ihren Sitz hätten. Oder sollten etwa die jungen Herren am Unterricht des Direktors und der älteren Kollegen pädagogische Kritik üben lernen?“ Gegen diese Bedenken wendet sich zwar Muff in seinem 2. Bericht (S. 328—330): „Das Zuhören, dem bestimmte Ziele gesteckt seien, könne nicht langweilig sein; man müsse die Sache nur richtig angreifen.“ (Dies scheint bei Muff in der That der Fall zu sein, wenn er auch die Aufnahme der Darbietungen seitens der Kandidaten in zu rosigem Lichte darzustellen scheint). Aber am Schlusse ist Muff doch dafür, dafs schon „ein mehrmonatlicher, systematisch geordneter und schriftlich zu verwertender Besuch genüge.“ Ja in seinem 3. Bericht (S. 244—246) geht Muff abermals einen Schritt zurück und gibt den Einwendungen von Genz (Gymnasialdirektor in Altona)[2]), gegen das allzulange Hospitieren soweit nach, dafs er erklärt, „es brauche nicht gerade an dem Vierteljahr festgehalten zu werden; 6 oder 8 Wochen reichen dazu aus.“ Was die Kritik betrifft, der die älteren Lehrer ausgesetzt sein sollen und deren auch Genz erwähnt, so versichert Muff, „es sei zwar dem Berichterstatter unverwehrt, unter Umständen sein eigenes, abweichendes Urteil auszusprechen; aber er habe es immer in angemessener Form, im Tone des lernbegierigen Jüngers zu thun; bei ihm wenigstens seien während der drei verflossenen Jahre die Berichte noch immer derart gewesen, dafs er sie den betreffenden Lehrern ohne weiteres zum Lesen habe geben können.“ (S. 245). „Das gröfste Gewicht, das gibt auch Muff zu, sei auf die praktischen Lehrversuche der Kandidaten selbst zu legen: „Wenn irgendwo, so sei im Unterrichte das Können wertvoller als das Wissen.“ (II 330 und öfters).[3])

Wer hat nun recht? Wir sind auch hier der Meinung, dafs das

---

[1]) „Die Fragen der Schulreform“, Stuttgart 1891.

[2]) Vortrag in den Verh. der Direktorenkonferenz von Schleswig-Holstein, 1892.

[3]) Für ein Wechselverhältnis zwischen Hospitieren und Praktizieren ist auch G. Richter (S. 20); auch wurde in die Weimarsche Ordnung die preufsische Bestimmung über ein vierteljähriges Hospitieren nicht aufgenommen; der ganze § 5b der preufs. Ordnung ist hier durch folgenden Satz ersetzt: „Die geeigneten Formen hiefür (d. h. für die Unterrichtsbesuche der Kandidaten und für die eigene Lehrbethätigung derselben) anzuordnen, bleibt dem fachkundigen Ermessen der Direktoren überlassen.“ Loos nennt deshalb die Weim. Ordnung liberaler als die preufsische.

Bessere der Feind des Guten ist. Wir setzen keinen Zweifel in die Behauptung Muffs, dafs es bei ihm recht gemacht wird und dafs er sich mit der an und für sich doch sehr einschnürenden, unpraktischen Bestimmung der preufs. Ordnung mit besonderem Geschick zurecht gefunden hat; wir möchten aber fast bezweifeln, dafs er es so gemacht hätte, wenn die Bestimmung überhaupt nicht gekommen wäre. Für das Bessere halten wir dasjenige, was auch Hornemann, Ziegler, Genz meinen, dafs man also die Kandidaten möglichst bald sich selbst versuchen lasse; dann erst wird das Hospitieren seinen Wert haben. Loos, der, wie schon oben bemerkt, durch keine zu engen Reglementsbestimmungen eingeschränkt wurde, beginnt die eigenen Lehrversuche schon nach 5—6 Wochen. Es ist da immerhin die Zeit des Hospitierens noch eine ziemlich lange; allein, wie er es einrichtet, macht es den Eindruck, dafs es so wohl zu machen sein dürfte (S. 9—11). Unseres Erachtens sollte, wie es auch bei Loos geschieht, bezüglich des Hospitierens ein zweifacher Modus eingeführt werden.

Zweifache Art des Hospitierens: Die Kandidaten haben einerseits ein Interesse zu erfahren, wie es in denjenigen Unterrichtsstunden gehandhabt wird, die nicht ihres Faches sind. In solche Stunden, die ad hoc bestimmt bezw. ausgelesen werden müssen, gehen die Kandidaten, um das Ineinandergreifen der einzelnen Gegenstände, die Technik und Bedeutung des Faches, kennen zu lernen; so ist es von Vorteil, wenn Philologen einmal sich den mathematisch-physikalischen Unterricht, den naturkundlichen Unterricht ansehen und von ihrem gereiften Standpunkt — denn im übrigen haftet ja von ihrer Schulzeit her noch vieles in ihrem Gedächtnis —, sowie nach bestimmten, vorher angegebenen Gesichtspunkten die Zuhörer machen. Hierbei handelt es sich durchwegs nur um ein vorübergehendes Hospitieren: es reichen einzelne Stunden in verschiedenen (höheren und niederen) Klassen; auch kann an solchen Ambulationen eine Mehrzahl von Kandidaten recht wohl teil nehmen. Besonders wichtig ist diese Art des Hörens da, wo Fachlehrersystem besteht. Zu dieser Hospitierart ist auch diejenige zu rechnen, bei welcher es sich darum handelt, sich Einsicht zu verschaffen, wie es in dem eigenen Fach in Parallelklassen getrieben wird. Diese Art der Besuche nimmt verhältnismäfsig wenig Zeit weg und kann auf die Seminarzeit in passender Weise verteilt werden. Sollte die Zeit reichen, so kann gelegentlich auch den Lehrern der Neben- und Wahlfächer ein Besuch abgestattet werden, so dem Zeichen-, Turnunterricht u. s. w.

Wichtiger ist die andere, die eigentliche Art des Hospitierens, bei der es sich um die Vorbereitung auf die eigenen Lehrversuche handelt. Auch diese Besuche sollten nicht zu sehr ausgedehnt werden, zunächst nicht in Hinsicht auf die Dauer, noch weniger aber, als die ersteren, in Hinsicht auf die Anzahl der Klassen, welche besucht werden (es spielt hier die Frage des „Einbaus" herein, worüber oben); dazu kommt dann als drittes, was wir für sehr wesentlich halten, dafs wir auch eine Ausdehnung auf eine Mehrzahl von Kandidaten für ein Übel halten.

Wenn es richtig ist, dafs der Jünger des Lehramts erst dann, wenn er sich selbst im Unterrichten versucht, lernt, woran es ihm eigentlich fehlt, so mufs er, wie wir schon oben dargethan haben, mit Lehrversuchen bald anfangen. Damit er ferner festen Fufs fasse, sich in seiner Lehrsphäre bald heimisch fühle — er mufs ja doch auch die Schüler nach Namen, Kenntnissen, Individualität einigermafsen kennen lernen —, empfiehlt es sich, nur einige wenige Klassen, unserer Ansicht nach genügte schon eine einzige, zur Unterlage für die Einführung zu wählen[1]. Da wir in Bayern das Klafslehrersystem haben, ist schon der Aufenthalt in einer einzigen Klasse für eine ziemlich grofse Anzahl von Fächern fruchtbar zu machen. Wird eine weitere Klasse gewählt, so sollte die Leitung in die Hand des betreffenden Ordinarius übergehen, und so eventuell bei der Auswahl noch einer dritten Stufe abermals der Ordinarius dieser Klasse die Führung übernehmen. Das setzt ein Hand in Hand-Arbeiten voraus, welches indes nicht allzuschwer zu ermöglichen sein dürfte. Ein Herumflattern von Klasse zu Klasse kann keine irgendwie nachhaltigen Eindrücke gewinnen lassen. Endlich halten wir es, wie bemerkt, für ein Übel, dafs mehr als **ein** Kandidat in eine Klasse hineingenommen wird, um in die Aufgabe eingeweiht zu werden. Wir haben schon an einer anderen Stelle („Blätter" 1895 S. 363) die Ansicht ausgesprochen, dafs die Behandlung der Kandidaten und der ganze Betrieb schablonenhaft werden mufs, wenn 3 oder 4 (in Preufsen sind es meist 6 oder noch mehr) Kandidaten in eine Klasse zusammengenommen werden; es ist da von der bestmöglichen, nämlich der individuellen Behandlung keine Rede und wird notgedrungen nur eine geringe Möglichkeit zur Variierung der Methode gegeben sein, welche im Unterricht anzuwenden ist. Der Kandidat ist doch nach Kenntnissen, (Fach- und allgemeinen Kenntnissen), Temperament, Neigungen und Fehlern eine Individualität: es ist unter Hunderten nicht einer dem andern gleich, höchstens dafs eine Ähnlichkeit in gewissen Dingen besteht. Darnach richtet sich die Art und der Grad der Bei- und Nachhilfe; bei einer Mehrzahl kann diese doch nur nach einer gewissen Schnur stattfinden. Es rührt denn auch von dieser generalisierenden Art der Behandlungsweise viel Unzufriedenheit her; es würde darunter mit der Zeit auch der Zugang tüchtiger Kräfte leiden müssen. Zu unserer Befriedigung finden wir nun, dafs sich, sei es theoretisch, sei es praktisch, hervorragende Fachmänner auf den gleichen Standpunkt gestellt haben. **Autenrieth** (s. Gen.-Vers. 1886, S. 31) hatte **einen** Kandidaten im Auge, H. **Schiller** („Päd. Sem." 30) teilt mit, dafs er in seiner Antrittsrede, 1876, nur einen Kandidaten für jeden Lehrer befürwortet habe; später („Päd. Sem." 151) ist er der Meinung geworden, dafs 2 Kandidaten auf einmal in eine Klasse genommen werden sollten; die Einschränkung auf einen Kandidaten habe den Nachteil, dafs die „Vergleichung mit Gleichstrebenden fehle"; wir fragen, ob die Vergleichung mit dem leitenden Lehrer nicht genüge; und wird

[1]) **Richter** schlägt vor, die 1., 3., 4. und 6. Klasse zu wählen.

er nicht an dem Gleichstrebenden meist nur Äufserlichkeiten sehen? Letzteres sagt ja Schiller selbst (S. 149): „Übrigens darf man von der Kritik seitens der Seminarmitglieder nicht zu viel erwarten; sie halten sich meist an Äufserlichkeiten, werden hier leicht geradezu schablonenhaft und gehen auf die Hauptaufgabe, die Wahl des Stoffes und die Art der Formgebung, die Erregung des Interesses und die Erhaltung der Aufmerksamkeit in der Regel viel zu wenig ein. Und dies ist ganz natürlich; denn sie haben viel zu wenig Erfahrung in diesen höchst schwierigen Fragen, um in der Regel Wertvolles zu finden, wenn sie nicht selbst den Stoff so eingehend vorbereitet haben, wie der unterrichtende Genosse" —, jedenfalls ein sehr merkwürdiges Geständnis, das aber unsere Auffassung vollauf bestätigt und aufserdem zeigt, wie sehr es notwendig ist, mit aller Behutsamkeit darüber nachzusinnen, auf welchen Wegen wirkliche — nicht blofs scheinbare — Erfolge von päd.-did. Unterweisung zu erzielen sind. Loos endlich, der nach umfangreicher Prüfung der in Deutschland bestehenden Seminareinrichtungen von seiner Regierung mit der Bildung eines Gymnasialseminars betraut wurde, hat nur ausnahmsweise zwei, in der Regel nur einen Kandidaten je einem Lehrer zur Einweisung überlassen[1]). (Vgl. auch die österr. Bestimmungen über das erweiterte Probejahr, welche auf Loos' Autorität zurückzuführen sind). Hier, bei Loos, erscheint auch dieses Problem, wie so manches andere, wenn auch vielleicht nicht ganz, so doch nahezu gelöst.

Gehen wir daher noch auf die Organisation, welche Loos hinsichtlich der **Lehrversuche** getroffen hat, in Kürze ein. Nachdem die Kandidaten kurze Zeit (etwa 8 Tage) in der Klasse bei ihrem ständigen Lehrer, hospitiert haben, um dessen Vorgang, den Wissensstand der Schüler, deren Namen u. s. w. kennen zu lernen, versuchen sie sich selbst unter dessen Anleitung; jedem dieser Lehrauftritte geht eine gründliche schriftliche Vorbereitung (Präparationsskizze), sowie eine Vorbesprechung voraus. Materiell soll ein solcher Lehrversuch keinerlei Störung in den Unterrichtsgang bringen, weshalb der Kandidat hiebei einfach fortsetzend oder wiederholend den laufenden Lehrstoff der Klasse behandelt. Die Beurteilung dieser Versuche fand stets sozusagen nur in camera caritatis, also zwischen dem Fachprofessor und dem oder den beiden Kandidaten statt. Die Fachprofessoren hatten mit ihren Kandidaten wöchentliche Fachbesprechungen, in denen im Anschlufs an den Klafsunterricht Kritik der Lehrversuche und im Anschlufs an die Methodik des betreffenden Faches Besprechung der Fachliteratur stattfand.

Erst später, nach ½ Jahr, folgten bei Loos die mehr offiziellen **Lehrauftritte**, anderswo **Probelektionen** genannt, in Gegenwart des Direktors, der Fachprofessoren und sämtlicher Kandidaten. Loos hatte nämlich in den beiden Jahren, in denen er bisher Seminarien leitete, Kandidaten aus verschiedenen Fächern: so 1894/95 für Deutsch, Latein

[1]) Vgl. Z. f. d. öst. Gymn. 1895 S. 1 ff. und Jahresbericht des Gymn. im IX. Bezirk in Wien 1894/95 S. 53.

und Griechisch 2 Kandidaten (diese wurden für Deutsch einem Professor, für Latein und Griechisch einem andern Professor zugewiesen; sodann einen dritten Kandidaten für klassische Philologie (fürs gesamte Gymnasium geprüft; er wurde einem weiteren Professor anvertraut); endlich einen vierten für Geographie und Geschichte (den ein vierter Professor übernahm). Die Kandidaten wurden eingehend für den Lehrauftritt vorbereitet. Darauf folgte Kritik in den allgemeinen Konferenzen, und zwar von allgemeinen, für die Kandidaten der übrigen Fächer verständlichen pädagogisch-didaktischen Gesichtspunkten aus, also z. B. über die Art der Fragestellung, Haltung des Lehrers und der Schüler, Lehrton, Lehrerfolg, wie eben anderswo auch, und zwar in der üblichen Folge: Selbstkritik des Kandidaten, Kritik der übrigen Kandidaten, der Fachprofessoren und anderer Professoren, des Direktors.

Über diese Auftritte als didaktische Feuerproben, die Geschick, Kraft und Mut verleihen, und über die Kritik als Läuterungsbad, das von Schlacken befreie, bescheiden, vorsichtig und anstellig mache und zugleich in augenfälligster Art über die Notwendigkeit einer Vermählung von Unterrichtstheorie und -Praxis belehre, äufsert sich Loos sehr anerkennend. Da diese Vorteile auch von anderen Seiten bestätigt werden, so ist gegen die Institution der Probelektionen an sich sicher nichts einzuwenden. Aber bedenklich würden auch sie, wenn sie erstens die einzigen Lehrversuche darstellten, wie in der Regel anderswo der Fall zu sein scheint, und zweitens, wenn sie neben den einfachen Lehrversuchen allzuhäufig vorkämen. Die Lehrversuche sollten unseres Erachtens im Vordergrunde stehen, bald, in der Regel schon nach einigen wenigen Lehrstunden, beginnen und zuerst von ganz kurzer Dauer sein, allmählich aber eine immer gröfsere Ausdehnung bekommen. Die Lehrversuche empfehlen sich durch ihren ruhigeren Charakter, verbürgen deshalb gröfsere Sicherheit im Erfassen der individuellen Mängel und ermutigen mehr, als die offiziellen Probelektionen, die als Haupt- und Staatsaktionen gelten, den Kandidaten nervös machen, wenn sie die einzige Probe bilden, und nach der Schnur gehen; wird ihnen doch gewöhnlich eine ausführliche schriftliche Skizze zu grunde gelegt, von der abzugehen natürlich Anfängern, die mitten im Kugelregen stehen, aufserordentlich schwer ist, so dafs sie, auch wenn das Verständnis nicht gewonnen ist und die Antworten der Schüler dies aufs deutlichste verraten, doch strenge sich an dieselbe halten[1]). Von einem Einwirken auf die Disziplin ist bei einer solchen Menge Zuhörer nicht entfernt die Rede, und diese Rücksicht sollte doch in der Frage der pädagogisch-didaktischen Unterweisung mit in erster Linie stehen.

Dafs auf dem Wege des Hospitierens und der Probelektionen[2]),

[1]) G. Richter teilt (S. 42) mit, dafs er sich von besonders unbeholfenen Kandidaten die zu haltende Stunde vorher ohne weitere Zeugen laut vorsprechen lasse: allein, von allem andern abgesehen, ist es nicht praktischer, durch kleine ungezwungene Lehrversuche dem Kandidaten den nötigen Mut einzuflöfsen und eine gewisse Geschicklichkeit beizubringen?

[2]) Richter hat in einem Jahre jeden Kandidaten 24 Probelektionen halten

wie beides jetzt getrieben wird, — nämlich ohne weitere Lehrversuche von kleinerem und gröfserem Umfang — das Ziel mit künstlicher Langsamkeit erreicht wird, glauben auch wir. Dafs umgekehrt die Einführung in eine selbständige praktische Thätigkeit wesentlich früher möglich ist, wenn man von der Schablone abgeht, die jetzt noch so schwere Fesseln anlegt, ist ebenfalls aufser Zweifel. Loos liefs den selbständigen Unterricht vom 2. Semester an beginnen (z. B. 8 Wochen lang Latein, dann 8 Wochen lang Deutsch in der betreffenden unteren Klasse, alles natürlich noch unter Aufsicht der Fachprofessoren). Besseren Kräften dürfte der selbständige Unterricht noch früher übertragen werden können. Denn erst dann ist der Mann in seinem Elemente, wenn er die Verantwortung selbst trägt, dann erst lernt er am meisten: alles Übrige ist doch im Grunde schülerhaft propädeutisch und mit kleinen homöopathischen Mittelchen zu vergleichen. Gleichwohl wollen wir die Existenzberechtigung pädagogisch-didaktischer Einrichtungen nicht leugnen: wir wünschen sie nur in möglichst einfacher Form[1]). Wir wünschen also zwar nicht mit Muff, dafs die Seminarien der „Reihe nach herumgingen und eine Schule nach der andern beglückten“, weil wir uns zu solch enthusiastischer Wertschätzung nicht emporzuschwingen vermögen, sondern wir wünschen eine möglichste Annäherung an den Gedanken Autenrieths, der in Nürnberg (1886) anregte: „Wenn z. B. ein Rektor und ein oder der andere Professor einer Anstalt einen Kandidaten in verschiedenen Fächern und Klassen in den Unterricht einführte, d. h. ihn erst zuhören, dann allmählich selbst unterrichten liefse und ihm hiebei wie bei seinen Studien an die Hand ginge, so wäre dies wohl ein einfacher und trotz einer besonderen Entschädigung für die besondere Leistung der Professoren nicht kostspieliger Weg“.

Ob **pädagogische Schlufsarbeiten** gemacht werden sollen, diese Frage erscheint uns wenig belangreich. Wenn ich irgendwo gelesen habe, an der Schlufsarbeit könne man so recht erkennen, wes Geistes Kind einer ist, so scheint uns das im Grunde denn doch ein Armutszeugnis für die Erfolge der ganzen Institution zu sein. Oder soll damit gesagt werden, dafs es ein gutes Mittel sei, der vorgesetzten Behörde gegenüber schwarz auf weifs die Nichtbefähigung des Kandidaten zu beweisen und gleichzeitig der Verantwortung für die Abweisung des jungen Mannes ledig zu sein?[2]) Wir fürchten, dafs es ein bedenkliches Mittel wäre, und glauben ein besseres zu kennen: es besteht darin, dafs man niemandem das Prüfungszeugnis über die wissenschaftliche Prüfung erteilt, der nicht gediegene Fach- und allgemeine

lassen; andere blieben jedoch weit unter dieser Ziffer. Dies war die ganze praktische Thätigkeit.

[1]) Zu diesen Mittelchen ist u. a. auch die in Weimar bestehende Einrichtung zu rechnen, die sogar in die Weimarsche Ordnung aufgenommen wurde, dafs „den Kandidaten für kürzere oder längere Zeit einzelne Schüler zur Beobachtung und Fürsorge zuzuweisen sind“.

[2]) In Jena gelang es in einem Jahre zwei Kandidaten, die sich nicht bewährten, anzubringen: dem einen wurde der Rat gegeben, auf den gewählten Beruf zu verzichten; der andere schied freiwillig aus. (Richter 21).

Bildung beweist. Denn dies ist und bleibt der Angelpunkt der ganzen Frage.

Wir haben unser Thema enge gefafst, indem wir uns auf das philologische Lehramt beschränkten. Es gibt ja noch andere Fächer, bei welchen dasjenige gilt, was auch sonst vom Fachlehrersystem gesagt worden ist. Wir glauben aber die Nutzanwendung nicht ausdrücklich machen zu müssen; sie ergibt sich von selbst[1]). Es war uns, da in Bayern bisher blofs Gymnasial-Seminarien für Philologen bestehen und diese vielleicht schon in Bälde eine feste Organisation erhalten, in erster Linie daran gelegen, einige Grundzüge zu geben und im Anschlufs daran uns wohlberechtigt erscheinenden Bedenken und Wünschen Ausdruck zu geben. Dafs wir fast durchaus von der preufsischen Ordnung ausgingen, liegt daran, dafs hier bereits eine feste Einrichtung vorliegt, die schon weithin in Anwendung gekommen ist, dafs ferner eine Anzahl wertvoller Gutachten und Äufserungen über dieselbe in die Öffentlichkeit drang und — last not least —, dafs wir gerade *diese* Ordnung in diesem Umfang und in dieser Art auf Bayern nicht übertragen sehen möchten. Es würde uns freuen, wenn wir durch diese kurze Skizze, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit in Einzelheiten erhebt, den Anstofs zu weiterer Behandlung der für unsere gymnasialen Verhältnisse so überaus wichtigen Frage gegeben haben würden[2]).

München. Dr. Gebhard.

I.

Die preufsische Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen.

§ 2 A. Das Seminarjahr ist dazu bestimmt, die Kandidaten entweder an einem der vorhandenen pädagogischen Seminare oder an einer, den Zwecken des Seminarjahrs entsprechend eingerichteten höheren Lehranstalt von neun Jahrgängen bezw. der Vorschule derselben mit den Aufgaben der Erziehungs-

[1]) Nur das möchten wir hervorheben, dafs die ausschliefsliche Unterweisung von Philologen auch aufserhalb Bayerns Befremden erregt hat. W. Halbfafs, Neuhaldensleben, sagt in dieser Beziehung in einer auch sonst sehr bemerkenswerten Besprechung, der er die bayerische Prüfungsordnung von seinem Standpunkt als Mathematiker unterzieht, Folgendes: „Warum gerade die Altphilologen diese besondere Stellung einnehmen (i. e. ein Seminarjahr durchzumachen haben), woher die Vertreter der übrigen Fächer ihre pädagogisch-didaktische Befähigung während des Universitätsstudiums gewonnen haben, wie es endlich möglich ist, diese Befähigung in ¼—½ Stunde nachzuweisen, während doch die Altphilologen diese Fähigkeit sich erst während des folgenden Jahres aneignen sollen, bleibt schlechterdings unerfindlich. . . . . Die Altphilologen erscheinen hiernach in Dienstalter und Beförderung gegenüber den übrigen Kandidaten entschieden benachteiligt und werden schwerlich darin einen Trost finden, dafs sie für ihren Beruf besser vorbereitet in die Praxis hinausgehen". (Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen, Berlin 1895, S. 522 f.).

[2]) Im Anschlufs an den vorstehenden Aufsatz und zum besseren Verständnis der einschlägigen Verhältnisse teilen wir hier anhangsweise die auf die päd.-did. Seminare bezügliche *preufsische* und *österreichische Ordnung* mit (unter Hinweglassung der Einführungsbestimmungen und der auf das Probejahr bezüglichen Vorschriften).

und Unterrichtslehre in ihrer Anwendung auf höhere Schulen und insbesondere mit der Methodik der einzelnen Unterrichtsgegenstände bekannt zu machen, sowie durch Darbietung vorbildlichen Unterrichts und durch Anleitung zu eigenen Unterrichtsversuchen zur Wirksamkeit als Lehrer zu befähigen.

§ 4. Die Überweisung der Kandidaten erfolgt zweimal im Jahre, zu Ostern oder zu Michaelis, durch das betreffende Provinzial-Schulkollegium, und zwar derart, dafs die zu verschiedenen Terminen Eintretenden auch thunlichst verschiedenen Anstalten überwiesen werden. Mafsgebend für die Überweisung ist im Übrigen allein die zweckmäfsige Ausbildung der Kandidaten.

Kandidaten, gegen deren sittliche Unbescholtenheit erhebliche Zweifel vorliegen, sind mit Genehmignng des Ministers der Unterrichtsangelegenheiten von der Überweisung auszuschliefsen.

Das Provinzial-Schulkollegium bildet unter Beachtung der Haupt-Lehrbefähigung der Kandidaten und unter Berücksichtigung der für die Anleitung in der Methodik der einzelnen Fächer besonders geeigneten Lehrkräfte für jedem Schulhalbjahr entsprechende Gruppen von Seminaristen und überweist dieselben den Anstalten mit der Mafsgabe, dafs auf die einzelne Anstalt im Durchschnitt je sechs Kandidaten jährlich entfallen. Ein Wechsel der Anstalt innerhalb des Seminarjahrs ist nicht gestattet.

§ 5. Der Direktor und die von dem Provinzial-Schulkollegium besonders beauftragten Lehrer tragen die Verantwortlichkeit für die planmäfsige Unterweisung und Übung der Kandidaten (§ 2 A) nach folgenden näheren Bestimmungen:

a) Das ganze Schuljahr hindurch mit Ausnahme der Ferienzeit finden in mindestens zwei Stunden wöchentlich unter Leitung des Direktors oder auch eines der beauftragten Lehrer mit den Kandidaten planmäfsig geordnete pädagogische Besprechungen statt. Zu denselben haben auch die übrigen Lehrer mit Genehmigung des Direktors Zutritt. Gegenstände dieser Besprechungen sind vor allem:

Die wichtigsten Grundsätze der Erziehungs- und Unterrichtslehre in ihrer Anwendung auf die Aufgaben der höheren Schulen und insbesondere auf das Unterrichtsverfahren in den von den Kandidaten vertretenen Hauptfächern mit geschichtlichen Rückblicken auf bedeutende Vertreter der neueren Pädagogik (seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts);

Regeln für die Vorbereitung auf die Lehrstunden, Beurteilung der von den Seminaristen erteilten Lektionen in persönlicher und sachlicher Beziehung, Grundsätze der Disziplin möglichst im Anschlufs an individuelle Vorgänge;

kürzere Referate der Seminaristen pädagogischen und schultechnischen Inhalts (z. B. über einzelne Punkte der allgemeinen Lehrpläne, der Prüfungs-Ordnungen, der Verhandlungen preufsischer Direktoren-Konferenzen, der amtlich veröffentlichten Speziallehrpläne höherer Schulen; über wichtigere neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik, beachtenswerte Methoden, Unterrichtsmittel, Apparate, Grundsätze der Schulhygiene u. s. w.;

eine drei Monate vor Schlufs des Seminarjahrs von jedem Seminaristen einzuliefernde Arbeit über eine vom Direktor gewählte konkrete pädagogische oder didaktische Aufgabe.

Die Bestimmung der Ordnung im einzelnen und der Art der Unterredungen bleibt dem Vorsitzenden überlassen.

b) In engem Zusammenhang mit diesem Lehrgang findet eine geordnete praktische Beschäftigung der Seminaristen statt. Dieselbe besteht zunächst in dem Besuch von Unterrichtsstunden des Direktors und der von diesem bezeichneten Lehrer, dann in eigenen unterrichtlichen Versuchen nach besonderer Anweisung.

Die letzteren beginnen im zweiten Vierteljahr und erstrecken sich anfangs auf dem Umfang und der Zeit nach eng begrenzte, später allmählich erweiterte Lehraufgaben, für welche der Seminarist nach Anweisung des beaufsichtigenden Lehrers sich, soweit der Unterrichtsstoff es zuläfst, schriftlich vorzubereiten hat.

Den Lehrversuchen eines Seminaristen wohnen auch die übrigen bei, soweit der Direktor nichts anderes bestimmt.

Die Unterrichtserteilung der Seminaristen vollzieht sich unter steter Leitung des Direktors oder eines der beauftragten Lehrer und ist für jeden Seminaristen auf zwei bis drei Stunden wöchentlich zu bemessen.

Den Kandidaten ist Gelegenheit zu geben, sich mit dem Gebrauch der Unterrichtsmittel, besonders für Naturwissenschaften und Geographie, vertraut zu machen.

Auch sind die Kandidaten thunlichst an der Leitung von Arbeits- und Spielstunden zu beteiligen, sowie zu dem Turnunterricht und zu Schulausflügen heranzuziehen.

Soweit die örtlichen Lehreinrichtungen es gestatten, empfiehlt sich das zeitweise Hospitieren an Lehrerseminaren und Volksschulen.

Wie Direktor und Lehrer gehalten sind, dem zum Besuch ihrer Lehrstunden verpflichteten Seminaristen Aufschlufs über den Stand der Klasse, die gesteckten Lehrziele im ganzen und die gestellten Lehraufgaben im einzelnen, sowie über die Art der Lösung zu geben, so werden dieselben es sich auch angelegen sein lassen, den Kandidaten teils unmittelbar nach der Stunde teils in den Seminarbesprechungen (§ 5 a) auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, welche derselbe in dem eigenen Unterricht bezüglich der Vorbereitung, des Unterrichtsverfahrens und der erziehlichen Behandlung der Schüler oder der eigenen Haltung vor der Klasse gezeigt hat.

Die beauftragten Lehrer sind verpflichtet, ihre besonderen Wahrnehmungen dem Direktor am Ende jedes Monats mitzuteilen und dessen Weisungen einzuholen.

e) Zu den regelmäfsigen Klassenprüfungen, sowie zu den Verhandlungen der Lehrerkonferenz sind in der Regel alle Seminaristen als Zuhörer zuzuziehen; soweit Schüler dabei in Betracht kommen, welche sie unterrichtet, haben die Kandidaten auf Erfordern Auskuuft zu geben.

§ 6. Der Direktor und die mit der Anleitung der Seminaristen beauftragten Lehrer werden in ihrer eigenen Unterrichtserteilung erforderlichen Falls erleichtert.

§ 7. Vier Wochen vor Ablauf des Seminarjahrs erstattet der Direktor auf Grund seiner eigenen Beobachtungen und der Urteile der beauftragten Lehrer an das Provinzial-Schulkollegium einen Bericht über die Führung der Kandidaten, ihre Thätigkeit während des Jahres, das von jedem Einzelnen bekundete Streben und die erreichte Stufe der praktischen Ausbildung. In diesem Bericht sind besondere Beweise der Tüchtigkeit der Kandidaten ebensowenig zu verschweigen, wie auffallende Mängel der Führung, des Strebens und der Leistungen. Dem Berichte beizufügen sind die pädagogischen Arbeiten der Kandidaten mit dem Urteil des Direktors (§ 5 a) und die Meldungen der Kandidaten zum Probejahr.

Bei der Meldung können die Kandidaten hinsichtlich des Orts des abzuhaltenden Probejahrs, welches in der Regel in derselben Provinz wie das Seminarjahr abzuleisten ist, Wünsche zum Ausdruck bringen, welche das Provinzial-Schulkollegium, sofern es sich um die Erleichterung des Unterhalts der Kandidaten oder um ihre Fortbildung handelt, thunlichst berücksichtigen wird.

Das Provinzial-Schulkollegium hat solchen Kandidaten, welche es in Übereinstimmung mit dem Bericht des Direktors für ungeeignet zum Lehrerberuf hält, den Rat zu erteilen, von der begonnenen Laufbahn Abstand zu nehmen.

II.

Das österreichische erweiterte Probejahr [1].

Der Herr Minister für Kultus und Unterricht hat angeordnet, dafs zum Zwecke einer vertieften pädagogisch-didaktischen Durchbildung vollständig geprüfter Lehramtskandidaten für das praktische Lehramt an Mittelschulen im Schuljahre 1893/94 zunächst am Staatsgymnasium im IX. Gemeindebezirk von

[1]) Aus der ‚Zeitschrift für die österr. Gymnasien' 1893, S. 830 ff.; abgedruckt auch im „Vademecum für Kandidaten des Mittelschullehramts in Österreich", I. Teil, Wien, Hölder 1894, S. 3—4.

Wien versuchsweise eine Erweiterung des bestehenden Probejahres durchgeführt werde. Die wesentlichen Bestimmungen dieser neuen Einrichtungen sind:

Die sich zur Ablegung des Probejahres meldenden Kandidaten werden wie bisher nach ihrer Qualifikation Fachprofessoren zugewiesen, jedoch der Leitung des Direktors des genannten Gymnasiums, Dr. Jos. Loos, unterstellt. Dem Direktor als Leiter und den Fachprofessoren obliegt die Einführung der Kandidaten in das praktische Lehramt.

Dazu dienen: 1. Lehrbesuche, 2. Lehrversuche und Lehrauftritte, 3. Selbständiger Unterricht, 4. Konferenzen und Besprechungen.

1. Lehrbesuche. In den ersten Wochen wohnen die Kandidaten den Lehrstunden ihrer Fachprofessoren (eventuell auf Anweisung des Leiters auch anderer Lehrer) beobachtend bei. Die gemachten Wahrnehmungen sind in „Stundenbilder" zu bringen.

2. Lehrversuche finden hierauf wöchentlich ein- bis zweimal in Gegenwart des Fachprofessors auf Grund einer Präparationsskizze statt. Hat ein Fachprofessor zwei Probekandidaten, so ist jeder von diesen verpflichtet, den Lehrversuchen des anderen beizuwohnen. Später erweitern und verändern sich diese Übungen in der Art, daſs sie wöchentlich mindestens zweimal stattfinden, ferner daſs einzelnen etwa alle drei Wochen abzuhaltenden Lehrversuchen sämtliche der Anstalt zugewiesene Kandidaten mit dem Leiter beiwohnen (Lehrauftritte).

3. Selbständiger Unterricht. Mit Beginn des zweiten Semesters kann der Kandidat nach dem Ermessen des Leiters mit der selbständigen Erteilung des Unterrichtes in einer Klasse ganz oder teilweise (für das ganze Semester oder für einen Teil desselben) betraut werden. Lehrauftritte finden auch in dieser Zeit wenigstens monatlich einmal statt.

4. Die Kandidaten nehmen an allen Konferenzen des Lehrkörpers teil und sind, sobald sie selbständigen Unterricht erteilen, berechtigt, ihre Stimme über die Leistungen und das sittliche Verhalten ihrer Schüler abzugeben. Sonst haben dieselben nur eine beratende Stimme.

Wöchentlich einmal finden Konferenzen sämtlicher Kandidaten und ihrer Fachlehrer unter Vorsitz des Leiters statt, in welchen allgemeine Unterrichts- und Schulfragen, der Organisationsentwurf, die Instruktionen, die Weisungen zur Führung des Lehramtes, die Schul- und Disziplinarordnung, Schulgesundheitspflege, bedeutendere Erscheinungen der pädagogischen Literatur besprochen werden. In diesen Konferenzen erfolgt auch die Feststellung der Termine der Lehrauftritte, ihre Beurteilung und Verwertung, eventuell die Besprechung der etwa von den Kandidaten gelieferten schriftlichen Arbeiten. Über diese Konferenzen sind kurze Protokolle zu führen.

Neben diesen allgemeinen Konferenzen laufen die wöchentlich einmal stattfindenden Besprechungen der Kandidaten mit ihrem Fachprofessor einher, welche die spezielle Fachmethodik, die Stundenbilder und Lehrversuche, die Anlage und Benützung der Lehrmittelsammlung u. dgl. zum Gegenstande haben. Die Kandidaten haben die Ratschläge und die Weisungen des Leiters zu befolgen.

Den Landesschulinspektoren bleibt die Einfluſsnahme und die Ausbildung der Kandidaten wie bisher gewahrt.

Der Direktor als Leiter erstattet im Vereine mit den Fachprofessoren einen ausführlichen Jahresbericht auf dem Wege des Landesschulrates an das Ministerium.

Nach Ablauf des Probejahres erhält der Kandidat das genau nach der Vorschrift des Art. XXV, Punkt 9, der Ministerialverordnung vom 7. Februar 1884, Z. 2117 (R. G. Bl. Nr. 26) auszufertigende Zeugnis über das abgelegte Probejahr; überdies wird ihm vom Leiter über seine Teilnahme und Betätigung an den bezeichneten Übungen eine besondere Bescheinigung ausgestellt, welche der Kandidat den Bewerbungsgesuchen anzuschlieſsen hat.

Nochmals Schillers Tell IV, 1, 27—29.

Die Ausführungen des Herrn Kollegen Höger auf S. 397—398 d. Bl. zu meiner Auffassung der obengenannten Stelle

Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt.

haben mich in meiner Ansicht nicht irre zu machen vermocht. Die Schwierigkeit der Stelle und die Mannigfaltigkeit der bisherigen Lösungsversuche mögen es entschuldigen, wenn ich nochmals auf die Sache zurückkomme.

1. Herr Koll. H. hat zugegeben, dafs hinsichtlich der angeführten Verse nur Attinghausen und Tell in Betracht kommen. Er hat, was auch niemand leugnet, eingeräumt, dafs der 1. Satz auf Attinghausen, der 3. auf Tell sich bezieht. Er wird zugestehen, dafs, äufserlich betrachtet, der mittlere Satz ebensogut zu dem folgenden wie zu dem vorausgehenden gehören kann.

2. „Blenden" bedeutet nach Webers deutschem Wörterbuch in eigentlichem Sinne: blind machen, der Sehkraft berauben, die Augen ausstechen; ferner auf kurze Zeit des Gebrauchs der Augen berauben. Ob man eine dieser Bedeutungen auf das Erlöschen der Sehkraft durch den Tod anwenden kann, erscheint mir als sehr zweifelhaft. Wer aus einem dunklen Raume, in dem er länger geweilt, plötzlich in das glänzende Sonnenlicht tritt, kann für kurze Zeit nicht sehen. Ebenso derjenige, welcher aus dem hellen Tageslichte in einen finsteren Raum tritt. Ist er nun, wie es dem Tell angedroht ist, in einem Raume „tief genug begraben, dafs er des Tages Licht nicht wiedersieht" oder gar an einem Ort verwahrt, „wo weder Mond noch Sonne ihn bescheint", so wird der Zustand des Geblendetseins, des Nichtsehenkönnens ein dauernder. Dem Dichter ist es offenbar darum zu thun, über den Sinn der umstrittenen Worte kein Mifsverständnis aufkommen zu lassen. Denn er läfst alsbald den aus dem Schiffe Gefslers entkommenen Tell IV, 1, 121 selbst sagen:

Ich lag im Schiff mit Stricken festgebunden,
Wehrlos, ein aufgegeb'ner Mann. Nicht hofft' ich
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehen.

Auch seine Gattin Hedwig sieht ihn bereits im öden Verliefs IV, 2, 55.

Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So ist für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne . . .
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

3. Ich gebe zu, dafs der dichterische Genius sich nicht immer an die herkömmliche Bedeutung der Wörter hält, sondern irgend ein Wort einmal auch in einem ungewöhnlichen Sinne braucht. Möge deshalb zugegeben sein, dafs ein Dichter das Wort „geblendet" auch einmal in dem Sinne „durch den Tod der Sehkraft beraubt" anwenden

könne. Aber das Verständnis der Stelle hängt, wie Höger sagt, von der richtigen Auffassung „des seh'nden Auges" ab. Ganz richtig; denn weifs man, was „das seh'nde Auge" bedeutet, dann ergibt sich die Bedeutung von „geblendet" von selbst.

Höger interpretiert: „Das bisher und überhaupt für alle sehende Auge ist geblendet. Attinghausen war stets ein sehender, das ist ein einsichtiger, umsichtiger und fürsorglicher Berater seiner Landsleute." Die Verweisung auf II, 1, 141.

Bist du so weise?
Willst heller sehen als deine edeln Väter...

ist unglücklich gewählt; denn sie ist ein Beweis fürs Gegenteil. Erst durch den Beisatz von „klar" oder „hell" erhält das Zeitwort sehen die Bedeutung „Verständnis haben", „einsichtig sein". Ein „sehendes Auge" ist eben das Auge eines Sehenden, nicht eines Fürsorgenden. Auch Rudenz sagt in der Apfelschufsscene zu Gefsler:

Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein sehend' Auge hab' ich zugeschlossen.

Eher könnte man unter dem „sehenden Auge", wollte man es unbegründeter Weise auf Attinghausen beziehen, ein „in die Zukunft sehendes Auge" verstehen, da der Freiherr in II, 1 und besonders IV, 2, 136 ffg. mit dem Tone eines „Sehers" die Zukunft verkündet. Doch der Zusammenhang unserer Stelle erlaubt, wie ich gleich zeigen werde, diese Auffassung ebenso wenig als Högers Auslegung, welche eine gewaltsame und weder in der Bedeutung des Wortes noch in dem Zusammenhang begründet ist.

4. Bei der Interpretation müssen wir jedenfalls den Zusammenhang der Worte mit dem unmittelbar Vorhergehenden festhalten. IV, 1, 3. ruft der Fischer:

Der Tell gefangen, abgeführt nach Küfsnacht,
Der beste Mann im Land, der bravste Arm,
Wenns einmal gelten sollte für die Freiheit.

IV, 1, 13. ruft der nämliche:

Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Dafs er des Tages Licht nicht wieder sieht.

Und als der Fischer inzwischen das nahe Ende Attinghausens vernommen, da spricht er IV, 1, 19:

So bricht der letzte Anker uns'rer Hoffnung!
Der war es noch allein, der seine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Nach dem alsbald erfolgten Weggange des Kunz von Gersau kann sich der Fischer in seinem Schmerze gar nicht zufrieden geben. Er ruft IV, 1, 25:

Der Tell gefangen und der Freiherr tot!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit

Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!

er wiederholt also in den letzten drei Sätzen, nur in umgekehrter Reihenfolge, das schon früher Gesagte, das in den oben angegebenen, durchschossen gedruckten Worten Enthaltene.

5. Höger bemerkt bei seiner Deutung des Wortes sehend: auch im Griechischen sei sehen = leben. Ich sehe nicht recht ein, was diese Bemerkung für unsere Stelle beweisen soll. Sie könnte höchstens für meine Auffassung sprechen: Das sehende Auge = das lebende Auge oder das Auge des Lebenden.

6. Meine Behauptung, dafs der Fischer alle Vorgänge, auch die Absage des Rudenz an Gefsler, durch Kunz von Gersau erfahren hat, mufs ich aufrecht erhalten. Tell fragt IV, 1, 115: Was in Altdorf sich begeben, wifst ihrs?, worauf der Fischer antwortet:

Alles weifs ich, redet!

Wenn im Folgenden von Rudenz, dessen Anschlufs an die Schweizer nicht etwas Nebensächliches ist, sondern den Höhepunkt und die Umkehr der Rudenzhandlung in sich schliefst, die Rede nicht ist, so ist das natürlich. Denn der Fischer will von Tell nur hören, wie er „seinen Banden und dem Sturm entkommen". Damit aber hat der Abfall des Rudenz von der Sache Österreichs nichts zu thun. also hat auch Tell keine Veranlassung, davon zu reden.

Burghausen. A. Deuerling.

Denkmäler griechischer und römischer Skulptur.

Auswahl für die Schule.

Eine herrliche Gabe ist den Gymnasien Bayerns aus Centralfonds bewilligt worden, indem aus den Denkmälern von Brunn - Bruckmann eine Auswahl für die Schule getroffen wurde und dieses Werk nun lieferungsweise erscheint. Es ist dies die erste schöne Frucht der Bestrebungen, die seit mehreren Jahren darauf gerichtet sind, dem Unterricht in den klassischen Sprachen mehr Anschaulichkeit zu geben und durch die Einführung in die antike Kunst zugleich bei der Jugend das Gefühl für das Schöne, das Interesse für Werke der Kunst zu wecken.

Auf der Philologenversammlung zu München 1891 regte Geheimrat Dr. von Brunn an, es solle aus den Denkmälern griechischer und römischer Skulptur, welche unter seiner Leitung im Bruckmannschen Verlage zu München erschienen, zum Zwecke der Verwertung der Archäologie für den Gymnasialunterricht eine Auswahl für Gymnasien veranstaltet werden.

Zwei Jahre später wurde auf der Philologenversammlung zu Wien auf Antrag des Gymnasialrektors Dr. Lechner ein Beschlufs gefafst, es möge das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut bei den Regierungen dahin wirken, dafs eine mustergültige, nicht zu

teuere Sammlung von Wandtafeln für den archäologischen Anschauungsunterricht an den Gymnasien zustande komme, zu deren Herstellung unter Mitwirkung des Institutes eine gemischte Kommission gebildet werden könnte. Diesem Antrage gegenüber behielt die bayerische Regierung sich die Entschliefsung zunächst noch vor; später entschied sie sich auf ein Gutachten ihres zu der Wiener Versammlung abgeordneten Delegierten, des Gymnasialrektors Dr. Arnold dahin, von einer Gewinnung der fraglichen Anschauungsmittel durch Vereinbarung zwischen den beteiligten Staaten wegen der damit verbundenen Weitläufigkeiten abzusehen und vielmehr zunächst für Bayern aus den Brunn-Bruckmannschen Denkmälern eine Auswahl für Schulzwecke zu treffen, ohne sich damit von einer späteren Vereinbarung auszuschliefsen. Die dazu niedergesetzte Kommission bestand aus den Universitätsprofessoren Dr. v. Brunn, Dr. v. Christ, Dr. v. Müller, den Gymnasialrektoren Dr. Markhauser, Dr. Arnold, Dr. Wecklein und dem Gymnasiallehrer Dr. Urlichs. Nach Brunns Tode übernahm Geheimrat Dr. v. Christ den Vorsitz und Prof. Dr. Furtwängler trat in die Kommission ein.

Der Titel des Werkes lautet: Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Auswahl für den Schulgebrauch aus der von Heinrich Brunn und Friedr. Bruckmann herausgegebenen Sammlung. Im Auftrage des K. bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten veranstaltet und mit erläuterndem Text versehen von A. Furtwängler und H. L. Urlichs. München. Bruckmann. 1895.

Die Sammlung erscheint in 5 Lieferungen zu 10 Tafeln (in Zwischenräumen von etwa 3 Monaten) und kostet im Buchhandel 100 Mk.[1]) Die erste Lieferung, die bis jetzt ausgegeben wurde, enthält folgende Abbildungen: 1. Athena Parthenos, Athen. 2. Perikles, London. 3. Athena von Velletri, Paris. 4. Apollon mit der Kithara, München. 5. Niobe mit Tochter, Florenz. 6. Apoll vom Belvedere, Rom. 7. Sterbender Gallier, Rom. 8. Der Nil, Rom. 9. Sophokles, Rom. 10. Demosthenes, Rom.

Da ein Prospekt nicht beigegeben ist, so dürfte es von Interesse sein, auch das Verzeichnis der übrigen nachfolgenden Tafeln mitzuteilen, zumal Wünsche in Bezug auf Änderung und Ergänzung noch ausgesprochen werden können. 11. Apoll von Tenea, München. 12. Archaische Statue von der Akropolis, Athen. 13. Athena Lemnia, Dresden. 14. Relief vom Parthenonfries, Athen. 15. Sog. Tauschwestern vom Ostgiebel des Parthenon, London. 16. Sog. Theseus vom Ostgiebel des Parthenon, London. 17. Relief von Eleusis, Athen. 18 Relief vom Grabe der Hegeso, Athen. 19. Relief mit Orpheus, Eurydike und Hermes, Athen. 20. Reliefs von der Nikebalustrade, Athen. 21. Karyatide vom Erechtheion, London. 22. Nike des Paionios, Olympia. 23. Medusa Rondanini, München. 24. Eirene und Plutos, München. 25. Artemis von Gabii, Paris. 26. Hermes des Praxiteles, Olympia. 27. Musenstatue, Vatikan. 28. Apollon Kitharödos, Vatikan. 29. Weibliche Statue aus Herkulaneum, Dresden.

[1]) Für die bayerischen humanistischen und Realgymnasien wird das Werk auf Staatskosten zu dem ermäfsigten Preis von 70 Mk. angekauft. Dieselbe Preisermäfsigung gilt jetzt auch für aufserbayerische Gymnasien. Die Zahl dieser Abnehmer ist fortwährend im Wachsen und würde noch gröfser sein, wenn nicht die 1. Lieferung, die vergriffen war, erst in diesen Tagen neu fertiggestellt würde. (D. Red.)

30. Gruppe des Künstlers Menelaos, Rom. 31. Zeus von Otricoli, Rom. 32. Artemis von Versailles, Paris. 33. Sarkophag von Sidon, Klagefrauen, Konstantinopel. 34. 35. Sarkophag von Sidon, mit Alexander 36. Kopf der Statue des Alexander, München. 37. Kopf des Euripides, Neapel. 38. Kopf des Sokrates. 39. Kopf des Homer, Neapel. 40. Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos, Florenz. 41. Gruppe des Laokoon, Rom 42. Sog. Thusnelda, Florenz. 43. Reliefs von Pergamon, Berlin. 44. Reliefs vom Titusbogen, Rom. 45. Reliefs von der Trajanssäule, Rom. 46. Gefangener Barbar, Rom. 47. Statue eines Togatus, London. 48. Statue des Augustus, Vatikan. 49. Hera Ludovisi, Rom. 50. Äsop, Rom Für etwa 10 Tafeln dieser Liste bleibt eine Änderung vorbehalten, um Wünschen aus den Kreisen der Abnehmer folgen zu können.

Der ersten Lieferung gebührt in jeder Beziehung vollste Anerkennung. die hellen Photographien sind auf ganz schwarzem Grunde angebracht und heben sich infolge dessen vortrefflich ab, so dafs sie bei längerem Betrachten aus der Ferne fast wie plastische Werke erscheinen. Die technische Ausführung entspricht allen Anforderungen, die man an solche Photographien überhaupt stellen kann; kleinere Fehler wie Flecken und Risse, die Verschiedenheit in der Abtönung werden sich nie ganz vermeiden lassen.

Was den Text anbelangt, der sehr zweckmäfsig in 2 Exemplaren beigegeben ist, teils an der Rückseite, teils lose, so bürgt schon der Name der Verfasser dafür, dafs sachliche Unrichtigkeiten ausgeschlossen sind, dafs durchweg das Neueste über den Stand der einzelnen Streitfragen gegeben wird. Die ästhetische Beurteilung und Auffassung der einen oder anderen Statue allerdings wird immer eine subjektive bleiben, wenn auch in dem Text mit zuversichtlicher Gewifsheit eine Ansicht ausgesprochen wird. Überaus wohlthuend berührt die Wärme und Begeisterung, von der die Beschreibung durchweg getragen wird und die sich unwillkürlich auch dem Leser und Beschauer mitteilt; sie unterscheidet sich wesentlich von jener gelehrten Mitteilsamkeit, die über dem archäologischen Wissen die Schönheit einer Form doch nicht nachempfinden läfst. Es ist sicher eine schwierige Aufgabe, hier die richtige Mitte zu finden zwischen der Mitteilung archäologischer Kenntnisse und der einfachen ästhetischen Beurteilung. aber in den Tafeln der ersten Lieferung sind beide Seiten in höchst anregender Weise verbunden zugleich mit dem Hinweis auf die praktische Verwendbarkeit im Unterricht.

Die oben mitgeteilte Auswahl ist sehr sorgfältig getroffen, in dem sie die wichtigsten Seiten des antiken Lebens umfafst und so gleichsam ein Gesamtbild des Altertums gibt; nur wenige Statuen haben rein archäologisches Interesse. wie z. B. die Warwakion-Statuette, die beim Vorzeigen weniger Bewunderung erregt als ironisches Lächeln über die schwerfälligen Formen der Göttin; es gehört ein sehr geübtes Auge dazu, um sich darnach eine Vorstellung von jenem berühmten Kunstwerk zu machen. Nicht anders ist es mit Tafel 4 der Kolossalstatue des Apollo mit der Kithara, München. Die Statue selbst wirkt mächtig auf den Beschauer infolge der grofsen Formen. aber in so verkleinertem Mafsstab erscheint das Gewand überaus massig, die Beine unnatürlich schwer. der Kopf ohne rechten Ausdruck. Verfehlt ein solches Bild auf den ersten Blick seine Wirkung, so hilft auch ein

nachfolgendes Hinweisen auf manche Schönheit nicht viel. Auch der Apollon von Tenea gehört nicht in eine Schulsammlung; ich wüfste nicht, bei welcher Gelegenheit diese Statue verwendet werden könnte. Denn eine kunstgeschichtliche Behandlung, bei welcher etwa auf die Entwicklung des Apollotypus hingewiesen würde, soll dem Gymnasialunterricht fern liegen. Auch unvollständig erhaltene Statuen, wie die Nike des Paionios, werden auf den jugendlichen Betrachter, der das Ganze ins Auge fafst und nicht im stande ist, das Fehlende zu ergänzen, keinen Eindruck machen. Da Vorschläge noch erlaubt sind, so möchte ich empfehlen: Herkules vom Westgiebel, Paris vom Ostgiebel des Äginetentempels, beide eignen sich sehr gut zu einem Vergleich, indem sie treffend den Charakter der beiden Persönlichkeiten zum Ausdruck bringen; die sog. Penelope; der Gallier und sein Weib, Rom cfr. Tacitus Agricola 38 constabat saevisse quosdam in coniuges ac liberos, tamquam misererentur; die Reiterstatue des Mark Aurel; statt des Hegesograbmales wird wohl ein anderes gewählt werden.

In einigen Punkten möchte ich der in den Tafeln gegebenen neuen Erklärung nicht beistimmen und lieber an der bisherigen festhalten. Der Apollo vom Belvedere (6.) wird aufgefafst als eine selbstständige Statue, die nicht in Beziehung zu anderen gesetzt werden müfste. Aber gerade der Gegensatz zu der Ruhe des Apollo Kitharödos weist daraufhin, dafs hier eine einzelne Handlung des Gottes, nicht ein allgemeiner Zustand ausgedrückt werden soll. Der Gott erscheint wie der Apollo in dem Westgiebel von Olympia, um den Streit zu schlichten und die Feinde zu schrecken; mag man ihm auch nicht die Aegis, sondern den Bogen in die linke Hand geben, was übrigens nicht ganz sicher sich beweisen läfst, so findet sich doch keine andere Homerstelle, zu deren Erläuterung die Statue besser dienen könnte, als Il. XV, 310

εἱμένος ὤμοιιν νεφέλην. ἔχε δ' αἰγίδα θοῦριν,
δεινήν, ἀμφιδάσειαν ἀριπρεπέ', ἣν ἄρα χαλκεὺς
Ἥφαιστος Διὶ δῶκε φορήμεναι ἐς φόβον ἀνδρῶν.

Tafel 9 und 10 Sophokles und Demosthenes eignen sich ganz besonders für die Schule. Zu der Beschreibung der herrlichen Sophoklesstatue mag man jetzt noch die treffende Charakteristik von Stauffer Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens vergleichen S. 218: jeder Zoll ein Künstler und ein ganzer, freier Mensch, so stellt er sich dar . . . der Blick richtet sich nicht ins Ungemessene, beobachtend und sinnend zugleich scheint er sich auf Bestimmtes zu wenden, der Mund kündet Wohllaut und atmet Herzlichkeit. Nichts Schwärmerisches im ganzen, aber ebensowenig etwas von Verstandeskühle, geistige Klarheit viel mehr und Gemüt." Der Verfasser des Textes läfst es im Zweifel, ob wir eine Copie der Statue, die Jophon seinem Vater errichten liefs, vor uns haben oder ob sie auf jenes Monument zurückgeht, das von dem athenischen Volke seinem bedeutendsten Dichter gesetzt wurde. Ich glaube, dafs Helbig recht hat, wenn er sagt: Die Statue trägt einen entschiedenen Charakter eines öffentlichen Monumentes. Der eigene Sohn läfst den Vater nicht in dieser grofsartigen Weise darstellen.

er hätte mehr Gewicht auf Ähnlichkeit im einzelnen gelegt. — Einen schönen Gegensatz zu Sophokles bildet die Demosthenes' Statue im Vatikan; aber den Eindruck, als stelle sie Demosthenes als älteren Mann dar, dessen Körper schon schwächlich und hinfällig ist, gewinnt man zunächst nicht; es ist vielmehr die höchste Energie, die diesen von Natur gebrechlichen Körper durchdringt und ihn nur zur Hülle des Geistes macht. — Bei der Erklärung der Nilstatue wäre eine Bemerkung erwünscht, in welcher Weise man sich das Original aufgestellt denken mufs, vor dem Eingang eines Tempels, wie es in Rom der Fall war, oder als Brunnenfigur und ein Hinweis auf diese eigentümliche Verschmelzung ägyptischer und hellenistischer Kunstrichtung.

Über die Verwendung derartiger Hülfsmittel ist in diesen Blättern[1]) schon wiederholt gehandelt worden; bei Kunstwerken kommt es natürlich darauf an, dafs sie nicht blofs beim Unterricht für kurze Zeit gezeigt und besprochen werden, sondern dafs jeder sie auf sich wirken lassen kann und selbständig beobachtet. Sollten die Gymnasien auch im Besitz eines Projektionsapparates und der nötigen Photographien sein und wäre es so möglich, noch im höheren Mafse die Schönheit einzelner Skulpturwerke zu geniefsen, dann würde man mehrere Bilder, auf die im Laufe einiger Wochen hingewiesen wurde, bei der Erklärung zusammennehmen. Prof. Luckenbach hat auf der Philologenversammlung zu Köln über die Behandlung gesprochen und mit Recht davor gewarnt, bei der Lektüre griechischer und römischer Autoren zu weit vom Stoffe abzuschweifen. Abbildungen seien nur da am Platz, wo sie wirklich zum besseren Verständnis beitragen. Aufser im sprachlichen Unterricht bietet sich besonders im Deutschen und in der Geschichte reichlich Gelegenheit, dieses Hilfsmittel zu verwerten, darum möchte ich auch dem Vorschlage nicht beistimmen, eine besondere Stunde oder im Semester wenigstens einige dazu zu verwenden; denn gerade die gelegentliche Behandlung hat einen besonderen Reiz und regt oft mehr an als systematische Erörterung. Die Erfahrung wird lehren, wie man den Stoff am besten auf die einzelnen Stufen des Unterrichts verteilt. Es ist kein Zweifel, dafs plastische Werke sich vor allem für die oberen Klassen, die Denkmäler der Architektur für die mittleren und die Werke der Kleinkunst für die unteren eignen. Aber nichts wird hindern, die Laokoongruppe auf den verschiedenen Stufen zu zeigen, in den unteren Klassen (3.) wird sich die Erklärung an die trojanischen Sagen anschliefsen und eine rein sachliche sein, in der 7. Klasse an Vergil, wenn diese Scene gelesen wird; hier liegt eine Vergleichung der Darstellungsweise des Dichters und Bildhauers sehr nahe; dagegen wird die Betrachtung in der Oberklasse mehr ästhetische Fragen berühren, wozu Lessings Laokoon Veranlassung gibt. Ebenso ist es mit den Statuen eines Sophokles oder Demosthenes; auf der unteren Stufe fragt der Schüler nur, wie der Mann aussieht, von dem er soviel hört, in den höheren Klassen kommt dagegen in

[1]) Jahrgang XXVIII S. 497 ff. und XXIX S. 169 ff. Lehrreich ist auch: Güldenpennig, Die antike Kunst und das Gymnasium, Halle 1895.

Betracht, wie es dem Künstler gelungen ist, den Charakter zum Ausdruck zu bringen und in seiner Statue eine Art plastischer Biographie zu geben. Individuell wird das Verfahren immer bleiben und der Erfolg vor allem davon abhängen, ob der Erklärende selbst auch Interesse für diese Seite des klassischen Altertums hat. Aber es ist schon ein grofser Gewinn, wenn der Besitz dieses schönen Sammelwerkes wenigstens Gelegenheit gibt, der Jugend die bedeutendsten Bildwerke der Griechen und Römer zu zeigen und so den Blick zu schärfen für die Kunstwerke des eigenen Volkes.

Nachdem Bayern mit dieser Sammlung die besten Werke der Plastik der Schule zugänglich gemacht hat, wäre es wünschenswert, wenn von anderer Seite die Denkmäler der Architektur oder Bildwerke, die weniger das öffentliche als das private Leben veranschaulichen, in ähnlicher Weise behandelt würden; mit dem Grabmal der Hegeso, das im Auftrag des archäologischen Instituts hergestellt wurde, wäre ein schöner Anfang gemacht.

Erlangen. C. Wunderer.

Eine neue geographische Zeitschrift.

Ganz neu, im strengsten Wortsinn, kann ja das geographische Organ nicht genannt werden, welchem diese Zeilen gewidmet sein sollen, allein obwohl dasselbe bereits in seinem zweiten Jahrgange steht, so ist es anscheinend doch noch nicht in dem Mafse verbreitet, wie es wünschenswert erschiene. Deshalb ergreift der Unterzeichnete, welcher der Begründung des Unternehmens nicht ganz ferne stand, gerne eine sich ihm bietende Gelegenheit, um in der bayerischen Gymnasialzeitschrift auf ein Fachblatt[1]) hinzuweisen, welches gerade für unser engeres Vaterland von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Dafs im Lehrplan der bayerischen Gymnasien die Erdkunde bereits jenes Mafs von Beachtung gefunden hätte, welches ihr als einem Unterrichtszweige von seltener Lebenskraft, als dem natürlichen Bindegliede zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, zukommt, wird schwerlich behauptet werden können; denn der Unterricht hört gerade bei jenem Lebensalter der Schüler auf, mit dessen Zurücklegung dieselben erst für das richtige Verständnis der von der Geographie dargebotenen Bildungselemente empfänglich werden, und der schlimme Irrglaube, dafs diese Disziplin sich hauptsächlich an das Gedächtnis wende, hat immer noch Anhänger. Vor nahezu vier Jahrhunderten schon hat der deutsche Gelehrte, der als der erste unserer Wissenschaft einen geachteten Platz in der Lehrordnung der Mittelschule angewiesen wissen wollte, für dieselbe einen auf die Anschauung

[1]) Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

sich stützenden Lehrgang verlangt,[1]) und diese Forderung hat sich zwar im Laufe der Zeiten grofsenteils durchzusetzen vermocht, aber immer bleibt noch vieles zu wünschen übrig. Ganz besonders gilt dies, wie jedermann weifs und fast jedermann zuzugestehen bereit ist, für die fachliche Vorbildung unserer Gymnasiallehrer, weil das alte Vorurteil noch immer nicht überwunden ist, dafs Geographie jeder zu lehren imstande sei, der dazu die Pflicht habe, einerlei ob er zuvor sich mit diesen Dingen beschäftigte oder nicht. Wenn trotzdem die Erfolge auch in diesem die Aschenbrödel unter den vorgeschriebenen Lehrgegenständen darstellenden Fache ganz unvergleichlich bessere geworden sind, als sie es in früheren Jahren waren, so ist dies vornehmlich der freien, spontanen Thätigkeit der Lehrer selbst zuzuschreiben, welche, nachdem sie nun einmal dieses Pensum zu übernehmen gehalten waren, sich von dem der Sache innewohnenden Reize gefangen genommen sahen und nunmehr sich bestrebten, für diesen Reiz auch ihre Schüler empfänglich zu machen. Was früher versäumt worden war, mufste späteres Studium ersetzen, und da es für ein solches glücklicherweise nicht an vortrefflichen Hilfsmitteln gebricht, so konnte es auch in so vielen Fällen gelingen, die Nachteile anszugleichen, welche unseren Schuleinrichtungen unleugbar anhaften.

Gerade für diesen Zweck ist nun aber eine periodische Zeitschrift ganz besonders gut geeignet. Zur Lektüre umfassender Werke fehlt dem Lehrer, der selten über einen Überflufs an Mufse zu gebieten hat, nur allzu vielfach Zeit und Kraft, während die Bewältigung des Stoffes, den die regelmäfsig einlaufenden Monatshefte bringen, viel leichter möglich erscheint.

Die Verbreitung der Wissenschaft steht bei der Hettnerschen Zeitschrift noch mehr im Vordergrunde als deren Förderung, obwohl auch letztere nicht etwa ausgeschlossen ist. Sämtliche Artikel sind kurz und übersichtlich gehalten; sie wollen orientieren und belehren. Nach der Ansicht des Verf. ist dieser Zweck denn auch bisher sehr gut erreicht worden, und zur Begründung dieser Ansicht sei es ferner gestattet, einen kurzen Überblick über den Inhalt des ersten Jahrganges (1895) zu liefern. Betreffs der allgemeinen Einrichtung der Monatsschrift seien nur ein paar Punkte hervorgehoben. An der Spitze stehen die Originalaufsätze, welche selbstverständlich den gröfsten Teil des verfügbaren Raumes (4 Bogen im Durchschnitt für die

[1]) Über das hohe Verdienst des Cochlaeus, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts als Rektor bei St. Lorenz in Nürnberg wirkte, gedenkt der Verf. in dem bald auszugebenden, lediglich bayerische Angelegenheiten berührenden Hefte der neu gegründeten Regionalgruppe der „Gesellschaft für deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte“ einige Aufklärung zu geben. In einem Widmungsbriefe an Pirckheymer weist Cochlaeus diejenigen zurück, welche die Geographie als zu schwierig von der Schule ferne halten wollen, und fährt dann fort: „Si qui causentur, juvenculos primis litterarum rudimentis initiatos hanc lectionem capere non posse, meminerint, quaeso, subjectam hujus artis memoriam esse omnem sensibilem, intellectum perinde discipulorum facile posse juvari et fideli praeceptoris instructione et oculari locorum demonstratione imprefsa.“

Lieferung) in anspruch nehmen; daran schliefst sich die Rubrik „Geographische Neuigkeiten", um welche sich Dr. Fitzau in Leipzig sehr verdient gemacht hat, und ihr folgen wiederum die Bücherbesprechungen, welche kurz gefafst sein und eine Charakteristik des Inhaltes geben, von eingehender Kritik dagegen abstand nehmen sollen. Ein Verzeichnis der neu bei der Redaktion eingegangenen Bücher schliefst in Verbindung mit einer Zeitschriftenschau jedes einzelne Heft ab.

Lernen wir nunmehr die in den ersten zwölf Heften enthaltenen gröfseren Beiträge etwas näher kennen. Zuvörderst sehen wir die Methodik und Didaktik der Erdkunde gut repräsentiert vor uns. Das Eingangswort des Herausgebers ist der festeren Bestimmung dessen, was diesem Wissenszweige thatsächlich zugehört und was nicht, gewidmet, und auf die nämliche Materie geht auch ein der zunächst das Wesen der wissenschaftlichen Landeskunde trefflich skizzierende Artikel von W. Goetz (München).[1] „Sinn und Behandlungsweise der politischen Geographie im Schulunterrichte" hat sich A. Kirchhoff (Halle a. d. S.) zum Thema auserwählt, und dieses ist gewifs zeitgemäfs; denn während ehemals — die Zeit liegt nicht so lange hinter uns — in der Mittelschule fast ausschliefsend Staatenkunde getrieben, die allgemeine Geographie aber ungebührlich vernachlässigt wurde, hat sich späterhin das Verhältnis oft ganz umgekehrt, und das ist ebensowenig zu billigen. Den Einflufs der neuen preufsischen, unserem Fache nicht eben günstigen Lehrpläne auf den Unterricht erörtert R. Langenbeck (Strafsburg i. E.). A. Bludau (Pr.-Friedland), ein im Gebiete der Kartographie wohlbekannter Schriftsteller, gibt praktische Ratschläge für die Auswahl der Projektionsarten, welche für die einzelnen Blätter der Hand- und Schulatlanten als die zweckdienlichsten erscheinen, und es wäre sehr zu wünschen, dafs von den Kartenzeichnern die ihnen hier gegebenen Winke beherzigt würden. Bis zu einem gewissen Grade steht hiemit in innerer Verbindung des russischen Generals A. v. Tillo Bemerkung „über die Notwendigkeit einer internationalen kartographischen Verständigung." Der genannte Autor knüpft an an Pencks viel diskutierte Anregung, dafs durch das Zusammenwirken aller Kulturstaaten eine Gesamterdkarte im Mafsstabe von 1 : 1 000 000 hergestellt werden soll, und erklärt den Gedanken dann für realisierbar, wenn ein minder grofser Mafsstab gewählt werde, womit sich Prof. Hettner einverstanden erklärt. Letzterer macht beachtenswerte Vorschläge für die Ausgestaltung der Terminologie der physischen Geographie.

Dafs diese zuletzt genannte Unterdisziplin stattlich vertreten ist, kann nicht wunder nehmen, und die betreffenden Abhandlungen können sämtlich das Verdienst für sich beanspruchen, einen Extrakt

[1]) Nur kurz darf der Verf. wohl andeuten, dafs er die Grenzlinie, welche durch seinen verehrten Freund für die Geographie gezogen wird, seinerseits nicht als richtig anerkennt und sich das Recht vorbehält, diese Grenze bei vorkommender Gelegenheit recht energisch zu überschreiten. Vor allem glaubt ersterer in der Lehre vom Erdmagnetismus, die Prof. Goetz zur Verbannung verurteilt hat, ein eminent geographisches Element anerkennen zu sollen.

aus Theorien und Systemen vorzuführen, welche an der Quelle kennen zu lernen dem Einzelnen nur unter Beseitigung grofser Schwierigkeiten möglich sein würde. A. Philippson (Bonn) kennzeichnet den augenblicklichen Stand der Forschung über Gebirgsbildung und Tektonik der Erdrinde, indem er dabei auch den bei uns mitunter nicht ausreichend gewürdigten Leistungen der nordamerikanischen Geologen volle Berücksichtigung zu teil werden läfst. Wie man die Mathematik verwenden kann, um ein angenähertes Urteil über den Sitz eines Erdbebens zu erhalten, zeigt G. Maas (Leipzig), der auch über das Laibacher Erdbeben nähere Nachrichten gibt.

Nächstdem weiht F. Kraus (Wien), der im Vereine mit dem Franzosen Martel die Spezialität der Höhlenkunde geschaffen hat, den Leser in diese ein, indem er deren Beziehungen zu vielen anderen Kapiteln betont. „Karstformen der Gletscher" nennt Sieger (Wien) in längerer, sehr interessanter und durch zahlreiche Literaturangaben belegter Darstellung[1]) gewifse Oberflächenerscheinungen, welche ausgedehnten Gletschern, wie insbesondere dem grönländischen Binneneise, mit zerklüftetem Kalkgebirge gemeinsam sind. Ule (Halle a. S.) verbreitet sich, im Anschlusse an Forsters grundlegende Monographie über dieses Problem, über die für die Temperaturverhältnisse fliefsender Gewässer mafsgebenden Ursachen. Ein in der Untersuchung der fossilen Reste aus der älteren Quartärzeit wohl bekannter Forscher, Nehring (Berlin), studiert die Steppenbildung in Europa, welche nach dem Abschlufs der Eiszeit gerade in unserem Erdteile die grofsartigsten Dimensionen angenommen zu haben scheint. Ganz besonders angenehm sind weiterhin für jeden, der über die Fortschritte bestimmter Teile der physischen Erdkunde genau unterrichtet sein möchte, die beiden zusammenfassenden Schilderungen von W. Koeppen (Hamburg) und G. Schott (ebenda). Der erstgenannte ist anerkannt als Klimatologe eine Autorität ersten Ranges; Schott aber, der hier über die neuesten Errungenschaften der Meereskunde Bericht erstattet, hat diese letztere mehrfach durch inhaltreiche Schriften gefördert, zu welchen er das Material teilweise auf einer mit einem Segelschiffe unternommenen Bereisung des Indischen Ozeanes sich verschaffte. Wir rechnen hierher, von der Stoffgruppierung der Redaktion abweichend, auch E. Brückners (Bern) Untersuchung über die Art und Weise, wie sich die von ihm entdeckte, länger währende Klimaschwankung auch in den Ernteerträgen und Getreidepreisen der einzelnen europäischen Länder zu erkennen gibt, sowie R. Credners schönen Vortrag[2]) über die all-

[1]) Dem Verf. dieser Skizze möge erlaubt sein, darauf aufmerksam zu machen, dafs in dem Verzeichnisse einer kleinen Studie nicht Erwähnung gethan worden ist, welche er selbst über die physikalische Geographie des vereisten Grönland im Jahrgang 1887 der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" veröffentlicht, und worin er u. a. die Analogie zwischen den im Karstgesteine und im Binneneise zeitweise verschwindenden Flüssen hervorgehoben hat.

[2]) Dieser Vortrag wurde von dem Greifswalder Geographen in einer der öffentlichen Sitzungen der Lübecker Naturforscherversammlung gehalten und errang sich lebhaften Beifall auch von seiten derer, welche der Erklärung Credners nicht in allen ihren Teilen beipflichten.

mähliche Bildung des heutigen Ostseebeckens, Reichards Beleuchtung der Frage, ob Afrika wirklich einem progressiven Austrocknungsprozefse unterworfen sei, und Baschins Mitteilung über das Andrée'sche Projekt, den Nordpol mittelst Luftschiff zu erreichen. Dafs dieser Plan nicht als so chimärisch betrachtet werden könne, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag, wird unzweifelhaft nachgewiesen.

Die Anthropogeographie pflegt deren hauptsächlichster Vertreter, Ratzel (Leipzig), in einem seiner gedankenreichen Essays „über politische Räume", und der nahe verwandten Siedelungskunde widmet sich Hettners Vortrag „Die Lage der menschlichen Ansiedelungen." Ein für den Freund des klassischen Altertums anziehendes Aufsätzchen ist dasjenige von A. Schneider (Leipzig), „Stadtumfänge in Altertum und Gegenwart" betitelt, indem da ein sehr der Beachtung würdiges Grenzgebiet zwischen Anthropogeographie und Archaeologie betreten wird. Mehr ins Bereich der Ethnologie gehören die Darlegungen H. Hirts über die Ursitze der Indogermanen und K. Hasserts (beide in Leipzig) über die grofsen Wanderungen der Eskimo-Rasse, wogegen F. Tetzners (ebenda) an sich lesenswerte Mitteilungen über die Germanisierung Littauens doch eigentlich für ein geographisches Journal einen etwas zu rein historischen Charakter aufgeprägt erhalten haben.

Dafs die Länderkunde nicht vernachlässigt worden ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Auf Europa kommen wesentlich zwei Artikel: Derjenige von A. Launhardt (Hannover) über den Nordostseekanal, in welchem auch der vom Verf. fachmännisch vertretene Standpunkt des Ingenieurs zur Geltung gelangt, und derjenige von H. Reusch (Christiania) über den glazialgeologisch merkwürdigen norwegischen Landstrich „Jederen." Unsere Kenntnis asiatischer Verhältnisse erweitert in erheblichem Mafse die Charakteristik, welche von Richthofen (Berlin) über den japanisch-chinesischen Frieden von Schimonoseki samt den durch diesen bedingten territorialen Veränderungen gibt. Bekanntlich ist bei diesem Traktate Rufsland stark interessiert gewesen, und dafs dieses Reich jetzt zur ersten asiatischen Macht geworden, davon legen auch die weiteren einschlägigen, auf Asien bezüglichen Artikel unserer Zeitschrift Zeugnis ab. So erhalten wir von W. Obrutschew (Irkutsk) eine aus gründlicher Autopsie hervorgegangene Skizze Zentralasiens und seiner südlichen Umrandung, von Immanuel (Wittenberg) dagegen instruktive Mitteilungen über die Pamirfrage und die neue Amurprovinz. Gleichmäfsiger hat der Zufall die sich mit Afrika beschäftigenden Autoren ihren Stoff über diesen Kontinent und die ihm zuzurechnenden Inseln verteilen lassen. A. Pahde (Crefeld) schildert geschichtlich die Erforschung des Kongosystemes; P. Staudinger bringt aus den Untersuchungen Vuilots über die Möglichkeit einer Bewässerung der Schott-Region die wichtigsten Daten bei: O. Baumann erzählt von der ostafrikanischen Reise, auf welcher er jetzt wiederum begriffen ist; H. Meyer, der über die — von uns fast durchgängig mit falschem Namen geschriebene — Kanarien-Insel

Tenerife ein eigenes Buch geschrieben hat, entwirft von diesem ebenso reiz- wie rätselvollen Eilande ein treffendes Bild: C. Keller (Zürich) endlich belehrt über die französisch-madagassischen Beziehungen. Dafs über Australien der bekannte Kenner des Landes, H. Greffrath (Dessau), sich vernehmen lassen werde, liefs sich erwarten, und in der That werden wir von ihm einerseits über die Kolonie Westaustralien, andererseits über das Tranversalkabel und die anderen Telegraphenlinien neueren Datums unterrichtet. Nun zu Amerika! Obwohl der Nationalpark am Yellowstone-River schon gar manche tüchtige Beschreibung gefunden hat (v. Zittel, Toula, Hirschberg), weifs doch der Leipziger Geologe H. Credner dem an Naturwundern unerschöpflichen Gebiete noch manch neue Seite abzugewinnen, und ein gleiches gelingt ihm hinsichtlich des Colorado-Cañons, welchen die zum amerikanisch-geologischen Kongrefse gereisten Fachgenossen in grofser Gesellschaft besuchen durften. Eine wohlberufene Kraft, nämlich E. Deckert (z. Z. in Washington), ist mit zwei klimatologischen Aufsätzen über Nord- und Mittelamerika, wie auch mit einer zumal unseren geographischen Kompendien Nutzen bringenden Darstellung der geographischen Forschung in Amerika (vom Erdteile Südamerika abgesehen) vertreten. Dieses letztere berücksichtigt H. Steffen (Santiago): Chile und Argentinien in der patagonischen Kordillere, wo es ziemlich bedrohlich aussehende Grenzstreitigkeiten auszutragen gibt. Wenn wir endlich mit den Polargebieten den Abschlufs machen, so finden wir diesen je eine allgemeine und eine speziellere Erörterung zugeeignet: E. v. Dygalski (Berlin) — der gegenwärtige Standpunkt der Polarforschung; F. Mewius — der Robbenfang im Beeringsmeere.

Unsere Aussage, dafs hier ein überaus vielseitiger, in den mannigfachsten Beziehungen anregender und bildender Inhalt dargeboten werde, dürfte durch die vorgenommene Inhaltsanalyse als endgiltig erwiesen gelten. Wenn jemand vielleicht betreffs zweier Gebiete, der mathematischen Geographie und der Geschichte der Erdkunde, eine Lücke empfinden sollte, so kann die Versicherung erteilt werden, dafs die bislang ausgegebenen Hefte des zweiten Jahrganges auch nach dieser Seite hin wertvolle Ergänzungen enthalten.

Auf die kleinen Mitteilungen, die Rezensionen, sowie die bei aller Kürze ihren Zweck voll erfüllenden Nekrologe kann hier nicht im besonderen eingegangen werden. Nur des Umstandes ist, als bei einem geographischen Journale sehr wichtig, zu gedenken, dafs die beigegebenen Karten und Pläne dem Leser alle die Hilfe gewähren, welche er von ihnen zu erwarten ein Recht hat. Nach all dem Gesagten ist der Verf. wohl berechtigt, diese einmal wirklich einem Bedürfnisse entgegenkommende Zeitschrift recht angelegentlich zu empfehlen und den Wunsch auszusprechen, dafs dieselbe in Bälde keiner Gymnasialbibliothek mehr fehlen möge.

München. S. Günther.

Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus.

Der mächtige Hauptgang der unterirdischen Nekropole von S. Giovanni bei Syrakus, welcher im Gegensatz zu den engen und meist auch niedrigen Korridoren der römischen Katakomben durchgängig eine Breite von 2,3—4,9 m und eine Höhe von 2,1—3,5 m aufweist, zeigt in seinem rückwärtigen, östlichen Teile eine wesentlich andere Ausnützung der beiderseitigen Wandflächen als in jenem Abschnitte, welcher sich zunächst an die beiden Vorhallen anschliefst.

Während nämlich in der vorderen Hälfte des Decumanus maximus vorzugsweise Loculi (und zwar vor allem Kinderloculi) in die Seitenwände eingearbeitet sind, Arcosolien hingegen nur in ganz vereinzelten Fällen sich finden, tritt kurz nach der Abzweigung des letzten Querganges das umgekehrte Verhältnis ein.

An Stelle der unscheinbaren oblongen Loculi. die dort in ziemlich regelloser Weise in vielen Reihen übereinander angebracht sind, fallen uns hier in ununterbrochener Folge die schönen Bogenöffnungen von Arcosolien in die Augen, welche tief in die Felsmasse eingreifen.

Gewissermafsen den Übergang zwischen jenem Teile, in dem die Loculi vorherrschen, und dem Abschnitte, in welchem ein Arcosol an das andere sich reiht, bildet nun aber an der südlichen Seite des Hauptganges eine isoliert gelegene Grabstätte von besonderer Eigenart.

Es ist dieses ein für ein Einzelgrab berechnetes Arcosolium, welches nach zwei Seiten hin sich öffnet.

Die vordere Seite dieser Grabnische liegt in der Flucht des Hauptganges, nach rückwärts aber mündet das Arcosol in einen schmalen und niedrigen Korridor, welcher dasselbe in einem schwachen Bogen umzieht und so schon äufserlich als eine besonders hervorragende Ruhestätte charakterisiert.

Im übrigen war das Arcosol, wie erhaltene Überreste beweisen, durch massive, aus Kalkstein gefertigte Transennen von mafswerkähnlicher Zeichnung gegen den kleinen Umgang hin abgeschlossen; dieser selbst aber weist an der gegenüber gelegenen Seite drei Arcosolien von gröfserem Umfang nebst einem Loculus auf und zeigt überdies trotz seiner aufserordentlichen Enge auch an seiner Sohle noch ein paar unmittelbar aufeinander folgende Grabstätten.

Gerade die starke Ausnützung des hinter dem Einzelgrab sich erstreckenden Raumes läfst nun aber die Ausnahmsstellung des isolierten Arcosoliums, vor dem auch der Hauptgang seine gröfste Höhe erreicht, um so augenfälliger hervortreten.

Es konnte mithin diese Grabstätte wohl von Anfang an nur für eine Persönlichkeit bestimmt sein, welcher entweder ihre äufsere Stellung oder ihre inneren Vorzüge auch nach ihrem Tode noch eine besondere Auszeichnung sicherten.

Thatsächlich verschafft uns nun eine nähere Würdigung des bildlichen Schmuckes, durch welchen die Bedeutung der Grabnische auch äufserlich noch mehr hervorgehoben wird, völlige Gewifsheit darüber, dafs hier eine Heilige zur ewigen Ruhe gebettet wurde.

Allerdings sind die Fresken, mit welchen das Arcosol sowohl an seiner Vorderfront als auch an seiner inneren Wölbung ausgestattet wurde, in einem geradezu kläglichen Zustand auf uns gekommen.

Es haben nämlich diese Gemälde einerseits stark unter dem zersetzenden Einflufs des Wechsels in den atmosphärischen Verhältnissen gelitten, dem sie soviele Jahrhunderte hindurch preisgegeben waren, andererseits finden wir aber an denselben vielfach auch deutliche Spuren absichtlicher Zerstörung, welche möglicher Weise noch den bilderfeindlichen Sarazenen zur Last gelegt werden darf.

Gleichwohl kann über den Gegenstand der bildlichen Darstellungen kein Zweifel obwalten.

Zunächst erkennt man an der rechten Seite[1]) der Wölbung des Arcosoliums innerhalb einer durch ein rotes Band und einen schwarzen Streifen gebildeten Einfassung noch die Konturen eines bauchigen Gefäfses mit grofsen, spiralförmig auslaufenden Henkeln; aus demselben streben Zweige mit schmalen, an Lorbeer erinnernden Blättern empor, welche sich zu drei übereinander aufsteigenden Kränzen zusammenfügen. Der letzte von diesen ist nach oben hin nicht geschlossen. Durch einen geringen Zwischenraum von ihm getrennt tritt uns am Scheitel der Arcosolwölbung ein ähnlicher Kranz entgegen, welcher durch ein schmales Band mit flatternden Enden zusammengehalten wird.

Innerhalb dieses Kranzes aber finden sich noch die Spuren eines Monogramms in der Form



Die gesamte Dekoration ist in roter Farbe auf weifsem Grunde zur Ausführung gebracht.

Andererseits treten nun aber auch an der Vorderseite der Grabnische mit hinlänglicher Deutlichkeit auf weifser Grundfläche die Überreste einer gröfseren Komposition von aufsergewöhnlichen Mafsverhältnissen[2]) zu tage.

Durch Figuren von ungefähr 70 cm Höhe wird hier die Krönung

---

[1]) An der linken Laibung des Arcosolbogens ist die Stuckschicht grofsenteils abgefallen; im übrigen entsprach ihre Ausschmückung dem Anscheine nach durchaus derjenigen der gegenüber liegenden Seite.

[2]) Die obere Breite des Freskogemäldes beträgt ganz abgesehen von der durch einen schmalen schwarzen Streifen und ein breites rotes Band gebildeten Umrahmung nicht weniger als 2 m 55 cm, während die gröfste Höhe — zu beiden Seiten der nahezu 1 m hohen Bogenöffnung des Arcosols gemessen — sich auf 1 m 82 cm beläuft.

einer Heiligen durch Christus zur Anschauung gebracht, wobei auch die Apostelfürsten Petrus und Paulus als Zeugen des erhabenen Aktes vergegenwärtigt sind.

Leider ist gerade die Mittelgruppe des Bildes besonders stark beschädigt; indes geben die erhaltenen Fragmente genügende Anhaltspunkte, um dieselbe wenigstens der Hauptsache nach rekonstruieren zu können.

In feierlich ernster Haltung ist hier der Erlöser dargestellt, das bärtige, von dunklen Haaren umwallte Antlitz, das allerdings nur teilweise erhalten ist, direkt dem Beschauer zugewendet.

Die kräftige, etwas gedrungene Gestalt ist in einen gelblichen Chiton eingehüllt, dessen Ärmel nur den Oberarm bedecken.

Ein dunkelbrauner Mantel aber, der einen Teil der Brust und die rechte Schulter freiläfst, ist so um den Leib geschlungen, dafs er über den linken Unterarm herniederfällt. Die Füfse sind mit Sandalen bekleidet.

Während nun aber die Linke des Heilandes, die nur wenig unter dem Mantel hervortritt, eine Schriftrolle umfafst, hält die seitwärts hin erhobene Rechte einen roten Kranz über das Haupt einer Jungfrau, welche wie Christus selbst ganz en face dargestellt war.

Jedoch ist heutzutage nur wenig mehr von dieser Figur erhalten, durch welche offenbar die in dem Arcosolgrab beigesetzte Tote (beziehungsweise deren Seele) veranschaulicht werden sollte.

Schwarze, gleichmäfsig nach beiden Seiten hin verlaufende Haare umrahmen ein ernstes Angesicht, welchem die weitgeöffneten Augen, die schmale Nase und der dem Anschein nach etwas zusammengeprefste Mund ein eigentümliches Gepräge verleihen.

Unter dem ziemlich hohen und stark entwickelten Halse aber ist nur noch ein kleiner Teil eines Gewandstückes erkennbar, von welchem zwei Reihen von unverhältnismäfsig grofsen, weifsen Perlen sich abheben.

Indes läfst es sich nicht mehr feststellen, ob es sich hier um einen reichbesetzten Kragen handelt, für den auf manchen Goldgläsern ein Analogon sich fände[1]), oder um eine auf dem Ärmelchiton selbst aufliegende Doppelkette.

Rechts und links von der Mittelgruppe sind nun aber die beiden hervorragendsten Apostel zur Darstellung gekommen.

Auch bei ihnen ist der Oberkörper nahezu in Vorderansicht gegeben, durch die Stellung der Füfse hingegen ist angedeutet, dafs sie im Vorschreiten gegen die Hauptgruppe hin begriffen sind.

Übrigens ist das Haupt des hl. Petrus fast vollständig zerstört; der hl. Paulus aber ist an der typischen Gestaltung des Kopfes erkennbar, der ein kahles Oberhaupt zeigt und durch einen dichten, langen Bart geschmückt ist.

Hinsichtlich ihrer Tracht unterscheiden sich die beiden Apostel nicht von einander.

---

[1]) Vgl. z. B. Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst I. Bd. (1895), S. 167, Fig. No. 126.

Ihr gelblich-weifses Unterkleid, das bis nahe an die Knöchel reicht und so die nackten, nur mit Sandalen bedeckten Füfse freiläfst, ist in der Mitte mit einem schwarzblauen Vertikalstreifen geziert.

Der gelbbraune Mantel hingegen ist bei beiden wiederum so um den Körper geworfen, dafs er von dem linken Unterarme etwas aufgerafft wird; das untere Ende des herabhängenden Teiles ist beiderseits mit einem **I** geziert.

Im übrigen ist die Drapierung des Obergewandes entsprechend der verschiedenen Haltung der Hände keineswegs eine gleichmäfsige.

Denn die linke Hand, welche wohl bei beiden Aposteln eine Schriftrolle umschlossen hielt, wenn dies auch nur bei Paulus sicher feststeht, ist bei dem letzteren etwas emporgezogen und an den Körper angelegt, während sie bei Petrus wohl seitwärts gestreckt war.

Bei diesem hinwiederum ist durch den an die Brust gedrückten rechten Unterarm der Mantel, der den ganzen Oberkörper bedeckt, straff emporgezogen und andererseits auch durch die eingebogenen Finger der frei bleibenden Rechten zusammengefafst.

Dagegen hält Paulus, bei welchem der Überwurf nur über die linke Schulter und um die Hüften geschlagen ist, den Zeigefinger der rechten Hand nach vorne, offenbar um nachdrücklich auf die Glorie der Heiligen hinzuweisen[1]).

Zur Andeutung des Schauplatzes der Handlung aber sind — entsprechend den auch sonst üblichen Vorstellungen vom himmlischen Paradiese — zwischen den einzelnen Gestalten und neben denselben hochstrebende Zweige mit zahlreichen Blumenknospen angebracht, welche wohl Rosen darstellen sollen.

Aufserdem finden sich links und rechts von dem Haupte des Erlösers die mystischen Buchstaben A und ω, während zwischen dem Kopfe der hl. Jungfrau und dem des hl. Petrus, sowie auch seitwärts vom Haupte des hl. Paulus die Spuren eines grofsen Monogrammes in der Form ⳨ sich erkennen lassen.

Endlich aber erblickt man zwischen der Gestalt des hl. Petrus und der linkseitigen Einfassung der ganzen Komposition auch noch die Überreste einer Dipintoinschrift von 6 Zeilen; indes haben sich von den grofsen Buchstaben derselben fast nur zu Anfang einer jeden Zeile Fragmente erhalten; nur in der 5. Zeile bemerkt man auch noch einige weitere Überbleibsel [illegible] ΤΡΟ, welche mit dem

[1]) Wohl nicht ohne Absicht ist gerade dem hl. Paulus diese Geste beigelegt, da ja er vor allem es war, der die Vorzüge des Verharrens im jungfräulichen Stande eifrigst betonte. (Vgl. I Kor., 7, 25 sqq.)

C am Beginn der letzten Zeile den Namen *Πέτρος* ergeben.

Selbstverständlich konnte nun aber eine derartige Komposition, durch welche die in dem Grabe bestattete Jungfrau als eine Heilige verherrlicht wurde, auch dann, wenn dieselbe einer hochangesehenen und mit irdischen Gütern reich ausgestatteten Familie angehörte, nicht ohne das Einverständnis der Kirche zur Ausführung gelangen.

Thatsächlich zeigt auch eine Reihe von Kritzeleien der verschiedensten Art[1]), welche zum Teil auf der Einfassung des Gemäldes, zum Teil aber auch auf diesem selber angebracht sind, dafs wir es hier wohl mit dem Grab einer offiziell anerkannten Heiligen zu thun haben, welches noch in späteren Jahrhunderten von Gläubigen aufgesucht wurde, die kein Bedenken trugen, ihre Anwesenheit durch die Anbringung von Graffitis auch äufserlich zu bekunden.

Unter solchen Umständen mufs es wunder nehmen, dafs der unterhalb der Bogenöffnung des Arcosols gelegene Teil der Wandfläche bis in die allerjüngste Zeit von Schutt und Erde bedeckt geblieben ist.

Faktisch erfolgte erst im Jahre 1895 gelegentlich der Ausgrabungen, welche Dr. Paolo Orsi, der hochverdiente Direktor des Museo Nazionale zu Syrakus, im Hauptgange der Katakombe von S. Giovanni vorgenommen hat, die Freilegung des genannten Wandabschnittes.

Dabei kam eine monumentale Inschrift zu tage, welche in roter Farbe auf der Stuckschicht aufgemalt und gleich dem Fresko über der Arcosolöffnung von einem breiten roten Bande und einem schmalen schwarzen Streifen eingefafst ist.[2])

---

[1]) Beispielsweise seien ein paar der zunächst ins Auge fallenden Graffiti hervorgehoben:

ein Kreuz in der Form , ein Stern in der Gestalt , das

Monogramm , der Name 

u. a. d. m.

[2]) Eine Photographie des Grabes der Heiligen, welche sowohl die monumentale Inschrift als auch das Freskogemälde mit aller Schärfe wiedergibt, wird in einem grösseren Werke über die syrakusanischen Katakomben reproduziert werden, für das ich während eines einjährigen Aufenthaltes in Sizilien ein umfangreiches Material gesammelt habe.

In dieser Publikation wird nämlich einerseits die Topographie und Architektur der Nekropole von S. Giovanni und der von Orsi neuausgegrabenen Katakomben der Vigna Cassia und des Ex-Konventes von Maria di Gesù durch exakte Pläne und Sektionen, welche von mir auf Grund einer mit Theodolit, Bussole und Bandmals durchgeführten Vermessung hergestellt wurden, zur Veranschaulichung gelangen; andererseits sollen aber auch, wenn sich nicht unüberwindbare Schwierigkeiten dagegen erheben, abgesehen von einzelnen architektonischen Details und den an Zahl geringen Überresten des plastischen Schmuckes sämtliche Freskogemälde und die wichtigsten Inschriften jener Katakomben nebst

Auch dieses Epitaphium zeichnet sich durch seine Gröfsenverhältnisse aus; die sechs Zeilen, die es umfafst, bedecken eine Grundfläche von 1 m 94 cm Breite und 45 cm Höhe.

Wir haben es mithin hier mit einer der umfangreichsten von all den Inschriften zu thun, welche in den syrakusanischen Katakomben sich gefunden haben.

Allerdings ist das Epitaphium nicht vollständig erhalten, da gerade in der Mitte desselben ein beträchtlicher Teil der Stuckschicht abgefallen ist.

Überdies sind manche Buchstaben stark verblafst, andere hinwiederum infolge des Umstandes, dafs die Stuckfläche durch die Einwirkung der Feuchtigkeit teilweise dunkle Flecken erhielt, nur mit gröfster Mühe noch halbwegs zu erkennen.

Bei der hiedurch bedingten Unsicherheit in der Lesung einzelner Buchstaben und ganzer Silben konnten natürlich von einander unabhängige Entzifferungsversuche leicht in manchen Beziehungen zu verschiedenen Ergebnissen führen.

Nun hat Orsi in seiner jüngsten Publikation[1]) die von ihm hergestellte Kopie der genannten Inschrift veröffentlicht. Während er aber sonst zu jedem einigermafsen bedeutsamen Epitaphium eine Transskription in Minuskeln zu geben pflegt und sich ernstlich um die kritisch-hermeneutische Feststellung des Textes bemüht, hat er gerade bei der Monumentalinschrift vom Grabe der Heiligen von einem analogen Verfahren abgesehen und sich damit begnügt, über den Inhalt des Epitaphiums sich nur mit folgenden Worten zu äufsern: „Del contenuto dell' epigrafe ben poco può dirsi. Manca anzitutto il nome della defunta; che fosse donna lo induco dal *παρθένος* del v. 2.; che fosse distinta per condizione sociale e per virtù lo dice la sontuosità del sepolcro, la soavità affettuosa che traspira dai frammenti dell' epitafio, dedicato (forse anche scritto) dal fratello della defunta: v. 5. *Συρακόσιος σὸς ἀδελφός*".

Eben diese Zurückhaltung aber, die sich der so angesehene italienische Archäologe auferlegte, trotzdem er sich ausdrücklich die erste Publikation der Inschrift vorbehalten hatte, bildet für mich die Veranlassung, das Resultat meiner eigenen Entzifferungsversuche, welche an Ort und Stelle mit Hilfe einer lichtstarken Reflektorlampe vorge-

einer Auswahl von den dort gefundenen Werken der Kleinkunst auf Grund meiner photographischen Aufnahmen zur Abbildung kommen.

(Weitere Beiträge zur Sicilia sotterranea, die auch ihrerseits durch genaue Pläne und sonstige Abbildungen erläutert werden sollen, gedenke ich in ein paar besonderen Monographien darzubieten, welche im ganzen etwa 70 kleinere Katakomben und Familiengrabkammern von Ostsizilien behandeln werden. Die betreffenden Begräbnisstätten, von welchen viele durch architektonische Eigentümlichkeiten, z. B. dekorativ gebrauchte Fassadenwände, Baldachingräber und dergleichen mehr sich auszeichnen, verteilen sich auf die Gebiete von Lentini, Lumidoro, Priolo, Melilli, Granieri, Rosolini, Maccari, Camerina, Ragusa u. s. w. und wurden gröfstenteils erst von Orsi, beziehungsweise von mir selber neu entdeckt.)

[1]) Gli scavi a S. Giovanni di Siracusa nel 1895 in der Röm. Quartalschrift, 10. Bd. (1896), S. 57.

nommen und zu wiederholten Malen einer Nachprüfung unterzogen wurden, schon jetzt der Öffentlichkeit zu übergeben, wiewohl ich durch die Nachwirkungen einer schweren Krankheit verhindert bin, sofort auch die wünschenswerten Parallelstellen zu einzelnen selteneren Wendungen beizubringen.

Ich verweise demgemäſs zunächst auf das Facsimile meiner eigenen Abschrift des Epitaphiums, bei der auch die abweichenden Lesarten von Orsi getreulich angeführt sind.

Die mangelhafte Überlieferung des Textes der Inschrift erfordert nun aber eine Erläuterung desselben[1]).

Die gewaltige Lücke in der 1. Zeile ist selbstverständlich unausfüllbar.

In der 2. Zeile folgte auf das Wort *Παρθένο(ς)*, das möglicher Weise einen Zusatz wie *ἁγνὴ* oder *σεμνὴ* hatte, vielleicht ein *ἐνθάδε* oder *ἐνταῦθα κεῖται.*

Dann ist wohl *Δεώδοτα* <vielleicht auch *'Αδεώδοτα*> zu lesen mit einer für den Griechen naheliegenden Metathesis für Deodata <beziehungsweise Adeodata.>

Allerdings mag es befremden, daſs ein in griechischer Sprache abgefaſstes Epitaphium für eine Persönlichkeit bestimmt gewesen sein sollte, die einen lateinischen Namen trug.

Indes finden sich gerade unter den Inschriften der syrakusanischen Katakomben gar viele Beispiele ähnlicher Art[2]). Überdies harmonieren die auf den Namen Deodata folgenden Worte *εὔ(ν)ους ἀθῷ(ος) κατὰ τοὔνομα* vorzüglich mit der Bedeutung *„die Gottgeweihte“*, die jenem Nomen proprium innewohnt; denn sicherlich paſst dazu so recht der Hinweis darauf, daſs *wohlwollende Gesinnung und ein unschuldsvoller Lebenswandel der verstorbenen Jungfrau in dem Maſse eigen waren, wie es ihrem Namen selbst entsprach.*

Es reihte sich nun ein Satz an, welcher dem Anscheine nach durch den Artikel *τὴν* eingeleitet war; indes hat sich nur die 2. Hälfte desselben erhalten, die wohl durch ein *καὶ* mit dem Vorhergehenden verbunden wurde.

Es heiſst nämlich am Ende der 3. und zu Anfang der 4. Zeile unserer Inschrift: *ὀρ[γ]ὴν ἐξειπελν* (lies *ἐξειπεῖν*!) *οὐ ῥαδίω(ς) δύναμαι.*

---

[1]) Da im Nachfolgenden immerhin der Versuch gemacht werden muſs, wenigstens die kleineren von den vorhandenen Lücken zu ergänzen, so sei gleich hier für Zeile 2—6 die Zahl der fehlenden Buchstaben angegeben.

Dieselbe beträgt auf Grund einer Berechnung, welche für jede einzelne Zeile den dortselbst eingehaltenen Schriftcharakter (hinsichtlich der gröſseren oder geringeren Gedrängtheit der Buchstaben) berücksichtigt, in Z. 2: circa 17—21 Bchst., in Z. 3: 9—11 Bchst., in Z. 4: 7—9 Bchst., in Z. 5: 8—10 Bchst., in Z. 6: 5—7 Bchst.

[2]) Selbst der an zweiter Stelle vorgeschlagene Name Adeodata ist in der Schreibung *'Αδεώδατα* dabei vertreten. Vgl. Isidoro Carini, Archivio storico Siciliano, 1874, pag. 512 No. XV = Georg. Kaibel, Inscriptiones Graecae Siciliae et Italiae 1890, No. 66.

Zahlreiche andere Beispiele für das Vorkommen lateinischer Eigennamen auf griechischen Inschriften von Syrakus siehe bei Vincenzio Strazzulla, Studio critico sulle iscrizioni cristiane di Siracusa (1895), p. 18 — p. 23.

1. ΤΟΝ Β
ΠΑΡΘΕΝΩ ΛΕΑΔΟΤΛΕΥΟΥΣΑΘΩ
3. ΚΑΤΑΤΟΥΝΟΜΑΤΙΙΝ ΟΝ Ι ΙΟΡΓΗΝ ΕΞΕΙΠΕΛΝΟΥΡΑΔΙΩ
ΔΥΝΑΜΑΙΗΝΥΣΛ ΗΝ ΙΗΓΑΓΕΡΓΩΝ ΧΑΡΙΝΤΩΝΔΕ ΘΡΗΝΟΝΕΠΕ
5. ΓΡΑΨΑ ΑΝΤΑΠΟΔΟ ΙΝΟΝΟΝΟΥ ΛΙ ΞΑ ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΣΣΟΣΑΔΕΛΦΟΣ
ΦΙΛΩΝΥΜΝΩΝΙ ΣΟΜΕΝΗ

Z. 1: *Orsi:* ΤΟΝΕ ; Z. 2: ΛΕΑΔΟΙΛΕΤΟΥΣ ; Z. 3: ΤΟΥΝΟΜΑΠΙΙ ;

Z. 3: *Orsi:* ΚΟΝ ΤΤΟΡΙ·ΗΝ ; Z. 4: ΗΝΥΙΛΗΝ *ohne Zwischenraum* ;

Z. 4: *Orsi:* ΚΙΗΓΑΓΕΙΠΩΝ .

Der Sinn dieser Worte läfst sich wohl also wiedergeben: *ihren Charakter, ihr ganzes Wesen* <möglicher Weise auch blofs: *ihren Feuereifer*> *gebührend zu schildern, dazu bin ich nicht leicht im stande.*

Durch eben dieses Zugeständnis wird nun aber immerhin die Erwartung erregt, dafs in dem unmittelbar folgenden Abschnitt wenigstens ein Versuch gemacht werde, einen besonders hervorragenden Charakterzug der Verstorbenen vorzuführen <beziehungsweise auch anzudeuten, worin sich denn der gerühmte Feuereifer besonders geltend gemacht habe>.

Nun ist freilich die betreffende Stelle wiederum lückenhaft überliefert.

Ein nicht unpassender Gedanke jedoch, welcher sowohl den erhaltenen Buchstaben r e s t e n als auch der ursprünglichen Buchstabenz a h l entspräche, wäre vielleicht: *ἤνυσ' ἄ(τ)ην, (εἰς* oder *ἐς πίστιν) ἤγαγ'* <oder auch *(μ)' ἤγαγ'*>.

Es würde dann der Verblichenen nachgerühmt, *sie habe unheilvollem Wahne ein Ende gesetzt und mit Erfolg für die Ausbreitung des Glaubens gewirkt,* sei es nun, dafs sie ihren eigenen Bruder — denn dieser ist es nach Z. 5, der spricht, — oder eine Reihe anderer Persönlichkeiten dem christlichen Bekenntnisse zuführte.

Eine Stütze für die vorgeschlagene Ausfüllung der Lücke könnte man in dem letzten Satze finden, welcher sich unmittelbar an *ἤγαγ'* anschliefst.

Denn in affektvoller Weise läfst der Verfasser der Grabinschrift, welcher bisher von der Verstorbenen nur in der 3. Person gesprochen, nunmehr in der Form der A p o s t r o p h e sich also vernehmen:

Um dieser deiner Verdienste willen hat, um seine Dankbarkeit zu bezeigen, die Totenklage um dich, ... die Totenklage, die er noch immer nicht zu beenden vermochte, <oder auch: *die Totenklage, die er nicht laut zum Ausdruck zu bringen vermochte,*> *dein Bruder Syrakosios*[1]) <oder vielleicht auch: *ein Syrakusaner, dein eigener Bruder,*> *in dieser Inschrift verewigt, dir zu Ehren, die der liebevollen Lobpreisungen gewifs eingedenk sein wird.*

Ich glaube nämlich den Schlufssatz des Epitaphiums folgendermafsen rekonstruieren zu können: *ἔργων χάριν τῶνδε θρῆνον ἐπέγραψα ἀνταπόδο(σιν) . . . . (θρῆ)νον ὃν οὐ(κ) (ἔ)λ[η]ξα* <oder auch *(ἔ)λι(γ)ξα*> *Συρακόσιος σὸς ἀδελφὸς (σοὶ) φίλων ὕμνων (μεμνη)σομένῃ.*

Dabei wage ich allerdings nicht zu entscheiden, welche von den beiden Lesarten, die in den Relativsatz aufgenommen wurden, den Vorzug verdient.

Denn keine von den vorgeführten Konjekturen ist ganz einwandfrei[2]).

---

[1]) Dafs *Συρακόσιος*, so auffallend dies auch erscheinen mag, in Syrakus selbst als persönlicher Eigenname gebraucht wurde, lehrt eine zuerst von Carini publizierte Inschrift bei K a i b e l, a. a. O., No. 172: *Ἐπὶ τοῦ μνησθησομένου Συρακοσίου, ἀγορασίας Νίκωνος καὶ Ἀβου[νδ]αντίας.*

[2]) Liest man *ἔληξα*, so liegt offenbar eine gewisse Härte der Konstruktion in l o g i s c h e r Hinsicht vor, eine Härte, welche durch die gegebene Übersetzung zwar gemildert, aber keineswegs beseitigt ist.

Wählt man dagegen *ἔλιγξα*, so ist bei dieser Verbalform entweder —

Im übrigen braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daſs auch die Ergänzungen zur 6. Zeile nicht ganz sicher sind, so nahe auch der Gedanke liegt, daſs der Verfasser des Epitaphiums hier der Zuversicht Ausdruck verliehen habe, daſs die Heilige mit Rücksicht auf die von ihm bekundete pietätvolle Gesinnung ihm auch ihre Fürbitte bei Gott nicht versagen werde.

Ist es mir nun aber doch im groſsen und ganzen gelungen, den Inhalt der Grabschrift zu enträtseln, soweit der fragmentarische Zustand derselben es gestattet, so erübrigt mir noch, die Zeit näher zu bestimmen, welcher die heilige Jungfrau Deodata angehörte.

Allerdings kann bei dem Mangel an unbedingt sicheren chronologischen Anhaltspunkten jedweder Zeitansatz von vornherein nur approximative Bedeutung haben.

Es ist jedoch eine unbestreitbare Thatsache, daſs die Anlage der Katakombe von S. Giovanni kaum in einer früheren Epoche beginnen konnte als im 4. Jahrhundert.

Schon der ganze Grundplan dieser gewaltigen Nekropole mit ihren weiten Gängen, an welche sich ansehnliche Cubicula, geräumige Säle und stattliche Rotunden anschlieſsen, legt den Gedanken nahe, daſs es sich hier im wesentlichen um ein Werk der bereits erstarkten Kirche handle.

Es spricht dafür des weiteren der Umstand, daſs bei der Herstellung des unterirdischen Coemeteriums nicht nur eine gröſsere Anzahl von Cisternen zu Begräbniszwecken umgestaltet und eine Reihe von Brunnen ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen werden konnte, sondern daſs selbst ein bedeutender Aquaedukt zerstört werden durfte, um dem Hauptgange Platz zu machen.

Endlich gehören aber auch die ältesten der datierten Inschriften, die sich in der Katakombe fanden, durchgängig erst der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an.

Nun ist jedoch, wie schon früher angedeutet wurde, die letzte Ruhestätte der hl. Deodata gar nicht in dem alleräItesten Teile des Hauptganges gelegen, sondern in der hinteren Hälfte desselben, in jenem Abschnitt, in welchem die Arcosolien zu überwiegen beginnen.

Überdies wurde das isolierte Arcosolgrab, in welchem die irdische

---

entsprechend dem auch bei anderen Zeitwörtern aus der Begriffssphäre des Schalles vorkommenden Wechsel zwischen intransitiver und transitiver Bedeutung — eine Verwendung des Verbums *λίγγω* in transitivem Sinne anzunehmen, wiewohl dasselbe sonst in der Regel als Intransitivum gebraucht wird, oder es ist dabei an eine dialektische Nebenform zu dem Aoriste des Zeitwortes *λίγω* = *ὑμνῶ* zu denken, trotzdem ein anderer Beleg für dieselbe kaum beigebracht werden kann. In dem einen wie in dem anderen Falle aber müſste in dem genannten Nebensatze wohl ein Hinweis darauf erblickt werden, daſs der Bruder der Dahingeschiedenen zur Zeit des Todes und der Bestattung derselben zu seinem Leidwesen nicht selbst in Syrakus verweilte und demgemäſs gewissermaſsen nachträglich der Pflicht der Totenklage durch die Anbringung der monumentalen Inschrift Genüge leisten wollte.

Hülle der hl. Jungfrau beigesetzt war, durchaus nicht für diese selbst erst hergestellt.

Denn es tritt sowohl unter der monumentalen Inschrift als auch unterhalb der Freskogemälde, mit welchen das Grab zu Ehren der hl. Deodata geschmückt war, an mehreren Stellen noch deutlich eine ältere Stuckschicht zu tage, die auch ihrerseits Bemalung aufweist.

So finden sich in der Mitte der Wölbung, welche die Grabstätte selbst überspannt, die Spuren eines grofsen Kranzes, der wohl ein Monogramm enthalten hat.

Oberhalb der Arcosolöffnung aber gewahrt man zwischen dem Oberkörper des hl. Petrus und dem der hl. Jungfrau den vorzüglich erhaltenen Kopf eines Vogels mit meergrünem Gefieder und einem etwas gekrümmten roten Schnabel.

Neben und über diesem Vogelkopfe jedoch kommen — ebenso wie auch an der oberen linken Ecke der ganzen Komposition — Fragmente von Blütenzweigen zum Vorschein, welche jenen ähneln, die einen Bestandteil des späteren Freskos bilden.

Endlich bemerkt man gerade über dem Scheitel des Arcosolbogens auf rotem Grunde eine Reihe von lang gestreckten Buchstaben einer in den Stuck eingeritzten Inschrift von wenigstens 7 Zeilen, von welchen indes nur belanglose Bruchstücke zu entziffern sind.

So dürftig nun aber all diese Überreste einer früheren Ausschmückung des abgesondert gelegenen Arcosoliums sind, so zeigen sich doch in den schlanken Buchstabenformen der Graffitoinschrift sowie in der trefflichen Zeichnung des lebensvollen Vogelkopfes nicht unbeträchtliche Unterschiede gegenüber den Schriftzügen der Dipintoinschrift und gegenüber den stilistischen Eigentümlichkeiten des die Krönung der Heiligen darstellenden Gemäldes, so dafs wohl ein gröfserer Zeitabstand zwischen der früheren und der späteren Ausstattung der Grabstätte anzunehmen ist.

Es waren mithin damals, als Deodata in jenem Arcosolium zur ewigen Ruhe bestattet wurde, vielleicht schon Dezennien seit jener Zeit verflossen, in welcher eine andere Persönlichkeit, die auch ihrerseits zum mindesten durch eine hohe soziale Stellung sich ausgezeichnet haben mufs, ebendortselbst beigesetzt worden war.

So wird man schon durch eine Reihe von äufseren Umständen bei dem Versuche einer chronologischen Fixierung von Deodatas Tod wenigstens bis an das Ende des 4. oder an den Anfang des 5. Jahrhunderts herabgeführt.

Ungefähr dieselbe oder doch eine nicht viel spätere Epoche aber wird auch durch eine genauere Würdigung des Inhaltes der monumentalen Inschrift sowie des Gegenstandes der bildlichen Darstellung nahegelegt, welche zu Ehren der hl. Jungfrau an der letzten Ruhestätte derselben angebracht wurden.

Denn der Inhalt des Epitaphiums versetzt uns, wenn anders die von mir bei der Interpretation von Zeile 3—5 vertretene Anschauung richtig ist, immerhin noch in eine Periode, in welcher das Heidentum

noch nicht abgestorben war, und wirksame Propaganda für den christlichen Glauben einen der herrlichsten Ruhmestitel bildete.

Andererseits ist jedoch auch der Umstand von Bedeutung, dafs anderweitige Belege für die Darstellung des Erlösers, der irgend einem Heiligen einen Kranz oder eine Krone aufzusetzen im Begriff steht, nur auf Goldgläsern des 3.—4. Jahrhunderts und auf Mosaiken des 6.—7. Jahrhunderts häufiger vorkommen[1]), während auf Freskogemälden erst vom 5. Jahrhundert an vereinzelte Beispiele hiefür sich finden[2]).

Mit dem durch die bisher vorgebrachten Gründe empfohlenen Zeitansatz harmonieren übrigens auch der Schriftcharakter des Epitaphiums, bei welchem insbesondere die eigentümliche Gestaltung des Ξ zu beachten ist, ferner die Form der symbolischen Zeichen innerhalb der Freskobilder des Arcosoliums sowie endlich auch die Schwächen in der Anordnung und in der Zeichnung der einzelnen Figuren des Hauptgemäldes.

Es darf demgemäfs wohl angenommen werden, dafs Deodata, die heilige Jungfrau, deren Name nunmehr der Vergessenheit entrissen ist, thatsächlich etwa in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus dem irdischen Leben schied.

München. Joseph Führer.

---

[1]) Vgl. Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, I. Bd. (1895), S. 201 und Victor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst (1895), S. 362 Anm. 3.

[2]) Vgl. z. B. die Krönung der hl. Felicitas und ihrer Söhne auf einem Fresko, das in den Ruinen eines im Jahre 1812 entdeckten Heiligtums an den Thermen des Titus sich erhalten hatte! Garucci Storia dell' arte cristiana, vol. III (1876), pag. 87 sqq. und tav. CLIV Nro. 3; de Rossi, Bull. di archeologia crist. 1884/85, pag. 157 sqq. nebst tav. XI—XII; vgl. hiezu auch Führer, Ein Beitrag zur Lösung der Felicitasfrage (1890), S. 120 f. und S. 123 ff.

II. Abteilung.

Rezensionen.

A. Rudolf Meringer, k. k. ao. Prof. für vergleich. Sprachforschung an d. Univers. Wien, und Dr. Karl Mayer, k. k. ao. Prof. für Psychiatrie u. Nervenheilkunde an d. Univers. Innsbruck: Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart. Göschen, 1895. 8. XIV u. 204 S.

Es ist ein alter Satz, dafs vier Augen mehr sehen, als zwei. Das mag sich der eine der Verfasser wohl gedacht haben, als er die originelle Idee H. Pauls, dafs wiederholtes Versprechen die Ursache vieler Lautwandlungen sei, recht durchdachte, und darum hat er sich mit einem Psychiater verbunden, um mit den Augen des Sprachforschers und denen des Psychologen die Erscheinung des Versprechens und Verlesens zu prüfen.

Nach gut naturwissenschaftlicher Methode sammelte Meringer, dem die Hauptarbeit zufiel, fürs erste Beobachtungen über Beobachtungen in seinem allernächsten Kreise, am Biertisch, beim Essen, in der Gesellschaft und brachte auf diese Weise eine Fülle gut gesichteten verlässigen Materiales zusammen. Daran zeigt er die verschiedenen Arten des Versprechens: Umstellung, Vorklang, Nachklang, Kontamination, Substitution. Alle diese Arten aber sind nur verschiedene Formen des Aufeinanderwirkens entfernter Laute im Worte oder im Satze. Dieselben Fehlerarten kehren wieder beim Fehllesen, Fehlschreiben und Fehlhören.

Zu den so in der Umgangssprache Wiens gefundenen Gesetzen der gegenseitigen Beeinflussung entfernter Laute bietet er nun eine Reihe überraschend ähnlicher Thatsachen aus der Sprachgeschichte als Gegenstücke uud findet für diese weitreichenden Erscheinungen den Schlüssel in jenen unbeachteten Vorgängen des Alltagslebens.

Dies sind die Grundgedanken dieser für Sprachforscher wie Psychologen gleich interessanten Arbeit. Ihre Lektüre sei hiemit empfohlen; sie wird anregend sein selbst für solche, welche keines jener beiden Spezialgebiete bebauen.

Für mich selbst hatte das Buch allerdings noch besonderen Wert. Bei meinen Assoziationsstudien war ich auf eine gewisse Gesetzmäfsigkeit der Schreibfehler aufmerksam geworden und hatte mir mit Hilfe befreundeter Kollegen Sammlungen angelegt. Durch Meringers dankenswerte Arbeit wurde nun das Beobachtungsmaterial wesentlich erweitert. Freilich über die Psychologie des Verschreibens und Ver-

sprechens hat der verdienstvolle Verfasser trotz seinem psychologischen Berater im Grund doch noch keine genügende Aufklärung geboten. Diese Lücke, die der Sprachforscher verzeiblicher und — gesteh' ich's nur offen — mir erfreulicher Weise gelassen, hoffe ich vom Standpunkt der physiologischen Psychologie in einer demnächst zum Abschlufs kommenden Untersuchung „über das Fehlschreiben" und in einer weiteren „über das Fehlsprechen" auszufüllen.

Aschaffenburg. Dr. Max Offner.

Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. XVI. Ratio studiorum et institutiones scholasticae societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucidatae a G. M. Pachtler S. J. Volumen IV complectens monumenta quae pertinent ad gymnasia, convictus (1600—1773) itemque ad rationem studiorum (anno 1832) recognitam adornavit ediditque Bernhard Duhr S. J. Berlin, Hofmann u. Comp. 1894. XVIII u. 621 S.

Mit diesem vierten Bande ist die vorliegende Sammlung der auf das Schulwesen bezüglichen Verordnungeu der Jesuiten abgeschlossen. Die meisten der hier abgedruckten Schriftstücke hat noch Pachtler gesammelt; nach dessen Tod hat Duhr die Herausgabe übernommen; er hat zugleich dem Verlangen nach Kürzung des ursprünglich auf sechs Bände berechneten Sammelwerkes entsprochen.

Der erste Teil des Bandes enthält zunächst Lektions- u. Stundenpläne deutscher Jesuitenschulen im 17. u. 18. Jahrhundert, auch Verzeichnisse der hier gebrauchten Lehrbücher; in Bezug auf letztere fügt Duhr sehr sorgfältige Nachweise hinzu. Im 18. Jahrhundert waren an manchen Kollegien Schulbücher im Gebrauch, in welchen der gesamte Lehrstoff einer Klasse vereinigt war. In den Lektionsplänen aus dieser Zeit wird auch allmählich mehr Rücksicht auf Geschichte, deutsche Sprache und Rechnen genommen. Weiterhin folgen hier Abschnitte aus den didaktisch-methodischen Schriften der Jesuiten Wagner und Kropf über die Erklärung der lateinischen Autoren und die lateinischen Stilübungen und Aufsätze, in welchen im Anschlufs an die Vorschriften der Ratio studiorum und die Gymnasialpädagogik eines Sacchini und Jouvancy Einzelnes weiter ausgeführt und durch Beispiele erläutert wird; so sind S. 93 ff. eine Reihe von Themen zu den lateinischen Aufsätzen verzeichnet.

Ein besonderer Unterricht in der Geschichte ist in dem Lehrplan der Rat. stud. nicht vorgesehen; nur aus gelegentlicher Belehrung wird ein Teil der sogenannten Eruditio gewonnen. Erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts werden Lehrbücher der Geschichte eingeführt und Anleitungen zu diesem Unterricht geschrieben; was in dieser Beziehung in der oberdeutschen und österreichischen Provinz geleistet wurde, findet sich S. 105 ff. zusammengestellt. Über

die Weiterbildung der sogenannten Akademien, welche ursprünglich nach der Rat. stud. Vereinigungen der Schüler zu Privatstudien waren, ist S. 135 ff. berichtet; man verstand darunter später besonders öffentliche Prüfungen solcher Schüler, zu welchen Einladungen ergingen. Die S. 151 ff. aus Kropfs Pädagogik abgedruckten Abschnitte handeln von den Pflichten der Lehrer und Schüler.

Von Interesse sind die S. 175 ff. mitgeteilten Schriftstücke über die Vorbildung der Gymnasiallehrer der Jesuiten für ihre pädagogischen Aufgaben. Man hat den Jesuiten auch den Vorwurf gemacht, dafs ihre Lehrer für den Gymnasialunterricht ungenügend vorbereitet waren; selbstverständlich wird man auch hier mit Rücksichtnahme auf Zeit, Ort und die Persönlichkeiten zu unterscheiden haben, aber im allgemeinen ist der Vorwurf nicht berechtigt, vielmehr erscheinen die in dieser Beziehung getroffenen Veranstaltungen, welche in den pädagogischen Grundgesetzen des Ordens und in den methodischen Schriften einzelner Jesuiten eine feste Stütze hatten, wohl ausreichend, um Lehrkräfte heranzubilden, welche den gestellten Aufgaben nachkommen konnten.

Der zweite Teil dieses Bandes enthält Verordnungen über die von Jesuiten geleiteten Convikte und Priesterseminarien aus dem 17. Jahrhundert; angehängt ist ein Thesenverzeichnis für das öffentliche Examen am Theresianum in Wien vom J. 1758. Im dritten Teil werden zuerst in ausführlicher Weise die Schriftstücke mitgeteilt, durch welche die Revision der Ratio studiorum vom J. 1832 vorbereitet wurde; dann entwickelt Duhr den Unterschied zwischen der alten und der neuen Ratio und fügt den bisher ungedruckten „Beibericht“ der Patres der Studien-Kommission über die letztere an. Den Schlufs bilden vornehmlich Ausführungsbestimmungen und Verhandlungen der Jesuiten, welche diese ihre neue Studienordnung betreffen, aufserdem noch einige Verordnungen aus neuerer Zeit.

Für den Verfasser einer eingehenden Geschichte des Schulwesens der Jesuiten in Deutschland ist hier wieder reiches Material beigebracht, insbesondere fällt auf die praktische Ausführung der Vorschriften im 17. u. 18. Jahrhundert neues Licht; auch hat der Herausgeber zur Orientierung im einzelnen viel beigetragen. Auf die Vorzüge und Mängel dieses Unterrichts- und Erziehungssystems in der Vergangenheit haben wir bei Gelegenheit der Anzeige der ersten Bände der Sammlung bereits aufmerksam gemacht s. XXVI. Jahrg. S. 111 ff. u. S. 226 ff.; die Frage nach dessen Bedeutung für die Gegenwart ist dadurch entschieden, dafs auch die revidierte Studienordnung vom J. 1832 an den Grundlagen der Ratio stud. vom J. 1599 festhält und der neuen Zeit nur ungenügende Zugeständnisse macht; sie steht infolge dessen im Widerspruch mit der Entwicklung des deutschen Gymnasialunterrichts.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Vater Pestalozzi. Bilder aus dem Leben des grofsen Erziehers von Friedrich Polack, Kgl. Schulrat. Jugend- und Volksschrift zu Pestalozzis 150jährigem Geburtstag, herausgegeben von der Rheinischen Pestalozzi-Stiftung. Mit Bildern. Bonn, F. Soennecken.

Der 150. Geburtstag Pestalozzis, welcher am 12. Jan. ds. J. gefeiert wurde, gab wieder eine Veranlassung, des grofsen Pädagogen allerorts rühmend zu gedenken. Die Gestalt, das Leben und die Bestrebungen dieses edlen und genialen Schweizers traten wieder lebendig vor die Seele. Überall war man bestrebt, dieses Lebensbild voll Liebe und Selbstverleugnung der jetzigen Generation in frischen Farben vorzustellen. In Wort und Bild wetteiferte man, diesem Zwecke zu genügen. So hat die Rheinische Pestalozzi-Stiftung die obige Jugend- und Volksschrift mit Bildern herausgegeben, deren billiger Preis, 30 Pfg., bei gröfserer Bestellung 17 Pfg., die weiteste Verbreitung im Volke möglich macht.

Die einfach edle Sprache des Verfassers ist der demütigen Gröfse des gefeierten Volkserziehers glücklich angepafst. Die Kunst der Erzählung vereinigt volkstümliche Einfachheit mit der Innigkeit und Tiefe einer unmittelbaren Empfindung. Die 10 Bilder aus dem Leben Pestalozzis versetzen den Leser in ideale, reine Stimmungen, indem sie die grofsen Ziele Pestalozzis, seine selbstlose Menschenliebe und seinen unermüdlichen Berufseifer zeigen.

Pestalozzi hat unmittelbar für die Volksschule gearbeitet. Er hat die Auffassung des erziehenden Unterrichtes wieder lebendig gemacht. Seine Tendenz ging dahin, das ganze Volk durch einen guten Unterricht sittlich und materiell zu heben. Er war der Nationalökonom der Schule. Durch diese universelle Tendenz hat er auch das Interesse der Staatsmänner in hohem Grade angeregt und die Schule zu einer Staatsangelegenheit gemacht. Dies bleibt sein grofses Verdienst, wenn auch seine praktischen Erfolge geringer waren als seine Theorie. Er wurde ein leuchtender und erwärmender Mittelpunkt für pädagogische Bestrebungen.

Auch die Gymnasien schauen mit Hochachtung zu dem Manne auf, der die Eigenschaften eines guten Lehrers in so hohem Grade in sich vereinigte oder wenigstens in sich fühlte. Sein Berufseifer und seine Hingebung, seine Herablassung und seine Liebe zur Jugend sind für alle ein nachahmenswertes Muster. Seine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts sind auch für uns in voller Geltung und verdienen die aufmerksamste Beachtung. Er sah in dem Knaben den künftigen Mann, über dem gegenwärtigen Thun versäumte er nicht, einen orientierenden Blick in die Zukunft der Ziele zu werfen. Er war bestrebt, das Wesen des menschlichen Geistes und die Gesetze seiner Entwicklung zur Grundlage seiner Methode zu machen. Deshalb begründete er den Anschauungsunterricht im weitesten Sinne, weil erst von dieser Erfahrungsgrundlage aus ein höheres geistiges Leben möglich ist.

Da ich überzeugt bin, dafs wir auch von den tüchtigen Pädagogen der Volksschule etwas lernen können, so empfehle ich das Schriftchen allen aufs angelegentlichste.

Würzburg.. Nusser.

J. Schmidkontz, Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte. I. Untersuchungen über deutsche Ortsnamen in Anschlufs an die Deutung des Namens Kissingen. Halle. Niemeyer 1895. X. u. 94 S. Mk. 2.40.

Vorliegendes Heft — dem Fürsten Bismarck zum 1. April 1895 gewidmet — untersucht die Etymologie von ‚Kissingen‘. Seine Bedeutung gewinnt es nicht so sehr durch die Ermittlung eines Stammes, der lautlich und inhaltlich befriedigt, sondern durch die Methode. Der Verfasser ist Volksschullehrer, verfügt aber über eine ganz ungewöhnliche Sprachenkenntnis, sowohl nach der Breite als nach der Tiefe und ist bei allem Scharfsinn in der Auffindung von Beziehungen vorsichtiger als die meisten anderen Ortsnamenforscher. So darf man seine Zurückführung des Namens Kinzig auf einen Stamm der Sprudel, Quell bedeutet, als wohlbegründet bezeichnen. Nach der philologischen Seite hin läfst auch der Nachweis, dafs Kissingen an Stelle eines älteren Kizziche getreten ist, dieses aber eine Seitenform von Kinziche sei, nichts zu wünschen übrig. Aber die Entstehung der Form Kiss- aus Kinz hat S. uns nicht verständlich gemacht, auch warum im Verschiebungsgebiet quint statt quinz (kint statt kinz) fortbesteht, nicht erklärt. Ich glaube, dafs wir ohne Annahme von Doppelbildungen, wie sie z. B. bei den Stämmen set und stand (sedel und sezzel, stand-: got. stafs-, stadel) vorliegen, nicht auskommen; die Doppelformen der Appellativa sind eine Zeit lang auch bei den Ortsnamen nebeneinander geduldet worden, so lange man nämlich den Ortsnamen seiner Bedeutung und seinen Teilen nach noch verstand oder zu verstehen glaubte; dafs Kizz aus Kint entstanden sein könne, mufs ich vorläufig noch für höchst unwahrscheinlich ansehen. Ebenso ist die Form kone neben nord. kvinna (Schm. S. 38) nicht als Abkömmling dieser zu betrachten, sondern als Seitenspross; ahd. we wird nicht o, sondern ö, e, wenigstens im Oberdeutschen; wo o geschrieben steht, müssen wir bekanntlich in vielen Fällen (wie uns Handschriften und die Mundarten der Gegenwart lehren) in Mhd. ö lesen; wo aber wirkliches o oder u neben we erscheint, haben wir es mit altem Ablaut zu thun; vgl. queman: kunft; auch Cunticha (9. Jhd.) ist wohl Cünticha zu lesen, wenn nicht kunt als alte Nebenform von kuint nachzuweisen ist; ich glaube aber sogar, dafs gerade eine Verquickung von kuint und kunt die Form kint geschaffen hat. — Glücklich scheint mir Schm. in der Weiterverfolgung der zu Grunde liegenden Wurzel von kuint zu sein; der betr. Abschnitt enthält mancherlei Ausblicke

in entferntere Gebiete, so z. B. einleuchtende Etymologien des engl. gown, von kappes (Kohl), canthus. Was aber der Abhandlung ihren Wert als methodischer Wegweiser verleiht, ist die Durchführung des Grundsatzes: keine Ortsnamenforschung ohne Ortsforschung und Ortsgeschichtsforschung. Ein vorzüglicher Kenner eines guten Teiles von Bayern, ein fleifsiger Sammler von Flurnamen, von Ortssagen ist Schm. berufen, noch vielmehr zur Aufhellung unserer Ortsnamen zu geben, als er in diesem ersten Vorstofs gegen den landläufigen Schlendrian gethan. Es ist nur zu wünschen, dafs er die nötige Unterstützung, wie sie verlässigen Forschern auf diesem Gebiet in anderen Ländern zu Teil wird, finden möge.

Würzburg. O. Brenner.

Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 10. Aufl. Trier, Lintz. 1893. Preis geb. 1. M.

Spiefs-Berlet, Deutsche Schulgrammatik. I. Kursus. 8. Aufl. Bes. v. E. Berlet. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring. Preis 50 Pfg.

Linnig, Deutsche Sprachlehre. Paderborn, Schöningh. 1892. S. IV u. 113.

Gleichwie im lateinischen Unterrichte man schon seit geraumer Zeit davon abgekommen ist, den Schülern dickleibige Grammatiken in die Hände zu geben, wie einen Zumpt, Middendorf oder Bröder, so geht auch im Deutschen neuerdings das Bestreben dahin, in den untersten Klassen an Stelle einer umfangreichen Grammatik, wie z. B. Heyse, Becker u. a., einen Abrifs einzuführen, der unter Verzicht auf Ausführlichkeit dem Lehrer die sachliche Vorbereitung erleichtern und seinen weiteren Ausführungen zugrunde liegen soll, während er andrerseits dem Schüler ein bequemes Mittel bietet, die gewonnenen Einzelkenntnisse in den Rahmen der geordneten Übersichten einzufügen. Vor uns liegen drei solcher Abrisse oder Auszüge, die den Stoff in gedrängter Kürze enthalten; die zwei ersten bieten von der Formenlehre alles Wissenswerte, von der Satzlehre nur das Unentbehrlichste. Die Gruppierung ist in beiden die herkömmliche, die Darstellung kann naturgemäfs bei einem Abrifs keine besonderen Merkmale zeigen, wenn man nicht etwa die Kunst in der knappen Fassung eigens hervorheben will. Buschmann enthält 2 Anhänge, deren 1. die Regeln und Beispiele der Rechtschreibung vorführt, während der 2. ein orthographisches Wörterverzeichnis bietet, — für einen gedrungenen Abrifs doch wohl eine überflüssige Beigabe. Berlet hat weiser daran gethan, dafs er den orthographischen Anhang durch eine Zusammenfassung der Interpunktionsregeln ersetzt hat. Das 3. Büchlein, das gleichfalls hier besprochen werden soll, ist nichts anderes als der dem 1. Teile von Linnigs Lesebuch anhangsweise beigegebene „Abrifs", nur zeigt es in vielen Punkten eine erweiterte, ja verbesserte Gestalt und bietet

unter neuem Namen eine Zusammenstellung der wichtigsten Lehrstoffe mit vorwiegender Betonung der Formen. Die Satzlehre, in welcher L. im wesentlichen sich der Kernschen Richtung angeschlossen hat, ist auf das knappeste Mafs beschränkt worden, da V. ihr den gleichen Wert wie den übrigen Gebieten der deutschen Grammatik nicht beimessen kann, und zwar aus dem Grunde, weil sie auf die Eigentümlichkeiten unserer Muttersprache doch nur nebensächlich eingehen könne und wesentlich sozusagen international sei. Auch in sonstiger Beziehung unterscheidet sich das vorliegende Büchlein von den gewöhnlichen Abrissen: es bringt viele Dinge nicht, mit denen man die Grammatiken anzufüllen pflegt, z. B. Deklinations- und Konjugationstafeln; andrerseits greift es aber in der Darstellung etwas höher, z. B. in der Lautlehre, und sucht mit der heutigen Wissenschaft von der deutschen Sprache enge Fühlung anzustreben. L. begründet dies mit folgenden Worten, denen man die Zustimmung nicht versagen kann: „Die Schüler bringen ein gutes Teil elementarer Kenntnisse grammatischer Natur mit, und der fremdsprachliche Unterricht führt ihnen täglich neue zu; soll da der deutsch-grammatische Unterricht den Schüler nicht blofs sachlich bereichern, sondern auch innerlich befriedigen, so mufs ihm die deutsche Stunde mehr bieten als der übrige elementare Sprachunterricht, und dies kann nur geschehen, wenn ihm die liebe Muttersprache, die er schon zu besitzen meint, ihre an Unregelmäfsigkeiten und Schwierigkeiten überreiche Eigenart offenbart und seine Geisteskraft anspannt, ihn aber auch für die aufgewandte Mühe damit lohnt, dafs sie ihm den Blick in ihr innerstes Weben und Leben eröffnet". Ging der V. von diesem Gesichtspunkte aus, dann wäre es vielleicht geratener gewesen, auf die Behandlung der Orthographie zu verzichten und deren Raum zu weiteren sprachhistorischen Bemerkungen, zu welchen so oft Ansätze zu erkennen sind, zu verwenden, etwa in der Art, wie es Kummer in seiner „Deutschen Schulgrammatik" im Anschlufs an die Wortbildungslehre so schön und anregend zustande gebracht hat.

Duden, Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache mit etymologischen Angaben, kurzen Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893. S. XVIII u. 344. Preis M. 1.50.

Es dürfte wohl überflüssig erscheinen, eine hochverdienstliche Leistung, als welche sich das vorliegende, mit grofsem Fleifse und peinlicher Umsicht ausgearbeitete Werk darstellt, eigens loben zu wollen; nur einige Bemerkungen mögen gestattet sein.

Zunächst ist zu konstatieren, dafs die Erweiterung, welche die 3. Auflage durch Aufnahme kurzer Sacherklärungen, etymologischer Angaben und einiger seltenerer Wörter erfahren hatte, allgemeinen Beifalls sich erfreut hat. Soweit es der Hauptzweck zuliefs, wurde

in der 4. Auflage die eingeschlagene Richtung verfolgt. Manche alte Wörter von schönem Gepräge, wie sie J. Wolff, G. Legerlotz u. a. mit Vorliebe aus dem heimlichen Schatze der deutschen Sprache hervorgeholt haben, sind dem Buche einverleibt worden; doch vermifst man aufser dem Worte Werdegang (= Entwicklung) das alte Urständ in dem Ausdrucke „Gott schenke ihm fröhliche Urständ!"

Daraus, dafs D. die Verschiedenheiten in den amtlichen Schreibarten der einzelnen Länder unter sich gewissenhaft aufführt, ersieht man einerseits, in wievielen Punkten die vermeintlich einheitliche Rechtschreibung noch auseinandergeht, andrerseits wird man in dem Wunsche bestärkt, es möchten auch diese Diskordanzen endlich bereinigt und aufgehoben werden. Dieses Auseinandergehen bemerkt man besonders in folgenden Fragen, welche betreffen 1) das Zusammentreffen dreier Konsonanten, ein Punkt, bei dem Bayern allein zielbewufst vorgeht; 2) die Silbenbrechung, wo überhaupt eine Einigung schwerlich zustande kommen wird und auch wohl nicht nötig ist; 3) den grofsen oder kleinen Anstab — ein äufserst strittiges Gebiet —; 4) die Fremdwörter, besonders die Wiedergabe des C. Zwar hält sich D. im Texte notgedrungen und strenge an die amtlichen Schreibarten, doch in Anmerkungen unterläfst er nicht, auf den Zwiespalt hinzudeuten und Fingerzeige zu geben, nach welcher Richtung hin sich die Schreibung entwickeln soll und wird. Mit seinen hier festgelegten Ansichten kann man sich durchaus einverstanden erklären. Vgl. z. B. die Anmerkungen zu acclimatisieren, Amusement, Asphalt, Baryton, Bouquet, Cirkular, Coaks, Diöcese, Kantonnement, Kondukteur, Quai, Leihkauf, Sahlweide, stetig, unstet u. a.; eine gleiche Anmerkung hätte Lieutenant (Leutnant) verdient. Warum empfiehlt der Verfasser nicht auch die Form zugrunde (legen, richten) nach dem Vorbilde von zustande (kommen, bringen)? — — —

Im Anschlusse an das soeben besprochene, vorwiegend orthographische Zwecke verfolgende Werk möge es gestattet sein, ein anderes noch kurz zu berühren, das zwar mit Sanders „Hauptschwierigkeiten" grofse Ähnlichkeit hat, jedoch auch wieder in manchen Punkten sich von ihm unterscheidet. Es führt den Titel:

Ign. Em. Wessely, Grammatisch-stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. Leipzig, Reisland, 1894. S. X u. 198. Preis 2 M.

Es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, dafs immer mehr Bücher notwendig werden, aus denen der Deutsche über den richtigen Gebrauch seiner eigenen Sprache sich Rats erholen soll; die Unsicherheit selbst in der Anwendung der Formen greift immer weiter um sich, von der Art und Weise vollends, wie selbst Leuchten der Wissenschaft gegen den logisch-grammatischen Bau unsrer Sprache verstofsen, wollen wir lieber nicht reden. Sanders hat die heutzutage auftretenden Schwierigkeiten in einer zum raschen Nachschlagen bequemen Weise zusammengestellt, und auch der Herausgeber des vorliegenden

Buches hat sich ihm der Form nach innig angeschlossen, dem Inhalte jedoch insofern eine Erweiterung angedeihen lassen, als er den gesamten Sprachstoff, soweit Formenlehre, Rektions- und Konstruktionsverhältnisse in betracht kommen, in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat. Was die einzelnen Artikel betrifft, so gab der V. im Gegensatz zu seinem Vorgänger i. d. R. nur ein Beispiel, das aber mit einem Schlage den Leser über seine Sache vergewissern soll. Auch beflifs er sich, teilweise vermittelst besonderer Zeichen, der gröfsten Knappheit im Ausdruck, ohne jedoch der Deutlichkeit im geringsten Abbruch zu thun. Auf solche Weise ist es ihm vor Sanders möglich geworden, auf der Hälfte Raum fast die zweifache Zahl von Artikeln unterzubringen. Zu diesen haben wir nur wenig anzumerken.

Unrichtig ist, dafs abhold nur prädikativ gebraucht werde; vgl. „sein allem Idealen abholder Sinn", „das Werk eines ihnen abholden Geistes" (Rob. König). — Zu Abt ist das Feminin Abtissin zu ergänzen; zu Hindin die bessere Nebenform Hinde, zu Tisch das Demin. Tischlein. — Uhu wird S. 40 fälschlich als Fremdwort angesehen: der Plur. Uhus ist von Duden als minder gut bezeichnet. — Warum gerade der Flufs Talfer Aufnahme gefunden hat, ist unerfindlich; lieber möchte man wissen, ob man sagt: am Ufer des Rheins, Lechs, Pos u. s. w. oder: am Ufer des Rhein, Lech, Po? — Die Orthographie ist nicht gleichmäfsig gehandhabt; so liest man Alt und Jung, Arm und Reich, fröhnen, gähren, gäng und gehe, däuchte, Vormittags. — Von Satzsubstantiven vermifsten wir folgende: Thunichtgut, Taugenichts, Habenichts.

Hof. Rud. Schwenk.

Dr. Karl Ludwig, Die Schulregeln der hebräischen Grammatik nach den Ergebnissen der neueren Sprachwissenschaft zum Memorieren und Repetieren. Giefsen (Ricker'sche Buchhandlung) 1895. Preis geb. 2 M.

Dieses Buch ist für das Bedürfnis der Gymnasien geschrieben. Es sucht die Regeln der hebräischen Grammatik so durchsichtig und lernbar als möglich zu fassen und dabei thunlichst die Ergebnisse der neueren Sprachwissenschaft zu verwerten. Die Einteilung des Stoffes ist folgende: Schrift- und Lautlehre, Pronomina und präfigierende Präpositionen, starkes Verbum, schwaches Verbum, starkes Nomen, schwaches Nomen, Numeralia. Den Schlufs bilden die Paradigmen. Als Übungsbuch eignet sich hiezu vortrefflich das hebräische Übungs- und Lesebuch von G. Stier (Leipzig bei Teubner, 2. Aufl. 1888), das eine ganz analoge Anordnung enthält. Die Schulregeln können zum Gebrauche an Gymnasien bestens empfohlen werden.

Freising. Schühlein.

1. C. Julii Caesaris belli Gallici libri VII. A. Hirtii liber VIII. Recensuit apparatu critico instruxit Henricus Meusel. Berolini W. Weber MDCCCXCIV. M. 3.—.

2. C. Julii Caesaris belli Gallici libri VII. A. Hirtii liber VIII. Für den Schulgebrauch herausgegeb. von H. Meusel. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit v. R. Schneider. Berlin W. Weber 1894. Geb. M. 1.25.

Der Kübler'schen Ausgabe von Caesars bell. Gall. (s. Bl. f. bayr. G.-W. XXX [1894] S. 739 ff.) ist die Meusel'sche, auf die K. selbst schon hingewiesen hatte, auf dem Fufse gefolgt. Es entspricht vollkommen den Thatsachen, wenn wir urteilen, dafs forthin ein wissenschaftliches Arbeiten auf dem Gebiet von Caesars bell. Gall. ohne Meusel nicht möglich ist, dafs sie eine unentbehrliche Grundlage für alle weiteren Forschungen darstellt. Von Kübler, der im Grunde dieselbe Tendenz hatte, die Handschriftenklasse β mehr zur Geltung zu bringen, als es in den Ausgaben seit Nipperdey geschehen war, unterscheidet sie sich doch, abgesehen von Äufserlichkeiten, in einer Reihe wichtiger Punkte.

Während K. im Rahmen der praefatio ein Verzeichnis der von ihm gewählten Lesarten mit Gegenüberstellung der verworfenen vorlegt, gibt Meusel unter dem Text einen zwar knappen, aber alles Wesentliche umfassenden, klaren und übersichtlichen kritischen Apparat. Meusels notorische Akribie an sich, wie seine Mitteilungen in der praefatio über die vorbereitenden Studien für denselben, über Nachprüfung und bezw. Neukollation der im Apparat vertretenen 9 Handschriften geben uns dabei das Bewufstsein, mit den Angaben des Apparates teilweise neugeschaffenen, aber sicheren Boden unter den Füfsen zu haben, so dafs man sich trotz der Kürze der Angaben kaum je in Zweifel über die handschriftliche Grundlage einer Stelle befinden wird und damit auch Meusels eigenem Text gegenüber Selbständigkeit erhält.

Der cod. Ashburnhamianus (bibl. Laurent. R. 33, von Meusel mit S bezeichnet), von dem Kübler nach praef. p. V nur einige Lesarten kannte, ist für das bell. Gall. durch Meusel zum erstenmal in voller Ausdehnung zur Verwendung gekommen. Seine Ursprungszeit steht übrigens doch nicht so ganz fest als es nach M.'s bestimmter Angabe in der Notarum explicatio („saec. X") scheinen könnte. Delisle weist ihn dem 11., Anziani dem 9. oder 10. Jahrhundert zu, Wölfflin, der seiner Ausgabe des bell. Africum eine Seite des Codex (= b. Afr. 36, 2—39, 2) in photographischer Nachbildung beigegeben hat, konstatiert aufserdem nur, dafs er von einer in Minuskel geschriebenen Handschrift des 9. Jahrh. kopiert sei (Wölfflin, b. Afr. praef. p. VI f., vgl. auch Küblers b. civ. praef. p. VI). Die Stellung von S unter den Handschriften ist eine eigenartige. Im ganzen zur Klasse α und zwar zu der durch Paris. I (B) und Vaticanus (M) vertretenen Gruppe derselben gehörig hat er schon in seiner prima manus wiederholt entschiedenere Beziehungen zu β als seine nächsten Verwandten; nament-

lich bell. Gall. 8 begegnet die Note Sβ im kritischen Apparat auf Schritt und Tritt. Manchmal stellt S interessanter Weise in einer selbständigen Lesart gerade die Mittelstufe eines Fehlers dar: so 5, 43, 3 sicuti α, secuti S, insecuti quasi β; ibid. 58, 4 ne quis quem prius vulneret α (und Meusel), quisquam S, quisquam alium β (und Kübler); 7, 9, 6 quod sibi α, quod ibi S, quos ibi β (vgl. auch 7, 54, 2 admaturari α, naturalem S, maturari β), Beispiele, die, wie mich dünkt, dazu angethan sind, zur Klärung der Streitfrage bezüglich der Geltung von α und β und zwar zu Gunsten von α einiges beizutragen. Endlich bietet S an nicht wenigen Stellen allein das Richtige. So 1, 31, 13 sustineri; 1, 51, 1 quod; 5, 54, 1 alios; 7, 3, 2 hunc; 7, 17, 2 destitit; 7, 36, 2 dispici; 7, 40, 3 reperit; 7, 46, 5 ubi; 7, 53, 4 refecit; 8, 35, 2 resistit; 8, 48, 3 imposita; 8, 52, 5 morando; es fehlen in S die Interpolationen: sedet 7, 65, 3 superatis[que] 8, 28, 4 a Gutruato 8, 38, 5. Freilich mufs man wohl annehmen, dafs hier teilweise bewufste Korrektur vorliegt; die Auslassung z. B. des in seiner überlieferten Form unverständlichen ad vineas 8, 41, 4 — wofür jetzt Meusel nach Kübler ad venas liest — scheint dies zu beweisen. In jedem Falle stellt S eine wertvolle Bereicherung des Apparates dar.

Stimmen weiterhin Meusel und Kübler auch in dem Prinzip, β als gleichwertig neben α zur Geltung zu bringen, überein, da ja ersterer mit R. Schneider geradezu als Begründer dieser neueren Auffassung bezeichnet werden kann, so ist doch eine Differenz zwischen beiden Editoren gerade in dem Punkte erkennbar, den ich in dem Referat über K. seinerzeit als dessen Schwäche zu kennzeichnen mich genötigt sah. Meusel ist nämlich trotz vielfacher Bevorzugung von β bei schwankenden Lesarten — Kriterium ist ihm hiebei vor allem Cäsars Sprachgebrauch, den er wie irgend jemand beherrscht — doch weit zurückhaltender an den Stellen, wo β, gegenüber α, eine Erweiterung des Textes darstellt. Er hat zwar wie Kübler aufgenommen: 1, 40, 7 Germanos ib. 14 plus 2, 15, 3 ad luxuriam pertinentium 3, 2, 3 absentibus 20, 2 Carcasone 4, 17, 10 causa 34, 2 hostem 5, 13, 2 insula 44, 2 uter alteri (statt quinam α), 7, 20, 12 paene 31, 1 earum principes 8, 18, 2 altissimo, aber, von Kübler dissentierend, abgelehnt: 1, 43, 4 a Romanis 44, 6 amicos 2, 23, 2 regressos ac 3, 7, 3 commeatusque 8, 2 et si quos intercipere potuerunt 4, 12, 1 profecti 23, 1 naves (solvit) 30, 1 factum ad ea quae iusserat Caesar facienda 5, 47, 1 certior est factus 49, 6 cum tantis (α: tantulis ohne cum) 55, 3 indicandum curat (α: indicat), 58, 4 quisquam alium 6, 13, 9 deligitur (β: adlegitur, om. α), 38, 4 deficiens 41, 3 tantum 43, 2 pecora interficiebantur 7, 1, 6 eius 19, 5 certis custodiis 55, 4 instans ib. 5 aut itineris 77, 2 apud quos (α: ac) 80, 2 animi 90, 8 huius anni 8, 14, 3 neque cedentes 15, 2 Menapios 17, 1 pabulatum ib. Caesar 19, 7 quo fors tulerat, 23, 5 vellet (α: vel), (ib. vulneravit für caput percussit α) — also eine recht stattliche Reihe von Glossemen als solche anerkannt.

Unter der Gruppe der Übereinstimmungen zwischen K. und M. möchte ich am entschiedensten die Wahl von uter alteri für quinam

5, 44, 2 beanstanden. Allerdings ist letzteres vom Standpunkt der strengsten Grammatik unrichtig, da nur zwei im Verhältnis zu einander stehen. Indessen ist die Zulässigkeit längst gerade durch ein sehr ähnliches cäsarisches Beispiel bewiesen, ähnlich auch insoferne, als der ungenaueren Ausdrucksweise später bei sonst fast gleichem Wortlaut die genaue folgt (b. gall. 5, 44. 2 bezw. 14 vgl. mit b. civ. 1, 66 4 bezw. 1, 70, 1).[1] Umgekehrt vermisse ich die Probabilität dafür, dafs ein ursprüngliches uter alteri in das doch seltene quinam verändert wurde, sowie einstweilen den Nachweis, dafs uter alteri der cäsarisch-ciceronischen Epoche zugemutet werden könne; während nämlich Cäsar selbst 5, 44, 14 uter utri sagt, wie Cicero in der bekannten propositio der Miloniana, scheint uter alteri nicht vor Velleius vorzukommen. Ich sehe also vielmehr in β die Hand des grammatischen Interpolators und zwar des gleichen, der aus quis quem 5, 56, 4 quisquam alium gemacht hat.

Die Frage bezüglich der Aufnahme von Carcasone 3, 20, 2 aus β bleibe hier unerörtert. Gewifs dürfte nur sein, dafs Meusel den seinerzeit von Chr. Schneider (in seiner Ausgabe z. St.) für die Echtheit geltend gemachten Grund: „ex interpolatione quidem nomen infrequens minimeque usu tritum certe non accessit“ nicht mehr wird in Anspruch nehmen können, da gerade er nicht weniges Geographische bei Cäsar als interpoliert kennzeichnet. So finden wir eingeklammert gleich den Abschnitt 1, 1, 5—7 eorum una pars — inter occasum solis et septentriones (nach Th. Bacher), 16, 2 quod Gallia . . . . posita est (nach Schiller), 33, 4 praesertim cum . . . divideret (nach Bentley); 3, 20, 1 hat M. nach mehreren so gestaltet: quae [pars], ut ante dictum est, [et regionum latitudine et multitudine hominum] est tertia pars Galliae [est aestimanda]. Von dem ganzen Stück 6, c. 25—28 (Geographisches und Zoographisches aus Germanien) heifst es im Apparat: spuria iudicat H. M(eusel), ohne dafs der Kritiker allerdings zur Einschliefsung in Klammern fortgeschritten wäre. Auch aufserdem ist Meusel — und das ist ein weiterer Unterschied von Kübler — in der Annahme von Glossemen in dem Bestand des von α und β gemeinsam gebotenen Textes nicht gerade ängstlich gewesen. Über eine Anzahl derselben, namentlich solche, die nur aus 1 bis 2 Worten bestehen, herrscht ja schon ziemliche Übereinstimmung, über eine Reihe umfangreicherer, wie 2, 20, 1 quod erat insigne etc. 7, 88, 1 quo insigni . . . consuerat u. a. wird allmählich eine überwiegende Anschauung sich bilden, bezüglich nicht weniger Stellen aber die Berechtigung zur Athetese wohl ebenso stark bestritten, wie umgekehrt für andere von M. nicht beanstandete Stellen (z. B. 1, 24, 2 veteranorum 1, 40, 15 huic legioni . . . maxime) behauptet werden. Übrigens mag gerade die kritisch so zuverlässige Meusel'sche Ausgabe manchen ermutigen, die schwierige Frage der Interpolationen bei Cäsar, die schon von verschiedenen Seiten her angegriffen worden ist, systematisch zu behandeln. Vielleicht wird dann die bereits in der praefatio in Aus-

[1]) Vgl. auch Schmalz, Sprachgebr. d. Asin. Pollio ² S. 38 f.

sicht gestellte grofse kritische Ausgabe, welche das ganze corpus Caesarianum umfassen soll, nicht blofs hinsichtlich der Würdigung von β, wie dies M. p. IX erhofft, sondern auch für die Interpolationsfrage einen wesentlichen Fortschritt darstellen können. Einstweilen hat man allen Grund für diesen gediegenen Prodromus dankbar zu sein.

Der Text der Schulausgabe, so eng er sich natürlich prinzipiell der kritischen Ausgabe anschliefst, ist doch, wie der Herausgeber selbst im Vorwort erwähnt, kein blofser Abdruck dieser. Die Klammern bei allem, was Meusel entschieden für unecht hält, sind zwar geblieben, aber die Einfügung dieses oder jenes nach Ansicht des Herausgebers in den Handschriften ausgefallenen Wortes (es sind im ganzen 35 derartige Stellen) geschieht hier stillschweigend ohne äufsere Kennzeichnung; sodann sind an notorisch korrupten Stellen, wie 7, 64, 1 in den Text auch Konjekturen aufgenommen, denen gegenüber die kritische Ausgabe noch Zurückhaltung bewahrt. Mit Recht hat M. nicht jedes Kapitel mit Alinea gegeben, sondern gröfsere Abschnitte z. B. 1, c. 2—4 (Orgetorix-Episode). 4, c. 23—27 (Landung in Britannien 1. Akt) durch fortlaufenden Druck zusammengefafst, dabei aber doch aus pädagogischer Überzeugung, die ich vollständig teile, entgegen dem Gebrauch neuerer Herausgeber eine Inhaltsangabe am Rand unterlassen. Wohl aber ist eine, sich auf die Hauptpunkte beschränkende dispositive Übersicht des Inhaltes des bell. Gall. dem Text vorausgeschickt, im Anschlufs an eine orientierende Einleitung über Cäsars Leben und Schriften.

Der Anhang: „Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit" stammt aus der Feder Rudolf Schneiders. Man konnte von diesem gründlichen Kenner des Gebietes, dessen Studien sich auf der breiten Grundlage der allgemeinen Kriegswissenschaft bewegen, von vornherein Gutes erwarten und erkennt auch bald, dafs die Darstellung bei aller Schlichtheit, wonach sie auf Citate und Beweisgründe verzichtet, sich doch keineswegs mit der Reproduktion des Geläufigen begnügt, sondern auf der vollen Höhe der gegenwärtigen Forschung steht. Einiges tritt hier zum erstenmal, soviel ich weifs, wenigstens in schulmäfsiger Fassung uns entgegen.[1]) Schneider hat selbst im Vorwort auf diese Punkte hingewiesen. So wird nach Stoffel der Belagerungsdamm als die an den Fufspunkt, nicht an den Höhepunkt der feindlichen Mauer geführte Strafse erklärt, der Quincunx der acies triplex gilt dem Vf. nur als Bereitschafts-, nicht als Gefechtsstellung, in der vielmehr die acies prima und secunda zu einer geschlossenen Linie sich verbänden, auch für die Stellung der einzelnen Glieder innerhalb der Züge wird der Quincunx angenommen und dies durch eine Skizze erläutert, die Frage des Marschgepäcks der Legionare endlich im Sinne der Ausführungen des Vfs. im Berliner Jahresbericht XIX S. 279—85 behandelt, wonach der Soldat in der Regel nur Proviant für 3 Tage selbst trug, wenn die impedimenta aber auf länger entbehrt werden mufsten,

[1]) Von Fügner weiterhin aufgenommen, nicht dagegen von Hamp.

die Vorräte in Form von „Feldzwieback" mit sich führte. Handelt es sich auch bei mehreren dieser Aufstellungen nicht um streng Bewiesenes, sondern um Hypothesen, so haben dieselben doch, teilweise mit Analogien aus der allgemeinen Kriegsgeschichte gestützt, ein höheres Mafs von Wahrscheinlichkeit in sich als die bisher über diese Fragen giltigen Annahmen, und so erscheint auch ihre Aufnahme in ein Schulbuch berechtigt. In anderen Punkten, wie in der Frage des Centurionenavancements und der primi ordines befleifsigt sich der Vf. wieder der gröfsten Zurückhaltung: „sicher ist nur, dafs eine Anzahl von ihnen (den Centurionen), die primi ordines[1]) hiefsen, besondere Achtung genofs und z. B. zu wichtigen militärischen Beratungen herangezogen wurde". — Mehrere Holzschnitte erläutern den Text. Man erlaube mir hiezu einige Bemerkungen. § 12. S. 223 heifst es: „Ob zu Cäsars Zeiten noch Beinschienen getragen wurden, ist zweifelhaft", S. 226 dagegen ist ein „Centurio im Ordensschmuck" abgebildet (Denkstein des Q. Sertorius Festus), der Beinschienen trägt. Da die letzteren § 9 nicht als unterscheidendes Abzeichen der Centurionen mitgenannt sind, welches sie im 1. Jahrh. der Kaiserzeit jedenfalls waren (Grabstein des Calidius, bei Baumeister: Denkmäler des klass. Altertums S. 2060 f.), so wäre, obwohl ja § 12 zunächst nur von der Bewaffnung des Legionars handelt, doch ein ausgleichendes Wort am Platze gewesen. Ebenso war eine Andeutung über die Art des Mantels des „Legionars" S. 223, der nicht mit dem sagum, sondern mit der paenula bekleidet ist (Grabstein des Q. Petilius = Lindenschmitt, Tracht und Bewaffnung des röm. Heeres, Taf. IV, 1. Text S. 20 f.) erwünscht. Bei den Abbildungen von ballista und catapulta sind nach der Quelle, der sie entnommen sind, zur Kennzeichnung der einzelnen Teile einige Buchstaben verwendet. Bei Prammer, der die gleichen Bilder hat, sind diese im Text erklärt, während der Schüler bei Schneider eine Erläuterung von a, b u. s. w. vermifst. Ferner empfahl es sich doch hier, da die Namen ballista und catapulta gerade im bell. Gall. nicht vorkommen, des Ausdrucks scorpio (b. gall. VII 25) zu gedenken. — Die der kritischen wie der Schulausgabe beigegebene Karte „Gallien zu Cäsars Zeit, redig. von H. Meusel" gibt, abweichend von ähnlichen, innerhalb Galliens mit Ausnahme von Mosella und Isara (Oise) nur Namen, welche nach Meusels Text bei Cäsar vorkommen, also z. B. auch Carcaso. Die bemerkenswerteste Differenz von allen neueren Karten besteht darin, dafs Cenabum nach der von Napoleon in der Geschichte Cäsars (II. S. 240 f. der deutschen Ausgabe) mit triftigen Gründen vertretenen, neuerdings wieder von dem Oberst Stoffel entschieden aufgenommenen Ansicht nicht mit Orléans, sondern mit der loireaufwärts gelegenen Stadt Gien identifiziert wird (vgl. darüber Schneider, Berl. Jahresber. XIX. S. 265).

Nürnberg. Albr. Köhler.

[1]) Bei Schn. steht der Druckfehler ordinis.

Albii Tibulli libri quatuor. Les élégies de Tibulle, Lygdamus et Sulpicia. Texte revu d'après les travaux de la philologie avec une traduction littérale en vers et un commentaire critique et explicatif par Ph. Martinon. Paris 1895. Thorin et fils. 8°. 2 Bl. LXIII 304 S.

Der Verfasser dieses reizend ausgestatteten, nur in 500 Exemplaren abgezogenen Buches schliefst seine Vorrede mit der Versicherung, dafs es ihn sehr schmerzlich berühren würde, wenn von den vier Bestandteilen seiner Arbeit (biographische und literarhistorische Einleitung, Auswahl der Lesarten, Übersetzung, erklärende Anmerkungen) nicht einer vor den Augen der Kritiker Gnade fände. Zu einer solchen Befürchtung war kein Anlafs. Ganz abgesehen davon, dafs unter den fachmännischen Berichterstattern, auch unter denen, welche stichelnde Bemerkungen wie p. LVIII ‚les Allemands ont l'art tout personnel d'écrire trente pages pour décider si un vers est de Tibulle' als unpassend bezeichnen müssen, nicht leicht einer so ‚ferus et vere ferreus' (Tib. I 10, 2) sein wird, dafs er mit einem nicht zur Zunft gehörigen Freunde der alten Poesie, der noch überdies seinen Wohnsitz nicht in einem literarischen Centrum hat, so unbarmherzig ins Gericht ginge, hat der wichtigste Teil des Buches, die Übersetzung, keine Prüfung zu scheuen. Sie ist in paarweis reimenden Alexandrinern abgefafst und liest sich bei aller Treue gegen das Original wie eine selbständige Dichtung. Die herrlichen Verse ‚quam iuvat inmites ventos audire cubantem et dominam tenero continuisse sinu' und ‚tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra lumen et in solis tu mihi turba locis' dürften in Martinons Übertragung ‚(que je puisse) entendre de mon lit les vents impétueux en serrant sur mon coeur un sein voluptueux'[1]) und ‚étoile de mes nuits, charme de ma souffrance, un désert est peuplé par ta seule présence' eine schwer zu übertreffende Wiedergabe gefunden haben. Weniger glücklich war der Übersetzer z. B. I 3, 91 f., wo seine Worte ‚mais toujours belle', die im Original keinen Anhaltspunkt haben, die Wirkung der packenden Stelle eher abschwächen, und IV 7 (III 13), 10, wo er die für Sulpicia charakteristische volkstümliche Wendung ‚cum digno digna fuisse ferar' (Marx bei Pauly-Wissowa I 1327; vgl. Rhein. Mus. LI 328) gänzlich unbeachtet gelassen hat. Commentar und Einleitung[2]) sind für den nächsten Zweck des Buches, gebildete, aber nicht philologisch geschulte Franzosen in das Verständnis Tibulls einzuführen, völlig ausreichend. Was die letztere anbelangt, so hat Martinon vielleicht einmal Gelegenheit, sie an dem Artikel von Marx bei Pauly-Wissowa I 1319–1329, einer trefflichen Zusammenfassung unseres gegenwärtigen Wissens von Tibull

[1]) Ich begreife es vollkommen, dafs in Schulausgaben gewisse „pädagogische Rücksichten" beobachtet werden müssen. Wenn aber in einer mit Recht geschätzten Auswahl aus den römischen Elegikern zu dieser Stelle bemerkt wird „sinu] abl. loci, vom Gewand", so kann dies einem Ober- oder Untersekundaner saeculi XIX exeuntis nur ein Schmunzeln entlocken!

[2]) Vahlen tritt p. LVI n. 1 u. ö. als „Wahlen" auf.

und den seinen Namen tragenden Dichtungen, zu controllieren. Einer eventuellen Neubearbeitung würde hieraus kein Schaden erwachsen.[1])

Luciani Muelleri de re metrica poetarum Latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. Accedunt eiusdem auctoris opuscula IV. Editio altera. Petropoli et Lipsiae 1894. C. Ricker. 8°. XII 651 S.

Die erste 1861 erschienene Auflage dieses Buches konnte in den blauen Blättern nicht besprochen werden. Aber trotzdem müſste ich befürchten, die philologischen Leser der Zeitschrift zu beleidigen, wenn ich ihnen die zweite wie eine Novität vorführen würde. Hunderte haben das Werk dankbar benützt, alle kennen es. Die Neubearbeitung hat lange auf sich warten lassen. Schon seit Jahren war das Buch vergriffen, aber der Verfasser, der es mit Recht als das gelungenste Produkt seiner Feder betrachtet, wollte es für die zweite Wanderung durch die philologische Welt möglichst gut ausstatten und konnte sich vor dem 1. Juni 1894 nicht entschlieſsen, sein Kind — unter bewegten Abschiedsworten — zum zweitenmale ziehen zu lassen. Daſs Lucian Müllers ‚de re metrica' auch in der neuen Bearbeitung ein unentbehrliches Hilfsmittel und eine Quelle reichster Belehrung für alle diejenigen bildet, welche sich ernstlich mit der römischen Poesie befassen, werden auch des Verfassers wissenschaftliche und persönliche Gegner (der letzteren gibt es, nicht ohne sein eigenes Verschulden, mehr als einen) bereitwillig zugestehen. Andererseits werden aber auch die Verehrer des Petersburger Gelehrten sich des Eindruckes nicht erwehren können, daſs die zweite Ausgabe in noch höherem Grade befriedigen würde, wenn der Verf. in einem Punkte etwas mehr, in zwei Punkten etwas weniger „zurückhaltend" gewesen wäre. 1. Die verhängnisvolle Neigung Müllers, Persönliches und Sachliches zu vermengen, sich selbst Complimente zu machen und über die Fachgenossen, von denen er einmal — wirklich oder angeblich — beeinträchtigt worden, die Lauge seines Ingrimms zu gieſsen, hat ihm ein Vorwort in die Feder diktiert (vgl. auch p. 48 f.), welches trotz der beherzigenswerten Worte über die Pflege der humanistischen Studien dem Buche nicht zum ‚πρόςωπον τηλαυγές' dient. Oder hält es Müller wirklich für möglich, daſs ein ernster Leser an den Seitenhieben auf den berühmten Bonner Gelehrten und den Ausfällen gegen den (verstorbenen!) groſsen Petersburger Gräcisten (p. XI der nicht mehr neue Witz von den ‚homines nauci'!) Gefallen finde? 2. Der Verf. wollte an den ‚principia et fundamenta' seines Werkes, die sich ihm als richtig bewährt hatten, nicht rütteln. Muſste er aber in der Pietät gegen seinen früheren Text so weit gehen, daſs er p. 41 die Klage über die Vernachlässigung der christlichen Dichter wiederholte,

[1]) Die Bemerkung p. LVIII ‚en somme rien d'important ne s'est produit' (in Deutschland seit der Ausgabe von Bährens) wird M. streichen müssen, wenn er Leos (Philol. Untersuch. II) und Ullrichs (vgl. diese Bl. XXVIII 58 f.) Arbeiten kennen gelernt haben wird.

um dann p. 42 weiterzufahren ‚et haec quidem nos ante annos plus triginta. nunc autem aliquanto melius habet res etc.', oder p. 554 Wilhelm Meyers epochemachende Forschungen über den Ursprung der rythmischen Dichtung, deren Ergebnis von orientalistischer Seite so glänzend bestätigt wurde (vgl. z. B. Byzant. Zeitschr. III 203 f.), in wenigen Zeilen abfertigte, nur um das opusculum ‚de poesi rythmica', in welchem z. B. noch immer Commodian als erster rythmischer Dichter erscheint (p. 555), und das interessante Gedicht des Auspicius von Toul (vgl. P. Lejay, Revue critique 1893 I p. 85) noch nach Migne citiert wird, beibehalten zu können? Auch an anderen Stellen hätte es sich entschieden mehr empfohlen, das vom Verf. selbst oder von anderen neu gefundene in die Darstellung zu verarbeiten, als ohne Verdeckung der Fugen an die erste Fassung anzusetzen. 3. Die *πολυγραφία* auf philologischem Gebiete ist allerdings zur Zeit noch in Blüte, und man kann keinem Gelehrten einen Vorwurf machen, wenn er die eine oder die andere Publikation übersehen hat. Man kann auch begreifen, dafs Müller, der die Anmerkungen vermeidet, seinen Text nicht mit Citaten überladen wollte, aber man vermifst bei ihm mitunter Hinweise, die m. E. schlechterdings nicht fehlen dürfen. Zur Rechtfertigung dieses Tadels, aber nicht ausschliefslich zu diesem Zwecke, mögen die folgenden Bemerkungen dienen. p. 23 ist noch immer von dem ‚libellus iuvenalis ludi' oder den ‚prolusiones' Vergils (Culex, Ciris u. s. w.) als einer im Altertum entstandenen Sammlung die Rede. Aber Leo hat in seiner trefflichen Ausgabe des Culex (Berol. 1891) p. 17 ff. nachgewiesen, dafs die einzige Sammlung ‚quae demonstrari potest' in dem auf einen nicht viel älteren Archetypus zurückgehenden Bembinus s. IX. vorliegt. p. 32 wird der Dichter des Akontiosbriefes wieder wegen des Verses ‚et Thetidis quales vix reor esse pedes' (Ovid. her. XIX [XX] 60) heftig getadelt: ‚nunquam quisquam poetarum Latinorum (nam Graecos non moror) in laudanda forma feminarum Thetidis mentionem fecit etc'. Ich weifs nicht, ob sich die eingeklammerten Worte auf die Einwendungen von Dilthey, De Callim. Cyd. p. 32 adn. 1 beziehen. Jedenfalls genügen sie nicht zur Widerlegung derselben, sondern zeigen, dafs Müller den gewaltigen Einflufs der alexandrinischen Poesie auf die römische unterschätzt. p. 36: Das Akrostichon ‚Italicus' in den ersten Versen der lateinischen Ilias ist nicht ‚nuper' von Buecheler und Seyffert entdeckt, sondern schon in einer Wiener Handschrift des 15. oder 16. Jahrhunderts aufgelöst worden (H. Schenkl, Wiener Stud. XII 317 f.). p. 250 wird die Form ‚stic' (= istic) zur Aufnahme in den Text des Sedulius (IV 122) empfohlen. Dieselbe steht längst in Huemers Ausgabe. Auch dem Juvencus braucht man heute I 464 und 467 (um die neuere Verseinteilung scheint sich M. nicht zu kümmern, obgleich er in dem sehr „archaisch" anmutenden Verzeichnisse der benützten Ausgaben [p. 646 ff.] wenigstens die Maroldsche nennt) ‚his' nicht mehr „zurückzugeben" (p. 297). p. 320 (Cauneas und ähnliches) wäre eine Verweisung auf Skutsch, Forschungen I 44 f.) 58 am Platze gewesen. Der Verfasser der dicta Catonis „scheint" nicht im dritten Jahrhundert

gelebt zu haben, wie p. 323 angegeben wird, sondern kann nicht später angesetzt werden, da die Sentenzen schon von Commodian benützt worden sind (Manitius, Rhein. Mus. XLVI 150 ff.). p. 351 ist die Änderung von ‚te exspectat' in ‚te spectat' bei Coripp. laud. Just. I 46 um so unsicherer, als, wie aus Petschenigs Index p. 240 und 256 ersehen werden konnte, Corippus gleich mehreren seiner Zeitgenossen ‚spectare' und ‚exspectare' confundiert. p. 367 verrät Müller, dafs er Peipers Ausgabe des gallischen Cyprian nicht benützt hat. Die Namensform ‚Smaelus' ist aus Gen. 586 verschwunden. Über ‚ei mihi' (p. 411) und ‚ast' (p. 500) war auf die sorgfältigen Sammlungen Leos (Sen. trag. I p. 67 f., 214 ff.) zu verweisen. p. 454 erfährt man nicht, dafs bei Claud. Mar. Vict. Al. I 91 Chatelain, Revue de philol. XII 37 für ‚virescere' ‚viridescere' schreibt. p. 482: ‚dextera dextrae' als Hexameterschlufs findet sich auch bei Ovid. her. II 31; met. VI 447 und im Hom. lat. 956. p. 486 (olli) hätten Harders Bemerkungen (Archiv f. Lexikogr. II 317; diese Zeitschrift scheint überhaupt von M. keiner Beachtung gewürdigt zu werden) Erwähnung verdient. Zu p. 562 (Klangschönheiten à la ‚o fortunatam natam') vgl. Prud. c. Symm. I 457 ‚armorum morumque'; Ven. Fort. Vit. Mart. I 325 ‚evellere vellet'; IV 225 ‚multa tumultu'; zu p. 563 ff. (Alliteration) die reichlichen Nachträge Wölfflins (M. schreibt den Namen p. 563 und 567 unrichtig) im Archiv III 443 ff.; zu p. 574 (Hexameter aus drei Worten bestehend) Juvenc. IV 193; Apoll. Sidon. III 507. V 455; Ven. Fort. Vit. Mart. IV 336[1]); Manitius, Gesch. d. christl.-lat. Poesie S. 60 Anm. 2; zu p. 577 f. (Akrosticha) die wichtigen Ausführungen von Diels, Sibyll. Blätter S. 33 ff.; zu p. 583 (versus echoici) Nonn. paraphr. I 209 u. ö. ‚ἀμήν, ἀμήν'. p. 631 durfte ‚luciferax' nicht mehr als ‚in lexicis omissum' bezeichnet werden. — Diese kleine Liste von Ausstellungen und Nachträgen steht — ich brauche es kaum eigens zu sagen — durchaus nicht in unvereinbarem Widerspruche zu der Anerkennung, mit der meine Anzeige begonnen hat und mit der sie schliefsen soll. Müllers de re metrica hat in der zweiten Bearbeitung innerlich durch eine Reihe von Änderungen (besonders im opusculum ‚de versibus dactylicorum italicis' p. 524 ff.), Zusätzen (die erste Ausgabe zählte nur 490 S.) und Streichungen (so des ‚libellus emendationum Nonianarum' p. 25 ff.[1]), äufserlich durch die typographische Hervorhebung der wichtigeren Sätze und Gesetze und die Entlastung des Index mittels einer ausführlichen Inhaltsskizze (p. 597—615) bedeutend gewonnen und wird seinem Autor gewifs den Gegendienst leisten, um den derselbe beim Scheiden (p. XII) bittet.

München. Carl Weyman.

---

[1]) Auf diesen Vers (‚accusatorem veterati Priscilliani') hätte sich Merkle, Theol. Quartalschr. LXXVI 90 Anm. 1 berufen können, um zu beweisen, dafs es für einen Dichter keine Unmöglichkeit war, den Namen des Haeresiarchen in den Hexameter zu bringen. — Analoge griechische Verse (von alten Metrikern wegen ὀλιγομετρία getadelt): Hom. Jl. II 706; XI 427. XV 678. Od. X 137. Hesiod. opp. 383. Hymn. in Cer. 31. Timon Phlias. sill. III 55, 2 p. 175 W. Manetho IV 421. Orph. Lith. 764. — Pentameter: Anthol. Pal. V 130, 6.

Samuel Berger, un ancien text latin des actes des apôtres retrouvé dans un manuscrit provenant de Perpignan. Paris 1895. 14 S. 4°.

Mit erhöhtem Eifer hat sich in letzter Zeit die Forschung der lateinischen Bibel zugewandt. Eine Anzahl von bisher unbekannten Texten ist veröffentlicht, wertvolle Untersuchungen über einzelne Fragen sind angestellt worden. Einer der rüstigsten πρόμαχοι ist Samuel Berger in Paris, der Verfasser der histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du moyen âge. Bereits in diesem Buche (S. 77 f.) hat er auf eine Handschrift der Pariser Nationalbibliothek (lat. 321) aufmerksam gemacht, welche kostbare Reste einer ältern lat. Übersetzung der Apostelgeschichte enthalte. Nachdem er sodann in den Mélanges Julien Havet aus dieser Hdschr. eine Probe (Acta 28, 15—31) vorgelegt hat, übergibt er jetzt in der oben genannten Publikation den gesamten Text der Apostelgeschichte, soweit er in vorhieronymischer Übersetzung vorliegt (1, 1—13, 7 und 28, 15—31), der Öffentlichkeit. Die Hdschr., wahrscheinlich aus dem Anfang von saec. XIII, bietet ein besonderes Interesse wegen des ausgesprochen lokalen Charakters, den sie trägt. Sie stammt aus Perpignan, aus Catalonien, dem Grenzgebiete zwischen Spanien und Frankreich, und diese Doppelstellung gibt ihr ein recht eigentümliches Gepräge, das sich z. B. auch in dem hinten angehängten Kalender offenbart; derselbe enthält nämlich spanische und südfranzösische Heilige. Das Manuskript ist durch eine zweite Hand aus der Mitte des 13. Jahrh. nach einem stark abweichenden Texte durchkorrigiert. Trotzdem es also nichts Leichtes war, die ursprüngliche Fassung überall zu entziffern, läfst die Publikation an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Die grofse Anzahl der vorhandenen Rasuren hat B. meist glücklich ausgefüllt, zum Teil mit Hilfe der andern altlateinischen Texte zur Apostelgeschichte. 4, 21 ist vielleicht (p)u(nitione) adficerent (= κολάσωσι) zu schreiben; punitio ist in biblischen Texten nicht selten (vgl. z. B. sap. 19, 4).

Der lokale Charakter unserer Hdschr. prägt sich abgesehen von der Kapiteleinteilung, die von der heute bekannten ganz und gar abweicht, insbesondere auch in der Orthographie aus, die, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, entschieden auf Spanien weist. Es finden sich hier genau dieselben Eigentümlichkeiten, wie in den berühmten Bibeln westgotischer Herkunft, dem Complutensis 1 und 2, dem Toletanus, dem Cavensis u. a. Wir sind dem Herausgeber zu Dank verpflichtet, dafs er uns (S. 19 ff.) ein möglichst genaues Verzeichnis der orthographischen und grammatischen Eigentümlichkeiten unserer Handschrift bietet. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen man solche Dinge einfach für Schreibfehler ansehen durfte; heute sind wir in der Lage, aus solchen „Kleinigkeiten“ wichtige Schlüsse über die lokale Zugehörigkeit einer Handschrift, über die Entwickelung des Lateinischen zum Romanischen zu ziehen. Eigentliche Schreibversehen finde ich in unserm Texte nicht allzu viele. Einige derselben

mag der Schreiber bereits in seiner Vorlage gefunden haben, so magna 8, 9 für magica (vgl. 8, 11 magicis suis und 13, 6 magnum für magum, wo m. 2 das n tilgt). Beachtenswert ist uirum 10, 3 für uisum (m. 2 in uisu); denn die Verwechselung von s und r macht den Verdacht rege, dafs das Original, mit dem unsere Hdschr. durch beliebig viele Mittelglieder verbunden sein mag, in westgotischer Schrift geschrieben war, da hier s und r leicht verwechselt werden (vgl. auch 28, 22 ques rentis = quae sentis).

Die meisten der aufgeführten Besonderheiten lassen sich wissenschaftlich verwerten. Einzelne werfen Licht auf die romanischen Sprachen: so ist eclesia 11, 26 bekanntlich die romanische Grundform, chatenam 28, 20 erinnert an fr. chaine, oceulus and iosep an ital. occhio od Giuseppe. Andere Eigentümlichkeiten sind für die Geschichte der lat. Sprache wichtig: quadri-genti 5, 36 lehnt sich an Bildungen wie quadri-frons, quadri-partitus, tetarcha 13, 11 für tetrarcha soll die Wiederholung der littera canina vermeiden (vgl. Wölfflin Arch. IV 1 ff.) Auch die Schreibung eunicus (oder -chus) statt eunuchus kann nicht auf Zufall beruhen, schon deswegen nicht, weil sie eine konstante ist: 8, 27. 34. 37. 38. 39 bis; wir haben vielmehr in dem i eine mangelhafte Bezeichnung des Zwischenlautes zwischen u und i (= ü) zu sehen. Inspirans 9, 1 m. 1 für spirans (so m. 2) ist, da n vor s in der Vulgärsprache nicht gehört wurde, als ispirans zu deuten; dann ist aber i nichts weiter als der bekannte vokalische Vorschlag vor s impurum (fr. esprit, it. iscuola), dessen Vorhandensein sich übrigens aus unserer Hdschr. noch mit anderen Gründen darthun läfst. Die beiden Formen a und ab (abs te 10, 22) scheiden sich hier so, dafs a vor Konsonanten, ab vor Vokalen und h steht, z. B. ab iope 10, 23 (i ist hier vokalisch). Wenn also 8, 6 m. 1 offenbar nur aus Versehen ab filippo schreibt, so beeilt sich m. 2, das Versehen zu korrigieren. Die scheinbaren Ausnahmen ab spiritibus 5, 16 und ab scriptura 8, 35 erklären sich eben aus dem vokalischen Vorschlag.

Was die Formenlehre anlangt (S. 21 f.), so war patri sui nicht als grammatische Besonderheit anzuführen; es liegt nur Haplographie des s vor. In ex ordinem 11, 4, erant in iudeam 11, 1 u. ä. sieht man heute ordinem und iudeam nicht mehr als vollgültige Accusative an, sowenig als in ad alienigena 10, 28 ein Ablativ vorliegt. Wir haben es nur mit der Zusetzung bzw. Weglassung eines in der Aussprache unhörbaren m zu thun. In den Abl. curro und conducto liegt zunächst nur ein lautlicher Prozefs vor, kein Übergang von der 2. in die 4. Deklination. Nachzutragen wäre für die Formenlehre etwa der Sing. insidia 9, 24, der Nom. Salamina 13, 5 (m. 2), das Perf. circumcisit 7, 8 (auch occisti 7, 28 geht vielleicht auf occisisti zurück). Colligerunt 5, 6 scheint nicht blofs lautlicher Natur. Für die Syntax notiere ich transitives suadeo 5, 39. 8, 9. 28, 23, persuadeo 12, 20 (blastum, was aber von blasto möglicherweise nur orthographisch verschieden ist) und transmigro 7, 2 (Rand) und 7, 43, ferner den doppelten acc. 12, 8 calcia te calciamenta tua et circumda te uestimentum tuum (vgl. indutus habitum 12, 21). Beachtung verdient auch

circumsteterunt ei 9, 39 (so auch Laud.; Gig. eum, Vulg. illum) und spirans minarum 9, 1. Sehr häufig, wie in allen Bibelhandschriften, ist die Verwechselung der termini in quo und in quem: 13, 4 deuenerunt seleucie (m. 2 seleuciam), 28, 16 cum uenissemus rome (m. 2 romam) u. a., also wird 13, 5 cum uenissent salamine (m. 2 —am) der Gen. von salamina vorliegen. Coniungere in reflexivem Sinne 9, 26 (m. 2 fügt se hinzu) ist vielleicht zu halten, wenn man an refl. miscere denkt (Arch. V 577). Vulgär ist effugauit se 7, 29; denn nichts war in der römischen Volkssprache häufiger als reflexive Phrasen zum Ausdrucke einer Bewegung (se ducere, se subterducere u. a.). Vulgär ist auch colligere = tollere 5, 6 exurgentes autem iuniores colligerunt (συνέστειλαν; m. 2 und Vulg. amouerunt, Laud. collexerunt, Gig. tulerunt) illum (den toten Ananias); vgl. Arch. VIII 140. 482. Das Lexikon wird durch regratiari 12, 22 (m. 2) ‚sich wieder versöhnen‘ bereichert; aber reconclamasset, was ebendort m. 1 hat, ist in reconciliasset zu emendieren.

Grofses Interesse bietet unser Text in seinem Verhältnis zu den übrigen altlateinischen Übersetzungen der Apostelgeschichte, dem Laudianus, Gigas u. s. w., die von dem Herausgeber sämtlich einer kurzen Besprechung unterzogen werden. Unser Text gehört zur Gruppe der jüngern Übersetzungen, die in ihrer Gesamtheit in Gegensatz treten zu der alten afrikanischen Version, wie sie uns in den Fragmenten Cyprians vorliegt. Diese jüngern Übersetzungen haben aber alle einen gewissen Grundstock aus der alten überkommen, und wer Bergers Publikation aufmerksam durchliest, wird sich wundern, dafs neben ganz modernen Elementen auch sehr alte Bestandteile und Schichten sich finden. Eine Eigentümlichkeit der ältesten Übersetzungen ist z. B. ein gewisser Purismus, der griechische Wörter möglichst vermeidet. Berger macht selbst auf bene nuntiare für εὐαγγελίζειν, Damula für Δορκάς und conuentio für συναγωγή aufmerksam; ich weise noch hin auf misericordiae für ἐλεημοσύναι ‚Almosen‘ 9, 36. 10, 2. 31 (an den beiden letzten Stellen verbessert m. 2 elemosine). Alt und afrikanisch ist die Wiedergabe von ἔθνη ‚Heiden‘ mit nationes 10, 45 (so auch Gig. Vulg.; später gentes, so Laud.), von λόγος mit sermo 10, 37. 11, 14 (Gig. Laud. Vulg. uerbum), von σαλεύω mit commoveo und moveo ‚erschüttere‘ 2, 25. 4, 31 u. a. Dafs diese Elemente auch hie und da an der betreffenden Stelle der Vulgata vorkommen, beweist nichts gegen ihren originalen Charakter; denn auch in der Überarbeitung des Hieronymus ist noch mancher Africismus stehen geblieben. Afrikanisch scheint mir auch mussitatio 6, 1 (Laud. murmuratio, Gig. Vulg. murmur). Ich finde das Wort sonst fast nur noch bei Afrikanern: Apul. met. 8, 4. Tert. pud. 7. 9. Cael. Aur. acut. 1, 3, 35, und wenn es noch bei Hieron. in Jes. praef. 9 steht, so wird es in dieser eilfertigen Arbeit wohl aus der Vorlage stehen geblieben sein. Daneben aber finden sich noch viel mehr Züge eines jüngeren Alters. Continuo steht in der Vulgata des A. T. nur in den von Hieronymus nicht übersetzten Partien: Sap. 5, 12. 13. 18, 17. 1 Macc. 7, 35, fehlt aber in den aus dem Hebräischen übertragenen

Büchern. Im N. T. hat er es allerdings öfter stehen lassen, auch in der Apostelgeschichte: 9, 20. 34. 12, 10. 16, 33. Es ist also für unsern Text bezeichnend, dafs altes continuo sich nicht mehr findet, sondern (aufser statim) nur jüngeres confestim (3, 7. 5, 10. 9, 34. 40. 10, 33. 11, 11. 12, 23); vgl. momento ‚augenblicklich' 5, 5. 9, 18. Die ältere afrikanische Übersetzung ist zu einer Zeit entstanden, wo fast ausschliefslich den Armen das Evangelium gepredigt wurde. Sie nimmt also in Auswahl und Fügung der Worte auf den sermo plebeius Rücksicht. Aber die Reaktion ist nicht erst durch Hieronymus und die Vulgata erfolgt, schon die in der Mitte liegenden Versionen haben die Tendenz, der Sprache der Gebildeten mehr gerecht zu werden. Dies zeigt sich z. B. im Gebrauche gewisser Partikeln. Ac (in unserm Text 2, 22. 3, 8. 4, 5. 8, 3. 9, 2. 24. 11, 24) kennt die Volkssprache nicht, auch nicht que, dessen häufiger Gebrauch (über 30 Stellen) für unsere Übersetzung charakteristisch ist. At (17 St.; regelmäfsig at ille, at illi *ὁ δέ, οἱ δέ*) ersetzte der sermo vulgaris durch sed, autem, für ita (8 St.) sagte er lieber sic. In der lat. Übersetzung des Buches der Weisheit, deren Wortvorrat soweit möglich der Volkssprache entnommen ist, finde ich weder ac noch at noch ita, nur et, sed, sic; que steht zwar im heutigen Texte noch 10, 13 und 12, 2, ist aber dort mit den besten Hdschr. auszumerzen.

Wichtig für die richtige Beurteilung unseres Textes ist die Thatsache, dafs er mitunter Doppellesungen bietet. Man sehe 10, 24: Cornelius uero erat sperans cum conuocatis cognatis suis . . expectabat. Das im griech. Text fehlende sperans ist in spectans zu emendieren, dies aber steht für espectans d. i. expectans. Nun ist sowohl erat expectans als expectabat Übersetzung des griech. *ἦν προσδοκῶν*, weshalb m. 2 expectabat tilgt. Wir kommen damit überhaupt auf das Gebiet der Zusätze, die unser Text gegenüber der griechischen Fassung bietet, und hier fällt uns sofort seine Verwandtschaft mit dem berühmten Codex Bezae auf. Da die Frage nach der Bedeutung dieser Hdschr. erst neuerdings durch Blafs' Ausgabe der Apostelgeschichte in ein neues Stadium getreten ist, so dürften einige Beispiele nicht überflüssig sein. Im gewöhnlichen Texte spricht Petrus zum Hauptmann Kornelius 10, 26: *Ἀνάστηθι. καὶ ἐγὼ αὐτὸς ἄνθρωπός εἰμι*, bei Beza heifst es: *Τί ποιεῖς; κἀγὼ ἄνθρωπός εἰμι ὡς καὶ σύ.* Unsere Hdschr. verbindet beide Fassungen: Quid facis? Surge · ego enim homo sum sicut et tu, ja m. 2 fügt noch nach quid facis hinzu: deum adora. Zu Anfang des 11. Kap. geben die Worte unserer Hdschr. (Petrus igitur post multum temporis uoluit ire iherosolimmam. Et conuocans fratres et confirmans egressus est. Copiosum quoque uerbum faciens per regiones docens eos) die Fassung von Cod. Bez. wieder: *ὁ μὲν οὖν Πέτρος διὰ ἱκανοῦ χρόνου ἠθέλησε πορευθῆναι εἰς Ἱεροσόλυμα. καὶ προσφωνήσας τοὺς ἀδελφοὺς καὶ ἐπιστηρίξας αὐτοὺς πολὺν λόγον ποιούμενος διὰ τῶν χωρῶν διδάσκων αὐτούς;* der gewöhnliche Text lautet bedeutend kürzer. Als Petrus von dem Engel aus dem Gefängnis befreit wird (12. 10), heifst es im gewöhnlichen Text nur *καὶ ἐξελθόντες προῆλθον ῥύμην μίαν*, bei Beza dagegen *καὶ ἐξελθ. κατέβησαν*

τοὺς ἑπτὰ βαθμοὺς καὶ πρ. ῥ. μ.; ähnlich in B. N. 321 et exeuntes descenderunt (am Rand von m. 1 grates, m. 2 gradus) et processerunt uicum unum. Im weitern Verlauf der Erzählung, da Rhode dem Petrus öffnet, lesen wir (V. 17) im gewöhnlichen Texte nur *κατασείσας δὲ αὐτοῖς τῇ χειρὶ σιγᾶν διηγήσατο,* bei Beza heifst es nach dem Winken mit der Hand *εἰσῆλθεν καὶ διηγ.*, und ähnlich drückt sich B. N. 321 aus: annuens autem illis manu ut tacerent Ingressus est et enarrauit. Dabei mufs noch erwähnt werden, dafs mit Ingressus est in unserer Hdschr. nicht nur neue Zeile, sondern auch, wie das Rubrum ausweist, mitten im Satze neues Kapitel beginnt. Sollte das nicht darauf hindeuten, dafs hier eine Naht vorliegt, dafs die Worte ingressus est aus einer besonderen Vorlage herübergenommen worden sind? Noch wichtiger ist Folgendes. Während die sog. „Wirquelle" im gewöhnlichen Texte erst 16, 10 auftaucht, erscheint sie bei Beza bereits 11, 27 f. *ἐν ταύταις δὲ ταῖς ἡμέραις κατῆλθον ἀπὸ Ἱεροσολύμων προφῆται εἰς Ἀντιόχειαν. ἦν δὲ πολλὴ ἀγαλλίασις. συνεστραμμένων δὲ ἡμῶν* u. s. w. Unsere Hdschr. schliefst sich genau an Beza an: in his autem diebus descenderunt ab iherosolimmis prophete antiochie (-am m. 2) eratque magna exultacio. Congregatis autem nobis, und so lautet der Text auch bei Augustin serm. dom. 2 (von eratque an). Der Zusatz a cohorte regis, den B. N. 321 zu den Worten Petrus autem seruabatur in carcere (12, 5) bietet, steht auch in der Peschitto, was aber am Schlusse von 10, 41 zu lesen ist (et ascendit in celum), finde ich bei keinem andern Texteszeugen, ein Beweis, dafs unsere Hdschr. auch selbständiges Interesse beanspruchen darf.

An andern Stellen folgt allerdings B. N. 321 nicht dem Cod. Bezae noch überhaupt der von Blafs sogenannten Rezension β, sondern schliefst sich an α an, gehört also zu den codices generis mixti. Übrigens sind mehrere der charakteristischen Zusätze aus dem übrigen Texte der acta geschöpft. Was z. B. m. 2 am Schlufs von 10, 6 zufügt: hic dicet tibi quid te oporteat facere, geht auf 9, 7 zurück: et ibi dicetur tibi quid te o. f., auch 10, 32 qui adueniens loquetur tibi scheint auf diese Quelle zu weisen. Ebenso stehen 10, 17 cumque ad se reuersus esset. Hesitabat Petrus (*ὡς δὲ ἐν αὐτῷ διηπόρει ὁ Πέτρος*) die im griech. Texte fehlenden Worte mit 12, 10 tunc Petrus dum apud se reuersus esset in Zusammenhang, und an das hesitabat von 10, 17 schliefst sich 10, 19 Petro igitur adhuc cogitante et hesitante.

Eine in diesem Sinne weiter geführte Untersuchung dürfte zu interessanten Ergebnissen gelangen. Dem Herausgeber aber sprechen wir für seine sorgfältige Arbeit unsern Dank aus und richten die Bitte an ihn, auch aus der Bibel von Rosas (B. N. 6) diejenigen Partien der acta (11, 15—12, 8) veröffentlichen zu wollen, die dort in vorhieronymischer Fassung vorliegen. Da der Text mit dem von B. N. 321 nahezu identisch ist, so genügt vielleicht eine blofse Angabe der Varianten.

S. Aureli Augustini Quaestionum in heptateuchum libri VII, adnotationum in Job liber unus ex recensione Josephi Zycha. Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum vol. XXVIII (Sect. III pars 3). Wien, Prag und Leipzig 1895. XXVI u. 668 S. 8°.

Die oben genannten Schriften Augustins gehören, wie die 1894 von Zycha herausgegebenen de genesi ad litteram und locutiones in heptateuchum, zu den exegetischen. Wenn die neue Ausgabe sich vom Texte der Benediktiner nicht in dem Mafse unterscheidet, als dies bei verschiedenen andern Bänden des Corpus der Fall gewesen ist, so kommt dies, wie auch der Herausgeber bemerkt, daher, dafs es nicht möglich war, sonderlich viel neue Handschriften aufzufinden. Man wird also hier billigerweise keinen Vorwurf erheben dürfen. Was die S. IX—XIX besprochenen Handschriften der quaestiones und ihr gegenseitiges Verhältnis anlangt, so konnte vielleicht noch hervorgehoben werden, dafs C und N eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, die sie von andern codd. abhebt: S. 9, 11 maligna CN, malitiam PSVT; 13, 20 commemoratus — nominatus; 17, 13 primus — prius; 18, 14 epicteti — epitecti; 22, 20 minanter — minaciter; 29, 14 sicut — sicuti; 46, 25 beata — beata facta; 73, 11 deputabimini — deputamini u. ö. Die Schreibung quur, die sich 82, 26 in CN findet (die andern cur), scheint fast auf eine gemeinsame spanische oder südfranzösische Vorlage zu deuten.

Sein Hauptaugenmerk richtete Z. auf diejenigen Partien der beiden Schriften, in denen für die Kritik noch am meisten zu thun war, die Bibelcitate. Indem er hier die Anführungen Augustins teils unter sich teils mit dem griech. Originale verglich, kam er zu mancher ansprechenden Änderung. Für bedenklich halte ich es, wenn 25, 12 gegen alle Hdschr. zu dieser Stelle, nur auf Grund der capitula, emisit (statt exemit) geschrieben wird, wohl weil es besser zu ἐξαπέστειλε pafst. Auch 74, 28, wo alle Hdschr. nesciebatis bieten, hat Z. nach den capitula und dem Original (οὐκ οἴδατε) nescitis korrigiert; allein auch der Lugd. hat an dieser Stelle das Imperfekt. Bei der Handhahung der Kritik war gerade hier aus einem bestimmten Grunde Vorsicht geboten: die lat. Handschriften, die Augustin benützte, waren durchaus nicht immer fehlerfrei. Namentlich gilt dies von den Bemerkungen zu Hiob; klagt doch der Heilige selher in den retractationes über die corrupti codices. Dazu kommt, dafs die Schrift von andrer Hand ohne genügendes Verständnis zusammengestellt ist, ferner dafs zu den annotationes nur wenige und durchgängig junge Hdschr. vorhanden sind. Dafs Z. den cod. Sangall. 11, der die hieronymische Übersetzung des Buches Hiob nach den LXX enthält, zur Kritik und Emendation beigezogen hat, kann nur gebilligt werden; übrigens ist diese Version bereits 1893 aus dem Nachlafs Casparis veröffentlicht worden (das Buch Hiob in Hieronymus' Übersetzung aus der alexandrinischen Version nach einer St. Gallener Hdschr. saec. VIII, Christiania). Caspari gibt hier nicht nur eine genaue Beschreibung der Hdschr., sondern auch Untersuchungen über ihren Wert sowie über das Verhältnis der

darin vorliegenden Version zu dem Bodleianus (veröffentlicht von Lagarde, Mitteilungen II) und dem Turonensis (vgl. Sabatier). Interessant ist die Beobachtung des Herausgebers, dafs sich Augustin für das Buch Hiob auch in seinen andern Schriften der Übersetzung des Hieronymus nach den LXX bedient hat.

Wer, wie der Herausgeber, in der Lage war, die Bibelcitate Augustins unter einander vergleichen, bezw. eins nach dem andern korrigieren zu sollen, dem ist gewifs der Wunsch gekommen, diese Citate vereinigt und geordnet zur Hand zu haben. In der That soll, wie wir S. V erfahren, „in den nächsten Monaten“ das alte Testament Augustins herausgegeben werden. Von einem solchen Werke kann sich die Wissenschaft der lat. Bibel einen ganz erheblichen Nutzen versprechen. Es ist dann z. B. möglich, die Frage nach der Einheit der augustinischen Bibel zu lösen. Hier widersprechen sich die Meinungen oft noch schroff genug. Während z. B. Weihrich (die Bibelexcerpte de diuinis scripturis und die Itala des hl. Augustinus, Wien 1893) S. 71 meint, aus der häufigen Wiederkehr der Citate zu entlegenen Zeiten und dem gleichförmigen Charakter der Sprache lasse sich schliefsen, dafs Augustin ein Exemplar des italischen Textes immer benützte, konstatiert Z. p. V, dafs im imperfectus liber de genesi (verfafst um 393) eine andere Übertragung vorliegt als in der Schrift de genesi ad litteram (401—415). Die erste dürfte eben afrikanisch sein, die zweite italisch. Werden diese Citate, wie schon Weihrich verlangt, historisch geordnet, so dürften sich interessante Unterschiede ergeben. Aber es kommen auch Abweichungen innerhalb der gleichen augustinischen Schrift vor: so lesen wir in unserm Bande S. 153, 10 in dem Citat Sap. 3, 6 suscepit (= προσεδέξατο), während 483, 5 das gewöhnliche accepit steht.

Dafs namentlich die quaestiones in heptateuchum einen namhaften Beitrag zur Kenntnis der lat. Bibel liefern, ist auch des Herausgebers Ansicht, die er am Schlusse der Vorrede ausspricht: Iam exeat uolumen Italae cognitionem aucturum. Und nicht nur für den Heptateuch gilt dies. Wenn wir S. 182, 3 die Stelle Sap. 3, 2 in der Form et aestimata est malitia exitus illorum citiert finden, so haben wir in malitia (= κάκωσις) gegenüber älterem afflictio (so Vulg.) eine jüngere Übersetzung, die sich auch bei Lucifer und im unechten Speculum findet. Dafs aber die Bibel Augustins nicht nur abweichende Übertragungen, sondern auch fehlerhafte aufzuweisen hat, zeigt klar Sap. 6, 7 S. 264, 4 potentes autem potentiora tormenta patientur, wo potentiora aus potenter δυνατῶς verderbt ist. Interessant sind namentlich die Stellen, an denen Augustin selber auf verschiedene Übertragungen einzelner griech. Wörter zu reden kommt: gen. 24, 41 S. 34, 21 quod habent latini codices ... a iuramento meo uel iuratione mea; gen. 24, 63 S. 36, 3 pro isto uerbo quidam interpretes nostri exercitationem, quidam garrulitatem. Wir erfahren, dafs ἄπλαστος gen. 25, 27 teils mit simplex teils mit sine dolo wiedergegeben wurde (S. 39, 20 ff.), εὐτυχῇ gen. 30, 11 S. 46, 25 sowohl mit beata als mit felix. Vgl. noch exod. 18, 12 S. 131, 22 f. ante deum

uel, sicut alii codices habent, coram deo, quod graece scriptum est *ἐναντίον τοῦ θεοῦ*; Lev. 25, 23 S. 309, 27 ff. et terra non uenumdabitur in profanationem (= *βεβήλωσιν*). alii codices habent in confirmationem (= *βεβαίωσιν*); Jos. 9, 10 (4) S. 429, 24 ff. super humeros suos. alii uero, qui ueraciores uidentur, non habent super humeros (= *ὤμων*), sed super asinos suos (= *ὄνων*); vgl. noch S. 84, 25. 281, 22 u. ö. Wer die so gearteten Stellen sammelt und dazu die Citate aus andern Vätern und den vorhieronymischen Übersetzungen zu Rate zieht, kann der Wissenschaft einen erheblichen Dienst leisten.

Auch für das Lexikon werfen die beiden Schriften manches ab. Reliquiarium 76, 13. 14 und concellanea 112, 26 finde ich bei Georges nicht, auch nicht auidentia 24, 20, ein von Augustin selbst zur Wiedergabe von *ἀορασία* für den augenblicklichen Bedarf geschaffenes Wort. Die hybride Bildung liefs sich nicht umgehen, denn inuidentia bedeutet etwas anderes. Dafs Augustins Stil in diesen Büchern auch manches vulgäre Element enthält, darf man schon nach seiner Vorrede erwarten: S. 3, 15 propter incultum in nostra festinatione sermonem, 3, 19 uile eloquium. Hierher gehört z. B. alius = alter 59, 10 und die Form prodeest 110, 1. 139, 30, die sich beide Male allerdings nur in C findet. Mitunter hat doch Z. dieser allerdings vortrefflichen Hdschr. zuviel Glauben beigemessen. So wird 41, 17 mit PV[1] infimioribus (für infirm.) zu schreiben sein. Die vulgäre Doppelgradation infimior hier einzusetzen, hat umso weniger Bedenken, als wir sie auch sonst bei Augustin lesen: civ. dei 3, 19 p. 129, 5 D (vgl. Arch. VIII 516. Rönsch Collect. 278 ff. Semas. Beitr. II 22 f.). An den meisten der von Rönsch citierten Stellen erscheint die Korruptel infirmior; vgl. auch S. 124, 27, wo infima in PSN zu infirma verderbt ist. — Mehr Vulgäres noch als Augustin selber bieten seine Bibelcitate; vgl. z. B. die Gemination des Cardinale als Ersatz des Distributivums: duo duo = bini 7, 10, ähnlich homo homo = unusquisque 287, 10 u. a., doch hat die eigentliche Itala bereits viel weniger volkstümliche Elemente als die alte afrikanische Bibel.

Eine bedeutende Förderung wird die Geschichte der lat. Sprache erfahren, wenn man einmal daran geht, den kritischen Apparat, wie ihn das Corpus bietet, gehörig zu verwerten. Unter dem Schutt und Gerölle derjenigen abweichenden Lesarten, die einfach der Thorheit oder Unachtsamkeit der Schreiber zu verdanken sind, findet sich eine grofse Anzahl der interessantesten Belege namentlich zur Aufhellung der Laut- und Formenverhältnisse des Vulgärlateins. Luxoriosus 18, 8 in CPN ist vielleicht in den Text zu setzen; es war die afrikanische Form (vgl. den Eigennamen Luxorius). In instructuram 6, 15 in PSV[1] (statt structuram) haben wir den vokalischen Vorschlag vor s impurum (vgl. circuminspicere 16, 27 in V), der in aspargo = spargo auch als a auftritt: exod. 9, 8 S. 108, 20 et aspergat (aspargat P[1] V[1], was in den Text aufzunehmen war) Moyses in caelum (vgl. Arch. VIII 522). Dafs hier aspargo an Stelle des Simplex steht, bezeugt nicht nur das *πασάτω* des griech. Originals, sondern auch Augustin selber, der in seiner auf das Citat folgenden Erörterung das Compositum durch das

Simplex ersetzt: 108, 26 ut Moyses fauillam spargat in caelum. Ceptura 15, 12 in C ist umgekehrte Schreibung für Cettura; denn pt lautete in der Vulgärsprache wie tt (vgl. ital. sette). Josep 64, 19 in V erinnert an ital. Giuseppe (vgl. den Namen des sog. Hegesippus, der bekanntlich aus Josippus entstanden ist). Perdictio 109, 16 in N ist kein Schreibfehler, auch nicht quadrigenti 11, 15 in C. Sentia = sententia 19, 13 P[1] V[1], 76, 5 N, 90, 6 N u. ö. ist Vulgärform, zu beurteilen wie stipendium = stipipendium, idolatria = idololatria u. a. Eine grofse Rolle spielt die Rekomposition: sexdecim 27, 24 T, exstetisse 33, 4 CP[1], denouo = denuo 10, 4 PSV u. a. Bekannt ist die im Spätlatein eingetretene Verwechselung von pro und prae; propositus = praepositus 66, 24. 25 in C erinnert an den deutschen ‚Propst'. Auch die Formenlehre geht nicht leer aus: ipsud 109, 8 P[1], fabricare akt. 6, 9 SVT, nepta (= neptis) 292, 26 SV[1]. Nescibam 43, 18 S ist nicht blofs poetisch, sondern auch vulgär; vgl. ital. serviva.

Wir haben in kurzen Zügen einige der Resultate angedeutet, die sich bei eingehender Beschäftigung aus Zychas Ausgabe gewinnen lassen. Dem Herausgeber aber gebührt unser aufrichtiger Dank, dafs er uns so bald schon Gelegenheit gegeben hat, unsere Studien über lat. Sprache und Bibel an eine neue handliche Ausgabe der beiden Schriften Augustins anzuknüpfen.

Landau. Ph. Thielmann.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. Von Ph. Kautzmann, K. Pfaff und T. Schmidt. II. Teil: Für Quinta. 2. Auflage. Leipzig, Teubner 1896.

Vorliegendes Übungsbuch ist wegen des abweichenden Lehrplans, dem es angepafst ist, für bayerische Gymnasien nicht brauchbar. Nach der bayerischen Schulordnung wird mit gutem Grund in Quinta auf das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische höheres Gewicht gelegt, als in diesem Buche geschieht. Zudem lehnen sich in ihm die deutschen Übersetzungsstücke eng an die lateinischen an, wodurch dem Schüler die Aufgabe noch erleichtert wird. Gleichwohl erkennen wir nicht ohne Neid an, dafs in Bayern kein Übungsbuch für Quinta existiert, das auf gleicher Höhe steht. Wir finden nie geschichtliche oder andere Sätze, die in ihrer Vereinzelung dem Schüler unverständlich sind und also entweder, wenn sie vom Lehrer erklärt werden, zuviel Zeit fordern, oder, wenn dies nicht geschieht, den Schüler zur Gedankenlosigkeit anhalten. Das Buch zeigt, dafs für Quinta, zumal wenn mehrere Lehrer sich zusammenthun, ein Buch mit zusammenhängenden Übungsstücken geschaffen werden kann, ohne dafs der deutschen Sprache Gewalt angethan wird. Das erfordert allerdings viel Mühe und Arbeit, die man jedoch bei einem Schulbuch nie scheuen sollte.

München. Theodor Preger.

A. Haufsner, Wiederholungsaufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. II. Bändchen: Der Lehrstoff der II. Klasse des Gymnasiums. Zweite umgearbeitete Auflage. Erlangen. Verlag von Fr. Junge. 1896. S. IV u. 77.

Der Verfasser hat auch das vorliegende Büchlein einer vollständigen Umarbeitung unterworfen, um eine Übereinstimmung mit den anderen Bändchen zu erzielen. Daher erfuhren die aus Justinus entnommenen Stoffe eine wesentliche Kürzung, und der Ausfall wurde durch Ausarbeitung neuer Stoffe ergänzt, welche teilweise Abschnitte aus der Geschichte des deutsch-französischen Krieges in geeigneter Auswahl und ansprechender Darstellung behandeln.

Kann man dieses Verfahren des Verf. bezüglich der Änderungen des Stoffes nur billigen, so verdient auch sein mit Fleifs und Geschick durchgeführtes Bestreben Anerkennung, die Schüler beim Übersetzen zum Denken anzuregen, insoferne er bei vielen, besonders die gröfseren Abschnitte abschliefsenden Stücken den deutschen Ausdruck durch lateinische Wendungen wiedergeben läfst, bei denen nur eine klare Erkenntnis der ursprünglichen Bedeutung ein gründliches Verständnis und eine richtige Anwendung ermöglicht und namentlich ein mechanisches, gedankenloses Arbeiten verhindert.

Das mit grofsem Fleifs und voller Hingebung an die Sache gefertigte Büchlein, welches durchaus den Lehrgang der Grammatik festhält, kann wegen der sachlichen und formellen Vorzüge als passendes Repetitionsmaterial der 2. Klasse des Gymnasiums bestens empfohlen werden.

München. Dr. J. Haas.

P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik. Leipzig, S. Hirzel. 1895. 321 S. M. 6,—.

„Die Fülle der Probleme, die der Name Homer andeutet, ist so unendlich, dafs weder ein einzelnes Buch noch die Lebensarbeit eines einzelnen Menschen hinreicht, sie auszuschöpfen“. So schreibt der Verf. vorliegenden Buches am Schlusse seiner Untersuchungen, und die Richtigkeit dieses Ausspruches wird schon durch die rein äufserliche Thatsache bestätigt, dafs Werke über Werke in die Öffentlichkeit treten, welche immer wieder die sog. homerische Frage behandeln. Unter dieser Literatur nimmt Cauers Schrift, die Frucht eingehender Studien und tiefen Nachdenkens, eine selbständige, sehr beachtenswerte Stelle ein, ohne dafs es ihm gelungen wäre, alle einschlägigen Schwierigkeiten und Fragen in endgiltig befriedigender Weise zu lösen.

In der Einleitung (S. 3—8) betont der Verf. mit vollem Rechte, dafs die Probleme der Homerkritik durch einseitige Forschung nie und nimmer zur Lösung gebracht werden können. Weder Analyse der Komposition noch metrische Untersuchungen noch Studium der Sprache vermag für sich allein zu einem überzeugenden Ergebnisse zu führen. C. ist nicht der erste, der diese Forderung ausgesprochen oder ihr zu

genügen versucht hat. Vor mehr als einem Decennium unternahm W. Christ in seiner Iliasausgabe die Lösung der Frage über die Entstehung der Ilias auf grund aller jener Gesichtspunkte, wovon der Verf. allerdings auffallenderweise schweigt. Ob freilich die Wissenschaft auf diesem Wege zu endlicher Klarheit gelangen wird, mufs die Zukunft lehren; gegenwärtig sind noch wenig sichere, allseitig anerkannte Resultate gewonnen.

Der erste der zwei Hauptteile des Buches behandelt die Textkritik und Sprache, der zweite die Analyse des Inhalts der homerischen Epen. Wie man sieht, hat der Verf. vorläufig auf Hereinziehung der metrischen Fragen verzichtet, auch lassen die sprachlichen Untersuchungen die homerische Syntax unberücksichtigt; doch ist aus einer Andeutung am Schlusse des Werkes (312) die Vermutung zu entnehmen, dafs diese beiden Lücken mit der Zeit werden ausgefüllt werden. Das erste Kapitel des ersten Hauptabschnittes (11—35) ist, wie billig, Aristarch gewidmet; und zwar werden zwei Fragen untersucht: wie weit unsere Vulgata von ihm abhänge und ob er eigene Konjekturen in den Text gesetzt habe. C. kommt zu dem Ergebnisse, dafs der alexandrinische Gelehrte auf die Vulgata wohl Einflufs geübt hat, aber keinen so umfassenden, als manche moderne Forscher annehmen möchten. Dafs Aristarch ziemlich willkürlich mit dem Homertexte umging, indem er auch eigene, nicht immer richtige Vermutungen ohne Rücksicht auf die ihm zu gebote stehenden Handschriften aufnahm, wird vom Verf. überzeugend dargethan. Übrigens bemerkt R. Peppmüller (Berl. philol. Wochenschr. XVI 100) mit Recht, dafs schon F. A. Wolf (Proleg. ad Hom. p. 250 f) auf diesen Punkt hinwies. C. selbst hebt hervor, wie A. Römer in einigen seiner Schriften ihm vorgearbeitet hat (vgl. bes. A. Römer, über die Homerrezension des Zenodot, Abhdlgn. d. K. B. Ak. d. W. I. Kl. XVII, 3 S. 674). — Im zweiten Kapitel (35—69) trägt der Verfasser seine Ansichten über die voralexandrinische Gestalt des Homertextes vor. Er sieht die Aufgabe der Kritik darin, einen Text herzustellen, der sich dem ursprünglichen möglichst nähert, und hat in seinen Ausgaben der Ilias und Odyssee auch den praktischen Versuch gemacht, diese Aufgabe zu erfüllen. Über den mifslichen Umstand, dafs der Philologe dabei von der handschriftlichen Überlieferung im stiche gelassen wird, glaubt C. sich hinwegsetzen zu können durch Berufung auf die Inschriften und die metrischen Anhaltspunkte, deren Kenntnis und Beobachtung eine Herstellung des genuinen Textes ermöglichten. Ob es aber hiedurch möglich ist, zu einem über jeden Zweifel erhabenen Ergebnisse zu gelangen, so dafs man sagen mufs, so und nicht anders haben die homerischen Gedichte vor ihrer Diorthose durch die Alexandriner, ja vor Herstellung der attischen Ausgabe ausgesehen, das mufs doch sehr in Frage gestellt werden. So wenig jemand sich einfallen lassen wird zu behaupten, dafs der uns überlieferte Text derselbe ist wie der ursprüngliche, so gut hat er ein Recht die Möglichkeit zu bezweifeln, einen voralexandrinischen Homer zu schaffen, der als authentisch gelten könnte. Bereits W. Müller sagt in seiner „homerischen Vor-

schule", einer Schrift, die jetzt zwar als veraltet bezeichnet wird, es zum Teil aber nur deshalb ist, weil aus ihr sich manches noch nicht als veraltet geltende Buch Gedanken angeeignet hat: „Gegenwärtig können wir uns dem homerischen Texte höchstens bis zur aristarchischen Rezension nähern, wenn wir uns nicht in blaue Hypothesen verirren wollen. Wer sich an solchen ergötzt, für den hat der Engländer Payne Knight durch seinen mit Digammen weidlich gespickten Text des ächten uralten Homeros gesorgt" (hom. Vorsch. 2. Aufl. bes. v. Detlev C. W. Baumgarten-Crusius 1836, S. 13). Wenn nun auch jener erste ohne ausreichende Kenntnisse und wissenschaftliche Hilfsmittel unternommene Versuch einen echten Homer darzustellen den modernen dieses Prinzip verfolgenden Ausgaben nicht an die Seite gestellt werden kann, so reichen andererseits auch heute die von C. geltend gemachten Kriterien zur Erreichung des fraglichen Zieles noch nicht hin nnd man begibt sich auf einen schwankenden Boden, sobald man die handschriftlich beglaubigte Überlieferung verläfst (vgl. A. Ludwich, der Knightianismus u. die Grundfragen d. homer. Textkritik, N. Jahrb. f. Philol. LXVI 1896 S. 1 ff.). — Von der ersten Niederschrift der homerischen Gedichte handelt das dritte Kapitel (69—98). Die von Wilamowitz und A. Ludwich bekämpfte Ansicht, dafs manche Veränderungen des genuinen Wortlauts auf die Umschrift der homerischen Epen aus dem alten attischen in das unter Eukleides i. J. 403 v. Chr. in Athen eingeführte jonische Alphabet zurückzuführen seien, hat der Verf. durch sichere Beispiele aufs neue erhärtet. Mit Unrecht wiederholt er dagegen die von F. A. Wolf aufgestellte These von der ersten Niederschrift der Epen unter Peisistratos. Freilich sind die Nachrichten über die Thätigkeit der von dem athenischen Alleinherrscher bestellten Kommission nicht, wie K. Lehrs, Flach, Wilamowitz und Ludwich meinen, einfach aus der Luft gegriffen. Sie sind aber im Zusammenhang mit den bekannten Stellen bei Ps.-Plat. Hipp. p. 228 B und Diog. L. I 2, 9 dahin zu erklären, dafs zum Behufe des Vortrags an den Panathenäen ein offizielles Exemplar der Gedichte, sei es unter Hipparchos, sei es unter seinem Vater, durch sachkundige Männer hergestellt wurde. Geschriebene mehr oder minder vollständige Homerexemplare haben gewifs schon vor und neben der in Athen veranstalteten ἔκδοσις existiert. Dafs die letztere alle übrigen Ausgaben in den Hintergrund drängte, hat nichts Auffallendes, wenn man die geistig dominierende Stellung Athens erwägt. — Im vierten Kapitel, dem letzten des ersten Teils, „Dialektmischung" überschrieben (98—130), werden mit Gelehrsamkeit und Umsicht die thatsächlich vorliegenden Verhältnisse und die einander entgegenstehenden Theorien erörtert. Die Mischung des äolischen und jonischen Dialekts im homerischen Epos ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Es fragt sich, wie sie entstanden ist. Gut weist C. darauf hin, dafs schon F. Ritschl in seinen Vorlesungen eine Antwort auf diese Frage gab, die später als etwas ganz Neues wieder auftauchte. Es ist dies nicht das einzigemal im Bereiche der homerischen Forschung, dafs eine schon längst von einem Gelehrten ausgesprochene

Idee in Vergessenheit gerät und erst nach Verlauf einiger Zeit von anderen wieder gefunden wird. Nach Ritschl (s. dessen Biographie von O. Ribbeck I 129) ging die homerische Heldensage mit den Achäern oder Äoliern in deren neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer den durch Ilias und Odyssee hindurchgehenden Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt gesungenen Epen wurden in den Sängerschulen der Homeriden erweitert und in den jonischen Dialekt übertragen. Die weitere Frage, in welcher Art die von Ritschl angenommene Umformung aus der äolischen Mundart in die jonische vor sich gegangen, ist bekanntlich von Fick dahin beantwortet worden, dafs in ganz äufserlicher Weise der äolische Text Wort für Wort durch den jonischen ersetzt wurde (d. hom. Odyssee in d. ursprüngl. Sprachf. wiederherg. 1883, S. 5 u. 13). Dafs diese Anschauung indes dem wirklichen Sachverhalt nicht entspricht, beweisen die vom Verf. geltend gemachten Momente zur genüge, der Ficks Verfahren mit Recht als ein Experiment bezeichnet. Wie denn aber jene Umwandlung sich vollzog, darüber sind nach C. nur Vermutungen möglich. So mahnt demnach besonders auf diesem Gebiete der homerischen Studien alles zur Vorsicht und zum Zweifel, ob es je gelingen wird, die Ursprache Homers mit wissenschaftlicher Gewifsheit festzustellen. „Über die Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse bei Homer kann unter verständigen Leuten kein Streit sein" sagt der Verf. am Ende seiner Darlegungen über die Dialektmischung (130); trotzdem ist dieser Abschnitt gröfstenteils polemischen Charakters.

Der zweite Hauptteil des Werkes beschäftigt sich mit der Analyse des Inhalts der homerischen Gedichte. Das erste Kapitel (133—168) untersucht den historischen Hintergrund der Ilias. Richtig hält C. den Satz fest, dafs derselben die geschichtliche Thatsache der Eroberung der kleinasiatischen Küste durch die Äolier zu grunde liegt. Zu weit geht er aber, wenn er alle Haupthelden des Epos für Thessalien in Anspruch nehmen will. Thessalien ist ihm nicht nur die Heimat des Achilleus, sondern auch des Agamemnon und Menelaos. Ganz neu ist diese Meinung nicht; W. Geddes (the Problem of the Homeric Poems 1878) suchte bereits den thessalischen Ursprung zwar nicht der ganzen Ilias, aber wenigstens der von Grote konstruierten Achilleis, d. i. A, Θ, Λ—X zu erweisen, wogegen R. C. Jebb (Introduktion to Homer S. 227 der deutschen Übers. v. E. Schlesinger) das Gebiet, in welchem sich deutliche Anzeichen thessalischen Ursprungs finden, auf die Bücher Α, Λ, Π—X beschränken möchte. Überkühn ist die von Busolt (griech. Gesch. I² 223) und Beloch (griech. Gesch. I 157) ausgesprochene Vermutung, dafs die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nicht das peloponnesische, sondern das thessalische verstanden hätten, welche C. sich aneignet und zu beweisen sucht. Allein die von diesem beigebrachten Gründe sind nicht so zwingend, dafs man nun sich genötigt sähe, der einstimmigen Überlieferung zum Trotz die historische Grundlage der Ilias nach Thessalien zu verlegen. Der Verf. selbst mufs zugeben (157), dafs da, wo Argos als Heimat

des Diomedes, Herakles und Eurystheus erscheint, nur an das peloponnesische gedacht werden kann. Nun hat aber dieses bei Homer die nämlichen Epitheta, welche C. für das thessalische beansprucht. Dieser eine Umstand schon erschüttert die vom Verf. angenommene Hypothese der beiden genannten Historiker.

Ein schwieriges Kapitel ist das zweite „die Kulturstufen" (168—205). Es handelt sich hier vor allem um die richtige Beantwortung der Frage: Was ist homerische Kultur? die vom Dichter geschilderte oder die, welche ihn umgibt? Wenn manche neuere Gelehrte Aristarchs Standpunkt, dafs der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen von denen seiner Zeit unterscheide, zu teilen geneigt sind, vertritt der Verf. die Ansicht, dafs die im Epos geschilderte Welt im grofsen und ganzen die des Dichters ist, dafs er seinen Personen Sitten und Anschauungen seiner Zeit beilegt. C. will den Nachweis liefern, dafs diese Kultur keine einheitliche ist, sondern dafs die Gedichte verschiedene Kulturstufen zeigen, die Kennzeichen des älteren oder jüngeren Ursprungs abgeben können. Nach der bisherigen Darstellung des Verf. sollte man allerdings erwarten, die Frage erörtert zu finden, ob sich bei Betrachtung der in den Gedichten zu tage tretenden Civilisation äolische und jonische Spuren unterscheiden lassen. A. Platt (Journal of Philology XXIV Nr. 47) sucht die Behauptung zu erhärten, dafs die Civilisation der homerischen Gedichte bis ins kleinste jonisch ist. Es wäre von Interesse, des Verf. Meinung hierüber zu vernehmen. C. begnügt sich indes an drei Beispielen kulturgeschichtlichen Inhalts ältere und jüngere Bildungszustände aufzuzeigen, am Gebrauche der Bronze und des Eisens, an der Sitte der ἔεδνα und am Tempelbau. Doch sind trotz der eingehendsten Forschung auch hier seine Resultate nicht durchaus unanfechtbar. So richtig beispielsweise der Satz ist, dafs die Götterverehrung im Freien die frühere, die in Tempeln die spätere gewesen, so besitzt er für die Bestimmung früherer oder späterer Abschnitte der Epen doch nur fraglichen Wert. Zunächst läfst sich nicht entscheiden, inwieweit der Dichter von seiner eigenen Zeit spricht oder mit Bewufstsein und Absicht archaisiert. Sodann aber folgt aus der Nichterwähnung eines Tempels an einer Stelle des Epos noch nicht dessen Nichtvorhandensein. A 39 beruft sich Chryses darauf, dafs er dem Apollon Heiligtümer erbaut habe, während später A 440 und 447 f. nur ein Altar des Gottes in Chryse erwähnt wird. Dazu bemerkt der Verf. (200): „Der Dichter weifs, dafs es Gotteshäuser gibt, und nimmt an, . . . Chryses werde durch Tempelbau . . . seinen Eifer bestätigt haben; aber wo es nachher gilt mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben . . . den im Freien errichteten Altar als . . . Mittelpunkt der heiligen Handlung." Ist diese Schlufsfolgerung erlaubt? Ist das Schweigen des Dichters von einem Tempelgebäude an den zwei zuletzt berührten Stellen irgendwie auffallend? Es bestand gewifs keinerlei Notwendigkeit, hier den νηός ausdrücklich zu erwähnen, da doch geringe Phantasie seitens der Hörer und Leser dazu gehört, sich den βωμός unter einer deckenden Halle vorzustellen. Übrigens ist durch

die zuerst angeführte Iliasstelle unwiderleglich bewiesen, dafs auch der Dichter eines der ältesten Teile unserer Ilias von Kultusgebäuden etwas wufste, es somit nicht angeht, aus der Kenntnis des Tempelbaues auf einen späteren Dichter zu schliefsen. — Fruchtbarer für die Verwertung scheint ein anderes Motiv zu sein, dafs C. im dritten Kapitel „die Götter“ (205–244) bespricht. E. Rohde (Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube d. Griechen 1890, 1894) hat den Gedanken durchgeführt, dafs wir in der religiösen Anschauungsweise der homerischen Epen Spuren einer älteren strengeren und einer jüngeren leichtfertigeren Auffassung des Verhältnisses der Götter zu den Menschen zu erkennen haben. Indem der Verf. dieses Prinzip auf seine Theorie anwendet, rechnet er die Reste einer früheren Religion zu den äolischen Bestandteilen des Epos, wogegen er die spätere Denkweise über die Götterwelt den jonischen Dichtern zuschreibt. Im einzelnen erheben sich freilich auch hier viele Schwierigkeiten, denen an diesem Orte nachzugehen zu weit führen würde. So lobenswert es ist, dafs C. keiner von ihnen aus dem Wege gegangen ist, so wenig hat er sie alle unanfechtbar gelöst. Entschiedene Billigung verdient sein Verfahren, mit Hinweis auf die künstliche, meistens wenig natürliche Art der Göttererscheinungen bei Vergil diejenigen homerischen Götterscenen als die jüngsten zu beurteilen, welche durch gezwungene Künstlichkeit, durch ihren geringen Zusammenhang mit der Handlung der Art der Einführung höherer Wesen in der Äneide ähnlich sind. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs durch Betrachtung der Art und Weise, wie an den einzelnen Stellen der homerischen Epen die Götter wirkend dargestellt werden, ein neues Merkmal für die Beurteilung des Alters und des Ursprungs der betreffenden Partien gewonnen ist. Das ist etwas ganz anderes als das Vorgehen von B. Niese, der bekanntlich die olympischen Scenen der Ilias sämtlich streichen möchte. — Im vierten Kapitel „Homerische Komposition“ (245—277) geht der Verf. auf die Methode ein, wie sie die höhere Kritik im Homer von Lachmann bis auf die Gegenwart in der Regel geübt hat, die Aufspürung von logischen und sachlichen Widersprüchen. C. weist auf die verschiedenen Gattungen solcher Anstöfse hin, die sich in allen literarischen Werken finden, und meint, dafs sich die Homerkritik auf diesem Gebiete im Übergange aus einer überlieferten Anschauung, die mit übergrofsem Eifer die inhaltlichen Widersprüche durch die Annahme verschiedener Dichter der widersprechenden Teile erklären wollte, in eine andere neue, sorgfältig auch die übrigen Kriterien in Rechnung ziehende Beurteilungsweise befinde. Dieses Urteil über die bisherigen Leistungen der höheren Homerkritik ist vielleicht etwas zu ungünstig. Grofse Vorsicht ist hier gewifs geboten und nicht allen Kritikern ist diese nachzurühmen; aber unbestreitbar richtige Ergebnisse sind doch auch erzielt, die C. selbst hie und da voraussetzt (259, 269). Die Forderung allerdings mufs voll und ganz anerkannt werden, dafs die Kritik sich nicht einseitig blofs auf die inhaltlichen Anstöfse beschränke. — Die Untersuchungen des Verf. erhalten ihren Abschlufs im fünften Kapitel

„Ilias und Odyssee" (277—310). Hier werden zunächst in der Ilias, wie sie uns vorliegt, folgende zu verschiedenen Zeiten entstandene Schichten abgegrenzt: der *κατάλογος* als die jüngste, dann *K*, *Ψ* und *Ω*, hierauf *I* und *Θ*; bedeutend älter ist die Gruppe *B-H*, die ältesten Bestandteile der Ilias sind in *Λ*, *Λ-X* zu erkennen. Selbstverständlich erleidet diese Gruppierung im einzelnen mannigfaltige Modifikationen, von denen C. nur einige hervorhebt. Glaubt er damit in der Bestimmung des Alters der Teile der Ilias sichere Resultate gewonnen zu haben, so hält er die Anwendung dieses Verfahrens auf die Odyssee für so schwierig, dafs er an einem Gelingen überhaupt zweifelt. C. ist, obwohl er früher die Aufstellungen Kirchhoffs, die von Wilamowitz weiter geführt wurden, für sicher ansah, nunmehr der Überzeugung, „dafs unserem Wissen auf diesem Gebiete viel engere Grenzen gesetzt sind als Wilamowitz und selbst Kirchhoff annahm" (292). So urteilt er u. a., um nur ein Beispiel anzuführen, dafs die Hypothese des letzteren Gelehrten von der Umformung der Bücher *κ* und *μ* aus der Erzählung in dritter Person in die in erster, eine Ansicht, welche so fest begründet schien wie nur eine, aufgegeben werden müsse. Seine eigenen Ansichten erklärt der Verf. auch nur „für Möglichkeiten, nicht mehr . . . . Eine sichere Grenze zwischen den beiden Hauptteilen der Odyssee läfst sich nicht erkennen" (307).

Wenn der Verf. am Schlusse seines Buches sich mit der Hoffnung schmeichelt, dafs man überall bestimmte und greifbare Resultate in demselben finden werde, so kann dies nicht unbedingt eingeräumt werden; wohl aber mufs man anerkennen, dafs Cauers Werk eine von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Leistung ist, würdig des Namens Kirchhoff, den es als Widmung auf der Stirne trägt; jeder Mitarbeiter auf diesem Felde wird aus dem Buche reiche Anregung schöpfen.

Ehe diese Besprechung schliefst, mögen noch ein paar Einzelheiten richtig gestellt werden. S. 121 ist gesagt, Grote sei der erste gewesen, der erkannt habe, dafs die Bücher *B-H* eine Sonderstellung in der ganzen Ilias einnehmen, und S. 282 wird wiederholt, dafs Düntzer und Grote die Zusammengehörigkeit dieser Gesänge zuerst hervorgehoben hätten. Dem gegenüber ist darauf hinzuweisen, dafs diesen Umstand schon W. Müller mit wünschenswertester Deutlichkeit betont hat (homer. Vorschule 116—118, 122 ff., vgl. oben). S. 169 liest man, dafs Jebb in seiner „Einleitung zu Homer" den Grundrifs des Palastes von Tiryns zur Erläuterung des Königshauses auf Ithaka verwendet habe. Hiebei ist jedoch übersehen, dafs der englische Gelehrte gerade im Gegenteile den richtigen Satz verficht, dafs der Dichter der Odyssee ein Haus ganz anderer Art als das in Tiryns im Sinne hatte (s. diese Blätter XXX 515 f.).

Die Sprache des Buches zeichnet sich durch Sorgfalt, Klarheit und Frische aus. Den norddeutschen Provinzialismus „schöner Wein" (201) sähe man lieber vermieden: S. 249 wäre nach „des Münsters" der Deutlichkeit wegen wohl „in Strafsburg" einzusetzen, S. 303 heifst

es unrichtig „kommt Odysseus heim" statt „wird O. heimkommen." — Druckfehler begegnen so gut wie keine. S. 32 ist zu lesen Änderung st. „Anderung", S. 35 Würdigung st. „Würdiigung".

Den Gebrauch des Werkes erleichtert ein dreifaches Register, das in einer Abteilung die in der Darstellung vorkommenden wichtigsten sachlichen Punkte und die Namen der erwähnten Gelehrten, in einer zweiten die behandelten Stellen der homerischen Gedichte, in der dritten die besprochenen griechischen Wörter verzeichnet. Der ersten wäre gröfsere Vollständigkeit zu wünschen; so fehlt z. B. in derselben der Name Jebb.

München. M. Seibel.

Thukydides, Auswahl von Heinrich Stein. Erster Teil. Text und Anmerkungen. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1895. S. IV, 180 und 62. 2 M.

Die Weidmannsche Sammlung „Griechische und lateinische Schulschriftsteller mit Anmerkungen", bearbeitet nach Mafsgabe der neuen preufsischen Lehrpläne von 1892, in der bis jetzt Herodotos. 1. Teil, Horaz, Vergils Äneis erschienen waren, ist nunmehr durch ein weiteres Bändchen bereichert. Dasselbe enthält eine Auswahl aus der ersten Hälfte des Thukydideischen Geschichtswerkes, also aus der Vorgeschichte und dem Archidamischen Kriege. Die Auswahl erstreckt sich auf Folgendes: 1. Anfänge der hellenischen Seemacht. (I 12—19.); 2. Emporkommen Athens. (I 89—96.); 3. Ausgang des Pausanias. (I 128—134.); 4. Ausgang des Themistokles. (I 135—138.); 5. Streit zwischen Kerkyra und Korinth. (I 24—31. 44—45.); 6. Streit um Poteidäa. (I 56—57.); 7. Bundesrat in Sparta. (I 66 f. 72. 139—145.) 8. Letzte Verhandlungen. (I 118—128. 139—145.); 9. Überfall Platäas. (II 1—6.); 10. Erster Einfall in Attika (II 10—14. 17—25. 34.); 11. Zweiter Einfall. Seuche in Athen. (II 47—57.); 12. Perikles angeklagt. (II 59. 65.); 13. Platäa belagert. (II 70—78.); 14. Kämpfe in Akarnanien. (II 80—82.); 15. Seekämpfe bei Naupaktos. (II 83—94.); 16. Lesbos fällt ab. Mytilene belagert. (III 1—9. 15. 16. 18 f.); 17. Flucht aus Platäa. (III 20—24.); 18. Mytilenes Fall und Strafe. (III 25—31. 35 f. 49 f.); 19. Platäas Fall und Strafe. (III 51 f. 60. 68.); 20. Wirren in Kerkyra. (III 69—81. 85.); 21. Fehlschlag in Ätolien. (III 89. 91. 94—98.); 22. Kämpfe um Pylos. (IV 15—14.); 23. Waffenstillstand und Friedensversuche. (IV 15—23.); 24. Die Einnahme Sphakterias (IV 26—41.); 25. Greuel in Kerkyra. (IV 46—48.); 26. Angriffe auf Kythera und Lakonika. (IV 53—57.); 27. Kämpfe um Megara. (IV 66—74.); 28. Schlacht bei Delion. (IV 67. f. 89—96. 100. f.); 29. Brasidas zieht nach Thrakien. (IV 78—82.); 30. Brasidas nimmt Amphipolis. (IV 102—108.); 31. Schlacht bei Amphipolis. (V 2 f. 6—11.); 32. Friedensschlufs. (V 14—17.).

Die Auswahl ist trefflich und läfst bei ihrer Reichhaltigkeit dem einzelnen Lehrer Spielraum genug. Die Reden betreffend könnte man vielleicht hie und da anderer Meinung sein; der Herausgeber nahm

„nur die für das historische Verständnis nicht wohl entbehrlichen" auf, ein Standpunkt, gegen den sich wenig einwenden läfst. Die Textgestaltung berücksichtigt zunächst die Bedürfnisse der Schule, wo nur „eine sinn- und sprachgemäfse, allem künstlichen Deuten und Drehen entsagende, gesunde Erklärung und Übersetzung" gegeben werden soll. Doch wird allzu oft, „zur Lösung kritischer Schwierigkeiten das einfachste aller kritischen Mittel", — aber auch das bedenklichste — die Ergänzung unentbehrlicher Wörter angewendet.

Der Kommentar beschränkt sich auf die notwendigsten Angaben, was gegenüber anderen derartigen Büchern, die dem Schüler oft jede Arbeit ersparen, sehr zu begrüfsen ist. Der Herausgeber hat vielleicht, namentlich in den ersten Kapiteln, noch des Guten zu viel gethan: Angaben wie „τὰ Τρωικά der troische Krieg, ὡς ἐπὶ τὸ πολύ in den meisten Fällen, gewöhnlich" sind doch überflüssig.

Auffallend ist das Fehlen jeglicher Einleitung. Auch ein Bild des Historikers, etwa eine Reproduktion der bekannten Doppelherme in Neapel (Herodot und Thukydides), ferner einige Kartenskizzen, Schlachtenpläne etc. könnten dem Unterrichte nur förderlich sein. Oder soll das erst der 2. Teil bringen? Die übrige Ausstattung ist gut, das Papier dauerhaft, der Druck grofs und deutlich.

Landshut. Heinrich Moritz.

Aug. Backhaus, Der Gedankengang im ersten Buche des platonischen Staates. Progr. des k. Friedrich-Wilhelms-gymnasiums in Köln 1894.

Die Leistung hat im allgemeinen meinen Beifall gefunden, da sowohl Übersicht als Zusammenhang des platonischen Gedankenganges klar zu tage gefördert sind. Man kann daraus entnehmen, dafs dieses erste Buch der platon. Politeia sich zur Gymnasiallektüre recht wohl eignet sowohl hinsichtlich seines Inhaltes als Umfanges. Die Belebtheit der Szenerie und die scharfe Charakteristik der Personen bilden eine glänzende Umrahmung der philosophischen Definitionen und Beweise über den Begriff Gerechtigkeit. Der Verfasser verfolgt mit klarer Einsicht die philosophischen Erörterungen und weist auf den Fortschritt und den inneren Zusammenhang derselben hin. Er versäumt es nicht die Charakteristik der Personen ins rechte Licht zu stellen. Auch weifs er geschickt jene Anknüpfungspunkte zu finden, an die sich die Erörterungen der folgenden Bücher der Politeia anschliefsen. Die Bedeutung der Kephalosscene für den Lauf des Gespräches ist richtig hervorgehoben. Doch wäre vielleicht noch hinzuzufügen gewesen, dafs die Hoffnung des Kephalos auf ein glückliches Ende nach einem gerechten Leben ein Hinweis auf das 10. Buch der Politeia ist. Nur an einer Stelle scheint mir der Verfasser in seiner Auslegung irre zu gehen. Das ist im Gespräch des Sokrates mit Thrasymachus. Hier soll die Forderung des Sophisten, Sokrates solle statt immer zu fragen, selbst antworten und seine Ansicht vortragen,

widersinnig sein. Das ist nicht der Fall, sondern die ganze Stelle 336 C — 337 C dient zur Charakterisierung der Disputierweise des Sokrates.

Wenn auch durch die vorliegende Arbeit nichts wissenschaftlich Neues geboten wird, so bleibt sie doch für uns ein treffliches Beispiel einer verständigen und fruchtbringenden Gymnasiallektüre.

Würzburg. Nusser.

Lykophrons Alexandra, griechisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Karl von Holzinger, o. ö. Prof. an der K. K. deutschen Univ. zu Prag. Leipzig, Teubner, 1895. 427 S. 8°. 15 M.

Eine schwere Aufgabe wahrlich hat sich gestellt, wer an eine Erklärung und Übersetzung dieses dunklen Dichters geht, der die Eigennamen so oft „blofs durch Epikleseis und Umschreibungen bezeichnet", der trotz der vorhandenen Scholien und Erklärungsversuche noch immer des Rätselhaften genug bietet und nicht so sehr als *γλυκόφρων* erscheint in dem Sinne, wie es der Verfasser des *Χριστὸς πάσχων* V. 2609 meint. Dieser Aufgabe zeigt sich Holzinger gewachsen. Er will dabei den Lykophron nicht blofs als gelehrten Sammler, sondern auch als Dichter betrachten und würdigen.

Die stattliche Ausgabe zerfällt in drei Teile, S. 1—90 Einleitung, S. 91—164 Text und gegenüberstehende Übersetzung, S. 165—388 Kommentar, woran sich noch ein mythographisch-geographisch-historisches Namen- und Sachregister reiht. In der Einleitung nun, die hauptsächlich von des Dichters Persönlichkeit, Arbeitsweise, Absichten und Leistungen handelt, finden wir manche interessante Resultate und neue Erklärungen. Hier möge weniges berührt werden! S. 55 f.: „Die Verse 1446—50 weisen nicht auf Herakles, den Sohn der Barsine, und daher auch nicht auf Artabazos hin, und die Verse 801—4 hindern durchwegs die Annahme, dafs die Alexandra in Chalkis zu einer Zeit geschrieben worden sei, als noch jemand aus Kassandros' Hause zu fürchten war; der in den V. 1435—50 gepriesene Held ist nicht Alexander der Grofse, sondern „Pyrrhus von Epirus, dessen Name durch das Epitheton *αἴθων* (1439) deutlich bezeichnet wird". Weiter kommt er zum Ergebnis S. 61: „Lykophrons Alexandra ist im Jahre 274 abgeschlossen und veröffentlicht worden in jener Zeit, als Pyrrhus sich zum dritten Male Makedoniens bemächtigte". Auf dieser Grundlage fortschreitend bringt H. dann die Frage wegen der Ächtheit der V. 1226—80 und die weitere über die angenommenen Widersprüche, die er als „indirekte" erklärt, zu einer befriedigenderen Lösung. In dem Abschnitte über die „Buntscheckigkeit der Sprachformen" S. 21 f. hebt er mit Recht hervor, dafs aus Formen wie *ἐσχάζοσαν* und *πέφρικαν*, die vom Scholiasten zu V. 252 als *λέξεις Χαλκιδέων καὶ Ἐρετριέων* bezeichnet werden, freilich mit dem Zusatze *κέχρηνται δὲ τούτοις καὶ ἄλλοι τινές*, nicht auf den Ort der Abfassung des Gedichtes

geschlossen werden könne, da solche Formen wohl weiter verbreitet waren. Zur besseren Begründung dieses Punktes wäre neben den beigebrachten Citaten auch ein Hinweis auf die Angaben in Winers Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms und eine Musterung des Septuagintatextes erspriefslich gewesen. Aus dieser Quelle, wo die Endung *σαν* besonders häufig im Aorist Ind. und im Optativ des Präs. und Aor. sich findet, mögen folgende Imperfekte angeführt sein: *ἐκρίνοσαν* Exod. 18, 26 und Jerem. 33, 23, *περιεφέροσαν* Jos. 24, 33, *ἤροσαν* Jos. 3, 14, *συνελαμβάνοσαν* Jerem. 5, 26, *ἐποιοῦσαν* Job. 1, 4, *εὐθηνοῦσαν* Lament. Jerem. 1, 5, *ἐδολιοῦσαν* Psalm. 13, 3, *ἐνοοῦσαν* Reg. II, 20, 15. Wer diese freilich etwas später geschriebenen Wörter liest, wird gewifs die Thätigkeit eines Schriftstellers nicht wegen der Form *ἐσχάζοσαν* nach Euböa verlegen.

Was die Gestaltung des Textes anbelangt, so erklärt H. S. 85, dafs ihm „der Plan eine eigentliche neue Recensio zu veranstalten ferne gelegen“, er bezeichnet „den Text als einen revidierten Abdruck des“ — im gleichen Verlage erschienenen — „Kinkelschen“ und gibt nur S. 88 f. die Abweichungen von letzterem an. So kommt es auch, dafs die Beigabe des kritischen Apparates, die man doch bei einer so umfangreichen Ausgabe erwarten möchte, fehlt. Dafür verwandte der Herausgeber grofse Sorgfalt auf die Übersetzung. Über seinen Standpunkt drückt er sich S. 79 folgendermafsen aus: „Der Übersetzer mufs von der Rätselhaftigkeit des Autors einiges bewahren, um den Schriftsteller nicht seines Hauptcharakters zu entkleiden; anderseits mufs er dem hilfsbedürftigen Leser so weit entgegenkommen, dafs er den Sinn des gelesenen Abschnittes im ganzen zu beherrschen vermag“. In dieser letzten Hinsicht bietet auch seine Wiedergabe manche Erleichterung im Verhältnisse zum Original. Ebenso tragen zum Verständnisse bei die kurzen Inhaltsangaben am Rande der Übersetzung, so beispielsweise zu V. 1439: Pyrrhus, zu V. 1444: Demetrios Poliorketes, zu V. 1446: Fabricius. In der Behandlung der Metrik hat H. sich strenge Gesetze aufgestellt und beobachtet; er bietet nur zwölfsilbige Verse, und dazu meidet er durchaus den Hiatus. Die Übersetzung selbst kann nur als eine gelungene bezeichnet werden, wenn auch die Wiedergabe so ungewöhnlicher Zusammensetzungen zu manchen neuen Wortbildungen zwang. Solche mufs man eben hinnehmen wie so viele Wörter der Homerübersetzungen, freilich einen Ausdruck, wie V. 839 *ἡπατουργός* = „Lebermetzger“ wird man immerhin sonderlich finden. In V. 898 würde die Übersetzung *Βορραίαι πνοαί* = „der Bora Hauch“ schon wegen des Geschlechtes des Wortes „Bora“ besser vermieden, abgesehen davon, dafs dieses auch sonst hier unpassend ist. Stellungen wie in V. 831:

„Er schaut Adonis', den die Musen töten, Grab“

wird man wohl entschuldigen müssen mit Rücksicht darauf, dafs der Übersetzer gezwungen ist sich so knapp auszudrücken.

Den gröfsten Umfang nimmt der Kommentar ein, der ein Zeugnis von grofser Sorgfalt gibt, sehr viel zur Aufhellung des Dunkels

beiträgt und besonders durch die vielen neuen Erklärungen wertvoll ist. So ist dem Buche in jedem Teile Lob zu spenden.

Der Druck ist korrekt. Aufgefallen sind Ref. die Bildungen S. 14 Z. 8: zur Gänze, S. 73 Z. 8: stichhältig und die Schreibuug: die Lecture, sowie S. 296 zu V. 857 der Satzbau: Nach Servius ... schenkte ... und der Tempel sei ... erbaut worden.

Eichstätt. Dr. J. Gg. Brambs.

E. Kroker, Geschichte der griechischen Literatur. I. Bd. Die Poesie. Leipzig, Grunow 1895. Kleinoktav. 378 S.

Kroker schildert in dem vorliegenden Bande die Geschichte der griechischen Poesie bis Alexander in äufserst gewandter und geschmackvoller Sprache. Das Buch ist für Nichtphilologen geschrieben; es entbehrt also jeden gelehrten Beiwerks. Bei den Epen und Dramen sucht der Verfasser durch Inhaltsangaben, in denen die naheliegende Gefahr der Eintönigkeit glücklich vermieden ist, bei der Lyrik durch Proben das Interesse des gebildeten Publikums zu wecken, das die Schönheiten der griechischen Literatur leider wenig kennt. Kroker hat selbst, wir mir scheint, keine wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiet der Literaturgeschichte gemacht; er verwertet die ihm bekannten und zusagenden Resulate der neueren Forschung. Es ist daher leicht begreiflich, dafs man im einzelnen manches aussetzen könnte; aber ich fürchte, ich möchte mir dadurch denselben Vorwurf zuziehen, den der Verfasser den Homerkritikern macht, dafs nämlich die Philologie durch ihre zersetzende Kritik den übrigen Gebildeten die Freude an den Meisterwerken nehme. Zwar halte ich diese Behauptung nicht für richtig; der Grund für das geringere Interesse an den Klassikern liegt in der wenig idealen Zeitrichtung; aber eben deshalb möchte ich nicht durch Hervorhebung von Kleinigkeiten das Verdienst schmälern, das sich der Verfasser durch sein flott geschriebenes und zugleich auch trefflich ausgestattetes Buch um die Antike erworben hat.

München. Theodor Preger.

Münch, Dr. W., Didaktik u. Methodik des Französischen. Glauning, Dr. Fr., Didaktik und Methodik des Englischen. Erschienen als III. Bd. 2. Abteilung des Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von Baumeister. München 1895. C. H. Beck. 4 M.

Die Didaktik und Methodik von Münch-Glauning ist ein Buch, das keinem Fachgenossen unbekannt bleiben sollte und wohl auf längere Zeit der beste Ratgeber für alle jene sein wird, welchen die Weiterentwicklung der Methode in ruhiger, gesunder Bahn am Herzen liegt. Selbstverständlich bietet sie nicht nur Neues, aber es werden die beachtenswerten Ergebnisse der früheren, einschlägigen Veröffentlichungen in zusammenfassender Darstellung so geschickt mit

einer Fülle neuer Gedanken verwoben, dafs selbst diejenigen, welche die Anschauungen der Verfasser nicht teilen — sie sind Anhänger einer gemäfsigten Reform, Glauning jedoch ist wesentlich konservativer als Münch —, ihren Darlegungen mit Interesse folgen, und, falls sie nicht ganz hartnäckig am Althergebrachten hängen oder als radikale Neuerer nur im Umsturze alles bisher Bestehenden das Heil des Unterrichtes suchen, sich manches zu eigen machen werden.

Es würde zu weit führen, wollte Ref. hier im einzelnen über all die Fragen berichten, welche in der Didaktik eingehend behandelt werden; jedoch kann er bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht umhin, bei den Hauptpunkten, so da sind: Unterrichtsziel, Betrieb des Unterrichtes, Vorbildung der Lehrer, etwas länger zu verweilen.

Münch, der durch seine früheren Publikationen auf gleichem Gebiete wohlbekannte Bearbeiter des französischen Teiles, zeichnet sich durch besonnenes Urteil aus, sowie dadurch, dafs seine Vorschläge stets innerhalb der Grenzen des thatsächlich Erreichbaren gehalten sind; er läfst jede Richtung zu Wort kommen und wägt Für und Wider sorglich ab, bevor er selbst zu einer Frage Stellung nimmt. Nachdem er in seinen „Einleitenden Betrachtungen“ über den Wert des Französischen gesprochen, bezeichnet er als Ziel erstens: „Das Sprachwissen soll eine dienende Stellung haben; die Erkenntnis der gesetzlichen Normen, welche als Grammatik zusammengefafst werden, ist ausdrücklich als Mittel zum Zweck zu behandeln und nur im Umfang des wirklichen Bedürfnisses anzustreben; die sonstigen Wissensgebiete (wie Synonymik, Stilistik, Metrik, Literaturgeschichte) haben nur unter der Bedingung besonnenster didaktischer Einverwebung Zulafs“. Zweitens: „Das Können, zu welchem entschieden hingeführt werden mufs, ist zunächst ein wesentlich technisches Können, nämlich gute Aussprache und Fertigkeit in mündlicher Handhabung der Sprache innerhalb der erreichbaren Grenzen“. Drittens: „Auch das reine geistige Können mufs nicht auf Beherrschung von Regeln beschränkt sein, sondern mit auf Entwicklung des Sprachgefühls beruhen, wie es durch ein reichliches Sicheinleben in die Sprache erzielt wird und sowohl rezeptiv (besonders als echtes Schriftstellerverständnis) wie produktiv (besonders beim schriftlichen Gebrauch der Sprache) sich bewährt“. Viertens: „Nicht fehlen darf die Vertrautheit mit demjenigen konkreten Sprachstoff, welcher zum Ausdruck der allgemeinsten und regelmäfsigsten Lebensvorgänge dient; nicht fehlen darf eine umfassendere Anschauung der nationalen Kultur der Franzosen in Vergangenheit und Gegenwart, zu gewinnen an einer nach festen Gesichtspunkten gewählten und gepflegten Lektüre“. Wenn schon diese Forderungen unsern Beifall finden, so werden wir ihn in noch reichlicherem Mafse den aufgestellten pädagogischen Anforderungen spenden, von denen hier besonders hervorgehoben seien: das regelmäfsige Ausgehen von der Anschauung und das damit verbundene Selbstfinden der Gesetze: die gründliche Behandlung des Wesentlichen; die Verbindung eines wertvollen Sachinhaltes mit der vorzuführenden Sprachform; das rechte Verhältnis zwischen Erkennen und Üben; die Herstellung steter Wechsel-

beziehungen zwischen den verschiedenen Seiten des Unterrichtes; die Verbindung des gesamten Fachunterrichtes mit demjenigen der formal angrenzenden oder sachlich nahetretenden anderen Fächer und endlich die wichtigste und unbedingteste für jeden Unterricht, besonders aber für den des Französischen, die Forderung der Lebendigkeit und Frische.

Im II. Abschnitte (die einzelnen Gebiete des französischen Unterrichtes) handelt Münch zunächst von der Aussprache und dem Sprechen (§§ 9—28) und weist darauf hin, dafs die Forderung der Neuerer „Französisch wie die Franzosen!“ auch im günstigen Falle gewissen Beschränkungen unterliegt, dafs wohl der Lehrer für seine Person dieses Ziel erstreben soll, dafs man sich aber damit wird begnügen müssen, dafs die Schüler überhaupt wirkliches Französisch erlernen und beim Sprechen durch richtige Betonung und richtige Verbindung ein Können an den Tag legen, das den hörenden Nationalen zu befriedigen vermag. Die Schule soll nicht die Redeweise ganz familiärer Umgangssprache lehren, sondern sich mehr zu der gehobenen Sprechweise halten. Eingehende phonetische Belehrung sowie ständig angewendete Umschrift wird mit Recht verworfen, letztere nur als gelegentliche Hilfe gestattet. Wirkliche Sprechfertigkeit läfst sich neben den sonstigen Zielen des Schulunterrichtes nicht erreichen, doch soll die Schule die Vorbedingungen dazu schaffen und den Zögling ein Stück auf den Weg führen, indem sie ihn früh, stetig und vielseitig, vor allem am Einfachen und Nahen übt. Wenn in § 25 Anschauungsbilder für besonders geeignet zur Vermittlung des Stoffes erklärt werden, so kann sich dies natürlich nur auf untere Klassen von Schulen beziehen, die eine genügende Stundenzahl haben. Ein besonderes Gewicht möchten wir auf frühzeitige Übung im Sprechen legen; denn nach unserer Erfahrung sind spätere Versuche meist verlorne Mühe, während sich gerade in den ersten Jahren ganz hübsche Erfolge erzielen lassen. Als Unterrichtssprache soll, wie es auch unsere Schulordnung vorschreibt, das Französische Verwendung finden, sobald ein gewisser Grad Sprechfertigkeit erzielt ist, doch mit der wesentlichen Einschränkung, dafs überall, wo es das Verständnis erfordert, die Erklärung in der Muttersprache erfolgen mufs. In den Kapiteln Grammatik und schriftliche Arbeiten (§§ 29—46) wird, wie schon oben, weise Beschränkung und induktive Behandlung der grammatischen Regeln empfohlen, doch darf man bei der Formenlehre nicht allzu lange zögern, das vollständige Schema entstehen (und, fügen wir hinzu, tüchtig lernen) zu lassen. In den oberen Klassen ist neben dem Ergänzen häufige Wiederholung, womöglich unter neuen Gesichtspunkten, nicht zu vergessen. Zu diesem Zwecke wäre z. B. das Büchlein von Eidam: „Mustersätze“ sehr gut zu gebrauchen. Dafs durch richtige Behandlung des allgemeinen Unterrichtes eine grofse Ersparnis an Lernkraft, vorzüglich auf lexikalisch-phraseologischem Gebiete ermöglicht werden kann, hebt Münch ganz richtig hervor. Die Übersetzung in die fremde Sprache wünscht er sehr mit Recht beibehalten, nur auf das gebührende Mafs eingeschränkt; da sie sicherlich nicht der natürliche Weg zum sich Ein-

leben in die fremde Sprache ist, soll sie unter keinen Umständen die Hauptarbeit, sondern nur eine von den vielfältigen schriftlichen Übungen sein zum Zwecke der Festigung grammatischer Erscheinungen, zur Kontrolle über deren „Sitzen" und als strenge Gedankenschulung. Als sonstige schriftliche Übungen werden hochgeschätzt: auf der Unterstufe Beantwortung französischer Fragen im engsten Anschlufs an durchgearbeiteten Lesestoff, dann einfache Umbildungen, später immer freier zu gestaltende Nachbildungen, wodurch neben dem grammatischen Gebiet auch das stilistische ernste Pflege findet; in allen Klassen das Diktat, vom Einfachsten zum Schwierigen fortschreitend. Der eigentliche Aufsatz findet nur an Schulen Platz, welche dem Fache eine erhebliche Stellung einräumen, doch ist wohl immer ein volles Verständnis guter Schriftsteller höher zu schätzen. Bei der Würdigung soll nicht die Zahl der eigentlichen Fehler den Mafsstab bilden, sondern vielmehr auch das positiv Geleistete berücksichtigt werden, eine Mahnung, die noch lange nicht genügend Beachtung findet. Auch die nun folgenden Abschnitte über die Lektüre (§§ 47—63) enthalten manches Beherzigenswerte, wenn man auch, was die Auswahl betrifft, nicht in allen Einzelheiten beistimmen wird. Der franz. Geschichte gebührt der Vorrang, soweit sie für Europa von unmittelbarer Bedeutung gewesen ist, doch darf auch auf das der Gegenwart Entsprossene nicht verzichtet werden; aber gerade hier ist gröfste Vorsicht in der Auswahl geboten. Unter den klassischen Tragödien werden in erste Linie gestellt: Corneilles Horace (wo bleibt der Cid?), Racines Britannicus, Phèdre (?), Athalie; unter den Comödien: Molières Misanthrope (nur in einer guten Oberklasse), L'Avare, die Femmes Savantes. Dafs die Lektüre im Mittelpunkte des Unterrichtes stehen müsse, ist Voraussetzung, allein es kommt auch hier auf richtige Behandlung alles an. Richtiges Lesen ist von gröfster Wichtigkeit, nicht minder richtige Übertragung in gutes Deutsch; oft mufs auch unvorbereitet übersetzt werden. Dafs beim Drama auch der Gesamtinhalt, der Fortschritt der Handlung, Aufbau des Stückes u. s. f. gebührende Berücksichtigung finden müssen, bedarf nicht besonderer Erwähnung. Die folgenden Kapitel sind dem Wortschatze (§§ 64 u. 65), bei dem auf lebendigen Zusammenhang der anzueignenden Vokabeln zu sehen ist, und den Nebengebieten des Unterrichts (Synonymik, Stilistik, u. s. f. §§ 66—81), gewidmet, worauf zum III. Abschnitt „Organisation des Unterrichtes" übergegangen wird. Den Ausführungen Münchs haben wir im wesentlichen nichts beizufügen mit Ausnahme dessen, was er über „Gymnasien" sagt, wo unsere Ansicht in mehreren Punkten von der seinigen abweicht. Richtig ist, dafs der französische Unterricht am Gymnasium nicht nur das Bekanntwerden mit der fremden Sprache bezweckt, also nicht nur rein praktische Rücksicht ihn fordert, sondern dafs er auch dazu dient, die ideal anzustrebende Bildung des Geistes nach einer neuen Seite hin zu ergänzen; dafs den vielfachen Nachteilen des späteren Beginns eine Reihe von Vorteilen ausgleichend gegenüberstehen; dafs die Kenntnis des Lateinischen überall, wo es pädagogisch angezeigt ist, zu verwerten, dafs auch hier auf gute Aussprache,

richtiges Lesen u. s. f. grofses Gewicht zu legen ist u. a.; aber dafs im ganzen die mündliche Bethätigung den Vorrang vor der schriftlichen haben müsse, darf doch nur mit dem Vorbehalte angenommen werden, dafs letztere nach ihren verschiedenen Seiten hin keine Vernachlässigung erfährt. Wenn ferner M. meint, die Lektüre dürfe gröfstenteils von leichterem Gehalte sein, und zum erheblichen Teile dürfte ein blofses Lesebuch den Bedarf an Lektüre decken, so sehen wir uns zu direktem Widerspruche genötigt, da wir der Ansicht sind, dafs gerade das Gymnasium seine Schüler wenigstens mit einigen der bedeutendsten Schriftsteller näher bekannt zu machen hat, als es durch das Lesebuch geschehen kann, und dafs keine Klasse das Gymnasium verlassen sollte, ohne wenigstens je eine der besten Tragödien und Comödien und von einem hervorragenden Geschichtsschreiber ein Bändchen gelesen zu haben. Dafs dies geschehen, und dabei trotz der minimalen Stundenzahl noch ein Autor aus der neuesten Zeit Berücksichtigung finden kann, beweist die soeben in diesen Blättern veröffentlichte, verdienstvolle Zusammenstellung Ackermanns „Die französische Lektüre an den human. Gymnasien Bayerns“ dessen Ausführungen Ref. sich fast durchweg anschliefst. Das Urteil, welches M. über den Lehrplan für unsere Gymnasien fällt, ist in den meisten Punkten zutreffend; namentlich kann nicht oft genug wiederholt werden, dafs auch der tüchtigste Lehrer selbst mit guten und mäfsig starken Klassen keine nennenswerten Erfolge erzielen wird, solange wir nicht in den beiden oberen Klassen die längst allseitig als notwendig anerkannten 3 Stunden erhalten, und nicht im schriftlichen Absolutorium mäfsigere, bezw. enger begrenzte Anforderungen gestellt werden.

Unter Übergehung des im IV. Abschnitte „Hilfsmittel für den französ. Unterricht, Fachliteratur“ Gesagten eilen wir zum Schlufskapitel V „Der Lehrer des Französischen“, das trotz seiner Kürze reich ist an beherzigenswerten Gedanken. Zunächst wird hervorgehoben, dafs die neuen Forderungen auch an dem Lehrer kein geringes Mafs persönlicher Vollkommenheit voraussetzen, der erstens die Sprache praktisch wirklich können, zweitens sie im philologischen Sinne gründlich studiert haben, drittens eine umfassende Literaturkenntnis besitzen mufs. Dazu kommt noch die Forderung guter Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte, der Realien, der Philosophie u. s. w., sowie jene persönlicher körperlich-geistiger Gewandtheit und Lebendigkeit und stetes Neulernen und Mitlernen, „da das Leben des lebenden Volkes beständig rollt, immer neue Erscheinungen gebiert“. Jedenfalls darf der Lehrer nicht zu einer neuen Auflage des maître des langues herabsinken, darf ihm die sprachliche und literarische Welt der Alten nicht fremd bleiben oder fremd werden, und darf er sich nicht in einen ethischen Gegensatz zu den Zielen und Vertretern des altsprachlichen Unterrichtes hineinziehen lassen. Mit der Mahnung an den Lehrer, mit seinen Kräften haushälterisch umzugehen, damit er sich nicht frühzeitig aufreibe, schliefst Münch seine trefflichen Erörterungen.

Den Bericht über Glaunings Englischen Teil können wir kürzer fassen, einmal weil naturgemäfs seine Ausführungen in den meisten

Punkten sich sachlich mit denen M.'s decken, dann weil dieser Sprache auch in der Schule weniger Platz gewährt ist. Glauning zeichnet sich nicht minder als Münch durch objektive Darstellung und gerechte Abschätzung aus, er ist jedoch zurückhaltender, ängstlicher in Zugeständnissen. In seiner Einleitung hebt er sehr treffend hervor, „dafs bei der geringen Stundenzahl in den Gymnasien nur sehr bescheidene Leistungen im Englischen zu erwarten sind, und dafs dieselbe zu der Bedeutung der englischen Sprache und Literatur im heutigen Kulturleben in keinem richtigen Verhältnis steht". Immerhin mufs man zugeben, dafs es für die oberste Schulbehörde nicht leicht ist, auch dieser Sprache mehr Spielraum zu gewähren, ohne dafs von vielen Seiten erneuter Lärm wegen Überbürdung geschlagen würde. Eines aber könnte und sollte ermöglicht werden, nämlich, dafs dem betr. Lehrer das Recht zugestanden würde, die notorisch unfleifsigen oder unfähigen Schüler aus diesem fakultativen Unterrichte zu entfernen, damit sie nicht ein Hemmschuh für die Strebsamen sind. Im II. Teile „Aussprache" vertritt Gl. fast die gleichen Anschauungen wie M., nur empfiehlt er für den Anfangsunterricht (380) Musterwörter; Ref. gesteht, dafs er nach seinen Erfahrungen leichte Sätze und zwar am liebsten in Zusammenhang stehende vorzieht. Der Grammatik (III. Teil) räumt Gl. eine ziemlich dominierende Stellung ein; wenigstens für den Anfang legt er unseres Erachtens ein etwas zu grofses Gewicht auf dieselbe. Die eingehenden Bemerkungen, welche im IV. Teil „Lektüre" über diesen wichtigsten Unterrichtszweig gemacht werden, gehören zu dem Besten, das je darüber geschrieben wurde; wenn jedoch in § 40 sämtliche häusliche Präparation ganz abgelehnt wird, so ist dies doch nicht so absolut zuzugeben. Der V. Teil ist betitelt „Wortschatz", der VI. handelt von dem „Übersetzen", worunter nur die Übertragung aus der Muttersprache ins Englische verstanden ist. Gl. glaubt seine Ansichten über diese jetzt viel umstrittenen Übungen sehr genau darlegen und begründen zu müssen. Für den Betrieb des Englischen an unseren Gymnasien löst sich diese Frage von selbst: die geringe zu Gebote stehende Zeit erheischt hierin Beschränkung auf das kleine Mafs, das zur Übung und Kontrolle der grammatischen Erscheinungen unumgänglich nötig ist. Dem, was in VII „Schreiben" d. h. alle schriftlichen Übungen aufser dem „Hinübersetzen" und in VIII „Sprechen" gesagt ist, haben wir nichts hinzuzufügen. Wenn Gl. Sprechübungen im ersten Unterricht für „zu früh" hält, so erklärt sich dies ganz einfach dadurch, dafs er Sätze für den Anfangsunterricht nicht begutachtet. In IX „Schlufswort" wird sehr passend zu kluger Mäfsigung in den zu steckenden Zielen ermahnt. Das X. Kapitel endlich enthält ein recht vollständiges Verzeichnis der „Hilfsmittel für den englischen Unterricht".

München. Wolpert.

Prosateurs modernes. Verlag von J. Zwifsler, Wolfenbüttel. Band I: De Phalsbourg à Marseille. Aventures de deux enfants, bearbeitet nach C. Brunos „Le Tour de la France" von H. Bretschneider. Mit einer Karte. 3. verb. Aufl. 1895. M. 1.20.

Band III: Récits et entretiens familiers sur l'Histoire de France jusqu'en 1328 par Ernest Lavisse. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. 1893. M. 0,75.

Band IV: Contes modernes. A. Daudet, J. Lemaître, J. Simon, Ph. Gille, J. Claretie, P. Bonnetain, L. Halévy. Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. A. Kressner. 1893. M. '.—.

Band VI: Gutenberg par A. de Lamartine. Für den Schulgebrauch erklärt von H. Bretschneider. 1894. broch. M. 0,25.

Band VII: Lettres de famille par Mme Z. Carraud. Für den Schulgebrauch bearb. von H. Bretschneider. 1894. M. 1,20.

Band VIII: Confidences d'un Joueur de clarinette par Erckmann-Chatrian. In gekürzter Form für den Schulgebrauch bearb. von H. Bretschneider. 1895. M. 0,80.

Zur Erledigung von Äufserlichkeiten ist im Anschlufs an die Titel gleich zu erwähnen, dafs von den Bändchen dieser Sammlung III, VI, VII und VIII Anmerkungen unter dem Text und am Schlufs desselben enthalten, IV nur unter dem Text, I ebenso nebst einem Anhang von Bemerkungen, die zusammen mit dem Spezialwörterbuch besonders geheftet sind. Ein solches ist ferner III und VII beigegeben, bei letzterem wieder besonders geheftet; III besitzt eine Kartenskizze, ohne dafs sie auf dem Titel verzeichnet wird. Die Austattung dieser Schulausgaben, die mit Ausnahme von IV durch Bretschneider in Rochlitz herausgegeben wurden, ist also eine ziemlich verschiedene. In bezug auf den Druck entspricht die Sammlung nicht ganz den Anforderungen, die man heutzutage an solche Dinge stellt, wo man gerade bei Schulbüchern die äufserste Akkuratesse und Sorgfalt verlangt. Der Druck von I und VII ist tadellos, auch bei VI und VIII ist mir nichts besonderes aufgefallen, während III und IV ohne ersichtlichen Grund zwei verschiedene Typen im Text zeigen, und zwar in IV sogar auf derselben Seite.

Vor einer näheren Beleuchtung einzelner dieser Bändchen wäre, dem Charakter dieser Blätter gemäfs, zu erwägen, ob dieselben als Lesestoffe für Gymnasien geeignet sind. Für I und III müssen wir dies verneinen, für die übrigen, teilweise mit Einschränkungen, bejahen. Bändchen I, der Auszug aus Brunos Tour de la France, einem Buche, das in Frankreich binnen wenigen Jahren 200 Auflagen erlebte und auch bei uns schon in verschiedenen Ausgaben vorliegt (cf. diese Bl. Bd. 31, p. 41, Jents Besprechung der Ausgabe von Ricken, Berlin, Gronau; cf. ferner die Ausgabe von Wüllenweber bei Velhagen und Klasing), scheint mir in seinem teils chauvinistischen, teils moralisieren-

den Tone für die höhere Altersstufe unserer Gymnasialschüler, die Französisch lernen, nicht mehr zu passen, sondern eher für die unteren Klassen unserer technischen Anstalten, in denen die französische die erste Fremdsprache ist, die der Schüler erlernt. Das Büchlein bringt dem Leser im Verlauf der Erzählung ein hübsches geographisches und kulturelles Bild des heutigen Frankreich bei. Den gleichen Grund habe ich bei III anzugeben, den kleinen Abschnitten aus der französischen Geschichte, besonders des Mittelalters, mit kurzen an jeden Abschnitt angereihten Fragen. Das Buch ist, wie das Vorwort sagt, für die unterste Stufe des Geschichtsunterrichts geschrieben, und zeichnet sich durch Einfachheit und Kindlichkeit der Darstellung aus. Es wäre also denselben Klassen zuzuweisen wie oben die Jugendschrift Brunos Von den übrigen halten wir besonders für Gymnasien geeignet IV, die Sammlung der Contes modernes, eine Auswahl der besten Erzeugnisse der modernen Novellistik, die in französisches Denken und französische Verhältnisse einführen, und VIII, die Erzählung des gemütvollen Lothringers aus dem Volksleben; beide wären etwa für Klasse VI und VII geeignet. Das kurze Bändchen VI, eine geistreiche Plauderei Lamartines über Gutenberg, wäre eine ansprechende Ferien- oder kontrollierte Privatlektüre, ebenso wie VII, Lettres de Famille, deren praktischen Wert schon B. Schmitz in seiner Encyklopädie anerkannte. Als Klafslektüre müfste aber die äufsere Form des Briefes auf die Dauer ermüdend wirken; davon abgesehen führt das Buch trefflich in die Verhältnisse der Familie, des Lebens, des Handels und der Industrie ein und scheint mir deshalb für technische Schulen besonders empfehlenswert.

Die Anmerkungen zu Bändchen I, De Phalsbourg à Marseille, sind in sehr reichlichem Mafse gegeben, sehr ausführlich auch die meist sachlichen Notizen am Ende des Buches; zu ergänzen wäre von provenzalischen Dichtern zu S. 114 neben Jasmin vor allen Mistral, der hier nicht vergessen werden darf. Von Druckfehlern notiere ich S. 31 Anm. lies serait, S. 50^{16} l. empêche, S. 86^{10} l. montagne, S. 97^{27} l. saisit, S. 122^{16} fehlt Interpunktion. Manche Ausdrücke wünschte man des kurzen erläutert, so S. 5 „ses jambes demandaient grâce“; S. 77 „plus le vin est vieux, meilleur il est“ wäre vielleicht eine kurze Notiz über die Konstruktion von plus-plus angebracht; S. 48 hätten wir à la bonne heure lieber mit dem stereotypen und ganz treffenden „so ists recht“ übersetzt als „jetzt klingts ganz anders“. Dagegen scheint uns manche Bemerkung überflüssig, S. 23 die Rechtfertigung von paupières demi-closes, S. 74 Anm. die Angabe über enquis, oder S. 31 Anm. die Übersetzung von „ce serait trop long“. Nun ist allerdings bei derartigen Ausgaben die Bemessung der Anmerkungen vielfach eine Sache des Geschmackes und der Individualität, und die Neigung des einen geht mehr auf zuviel, die des andern auf das nur Notwendige; doch mufs dann das eine oder andere Prinzip eingehalten werden. Unbedingt zu viel erscheint mir der Bequemlichkeit der Schüler vorgearbeitet, wenn im Bändchen III aus der Geschichte von Lavisse von jedem unregelmäfsigen Verb unter

dem Strich die Herkunft angegeben ist! Eine gleiche Ausstellung haben wir an dem sonst gut kommentierten Bd. VII, Carrauds Lettres de famille, zu machen, wo man bei der Erklärung und Übertragung der einfachsten Ausdrücke nicht einzusehen vermag, für welche Stufe die Ausgabe eigentlich berechnet ist: z. B. S. 1 de me placer, mich unterzubringen, S. 3 mon garçon mein lieber Junge, viens donc me trouver suche mich also auf, S. 5 pour aller habiter la campagne um aufs Land zu ziehen, S. 16 l'an prochain nächstes Jahr, S. 17 ma pauvre soeur meine liebe gute Schwester, und viele andere! (Errata: S. 13[12] lies combien, S. 103[17] intimité, S. 110[23] enfants, S. 126[108] l. obligé).

Für Bd. IV hat Kressner sein Prinzip für den Kommentar vorausgeschickt: „Die Anmerkungen enthalten meist sachliche Erklärungen, hin und wieder Übertragungen, beschränken sich auf das Notwendigste." Aber dann könnte S. 1 die Notiz zu troisième classe wegbleiben, die uns fast komisch anmutet: „In Frankreich haben die Züge keine vierte Klasse." Die Schulausgabe wird doch nicht ausschliefslich für Preufsen geschrieben sein! Das obige Prinzip ist strikte durchgeführt. Nachzutragen wäre etwa: S. 5 Anm. wäre noch zu erwähnen, dafs der jardin du Luxembourg sich unmittelbar an das Palais anschliefst. S. 78 Anm. mufs es heifsen „unter der Kuppel des D ô m e des Invalides, nicht des H ô t e l. S. 31[25] möchte man eine Erklärung des seltenen Ausdruckes „s o u s q u e l v o c a b l e leur église serait placée"; zu erwähnen wäre S. 50 Mortagne, S. 52 Prez-en-Pail, S. 53 Hennebont; auf derselben Seite Minute! als Interjektion: „Gleich! Halt da!" In den beiden Abschnitten aus Halévys Invasion ist der Herausgeber nach meinem Geschmacke zu kurz mit Erläuterungen; ich bringe in meiner Ausgabe der Invasion (München, Lindauer) für denselben Abschnitt 88, und zwar blofs sachliche Erklärungen, für den Kressner nur 31 hat. Allerdings scheint er Notizen über Truppen-Führer und -Abteilungen prinzipiell auszuschliefsen. Doch hätte Kressner wohl eine Erläuterung beifügen sollen bei Sätzen wie der folgende: S. 128 „La brigade l é g è r e fait d e m i - t o u r par p e l o t o n s", in dem dreierlei zu erklären ist, während z. B. die Anm. S. 131: lanciers de la garde = Garde-Ulanen vollkommen überflüssig ist. S. 132 Anm. guides = Leibwache, Garde ist sachlich ungenau. Druckfehler S. 12[12] lies toute, S. 43[15] faillit, S. 101[28] le, S. 151 Anm. Noisseville. In der Inhaltsangabe fehlt „Colas etc. par Simon".

In dem Vorwort zu VIII, der Erzählung Erckmann-Chatrians, vermisse ich bei der Aufzählung der Romane und Novellen ein in Frankreich viel gelesenes Hauptwerk, das die Ereignisse der Revolution und ihrer Folgen vom Gesichtskreise eines einfachen, liberalen, aber gemäfsigten Mannes aus dem Volke aufs glücklichste schildert: Histoire de la Révolution, racontée par un paysan 1789—1815, in seinen einzelnen Bänden: I Les États généraux 1789, II La Patrie en danger 1792, III L'an I de la République 1793, IV Le citoyen Bonaparte 1794—1815. Von den Schriften, in denen nach 1870 die Autoren gegen Deutschland Partei nehmen, war S. IV vor allem l'Histoire du plébiscite anzuführen. Von den Ortsnamen war Eckerswir (S. p. IV

u. 87) nicht aufzufinden, obwohl Erckmann selten zu fingierten Namen greift; keinesfalls ist es Eckartsweiler bei Zabern, sondern es mufs eine Ortschaft zwischen Rappoltsweiler und Schlettstadt sein, eine Gegend, in der die Namen auf -weier zu Hause sind; Orbay = Urbach oder Urbeis (S. 76) liegt südlich von Schnierlach. Über die Lokalität der öfters (S. 3) erwähnten Madame-Hütte ist ebenfalls nichts erwähnt. Auch bei diesem Bändchen treffen wir viele unnötige Anmerkungen: S. 9 „il m'a fait asseoir", S. 27 „ils vont se faire du mal", S. 36 „savoir de vos nouvelles" etc. etc. Die Erklärungen bestehen meist in freien Übertragungen. S. 1 Anm. „auf allen Dorfkirmsen" ist sprachlich zu beanstanden, S. 11 Anm. pour vous faire du mal „um Ihnen etwas auszuwischen" halte ich für provinziell. Die Anm. S. 19 über arrive gehört auf S. 14 oben, S. 36 un de ces quatre matins übersetze besser: „in den nächsten Tagen". S. 7[21] fehlt die Erklärung von eau-de-vie de myrtille = Heidelbeerschnaps, die um so notwendiger ist, da sie sogar das Wörterbuch von Sachs nicht gibt.

Als Resultat dieser Beobachtungen schliefse ich mit dem Urteil, dafs verschiedene der vorliegenden Ausgaben einer sorgfältigen Revision bedürftig und deshalb nicht unbedingt zu empfehlen sind, dafs sich endlich IV, VI und VIII für unsere Gymnasien als Lektüre eignen.

Zweibrücken. R. Ackermann.

Cuore, Libro per i ragazzi da Edmondo de Amicis. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Richard Ackermann. Bamberg, C. C. Buchner Verlag, Rudolph Koch, 1895. XII u. 108 Seiten; geb. 1,00 M. —

Die Sammlung, deren erstes Bändchen das vorliegende Buch bildet, kommt einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen. War es doch bisher, wenn man nicht ausschliefslich Klassiker lesen wollte, schwer, passende Schulausgaben für die italienische Lektüre zu finden. Nicht dafs es an derartigen Ausgaben bei uns überhaupt gefehlt hätte! Im Gegenteil! Aber die ziemlich zahlreich vorhandenen Sammlungen leiden meist an schweren Mängeln: ungeschickter Auswahl des Stoffes oder ganz unfachmännischer oder, was hier dasselbe ist, unsachverständiger Herstellung der Ausgabe und besonders der Anmerkungen. Es würde zu weit führen, hier auseinandersetzen zu wollen, welche von den bisher zur Verfügung stehenden Sammlungen von diesen Vorwürfen im einzelnen getroffen werden: die Fachgenossen haben ja gleich mir mit Schmerzen den bestehenden Mangel empfunden. Da griff man denn oft in der Not zu Textausgaben, mufste aber häufig finden, dafs man ein Übel für ein anderes eingetauscht hatte. Bald stellte die Textausgabe an die Kasse der Eltern zu hohe Ansprüche, wie die von Brockhaus, bald war sie wohl billig, aber schlecht gedruckt, wie die von Sonzogno in Mailand. Dazu kam, dafs in den umfangfangreichen Bänden neben lesenswerten und interessanten Dingen oft

manches enthalten war, was man aus pädagogischen Gründen nur mit Unbehagen in den Händen der Schüler wufste.

So mufs es denn mit wahrer Freude begrüfst werden, dafs endlich ein Versuch gemacht wird, diesen Mängeln abzuhelfen, zumal der Name des Herrn Herausgebers und der des rührigen Inhabers der Verlagshandlung uns dafür bürgen, dafs dieser Versuch von Erfolg gekrönt sein wird.

Der leitende Gedanke der Sammlung, eine Reihe von Ausgaben aus der modernen guten lingua parlata zu bieten, ist des ungeteilten Beifalls wert. An brauchbaren und billigen Klassikerausgaben ist ja ohnehin kein Mangel, und andrerseits dürfte es beim fakultativen Unterricht im Englischen und besonders im Italienischen noch mehr als beim französischen Unterrichte angemessen sein, mit allem Nachdruck Einführung in die Sprache der Gegenwart zu verlangen. Wer beim neusprachlichen Unterricht nur immer und immer wieder auf die Erzeugnisse der älteren — klassischen — Perioden zurückgreift, der setzt doch eigentlich an die Seite der zwei offiziell dem Lehrplan angehörigen toten Sprachen noch eine weitere. Nun soll man mir nicht vorwerfen, dafs ich die Klassiker, Dante, Molière, Shakespeare, nicht hoch genug schätze; man soll mir auch besonders nicht entgegenhalten, dafs es ja in Wahrheit keine „tote" Sprache gibt: ich bin mir der Gröfse dieser Geistesheroen und der ewigen Jugend ihrer Schöpfungen und ihrer Sprache wohl bewufst, und doch mufs ich die Behauptung aufstellen, ihre Sprache sei für uns in eben dem Sinne, wenn auch natürlich nicht in dem Mafse eine tote zu nennen, wie die Sprache des Cicero oder des Sophokles. Das hindert nicht, dafs es bei einigermafsen genügender Zeit höchst wünschenswert erscheint, den Schüler in den Geist dieser schon etwas weiter zurückliegenden Perioden einzuführen, aber eine solche Einführung hat als Voraussetzung, dafs der Lernende vorher schon mit der gegenwärtigen Denk- und Ausdrucksweise des betreffenden Nachbarvolkes genügend bekannt geworden ist. Darf man aber annehmen, dafs bei der minimalen, dem fakultativen Unterricht zur Verfügung stehenden Zeit der Schüler mit der Gegenwart vertraut genug gemacht werden kann, um mit ihm diesen Schritt in die Vergangenheit zu wagen? — Dafs auch die praktische Seite der Frage eine möglichst ausgiebige Beschäftigung mit der Sprache der Gegenwart verlangt, liegt auf der Hand.

Genug! Die hier angefangene Sammlung bietet uns das Gesuchte; sie bietet uns Proben der italienischen Sprache und Literatur unserer Zeit und zwar, wenn wir von dem ersten, uns vorliegenden Bändchen auf die künftigen schliefsen dürfen, in durchaus befriedigender Gestalt. Zunächst sind zur Herausgabe noch ins Auge gefafst: De Amicis, la Vita militare; d' Azeglio, i miei Ricordi; Carcano, la Nunziata; Barrili, Capitan Dodero; Farina, eine Auswahl; Franceschi, in Città e in Campagna und Verga, Novelle Rusticane, im ganzen also bis jetzt acht Bändchen. Der Kreis wird sich mit der Zeit wohl noch bedeutend erweitern, wobei die Erwartung gehegt werden darf, dafs ebenso wie bisher es das Streben des Herausgebers sein wird, nur Lesens-

wertes und Interessantes zu bieten. Anerkennenswert wäre es, wenn auch eine Auswahl von hervorragenden dichterischen Erzeugnissen, etwa nach Art von Englerts französischer Anthologie, eingefügt würde.

Wenn wir nun noch den Blick von der Sammlung im allgemeinen auf das erste Bändchen im besonderen richten, so können wir dem Herausgeber nur Glück wünschen, sowohl zu der Wahl dieses Werkes als auch zu der aus demselben getroffenen Auswahl. Ohne allzu leicht zu sein, bildet „Cuore“ einen höchst geeigneten Stoff für die Anfangslektüre; es führt ein in das Verständnis der Zustände des modernen, geeinigten Italiens, ausgehend von dem für den Lernenden natürlichsten Anknüpfungspunkt, der Schule. Von den im Original ziemlich zahlreichen Abschnitten wurden für jeden der zehn Schulmonate drei ausgewählt und zwar solche, die für das Schulleben und für italienische Verhältnisse überhaupt charakteristisch erschienen; dazu kommen noch drei „Racconti mensili“. Die schwierigsten Wörter sind unter dem Text erklärt, auch etymologische Bemerkungen nicht gespart. Diese Anmerkungen sind nicht allzu zahlreich und bieten stets da Aufschlufs, wo der Leser desselben wirklich bedarf. Um ein Zurückgreifen auf schon Vorgekommenes zu erleichtern, ist am Schlusse ein Verzeichnis der erklärten Wörter und Redensarten (Raccolta di Vocaboli e di Italianismi) sowie ein Register der erklärten Eigennamen angefügt. Dem Texte geht eine kurz und sachlich gehaltene Einleitung voraus, welche sich mit 1. dem Autor, 2. dem Buche selbst beschäftigt.

Die Ausstattung des Bändchens ist hübsch, Druck und Papier gut, der Preis sehr angemessen.

Zum Schlusse erübrigt mir nur noch, meiner Genugthuung Ausdruck zu geben, dafs diese einem tief empfundenen Bedürfnisse entgegenkommende Publikation ein Erzeugnis unseres engeren Vaterlandes ist, sowie dem Wunsche, dafs sie auch aufserhalb der Grenzen desselben weiteste Verbreitung finden möge.

Bamberg. Bruno Herlet.

Föppl, Dr. A. Einführung in die Maxwellsche Theorie der Elektrizität. Mit einem einleitenden Abschnitte über das Rechnen mit Vektorgröfsen in der Physik. Leipzig. Teubner 1894. 413 Seiten. 8°. Preis 10 Mk.

Die Maxwellsche Theorie, welcher die deutsche Gelehrtenwelt ziemlich lange skeptisch gegenüber stand, obwohl sie zweifellos unserem modernen physikalischen Denken viel näher liegt, als die Vorstellung einer actio in distans, hat jetzt dank den experimentellen Arbeiten des leider allzufrüh verstorbenen Hertz und dank den verdienstvollen Untersuchungen Boltzmanns in den engeren Fachkreisen über die Fernewirkungstheorie endgiltig den Sieg davon getragen. Wenn in weiteren Kreisen noch manch unklare Vorstellung über dieselbe herrscht, so hat das wohl seinen Grund darin, dafs diesen die Original-

arbeiten Maxwells teils nicht zugänglich, teils schwerverständlich sind; auch Boltzmanns Untersuchungen stellen an das mathematische und physikalische Wissen höhere Anforderungen, als sie der Anfänger beherrscht. Eine Arbeit, welche die neue Lehre von möglichst wenig Voraussetzungen ausgehend in elementarer Weise darlegt, war daher in der That ein Bedürfnis und diesem ist Föppl in wahrhaft gelungener Weise entgegengekommen.

Die ganze Darstellungsweise ist so ungemein klar und durchsichtig gehalten, der Stoff so trefflich gegliedert, dafs jeder, der nur die einfachsten Begriffe der Differential- und Integralrechnung beherrscht, das Buch unbedingt verstehen mufs. Überall zeigt sich das unverkennbare Bestreben des Verfassers, dem Lernenden das Lernen so leicht als möglich zu machen. Wie einfach und deutlich ist schon der erste Abschnitt über die Algebra und Analysis der Vektoren, welche die Lösung der einschlägigen Probleme so wesentlich erleichtert, wiedergegeben; wie durchsichtig sind im zweiten Abschnitte die Grundlinien der Maxwellschen Lehre gezogen; wie klar ist der weitere Ausbau des Systems im dritten Abschnitte dargestellt! Und in gleicher Weise sind in den beiden nächsten Abschnitten die Energiebeziehungen im elektromagnetischen Felde und die Elektrodynamik bewegter Leiter behandelt. Im sechsten Abschnitte bietet der Verfasser eine gedrängte Übersicht über die übrigen Teile der Maxwellschen Theorie, die er wegen ihrer Schwierigkeit in einem für Anfänger geschriebenen Buche nicht eingehender behandeln wollte. Ganz besonders hervorzuheben sind noch die weitausblickenden Ideen über fast alle Gebiete der Physik, welche der Verfasser vielfach, namentlich in den einleitenden Kapiteln an der Spitze eines jeden Abschnittes ausspricht.

Zur Zeit wüfste ich kein Werk, aus welchem sich der Anfänger auf bequemere Weise mit der Maxwellschen Theorie vertraut machen könnte, ich wüfste aber auch kein Werk, das dem reiferen Manne über die Gründe, welche zum Aufgeben der Fernewirkungstheorie zwangen, übersichtlicher und klarer Aufschlufs gäbe, als das vorliegende. Kurz das Buch gehört zu denen, welche unbedingt in der Bibliothek eines Physikers vorhanden sein müssen.

Budde Dr. W. **Physikalische Aufgaben** für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Auflage. Braunschweig. Vieweg. 1894. 149 Seiten. 8°. Preis Mk. 2.50.

Die obige Sammlung von Aufgaben, welche preufsischen Schulprogrammen aus den Jahren 1881 bis 92 entnommen sind, ist sehr gediegen, wohlgeordnet und äufserst reichhaltig. 305 Aufgaben beziehen sich auf Mechanik, 17 auf Akustik, 129 auf Optik, 78 auf die Wärmelehre, 18 auf den Magnetismus und 26 auf die Elektrizität. Ganz leichte Aufgaben und allzuschwierige sind ausgeschlossen. Für die Gruppierung des Stoffes waren nicht mathematische, sondern lediglich physikalische Prinzipien mafsgebend. Neben manchen Aufgaben, die so bekannt sind, dafs sie in jeder ähnlichen Aufgaben-

sammlung, fast möchte man sagen naturgemäfs, vorhanden sein müssen, finden sich zahlreiche, hübsche, neue Fragen. Ein grofser Vorzug der vorliegenden Aufgabensammlung liegt auch darin, dafs jedes physikalische Gesetz durch passend gestellte Aufgaben nach allen Richtungen hin gründlich und eingehend beleuchtet wird. Wenn beispielsweise zwischen einer gewissen Strecke, einer Zeit und einem Winkel eine Beziehung besteht, so ist mindestens eine Aufgabe gestellt, in welcher die Strecke, eine, in welcher die Zeit und eine, in welcher der Winkel als Unbekannte erscheint. Meist beziehen sich aber mehrere Aufgaben auf die nämliche gesuchte Gröfse und dann ist im allgemeinen ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren zu erkennen. Die Aufgaben sind mit wenigen Ausnahmen so klar und deutlich ausgesprochen, dafs eine falsche Auffassung seitens des Schülers ausgeschlossen erscheint; zu den Ausnahmen gehören vorwiegend solche Aufgaben, welche sich wie z. B. 10, 19, 152 ohne Beigabe einer Figur, auf welche der Verfasser durchweg verzichtet hat, schwer unter Vermeidung jeder Zweideutigkeit geben lassen. Bei 41, 2 sollte beigefügt sein, dafs der Kegel vom selben Materiale ist wie die Halbkugel, bei 41, 3, dafs der neue Kegel dasselbe spez. Gewicht hat wie der vorige. Bei Aufgabe 129 sollte es heifsen . . . mit der so erlangten Geschwindigkeit die Basis gleichförmig zu durchlaufen; bei 134 mufs der Winkel bedeutend kleiner genommen werden, wenn nicht Erscheinungen in betracht gezogen werden sollen, welche der Verfasser hier offenbar ausgeschlossen haben will; bei 179 sollte angegeben sein, dafs der Krümmungsradius sich auf die Kurve bezieht, welche parallel den beiden Schienen in ihrer Mitte verläuft. 92 gehört wohl besser unter den Abschnitt Zentralbewegung; 155 bis 157 unter § 7e.

Die Lösungen, die wie die Aufgaben durchweg zuerst in allgemeiner, dann in spezieller Form gegeben sind, zeichnen sich, wie zahlreiche Stichproben ergaben, durch Richtigkeit und Schönheit aus. Die allgemeine Lösung von 45 läfst sich vereinfachen, bei 83 führt das Fehlen des Faktors cos. α im Nenner des Wertes für h den Schüler irr, bei 154 fehlt im Nenner der Faktor cos. ε, bei 114 gilt die Ungleichung $x > \frac{1}{2} X$ nur für den speziellen Fall, nicht aber allgemein und dasselbe gilt von dem Winkel $\gamma = 90^\circ$ in der Aufgabe 174.

Sehr willkommen werden manchem Lehrer die im Anhange gegebenen 170 Themen für die Bearbeitung rein physikalischer Fragen sein, die sich vorzugsweise auf Ableitung von Gesetzen, Beschreibung von Apparaten und Anwendung physikalischer Gesetze auf Naturerscheinungen beziehen. Das Buch, für dessen gediegene Ausstattung der Name des Verlegers bürgt, kann somit nach allem den Herrn Fachgenossen wärmstens empfohlen werden.

Würzburg. Dr. Zwerger.

F. Klein, Vorträge über ausgewählte Kapitel der Elementargeometrie, ausgearbeitet von F. Tägert. Leipzig, Teubner 1895. 8°. 66 Seiten.

Die Vorlage befafst sich mit der Möglichkeit der Konstruktion algebraischer Ausdrücke und mit der Quadratur des Kreises. Da ein analytischer Ausdruck nur dann mit Zirkel und Lineal konstruiert werden kann, wenn er aus den bekannten Gröfsen durch eine endliche Anzahl rationaler Operationen und Quadratwurzeln abzuleiten ist, so wird gezeigt, dafs der Grad der irreduciblen Gleichung, welcher ein derartiger Ausdruck genügt, stets eine Potenz von 2 ist. Führt ein Problem auf eine irreducible Gleichung, die nicht vom Grade 2^m ist, so kann es nicht elementar gelöst werden. Die Gleichungen $x^3 = 2$, $x^3 = \cos\varphi + \iota \sin\varphi$ sind irreducibel und somit reichen zur Lösung des delischen Problems und zur Trisektion des Winkels Zirkel und Lineal nicht aus. Auch die Kreisteilungsgleichung

$$x^{n-1} + x^{n-2} + x^{n-3} + \ldots + x + 1 = 0$$

läfst sich nicht ganzzahlig und somit nach dem Gaufsischen Lemma überhaupt nicht zerlegen, wenn n eine Primzahl oder die Potenz einer von 2 verschiedenen Primzahl ist. Die Konstruktion des regulären n-Eckes durch Zirkel und Lineal ist deshalb nur möglich, wenn n eine Primzahl von der Gestalt $2^{2^\mu} + 1$ oder das Produkt aus solchen Primzahlen in eine Potenz von 2 ist. Das reguläre 17-Eck ist hiernach mit elementaren Mitteln herstellbar. Bei der hier mitgeteilten Konstruktion dieses Polygons (nach Staudt und Schröter) wird aufser dem Lineal nur ein einziger fester Kreis benützt.

Der zweite Abschnitt wird eingeleitet durch den Cantor'schen Beweis von der Existenz transcendenter Zahlen, d. i. solcher Zahlen, welche nicht als Wurzeln einer algebraischen Gleichung mit ganzzahligen Koeffizienten erhalten werden können. Sodann wird indirekt bewiesen, dafs e nicht Wurzel einer Gleichung mit ganzzahligen Koeffizienten von der Form $C_0 + C_1 e + C_2 e^2 + \ldots + C_n e_n = o$ sein kann. Diesen Hermite'schen Satz verallgemeinerte Lindemann dadurch, dafs er für die Potenzen $e^1, e^2, \ldots$ jedesmal eine Summe einführte:

$$e^{x_1} + e^{x_2} + \ldots . e^{x_m} \quad , \quad e^{\lambda_1} + e^{\lambda_2} + \ldots . e^{\lambda_n},$$

wo die $x_1, x_2, \ldots x_m$ und die $\lambda_1, \lambda_2, \ldots \lambda_n$ zusammengehörige algebraische Zahlen sind. Aus dem allgemeinen Lindemann'schen Satze folgt das Corollar: Wenn eine Gleichung von der Form

$$C_0 + C_1 e^x + C_2 e + \ldots = 0$$

vorliegt, können die Exponenten und Koeffizienten dieser Gleichung nicht gleichzeitig sämtlich algebraische Zahlen sein. Da nun die Koeffizienten der Gleichung $1 + e^{\iota\pi} = 0$ algebraisch sind, so ist der Exponent $\iota\pi$ nicht algebraisch, d. h. π ist eine transcendente Zahl.

Die Beweise von Hermite und Lindemann sind noch sehr kompliziert, Weierstrafs und Hilbert haben dieselben wesentlich vereinfacht und Gordan ist es vor kurzem gelungen, auch noch die letzten transzendenten Bestandteile des Beweises auszumerzen. Der Verfasser schliefst

sich im allgemeinen an die Darstellung von Gordan an; er setzt nur die Elemente der Algebra und der Reihenlehre voraus, so dafs das Lesen dieser interessanten Schrift keine Anstrengung, sondern ein Genufs ist, den sich kein Mathematiker versagen soll.

Dr. W. Láska, Sammlung von Formeln der reinen und angewandten Mathematik. Dritte Lieferung, zweite Abteilung. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1894. S. 777—1071

Die vorliegende Lieferung, mit welcher die Sammlung abgeschlossen wird, enthält alle irgendwie wichtigen Formeln der theoretischen Astronomie und 36 für den praktischen Astronomen recht brauchbare Zahlentabellen. Die Anordnung ist sehr übersichtlich, und auch an Korrektheit läfst dieser Teil nichts zu wünschen übrig.

Würzburg. J. Lengauer.

Wislicenus, Prof. Dr. W. F., Astronomische Chronologie. Ein Hilfsbuch für Historiker, Archäologen und Astronomen. Leipzig 1895. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X. 164 S.

Der Verf. hat bereits durch sein „Handbuch der astronomischen Beobachtungen auf Reisen" (1892) den Nachweis geliefert, dafs er es versteht, Fragen der angewandten Mathematik eine gemeinverständliche Seite abzugewinnen. Mehr noch als jenes erwähnte Werkchen, welches ja nicht allein in der Literatur dasteht, wird das vorliegende einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, denn es ist in der That etwas ähnliches nicht vorhanden. Brockmanns „System der Chronologie" (Stuttgart 1883) eignet sich ganz gut zu erster, allgemeiner Orientierung auf dem weiten Gebiete der Zeitrechnung, aber die Lösung konkreter chronologisher Aufgaben liegt aufserhalb seines Planes, und gerade mit solchen haben die Praktiker zumeist zu thun. Man weifs, dafs eine geschichtliche Angabe aus alter Zeit nur dann als vollkommen gesichert gelten kann, wenn das betreffende Faktum an irgend eine kontrollierbare Himmelserscheinung geknüpft erscheint; man denke z. B. an die bekannte Sonnenfinsternis, welche Sulpicius Gallus den Römern vor der Schlacht bei Pydna prognostizierte. Hier nun setzt die Schrift von Prof. Wislicenus ein; seine Absicht ist es, nicht sowohl den Laien mit dem ganzen ausgedehnten Rechnungsapparate, auf welchem die besagte Kontrolle beruht, bekannt zu machen, als vielmehr denselben in den Gebrauch der Hilfstafeln einzuführen und ihm zu zeigen, wie einfach sich mit deren Unterstützung auch solche Probleme erledigen lassen, zu deren direkter Behandlung es des vollen Aufgebotes astronomischer Wissenschaft und Technik bedürfen würde.

Es werden demzufolge zuvörderst die astronomischen Wahrheiten auseinandergesetzt, deren sich seit Urzeiten der Mensch bedient hat, um die Zeit in einer für das bürgerliche Leben passenden Weise einteilen zu können. Die zum Verständnis dieses einleitenden Ab-

schnittes erforderlichen Kenntnisse sollte jeder Abiturient eines Gymnasiums vollständig mitbringen. Die Berechnung der einzelnen Daten wird verhältnismäfsig leicht, wenn man gewifse Tabellen zur Verfügung hat, in denen — ähnlich wie in den bekannten Logarithmentafeln — die zu gewissen „Argumenten" gehörigen „Tafelwerte" nachgeschlagen werden können. Elf solcher Zahlenwerte werden aufgeführt; die Art und Weise der Benützung ist im wesentlichen die gleiche, unschwer zu erlernende. Wer die vom Verf. vorgeführten Beispiele sorgfältig verglichen resp. nachgerechnet hat, wird wissen, wie er sich in anderen ähnlichen Fällen zu verhalten habe. Soweit sich Referent, der sich in derartigen Rechnungen selbst noch wenig versucht hat, wenn er auch mit deren Grundlagen einigermafsen bekannt ist, ein Urteil zutrauen darf, ist der vom Verf. angestrebte Zweck glücklich und gut erreicht worden. Dafür, dafs die Tafeln eine völlig ausreichende Genauigkeit ergeben, spricht sehr klar das S. 81 mitgeteilte Beispiel: Die astronomische Länge der Sonne findet sich für den 28. Juni 432 n. Chr. 12^h mittags nur um $1\frac{1}{3}$ Bogensekunden verschieden von jenem Betrage, den eine strenge Rückwärtsrechnung an der Hand von Leverriers Sonnentafeln geliefert haben würde. Der Altertumsforscher wird eine Fülle instruktiver Exempel kennen lernen, sowohl im eigentlichen Finsterniskalkul als auch bei der Bestimmung der Auf- und Untergänge von Fixsternen. Bei Vergil, Columella und anderen römischen Schriftstellern, aber auch bei vielen Griechen ist ja das ganze Dasein, namentlich auch im Hinblick auf die Erscheinungen im Pflanzenleben, an die Erscheinungszeiten gewisser Sterne geknüpft (vgl. z. B. eine für den Philologen jetzt noch lesenswerte Schrift von J. F. Pfaff[1]). Gerade für diesen Zweck sind Wislicenus' eigene Tafeln (Leipzig 1892) sehr verwendbar.

Wir zweifeln nicht, dafs das in bekannter Art elegant ausgestattete und mit Register versehene Werkchen sich in den Kreisen der Interessenten als Ratgeber sehr bald Eingang verschafft haben wird. Der Lehrer der Prima aber wird ihm mancherlei entnehmen können, was ihm beim Unterrichte in der astronomischen Geographie zu statten kommt.

München. S Günther.

Grundzüge der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Mittelschulen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Zaengerle, Prof. am Kgl. Realgymnasium zu München. Dritte Auflage. Mit dem Texte beigedruckten Abbildungen. München 1895. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis geb. M. 3,60.

Obiges bereits in der dritten Auflage erscheinende Buch zerfällt in zwei unter sich vollständig geschiedene Abteilungen: Unorganische

[1]) Commentatio de ortibus et occasionibus siderum apud auctores classicos commemoratis, Göttingen 1786.

Chemie mit Mineralogie (264 Seiten) und organische Chemie (83 Seiten). Was den ersten Teil anlangt, so ist bei ihm hervorzuheben, dafs der Verfasser die einzelnen Mineralien und deren Eigenschaften nicht in einem besonderen Abschnitte behandelt, wie man dies bei den meisten Büchern ähnlichen Inhalts vorfindet, sondern dafs sogleich bei jedem Grundstoff sowohl alle in der Natur vorkommenden Verbindungen desselben als auch die nur auf künstlichem Wege herstellbaren Derivate zusammengestellt werden und ausführlich zur Besprechung gelangen. Die letzten Seiten des ersten Teiles, etwa 30, sind dann erst den allgemeinen Eigenschaften der Mineralien, sowie ihrem Vorkommen und ihrer Entstehung gewidmet, wobei besonders auch der Krystallographie, ebenso in einigen Zeilen der Petrographie und Geologie Berücksichtigung geschenkt wird. — Als besonders wohlgelungen in Bezug auf Kürze wie auf klare und fafsliche Darstellung darf der zweite Teil, die organische Chemie, bezeichnet werden. Trotz der in diesem Gebiet sich bietenden Schwierigkeiten versteht es der Verfasser, in fesselnder Weise einen vollständigen Überblick über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft zu geben. Nach kurzer Einleitung über allgemeine Begriffe gelangen die Fettkörper und aromatischen Verbindungen zur Besprechung. Nach diesen widmet aber der Verfasser einen guten Teil des Buches den sogenannten organischen Verbindungen verschiedener Konstitution, nämlich den Glykosiden (Amygdalin, Salicin) den ätherischen Ölen und Harzen, weiter den verschiedenen Farbstoffen, Alkaloiden und endlich den Eiweifskörpern. Zum Schlufs werden in einem Anhang in sehr klarer und verständiger Weise die verschiedenen Arten von Gärung geschildert, sowie die Mittel zur Konservierung organischer Körper angegeben.

Leitfaden der Naturkunde für mittlere und höhere Schulen von O. Uttendörfer in Niesky. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1895. IX u. 260 S., Preis geb. 3 M.

Ausgehend von dem Satze: „Die Natur ist ein lebendiges Ganze" hat der Verfasser in seinem mit recht anschaulichen Abbildungen ausgestatteten Buche sowohl die leblosen als auch vor allem die lebenden Naturkörper verständlich und klar behandelt. Zunächst finden wir in der Vorrede zur besseren Übersicht eine die vier Jahrgänge umfassende Lehrstoffverteilung, an welche sich eine systematische Anordnung des gesamten Lehrmaterials schliefst. Um jedoch auch Gelegenheit zur Wiederholung und Befestigung des durchgenommenen Pensums zu geben, werden am Schlufs Beispiele über Lebensgemeinschaften nach System Junge angefügt, welche in förderlicher und anregender Weise nochmals die Hauptsache des Besprochenen vorführen. Weiter enthält das Buch im Anschlusse an das Vorige eine zusammenhängende Darstellung der Organe des Tier- und Pflanzenkörpers und schildert die Bedeutung derselben, wobei namentlich auch auf den Bau des

menschlichen Körpers Rücksicht genommen wird. — Dem mineralogischen Teil des Buches ist ein Abrifs der Erdgeschichte angefügt, und aufserdem werden die einfachsten chemischen, sowie physikalischen Erscheinungen, welche beim naturkundlichen Unterricht zur Besprechung gelangen, erläutert. Es bietet also dies Buch trotz seiner Kürze im Ausdruck, was gerade von grofsem Vorteil ist, alles nur Denkbare, wenn auch manchmal blofs durch eine Andeutung berührt, so dafs dem Lehrer noch ein weiter Spielraum übrig bleibt. Die vielen Vorzüge des Werkchens vor anderen Büchern ähnlichen Inhalts bestimmen den Ref., dasselbe in jeder Hinsicht zu empfehlen.

Hof. Dr. Linhardt.

Streifzüge durch Wald und Flur. Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Für Schule und Haus bearbeitet von Bernhard Landsberg. Leipzig, Teubner 1895. geb. 2 M. 80 Pf.

Mitgegeben hat der Verfasser seinem Buche eine kleine Begleitschrift betitelt: Einkehr oder Umkehr? Ein Beitrag zur Methodik des naturbeschreibenden Unterrichtes. Darin gibt er zuerst seine Absicht an, den Schülern selbst Anregung und Anleitung zu geben, sich unter der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen zurecht zu finden, und vor allem den Unterricht im Freien zu fördern. Dann nimmt er Stellung in dem Streite zwischen der morphologisch-systematischen und der biologischen Richtung Junges und anderer. Auch er verwirft den rein systematischen Unterricht als unfruchtbar und langweilig, ohne sich doch ganz auf den Standpunkt der Neuerer zu stellen.

Das System, „das in hervorragender Weise die zu erstrebende Einheit der Naturauffassung liefert" mufs bleiben; nur müssen die biologischen Elemente in ihm wie in der Einzelbeschreibung stärker betont werden; der Unterricht ist möglichst viel ins Freie zu verlegen und vor allem auf eigene Beobachtung des Schülers zu halten. Dazu eignen sich besonders Beobachtungsaufgaben, die natürlich in der Schule vorzubereiten sind. Dabei gibt er sehr zu beherzigende Winke über die Veranstaltung und Leitung von Exkursionen, die dem Schüler an kleineren Orten viel nützen werden. Hier in München freilich wird es von Jahr zu Jahr schlimmer: die Strafsenzüge rücken immer weiter hinaus; statt der Bäume wachsen die Warnungstafeln und Verbote aus dem Boden und der Stacheldraht gedeiht überall.

Der Verfasser spricht dann noch von Beobachtungsfragen und ihrer Behandlung und wendet sich schliefslich gegen die Jungeschen Gesetze der Biologie, welche er mit Recht als überhaupt nicht in die Schule gehörig bezeichnet.

Und nun zu den „Streifzügen" selbst! In drei Jahreskursen lernt der Schüler das „Frühlingsweben" in der Natur kennen, den „Erntesegen" und das „Sterben und Vergehen"; dann wird er an „Flufs und Flufsthal" geführt, zum „Sumpfe" und auf das „Stoppelfeld". Dabei erfährt er vielerlei von den „Freunden und Feinden der

Pflanzen" auch etwas von ihrer Ernährung, ihrem Schlafen und Blühen. Das dritte Jahr endlich schildert erst das „Erwachen der Natur"; dann geleitet es an „die Ödung und das Seeufer", auf „die Wiese", „den Feldrain und das Roggenfeld" und belehrt über die „Feinde der Pflanzenwelt" und die „Einwinterung". Den Schlufs bildet ein Rückblick auf das Leben der Pflanze, das ja neben dem System „eine Einheit anstreben und bis zu einem gewissen Grade erreichen läfst". Das Ganze ist frisch und anregend geschrieben und bietet eine überreiche Fülle des Stoffes nicht nur Lehrern und Schülern, sondern auch Eltern, welche ihren Kindern die Liebe zur Natur einpflanzen und erhalten wollen. Denn auch in diesem Punkte ist das Elternhaus und seine Einwirkung mafsgebend. Streben Vater und Mutter bei einem Ausfluge nur dem nächsten Wirtshause zu, gleichgiltig an allem vorüberlaufend und Fragen des Kindes, die sie nicht beantworten können oder wollen, unwirsch abweisend, so wird eben die Teilnahme des Kindes für die Naturdinge ertötet: es reifst vielleicht noch Blumen ab, um sie wieder wegzuwerfen, oder quält einen armen Käfer oder Schmetterling, bis es schliefslich auch das satt bekommt und dem Beispiele seiner natürlichen Vorbilder folgt. Was aber hier gesündigt wird, das vermag die Schule in ihrer einen Wochenstunde und auch in zwei oder mehr nicht wieder gut zu machen, am allerwenigsten in einer Grofsstadt. Drehen wir uns doch in einer solchen in dem ewigen circulus vitiosus, dafs je mehr die Schüler des Unterrichtes im Freien, der Hinweisung auf die Naturdinge bedürften, das Hinauskommen und Erlangen derselben erschwert, ja unmöglich gemacht wird. Was will man denn auf der staubigen Landstrafse oder auf wohlgepflegten Parkwegen beobachten, wo die Spaziergänger sich über die störende Bubenschar beschweren? Jedes Abweichen aber von den Wegen führt zu Konflikten mit der Flurpolizei und den Organen des Jagdschutzes. Dazu sitzen mitunter noch sechzig und mehr Schüler in einer Parallelabteilung, so dafs der Lehrer drei freie Nachmittage hernehmen müfste, um einen einzigen Kurs hinauszubringen. Wie sollte aber dazu das kurze Sommersemester reichen?

Darum möchte ich denn ganz besonders den Eltern dieses Buch empfehlen; hieraus können sie sich selbst unterrichten, um dann durch geeignete Weisungen und Fragen die Teilnahme des Kindes weiterhin zu wecken und zu fördern. Auch für Schülerbibliotheken höherer und mittlerer Klassen erscheint es mir sehr geeignet. Dabei müfste man aber bei uns in Bayern dem Schüler einiges mitteilen. Das Buch trägt lokale, d. h. ostpreufsische Färbung, daher sind denn manche Ausdrücke, manche deutsche Pflanzennamen bei uns schwer- oder gar nicht verständlich: die Flora und Fauna zeigt da und dort Verschiedenheit. So ist z. B. das Kapitel von den Flufsbewohnern für Angehörige des Donaugebietes nahezu nicht brauchbar. Auch sonst liefse sich über Einzelheiten manches reden; doch thut das der Güte des Buches an sich keinen Eintrag, das ich hiemit den Lehrern der Naturkunde und allen, die sich für Naturbeobachtung interessieren, bestens empfehlen möchte.

München. Dr. Stadler.

Dr. Moriz Hörnes, Urgeschichte der Menschheit. Mit 48 Abbildungen in Leinwandband, 156 Seiten. 80 Pf. Sammlung Göschen.

Eine neue Wissenschaft, die prähistorische Anthropologie, wagte sich an die schwere Aufgabe, die vorgeschichtliche Zeit aufzuhellen, mit solch gutem Erfolge, dafs man in unserer Zeit schon daran gehen konnte, den Menschen von seinem Urzustande an bis zur Zeit der schriftlichen Denkmäler in klaren Umrissen zu beschreiben. Diese Aufgabe hat sich auch das oben angeführte Büchlein gestellt und mit Erfolg gelöst. Wohl ist es weder das erste noch das ausführlichste Werk dieser Art. Aufser anderen seien Peschel, Johannes Ranke, Ratzel erwähnt, auch Hörnes selbst hat in einem gröfseren Werke gleichen Titels den vorgeschichtlichen Menschen beleuchtet. Während aber die genannten erschöpfenden Werke zunächst dem Forscher auf diesem Gebiete sich widmen, wendet sich das kleine Bändchen an jeden Gebildeten und bietet das Wichtigste der Prähistorie in gedrängter Kürze, wobei es dem Verständnis mit geschickt ausgewählten Zeichnungen nachhilft. Daher sei das gediegene Werkchen angelegentlichst empfohlen!

München. Fink.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der alten Geschichte.

In dem vergangenen Jahre wie in den ersten Monaten des laufenden Jahres sind eine Reihe von Werken verschiedenen Umfanges erschienen, welche die alte, besonders die griechische Geschichte zum Gegenstande haben. Sind dieselben auch teilweise nur Fortsetzungen oder Neubearbeitungen, so haben doch auch letztere bei dem ungeahnten Aufschwung, welchen die jüngste Zeit dem Studium der alten Geschichte gebracht hat, so grofse Bedeutung, dafs es angezeigt erscheint, den Fachgenossen im Zusammenhange über mehrere dieser Erscheinungen zu berichten, zumal durch Vergleiche derselben untereinander die Eigentümlichkeit der einzelnen Werke sich besser erkennen lassen wird.

1. Eduard Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. Ein Vortrag, gehalten auf der dritten Versammlung deutscher Historiker in Frankfurt a. M. am 20. April 1895. Jena, Gustav Fischer. 1895. 72 S. 1 M. 50 Pf.

Der ganze Vortrag, welcher gleichzeitig auch in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie u. Statistik“ Bd. IX (LXIV) erschienen ist, bildet eine fortlaufende Kritik irriger moderner Anschauungen über die wirtschaftlichen Zustände des Altertums. Daher ist es selbstverständlich, dafs diese zu bekämpfenden Theorien eingangs des Aufsatzes kurz dargelegt werden. 1. Rodbertus hat (Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik IV, 1865, S. 339 ff.) die antike Wirtschaft als Oikenwirtschaft, d. h. als autonome Wirtschaft des seine Bedürfnisse

selbst befriedigenden Einzelhaushaltes bezeichnet. 2. Wie diese Ansicht den Beifall der Nationalökonomen (und mancher Historiker) überhaupt gefunden hat, so wurde sie besonders vertreten durch K. Bücher, der in seinem Buche „die Entstehung der Volkswirtschaft (1893)" den Satz aufstellt, dafs die Volkswirtschaft nicht älter als der moderne Staat sei; das ganze Altertum weist er der Periode der „geschlossenen Hauswirtschaft" zu, d. h. einer Periode, in welcher sich der ganze Kreislauf der Wirtschaft von der Produktion bis zur Konsumption im geschlossenen Kreise des Hauses (der Familie, des Geschlechtes) vollzieht, demnach die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind: also eine durchgeführte ökonomische Gliederung mit reich entwickeltem Verkehrswesen und lebendigem Güteraustausch der gesamten Bevölkerung, ein stehender Handel und ein Handelsstand als Vermittler zwischen Produktion und Konsumtion werden dem Altertum einfach abgesprochen.

Gegen diese irrige Anschauung wendet sich der Verfasser und versucht uns in einer Skizze ein Bild vom Verlaufe der wirklichen wirtschaftlichen Entwicklung im Altertum zu geben[1]). Er zeigt zunächst, dafs schon im alten Orient beim Beginn unserer Kunde eine hochentwickelte Industrie, ein allgemeiner Handelsverkehr stattfindet und als Träger des Austausches die Edelmetalle dienen (Babylonien, Syrien, Phönizien). Daneben steht der hochentwickelte Staat im Nilthale, Ägypten, sowohl zur Zeit des alten wie des mittleren Reiches vollständig auf dem Boden der Naturalwirtschaft, erst im neuen Reiche (seit 1580 v. Chr.) dringen allmählich die asiatischen Mafse und die Edelmetallrechnung ein, immer gröfser wird jetzt die Bedeutung des Handelsverkehres auch in Ägypten, dann in Persien, im alten Orient überhaupt. Noch besser läfst sich die wirtschaftliche Entwicklung in Griechenland verfolgen, wo der Verf. seine Skizze unter Beiseitelassung der mykenischen Epoche mit dem griechischen Mittelalter beginnt, dessen Spiegelbild uns in den homerischen Gedichten erhalten ist. Hier tritt uns allerdings noch die autonome Wirtschaft des Einzelhaushaltes als die mafsgebende Lebensform entgegen, aber es hat doch schon die homerische Zeit ihre Handwerker. Bald jedoch, seit dem 8. Jahrh., nimmt der Seehandel in Griechenland einen gewaltigen Aufschwung, ein ungeheures Handelsgebiet erschliefst sich, dieses setzt wieder die Erzeugung von Handelsartikeln voraus, es entwickelt sich eine für den Export arbeitende Industrie. Diese bedarf zahlreicher Arbeitskräfte und so entwickelt sich ein stets zunehmender Sklavenimport. Mit dem Handel dringt aber auch der Geldverkehr und die Geldwirtschaft in Griechenland ein, nachdem im 7. Jahrhundert in Lydien die Münzprägung aufgekommen war. Hiedurch werden die sozialen und ökonomischen Verhältnisse von Grund aus umgestaltet: zwischen Adel und Bauern tritt der neue Stand der städtischen Gewerbetreibenden (Händler, Kaufleute, Matrosen, freie Arbeiter), der

[1]) Vgl. jetzt auch den Aufsatz von E. Szanto, Zur antiken Wirtschaftsgeschichte in Serta Harteliana, S. 113—116. Wien 1896.

mit den Bauern die Adelsherrschaft stürzt und das Bürgertum an ihre Stelle setzt; die Stadt ist der alleinige Träger politischen Lebens (Stadtstaat). An den Küsten des ägäischen Meeres finden wir überall ausgeprägte Handels- und Industriestädte. Der Verf. verweilt noch besonders bei dem Athen des 5. und 4. Jahrhunderts und zeigt trefflich, wie auch das politische Leben durch das wirtschaftliche beeinflufst wird[1]). Auf S. 41 wendet sich die Betrachtung der hellenistischen Zeit zu, wo eine starke Verschiebung der Handelsverhältnisse stattfindet, indem der Entwicklung des Ostens der Rückgang des griechischen Mutterlandes gegenübersteht. Das führende Reich ist das der Lagiden, daneben das der Seleukiden und Rhodos mit seiner soliden Handelspolitik. Von S. 47—63 betrachtet M. das römische Kaiserreich, durch das mit der einheitlichen allgemeinen Kultur auch der allgemeine kommerzielle Verkehr, nicht durch Zollschranken gehemmt, bis in die entlegensten Länder drang. Besonders interessiert hier die Darstellung, wie das Ergebnis dieser Epoche der völlige Zusammenbruch nicht nur des Reiches, sondern auch der Kultur im 3. Jahrh. ist; nicht die Barbaren haben das römische Reich zerstört, sondern die Auflösung einer aufs höchste gesteigerten Kultur von innen heraus. Ein Gedanke des Verf. ist für jeden, der ihn nachdenkt, besonders einleuchtend und verdient wegen seiner prinzipiellen Wichtigkeit hervorgehoben zu werden: Der Glaube, dafs die Entwicklung der Geschichte der Mittelmeervölker kontinuierlich fortschreitend in aufsteigender Linie verlaufen sei, ist falsch, wenn er auch durch die bekannte Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit getragen wird. Da man im Mittelalter ganz primitive Zustände findet, glaubt man für das Altertum wohl oder übel noch primitivere postulieren zu müssen. Dem gegenüber kann nicht energisch genug betont werden, dafs die Entwicklung der Mittelmeervölker bis jetzt in **zwei** parallelen Perioden verlaufen ist, dafs mit dem Untergang des Altertumes die Entwicklung von neuem anhebt, dafs sie wieder zurückkehrt zu primitiven Zuständen, die sie einmal schon längst überwunden hatte. Der Untergang des Altertums vollzieht sich keineswegs durch eine vernichtende äufsere Umwälzung, sondern durch die innere Zersetzung einer völlig durchgebildeten, ihrem Wesen nach durchaus modernen Kultur, die sich selbst auslebt.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, dafs der Verf. durch seine Beweisführung, der man leicht zu folgen vermag, jene irrigen Ansichten von Rodbertus und Bücher gründlich widerlegt hat. Auffallend bleibt nur, wie dieselben so lange unwidersprochen bleiben konnten; denn

[1]) Auffallend ist es, dafs Meyer S. 33, wo er von der reaktionären Theorie, dem Aufsuchen eines neuen Staatsideals durch die Philosophen spricht, nachdem in den gebildeten Kreisen die Meinung über die Berechtigung der Demokratie rasch umgeschlagen, des Buches mit keinem Worte erwähnt, welches so ausführlich und trefflich über diese politischen Theorien handelt, ich meine Pöhlmanns Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus.

dafs sie bei den Altertumsforschern wohl kaum auf Zustimmung rechnen durften, sagt M. S. 1 selbst. Die Antwort liegt nahe: weil eben die Altertumswissenschaft bisher immer noch zu einseitig war, um sich um Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gebührend zu kümmern. Es ist das besondere Verdienst E. Meyers und Belochs, besonders aber Pöhlmanns, nachdrücklich darauf hingewiesen und durch ihre eigenen Schriften gezeigt zu haben, wie notwendig eine Berücksichtigung dieser Disziplinen von seiten der Altertumsforscher ist. Hiefür ist der höchst anregende und interessante Vortrag Ed. Meyers neuerdings beweiskräftig; aufserdem aber führt diese Erörterung gleich auf ein zweites Buch, dessen Besprechung hier angereiht sein möge.

2. Robert Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VI u. 406 S. 7 M.

Schon der Titel des Buches läfst ziemlich deutlich erkennen, welche Absicht den Verfasser leitete, als er besonders der Aufforderung früherer Zuhörer folgend sich entschlofs, diese an verschiedenen Orten zerstreuten Abhandlungen durch Veröffentlichung in Buchform allgemein zugänglich zu machen. Übrigens spricht er sich S. 44 selbst näher darüber aus: „Wenn uns das Altertum lebendig werden soll. so kann dies nur durch eine Forschung geschehen, die selbst mitten inne steht im lebendigen Strom modernen Geisteslebens. In diesem Sinne ist es vornehmlich gemeint, wenn die folgenden der alten Geschichte gewidmeten Aufsätze zusammengefafst sind unter der Bezeichnung „Aus Altertum und Gegenwart“.

Die 1. Abhandlung „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers“ (S. 1—33) ist zuerst in der Beilage zur allgemeinen Zeitung 1891 erschienen. P. sucht hier gegenüber der bekannten Klage des Kaisers, dafs die humanistischen Gymnasien die zu mafsgebendem Einflusse auf das Volksleben berufenen Kreise bisher nicht in der Weise vorgebildet hätten, wie es im Interesse der Erhaltung des modernen Staates und der Durchführung seiner grofsen sozialen Aufgaben zu wünschen wäre, und gegenüber den aus diesem Vorwurf erwachsenen Reformen in Preufsen, welche bekanntlich auf eine stärkere Betonung des Unterrichtes in der vaterländischen Geschichte abzielten[1]), zu zeigen, dafs gerade das Studium der Antike uns in erster Linie befähigt, jenen Forderungen gerecht zu werden, indem dadurch 1. die monarchische Gesinnung gestärkt wird. Und ein Unterricht, welcher die zur Führung der Nation berufenen Klassen auf dem Wege verstandesmäfsiger Erkenntnis zur Anerkennung des Wertes und Berufes einer wahrhaft staatlichen Monarchie zu erziehen sucht, wird bei den denkenden

[1]) Ich will nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, dafs P. S. 1/2, um seinen Standpunkt gegenüber diesen Reformen zu präcisieren, sagt, er sehe in ihnen sogar eine schwere Schädigung für die wissenschaftliche Durchbildung der heranwachsenden Generation.

Elementen derselben einen nachhaltigeren Erfolg erzielen als selbst der wohlmeinendste einseitig auf gemütliche Erregung berechnete patriotische Geschichtsunterricht; 2. durch die Geschichte von Hellas und Rom wird dem Lernenden zuerst ein Ausblick auch auf die weltbewegenden Probleme der Gegenwart, auf die „soziale Frage“ eröffnet; 3. der Schüler der Antike wird sich niemals das rauben lassen, was uns für die Versöhnung der Gegensätze unserer Zeit besonders not thut, nämlich die hohe Achtung für eine wahrhaft freiheitliche Gestaltung des Staatslebens und 4. werden wir an der humanistischen Bildung ein kräftiges Korrektiv gewinnen gegen jene einseitige Befangenheit der Geister in naturwissenschaftlichen Denkformen, die man mit Recht als den Zopf des 19. Jahrh. bezeichnet hat. Um aber das erreichen zu können — und damit kommen wir auf den am Schlusse der vorausgehenden Besprechung geäufserten Gedanken zurück — müssen sich die Bildner der Jugend darüber klar sein, was es heifst, Bürger des modernen Staates zu erziehen; man mufs von ihnen verlangen eine durch wissenschaftliches Geschichtsstudium begründete Einsicht in die Entwicklungsgesetze des Staates und der Gesellschaft, kurz die Philologen müssen sich noch ungleich mehr als bisher mit einer lebendigen Anschauung der Wirklichkeit des Altertums erfüllen.

Der 2. Aufsatz „Zur Methodik der Geschichte des Altertums“ (S. 34—55, Beil. z. allgem. Zeitung 1895) knüpft unmittelbar an; indem P. gleich Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums II. Bd. (cf. diese Blätter, Jahrg. XXX (1894), S. 676) den universalhistorischen Standpunkt vertritt, verlangt er, dafs die philologisch-antiquarische Betrachtung des antiken Lebens ihren Gesichtskreis erweitere, dafs die philologischen Arbeiten auch das bieten, was den Rechts- und Verfassungshistoriker, den Nationalökonomen, Kulturhistoriker und Politiker interessiert. So kommet P. unwillkürlich auf eine Kritik der Pauly-Wissowa'schen Realencyklopädie und beklagt es, dafs dieselbe in dem genannten Sinne nicht universalhistorisch genug sei; er vermifst im 1. Bd. unbedingt einen Sammelartikel über antike Agrargeschichte und Agrarverfassung und gibt S. 54 eine Reihe von Themen an, welche zunächst in der Fortsetzung bearbeitet werden müfsten. Dabei wird jedoch, wie ich ausdrücklich hervorheben will, der aufserordentlich hohe Wert des Unternehmens und das Verdienst des Herausgebers, das nicht warm genug gepriesen werden kann, ausdrücklich anerkannt.

Die beiden folgenden Abhandlungen beschäftigen sich mit Homer, nämlich 3. Zur geschichtlichen Beurteilung Homers (S. 56—105; Hist. Zeitschr. v. Sybel 1894) und 4. Die Feldgemeinschaft bei Homer (S. 105—149; Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1893). Letzterer Aufsatz ist bereits in die Geschichte des Kommunismus und Sozialismus im Altertum verarbeitet und auch bei der Besprechung dieses Buches bereits gewürdigt worden; ersterer enthält eine Kritik des Buches von L. Erhardt, die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) und erhebt Widerspruch gegen 2 Haupt-

resultate dieses Buches, die Leugnung des historischen Hintergrundes für das griechische Epos einerseits und die Leugnung der Bedeutung der Individualität für die Entstehung von Ilias und Odyssee andrerseits. P. zeigt, dafs es eine völlige Verkennung der Entstehungsbedingungen der grofsen Epik ist, wenn man meint, es habe bei den Griechen überhaupt keinen allgemein bekannten Sagenstoff, den der Dichter voraussetzen konnte, und daher auch vor unserer Ilias und Odyssee keine volkstümliche Sage vom trojanischen Kriege gegeben, er stellt sich, seine früheren Anschauungen korrigierend, jetzt mehr auf den Standpunkt von Ed. Meyer, der die Zerstörung Trojas durch einen Heereszug peloponnesischer Fürsten oder durch den König von Mykenä und seine Mannen als historischen Kern der epischen Sage erkannt hat. Er bezeichnet es auch als Verirrung, wenn neuerdings als durchaus zweifelhaft hingestellt wurde, ob es überhaupt vor dem Epos eine erzählende Poesie bei den Griechen gegeben hat, und weist nach, dafs sich eine dreifache Entwicklungsphase verfolgen lasse: 1. Spuren eines ursprünglich echt volkstümlichen Charakters des Heldengesanges, wo sozusagen jedermann die Thaten der Helden der Vorzeit zu singen verstand, wo die Kampfgenossen selbst (Achilles, Hektor!) den Preis der Helden sangen. 2. Die eigentliche Volksepik wird verdrängt und verstummt allmählich ganz, es folgt die Entstehung und Ausbildung eines eigenen Standes berufsmäfsiger Sänger, der Aöden, indem der Fortschritt der Kultur zur Arbeitsteilung führt, ebenso wie die Entwicklung der Technik zur Entstehung eines gelernten Handwerkerstandes. Ursprünglich sind diese δημιουργοί gewifs Leute, die für die Gesamtheit des Volkes schaffen, echte und rechte Volkssänger, überall im Kreise der Volksgenossen bei Spiel und Fest willkommen und geehrt. Bald aber tritt unter dem Einflufs der ritterlichen Aristokratie und ihrer Gesellschaftsordnung eine Veränderung ein, der Adel verlernt es selbst zu singen und zieht es vor, sich von anderen vorsingen zu lassen, der Aöde mufs sich den Verhältnissen seiner Zuhörerschaft anpassen, und so erhält sein Gesang jetzt eine ganz andere Färbung, ohne deshalb aufzuhören Volksepik zu sein. 3. Zuletzt erstarrt er aber in schulmäfsiger Technik, indem an die Stelle der Aöden die Rezitatoren, die Rhapsoden, treten, die in der Regel nur noch überliefertes Gut gedächtnismäfsig fortpflanzen. Das ist die 3. und letzte Entwicklungsstufe der volkstümlichen Epik, auf der dann auch die abschliefsende literarische Bearbeitung des epischen Gesanges erfolgt ist. Für diese aber nimmt P. mit Recht die Bedeutung des Individuums in Anspruch. Gerade dieser letzte Teil des Aufsatzes war mir persönlich interessant; denn P. nimmt hier energisch Stellung im Streit zwischen sozialistischer und individualistischer Geschichtsauffassung; er verwirft die auch sonst bekämpfte Ansicht Belochs von der Bedeutungslosigkeit der Einzelpersönlichkeit für die Geschichte (cf. diese Blätter, Jahrg. XXX (1894) S. 672) und sagt mit Recht: Unter den Sängern, die an der Entwicklung der Epik zum grofsen homerischen Epos beteiligt waren, müssen in der That dichterische Persönlichkeiten ersten Ranges gewesen sein. Das Resultat dieses

wichtigen Abschnittes aber lautet: „Die Geschichte der Menschheit ist weder die Geschichte der Persönlichkeiten, zu der sie der extreme Individualismus macht, noch die Geschichte der Völker, wie der extreme Sozialismus behauptet. Vielmehr ist eine wahrhaft geschichtliche Anschauung nur erreichbar durch die Kombination der Massenbeobachtung mit der Erforschung des Individuellen“ (S. 104).

5. Aus dem hellenischen Mittelalter (S. 149—195; Hist. Zeitschr. v. Sybel 1895). Zum hellenischen Mittelalter rechnet P. im Gegensatz zu Ed. Meyer, der die mykenische Epoche streng vom Zeitalter der homerischen Kultur scheidet, auch die mykenische Epoche. Er bezeichnet mit dem Namen Mittelalter dasjenige Zeitalter nationaler Entwicklung, welches von den Anfängen sefshaften Ackerbaues bis auf jene Zeit reicht, in der die Geldwirtschaft zur Ebenbürtigkeit oder zum Übergewichte der geldwirtschaftlichen Entwicklung gegenüber den vorhandenen agrarischen Wirtschaftsmächten und zu einer vorher unbekannten Bewegungsfreiheit der Individuen führte (S. 174, Anm. 1). Im übrigen decken sich hier so ziemlich die Anschauungen P.'s mit denen Ed. Meyers. Es wird gezeigt, wie einerseits dadurch, dafs gröfserer Grundbesitz in einer Hand sich vereinigte, ein Adelsstand sich bildete gegenüber den Gemeinfreien, und wie auch diese wieder durch Verringerung ihres Grundbesitzes infolge von Erbteilung etc. vielfach zunächst zu Lohnarbeitern und Kolonen, ja sogar zu Hörigen herabsanken. Auch hier findet sich eine bemerkenswerte Kritik der Auffassung Belochs, welcher bestrebt war, die imponierende Erscheinung der gewaltigen Bauten von Mykenä, Tiryns und Orchomenos herabzudrücken. P. stimmt hier wieder Ed. Meyer bei, der jene grofsartigen Werke den Pyramiden gleichstellt, und betrachtet sie ebenso wie die homerische Beschreibung grofser Gutswirtschaften als einen starken Beweis für die Konzentrierung wirtschaftlicher Machtmittel.

Die Ergebnisse des folgenden Aufsatzes: Das romantische Element im Kommunismus und Sozialismus der Griechen (S. 195—245, Hist. Zeitschr. v. Sybel 1893) sind bereits in das gröfsere Werk von P. verarbeitet und mit diesem gewürdigt worden.

In der zunächst folgenden, 1895 gehaltenen akademischen Rede „Die Entstehung des Cäsarismus (S. 245—291) zeigt P., dafs der Cäsarismus nicht erst mit Cäsar beginnt, sondern dafs die politischen Ideen, welche sich in der nach ihm benannten Monarchie verkörperten, längst durch die militärische Tyrannis der Griechen und die Monarchien des Hellenismus einen klassischen Ausdruck gefunden hatten, so dafs in Bezug auf grundsätzliche Auffassung das Cäsarentum Roms zu seinen hellenischen Vorbildern nichts Neues mehr hinzuzufügen hatte. Interessant sind in diesem Aufsatz vor allem die Ausführungen über die Ausartung der Demokratie im Altertum, deren Extrem Aristoteles geradezu eine Tyrannis genannt hat[1]).

[1]) Hier möchte ich alle, die sich dafür interessieren, auf die sehr beachtenswerten Urteile über Demosthenes und seine Stellung zur Demokratie und Monarchie hinweisen (S. 271 f.). Urteile, welche geeignet sind, in manchem Sinne aufklärend zu wirken.

Die 8. Abhandlung: Wohnungsnot der antiken Grofsstädte (S. 292—315, Deutsches Wochenblatt 1888) schliefst sich an an das bekannte 1884 erschienene Buch von P. „Die Übervölkerung der antiken Grofsstädte im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung städtischer Civilisation dargestellt"; sie bildet gewissermafsen eine Ergänzung zu diesem Buche und rechtfertigt den in demselben eingenommenen Standpunkt gegen die Beurteilungen, welche von einseitig philologischer Anschauung aus über dasselbe zu tage getreten sind.

Die 3 nächsten Aufsätze: 9. Zur Beurteilung Georg Grotes und seiner griechischen Geschichte (S. 315—344; Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft 1890), 10. Zur Kritik von Mommsens Darstellung der römischen Kaiserzeit (S. 344—358, Philol. Anzeiger 1886) und 11. Rankes Weltgeschichte (S. 358—391, Hist. Zeitschr. v. Sybel 1884) enthalten Beurteilungen der genannten 3 grofsen Historiker von dem Standpunkte aus, welchen P., wie wir zur Genüge kennen gelernt haben, in Bezug auf die Auffassung der alten Geschichte einnimmt, und zwar wird Grote vorgehalten, dafs er in seiner verherrlichenden Darstellung der athenischen Demokratie den Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft nicht genügend beachtet und infolgedessen auch nicht zu einer tieferen sozialpolitischen Auffassung zu gelangen vermocht habe; gegenüber der Darstellung Mommsens im V. Bd. seiner römischen Geschichte wird mifsbilligt, dafs er Italien und seine Inseln ausgeschlossen hat, weil deren Geschichte nicht von der Geschichte der einzelnen Landesteile zu trennen ist, welche den Gegenstand eben dieses Bandes bilden; auch wird darauf hingewiesen, dafs der grofse Geschichtschreiber wohl die lebendigste Intuition von der Einwirkung geographischer Verhältnisse und wirtschaftlicher Prozesse auf politische und soziale Verhältnisse im allgemeinen besitzt, dafs aber nicht auf gleicher Höhe steht die positive Einsicht in die feineren Verschlingungen dieses Gewebes geschichtlicher Erscheinungen, wie sie nur aus einem eindringenden Studium der modernen wirtschaftstheoretischen und sozialgeschichtlichen Forschungen geschöpft werden kann. Von Ranke endlich wird die Fülle und Tiefe universalhistorischer Betrachtungsweise gerühmt, und es werden Proben glänzender Art hievon gegeben, doch wird der Zweifel geäufsert, ob nicht der von Ranke gehandhabte Mafsstab für den Umfang der Kulturmanifestation des Menschengeschlechtes ein etwas zu knapper sei, da man von der universalgeschichtlichen Bedeutung der sozialpolitischen Mächte, welche die antike Welt im Gesamtumkreis des Mittelmeeres ihrer auflösenden und zersetzenden Gewalt unterwarfen, Kapitalismus und Geldoligarchie, Pauperismus und Sklavenwirtschaft, aus seiner Erzählung nur eine höchst unvollkommene Vorstellung erhalte.

Die Abhandlung, welche das Buch beschliefst, 12. Extreme bürgerlicher und sozialistischer Geschichtschreibung (S. 392—406; Beil. z. allgem. Zeitung 1894) hat apologetischen Charakter. P. verteidigt seine Darstellung der Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus einerseits gegen eine Kritik seines

Buches, die Herzog (Beil. z. allgem. Zeitung 1894) gegeben hatte, worin dieser behauptet, die staatlichen Umwälzungen in Griechenland seien nie soziale, sondern politische Revolutionen gewesen, ihre Ursachen und Folgen seien nur politischer Natur und es könne daher in Hellas auch nie eine soziale Demokratie gegeben haben (der alte Grote'sche Standpunkt des extrem bürgerlichen Doktrinarismus!); andrerseits wendet sich P. gegen das neueste Produkt sozialistischer Geschichtschreibung („Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. I. Abschnitt: Kautsky, Über den platonischen und den urchristlichen Kommunismus), welches in das andere Extrem verfällt und der extremen politischen eine ebenso extreme ökonomische Beurteilung der Dinge entgegensetzt, dabei der „bürgerlichen" Wissenschaft überhaupt die Fähigkeit zur objektiven Behandlung sozialgeschichtlicher Phänomene abspricht.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung des Inhaltes eines so überaus anregenden Buches[1]), worin P. bemüht ist, uns die Zusammenhänge zwischen Altertum und Gegenwart zu zeigen, aber wir können davon nicht scheiden, ohne noch einen Augenblick auf den Anfang desselben und die dort gestellten Forderungen auf bessere historische Ausbildung der Philologen zurückzukommen. Könnten diese Forderungen, deren Berechtigung jeder Einsichtsvolle zugeben wird, erfüllt werden, dann wäre ein Ideal erreicht, allein davon sind wir noch weit entfernt. Einmal fehlt bei dem jetzt 3jährigen Studium bis zum 1. Teil des Examens sicherlich vor allem die Zeit für eine so gründliche Vertiefung in die reale Wirklichkeit des Altertums, und dann müfsten doch ebensogut die Lehrenden wie die Lernenden sich dieser hohen Aufgabe voll und ganz bewufst sein. Aber wie steht es in dieser Hinsicht z. B. an unserer ersten Landesuniversität in München? Rudolph Schöll wäre der Mann dazu gewesen, in dem angedeuteten Sinne zu wirken, aber nach der Ablehnung des Rufes nach Bonn hat auch er sich von der Verpflichtung, Vorlesungen über alte Geschichte zu halten, entbinden lassen. Er sah wohl ein, dafs dieses Fach mit seinem weiten Gebiete im Nebenamte überhaupt nicht würdig vertreten werden kann; ein eigener Vertreter desselben wäre also jedenfalls unbedingt notwendig, wenn jenes Ideal angestrebt werden sollte. Bis dahin müssen wir uns damit bescheiden, die Anregungen, welche aus der neuesten Literatur über alte Geschichte fliefsen, auf uns wirken zu lassen. Und da war es denn von Pöhlmann ein trefflicher Gedanke, dafs er sich nicht damit begnügt hat, jene idealen Wünsche zu äufsern, sondern dafs er uns durch eine völlige Neubearbeitung seines Abrisses der griechischen Geschichte gezeigt hat, welche Auffassung der griechischen Geschichte wir uns aneignen sollen. Es soll daher die Besprechung desselben passend hier gleich angereiht werden.

[1]) Die Ausstattung desselben ist vortrefflich; eine Reihe von Druckfehlern wird der denkende Leser sich selbst verbessern, er wird auch das Versehen des Verfassers leicht merken, der S. 162, Anm. 3 Penelope statt Andromache geschrieben hat.

3. **Pöhlmann**, Dr. R., **Grundrifs der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde.** Zweite völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. (Aus Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. v. Müller, III. Bd. 4. Abt. 268 S. 5 M.) München 1896, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Allerseits war schon die erste Bearbeitung dieses Grundrisses freundlich aufgenommen und anerkennend beurteilt worden. Über die Gründe der Umarbeitung und den Zweck des Buches gibt die Vorrede trotz ihrer Kürze genügend Aufschlufs. Dafs die Erweiterung eine sehr bedeutende ist, ergibt schon der äufsere Umfang von 268 Seiten gegenüber 110 Seiten der ersten Auflage (also 2½ mal so grofs!): veranlafst ist die Erweiterung und Umarbeitung durch gröfsere Ausführlichkeit der Darstellung und Herabführung derselben bis auf die römische Kaiserzeit, durch gröfsere Berücksichtigung der für den geschichtlichen Verlauf wichtigen politischen und sozialen Ideen, besonders aber durch Hinzufügung von Quellenübersichten vor den einzelnen Abschnitten. Diese bezwecken nicht sowohl vollständige Angaben über das vorhandene Quellenmaterial und die Literatur darüber[1]), als vielmehr eine Beleuchtung ihres Wertes, einen Hinweis auf die Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit des Vorhandenen, auf Rückschlüsse in späteren Quellen auf frühere Zustände, kurz wir meinen, die Betrachtung der Quellen habe hier entschieden die richtige Behandlung gefunden.

Die Darstellung umfafst eine Einleitung und XIII Abschnitte (gegenüber XI der 1. Bearbeitung). In der Einleitung ist das Urteil über Grote vertieft; dazu kommt noch die Kritik über die Werke von Ed. Meyer und Beloch; in ersterem wird die beste Darstellung griechischer Geschichte auf universalhistorischer Grundlage erblickt. — Im I. Abschnitt: **Die Vorzeit und die mykenische Kulturperiode**, wird einerseits die Hypothese von Curtius abgewiesen, andrerseits die neueste Ansicht der modernen Kritik bekämpft, welche phönikische Ansiedelungen am ägäischen Meere niemals bestanden haben läfst (Beloch), freilich werden dieselben nicht viel mehr als blofse Faktoreien gewesen sein. Seine eigene Ansicht über den dorischen Charakter Alt-Mykenes (1. Aufl.) hat P. jetzt aufgegeben, im übrigen aber verfährt er äufserst vorsichtig bei der Verwendung der Monumente dieser Epoche für die Beurteilung der politischen Verhältnisse der mykenischen Staatenwelt, eine Vorsicht, die angesichts der Widersprüche in der Verwertung dieser monumentalen Zeugnisse nur zu billigen ist. Doch wird die Möglichkeit der Zerstörung Trojas durch einen Heereszug peloponnesischer Fürsten oder durch den König von Mykene zugegeben. — Im II. Abschnitte: **Die Anfänge der geschichtlichen Staatenwelt am ägäischen Meere**, erscheint

[1]) Hiefür wird auf die unten zu besprechenden Werke von Busolt und Wachsmuth verwiesen.

vor allem beachtenswert die gründliche und sachgemäfse Erörterung über die dorische Wanderung, deren Glaubhaftigkeit gegenüber Beloch angenommen wird. Das spartanische Doppelkönigtum wird mit Ed. Meyer als möglicher Weise aus einem Kompromifs mit dem rivalisierenden Adel entstanden erklärt; von besonderer Wichtigkeit aber sind die Auseinandersetzungen über die Ausbildung der lykurgischen Tradition, die als historisch völlig abgelehnt wird, ferner die Ausführungen über die ältesten Institutionen in Sparta (und Kreta); die ganze Organisation wird als eine ausgeprägt sozialistische bezeichnet und dieser Staatssozialismus als das notwendige Correlat des kriegerischen Gesellschaftstypus hingestellt. Alles das fehlte in der 1. Auflage.

III. Die koloniale Ausbreitung der Griechen am Mittelmeere und die Einheit der Nation. Auch hier ist der Schilderung des Ganges der Kolonisation gegenüber der 1. Bearbeitung ein neuer Abschnitt vorausgeschickt, der die Wandlungen des agrarischen Charakters der Wirtschaftsordnung im Adelsstaat des 9. Jahrh. und den Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft im 7. Jahrh. nach eigenen Studien P.'s und den trefflichen Schilderungen dieses Prozesses bei Ed. Meyer und Beloch darstellt. — IV. Die Entwicklung der Territorien und Staatenverbände bis auf die Zeiten des peloponnesischen Bundes. Entsprechend der tieferen Auffassung griechischer Geschichte wird dieser Abschnitt mit eingehenden Erörterungen darüber eröffnet, dafs die Folge der geographischen Zersplitterung Griechenlands auch die politische war, ebenso wird die Bedeutung des Stadtstaates für die Tendenz zu partikularistischer Absonderung hervorgehoben.

Der V. Abschnitt: Die Entwicklung der Verfassungszustände im 7. und 6. Jahrh. — das Zeitalter der Adelsherrschaft und der Tyrannis, gliedert sich in 3 Unterabteilungen: 1. Der Sturz des Königtums und die Aristokratie (hier hat natürlich sowohl die Einleitung wie die an dem Beispiele Attikas dargestellte Entwicklung eine wesentliche Erweiterung erfahren, indem wie in allen neueren Werken die Angaben der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles benützt sind); 2. das Emporkommen des städtischen Bürgertums; 3. die Tyrannis. Gegenüber der früheren Behandlung zeigt sich vor allem hier der Unterschied, dafs ein allgemeiner Teil das allmähliche Verschwinden des Königtumes und seine Ersetzung durch jährlich gewählte republikanische Präsidenten, das Emporkommen des Demos und seine Kämpfe gegen den Widerstand der alten Aristokratie, welche oft notwendig zur Tyrannis führten, auch unter allgemeinen Gesichtspunkten schildert; erst dann folgt eine genauere Darstellung dieser Entwicklung in den einzelnen Staaten. Bemerkt mag werden, dafs P. hinsichtlich der angeblichen drakontischen Verfassung (S. 63 64) sich zwar nicht bestimmt entscheidet, aber doch mehr auf die Seite derjenigen neigt, welche dieselbe für ein Tendenzgebilde und für unecht halten. Mit Recht wird ferner darauf hingewiesen, dafs es unbegreiflich wäre, wenn Solon alle, die mobiles Kapital, aber nicht Grundeigentum besafsen, unter die Theten gestellt, also den reichen Rheder und

Kaufmann mit dem bürgerlichen Taglöhner und ärmsten Handwerker in eine Klasse eingereiht hätte. „Die Bestimmung des Census nach Naturalwerten, wie wir sie aus dem dürftigen Quellenmaterial kennen, ist bei der Bedeutung des Grundbesitzes und der agrarischen Interessen in dieser Zeit leicht begreiflich und hindert nicht, anzunehmen, dafs auf Grund dieser allgemeinen Normen auch das Einkommen der nicht grundbesitzenden Bürger berechnet und denselben eine entsprechende Klasse angewiesen wurde". — In der Chronologie der Pisistratiden neigt P. merkwürdiger Weise der Anschauung Belochs zu, dafs die Überlieferung von einer zweimaligen Vertreibung des Pisistratus nur durch eine Kontamination zweier Berichte über dieselbe Thatsache durch Herodot entstanden sei.

VI. Die Kämpfe mit den Barbaren. In der Einleitung über die Quellen wird jetzt Herodots Darstellung als ein abgeschlossener Bericht über die Ereignisse aufgefafst, welche man als *τὰ Μηδικά* bezeichnete, also die Jahre 490, 480, 479 bis zum Abschlufs der kriegerischen Operationen dieses Jahres, der Einnahme von Sestos; demnach ist also das Werk kein Torso. Im Folgenden ist namentlich das Kapitel über den jonischen Aufstand bedeutend erweitert, und manche schwebende Frage wird erörtert, besonders auch die über die damalige Politik der Spartaner; ebenso findet man jetzt in ausführlicher Weise alle sich an die Schlacht von Marathon und ihre Folgen anknüpfenden Fragen teils im Text, teils in den Noten erörtert, dann über die Kämpfe in den Thermopylen, über die Schlachten bei Salamis und Platää, über welche die 1. Bearbeitung mit wenigen Zeilen hinweggegangen war. Das 3. Kapitel, die Westhellenen im Kampfe mit Karthagern und Etruskern, Italikern und Sikelioten, ist überhaupt neu eingefügt.

Die nächstfolgende Partie griechischer Geschichte war früher unter der Bezeichnung „Der politische Dualismus in Hellas" zusammengefafst; jetzt sind daraus mit Recht 2 Abschnitte gemacht worden: VII. Das attische Seereich und die Demokratie von Athen, der sich nicht besonders weit von der früheren Behandlungsweise entfernt und VIII. Der peloponnesische Krieg. Hier findet sich, worauf besonders hingewiesen werden soll, in der Quellenübersicht eine knappe, aber scharfe und zusammenfassende Darstellung des gegenwärtigen Standes der thukydideischen Frage; aufserdem sind beträchtliche Partien eingeschoben über die Politik des Perikles, über sein Verhältnis zum Ausbruch des Krieges, seinen Kriegsplan etc., über Kleon, über Alkibiades, dessen Charakter aus seiner Zeit heraus erläutert und ausführlich dargelegt wird.

Der IX. Abschnitt: Die Zeit der Vorherrschaft Spartas erscheint am wenigsten verändert, umsomehr aber der folgende X. Die Erhebung Thebens und der zweite athenische Seebund, und zwar in dem Kapitel, welches die Beurteilung der damaligen athenischen Politik, der Friedenspolitik des Eubulos, enthält. Hier zeigt sich wieder einmal deutlich, wie sehr es notwendig ist, das

wirtschaftliche Element für das Verständnis der Politik heranzuziehen. In trefflicher Weise wird das Aufkommen des Söldnerwesens aus dem merkantilen Interesse und aus dem merkantilen Charakter des damaligen Athen erklärt, ohne dafs deshalb die Vorwürfe, welche man darob dem damaligen athenischen Bürgertum macht, als unberechtigt bezeichnet werden dürfen (gegen Holm!) Noch mehr bringt der XI. Abschnitt: Die innere Zersetzung der hellenischen Staatenwelt und die Tyrannis. Hier wird vor allen Dingen gezeigt, dafs ein Verfassungssystem (die Demokratie!), welches mit innerer Notwendigkeit unter der Maske der allgemeinen Gleichheit zu einer Tyrannei der wirklichen oder angeblichen Mehrheit führte, den steigenden Widerwillen der Minderheit herausfordern mufste. Wo aber die Zerklüftung der Gesellschaft so weit gediehen war, mufste sich ganz von selbst die Frage aufdrängen, ob es nicht möglich sei, über Plutokratie und Demokratie hinaus zu Formen staatlichen Lebens zu gelangen, welche Erlösung aus den inneren Kämpfen brächten. Es beginnt sich die Sehnsucht nach einer wahren Staatsgewalt einzustellen, einer machtvollen Darstellung des Staatsgedankens, welche ein höheres Mafs sozialen Friedens und sozialer Gerechtigkeit verbürgt; die monarchische Idee tritt in Literatur und Wissenschaft auf, der Begriff Tyrann wechselt in charakteristischer Weise seine Bedeutung. — So interessant diese Ausführungen im einzelnen sind, so mufs doch bemerkt werden, dafs dieses ganze sozialphilosophische Kapitel, welches nicht weniger als 22 Seiten umfafst, völlig aus dem Rahmen eines Grundrisses der griechisched Geschichte hinausfällt. Das sind keine Grundzüge mehr, sondern das ist eine bis ins einzelne gehende Ausführung oder besser gesagt eine teilweise Wiederholung aus den 2 gröfseren Werken P.'s, namentlich ist der Aufsatz „Über die Entstehung des Cäsarismus" hier reproduziert. Wären alle Partien gleich gründlich behandelt, dann dürfte der Grundrifs wohl einen bedeutenden Umfang erhalten haben[1]).

Es folgt XII. Das makedonische Zeitalter und zwar zunächst 1. Hellas in der Zeit des Königs Philipp. Hier ist besonders die Quellenübersicht zu beachten; denn sie gibt das Material zu einer selbständigen Nachprüfung der so weit auseinandergehenden Ansichten über den persönlichen Charakter des Demosthenes, Aeschines und Isokrates. Das Folgende ist namentlich vermehrt durch eine scharfe Darstellung der Ziele und Ideale der makedonischen Partei einerseits, besonders des Isokrates und seiner Schule, der demokratischen Partei und ihres grofsen Führers Demosthenes andrerseits; die Würdigung des letzteren zeugt von grofser Vorsicht und berührt mich besonders sympathisch wegen der Stellungnahme gegenüber neuerlichen Übertreibungen in der Beurteilung des Demosthenes (durch Beloch und Holm), die immer nur von Perfidie und Hinterlist, Frivolität und Doppelzüngigkeit des Demosthenes sprechen, während nach ihnen die Politik Philipps recht harmlos erscheint. — Im 2. Kapitel: die Zeit Alexanders des Grofsen, wird an der Hand des Buches von Judeich

[1]) In der 1. Bearbeitung fehlte dieser Abschnitt ganz.

„Kleinasiatische Studien“ gezeigt, dafs das Unternehmen Alexanders genau in der Richtungslinie liegt, in der sich die Entwicklung des Ostens bereits das ganze 4. Jahrh. hindurch bewegte, da eben die Geschichte Kleinasiens in diesem Jahrhundert im engeren Sinne die Vorgeschichte des Hellenismus ist. — Gedrängter ist die Übersicht in den beiden folgenden Kapiteln: Das griechisch-makedonische Staatensystem unter den Nachfolgern Alexanders des Grofsen (313—ca. 280) und Hellas in der Zeit der Epigonen (280—217); dagegen hat P. mit Recht aus einem kurzen Anhängsel des ersteren ein neues 5. Kapitel gebildet: Die Hellenen des Westens, also die Schilderung der beiden Persönlichkeiten, unter deren Einflufs damals das westliche Hellas steht, des Agathokles und Pyrrhos.

Der letzte, XIII. Abschnitt ist betitelt: Die Entwicklung von Hellas unter der Einwirkung Roms. Er führt in gedrängter Übersicht die Geschichte Griechenlands bis auf Vespasians Zeit herab, durch den Hellas wieder Provinz wurde, wie unter Augustus, nachdem es infolge der Proklamation Neros ein paar Jahre Loslösung aus dem Provinzialverband und Steuerfreiheit genossen hatte.

So erfüllt dieser Grundrifs in vollendeter[1]) Weise seinen Zweck, dem Lernenden eine rasch orientierende kritische Übersicht zu bieten, ihm ein Führer zu sein durch das Labyrinth, welches die zahlreichen, durch den Fortschritt der literarischen, der Inschriften- und Denkmälerforschung veranlafsten Neubearbeitungen der griechischen Geschichte mit ihren sich oft direkt widersprechenden Meinungen, Hypothesen und Konstruktionen geschaffen haben. Darum wird auch der Gymnasiallehrer in erster Linie nach diesem Grundrifs greifen, um sich rasch in strittigen Fragen zu orientieren. Wer freilich selbst auf dem weiten Gebiete griechischer Geschichte forschend und arbeitend thätig sein will, der wird sich mit diesem Abrifs nicht begnügen, sondern gleich Busolts ausführliches Handbuch zu rate ziehen. Doch ehe wir zu dessen Besprechung übergehen, sei noch kurz eines jüngst erschienenen Büchleins Erwähnung gethan.

4. Swoboda, Dr. H., Professor an d. deutschen Universität zu Prag, Griechische Geschichte. Sammlung Göschen, Nr. 49. Leipzig 1896, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 80 Pf. 207 S.

Das Werkchen ist dem Zwecke der Göschenschen Sammlung angepafst, d. h. es will die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der griechischen Geschichte in populärer Form vortragen, wobei natürlich nur die wichtigsten Momente hervorgehoben werden können. Aber es verdient für die Art und Weise, wie das angedeutete Programm durchgeführt wird, ebenso grofses

[1]) Der Druck ist nicht frei von sinnstörenden Fehlern, z B. S. 35, Z. 1 steht Gegenwart st. Gegenwert; S. 35, Z. 5 v. u. lies in einer Landschaft (st eine); S. 57, Z. 7 v. u. wird Polykrates von Samos ins 7. statt ins 6. Jahrhundert gesetzt; S. 83, Z. 4 v. u. steht die st. der; S. 92, Anm. 2 steht Salamis st. Sardes etc. etc.

Lob, wie es schon manchem Bändchen dieser Sammlung zu teil geworden ist. Schon der Name und der Ruf des Verfassers bürgt dafür, dafs wir nicht etwa blofs eine trockene Kompilation vor uns haben, überall zeigen sich die Spuren selbständiger Arbeit: diese besteht insbesondere auch darin, dafs Swoboda sich bemüht hat, bei strittigen Fragen aus den verschiedenen Anschauungen und Hypothesen das hervorzuheben und in seiner Darstellung zu verwerten, was als das relativ Sicherste erscheint, so z. B. in der Pelasgerfrage, hinsichtlich der dorischen Wanderung, der Lykurg-Legende, der wirtschaftlichen Umwälzungen u. a. Dabei ist auch die Anlage des Büchleins eine glückliche, der des Grundrisses von Pöhlmann sehr ähnliche. Voraus geht eine Literaturübersicht, welche sich freilich auf eine blofse Aufzählung der neueren Werke seit Otfried Müller und Grote beschränken mufs; daneben sind aber jedem einzelnen Abschnitt zusammenfassende Angaben über die wichtigsten Quellen und ihren Wert vorausgeschickt, so dafs das Werkchen sogar zu selbständigem Studium anzuregen vermag. Der Stoff selbst ist in 14 Kapitel ähnlich wie bei Pöhlmann gegliedert und führt die griechische Geschichte bis zur Unterwerfung Griechenlands unter Rom herab. Ein kurzer Anhang von 8 Seiten skizziert noch die Geschichte Griechenlands von 146 bis in die neueste Zeit. So erfüllt das Buch seinen Zweck recht wohl, und wenn ihm auch natürlich der Pöhlmannsche Abrifs vorzuziehen ist, wird man es doch gerne in der Hand verständiger Schüler sehen, die sich um eine etwas eingehendere Kenntnis der griechischen Geschichte bemühen.

5. Busolt, Dr. Gg., Prof. der Geschichte an der Universität Kiel, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea. Bd. II: Die ältere attische Geschichte und die Perserkriege. 2. vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. Gotha, Friedr. Andreas Perthes 1895. VIII u. 814 S. 13 M.

Die 1. Auflage des 2. Bandes der griechischen Geschichte von Busolt war zusammen mit dem 1. Bande in diesen Blättern, Jahrg. 25 (1889) S. 481 ff. eingehender besprochen worden; derselbe umfafste bei einem Umfang von 607 Seiten die Geschichte der Perserkriege und der Pentekontaetie, da die ältere attische Geschichte bereits im 1. Bd. behandelt worden war. Nachdem aber der letztere in der 2. Auflage selbst gröfseren Umfang gewonnen hatte, mufste aus ihm die ältere attische Geschichte in den 2. Bd. verwiesen werden; die Folge war, dafs die Geschichte der Pentekontaetie für den 3. Bd. zurückgestellt wurde, dessen Erscheinen Busolt in der Vorrede für das laufende Jahr in Aussicht stellt. Vergleicht man die beiden Abschnitte, welche jetzt im 2. Bd. vorliegen mit der früheren Bearbeitung, so zeigt schon der äufsere Umfang von 814 Seiten gegenüber $(75 + 83) + 300 = 458$ Seiten der früheren Auflage, mit welchem Rechte der Verfasser sein Werk zunächst ein vermehrtes nennen durfte. Inwiefern es sich auch

als ein völlig umgearbeitetes bezeichnen läfst, soll nachstehend erörtert werden.

Dem 1. Teil dieses Bandes (4. Kapitel: Der attische Staat bis zu den Perserkriegen, S. 1—449) geht ein ausführlicher Abschnitt über die Quellen und die neuere Literatur voraus; in diesem handelt B. S. 14—54 eingehend über die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles unter sorgfältigster Benützung der umfangreichen, bisher darüber erschienenen Literatur (das grofse, zweibändige Werk von Wilamowitz, Aristoteles und Athen, Berlin 1893, konnte erst von § 16 (S. 196 ff.) ab benützt werden, doch finden sich daraus Nachträge zur Quellenübersicht S. 808—811). Diese Besprechung der Ἀθ. π. kann wegen ihrer Knappheit und doch wieder Vollständigkeit zur Einführung in die Schrift überhaupt aufs beste empfohlen werden. B. hält die Schrift für aristotelisch; es steht ihm auch aufser Zweifel, dafs sie zwischen 329/8 und Herbst 322 verfafst wurde, und endlich spricht er sich dahin aus, die Gründe dafür, dafs die Schrift wesentlich in der ursprünglichen Gestalt vorliegt und von Aristoteles selbst verfafst wurde, seien trotz aller Zweifel nicht erschüttert worden; zugegeben wird nur, dafs Aristoteles nicht dazu gekommen sei, an dieselbe die letzte Feile anzulegen und dafs sie deshalb nach seinem Tode in etwas unfertigem Zustande veröffentlicht worden sei. Eingehend und sachgemäfs wird dann namentlich über die Quellenbenützung und den Quellenwert der Schrift gehandelt; das Resultat ist, dafs eine selbständige Urkundenforschung von Seiten des Aristoteles sich kaum erweisen läfst; er hat ausschliefslich literarische Quellen benützt, in erster Linie die Atthidographen (namentlich Androtion), für einzelne Teile auch die in der letzten Epoche des peloponnesischen Krieges entstandene Parteischrift eines Oligarchen, ferner in geringerem Mafse Solon, Herodot, Thukydides. Diese literarischen Quellen benützte er mit selbständigem Urteil, zeigt aber dabei Mangel an historischer Kritik und an eigener, ernster Forscherarbeit zur Feststellung des geschichtlichen Thatbestandes.

In der geschichtlichen Darstellung im folgenden § 15. Die Anfänge des athenischen Staates; Königtum und Adelsherrschaft (S. 66—196 gegenüber 63 Seiten der früheren Bearbeitung!) sind zunächst die Ansichten über die ältere attische Bevölkerung schärfer fixiert: in der Legende vom Streit des Poseidon und der Athene spiegelt sich vielleicht der Gegensatz zwischen eingebornen und zugewanderten Joniern wieder, aber jedenfalls hat sich eine solche noch erkennbare Einwanderung der Jonier lange vor der Bildung des attischen Gesamtstaates vollzogen und lag vor jeder geschichtlichen Erinnerung. Hier wie weiterhin haben mehrfach die Resultate des Buches von Töpffer, Attische Genealogie, eingewirkt, ebenso wie später Curtius, Stadtgeschichte von Athen, Gelegenheit zu manigfachen Erweiterungen, sowie zur Stellungnahme gegenüber einzelnen Ansichten gibt, z. B. betreffs der Bedeutung und des Umfanges des sogenannten Pelargikon; die Annahme von phönikischen und thrakischen Ansiedelungen auf dem Boden des alten Athen wird zurückgewiesen, die Lage der

Kallirrhoe-Enneakrunos im Südosten der Burg am Ilissos wird als feststehend betrachtet. S. 108 ist neuerdings ein eigener Passus eingefügt über die Gemeinfreien der älteren Zeit, welche aufserhalb der Phylenverbände standen, die ἑκτημόροι oder πελάται; wenn aber von diesen angegeben wird, sie hätten um ⅙ des Ernteertrages den grofsen Grundherren das Feld bestellt, so vermag ich dieser Auffassung mit Rücksicht auf den Text des Aristoteles nicht beizupflichten; denn da auf καὶ ἐκαλοῦντο πελάται καὶ ἑκτήμοροι unmittelbar folgt κατὰ ταύτην γὰρ τὴν μίσθωσιν ἠργάζοντο τῶν πλουσίων τοὺς ἀγρούς, so kann sich dies nur auf den in ἑκτήμοροι steckenden Begriff ἑκτὸν μέρος beziehen, nicht auf ⅚. Auch ist über die Bedeutung von μίσθωσις = Pachtzins deshalb kein Zweifel möglich, weil es ja unmittelbar darnach heifst: καὶ εἰ μὴ τὰς μισθώσεις ἀποδιδοῖεν = und wenn sie diesen Pachtschilling nicht abgaben, wo doch deutlich vom Zahlen, nicht vom Empfangen die Rede ist. Übrigens haben sich auch die Nationalökonomen in diesem Sinne entschieden (cf. R. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, S. 190, Anm. 2 [Aus dem hellenischen Mittelalter]). — Der Areopag wird als jedenfalls vor Solon existierend und als wesentliches Institut der alten Verfassung aufgefafst S. 138 ff., jedoch wird die übertreibende Angabe des Aristoteles, wonach der Areopag damals die eigentliche Regierungsgewalt gehabt hätte, auf das richtige Mafs zurückgeführt. — Eine besonders ausführliche Darstellung erfährt jetzt bei Busolt die Entwicklung des Archontats, d. h. die Entstehung und die Befugnisse der Ämter des βασιλεύς, πολέμαρχος, ἄρχων und der Thesmotheten, veranlafst durch die genaueren Angaben des Aristoteles und die daran geknüpften kritischen Erörterungen. Die Einsetzung der Thesmotheten und des Richterkollegiums der Epheten wird um die Mitte des 7. Jahrh. etwa angesetzt, in die Zeit des einjährigen Archontates, d. h. nach 682. Natürlich finden in diesem Abschnitt jetzt auch schon die 4 Schätzungsklassen eine Stelle, nachdem feststeht, dafs dieselben in den solonischen Gesetzen als vorhanden vorausgesetzt waren, wenn es auch über ihre Einführung keine bestimmten Nachrichten gibt. In diese Epoche, also vor Solon fällt auch die Einrichtung der Naukrarien, die enge mit dem Seewesen und den Leistungen für das Gemeinwesen (λῃτουργίαι) zusammenhängen. Die Naukrarien waren lokale Bezirke (4 Phylen = 12 Trittyen = 48 Naukrarien), an ihrer Spitze standen die Naukraren, eine Körperschaft unter dem Vorsitze von vermutlich 4 Prytanen. Der Name hängt sicherlich mit der Erbauung von Kriegsschiffen und der Begründung einer Marine zusammen, die jedenfalls im Laufe des 7. Jahrh. erfolgte. Es ist glaubwürdig überliefert, dafs jede Naukrarie ein Schiff zu stellen hatte, dessen Ausrüstung der Naukraros leitete, dem auch das Kommando zugestanden sein wird. Daneben hatten dieselben auch wichtige finanzielle und administrative Befugnisse.

Noch gründlicher umgearbeitet und erweitert erscheint naturgemäfs der folgende Abschnitt § 16: Das Recht Drakons und die solonische Verfassung (S. 196—295, gegenüber 39 Seiten der ersten Auflage!) Kylons Versuch auf die Tyrannis wird um 632 an-

gesetzt; damit wird in Verbindung gebracht der Krieg gegen Megara, da gewifs nicht anzunehmen ist, dafs der Tyrann von Megara die unter dem Bruche der Kapitulation erfolgte Niedermetzelung seiner Mannschaft ruhig hingenommen habe. Es handelt sich dabei bekanntlich um die Insel Salamis; obwohl nun die Art, wie Solon die Insel eroberte, ungeschichtlich ist, so ist doch nicht daran zu zweifeln, dafs die Eroberung vor der Gesetzgebung des Solon erfolgte und dafs Solon das Hauptverdienst an der Gewinnung der Insel hatte (um 610). 621 fällt die Aufsetzung des Rechtes durch Drakon. Bezüglich der Auffassung der sog. drakontischen Verfassung ist Busolt gegen seine frühere Meinung, wie ich glaube, doch nicht mit Recht soweit gegangen, dafs er die Echtheit derselben jetzt leugnet, indem er die Gesetzgebung des Drakon sich nur auf das materielle Recht und das Gerichtsverfahren, nicht auch auf die Form der Verfassung und Staatsverwaltung sich erstrecken läfst. (Eine riesige Anmerkung S. 224—228 gibt den genauen Stand der Streitfrage über die Echtheit oder Unechtheit). Eine ausführliche Darstellung erfährt sodann das Blutrecht des Drakon, welches scharf vom vorsätzlichen Mord den unbeabsichtigten und gerechtfertigten oder strafbaren Todschlag unterscheidet; daher werden hier im Anschlusse die Blutfälle behandelt, wo die Epheten, welche Drakon bereits vorfand, zu Gericht safsen. Unter den äufseren Erfolgen, welche Athen vor der solonischen Verfassung erlangte, wird aufser der Gewinnung von Salamis auch die Besitzergreifung von Sigeion am Hellespont festgestellt, indem zwei Kriege mit den Mitylenäern angenommen werden, einer vor 585 (Todesjahr des Periander, dessen Schiedsspruch den Krieg beendigte) und einer nach 535 (unter Peisistratos).

Im folgenden § 17: Die Herrschaft der Peisistratiden (S. 295—400, gegenüber 28 Seiten der früheren Bearbeitung!) haben vor allem die chronologischen Fragen, welche durch die Angaben der Ἀθηναίων πολιτεία angeregt und seitdem vielfach besprochen worden sind, eine eingehende Würdigung und Behandlung gefunden; es werden folgende Ansätze festgestellt: 584/3 Anarchie — 583/2 und 582/1 Damasias Archont, Sturz desselben Ende Sommer 581 — 561/0 Peisistratos bemächtigt sich der Burg — 556/5 erste Vertreibung des Peisistratos durch die Parteigänger des Megakles und Lykurgos — 551/0 etwa s. Rückkehr — 550/49 wahrscheinlich 2. Vertreibung — 539/38 im 11. Jahre der Verbannung 2. Rückkehr — 528/27 Tod des Peisistratos — 511/10 (Frühsommer 510) Vertreibung des Hippias. — Der § 18: Die Verfassung des Kleisthenes (S. 400—449), welcher in der 1. Auflage blofs 13 Seiten umfafste, enthält jetzt eine sehr eingehende und gründliche Darstellung der Verfassungseinrichtungen Athens nach der Vollendung der Demokratie durch Kleisthenes, wie sich dieselbe durch Rückschlüsse aus den im 5. und 4. Jahrhundert bestehenden staatlichen Einrichtungen gewinnen läfst, und wie man sie von dem Verfasser des trefflichen Abrisses der griech. Staatsaltertümer in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft wohl nicht anders erwarten durfte.

Am wenigsten umgearbeitet erscheint im Verhältnis zu den übrigen Teilen die 2. Hälfte des Bandes, welche S. 450—807 das V. Kapitel: Die Perserkriege enthält (§ 19 Die Jonier im Kampfe mit den Lydern und Persern, § 20 Die Unternehmungen des Dareios gegen Hellas, § 21 Der Kriegszug des Xerxes, § 22 Die Westgriechen im Kampfe mit den Karthagern und Etruskern), immerhin aber ist auch dieser grofse Abschnitt um rund 57 Seiten gegenüber der früheren Bearbeitung erweitert worden und zeigt im einzelnen die sorgfältigste Berücksichtigung der neueren Literatur, sowie zahlreiche Berichtigungen und Verbesserungen; man darf z. B. nur die Partien über die Schlachten bei Marathon und Salamis genauer durchgehen, um sich davon zu überzeugen.

So ist das Buch in seiner neuen Gestalt noch mehr als früher ein vortreffliches, geradezu unentbehrliches Handbuch für jeden Forscher auf dem Gebiete der griechischen Geschichte; es ist, wie B. selbst schon in der Einleitung zur ersten Auflage bemerkte, ein Buch mehr zum Lernen als zum Lesen und darum in Bezug auf angenehme Lektüre nicht mit Werken wie die von E. Curtius und M. Duncker zu vergleichen. Wenn es nun aber auch nur so leicht zu benützen wäre, als es benützt zu werden verdient! B. sagt freilich, er habe die Übersichtlichkeit durch Veränderungen in der Anordnung des Stoffes und gesperrten Druck von Stichworten zu heben gesucht. Das Letztere ist sehr wohlthuend, auch ist es nur zu begrüfsen, dafs infolge der veränderten Anordnung die attische Geschichte jetzt von anderen Bestandteilen losgelöst behandelt wird, aber trotzdem ist damit nicht sehr viel gewonnen: die einzelnen §§ umfassen oft über 100 Seiten, auf einige Zeilen Text kommen oft seitenlange Anmerkungen, in denen bei der Behandlung einzelner Streitfragen geradezu eine Fülle von Gelehrsamkeit niedergelegt ist. Wenn nur die mit a) b) c) etc. bezeichneten Teile der einzelnen gewaltigen §§ selbständige Überschriften hätten und am Kopfe der Seiten, was sehr leicht zu machen gewesen wäre, durch eine kurze Überschrift der ungefähre Inhalt der Seite bezeichnet wäre; denn was hat es jetzt für einen Wert, wenn man z. B. durch 130 Seiten immer am oberen Rande liest: „Die Anfänge des athenischen Staates; Königtum und Adelsherrschaft". So wie das Buch jetzt ist, wird nur ein sehr ausführlicher Registerband am Schlusse des Werkes uns seinen überreichen Inhalt zugänglicher machen, vorläufig aber kann es nur derjenige rasch benützen, der es vorher ganz und genau durchstudiert hat. Das verdient es freilich im vollen Mafse. Aber auch im Hinblick auf seine Fortsetzung und Vollendung erheben sich allerlei Bedenken. Wenn man in Betracht zieht, dafs die Geschichte der Pentekontaetie, welche bisher über 300 Seiten umfafste, für den 3. Bd. zurückgestellt werden mufste, und dafs in diesem die griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea hinabgeführt werden soll, so mufs man das für schlechterdings unmöglich halten. Es ist auch im Interesse rascherer Vollendung und gröfserer Übersichtlichkeit gar nicht wünschenswert.

Schliefslich sei noch bemerkt, dafs unseren Bibliothekvorständen unbedingt die Pflicht erwächst, wenn sie die 1. Auflage dieses Werkes angeschafft haben, dazu die 2. zu erwerben; denn jene ist neben dieser völlig antiquiert; die neuen Funde und der mächtige Fortschritt der Forschung sind es gewesen, welche die neue Bearbeitung notwendig gemacht haben.

Nicht mehr benützen konnte Busolt für die 2. Auflage des 2. Bandes seiner griechischen Geschichte das folgende Werk, welches zu Anfang des Jahres 1895 erschien:

6. Curt Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1895. VI u. 717 S. 16 M.

Ein derartiges Buch hat bis jetzt nicht existiert: es gab eine ähnliche Einleitung nur für das Studium der griechischen und römischen Geschichte, nämlich den Abrifs der Quellenkunde der griechischen und römischen Geschichte von Arnold Schäfer in 2 Abteilungen: I. Griechische Geschichte bis auf Polybios (zum 1. Male erschienen 1867, dann 1873 und 1881, in 4. Auflage nach Schäfers Tode herausgegeben von Heinrich Nissen 1889); II. Römische Geschichte bis auf Justinian (zuerst 1881, in 2. Auflage nach dem Tode des Verfassers von Heinrich Nissen bearbeitet 1885). Dieser Abrifs war dazu bestimmt, Vorlesungen über Quellenkunde der griechischen und römischen Geschichte zur Unterlage zu dienen und den Zuhörern die wichtigsten Nachweisungen und Zeugnisse an die Hand zu geben[1]). Diesem ausgesprochenen Zwecke haben beide Bändchen vortrefflich gedient und weiter hätte man zu jener Zeit auch kaum gehen können. Nachdem aber in unserer Zeit insbesondere das Studium der orientalischen Geschichte und der sogenannten prähistorischen Zeiten Griechenlands einen so ungeahnten Aufschwung erfahren, lag wohl der Gedanke nahe, eine Einleitung in das Studium der alten Geschichte in ihrem ganzen Umfange zu schreiben. Diesen Versuch hat C. Wachsmuth in dem vorliegenden Buche gewagt und zwar, wie wir gleich hier vorausschicken wollen, mit bestem Erfolge. Betrachten wir nun zunächst den Plan und die Eigentümlichkeiten (Vorzüge und etwaige Mängel) des Buches, um ein Gesamturteil darüber zu gewinnen.

Als einleitendes Kapitel dient ein historischer Überblick über die Behandlung der alten Geschichte in neuerer Zeit (S. 1—66), welcher mit Petrarca beginnt und seine unmittelbaren Nachfolger bespricht, dann hinübergreift nach Frankreich, wo besonders Scaligers Verdienste gewürdigt werden. Mit ihm gelangte die junge Wissenschaft nach Holland und von dort nach Deutschland. Während aber in der nächsten Zeit alle namhaften Arbeiten auf dem Boden der alten Ge-

[1]) Vgl. Jul. Asbach, Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schäfer. Leipzig, Teubner 1895, S. 21 f.

schichte von Frankreich und England ausgingen, begnügte man sich in Deutschland, diese fremden Produktionen durch Übersetzungen möglichst rasch allgemein zugänglich zu machen. Im weiteren wird gezeigt, wie erst durch Niebuhr, Böckh und Otfried Müller der Acker bestellt wurde, auf dem die Früchte hellenischer Geschichte reifen, wie aber 2 Engländer Thirwall und Grote die ersten dieses Namens würdigen Gesamtgeschichten des hellenischen Volkes geliefert haben. Eingehender wird dann die Thätigkeit der Deutschen auf dem Gebiete der alten Historiographie geschildert, besonders die Bedeutung der Werke von Schwegler, Mommsen und Curtius.

Die eigentliche Darstellung gliedert W. in einen allgemeinen Teil von S. 67—316 und in einen besonderen Teil S. 317—704. Der erste zerfällt wieder in 3 ziemlich ungleiche Abschnitte, in welchen der Reihe nach die allgemeinen literarischen Quellen, die urkundlichen und monumentalen Quellen, endlich die Metrologie und Chronologie der Alten behandelt werden. Dadurch nun, dafs die allgemeinen literarischen Quellen vorausgestellt werden, entsteht die Eigentümlichkeit, dafs nach einleitenden Vorbemerkungen, welche literargeschichtliche Erörterungen über die Bibliothek des Photios, über die Constantinischen Excerpte und eine kurze Besprechung der bisher vorhandenen Fragmentensammlungen enthalten, am Anfang des Ganzen die zeitlich doch ziemlich spät fallenden Universalhistoriker des Altertums erscheinen, nämlich Diodor, Nikolaus von Damaskus und Pompejus Trogus. Folgerichtig schliefsen sich diesen an die Abrisse der Weltgeschichte, welche Paulus Orosius, Hesychios Milesios und Joh. Zonaras, sowie Ampelius zu Verfassern haben, dann folgen die Weltchroniken, und zwar die vorbereitenden chronographischen Arbeiten der Griechen Eratosthenes, Apollodor und Sosibios, das Werk des Kastor aus Rhodos, des 1. Griechen, der römische und orientalische Geschichte mit der griechischen und hellenistischen in tabellarische Übersicht zusammenfafste, darauf die römischen Chronographen (Nepos, Atticus, Varro); ein besonderes Kapitel wird dem Dionysios von Halikarnassos eingeräumt, der eine Reaktion gegen die universalhistorischen Synchronismen des Kastor zu gunsten des Eratosthenes in seiner Schrift περὶ χρόνων versucht zu haben scheint. Die heidnischen und christlichen Chronographen der Kaiserzeit machen den Schlufs. Zu den allgemeinen literarischen Quellen werden auch die biographischen Sammlungen universellen Charakters gerechnet; diesem Abschnitte wird eine interessante Auseinandersetzung über den Charakter dieser ganzen literarischen Gattung und deren verschiedener Entwicklung bei den Griechen und Römern vorausgeschickt. Hier möchte ich besonders auf die Worte hinweisen, welche W. über die Rolle äufsert, die das Biographische bei den antiken Historikern insgemein gespielt hat (S. 208): „Ein persönliches Element ist in der antiken Geschichtschreibung stark vertreten; denn die Alten sind frei von der modernen Neigung, die geschichtliche Entwicklung aus Ideen oder dem „Geiste der Zeiten“ zu erklären; vielmehr sind es einfach die leitenden Staats-

männer oder Feldherren, die die Geschichte machen". Diese Worte stehen in direktem Gegensatze zu den Ausführungen von Beloch (Griech. Geschichte I, 32), treffen aber nach meiner Überzeugung das Richtige. Im einzelnen werden dann die Biographienschreiber Nepos und Plutarch behandelt; besonders die Würdigung des letztgenannten ist sehr eingehend, scharf gefafst und seine Beurteilung als geschichtliche Quelle äufserst klar. Was das folgende Kapitel: Historische Beispiel- und Apophthegmensammlung, sonstige Sammlungen historischen Inhaltes anlangt, so war von vorneherein zu erwarten, dafs W., der gründliche Kenner der Apophthegmen- und Florilegienliteratur hier besonders Gutes bieten würde; in der That verraten seine Ausführungen hier die sorgfältigste Kenntnis der einschlägigen Literatur, wie ich aus dem mir persönlich bekannten engeren Kreis der Forschungen über Polyän ersehen kann.

Der 2. Abschnitt des 1. Teiles, welcher die urkundlichen und monumentalen Quellen behandelt, ist selbstverständlich geringer an Umfang, aber er gibt dankenswerte Bemerkungen über die Art und Bedeutung dieser Quellen, sowie über ihre vornehmsten Sammlungen. In dem 1. Kapitel: Handschriftliche Urkunden, wird besonders hingewiesen auf den Wert der in jüngster Zeit so zahlreich zu tage tretenden ägyptischen Papyri und auf die literarische Benützung der archivalischen Urkunden und Akten bei den griechischen und römischen Schriftstellern, während das 2. (Monumentale Urkunden und sonstige Inschriften) eine gedrängte Geschichte der griech. und lat. Inschriftensammlungen und der epigraphischen Studien überhaupt gibt, selbstverständlich unter genauester Anführung der betreffenden Sammlungen von den frühesten Versuchen bis in die allerjüngste Zeit herab. Das 3. Kapitel (Kunstdenkmäler, besonders Münzen) handelt von den Monumenten, soweit sie für die geschichtliche Überlieferung in Betracht kommen. Wenn als besonderes Muster die Reliefs der Trajansäule hervorgehoben werden, so mufste wohl mit demselben Rechte auch die Säule des Marc Aurel genannt werden, für die ja eine mustergültige Publikation bevorsteht. Eines soll gleich hier bemerkt werden, worauf unten noch zurückgekommen werden soll: bei der Besprechung der urkundlichen und monumentalen Quellen ist abgesehen von den ägyptischen Papyri ausschliefslich von solchen griechischen und römischen, nirgends aber orientalischen Ursprunges die Rede; trotzdem sind aber doch andrerseits die wichtigen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte auf griechischem Boden nicht weiter berücksichtigt.

Der kleinste Abschnitt des 1. Teiles ist der dritte, die Metrologie und Chronologie der Alten, welcher trotz genauer und dankenswerter Zusammenstellungen dessen, was für beide Gebiete bisher geleistet worden ist, doch deutlich zeigt, dafs hier noch viel zu thun übrig bleibt und nicht entfernt in den wichtigen Fragen Einmütigkeit erzielt ist. — Interessant ist noch ein kurzer Anhang (S. 312—316), über Umfang und Ausdehnung der alten Geschichte, worin einerseits gezeigt wird, dafs selbst Völker mit höherer Civilisation, wie die

Chinesen und Indier[1]) von der Betrachtung ausgeschlossen werden müssen, weil sie in die Geschichte der alten Welt nicht eingegriffen haben, ebenso wie andrerseits die wenig entwickelten Völker (z. B. Skythen); auch Celten und Germanen können als Ganzes betrachtet wegbleiben. Als geeigneter Schlufspunkt der alten Geschichte wird der Beginn der Völkerwanderung (375) angenommen.

Der 2. grofse Hauptteil behandelt nun die Quellenkunde der Geschichte der einzelnen Völker des Altertums in den 2 Hauptgruppen: Orientalische Geschichte und Geschichte der klassischen Völker. Die erste Gruppe umfafst die Aegypter, Babylonier und Assyrer, Phönicier (und Karthager), Hebräer, Nichtsemiten (Hethiter, Lyder), und schliefslich Eranier (Meder und Perser); die zweite Gruppe behandelt in 4 Abschnitten die Griechen, die griechisch-makedonische Welt unter Alexander d. Gr., die Italiker und das römische Reich unter den Kaisern. Bei jeder Völkergruppe wird so verfahren, dafs zuerst die Quellen, dann die neueren Bearbeitungen vorgeführt werden, unter den Quellen wieder gehen die literarischen voran (bei den orientalischen Völkern werden die griechisch-römischen und heimischen, sowie alttestamentlichen Quellen genau geschieden), die monumentalen bilden den Schlufs. Hiebei zeigt sich eine gewisse Inkonsequenz der Durchführung: bei der orientalischen Geschichte erhalten wir höchst dankenswerte eingehende Darstellungen der verschiedenen grofsartigen Ausgrabungen und Funde, also gewissermafsen eine Geschichte der Wiederentdeckung mancher Völker, ferner die Geschichte der Entzifferung der urkundlichen und monumentalen Quellen, für Griechenland ist eine solche ursprünglich beabsichtigte Aufzählung der wichtigsten Ausgrabungen und der daran sich knüpfenden Publikationen unterblieben (mit Hinweis auf die Zusammenstellungen bei Busolt I², Ed. Meyer II und Beloch I, vgl. S. 560 u. 561), aber wie mir scheint, nicht mit Recht; denn wenn eine Einleitung in das Studium der alten Geschichte in ihrem ganzen Umfange gegeben werden sollte, so mufste dieselbe vollständig sein. Ebensogut hätte ja dann auch bei einzelnen Historikern auf die Übersicht der Quellen in den genannten Geschichtswerken verwiesen werden können. — Einen anderen Übelstand bringt die Anlage des ganzen Werkes mit sich: einmal nämlich beginnt der allgemeine Teil mit Autoren und Sammlungen, die entweder dem Ausgang der antiken Historiographie angehören oder doch der Spätzeit derselben, wodurch das chronologische Verhältnis gestört wird. Da aber diese Universalhistoriker etc. bei den einzelnen Abschnitten des speziellen Teiles unvermeidlich wieder behandelt werden müssen, so ergeben sich andrerseits mannigfache Wiederholungen und Verweisungen auf das früher Gesagte. Hätte sich nicht doch vielleicht durch das ganze Werk eine rein chronologische Anordnung einhalten lassen, wie sie auch Schäfer in seinem Abrifs befolgt? Deswegen hätte die Universalhistorie doch zusammenfassend besprochen werden können, aber sie bildet eben naturgemäfs den Endpunkt der Entwicklung.

[1]) Vgl. dazu R. Pöhlmann, Aus Altertum und Gegenwart, S. 364 (Über Rankes Weltgeschichte).

Was nun den Wert des neuen Buches anlangt, so ist derselbe unbestritten ein hoher; wir haben hier zum ersten Male einen verhältnismäfsig sicheren Führer durch das weite Gebiet der alten Geschichte, der aber nicht blofs feststehende Resultate gibt, sondern namentlich in den Anmerkungen auf die schwebenden Fragen hinweist und zum Weiterarbeiten anregt, wir erhalten im 2. Teil vorzügliche Charakteristiken der hervorragenden griechischen und römischen Historiker (z. B. von Herodot, Thukydides, Polybios, Tacitus). die allein schon ein eingehendes Studium des Buches verdienen, wir freuen uns, dafs der Verfasser zwar einerseits einen universalhistorischen Standpunkt einnimmt und diesen als einen ganz besonderen Vorzug der jüngsten Geschichtswerke preist, andererseits aber äufserst vorsichtig und besonnen verfährt und bei der Beurteilung der Überlieferung sowohl wie der einzelnen Autoren sich fern hält von dem übertriebenen Radikalismus und Skeptizismus, der in neuerer Zeit auf diesem Gebiete hervorgetreten ist. Bezüglich des Umfanges dessen, was aufgenommen, was bei Seite gelassen werden sollte, ist zu sagen, dafs W. eine absolute Vollständigkeit nicht erzielen wollte, man vergleiche insbesondere, was er S. 491—494 über die in seinem Buche verfolgten Ziele einer Quellenkunde der griechischen Geschichte sagt. Aber wenn er auch eine spezielle Orientierung ausschliefslich nur für die geschichtlichen Quellen im engeren Sinne geben wollte, so durfte doch unter allen Umständen eine Gruppe von Schriftstellern nicht fehlen, welche für die alte Historiographie ohne Frage von hoher Bedeutung ist, ich meine die antiken Geographen. Damit, dafs W. ausdrücklich auf die historische Bedeutung Strabos z. B. (S. 569) hinweist, gibt er unwillkürlich zu, dafs dieser und andere Geographen wohl auch als solche eine eigene Behandlung verdient hätten. So wird neben dem neuen, universelleren und ausführlicheren Buche doch in mancher Beziehung der Schäfersche Abrifs auch fernerhin Wert behalten, zumal derselbe in bequemer Weise die möglichst aus den Autoren selbst geschöpften Angaben über ihre Lebensumstände und ihre Schriften, ferner anderweitige wichtige testimonia, die zu ihrer Charakteristik dienen, in wörtlichen Citaten mitteilt.

Sehr dankenswert ist endlich die S. 705 ‚Nachträge‘ ausgesprochene Absicht des Verfassers, in geeigneten Zwischenräumen besondere Ergänzungshefte ausgeben zu wollen, um das Buch vor allzu raschem Veralten zu schützen. Schon während der 2 Jahre, die der Druck des Werkes in Anspruch nahm, wurde die Literatur so bereichert, dafs 705—708 vier Seiten Nachträge in knappster Form gegeben werden können. S. 709—717 folgt das für die Benützung notwendige Register. Zu dem Verzeichnis der Druckfehler am Schlusse möchte ich noch beifügen, dafs S. 565 als Todesjahr des Hohenstaufen Friedrich II irrtümlich 1520 statt 1250 steht, sowie dafs S. 639, Anm. 7 Markhausen statt Markhauser gedruckt ist.

München. Dr. J. Melber.

Dr. Leo Bloch, Römische Altertumskunde. Mit 7 Vollbildern. Stuttgart, G. J. Göschen. 168 S.

Das 45. Bändchen der bekannten Sammlung Göschen bringt eine populäre Darstellung der römischen Altertümer. Verf. behandelt nach einem kurzen Überblick über die Verfassungsgeschichte die sog. Staatsaltertümer, darauf den Kultus (Religiosität, Geistlichkeit, Spiele), dann das Privatleben, gibt eine Übersicht über die Topographie Roms und schliefslich in 2 Anhängen den Kalender und — die monarchische Verfassung. Die populäre Darstellung eines so spröden Stoffes hat sicher ihre grofsen Schwierigkeiten, zumal auch in Bezug auf das Abwägen des Zuviel und Zuwenig. Ob in letzterem Punkte hier überall das Rechte getroffen ist, bleibe dahingestellt; doch fällt es auf, dafs z. B. die niederen Magistrate mit ihren langen lateinischen Titeln aufgeführt sind — das eingeklammterte (st) in decemviri (st)litibus iudicandis rechnet sogar auf philologisch geschulte Leser —, während z. B. auf S. 34 eine Erklärung des Wesens des imperium vermifst wird, und bei dem Kapitel „Religiosität" das Wort religio weder angeführt noch erklärt ist. Ansprechend ist die kurze Schilderung des Ständekampfes (§ 9); wünschenswert wäre der Hinweis darauf, dafs nicht nur die Anzahl (S. 10), sondern auch der Besitz der Plebejer gewachsen war; S. 17 geschieht nur der ärmeren Plebejer Erwähnung; dafs aber auch schwerreiche Leute zur Plebs gehörten, mufs mindestens erwähnt werden, sonst erhält der Unkundige ein schiefes Bild von Plebs, Sezession und Ständekampf überhaupt. Auch § 10 (Auflösung der republikanischen Staatsform), § 46 ff. (Finanzwesen) verdienen Erwähnung; über anderes liefse sich streiten. Doch ist dazu hier nicht der Ort. Ein Vorwurf kann aber dem Verf. nicht erspart werden: er hält nicht, was er auf dem Titel verspricht! Denn zur „römischen Altertumskunde" gehört doch gewissermafsen die Kunde von den Verhältnissen der Kaiserzeit auch! Diese Kaiserzeit ist aber nur im 2. Anhang und da nur so flüchtig skizziert, dafs z. B. des stehenden Heeres, der Einteilung der Provinzen in kaiserliche und senatorische (— letztere allein gelegentlich auf der letzten Seite erwähnt —) gar nicht gedacht ist! Es sind alle Verhältnisse (mit Ausnahme der Münzprägung, die bis Konstantin geführt ist) nur für die Zeit der Republik geschildert: also entweder Änderung des Titels — oder, besser, auch etwas Kaiserzeit!

Nürnberg. B. Gerathewohl.

Zeehe Andreas, k. k. Gymnasialdirektor in Villach, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. Laibach 1896. Druck u. Verlag von Ig. v. Kleinmayr u. Fed. Bamberg. VI u. 223 Seiten. Preis geb. 2 Kronen 60 Heller.

Dem im XXX. Jahrgange dieser Blätter S. 166—74 angezeigten Lehrbuche der Geschichte des Altertums, inzwischen 1893 in 2. Auflage

erschienen, ist nunmehr der die Geschichte des Mittelalters enthaltende Band gefolgt. Auch von ihm gilt vollauf, was dort von der Geschichte des Altertums gerühmt wurde: Zeehes Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters ist nicht minder ein Unterrichtsmittel der erfreulichsten Art, das sowohl hinsichtlich der Gesamtanlage als der Einzelbehandlung in seiner Vorzüglichkeit als Schulbuch kaum von einem andern dieser Gattung übertroffen wird. Auch hier verraten Auswahl, Anordnung und Gliederung des Stoffes allenthalben den gründlichen Kenner und den bewährten Schulmann. Desgleichen sind die in kirchlicher Beziehung heiklen Partien des Buches den Schulzwecken entsprechend mit löblicher Vorsicht behandelt. Zudem ist das Buch, von der Verlagshandlung gleich anerkennenswert ausgestattet, mit einer Sorgfalt hergestellt, der man sonst bei Schulbüchern nicht eben oft zu begegnen pflegt. Daher möge es hier genügen, statt die Vorzüge des Buches im einzelnen weiter vorzuführen, nach dieser Seite lediglich auf die genannte Besprechung des Lehrbuches der Geschichte des Altertums zu verweisen. Dagegen seien nachstehend in Kürze einige Punkte berührt, deren Berücksichtigung bei der Herausgabe einer 2. Auflage im Interesse des Buches angezeigt erscheinen dürfte.

Wenn S. 76 unter den für die Ostgrenze des im Frankenreiche gelegenen Teiles von Lothars I. Reiche namhaft gemachten Flüssen die Enns genannt wird, so liegt unzweifelhaft das Druckversehen Enns statt Ems vor; ebenso wenn S. 96 der zwischen dem Neuenburger und dem Vierwaldstätter See gelegene Teil Hochburgunds als Westburgund bezeichnet wird statt Ostburgund; oder wenn S. 108 für Heinrichs V. Zug nach Italien das Jahr 1100 angegeben wird statt 1110; oder wenn S. 131 erzählt wird, Richard Löwenherz sei von Heinrich V. von Österreich gefangen genommen worden statt von Leopold V. Dafs Berengar von Ivrea Lothars Witwe Adelheid zur Ehe mit seinem Sohne Adalbert zwingen wollte, ist für die Verwertung in einem Schulbuche zu wenig beglaubigt (S. 89). Dafs die Mark Schleswig von Konrad II. schon 1025 an Knut von Dänemark abgetreten wurde, wird von Neueren bestritten; nach ihnen erfolgte die Abtretung erst 1035 (S. 97; vgl. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte I S. 286). S. 98 ist für Stephans des Heiligen Regierungsbeginn in Ungarn das Jahr 995 angegeben statt 997; ebenso gehört der Regierungsbeginn des Papstes Nikolaus II. dem Jahre 1058 an, nicht 1059 (S. 102). Da der Karolinger Lothar II. nicht Kaiser war, so empfiehlt sich für Schulbücher die Bezeichnung Lothars von Supplinburg als Lothar II. mehr denn als Lothar III. (S. 121, 124, 126 f., 158 u. 172). „So endeten die Kreuzzüge in demselben Lande, in welchem sie begonnen hatten" (S. 121): sie endeten doch mit Ludwigs IX. Kreuzzug gegen Tunis, während sie in Palästina begonnen hatten! Mit Bayern wurden die Welfen schon 1070 belehnt, also vor dem Beginne des Investiturstreites (S. 122). Nicht nach dem am 18. Okt. 1141 erfolgten Tode Leopolds IV. von Österreich erhielt Heinrich Jasomirgott Bayern, sondern erst im Januar 1143, da es Konrad III. ungefähr fünf Vierteljahre für sich behalten hatte (S. 123; vgl. Riezlers

Geschichte Baierns I, S. 635). „Die Veranlassung zur Sage von der Weibertreue gab der Name der Burg Weibertreu“ (S. 123). Doch umgekehrt: Die Sage veranlafste den Namen der Burg! Da es sich nun einmal als sicher nicht ermitteln läfst (vgl. Riezlers Geschichte Baierns I, S. 710), ob die Zusammenkunft Heinrichs des Löwen mit Barbarossa im Jahre 1176 in Chiavenna oder in Partenkirchen stattfand, so waren S. 129 entweder beide Orte zu nennen oder keiner. S. 130 hätte sich eine Anmerkung des Inhaltes empfohlen, dafs sich schon gegenüber Heinrich dem Löwen keine Spuren von einem Lehensverhältnisse der Steierer Markgrafen mehr finden (vgl. Heigel und Riezler, das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I. von Wittelsbach S. 205 und Huber, Geschichte Österreichs I, S. 270). Die verwandtschaftlichen Beziehungen Friedrichs von Baden, des Schicksalsgenossen Konradins, zum Hause der jüngeren Babenberger wären richtiger schon auf S. 141 klar gelegt worden, nicht erst auf S. 163. Die Belehnungsurkunde Ludwigs des Bayern für seinen Sohn Ludwig den Brandenburger, durch die letzterer in den Besitz der Mark Brandenburg kam, wurde unterm 24. Juni 1324 ausgestellt, nicht 1323 (S. 172).

Gut wird im Buche des öftern durch ein blofses Citat auf gleiche oder ähnlich gelagerte Verhältnisse früherer Zeiten verwiesen; nur sind sie für den Schüler nicht immer leicht herauszufinden. So z. B. werden S. 89 nicht viele Schüler zu erkennen vermögen, inwiefern ein Schwur der Römer des Jahres 963 „im Gegensatz zum Jahre 833“ liegen soll; jedenfalls ersehen sie das nicht aus dem auf S. 76 Gesagten.

So geschickt Zeehe bei der Auswahl des zu verwertenden Stoffes im allgemeinen verfährt, so wird sich doch nach dieser Richtung für eine neue Auflage die eine oder die andere Abänderung empfehlen. Ist es auch durchaus angezeigt, dafs von 1156 an in einem zunächst für österreichische Gymnasien bestimmten Buche die Geschichte dieses Landes eine eingehendere Berücksichtigung erfährt als es leider in den derzeitigen einschlägigen Schulbüchern des deutschen Reiches immer mehr üblich wird, so sollten darum doch nicht Fürsten aus anderen Häusern wie z. B. der Supplinburger Lothar S. 121 f. und Adolf von Nassau S. 166 so gar knapp abgemacht werden. S. 125 ist der erste Zug Barbarossas nach Italien, obgleich belangreich, nicht einmal erwähnt. Anderseits ist mitunter recht geringwertiger Kleinkram in die Erzählung eingemengt, der folglich völlig schadlos beseitigt werden kann. Beispielsweise ist es für die historische Bildung des Schülers doch gänzlich irrelevant zu wissen, dafs Heinrichs IV. Gemahlin und sein Söhnchen beim Zuge über den Mont Cenis in Tierfelle gehüllt waren; oder dafs Rudolfs von Rheinfelden Tod in der Schlacht bei Hohenmölsen nach Verlust der rechten Hand durch einen tödlichen Stich erfolgte (S. 106); oder dafs die Kreuzfahrer bei der Annäherung an Jerusalem den Boden mit Thränen und Küssen bedeckten (S. 112); oder dafs Ottokar vor Wien Rudolf die Huldigung mit gesenktem Knie leistete (S. 165); oder dafs dem letzteren beim Übergang über den

Weidenbach das Pferd erstochen wurde (ibid.), oder dafs Albrecht I. von den Verschworenen ermordet wurde, als er seiner Gemahlin entgegenritt (S. 169). Auch die S. 93 erwähnten frommen Übungen Ottos III. wären hier unschwer entbehrlich.

Eine nähere Bestimmung der Lage von dem Schüler weniger bekannten Orten oder Städten wäre öfters erwünscht, als sie im Buche geboten wird. Nicht jeder Schüler weifs z. B., wo er Taginae, Gandersheim, Böckelheim, Premontré, Anagni, Viterbo, San Germano, Cortenuova, Scurcola, Astura, die Trausnitz, auf der Friedrich der Schöne gefangen safs, zu suchen hat.

Was unter einem župan zu verstehen ist, war schon S. 84 zu sagen, nicht erst S. 98.

Die Orthographie des Buches ist nach österreichischen Vorschriften so gut wie tadellos gehandhabt. Wenn S. 192 Feme geschrieben ist, sonst Fehme, so ist das eine Ausnahme von der im übrigen anerkennenswert gewahrten Konsequenz. S. 74 war adiutor zu schreiben statt adjutor, S. 87 ieiunio statt jejunio; S. 182 ff. Hussiten statt Husiten (dagegen richtig Hus).

Die Diktion Zeehes ist klar und meist korrekt. Er liebt Parenthesen. Da sie durchweg kurz gestaltet sind, so besteht eine ernstere Beanstandung nicht; trotzdem wären sie in einem Lernbuche besser vermieden worden. So komplizierte Sätze ferner wie der auf S. 171 Z. 14—20 v. o. sich findende eignen sich, wenn auch korrekt gebaut, nicht für ein Schulbuch. Mit dem Satze auf S. 98 Z. 18—21 v. o. werden die Schüler inhaltlich wenig anzufangen wissen. In formeller Hinsicht empfehlen sich nicht Sätze von der Bauart des auf S. 133 Z. 14—16 v. u. zu lesenden. Auch auf den Mifsklang von auf — auf, (S. 27), hatte — hatte (S. 119, 124, 126), der Papst — dem Papste (S. 125) sei aufmerksam gemacht. S. 169 Z. 10 v. u. war nach „der verschwenderische Heinrich" einzusetzen „in Böhmen".

Auch hinsichtlich des Ausdruckes ist nur sehr selten etwas auszusetzen. S. 21 bietet „auf goldenen und silbernen Geschirren tafeln", wohl wieder ein Druckversehen auf statt aus; S. 48 werden die Klöster grofse Rodungensanstalten genannt; S. 153 steht Fabrikswesen statt Fabrikwesen; S. 169 eine Verschwörung stiften; S. 199 den Mailänder Dom begründen.

Schliefslich nur noch die Bemerkung, dafs diese und derlei Dinge, zudem sie nur selten sich finden, an und für sich keineswegs derart sind, dafs sie den Wert des die weitestgehende Beachtung verdienenden Buches irgendwie ernstlich beeinträchtigen könnten. Eine recht erwünschte Beigabe sind die angefügten Stammtafeln der hier in Betracht kommenden Regentenfamilien, ein Verzeichnis der Päpste bis 1513, die Strafsburger Eide (842). die Belehnungsurkunde der Habsburger mit den österreichischen Ländern (1282) und ein Stück eines Weistums.

Möge nun auch das noch ausstehende Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit nicht mehr lange auf sich warten lassen!

Dr. Hans **Reidelbach**, Charakterzüge und Anekdoten als Bilder der Güte und Wohlthätigkeit aus dem Leben der bayerischen Könige Max Joseph I., Ludwig I. und Max II. Mit zahlreichen Portraits und Bildern. München. Max Kellerers h. b. Hof- Buch- und Kunsthandlung. 199 Seiten. Preis 3 M.

Dr. Hans Reidelbach bietet in dieser von der Verlagshandlung dankenswert schön ausgestatteten Sammlung eine im ganzen zweckmäfsig getroffene Auswahl aus den zahlreichen zerstreut meist bereits veröffentlichten, teils im Volksmunde fortlebenden Anekdoten, geeignet, die Güte und Wohlthätigkeit der drei ersten Wittelsbacher Könige zu veranschaulichen. Haften dem Buche auch, wie sich zeigen wird, mancherlei Mängel an, so ist es doch, mit äufserst seltenen Ausnahmen frei von Anstöfsigem, insbesondere für die Einstellung in unsere Schülerlesebibliotheken gut zu verwerten.

Hiebei verstehen wir unter Anstöfsigem beispielsweise Dinge folgender Art. S. 143 wird erzählt, König Ludwig habe einen Juden, weil er ihn als ehrlich befunden, zeitlebens hoch geachtet und „als eine Ausnahme von der Regel betrachtet“; S. 156, dem Kronprinzen Max hätten die akademischen Vorlesungen keineswegs zum Abschlufs seiner Studien genügt, „wie dies bei den meisten Prinzen der Fall zu sein pflegt“; S. 163, auch als König habe ihn eine Leidenschaft erfüllt, „welche man bei Fürsten selten finden mag, die Leidenschaft zu lernen“. Vom Standpunkte der Schule aus wären derlei müfsige Reflexionen richtiger zurückbehalten worden. Auch hätte das Buch an Gediegenheit nicht eingebüfst, wenn der Verfasser S. 131 den vermeintlichen Witz unterdrückt hätte, der arme Student habe in Ermangelung eines Sofas, mit Zuhilfenahme seiner guten bayerischen Gymnasialbildung, eingedenk, dafs in einem Vierecke die Diagonale die längste gerade Strecke sei, seine drei lahmen Stühle so künstlich aneinandergereiht, dafs sie ihm jenes Möbel ersetzten.

Handelt es sich in derartigen Zusätzen um Überflüssiges, so scheint es uns anderseits ein Mangel zu sein, dafs sich das Buch lediglich auf Anekdoten beschränkt, die von der Güte und Wohlthätigkeit der drei Könige zeugen. Unter dieser Beschränkung leidet namentlich der Max I. Joseph gewidmete Teil. Er fiel so allzu einförmig aus, ein Eindruck, der durch das des öftern angeschweifste haec fabula docet noch wesentlich erhöht wird. Der Verf. that sehr recht daran, dafs er die für die Kenntnis der Schüler ungeeigneten Anekdoten aus seiner Sammlung ausschlofs; allein zahlreiche treffliche Witzworte und Scherze unverfänglicher Art, wie sie aus dem Leben der beiden ersten Könige allenthalben bekannt sind und aufser der Güte und Wohlthätigkeit der beiden Fürsten auch noch andere charakteristische Züge erweisen, wären in hohem Grade dazu angethan gewesen, dem Ganzen ein farbenreicheres und damit ansprechenderes Gepräge zu verleihen.

Die Form, in welche Reidelbach die Anekdoten kleidet, ist meistens recht gut; immer ist sie indes nicht glücklich. So z. B. hat Ringseis im 80. Bande der Historisch-politischen Blätter S. 180 f.

den Vorfall, bei dem der Kronprinz Ludwig 1820 in Lebensgefahr geriet, weit hübscher erzählt, als es hier S. 126 ff. geschieht; in der Erzählung „König Ludwig und die Schildwache" S. 145 ff. verbindet Reidelbach mit einem groben Anachronismus zugleich eine schwer zu entschuldigende Takt- und Geschmacklosigkeit, wenn er den Soldaten sagen läfst: „Nacha san S' vielleicht a Reallehrer", worauf der König erwidert: „So oaner könnt' i nach meinem Alter schon sein, denn die ham in Bayern so gut wie koa Avancement". In der Erzählung „Kronprinz Max und der Postillon" S. 166 f. ist nicht abzusehen, warum die Reise des Prinzen gerade nach Holland abzielen mufs, da der Postillon, wenn nicht der Prot-, so doch der Deuteragonist in dem Drama, nach Mundart und Charakter ein vollblütiger Bayer ist.

So gern zuzugeben ist, dafs man es bei Anekdoten mit der historischen Wahrheit nicht eben genau zu nehmen hat, so hätte doch bei belangreichen Vorfällen, die ohne historische Gewähr erzählt werden, ein auf diesen Mangel hinweisender Wink gegeben werden sollen. So z. B. wird S. 124 ff. mit voller Bestimmtheit als Faktum erzählt, der Kronprinz Ludwig habe Humphry Davy das bei einer Kahnfahrt gefährdete Leben gerettet, während Heigel ausdrücklich beifügt, Ludwig habe, von Drobisch befragt, erklärt, er wisse davon nichts, „aber es freut mich, dafs die Leute auch einmal etwas Gutes von mir gelogen haben".

Indes doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit sollte stets gewahrt sein, was Reidelbach bei seinem Streben, recht interessant zu erzählen, keineswegs immer gelingt. Es entbehrt aller und jeder Wahrscheinlichkeit, dafs ein Bauer auch nur im Scherz, geschweige denn im Ernst, sagt, der König sei ihm bis jetzt noch nicht vorgestellt worden (S. 19), schon darum, weil er diese Zeremonie überhaupt nicht kennt. Nicht minder unwahrscheinlich ist es trotz aller Herablassung und Jovialität Max' I., dafs ein Bauer und noch dazu fränkischer Bauer zum König sagte: „Lieb wär's mir freilich und es ginge in einem dahin, wenn ich jetzt auch gleich die Frau sehen könnte, das heifst, wenn's grad sein kann, wenn sie nämlich zu Haus ist und nit gerade in der Küche oder bei der Wäsche zu thun hat" (S. 92). Statt den Reiz zu erhöhen, verstimmen solche Übertreibungen.

Nicht minder liebt es Reidelbach hinsichtlich der Ausdrucksweise für die entsprechende Farbengebung recht erklecklich tief in den Topf zu tunken. Bald ist von „ungeheuren Schulden" und von „ungeheuren Summen" die Rede, die thatsächlich gar nicht so ungeheuer waren; der Tisch des Königs ist „mit Bittschriften überschwemmt"; ein magerer Gaul hat Hüftknochen, „dafs man sie wohl gar zum Aufhängen von Mützen und Hüten hätte benützen können"; König Max I. übernimmt infolge einer drolligen Abmachung mit einem Gänsehirten interimistisch das Regiment über die Herde; allein sie gehorchen dem neuen Wächter des Gesetzes so wenig, dafs er sich „von Schweifs triefend und atemlos vom Laufen" resignierend auf einen Baumstamm setzt; Ringseis ist, während er dem Kronprinzen den aus dem Gelenke geratenen Arm einrichtet, „von Anstrengung und Erregung am

ganzen Körper in Schweifs gebadet"; die Bauern kommen nicht zur Schranne, sie „strömen herbei"; die Nase des den König im Englischen Garten arretierenden Veteranen „sprüht Funken"; als der Unglückliche endlich merkt, wer der Arrestant ist, erstarrt ihm die Seele und sein Gesicht wird so lang, dafs man bald eine Treibjagd darauf hätte halten können; unter den schweren Tritten eines Bauernweibes „seufzen und ächzen die Stiegen und Korridorböden des Tegernseerschlosses wie eine Patentwage"; von einer Majorswitwe erhält der König „thränenüberschwemmte Handküsse"; auch die Gattin des in Haft befindlichen Wildschützen glaubt nur „mit Strömen von Thränen" das Herz des Königs erweichen zu können; die Pariser Februarrevolution „hat ihre Feuerfunken auch nach Deutschland geschleudert"; der Nürnberger Bürgermeister leidet unter einem „wütenden Katzenjammer" und einem „schrecklichen Haarweh". Hieher gehört auch das S. 130 erwähnte on dit, am Ostersonntag habe halb München kein sauberes Hemd anzuziehen gehabt, weil der König, auf den in der Hofwaschküche getriebenen Unfug aufmerksam geworden, die vor den Feiertagen dahin gebrachte schwarze Wäsche zurückzubehalten befohlen hatte. Uns scheinen diese und ähnliche Hyperbeln nicht geeigenschaftet, die Wahrscheinlichkeit und die Anmut der hübschen Erzählungen zu erhöhen. Weniger wäre hier mehr.

Auch die Korrektheit der historischen Data und von Dingen grammatikalischer Art, in einem zugleich für Schüler bestimmten Buche nicht belanglos, läfst da und dort zu wünschen übrig. Schon die erste Zeile der ersten Seite bietet: „Maximilian Joseph I., nachmals König von Bayern" statt Maximilian I. Joseph; gleich unrichtig bietet die nämliche Seite Max Joseph III. statt Max III. Joseph; auch das „nachmals" der ersten Zeile ist in dieser Verbindung sinnwidrig. Karl August von Zweibrücken starb 1795, nicht 1796 (s. S. 5). Es ist nicht abzusehen, warum S. 8 der zweite Koalitionskrieg (1799—1802) der „sogenannte" heifst. S. 59 ergibt erst die spätere Erzählung, wo der wiedererschlossene Marmorbruch zu suchen ist. S. 112 ist von einer „bayerischen Nation" die Rede. Der strenge Winter gehörte 1835/36 an, nicht 1836/37 (S. 131). Die Cholera herrschte in München von Oktober 1836 bis Januar 1837, nicht 1838 (S. 132). Ein so gar ordinäres Wort wie Schindmähre (S. 34) hätte nicht aufgenommen werden sollen. Was den Verfasser veranlafste, S. 167 statt des Wortes Heustock die Neubildung Heustecke einzuführen, ist wohl nicht leicht zu sagen. Nicht gerade schön sind auch Wendungen, wie sich S. 182 eine findet: „bei Bekanntwerden der Begnadigung".

Von stilistischen Unebenheiten und von offenkundigen Versehen in der Interpunktion — z. B. „Zum Bauern gewendet, aber sagte Bärmann (S. 135) — soll hier nicht gesprochen werden; sie sind leicht abzukorrigieren und stören auch nicht eben sehr. Nur ein Punkt sei noch kurz berührt: die mancherlei formellen Inkonsequenzen. So z. B. dekliniert Reidelbach das Wort Bauer ein ums anderemal abwechselnd bald stark, bald schwach. Geradezu ärgerlich aber wird diese Inkonsequenz in der Art, wie Reidelbach die Orthographie handhabt.

Gültig und giltig; Hilfe und Hülfe; Brot und Brod; Wage und Waage; Landwirt und wirthschaftlich; Kabinett und Kabinet; Kredit und Credit; Kolleg und Colleg; Korridor und Corridor; Konsul, Kardinal, Kaskade und wieder Confession, Coalition, Caroline; Szenerie und Szene; Moosach und Mosach; Speier und Speyer: im stande und im Stande sein; recht und Recht haben; etwas Gutes und nichts besseres; tausend und Tausend Gulden; zuhause und zu Hause sein; aufs und auf's; des Sees und die Tegernseeer; eines Morgens und eines morgens; ein anderer und ein Anderer, kein Anderer, alles Andere, etwas Anderes, dies Alles, das Übrige: das alles wimmelt nur so untereinander, wie es eben auf gut Glück in die Feder geriet. Vereinzelt sind zu beanstanden im Stillen statt im stillen; Billets statt Billete; Tiereck- statt Thiereckgäfschen; der Landmann bezeichnet das Haus als das Seinige statt seinige; die Frau genafs statt genas; räuspern mit Ringel- statt mit langem Es; Komisbrot statt Kommifsbrot; Geschichts- statt Geschichtstudien; namens statt Namens Schreiber. In dieser Beziehung wird sich bei einer neuen Auflage erheblich gröfsere Sorgfalt empfehlen.

Sieht man von derartigen Schwächen ab, so läfst sich das Buch, es sei gerne wiederholt, für die Schülerlesebibliotheken als eine willkommene Gabe bezeichnen.

Prof. Dr. Eduard Rothert, Karten und Skizzen aus der aufserdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte. Zur raschen und sichern Einprägung zusammengestellt. Düsseldorf 1895. Druck u. Verlag von August Bagel.

Rotherts neue 15 Karten und Skizzen aus der aufserdeutschen Geschichte bilden eine willkommene Ergänzung zu den Karten und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte, welche im XXX. Bande S. 688 ff. und im XXXI. Bande S. 739 dieser Blätter angezeigt worden sind. Es sei daher hier nur auf einige in den ersten Karten und Skizzen der neuen Sammlung sich findenden Versehen aufmerksam gemacht, die sich in einer unzweifelhaft binnen nicht zu langer Frist notwendigen zweiten Auflage leicht beseitigen lassen.

Auf Karte 1 ist für die Schlacht bei Marstonmoor der 2. Aug. 1644 eingetragen statt des im Text richtig gebotenen 2. Juli. Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover, starb 1698, nicht 1714. Karte 3: Die alte über Ludwig XIV. verbreitete Anekdote, er habe dem Parlamente mit Reitgerte und in Jagdstiefeln seinen Willen aufgenötigt, in mancherlei Variationen ein Lieblingsvorwurf der Maler, sollte wenigstens nicht in Schulbüchern als historische Wahrheit vorgetragen werden. Der Nymweger Friede wurde 1678 abgeschlossen, nicht 1679. Über die 10 Reichstädte im Oberelsafs hatte Frankreich schon im Westfälischen Frieden die Landvogtei erhalten, erhielt sie also nicht erst gelegentlich der Reunionen Ludwigs XIV. Karte 4: Die Gesetzgebende Versammlung schlofs ihre Sitzungen am 21. September 1792, nicht am 20. Die nach dem 2. Juni 1793 in die Provinzialstädte entflohenen

Girondisten gingen doch nicht alle zu Grunde; vielmehr wurden nach dem Sturze der Schreckensherrschaft 73 derselben in den Konvent zurückberufen. Der Kultus der Vernunft wurde am 7. Nov. 1793 proklamiert, nicht am 19. Robespierre wurde am 28. Juli 1794 hingerichtet, nicht am 27. Karte 5: Zur Beseitigung des Königs Ludwig XVI. führte weit weniger der Krieg als eine Reihe anderer Vorgänge und Verhältnisse, welche die Revolution bis dahin herbeigeführt hatte. Belgien wurde den Franzosen nicht schon im Baseler Frieden zugestanden, sondern in dem von Campoformio. Joseph war König von Spanien nicht 1808—14, sondern bis 1813; denn der Vertrag vom 8. Dezember des letzteren Jahres erkannte bereits Ferdinand VII. als König von Spanien an. Karte 6: Der erneute Aufstand der Karlisten gehört dem Jahre 1868 an, nicht 1886. Karte 7: Statt parthenopeische Republik war neapolitanische Republik zu bieten, da dies allein die amtliche Bezeichnung war. Karte 8: Der Carlowitzer Friede wurde nicht 1696 abgeschlossen, sondern 1699, wie 3 Zeilen vorher richtig angegeben ist. Karte 9 bietet den 33. statt 23. Dezember 1832, ein offenkundiges Druckversehen, wie sich auch sonst da und dort einzelne finden.

Im grofsen und ganzen reiht sich diese neue Sammlung von Karten und Skizzen den beiden vorausgegangenen als eine empfehlenswerte würdig an.

Dr. Leo Smolle, Prof. am k. k. Staatsgymnasium im II. Bezirke von Wien, Lehrbuch der Geschichte des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit für die unteren Klassen der Mittelschulen. I. Bändchen mit 31, II. mit 26, III. mit 31 Abbildungen und einem Titelbilde. 132, 111 u. 145 Seiten. Preis: 85, 74 und 95 Kreuzer. Wien 1893—95. Alfred Hölder, k. u. k. Hof- u. Universitätsbuchhändler.

Die drei Bändchen sind, zunächst für österreichische Schulen geschrieben, durch Verfügung des Ministeriums für Kultus und Unterricht zum Gebrauche an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. Sie zeichnen sich durch eine verständige Auswahl des Stoffes, durch reiflich überlegte Gruppierung desselben, durch Verlässigkeit der gebotenen Data, durch eine schulgemäfse und korrekte Diktion und eine zweckmäfsige und zugleich ansprechende Ausstattung aus. Angemessen der Altersstufe, für die sie bestimmt sind, berücksichtigen sie das biographische Element und charakteristische Aussprüche mehr, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Da die amtliche Orthographie Österreichs von der unserigen stark abweicht, können Smolles Bücher bei uns schon aus diesem Grunde in der jetzigen Gestalt an Schulen nicht eingeführt werden; auch besteht seit dem Erscheinen von Vogels verwandten Lehrbüchern kein ernsteres Bedürfnis mehr. Dagegen werden Lehrer, die sich für ein nach guter Methode und mit anerkennenswerter Sorgfalt ausgearbeitetes Schulbuch interessieren und die in streitigen Punkten auch ein-

mal eine von der bei uns herkömmlich gewordenen preufsischen Auffassung bescheiden abweichende Darstellung zu sehen wünschen, Smolles Lehrbücher mit Befriedigung durchmustern.

München. Markhauser.

Dunker, Die Bedeutung der Wettübungen für das Turnen. Sonderabdruck aus dem Schulprogramm des Kgl. Gymnasiums zu Hadersleben. Leipzig, G. Fock, 1895. 80 Pf.

Ausgehend von dem allgemeinen Gedanken, dafs jedes gesunde Volk Wettspiele und Wettkämpfe, je nach seiner Geschmacksrichtung, trieb und treibt, streift der Verf. mit wenigen Worten die hellenischen Spiele, bespricht dann eingehend die Wettübungen im Mittelalter — wobei er grofse Belesenheit und gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur an den Tag legt — und herauf bis zu unserer Zeit, betont, wie Rousseau und Guts Muths, Fichte und Jahn in der Veranstaltung von Volksspielen und Wettkämpfen das Mittel erblickten, die Nationalerziehung zu fördern, die sittliche Wiedergeburt Deutschlands anzubahnen. Übergehend auf die Neuzeit hebt er die Verdienste Prof. Dr. Kochs sowie die Bedeutung Braunschweigs überhaupt für die Wettübungen in fast zu liebevoller Freundschaft hervor, bespricht sonstige Wettübungen in letzter Zeit sowie die Bestrebungen in Schleswig-Holstein, Turnen und Spiel durch Wettkämpfe zu heben, und äufsert sich im letzten Kapitel über die Bedeutung der Wettübungen im allgemeinen und die Bedenken, welche die Gegner derselben vorbringen könnten.

Hier liefse sich nun manches für und gegen die Veranstaltung von Wettkämpfen anführen. Es scheint, die heranwachsende Jugend hat nur für das Interesse, was einen unmittelbaren Erfolg, eine sofortige Belohnung nach sich zieht. Wenn ich zurückdenke an unsere Jugendzeit, wir haben stundenlang nach der strengen Turnarbeit gespielt und waren glückselig, gespielt zu haben. Heutzutage wird jedes Spiel in ein Wettspiel umgewandelt, die „Schläge" werden gezählt, die „Läufe" notiert, jeder Fehler durch Abzüge festgenagelt und schliefslich dieser und jener Reccord erzielt. Da drängt sich denn doch die Frage auf, ob bei diesem Prinzip nicht der erzieherische und turnerische Wert, der kindliche Reiz und die Ritterlichkeit bei den Spielen verloren gehen oder wenigstens sehr zusammenschrumpfen. Beim Spielbetrieb in der Schule liegt diese Gefahr nicht nahe, wohl aber dort, wo sich eigene Gesellschaften oder Klubs zur Pflege eines einzigen Spieles bilden. Ein derartig sportsmäfsiger Betrieb darf bei Schülern nie einreifsen. Wohl sei zugegeben, dafs viele Schüler gerade durch den mehr sportsmäfsigen Charakter eines solchen Spielbetriebes eher für die Sache gewonnen werden und dafs es immerhin besser ist, wenn sie in ihrer freien Zeit nur Fufsball z. B. spielen, als wenn sie in Kneipen versumpfen, allein einen allgemeinen erzieherischen Wert hat diese Pflege der Spiele nicht. Ob auch die

hiedurch Gewonnenen treue Anhänger der Sache bleiben, mufs erst die Erfahrung lehren. Sollte es auf gar keine andere Weise möglich sein, in der Jugend Lust und Liebe für körperliche Bewegung und turnerische Spiele zu erwecken und zu erhalten, als durch Aussicht auf äufserliche Ehren und Ehrungen?

Dafs die Mehrzahl unserer Schüler im Süden und Norden nicht an einem krankhaften Ehrgeize und Pflichtgefühl leiden, dafs für die meisten nur die drohenden Gespenster der Strafen, Vermerke etc. das Reizmittel zur Bethätigung ihres Eifers sind, wissen wir ja alle. Wenn nun der durch den Betrieb der Spiele geweckte Ehrgeiz — und dafs er hiebei zwischen 2 Klassen eher zum Durchbruch kommt als z. B. bei einer Parallelskription, ist eine oft gemachte Erfahrung — auch auf das wissenschaftliche Gebiet sich ausdehnen und dort ebenso blühen würde wie bei einem körperlichen Wettkampf- oder Wettspiel, dann müfste man die Einführung derselben nur befürworten. Nie darf aber übersehen werden, dafs das Spiel doch immerhin ein „Erholungsmittel“ bleiben mufs.

Dafs die im Norden teilweise übliche Gepflogenheit, alle Jahre oder auch in gröfseren Zwischenräumen Vorführungen zu veranstalten, bei denen die Schüler Probe ihrer körperlichen Tüchtigkeit ablegen, eine treffliche Schule ist, haben noch alle bestätigt, die eine solche ins Werk gesetzt haben.

Alles in allem: ein gesunder Wetteifer der Schüler auf körperlichem Gebiete wird auch erziehend und erfrischend auf ihr übriges Verhalten einwirken und wird jenes Wort bestätigen, das Aristoteles bez. der Verfassung der Spartaner äufserte: „Nicht die wildeste Natur, sondern die edelste ist am meisten befähigt im Streite zu siegen. Kein Wolf, kein wildes Tier, sondern nur der tugendsame Mann kann wahre Tüchtigkeit beweisen“.

München. Dr. Haggenmüller.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Jährlich 4 Hefte. — Preis in Deutschland 10 Mk. Einzelne Hefte 3 Mk. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. I. Jahrg., Hft. III. April 1896. — Dasselbe, Beiheft. Mai 1896. Preis 2 Mk.

Die neugegründete deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, auf deren beide ersten Hefte in diesen Blättern bereits hingewiesen wurde, erfreut sich trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens allseitig einer bemerkenswerten Teilnahme. Dieses Interesse hat sich unter anderem auch in der Einsendung einer gröfseren Anzahl wertvoller Beiträge geäufsert, als sich in den vierteljährlich erscheinenden Heften hätten unterbringen lassen. Um nun diese Beiträge nicht zu lange liegen zu lassen, haben sich Redaktion und Verlag ausnahmsweise zur Ausgabe eines Beiheftes (zwischen III. u. IV. Heft) entschlossen.

Was zunächst den Inhalt des Heftes III anlangt, so erregt wohl besonderes Interesse der erste Aufsatz von L. C. Bon, die Bildungsanstalten für Seminarlehrer und -lehrerinnen in Frankreich, weil Deutschland ähnliche Anstalten zur Vorbildung des Lehrpersonales für die Volksschullehrerseminarien nicht besitzt. Es sind die Ecoles normales supérieures d'enseignement primaire, die Jules Ferry 1880 für Lehrerinnen zu Fontenay-aux-Roses bei Paris und 1882 für Lehrer in St. Cloud eröffnete. Dieselben funktionieren vorzüglich und haben zur Hebung des Volksschulunterrichtes in Frankreich, der unter der 3. Republik einen hohen Aufschwung genommen hat, wesentlich beigetragen. — Ebenso wichtig ist ein zweiter französisch geschriebener Aufsatz: De l'Enseignement des Langues Vivantes en France par M. E. Arcambeau. Mit Überraschung wird jedermann die dem amtlichen Bericht von 1895 entnommene Zusammenstellung der an Staatsanstalten wirkenden Lehrer für moderne Sprachen lesen: an 348 höheren Schulen für die männliche Jugend (Lycées et Collèges) sind für Deutsch 575 (!), Englisch 448, Spanisch 30, Italienisch 20, Russisch 4 (!!), Neugriechisch 2 Lehrer thätig; an den entspr. 463 Mädchenschulen für Deutsch 57, Englisch 69, Spanisch 1, Italienisch 3. Der Verfasser beleuchtet besonders das Mifsverhältnis, in welchem die Schwestersprachen des Französischen, Englisch und Italienisch, zu den übrigen stehen, gibt aber dann sehr eingehende, durch ausführliche Tabellen gestützte Übersichten über den Betrieb des Unterrichtes in den modernen Sprachen von den untersten bis in die obersten Klassen (Grammatik sowohl wie Lektüre). — Aus den ‚Mitteilungen' dieses Heftes sei besonders hervorgehoben die von Dr. Schwatlo, Direktor der deutschen Schule in Konstantinopel, „Die deutschen und fremden Schulen im Orient", beachtenswert durch den energischen Hinweis auf die politische und kulturelle Bedeutung der deutschen Schule im Auslande.

Das Beiheft enthält nur abgeschlossene Abhandlungen und zwar folgende vier: Pinloche, Die Reform der Universitäten in Frankreich und ihre geschichtlichen Vorbedingungen (hier wird die Entwicklung der franz. Universitäten vom Jahre 1789 an unter der 1. Revolution, 1. Republik, dem 1. Kaiserreich etc. bis auf die Reformen der Gegenwart verfolgt). — N. Fornelli, Versuch einer Reform der Universitäten in Italien (Weder der Vorschlag des Ministers Martini zur Unterdrückung der kleineren Universitäten noch die Idee des Ministers Baccelli von der gröfseren Autonomie der Universitäten treffen den Kernpunkt: ausgegangen mufs werden von den Studenten, ihrer gegenwärtigen Lage, ihrer Neigung zu Tumulten und ihrer Voreingenommenheit gegen die Examina zum Schaden ihrer

wissenschaftlichen und auch beruflichen Vorbereitung). — Th. Davis, Wie nimmt man in England Stellung zu der Frage eigener Frauen-Universitäten (der Artikel, welcher geschrieben wurde, bevor Oxford es ablehnte, die Frauen zum B. A.-Grade zuzulassen, kommt zu dem Schlusse, dafs in jedem Falle wenig Aussicht besteht, dafs die Forderung eigener Frauen-Universitäten durchdringt). — Die letzte Abhandlung von Theodor Holmberg, Die schwedische Volkshochschule, führt uns eine den nordischen Reichen eigentümliche Einrichtung in anschaulicher Weise vor.

W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Zweiter Band. 2. Hälfte. Fürstenschule — Griechische Erziehung. Langensalza. Verlag von Hermann Bayer und Söhne, Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler. 1896. Preis 7,50 M. — Mit dem genannten Teile dieses wichtigen Handbuches, auf welches in unseren Blättern wiederholt hingewiesen worden ist, liegt der zweite Band abgeschlossen vor, ein Zeichen, wie rüstig das Werk vorwärts schreitet. Wir sind der Ansicht, dafs gerade dieser Halbband die Aufmerksamkeit der Lehrer an den Mittelschulen in besonderem Mafse zu erregen geeignet ist; denn er enthält eine Reihe von sehr ausführlichen Artikeln, welche sich mit den Aufgaben des Unterrichtes an höheren Schulen oder mit deren Geschichte entweder ausschliefslich oder doch vorzugsweise beschäftigen. Dahin sind aufser der „Geschichte des deutschen Schulwesens von Dr. C. Nohle“, welche natürlich auch die der höheren Schulen eingehend behandelt, besonders zu rechnen die Artikel über geographischen Unterricht (Geographische Namenskunde von Oppermann; Geographischer Unterricht von Dr. A. Göpfert; Geographisches Zeichnen von Dr. S. Günther); namentlich der letztgenannte Aufsatz sei unseren Geographielehrern zur Lektüre dringend empfohlen. Ebenso eingehend wird der geschichtliche Unterricht behandelt. Dr. F. Neubauer liefert einen ausführlichen Artikel über den „Geschichtsunterricht auf höheren Schulen“, der uns auch in Separatdruck zugegangen ist und in diesen Blättern noch ausführlicher gewürdigt werden soll. Die Mathematiker wird Dr. H. Kefersteins Geometrie in höheren Lehranstalten besonders interessieren, uns alle aber die Ausführungen des Direktors Dr. G. Holzmüller in Hagen über die Gewerbeschulen. In schulgeschichtlicher Beziehung ist der Artikel „Fürstenschulen“ von O. Heine von besonderem Interesse. Wir haben nur die gröfseren Abhandlungen eigens hervorgehoben, ohne dadurch den kleineren irgendwie selbständigen Wert absprechen zu wollen. Vielmehr zeichnen sich alle einzelnen Teile auch dieses Halbbandes durch klare, auch äufserlich angedeutete Gliederung des Stoffes und durch gewissenhafte Literaturangaben aus, so dafs dadurch mancher Benützer zu eingehenderem Studium der betreffenden Fragen angeregt werden dürfte.

Gustav Freytags Gesammelte Werke. 1. Lieferung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1896. 1 M.

Der Tod Gustav Freytags hat, wenn dies überhaupt möglich war, das Interesse für diesen trefflichen Dichter noch erhöht. Dem kommt die Hirzelsche Verlagshandlung durch die Veranstaltung einer zweiten Ausgabe seiner gesammelten Werke entgegen. Zwar hatten ja die Schriften Freytags schon in Einzelausgaben die weiteste Verbreitung gefunden, allein der Erfolg der 1. Gesamtausgabe zeigte doch, welchem Bedürfnis dieselbe abhalf; denn der Gesamtpreis ist um ein Drittel billiger als der der Einzelausgaben; auch die allmähliche Erscheinungsweise erleichtert die Anschaffung. Diese Ausgabe, von der die 1. Lieferung vorliegt, soll in 75 Lieferungen à 1 M. erscheinen, monatlich etwa 3 Lieferungen, von denen 3—4 einen Band bilden. So umfassen die gesammelten Werke 22 Bände in nachstehender Ordnung: 1. Erinnerungen aus meinem Leben — Gedichte. 2. u. 3. Dramen. 4. u. 5. Soll und Haben. 6. u. 7. Die verlorene Handschrift. 8.—13. Die Ahnen. 14. Die Technik des Dramas. 15. u. 16 Politische Aufsätze. — Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. 17.—21. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 22. Karl Mathy. Diese Sammlung enthält alles, was der Dichter selbst noch für den Druck als geeignet bezeichnet hatte; denn in seinem Testamente hatte er ausdrücklich bestimmt, dafs Unfertiges oder Mifslungenes nicht veröffentlicht werden solle. Die vorliegende 1. Lieferung nun bringt den Anfang des 4. Bandes: Soll und Haben,

dieses vortrefflichen Romanes, welcher das Volk bei seiner Arbeit darstellt und gleich bei seinem ersten Erscheinen (1855) ungeteilten Beifall fand, samt der schönen Widmung an Herzog Ernst II. von Coburg.

Möge doch diese zweite Ausgabe der gesammelten Werke eines der besten deutschen Dichter die Verbreitung finden, welche sie verdient und zwar nicht blofs durch Anschaffung für Schulbibliotheken, sondern insbesondere in den deutschen Familien; denn Freytags Werke sollen nicht in dem abgegriffenen Exemplar einer Leihbibliothek einmal flüchtig gelesen werden, sondern sie sollen als ein echter Hausschatz im dauernden Besitze der deutschen Familie sein.

Dafs die Ausstattung eine vorzügliche ist, dafür bürgt schon der Name der Verlagshandlung, die ja durchaus vornehm ausgestattete Werke auf den Büchermarkt bringt. Bemerkt mag nur noch werden, dafs einzelne Bände dieser Gesamtausgabe nicht käuflich sind, wohl aber die früheren Einzelausgaben daneben unverändert fortbestehen und zu beziehen sind.

Eranos. Acta Philologica Suecana edenda curavit Vilhelmus Lundström 1896. Vol. I, fasc. 1. Upsaliae apud editorem. Lipsiae, Otto Harrassowitz.

Diese neue schwedische Zeitschrift für klassische Philologie, deren 1. Heft uns vorliegt, will zunächst Originalaufsätze schwedischer Gelehrten aufnehmen, wenn schon auch auswärtige Mitarbeiter willkommen sind. Den späteren Heften soll auch eine Rezensionsabteilung beigefügt werden. Herausgegeben wird die neue Zeitschrift von dem Privatdozenten für lat. Sprache in Upsala, Dr. V. Lundström, sie erscheint viermal jährlich in Heften von 3—4 Bogen und kostet für Deutschland 6 M. Das 1. Heft enthält folgende Beiträge: 1. Hesiodea scr. O. A. Danielsson Upsaliensis, p. 1—10 (behandelt kritisch 2 Hesiodstellen, op. v. 21 ff. u. v. 77 ff.). 2. Anmerkungen zur Oedipussage von J. Paulson S. 11—27. Der Verfasser hat 1895 bereits eine diesbezügliche Abhandlung: Till frågan om Oedipussagans Ursprung erscheinen lassen, welche sein Landsmann Sam Wide soeben in der Nr. 24 der Berl. Philol. Wochenschrift eingehend besprochen hat. Er sucht dort die Übertragung der Oedipussage aus Ägypten nach Griechenland nachzuweisen. Hier behandelt er die 2 Homerstellen, welche sich auf die Oedipussage beziehen: Od. XI, 271—280 u. Il. XXIII, 677 ff. (Forts. folgt). 3. Zur argivischen Bronzeinschrift der Sammlung Tyskiewicz von O. A. Danielsson S. 28—37. 4. Emendationes in Columellam scripsit Vilhelmus Lundström. 1. In Columellae de arboribus librum (20 Stellen werden kritisch behandelt). S. 38—47. 5. Über die sogenannte Attractio inversa im Lateinischen von Cl. Lindskog. S. 48—56.

Alt-München in Bild und Wort. Herausgegeben von Otto Aufleger und Karl Trautmann. München 1896. Verlag von L. Werner, Buchhandlung für Architektur, Kunst und Kunstgewerbe. 5.—12. Lieferung à 2 M.

Über Einrichtung, Umfang, Tendenz und bisherigen Inhalt dieses schönen und sehr empfehlenswerten Werkes wurde im vorigen Jahrgange (1895) unserer Zeitschrift S. 747 ausführlicher berichtet. Seitdem ist die Ausgabe rüstig vorwärts geschritten, so dafs nur mehr wenige Lieferungen zur Vollendung des bildlichen Teiles des Werkes fehlen. Um so besser läfst sich nach dem jetzt vorliegenden reicheren Material ein Urteil fällen über den Wert des Unternehmens. Die treffliche Ausführung auf dem hervorragend schönen Papier ist sich gleich geblieben, dagegen hat sich der Kreis der Darstellungen erweitert; sind es auch in erster Linie wieder die Thore und Mauerwinkel Alt-Münchens, seine jetzt verschwundenen oder anderen Zwecken zugeführten Klöster, verschiedene jetzt veränderte Strafsenbilder, die uns zusammen mit einigen Ansichten der Residenz und des alten Hofes vorgeführt werden, so erscheint doch auch schon die nächste Umgebung der Stadt im Rahmen der Darstellung (Schlofs und Lustgarten zu Harlaching, das alte Schlofs in Harlaching, Thalkirchen und Maria Einsiedeln 1830, die Schlöfschen zu Neuhausen und Neuhofen 1701), auch finden sich die Reproduktionen zweier Kupferstiche, welche Pläne der Stadt München aus dem Jahre 1623 und 1644 (nach Merian) darstellen; endlich eine Gesamtansicht von München am Ausgange des 16. Jahrh. Hinsichtlich der Originale der vorgelegten Reproduktionen überwiegen unter den 40 Tafeln der 8 Lieferungen an Zahl (18) die Aquarelle von Karl August Lebschée, gröfstenteils im Besitze des historischen Museums der Stadt München,

3 Bilder sind von Dominik Quaglio, 1 von J. M. Quaglio aus der neuen Pinakothek oder dem K. Kupferstichkabinet; dazu kommen Reproduktionen einer gröfseren Anzahl von Kupferstichen, nämlich 7 von Michael Wening, (etwa 1701) aus dem Besitz des städtischen Museums und von Privaten und 3 von Johann Stridbeck, aus dem Besitze der Maillingersammlung. Besonders erfreulich ist der Umstand, dafs auch Privatsammlungen für das Werk zugänglich gemacht worden sind. Wir wiederholen das früher Gesagte: nicht blofs für den gebornen oder eingesessenen Münchener, sondern für jeden, der einmal genauer sich in Bayerns Hauptstadt umgesehen hat, besitzt das Werk einen hohen Reiz, Münchener Schulen vollends sollten es in ihren Bibliotheken nicht missen.

Dr. Johannes Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung von Direktor Simon Widmann. II. Teil: Geschichte des Mittelalters. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1896. XII u. 384 Seiten. Preis M. 3.30.

Gleich gut ausgestattet wie der S. 509 dieses Bandes unserer Blätter erwähnte erste Teil, in korrekter Diktion hergestellt und sachlich meist verlässig, empfiehlt sich der vorliegende zweite der Neubearbeitung des Bumüllerschen Lehrbuches für die Einstellung in die Schülerlesebibliotheken, wegen einzelner Stellen allerdings mehr der katholischen als der protestantischen Anstalten. Auch dafs Ludwig der Bayer mit so gar geringer Rücksichtnahme auf die besseren Seiten seiner Regierung behandelt wurde, kann Anstofs erregen.

Dr. Sebastian Englert, Kgl. Gymnasialprofessor, Kurzgefafste Inhaltsangabe der Aeneide. Zum Gebrauche beim Unterrichte. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1896. 12 Seiten. Preis 20 Pf.

Dem gleichgearteten Schriftchen zu Homers Ilias und Odyssee (vgl. Band XXXI S. 750 dieser Blätter) hat der Verf. nunmehr eine gedrängte Inhaltsangabe von Vergils Aeneide folgen lassen. Diese ist um so dankenswerter, als es die Schullektüre der Aeneide über 2—3 Gesänge selten hinauszubringen pflegt. So erhalten die Schüler, wendet nicht der Lehrer diesem Punkte eine besondere Aufmerksamkeit zu, nur allzuoft keinen richtigen Einblick in den Aufbau des Ganzen. Englert kommt es namentlich darauf an, die Zeitlichkeit der Anfeinanderfolge in der Komposition klar zu legen. Da er hiebei mit Geschick und mit grofser Sorgfalt verfährt, so verdient seine Inhaltsangabe für Schulzwecke volle Beachtung.

Lehrbuch der Weltgeschichte für obere Klassen der Gymnasien und Realschulen von Professor Dr. Dürr (Cannstadt), Professor Dr. Th. Klett (Cannstadt), und Professor Dr. O. Treuber (Stuttgart). 1. Altertum. Ausgabe für Gymnasien. Stuttgart, Paul Neff 1895.

In dem oben bezeichneten Verlag erscheint eine Sammlung von Lehrmitteln für höhere Unterrichtsanstalten, das Lehrbuch der Weltgeschichte soll den 6. Teil dieser Sammlung bilden. Der einstweilen vorliegende 1. Band behandelt auf 370 ziemlich eng gedruckten Seiten die Geschichte des Altertums, die folgenden Bände sollen knapper gehalten werden. Der grofse Umfang dieses Bandes erklärt sich durch die „eingehendere Behandlung der orientalischen und überhaupt der Kulturgeschichte, sowie die gröfsere Berücksichtigung der Altertümer, die beim Wegfall eines besonderen Unterrichtes in diesem Fach erwünscht sein dürfte". Die Verfasser, von denen Prof. Treuber die orientalische und griechische Geschichte, Prof. Klett die römische Geschichte bis 133 v. Chr., Prof. Dürr deren 2. Hälfte (bis 476 n. Chr.) behandelt haben, setzen voraus, dafs einerseits der Geschichtslehrer in Sekunda eine Auswahl aus dem Buch treffen werde und dafs andrerseits die Schüler auch nach Sekunda das Buch noch benützen werden.

Wo wie an den bayerischen Gymnasien für die zweite Durchnahme der alten Geschichte bis auf Augustus nur etwa 72 Stunden zur Verfügung stehen, würde die Benützung eines so ausführlichen Lehrbuches den Unterricht nicht erleichtern. Dasselbe stellt an den Lehrer wie an den Schüler zu hohe Anforderungen, auch wenn man sich zu dem immerhin mifslichen Ausweg entschliefst, Stunde für Stunde eine Auswahl aus dem Lehrbuch zu treffen.

Von diesen Bedenken abgesehen, verdient das Buch uneingeschränkte Anerkennung: es ist gründlich und mit Benützung der neuesten Werke gearbeitet,

der Stil ist sachlich und klar, der Druck fast fehlerfrei (S. 119); der Preis (2 M.) ist in Anbetracht des grofsen Umfanges und der musterhaften Ausstattung sehr mäfsig zu nennen. St.

Wochenschrift für Entomologie. Internationales Organ für alle Interessen der Insektenkunde. Herausgegeben und redigiert unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten, sowie hervorragendor Kenner und Beobachter der Insektenwelt. J. Neumanns Verlag in Nendamm. Preis vierteljährig 3 Mark.

Vorliegende Wochenschrift möchte vor allem biologische Interessen pflegen und fördern, ohne jedoch die Systematik ganz zu vernachlässigen. Das hat natürlich für die Mittelschulen viel Anziehendes, und so enthält dieses erste Heft in den beiden Aufsätzen: „Wege der Entomologie" und „Was schützt den Falter" viele Dinge, die sich praktisch im Unterrichte, auf Exkursionen u. s. w. verwerten lassen. Wer also in unseren Kreisen ein Freund der Entomologie ist, dessen Beachtung sei hiemit genannte Wochenschrift empfohlen.

Lateinisches Elementarbuch für die erste Klasse des humanist. Gymnasiums von Dr. Georg Biedermann. 7. Aufl. München. Ackermann 1895. VIII u. 153 S. Preis M. 1,50. — Nach der durchgreifenden Umgestaltung der vorausgehenden Auflage haben sich bei der neuen nur wenige Änderungen als notwendig ergeben. Vor allem war dem Bedürfnis zusammenhängender Übungsstücke auch in der ersten Hälfte des Buches Rechnung zu tragen. Die Aufgabe ist bekanntlich nicht leicht, wie überhaupt die Ansichten über die methodische und pädagogische Bedeutung dieser Frage geteilt sind. Die Art und Weise, wie Dr. Gerathewohl, der Verfasser der betreffenden Stücke, die meist am Schlusse gröfserer Abschnitte als Wiederholungsstoff gegeben werden, bei deren Zusammenstellung verfahren ist, mufs als durchaus zweckentsprechend bezeichnet werden. Da das Buch auch sonst in der Anlage und der Darbietung des Stoffes den Anforderungen der „neuen" Methode entspricht, erscheint die vorliegende Auflage wohl geeignet, dem Buche ein noch weiteres Absatzgebiet zu erwerben und dasselbe neben den bekannten andern Übungsbüchern für die 1. Klasse — für Bayern kommen höchstens zwei in betracht — seinen Platz erfolgreich behaupten zu lassen. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit für den ganzen Unterrichtsbetrieb, dafs der Gefahr einer gewissen Monopolisierung der Methode sowohl wie der Lehrbücher vorgebeugt wird. — In der Fassung der Regeln schliefst sich das Übungsbuch an die Landgraf'sche Grammatik an. Wenn wir eine Ansicht zur Berücksichtigung bei einer kommenden Auflage äufsern dürfen, so ginge sie dahin, dafs bei der Verteilung des Lernstoffes auf die einzelnen §§ noch engerer Anschlufs an den Gang des Unterrichtes gesucht, d. h. noch mehr auf eine Anordnung nach einzelnen Lektionen Bedacht genommen werde. — Unbedingtes Lob verdient der vortreffliche Druck: die für die Hygiene des Auges so wohlthätigen weifsen Rauminseln zwischen den Abschnitten und der reichlich bemessene Zeilenabstand tragen nicht wenig zu dem guten Gesamteindrucke des Buches bei.

Reum, Dr. A. Französisches Übungsbuch für die Vorstufe zur Benützung von vier Hoelzelschen Wandbildern für den Anschauungs- und Privatunterricht. Bamberg. Buchner Verlag. 1895. — Dieses Büchlein ist für Schulen bestimmt, die auf den französischen Unterricht mehr Zeit als die Gymnasien verwenden können, mit etwa 10jährigen Schülern beginnen und dem grammatischen Unterrichte einen propädeutischen Kursus vorangehen lassen wollen. Für solche Schulen kann man dasselbe auch empfehlen.

H. Graf, instit. à l'école secondaire, Kilchberg-Zurich, Cours élémentaire de la langue française. Leçons de choses. Lectures et leçons sur images. Exercices de grammaire. Rédactions. Phrases de tous les jours. Zurich, Höhr u. Fäsi 1893. 8° 224 Seiten. idem: Partie du maître 8° 76 Seiten. — Dieses Buch ist für die ersten beiden Schuljahre bestimmt. Im Lehrstoff des ersten Jahres sind ungefähr 600, in dem des zweiten 1400 Vokabeln zu bewältigen. Es findet sich nicht ein einziges deutsches Wort in dem Werke, es soll jedes Stück so lange durchgenommen werden, bis der Schüler die Ausdrücke sich gemerkt hat. Der Verfasser operiert

mit der Anschauung entweder des Objektes selbst oder einer Abbildung desselben. Wo ihm die vorhandenen Anschauungsbilder nicht mehr genügen, hat er selbst solche (12) herstellen lassen, die in einem Oktavheftchen dem Buche beigelegt sind. Aus der Partie du maître ersehen wir, wie der Verfasser dazu kam, dieses Lehrmittel zu verfassen, und wie er sich die Verwendung desselben denkt. Es soll der erste Versuch sein, die seit einem halben Jahrhundert in den Zürcherischen Schulen erprobte Methode J. Th. Scherrs für den deutschen Elementarunterricht auf den im Französischen zu übertragen: „Wird der Unterricht begonnen, so dürfen die Schüler noch kein Buch in Händen haben. Der Lehrer tritt mit etlichen Gegenständen vor die Klasse, zeigt sie, spricht die Namen samt dem bestimmten Artikel vor und läfst im Chor und einzeln nachsprechen. Hat das Gedächtnis die Worte vermittelst des Ohres festgehalten und können sie einigermafsen fehlerlos gesprochen werden, so schreibt man sie an die Wandtafel und bespricht die Verhältnisse zwischen Laut und Schrift". Dann erst werden die im Lehrbuche angegebenen Übungen durchgenommen. „Zur Memorierung der Farbenadjektiva ist eine Farbentafel unerläfslich. Die Stoffnamen müssen an konkreten Gegenständen memoriert werden. Zur Einübung des Uhrablesens bediene man sich einer alten Schwarzwälderuhr oder lasse ein besonderes Zifferblatt mit Zeigerbetrieb machen". Im weiteren Verlauf des Unterrichts soll der Lehrer Fragen über den vorgewiesenen Gegenstand stellen und Antworten darauf bilden lassen. Als Beispiel sind 23 Fragen über das Parapluie gegeben! Der Wortvorrat, der dem Schüler durch dieses Buch vermittelt wird, betrifft die in der Schule vorkommenden Gegenstände, Namen von Stoffen und Metallen, Verwandtschaftsnamen, Orts- und Zeitbestimmungen, die Lampe, das Taschenmesser, die Uhr, die täglichen Beschäftigungen eines Schülers. Vielleicht ist der Verfasser bei einer Anzahl von Kapiteln zu sehr ins Detail gegangen. Bei der rein auf Erwerbung von Sprechroutine abzielenden Tendenz des Buches hätten manche nicht häufig vorkommenden Wörter wegbleiben können. Die ganz unverhältnismäfsig gröfsere Arbeit fällt bei dieser Methode dem Lehrer zu, der immer und immer Fragen bilden und beantworten lassen mufs; auch dürfte dieselbe nur bei jüngeren Schülern verfangen, im Alter vorgerücktere würden die ewigen Wiederholungen und das unendliche Sätzekonjugieren wahrscheinlich ermüdend finden.

Rahn, Dr. H., Oberlehrer an der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden, Lesestücke für den französischen Unterricht zur Einführung in Land, Art und Geschichte des fremden Volkes. Mit einem Anhang, welcher enthält: 1. einen kurzen Abrifs der franz. Metrik, 2. eine Lebensskizze der Dichter La Fontaine und Béranger, 3. eine freie metrische Übertragung der Gedichte des III. Abschnitts, 4. eine Ansicht von Paris nebst Plan der Umgebung, 5. eine Karte von Frankreich. Leipzig, O. R. Reisland 1893. 8°. 244 Seiten. — Das Lesebuch zerfällt in drei Abschnitte: 1. Frankreichs Land und Leute, 2. Aus Frankreichs Geschichte, 3. Aus Frankreichs Literatur, ausschliefslich Gedichte und zwar hauptsächlich von La Fontaine und Béranger enthaltend. Den Lesestücken, welche 147 Seiten umfassen, folgen die Präparation zu jedem einzelnen derselben, dann noch ein alphabetisches Wörterverzeichnis und endlich der im Titel schon genannte Anhang. Das Buch enthält nichts Anstöfsiges, ist schön gedruckt und dürfte den vom Verfasser auf dem Titel bezeichneten Zweck erfüllen. Das letzte prosaische Stück, Seite 123, scheint von einem Deutschen ins Französische übersetzt worden zu sein, denn die folgenden Sätze erregen Bedenken: Entre antre il lui offrit une rose. Und: C'est vrai, Majesté, répliqua Napoléon, je regrette qu'il en doit être ainsi.

Gietmann, G. J., Die Aussprache des Englischen in systematischer Vollständigkeit, einschliefslich der Regeln über Quantität und Accent. Freiburg i. B. 1892. Herder. S. IV. u. 108. 8°. br. M. 1,50. — Das Büchlein enthält eine gute Zusammenstellung der betr. Regeln, welche durch lehrreiche Beispiele belegt werden, doch ist es als ein Mangel anzusehen, dafs auf Zuhilfenahme der Sprachphysiologie verzichtet wurde, sowie dafs Verf. zu den englischen Beispielen (Einzelwörtern, Sätze und zusammenhängende Stücke) keine deutsche Bedeutung, bezw Übertragung gegeben hat.

Peters, G. B. Französische Verbalformen der erstarrten (unregelmäfsigen) Konjugation zur Übung des freien mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Leipzig. Neumann. 1892. S. IV, 71. 8°. M. —,60. — Von der richtigen Anschauung ausgehend, die Schüler müfsten die Verbalformen in Verbindung mit den Objektformen des Personalpronomens möglichst beherrschen, gibt Peters eine ziemlich grofse Anzahl (2340) recht geschickt zusammengestellter kurzer Sätze, die manchem als gutes Unterrichtsmittel zur Einübung der Verbalformen willkommen sein werden.

Krüger, Dr. G. Systematical Engl. German Vocabulary. Engl.-Deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet für Studierende, Schulen und Selbstunterricht. Berlin. Fontane 1893. 8°. V, 395 S. — Ein mit grofsem Fleifs ausgearbeitetes Buch, das an Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen läfst; doch ist es für Schulzwecke wohl kaum brauchbar, da zur Durchnahme desselben etwa 380 Unterrichtsstunden nötig wären, wenn man für jede Stunde 40—50 Wörter und Ausdrücke, d. h. eine Seite, zu lernen gäbe.

Stein, Dr. Ferd., Lehrgang der französischen Sprache im Anschlufs an die Lehrpläne vom Jahre 1891. Erste Abteilung (Quarta). Aachen 1893. R. Barth. 8°. VI u. 82 S. — Die Methode ist kurz ausgedrückt folgende: Zuerst kommt ein zusammenhängendes französisches Stück, dann folgt ein Kapitel aus der Grammatik, den Schlufs bildet ein deutsches zusammenhängendes Stück, welches eine Variation des vorausgehenden französischen ist. Sache des Lehrers ist es, durch selbst gebildete kürzere Sätze, durch französische Fragen und ähnliche Übungen das französische Stück so lange einzuüben, bis die Schüler imstande sind, das deutsche Stück ohne Mühe ins Französische zu übersetzen. Der Lehrer hat auf diese Weise freiere Bewegung, aber auch viel mehr Mühe: er mufs sich ein eigenes Übungsbuch neben dem gedruckten herstellen. Auf S. 69 beginnt ein kleines Lesebuch mit prosaischen und poetischen Stücken. Ein Vokabelverzeichnis zum ganzen Buche ist beigelegt.

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten. Münster. Theissing. 58. Bändchen. Mignet, Histoire de la révolution française. Texte abrégé et commenté pour les écoles. Herausgeg. von J. Bröll, Gymn.-Direktor. 16°. VIII u. 535 S. — Der Herausgeber hat einzelne Kürzungen des Textes vorgenommen, soweit sie ihm mit der Wahrung des Zusammenhanges und der Verständlichkeit des Textes aus sich selbst heraus verträglich schienen. Wenn der Herausgeber dieses Werk Mignets auch nicht als eine Jugendschrift betrachtet, so hofft er doch, es werde namentlich für die Vertiefung der Einsicht in geschichtliche Vorgänge und staatliche Verhältnisse vortreffliche Dienste leisten. Sachliche Fufsnoten erleichtern das Verständnis, seltene oder ungewöhnliche technische Ausdrücke sind übersetzt. Der Text ist trotz des kleinen Formats des Buches sehr deutlich auf schönem Papier gedruckt.

Voltaire, Histoire de Charles XII, roi de Suède. Erklärt von Emil Pfundheller. 4. Auflage mit 2 Karten von H. Kiepert. Berlin, Weidmann 1893. In Leinwand geb. M. 2,—. — Die 4. Auflage zeichnet sich vor ihren Vorgängerinnen namentlich äufserlich aus: am Rande ist die Zeilenzahl angegeben, und der Text selbst ist in §§ eingeteilt. Die Einleitung und die sachlichen Anmerkungen machen diese Ausgabe besonders wertvoll.

Thiers, Ägyptische Expedition der Franzosen 1798—1801. Erklärt von Friedrich Koldewey. 4. Aufl. mit 2 Karten von H. Kiepert. Berlin, Weidmann 1892. In Leinw. geb. M. 2,—. — Diese Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden hauptsächlich durch eine neuerdings vorgenommene Sichtung der Anmerkungen und Vergleichung mit anderweitigen Ausgaben.

Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Erklärt von R. Wilcke. 2. Auflage erklärt von K. Kaphengst. Berlin, Weidmann 1893. Ungeb. M. 1,—.

— Die sprachlichen Anmerkungen der ersten Auflage sind auf das Nötigste beschränkt, die sachlichen sind in einen Anhang verwiesen. Ganz am Schlusse finden sich 49 der wichtigsten im Stücke vorkommenden Synonyma mit den betreffenden Belegstellen. Über den Dichter und Stück gut aufklärende Einleitungen beginnen das Buch.

Ricken, La France — le pays et son peuple. Récits et tableaux du passé et du présent. Livre de lecture à l'usage des écoles Berlin, Gronau 1893. 8°. 281 S. — Die vier Hauptabschnitte des Buches: Narrations, Histoire, Géographie, Poésies bieten ganz vortrefflich ausgewählte, durchaus unanstöfsige Stücke. Die 32 ersten Seiten enthalten ein sehr lehrreiches Stück: Le tour de la France en cinq mois, wozu ein kleines Kärtchen von Frankreich mit Angabe der in der Erzählung genannten Orte erwünscht wäre. Ein appendice enthält vier aus dem Deutschen metrisch übersetzte Gedichte und eine Stammtafel der Kapetinger, Valois und Bourbonen. Anmerkungen, Präparationen, Wörterverzeichnisse sind nicht beigegeben, dafür ist der Inhalt um so reicher. Druck und Papier sind sehr schön.

Ricken, Dr. Wilh., Grammatik der französischen Sprache für deutsche Schulen. Berlin. Gronau 1893. gr. 8°. 118 S. — Diese für alle Arten höherer Lehranstalten bestimmte Grammatik erinnert durch die ganze Art ihrer Darstellung, durch Format und Druck an die im Juli 1892 erschienene zweite Auflage des Lehrbuches der französischen Sprache für höhere Lehranstalten von Mangold und Coste, und zwar speziell an die von Mangold bearbeitete Ausgabe A des zweiten Teils. Auch Mangold hätte, wenn er weniger bescheiden gewesen wäre, von sich sagen können, was Ricken von sich in seinem Vorwort sagt: „Ich wollte zu zeigen versuchen, dafs eine wissenschaftlich gehaltene Schulgrammatik keineswegs unverdaulich und abschreckend zu sein brauche, dafs vielmehr das Richtige und Wahre, mit Sorgfalt in künstlerische Formen gegossen, zugleich das Natürlichste und Zweckmäfsigste sei“. Die Methode der Darstellung ist die schon von Breymann und seinen Vorgängern angewendete, die man eine Umkehrung der von Englmann in seiner lateinischen Grammatik befolgten nennen kann, nämlich erst kommen die Beispiele, dann die Regel. Die Beispiele stehen in fortlaufenden Zeilen neben einander gedruckt (ohne Übersetzung). Besteht eine Regel aus mehreren Unterabteilungen, so stehen alle Beispiele zu denselben voraus, so dafs manchmal 20 und mehr Zeilen mit Beispielen vorhergehen, bis die dann ebenfalls aus 14 oder mehr Zeilen bestehende Regel nachfolgt. So schön nun diese Art der Darstellung für das Auge sein mag, so unbequem ist sie für den Schüler, der nach Durcharbeitung des letzten Beispiels an die Regeln kommend bereits vergessen hat, auf welche Fälle sich die erste Unterabteilung der Regel bezieht. Da jede den Vergleich mit dem Deutschen ermöglichende Übersetzung fehlt, so ist die ganze Darstellung auch nur dazu angethan, den Schüler zu befähigen, die in der Lektüre auftretenden Erscheinungen zu erklären, nicht aber auch dazu, ihm bei den Übersetzungen aus dem Deutschen als Leitfaden zu dienen. Mit diesem Vorbehalt, der bei der in Norddeutschland eingetretenen Vernachlässigung der französischen Stilübungen wenig ins Gewicht fällt, mufs dem Verfasser für die Auswahl und Anordnung der Beispiele und die Fassung der Regeln Lob ausgesprochen werden.

Kühn, Karl, Kleine französische Schulgrammatik. 2. umgearb. Aufl. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1893. 8° 120 Seiten. Durch diese zweite Bearbeitung hofft der Verfasser das Buch auch für die Oberstufe der Gymnasien und für die sechsklassigen Realschulen und Realprogymnasien völlig ausreichend gemacht zu haben. Das Buch ist auf das Lesebuch des Verfassers gegründet, indem als Beispiele für die Regeln nur Sätze aus jenem zitiert sind. Es mag sein, dafs diese Grammatik für die Erklärung der gewöhnlichsten Spracherscheinungen in der Lektüre ausreicht; für Schulen hingegen, an denen Kühns Lesebuch nicht eingeführt ist, und an denen Übersetzungen aus dem Deutschen betrieben werden, ist es nach Inhalt und Darstellung ungenügend

Süpfle-Mauron. Französisches Lesebuch. Mit einem ausführlichen erklärenden Wörterbuche. Zehnte Auflage. Heidelberg. Julius Groos 1893. 8°, 268 Seiten Text, 119 Seiten Wörterbuch. geb. M. 2,80. — Die zehn Auflagen dieses Buches sprechen hinreichend für dessen Beliebtheit. Diese neue Auflage unterscheidet sich von der neunten durch Weglassung eines Condolenzbriefes Napoleons an die Witwe des bei Abonkir gefallenen Admirals Brueys. Eine weitere Veränderung betrifft die Grofsschreibung der Substantiva in den Titeln (nur im VIII. Abschnitt ist dies übersehen worden). Die Sternchen vor manchen Titeln im Inhaltsverzeichnis dürften bei der nächsten Auflage weggelassen werden, da keine Angabe darüber zu finden ist, was sie bedeuten. Wir wünschen dem schön ausgestatteten Buche weitere Erfolge.

Ohlert, Oberlehrer, Deutsch-Französisches Übungsbuch. Im Anschlufs an die französischen Unterrichtsbücher des Verfassers. Hannover, C. Meyer 1894. 8°, 132 Seiten. M. 1,20. — Dem Titel entsprechend enthält dieses Buch auf 54 Seiten 14 zusammenhängende deutsche Übungsstücke, deren Stoffe dem Ohlert'schen Lese- und Lehrbuch, und 52, die dessen französischem Lesebuche entnommen sind. Von Seite 55—89 folgen Einzelsätze zur Einübung gewisser Verbalkonstruktionen. Die Seiten 90—132 enthalten das alphabetische Wörterverzeichnis. Die Stücke sind hübsch, dürften aber ohne die französischen Lehrbücher nicht wohl verwendbar sein.

Lehrbuch der Geographie für Handels- und Gewerbschulen von Dr. A. Scholz. 5. umgearbeitete Aufl. Wien und Leipzig. W. Braumüller. 1894. Preis 5 M. — Ein in seiner äufsern Erscheinung gut ausgestattetes Buch, bestimmt für österreichische Schulen und daher auch nach der dort geltenden Schulorthographie gedruckt. Es nimmt deshalb die Behandlung der österr.-ungarischen Monarchie billigerweise den breitesten Raum ein, so dafs sich die übrigen Länder mit einer kürzeren Darstellung begnügen müssen. Dafs aber das wichtigste Gebirge Europas, die Alpen, keine zusammenhängende Darstellung gefunden haben, sondern nach einer 14 Zeilen langen allgemeinen Einteilung nur noch stückweise bei der Besprechung der einzelnen Kronländer Österreichs oder bei Frankreich, Italien und der Schweiz abgehandelt werden, kann nicht gutgeheifsen werden, hängt aber wohl mit der ausgesprochenen Bestimmung des Buches zusammen, wornach das Schwergewicht auf dem Nachweise der Bedeutung der Länder für Handel, Gewerbe und Industrie liegt. Es schliefst sich demnach an die Topographie jedes Landes ein „Kulturbild“ an, das dem Klima, den Naturprodukten, der Industrie, dem Handel, der Bevölkerung und der geistigen Kultur gewidmet ist. Hören wir, wie das Kulturbild Bayerns lautet: „Für die geistige Ausbildung des Volkes ist in hohem Grade gesorgt. Durch 3 Universitäten wird die streng wissenschaftliche Bildung gefördert, während mehrere trefflich eingerichtete technische und andere (humanistische?) höhere Lehranstalten für bestimmte Berufszweige vorbereiten. Einer besonderen Pflege erfreut sich der Volksunterricht. In keinem andern Staate Deutschlands hat die Kunst eine solche Unterstützung gefunden wie in Bayern, besonders unter dem kunstliebenden König Ludwig I. Die Bayern sind kräftig, aber im allgemeinen schwer beweglich, derb, jedoch zuverlässig, offen, anspruchslos und halten treu an ihrem Fürstenhaus und der Verfassung.“ Nach welchen Gesichtspunkten übrigens die jeweils angeführten Städte geordnet sind, ist nicht klar. Vermutlich, um sie nach der Lage an den Eisenbahnen folgen zu lassen, die in diesem Buche natürlich eine grofse Rolle spielen müssen. In einem Buche, das dem Handel und der Industrie vorzüglich dienen will, hätte aber Ludwigshafen a. Rhein mit seiner gewaltigen Industrie — es sei nur an das Riesenetablissement der badischen Anilinfabrik erinnert — nicht fehlen dürfen. Inwieweit der 60 Seiten starke Anhang „Mitteilung über die wichtigsten Produkte und Verkehrsanstalten des Welthandels“ sich im Unterrichte fruchtbringend verarbeiten läfst, mufs dahin gestellt bleiben. Doch scheinen die zahlreichen statistischen Tabellen eher in Hübners Tabellen als in ein Schulbuch zu gehören.

Miszellen.

Wider die Lokation.

Von den beiden Aufsätzen, welche sich im letzten Hefte unserer Blätter mit der Lokationsfrage beschäftigten, ist ein Separatdruck hergestellt worden unter dem Titel: Sollen unsere Gymnasiasten wieder „nach dem Fortgang gesetzt" werden? Zwei fachmännische Gutachten über die Lokation für alle Freunde der Schule von E. Grofs, K. Gymn.-Prof. in Nürnberg und Dr. A. Patin, Gymn.-Prof. in Neuburg a. D. München, 1896. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis 50 Pfg.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dafs nicht alle Abgeordneten sich für Lokationen ausgesprochen haben, sondern dafs es zwei Strömungen gab und 5 Abgeordnete dafür, 3 dagegen sich äufserten. Übrigens wird in einem der nächsten Hefte ein Bericht über die Landtagsverhandlungen erscheinen, der auch über diese Frage kurz referieren wird. Die Red.

Heilanstalt für Sprachkranke.

An der Heilanstalt für Sprachkranke — München, Plinganserstr. 67 — werden vom 15. Juli bis 25. August die diesjährigen vom K. Ministerium angeordneten Ferienkurse abgehalten. Diese Heilkurse, welche im Anstaltsgarten stattfinden und neben der gesunden Sprache auch allgemeine körperliche Kräftigung erzielen wollen, empfehlen sich besonders stotternden Schülern. Es wird daher auf das Inserat des Leiters der Anstalt im Anzeigenteil dieses Heftes aufmerksam gemacht. Die Red.

Einladung

zu dem

vom 10.—13. Juli in München stattfindenden II. Deutschen Kongresse für Volks- und Jugendspiele.

Tagesordnung: Freitag, den 10. Juli. Nachmittags von 4½ Uhr ab: Besuch der Spielabteilungen der Münchener Volkschulen. Es wird in 12 Schulhöfen gespielt; man erkundige sich nach den zunächst liegenden Volksschulen. Abends: Bei gutem Wetter im Hofbräuhauskeller, bei ungünstiger Witterung im Café und Restaurant Luitpold, Briennerstrafse 8.

Sonnabend, den 11. Juni. [8 bis 10 Uhr Vormittags: Sitzung des Zentral-Ausschusses im Ratsstübchen (Neues Rathaus).][1] 11 Uhr Mittags: Öffentlicher Vortrag im neuen Rathaussaale: Die Bedeutung der Bewegungsspiele in freier Luft für das deutsche Volk, von Geheimrat Dr. von Ziemssen. 4 bis 7 Uhr Nachmittags: Vorführung von Jugend- und Volksspielen im Hof der alten Leibregiment-Kaserne, Hofgartenstrafse: 1. von 4–5 Uhr Spiele von Kindern der Volksschule, 2. von 5–6 Uhr Spiele von Mittelschülern, 3. von 6—7 Uhr Spiele von Studierenden der Hochschulen. 8 Uhr Abends: Geselliges Beisammensein auf dem Franziskanerkeller (Hochstrafse), Begrüfsung der Kongrefsbesucher durch den Orts-Ausschufs.

Sonntag den 12. Juli. 10 Uhr Vormittags: Öffentlicher Kongrefs im grofsen Rathaussaale.[2]) 1. Gesang des Lehrergesangvereins. 2. Eröffnungsrede und Begrüfsung der Kongrefsteilnehmer durch den Vorsitzenden des Zentral-Ausschusses, Abgeordneten von Schenkendorff-Görlitz. 3. Bewillkommnung des Kongresses Seitens der staatlichen und städischen Behörden. 4. Etwaige Ansprachen der Vertreter anderer deutscher Staaten. 5. Gesang des Lehrergesangvereins. 6. „Die Nationaltage für deutsche Kampfspiele", Referenten Dr. med. Schmidt-Bonn und Direktor Professor Raydt-Hannover. 7. Debatte. 8. Schlufswort. Nach Schlufs der Sitzung: Zwangloses Mittagessen in der Weinhandlung von Eckel (Burgstrafse) und in verschiedenen anderen Wirtschaften. 3 Uhr Nachmittags: Sammlung in den Hofgarten-Cafés und gemeinschaftlicher Spaziergang im „Englischen Garten". 5½ Uhr Nachmittags: Vorführung von Volksspielen durch Vereine im Hofe der alten Leibregiment-Kaserne, Hofgartenstrafse. 8 Uhr Abends: Geselliges Beisammensein. Das bezügliche Lokal wird später noch mitgeteilt.

[1]) Die eingeklammerten Versammlungen sind nicht öffentlich.

[2]) Während des Kongresses wird in einem Nebensaal ein Büffet mit Frühstücksauswahl gegen Bezahlung aufgestellt sein.

Montag, den 13. Juli. [7—10 Uhr Vormittags: Vereinigte Sitzung des Vorstandes des Zentralausschusses mit dem Ausschuss für Volksfeste im Ratsstübchen (Rathaus).] [11—2 Uhr Nachmittags: Sitzung des technischen Ausschusses im Ratsstübchen.] 3 Uhr Nachmittags: Gemeinschaftliches Mittagessen der Mitglieder des Zentral-Ausschusses und der Unterausschüsse im Weinhaus von Eckel (Burgstrafse). Preis des Gedecks 3 Mark. Beteiligung der Kongrefsbesucher und der Münchener Freunde ist sehr erwünscht. Anmeldung der Teilnahme erfolgt am 12. Juli bei besonders bezeichneter Stelle am Eingang zum Kongrefssaal.

Auf die Einladung des Vorsitzenden des Ortsausschusses, Herrn I. Bürgermeisters v. Borscht wurde vom Ausschuss des bayerischen Gymnasiallehrervereins Herr Gymnasialprofessor Dr. J. Scheibmaier als Vertreter des Vereines in den technischen Ausschufs gewählt. Die Red.

Personalnachrichten.

Ernannt: David Wollner, Gymnl. in Landau zum Rektor des Progymnasiums in Kirchheimbolanden mit dem Range und Gehalte eines Gymnasialprof.; Eugen Schuhmacher, Assistent in Landau zum Gymnl. daselbst. — Mit Wirksamkeit vom 1. Juli wurden ernannt 1. zu Gymnasialprofessoren die Gymnasiallehrer: Friedr. Lanzinger am Wilhelmsgymn. in München; Ad. Schwanzer ebendaselbst (M.); Dr. Thomas Stettner am Maxg. in München; Ernst Piechler ebendaselbst (M.); Jos. Egenolf am Luitpoldg. in München; Frz. Xav. Reichart in Freising (M.); Jos. Schmid in Passau; Wolfg. Küffner in Zweibrücken (M.); Dr. Daniel Kennerknecht in Bamberg (Alt. Gymn); Dr. Gg. Hüttner in Ansbach; Benno Helmsauer vom Gymn. Neuburg a. D. am Gymn in Eichstätt; Dr. Chr. Schöner in Erlangen; Dr. H. Braun in Nürnberg (Alt. Gymn.); Frz. Schierlinger in Schweinfurt; Dr. Pet. Schmitt in Würzburg (Alt. Gymn.); Dr. Rob. Geigel am alt. Gymn. in Würzburg (M.); Dr. Leonh. Dittmeyer in Würzburg (Neues Gymn.); Dr. Gg. Wild von Regensburg (N. G.) am Gymn in Dillingen. 2. zu Gymnasiallehrern die Assistenten: Joh. Geiger vom Gymn. Freising am Progymn. Edenkoben; Joh. Morsheuser von der Lateinschule Hafsfurt am Progymn. Kirchheimbolanden; Gg. Rose vom Progymn. Ludwigshafen a. Rh. am Progymn. Pirmasens; Jos. Weifs vom Gymn. in Aschaffenburg am Progymn. Pirmasens; Dr. Alb. Mayr vom Ludwigsg. in München am neuen Gymn. in Regensburg; Ad. Fürst vom Progymn. Schäftlarn am neuen Gymn. in Regensburg; Dr. Hans Keller am Realgymn. Nürnberg; Jos. Schmatz vom Gymn. Landshut am Progymn. Rothenburg o. T.; Heinr. Hüttinger vom alten Gymn. in Regensburg am Gymn. in Neuburg a. D.; Priester Karl Unterstein, Seminarpräf. in Regensburg zum Gymnprof. (R) am Gymnasium Straubing; Herm. Koch, Lehrer an d. Realsch. Marktbreit zum Gymnl. in Neustadt a. A. (N. Spr.).

Versetzt: Dr. Theod. Gollwitzer, Gymnl. am alt. G. in Nürnberg und Wilh. Meyer, Gymnl. in Kempten in Genehmigung ihrer Stellentauschgesuche gegenseitig versetzt; — ferner wurden auf Ansuchen versetzt: der Gymnprof. Frz. Xav. Binhack vom Gymnasium Eichstätt nach Passau; die Gymnasiallehrer: Dr. Max Offner von Aschaffenburg und Joh. Stöcklein von Dillingen an das Ludwigsg. in München; Friedr. Höhl vom Progymn. Pirmasens an das Gymnasium Freising; Albert Schnell vom Progymn. Edenkoben an das Gymnasium Passau; Gg. Knoll vom Progymn Kirchheimbolanden an das Progymn. Dürkheim; Joh. Braun vom neuen Gymn in Regensburg an das alte Gymn. in Bamberg; Dr. Joh. Fertig vom Gymn. Freising an das alte Gymn. Bamberg; Frz. Spiringer vom Progymn. Dürkheim an das Gymn. Aschaffenburg; Jos. Harbauer vom Progymn. Rothenburg o. T. und Joh. Kuchtner vom Progymn. Pirmasens an das Gymn. in Dillingen.

In Ruhestand versetzt: Franz Binder, Rektor des Progymn. in Kirchheimbolanden auf ein Jahr; Bernh. Müller, vorm. Gymnprof. in Kaiserslautern für immer unter Anerkennung.

Gestorben: Der im zeitl. Ruhestand befindliche Gymnl. Karl Joachim in München zuletzt am Gymn. Landshut)

Stipendium: Dr. Albert Mayr, Assist. am Ludwigsgymn. in München (ab 1. Juli Gymnl. am neuen Gymn. in Regensburg) erhielt das archäologische Stipendium von 2160 M. zum Besuch des deutschen archäologischen Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über Neposausgaben und Neposlektüre.

Bekanntlich sind die pädagogischen Schwierigkeiten bei der ersten Einführung in einen Klassiker keine geringen. Wenn auch von dem Geschick und der Kunst des Lehrers in erster Linie eine belebende, fruchtbare Behandlung eines Autors abhängt, so trägt doch andrerseits auch die von den Schülern benützte Ausgabe viel dazu bei, ob ihnen der Klassiker sympathisch wird oder ob sie ihm fremd und verschlossen gegenüberstehen werden. Da wir nun eine Reihe recht tüchtiger Schulausgaben von Nepos besitzen, deren Vorzüge nach den verschiedensten Richtungen hin liegen, dürfte sich eine musternde Rundschau unter ihnen verlohnen, womit ich zugleich manchem Zeit und Mühe der eigenen Orientierung ersparen möchte.

Es darf als selbstverständlich angenommen werden, dafs für den Lehrer die vortreffliche Ausgabe Nipperdeys unentbehrlich ist, da sie den besten sachlichen Kommentar unter stetem Hinweis auf die Quellen und die von diesen abweichende Darstellung des Nepos bietet.

Die vorhandenen Schulausgaben lassen sich in zwei Gruppen teilen: in der einen finden wir den Text mit mehr oder minder grofser Freiheit für den Schulzweck zurechtgerichtet und durch einen separaten Schülerkommentar erläutert; die andere Gruppe bietet den Text möglichst wenig verändert (insbesondere nur durch Ausscheidung der bedenklichen Stellen), dazu gewöhnlich einen gedrängten Kommentar unter demselben.

Zur ersten Gruppe gehört zunächst die in der Velhagen-Klasingschen Sammlung lat. und griech. Schulausgaben von Dr. P. Doetsch bearbeitete Ausgabe unter dem Titel: Corn. Nepos, Auswahl aus den Lebensbeschreibungen. Von dem Text ist nur etwas mehr als die Hälfte geblieben, nämlich die ersten 8 vitae von Miltiades bis Thrasybul, dazu noch Agesilaus, Pelopidas, Epaminondas, Datames, Hamilcar und Hannibal. Dafs der Verfasser die ziemlich unerquicklichen und leeren vitae des Iphikrates, Chabrias und Timotheus sowie die ganz wertlose Skizze ‚de regibus' ausschied, werden wir ihm gewifs nicht verdenken. Minder gern vermifst man den wegen seines schönpointierten Schlusses lesenswerten Phokion sowie die vita des wackeren Konon. Wenn dagegen D. den Datames als Beispiel des Verfalls des Perserreichs aufgenommen hat, so konnte man mit dem gleichen Rechte fragen: warum hat er den Eumenes nicht berücksichtigt, der, von dem Autor mit sichtlicher Wärme und Vorliebe ausgeführt, einen

Einblick in die Wirren der Diadochenzeit gewährt, warum nicht von den zwei auf die Geschichte Siciliens bezüglichen vitae wenigstens die des Timoleon, die (abgesehen vom 1. Kap.) reich an Schönheiten ist? Wenn man dagegen einwenden würde, dafs alle die genannten (auch Datames) dem Verständnis und den Geschichtskenntnissen des Quartaners zu fern liegen, so berührt man damit die weitergehende Frage, ob sich nämlich überhaupt die vitae des Nepos unterschiedslos für die 4. Klasse eignen. Meines Erachtens zerfallen sie in zwei Gruppen: die bekannten, mit den Hauptepochen der griechischen Geschichte zusammenfallenden nebst dem Hamilcar und Hannibal sind ein geeigneter Lesestoff für die 4. und 5. Klasse, dagegen eignen sich die übrigen (z. T. oben genannten) teils wegen des verwickelten politischen Hintergrundes teils wegen der oft gar nicht einfachen Diktion zur (kursorischen) Lektüre für die 6. Klasse. Doch, um zu Doetschs Nepos zurückzukehren, so hat er in seinen ausgewählten vitae nicht blofs das Anstöfsige, wie billig, ausgeschieden, sondern auch „was in der Darlegung der inneren staatlichen Verhältnisse dem Verständnis des Quartaners fern steht; was in der Charakteristik der Personen ohne Bedeutung ist; was, besonders in schwierigen Satzgefügen . . . sich entbehren läfst. Aufserdem ist durch Verkürzung, Ergänzung und Umstellung an manchen Stellen eine Erleichterung des Verständnisses und Berichtigung einiger historischer Irrtümer (letzteres mit Recht) . . . angestrebt". Das ist aber eigentlich kein Nepos mehr, sondern ein lateinisches Lesebuch von Doetsch, auf Grund einiger vitae des Nepos bearbeitet! Doch auch damit liefse sich noch rechnen, hätte der Verf. in seinem Streben nach „Erleichterung" nicht des Guten oder vielmehr des Schlimmen gar zuviel gethan: Vor jeder vita ist eine deutsche Inhaltsangabe in behaglicher Breite, die bei der des Hannibal zwei Seiten einnimmt, was zu dem nachfolgenden Text das Verhältnis von 1 : 4 ergibt; dazu ist am Rande der Inhalt jedes Kapitels in Schlagwörtern beigedruckt! Das sind keine „Erleichterungen" mehr, das sind Eselsbrücken. Wenn da ein Schüler von Inhalt und Zusammenhang des aufgegebenen Pensums keinen Schimmer hat, so hilft ihm ein unkontrollierbarer Blick auf den Rand seines Exemplars spielend aus der Klemme. Übrigens möchte ich durchaus nicht für einen Gegner zusammenfassender Dispositionen angesehen werden: aber dieselben sollen in ernster Geistesarbeit von dem Schüler aufgefunden und dann von dem Lehrer verbessert festgestellt, nicht im voraus gleichsam auf dem Präsentierteller gereicht werden! Noch schlimmer steht es um das beigegebene Kommentarbändchen; es würde richtiger als gedruckte Präparation bezeichnet; man vgl. z. B. S. 42, wo der Schüler verzeichnet findet: ‚praedium, Landgut — nummus, Münze — eae res quae, das was — cotidie, täglich — opera, Hilfe' u. s. f. Gerade das ist ja Aufgabe des Schülers, dafs er bei dem letzten Wort nicht an opus, eris denkt! Wie man sieht, sind wir nicht mehr weit von Ausgaben mit beigedruckter Interlinearübersetzung entfernt. Wenn ein Kommentar das bringt, was er bringen soll, und das im richtigen Mafs, so ist die Herstellung eines solchen Kommentars durchaus keine

so leichte Aufgabe. Alles in allem empfiehlt sich Doetschs Ausgabe nur für Klassen mit ganz mittelmäfsigem Schülermaterial oder zum Gebrauche beim Privatunterrichte.

Ähnlich in der Anlage, aber viel gediegener in der Ausführung und den Anforderungen einer rationellen Pädagogik mehr angepafst ist der in der Sammlung der Teubnerschen Schulausgaben 1893 erschienene Nepos, gleichfalls in Auswahl, aber vermehrt durch eine vita Alexandri Magni von Dr. Franz Fügner, 1. Bd. Text, 2. Erklärungen. Auch Fügner hat wie Doetsch nur 14 vitae ausgewählt mit dem einzigen Unterschiede, dafs er statt des Datames den Timoleon aufgenommen; ferner fügte er hinter dem Agesilaus eine frei nach Curtius bearbeitete vita Alexandri M. ein, die mit ihren 24 Kapiteln natürlich einen gröfsern Raum beansprucht als eine der übrigen. Der Text ist mit grofser Freiheit behandelt, doch hat der V. dabei immer ein pädagogisches Interesse im Auge gehabt. So hat er die verwickelte Frage, wie man es mit den oft schwerwiegenden historischen Irrtümern des Autors halten solle, wie einen gordischen Knoten gelöst; er hat auf eigne Faust gebessert. Ich halte dies vom pädagogischen Standpunkt aus für berechtigt. Da die Jugend ohnehin dem nüchternen, schwunglosen, die Phantasie wenig anregenden Autor allmählich nur ein mäfsiges Interesse entgegenzubringen vermag (was jeder finden wird, der sich keiner Selbsttäuschung hingibt), so glaube ich, wird das Ansehen dieses Autors noch eine bedeutende Einbufse erleiden, wenn sich der Lehrer fast bei jeder vita 2—3mal veranlafst sieht zu sagen: „Bei Nepos steht hier ein Irrtum, eine Ungenauigkeit; in Wirklichkeit war die Sache so". Auch bei dem strebsamen Schüler mufs so mit dem Respekt vor dem Autor auch die Liebe zu demselben schwinden, was um so schlimmer ist, da die heutige Jugend ohnedies allzu früh zu blasiertem Kritisieren geneigt ist. Freilich ist es schwer zu sagen, welcher Weg bei der Verbesserung von Irrtümern eingeschlagen werden soll. Man kann wohl als allgemein giltige Norm aufstellen, dafs die einfachste Verbesserung die beste sei. Aber in praxi liegt die Sache oft nicht einfach, wie ich an dem nächstliegenden Beispiel zeigen will. Bekanntlich handeln Kap. 1 und 2 des Miltiades mit Ausnahme der Eingangszeilen und der Eroberung von Lemnos nicht von dem Sohn des Kimon, sondern von dessen Oheim, dem Sohne des Kypselos, die beide von Nepos zu einer Person konfundiert werden. Fügner machte nun aus den einleitenden Worten ‚Miltiades — florebat' einen Hauptsatz, worauf er nach einem Gedankenstrich fortfährt: ‚Pisistrati aetate accidit, ut Athenienses Chersonesum colonos vellent mittere'. Bei dem folgenden Orakel wird eingesetzt ‚Miltiadem, Cypseli filium'; dann beginnt die eigentliche Biographie mit ‚Chersonesum tali modo constitutam patruo mortuo primum Stesagoras, deinde ipse M. accepit', woran sich die Expedition nach Lemnos anreiht. Ich lasse mir alles gefallen, nur nicht den Gedankenstrich, der eben sagt: ‚einen Übergang habe ich nicht finden können'. Vielleicht wäre mit der Fassung ‚Iam Pisistr. aet. acciderat' [wegen der Vorzeitigkeit] zu helfen gewesen.

Einfach dagegen sind Fälle wie Cimon 2, 2, wo F. mit Recht statt Mycalen das richtige ‚flumen Eurymedontem' eingesetzt hat. Da F. ein besonderes Augenmerk dem richtigen, verständnisvollen Lesen des Textes zugewandt wissen will, erscheinen bei ihm die gegensätzlich betonten Wörter in gesperrtem Druck, die direkten und indirekten Aussagen sind in liegender Schrift gegeben, ingleichen sogar die Gedanken und Meinungen anderer, was ich weniger billigen kann. Endlich sind die Quantitätsbezeichnungen auf das sorgfältigste berücksichtigt, eine Mafsnahme, die m. E. bei Schulautoren bis in die oberen Klassen hinauf in viel gröfserem Mafse als bisher Berücksichtigung verdient, um der Nonchalance, die manche Schüler in diesem Punkte zeigen, in einfachster Weise entgegenzuwirken. Freilich ist F. hierin zuweit gegangen, wenn er sogar Pŏēnus Potidāēa schreibt; Bezeichnungen wie impĕrium, nĕque ĕo mĭnus, ĕsse könnten leicht Verwirrung hervorrufen. Vor die Einzelabschnitte hat auch F. Dispositionen gestellt, die besser hinter denselben Platz gefunden hätten.

Zu den Inhaltsangaben am Rande ist zu bemerken, dafs sie manchmal zusammenfassender sein sollten, z. B. S. 40 ‚Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea — E. stirbt', oder S. 46 ‚Agesilaus wird zurückberufen — A. kehrt zurück'. Den Schlufs des Textbandes bildet eine Zeittafel und ein Verzeichnis der Eigennamen; die erstere ist ziemlich überflüssig, da die wichtigsten Daten auch dem Texte beigedruckt sind; das letztere hätte in den Anmerkungen oder im Wörterbuch des 2. Bdchns. untergebracht werden können. Die drei beigegebenen Karten sind recht deutlich, nur sieht man nicht ein, warum die den Zug Hannibals markierende Linie auf einmal südlich vom Po aufhört.

Das 2. Bdchn., die ‚Erklärungen', zerfällt in 10 Kapitel. Eine kurze Übersicht soll zeigen, dafs der Verf. bei aller Anerkennung der aufgewandten Mühe und Sorgfalt doch in einigen Punkten des Guten zu viel geleistet hat. Kap. I enthält das ‚Vorwort über den lat. Text' (= Einleitung). Kap. II ‚Winke für die Präparation' und III ‚Anleitung zum Übersetzen' könnten zu einem vereinigt sein. Kap. IV ‚Anmerkungen zum Texte' und V ‚Wörterverzeichnis' bilden die Hauptteile und zeichnen sich durch ein vernünftiges Mafshalten aus. Bei letzterem fiel mir u. a. die Behandlung der Plur. tant. auf: S. 135 quadriga, S. 142 valva, S. 157 poenam dare; auch fehlt eingangs die Bemerkung, dafs die Stellen nach Seiten und Zeilen des Textes (nicht nach den Kapiteln) citiert sind. Kap. VI enthält eine brauchbare Sammlung von ‚Synonyma', VII desgl. von ‚Phrasen' (besser Redensarten). Dagegen möchte ich von Kap. VIII (Stellensammlung zur Wiederholung des syntakt. Pensums der Quarta, namentlich der Kasuslehre') und Kap. IX (Grammatisch-stilistische Regeln) nicht viel Ersprießliches erwarten: eine derartige nochmalige Ausquetschung des gelesenen Textes nach allen Teilen mufs doch schliefslich degoutierend wirken. Ebenso scheint mir das Schlufskapitel X (Wiederholung und Zusammenfassung des Sachlichen (der Realien) bei einem Autor wie

Nepos, der hierin doch zu wenig bietet, nicht recht am Platze; man vgl. z. B. das unter Nr. 20 ‚Handel und Verkehr' Gebotene.

Es erübrigt noch ein Wort über die beigegebenen Abbildungen. Man ersieht aus denselben, wie leicht die an sich lobenswerte Neigung zu veranschaulichen über das rechte Ziel hinausschiefsen kann. Das Vasenbild ‚Orest als Schutzflehender', für die Sophokleslektüre der Oberklasse angezeigt, ist für die Leser des Nepos absolut unverständlich und unpassend. Arg mifslungen ist die Reproduktion der Alexanderschlacht. Nichtssagend und überflüssig ist die Abbildung ‚Transport und Aufstellung der Weinamphoren': man sieht daraus, dafs man schon damals Krüge genau so trug und aufstellte, wie es alle praktischen Arbeitsleute auch heutzutage machen.

Doch sollen diese Ausstellungen dem Werte der sonst tüchtigen Leistung Fügners, dem man eine möglichst weite Verbreitung von Herzen wünschen kann, keinen Eintrag thun; der verständige Gebrauch dieser Ausgabe wird nicht verfehlen, den Unterricht nach manchen Seiten hin zu beleben und den Autor auch dem jugendlichen Gemüte näher zu bringen.

Wir kommen nun zur zweiten, den fast unveränderten Text bietenden Gruppe der Neposausgaben. Hier kommt zunächst in Betracht die wegen ihrer Handlichkeit und Billigkeit viel benützte Teubnersche Textausgabe mit dem Halm-Fleckeisenschen Texte und dem vorzüglich gearbeiteten Wörterbuch von Haacke (12. A. 1893, in einem Band vereinigt geh. M. 1,20, geb. 1,50). Wenn der Lehrer die Mühe nicht scheut, den Schülern den richtigen Gebrauch und die Ausnützung des Haackeschen Wörterbuches beizubringen, wenn er ferner in dem neuaufgegebenen Pensum für die besonderen Schwierigkeiten Fingerzeige erteilt, so kann diese handliche Ausgabe die Anmerkungen und Kommentare ersetzen. Bezüglich der nicht ausgeschiedenen bedenklichen Stellen mufs es freilich dem Takt des Lehrers anheimgestellt werden, über sie hinwegzukommen. Dies gelingt um so leichter, wenn sämtliche Schüler einer Klasse die gleiche Ausgabe in Händen haben, was ich auch in manch anderer Beziehung für ein Haupterfordernis halte. Ist dies nicht der Fall, so werden die hier ausgeschiedenen, dort beibehaltenen Stellen erst recht die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die gleiche Ausgabe (gleichviel welche) empfiehlt sich ferner, um das an sich nicht unberechtigte Fragen der Schüler wegen der zahlreichen, wenn auch noch so unbedeutenden Varianten zu vermeiden und dadurch Zeit zu ersparen. Nach dieser Richtung vertragen sich nicht einmal die Teubnersche Textausgabe und die gleichfalls bei Teubner erschienene kommentierte von Siebelis-Jancovius neben einander. Letztere empfiehlt sich wegen ihrer gediegenen, vor allem zu einer richtigen Auffassung und guten Übersetzung anleitenden Anmerkungen von selbst für den Schulgebrauch. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen: das ziemlich ausgedehnte Citatenwesen erscheint mir, so angenehm es für den Philologen ist, ebenso unhandlich und lästig für den Schüler einer niedrigeren Klasse. Man stelle sich auf seinen Stand-

punkt: die Vorbereitung wird durch beständiges Nachschlagen unterbrochen, von einer Stelle wird er auf eine zweite, von dieser oft wieder an eine dritte verwiesen. Endlich findet er diese, kann aber nichts damit anfangen, da hier das betr. Wort nicht in gleicher Form steht; nun sucht er aus dem obenstehenden Text klar zu werden, was ihm — dem Anfänger — nicht gelingen will, da er den Zusammenhang nicht erfafst: so kommt er nach zwei oder drei Fehlversuchen zu dem Entschlufs, Citate einfach zu ignorieren. Da wäre es doch besser das Gleiche, wenn auch nötigenfalls dreimal und öfter, anzumerken, selbst auf die Gefahr hin, dafs dadurch das Buch um einige Seiten an Umfang zunimmt!

An die ebenerwähnten Ausgaben mag sich die schon im 26. Jahrgang dieser Blätter, S. 325 ff. besprochene von Dr. Mich. Gitlbauer anreihen, die nun in 4. Aufl. bei Herder (Freiburg i. Br.) 1893 erschienen ist. Da an der bezeichneten Stelle der Text hinlänglich gewürdigt ist und die neue Auflage sich nur durch Aufnahme verschiedener Konjekturen von den früheren unterscheidet, brauche ich auf denselben nicht näher einzugehen. Das verständig angelegte Wörterverzeichnis bedarf für die nächste Auflage einer Revision, da Text und Citate zuweilen nicht übereinstimmen; die Redensart ‚interdicere socero genero' (Ham. 3, 2) und ‚symposium' (Alc. 2, 2) finden sich im Wörterbuch, aber nicht d. h. nicht mehr im Text; sie sind mit den bedenklichen Stellen weggefallen; das Aktiv plecto existiert für Nepos nicht; remissus ist nicht ‚leicht, nachlassend' sondern ‚leicht nachlassend'. Wegen seiner niedlichen äufseren Ausstattung und des sehr sauberen Druckes wird das Büchlein auch fernerhin viele Freunde finden.

Eine Sonderstellung unter den Neposausgaben nimmt die in der Sammlung von Lehrmitteln für höhere Unterrichtsanstalten in Paul Neffs Verlag (Stuttgart) 1895 erschienene von Karl Erbe ein. Die Eigenart besteht in den erläuternden Anmerkungen, die fast ausschliefslich sachlicher Art sind, nach dieser Richtung alles Lob verdienen und darin denen aller anderer Schulausgaben weit überlegen sind. So fand ich z. B. nur bei Erbe zu Pelop. 2, 5 die Notiz, dafs Theben von Athen etwa 60 km entfernt sei, was gerade für diese Stelle zu wissen von Interesse ist. Der kurze Abschnitt in der Einleitung ‚Einiges über den Sprachgebrauch des C. Nepos' hat in dieser Form nur für den Lehrer Wert. Diese Ausgabe ist allerdings schwerlich für Anfänger der 4. oder 5. Klasse geeignet; nach ihrer ganzen Einrichtung pafst sie vielmehr zur kursorischen Lektüre in höheren Klassen (6. od. 7.); darauf zielt auch die Bemerkung des Vfs. im Vorwort ‚dafs da und dort in der oberen Abteilung, namentlich in Obersekunda, mit Nutzen eine Nachlese der Cornelianischen Lebensbeschreibungen vorgenommen wird'; solchem Zweck entsprechen auch die ‚argumenta et annotationes historicae', die jedem Einzelstücke in lateinischer Fassung vorausgeschickt sind. Nicht einleuchtend war mir, weshalb der Herausgeber unter den Grundsätzen, nach denen er seine Ausgabe gestaltet hat, es verschmähte, ‚die schönsten und bedeutungsvollsten Stellen durch den Druck hervorzuheben', da er darin ‚ernste Bedenken

finde'; ich könnte im Gegenteil in der Betonung von geeigneten Sentenzen zum Zwecke des Auswendiglernens [z. B. des Satzes im Dion, Kap. 5 ,Kein Thron steht fest, der nicht auf der Liebe der Bürger gegründet ist'] nur einen Vorzug erblicken. Die Ausstattung der Ausgabe, zu der es, nebenbei erwähnt, auch eine mit Illustrationen, einen sog. ,Bildernepos' gibt, ist sehr gediegen. Ein Wörterbuch, ein ,Sachverzeichnis für die Anmerkungen' und 2 Karten [a) die Mittelmeerländer mit Nebenkarten, b) Städte- und Schlachtenpläne] bilden eine schätzbare Beigabe. Von den Schlachtenplänen hat der der Marathonschlacht den Fehler, dafs das bekannte Strategem des Miltiades (Verstärkung der Flügel, schwaches Centrum) nicht zur Anschauung gelangt.

Es erübrigt noch die Besprechung der neuesten Neposausgabe, deren Bearbeitung in C. C. Buchners Verlag J. Wismeyer geliefert hat (Bamberg 1895). Sie stellt eine völlige Neubearbeitung der Englmannschen Schulausgabe (München 1882) dar. Das Prinzip derselben, möglichst knappe erklärende Anmerkungen, vor allem sprachlich-grammatischer Art, zuweilen mit Hinweis auf die Grammatik selbst, ist auch von Wismeyer beibehalten worden. Neu ist von ihm die Hinzufügung eines Wörterbuchs, das im engsten Rahmen gehalten, mit Hinweglassung des dem Schüler Bekannten oder Bekannt-seinsollenden, für die Vorbereitung genügt; neu ist ferner auch ,die Einleitung über Leben und schriftstellerische Thätigkeit des Nepos, sowie die nach pägagogischen Gesichtspunkten zusammengestellte Gruppierung der vitae und die kurze Übersicht über dieselben'. Das letztere gehört zum Besten, was man über Nepos als Schulautor lesen kann. Nicht den Historiker von Fach sollen die Schüler in ihm kennen lernen (solchen Anspruch würde der Autor selbst schwerlich erheben), wohl aber vermag er reichen Stoff zur Belehrung, sittlichen Erhebung und zu geistigem Genusse zu bieten. Eben darum, weil Nepos kein kritischer Kopf ist, weil er lieber das Rühmliche als das Tadelnswerte hervorheben will, was von Gemüt zeigt (vgl. die treffliche Charakteristik bei Schanz, Gesch. der röm. Litt. S. 179), eben darum eignet er sich gut für die studierende Jugend der unteren Klassen.

Bezüglich der Irrtümer des Nepos begnügte sich W. in den Anmerkungen in aller Kürze dieselben festzustellen. Vielleicht hätte sich — nach dem oben Gesagten — zuweilen eine einfache Textverbesserung empfohlen. Die Anmerkungen verdienen hinsichtlich der Fassung und Auswahl Anerkennung, nur wäre eine nochmalige genaue Durchsicht zur Beseitigung formeller Unebenheiten wünschenswert. Es mag Zufall sein, dafs gerade bei den zwei vitae, bei welchen ich nachgeprüft habe, etwas mehr Versehen auffielen als ich erwartete[1]). Doch

[1]) Cim. 1, 4 ist das Citat zu quoniam (hier = ,da nunmehr') unrichtig. 2, 4 Nebensätze statt: Nebensatz. Thrasyb. 1, 1 dubito an (nicht d., an): man erwartet den Hinweis auf die Grammatik. — ,Illud, auf das folgende sine dubio bezüglich, zu ergänzen ist facio' statt: ,illud auf das f. bez.; sine dubio, zu erg. ist facio'. 2, 3 das Sprichwort ,matrem timidi flere non solere' verlangt notwendig eine Erklärung, zumal timidus, hier in der Bedeutung ,bedächtig, behutsam' nicht im Wörterbuche steht. 3, 3 in gratiam redire: Hinweis auf E. § 196, 5! — 4, 2 Pittacus um 600 vor (nicht n.!) Chr. — Im Wörterb. vermisse ich zu

trifft den Verf. hierin nur zum geringsten Teile die Schuld, da der Druck zum Schlusse derartig beschleunigt werden mufste, dafs die Revision teilweise darunter leiden mufste. — Die Beigabe einer Karte wäre m. E. nicht so überflüssig gewesen als der Verf. mit Hinweis auf den histor. Schulatlas, den die Schüler mitzubringen haben, glauben machen will; man denke nur an die Vergefslichkeit der Jugend!

So gut im allgemeinen die Ausstattung des Buches, so wenig kann man den beigegebenen Bilderschmuck als Zierde im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen: dieser Perikles sieht aus — sit venia verbo! — als ob ihn die Pest schon befallen hätte; auch der Augustuskopf ist schwer erkrankt; der sog. Phokion[1]) als Muster eines Generals im blofsen Feldherrnmantel mufs, da er aufser einem abgebrochenen Schwert nur noch einen Helm trägt, auf den jugendlichen Leser unwillkürlich komisch wirken! Doch sei mit diesem Tadel der Abbildung dem Verf. hiemit kein Vorwurf gemacht.

Um das Vorstehende kurz zusammenzufassen, so ist es, wie wir sahen, ratsam, dafs alle Schüler einer Klasse die gleiche Ausgabe besitzen und zwar empfiehlt sich a) Doetschs Ausgabe nur für ganz schwache Klassen und zum Privatunterricht; b) Siebelis-Jancovius, Fügner und Wismeyer für die 4. und 5. Klassen unserer Mittelschulen; c) Erbe und Gitlbauer für kursorische Lektüre in höheren Klassen.

München. Dr. J. Menrad.

Arndt-Amelungs
Einzelverkauf von Photographien antiker Skulpturen.[2])

Bereits im vierten Jahre ist ein hochbedeutendes Unternehmen der Archäologie in Betrieb, ohne dafs weitere Kreise der Altertumswissenschaft und Freunde antiker Kunst genaue Kenntnis davon erhalten oder nachhaltiges Interesse daran genommen haben. Zweck dieser Darlegung ist es, Bedeutung und Ziel des Unternehmens auseinanderzusetzen und demselben neue Gönner zu gewinnen.

Trotz der methodischen Sammlung und Ordnung einzelner Gattungen monumentaler Überlieferung des Altertums, wie der attischen Grabreliefs, der römischen Sarkophage u. a. m. ist der wichtigste und schwierigste Teil dieser Arbeit, eine Durchforschung des gesamten überkommenen Materials antiker Rundplastik, dessen Klassifi-

---

Thrasybul die Wörter exadversus, legem ferre, invidiam habere (‚zur Folge haben‘), ergo, voluntas (guter Wille, Wohlwollen). Dazu verzeichne ich an Druckfehlern im Texte (nach fr. Mitteilung eines Kollegen): Milt. 8, 2 multam (für multum). Epam. 3, 1 iudicare (indicari!), 3, 6 conferebat (-bant!), 5, 3 dlsideraretur; Pelop. 2, 1 hic für hi; Ages. 2, 1 potius für potitus. S. 166 hunro f. humo.

[1]) übrigens eines Hermes-Statue mit antikem, aber nicht zugehörigem Kopfe, s. Helbig, Führer d. d. ö. Sammlungen Roms I, 252.

[2]) Photographische Einzelaufnahmen antiker Skulpturen nach Auswahl und mit Text von Paul Arndt und Walther Amelung. Serie I. 1. 2 (1893. 1894). Serie II (1895). [Preis jeder vollständigen Serie 120 M.] München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedr. Bruckmann.

zierung nach Zeit, Stil, Gegenständen, Typen durch Katalogisierung vieler Museen und Bekanntmachung sehr zahlreicher hervorragender Stücke bereits seit langer Zeit nur mehr zufällig als systematisch in Angriff genommen, nicht planmäfsig geleitet worden. Diese Lücke suchen die Herausgeber des sogenannten „Arndt-Amelungschen Einzelverkaufes“ durch Veröffentlichung von Photographien noch nicht oder ungenügend bekanntgemachter Skulpturen auszufüllen und so allmählich zu dem Corpus statuarum zunächst durch Abbildungen die Grundlage zu schaffen, während Erforschung der Herkunft und Geschichte der Werke, Durcharbeitung des Materials an alten Handzeichnungen und Kupferstichen, Publikationen von Fundberichten u. s. w. von dem Kaiserlich archäologischen Institute unter Michaelis Leitung bereits erfolgreich bethätigt ist und hoffentlich möglichst bald allseitig fortgesetzt werden wird. Paul Arndt in München, der Gründer jenes Unternehmens, dem mit der 2. Serie Walther Amelung in Rom beigetreten ist, hat sein Programm in ausführlicher und lehrreicher, auch weiteren Kreisen verständlicher und daher sehr lesenswerter Entwickelung auseinandergesetzt (Textheft zu Serie I. 1. S. 3—11). Das Format der Photographien soll in der Regel 13 : 18 sein, der Preis eines einzelnen dieser Blätter beträgt 50 Pfg., manche Stücke werden auch in gröfserem Formate gegeben. Die 1. Serie umfafst 278 Nummern, die 2. 300. Bisher sind Werke aus Verona, Mantua, Vicenza, Catajo, Parma, Florenz, Rom, Brescia, Pisa, Neapel, Sorrent, Palermo, Castelvetrano, Taormina, Madrid, Petersburg, endlich aus Wörlitz bei Dessau photographisch aufgenommen und reproduziert worden. Eine überaus dankenswerte Vergünstigung besteht darin, dafs jedes einzelne Blatt in der Regel um den Preis von 50 Pf. bezogen werden kann und zwar nicht durch Buchhandlungen, sondern unmittelbar von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann in München. In den Textheften ist abgesehen von den nötigen Angaben über Ergänzungen u. s. w. eine bei der reichen Monumentenkenntnis der Verfasser stets wichtige kunstgeschichtliche Würdigung der einzelnen Skulpturen versucht, zum Zwecke der Äufserung gegenteiliger Ansichten und sachgemäfser Bemerkungen jeglicher Art werden in dem Texte zu den folgenden Serien für jeden Fachgenossen die Spalten offen gehalten. Etwa alle fünf Jahre wird durch die Herausgabe wissenschaftlich angelegter Register die Benützung erleichtert werden. So ist der Einzelverkauf für den Archäologen verschiedenster Richtung und Forchung ein unentbehrliches zu seinem Handapparate notwendiges Hilfsmittel geworden, so wird er zum festen Bestande der Bibliotheken aller Museen und Universitätsinstitute gehören. Aber auch in den weitesten Kreisen der Altertumswissenschaft wird er benützt werden und wenn die Mittel zur Beschaffung der ganzen Serien nicht hinreichen, werden wenigstens die Texthefte im Preise von je 2 Mk. auch in einer einigermafsen gutgeordneten Gymnasialbibliothek ähnlich wie philologische Repertorien nicht fehlen dürfen, damit die in den verschiedensten Gebieten forschenden Mitglieder eines Lehrer-

kollegiums einer Durchsicht die ihren Studien förderlichen und ihre persönlichen Wünsche befriedigenden Blätter um jenen billigen Preis von der Verlagshandlung sich verschaffen können. Denn bereits die Lektüre weniger Seiten wird lehren, dafs eine ungeahnte Menge unbekannter oder nicht genügend bekannter, nach vielen Seiten der Altertumswissenschaft hin wichtiger Denkmäler, insbesondere freilich römische Kopien griechischer Meisterwerke der Forschung wieder gegeben worden sind. Bisher sind 30 Abonnenten aus verschiedenen Ländern, vorwiegend aus Deutschland,[1]) gewonnen, eine zwar kleine, aber im ganzen auserlesene Schar von Gelehrten, welche durch das dem Unternehmen entgegen gebrachte Verständnis und die daraus erwachsende Unterstützung sich selbst ehren. Wo das Geld zur Anschaffung noch nicht genügt, wird keine einsichtige Behörde nach eingehender Begründung von Seiten der mafsgebenden Persönlichkeit dasselbe versagen können. Jeder neue Beitritt, auch die Abnahme einzelner Blätter werden die Leistungsfähigkeit kräftigen. Vorläufig nämlich arbeitet der Einzelverkauf noch mit Defizit, die Herausgeber leiten ihn ohne Entschädigung zum Teil mit grofsen persönlichen Unkosten; sie sind überhaupt nur infolge ihres häufigen durch eigene wissenschaftliche Zwecke und Aufträge ermöglichten Aufenthaltes an verschiedenen Stätten der Antike, sowie durch vielfache freudige Beihilfe von Fachgenossen, vor allem von Heinrich Bulle und Friedrich Hauser, endlich durch die Fortführung des Betriebes von Seiten der Bruckmannschen Verlagsanstalt imstande, die photographischen Aufnahmen für die Abbildungen liefern zu können. Nur dann wird eine vollständige einer Inventarisierung gleichkommende Aufnahme aller noch nicht oder nur schlecht veröffentlichten Antiken, die von Museum zu Museum systematisch fortschreitet und auch die zerstreuten Bildwerke umfafst, erfolgen können; so werden nicht nur weitere zahlreiche überaus wertvolle Bausteine zur Herstellung und Vollendung des sehr wünschenswerten und allgemein ersehnten Corpus statuarum geliefert, sondern das sicherste Fundament gelegt werden.

Man darf hoffen, dafs eintretende Schwierigkeiten bei dem thatkräftigen, durch nichts zu entmutigenden Streben und Schaffen der Herausgeber überwunden werden. In den Worten ‚Sempre avanti' der uns allen teueren Sprache fasse ich meine Aufmunterung für den mir befreundeten und für den mir bekannten Forscher zusammen.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

---

[1]) An den Hochschulen sind 12 feste Abnehmer für die betreffenden archäologischen Institute beigetreten, aus Bayern sind bisher nur München und Würzburg vertreten; aufserdem ist ein Exemplar des Werkes auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Zur Grabschrift auf Deodata.

Nachtrag zu dem Aufsatze:

„Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus".

(Vgl. S. 574—584 dieses Jahrganges).

In dem Aufsatz „Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus" versuchte ich die Rekonstruktion einer monumentalen Dipintoinschrift, welche in der genannten Nekropole erst während der Ausgrabungen des Jahres 1895 von Orsi freigelegt wurde.

Dem Anscheine nach ist es mir auch gelungen, den Inhalt jenes hervorragenden Epitaphiums, auf dessen Transskription und nähere Erläuterung der Entdecker selbst mit Rücksicht auf den mangelhaften Zustand der Überlieferung Verzicht geleistet hatte, wenigstens der Hauptsache nach richtig zu bestimmen.

Der ursprüngliche Wortlaut der Inschrift aber konnte schon wegen der grofsen Lücken, welche der Text derselben heutzutage aufweist, nicht mehr in allen Einzelheiten festgestellt werden; ich mufste mich vielmehr in dieser Hinsicht wiederholt auf Vermutungen beschränken, die ich selbst als mehr oder minder unsicher zu bezeichnen mich veranlafst fühlte.

Nun haben aber meine eigenen Ausführungen mehrfach die Anregung zu einer näheren Würdigung des Epitaphiums gegeben, deren Resultate für die definitive Textesgestaltung desselben von Bedeutung sind.

Mich selbst schon hatte der Tonfall einzelner Wendungen der Inschrift auf den Gedanken gebracht, dafs dieselbe metrisch sein könne; die Verteilung des Textes auf 6 Zeilen aber, sowie die Unmöglichkeit, bei einer gewissenhaften Berücksichtigung der gegebenen Raumverhältnisse zu entsprechenden Versen zu gelangen, hatten in Verbindung mit dem Umstande, dafs manche Ausdrücke überhaupt jedem Metrum zu widerstreben schienen, zur Folge gehabt, dafs ich jene Vermutung wieder fallen liefs und mir selbst den eigenartigen Rhythmus einzelner Wortverbindungen mit der in späterer Zeit nicht seltenen Vermengung poetischer und prosaischer Formen erklärte.

Indes wäre es doch besser gewesen, den ursprünglichen Gedanken an eine metrische Komposition weiter zu verfolgen.

Denn wir haben es bei der Inschrift auf Deodata trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten thatsächlich doch mit der Wiedergabe eines Gedichtes zu thun.

Es ist das Verdienst von Dr. Hülsen in Rom und Dr. Rehm in Regensburg erkannt zu haben, dafs in den 6 Zeilen des Epitaphiums 4 Distichen verborgen sind; einzelne Pentameter und Bruchstücke von Hexametern haben auch Prof. Michaelis in Strafsburg und Dr. Karl Dyroff in München herausgefunden.

Diesen allen sei für die betreffenden brieflichen Mitteilungen der herzlichste Dank zum Ausdruck gebracht.

Ziehen wir nun aber die metrische Gliederung der Inschrift in Betracht, so ergibt sich als Grundlage für jedweden Ergänzungsversuch folgender Text:

1. *ΤΟΝ[Β* ⏕ –́ ⏕ –́ ⏕ –́ ⏕ –́ (⏓) –́ ⏑]
   ΠΑΡΘΕΝΟ[Σ –́ ⏕ –́ ‖ –́ ⏑⏑] *ΔΕΑΔΟΤΑ*
2. *ΕΥΟΥΣΑΘΩ[ΟΣ* ⏑ –́]˙ *ΚΑΤΑΤΟΥΝΟΜΑΤ[Η]Ν* [(⏓)] *ΟΝ. Ι*
   [. *Ι]ΟΡΓΗΝΕΞΕΙΠΕ[Δ]Ν* ‖ *ΟΥΡΑΔΙΩΣΔΥΝΑΜΑΙ*
3. *ΗΝΥΣΑ. ΗΝ[*⏕ –́) *ΗΓΑΓΕΡΓΩΝΧΑΡΙΝΤΩΝΔΕ*
   ΘΡΗΝΟΝΕΠΕΓΡΑΨΑ ‖ *ΑΝΤΑΠΟΔΟ[*. . ⏑ ⏑ –́]
4. [. . *Ι]ΝΟΝΟΝΟΥ[*⏕*]Δ[Ι.]ΞΑΣΥΡΑΚΟΣΙΟΣΣΟΣΑΔΣΑΦΟΣ*
   [–́ ⏑] *ΦΙΔΩΝΥΜΝΩΝ* ‖ [–́ ⏕ –́] *ΣΟΜΕΝΗ*

Ein Blick auf diese Verse zeigt nun allerdings, dafs der Verfasser des Gedichtes — dem für die späteren Jahrhunderte charakteristischen Dahinschwinden des Gefühls für Prosodie entsprechend — sich starke metrische Licenzen erlaubt hat, ja sogar vor metrischen Ungeheuerlichkeiten nicht zurückgeschreckt ist.

So hat z. B. im 1. Pentameter *Δεάδοτα* (= Deodata) die Geltung von –́ ⏑ ⏑ –́; das Gleiche ist im 2. Pentameter bei *οὐ ῥᾳδίως* der Fall. Des weiteren ist im 3. Hexameter die zweite Silbe von *ἤγαγ'* als Länge gebraucht, die Positionslänge bei *χάριν τῶνδε* aber vernachlässigt. Ebenso ist im 3. Pentameter die kurze Endsilbe von *ἐπέγραψα* unter gleichzeitiger Zulassung des Hiatus verlängert.

Es ist demgemäfs wohl die Schlufsfolgerung gestattet, dafs auch bei den nötigen Ergänzungen mit mehr oder minder weitgehenden metrischen Licenzen gerechnet werden mufs.

Eben hiedurch wird nun aber bedingt, dafs trotz der Erkenntnis, dafs wir es bei dem Epitaphium auf Deodata mit Distichen zu thun haben, dennoch die Versuche, die bestehenden Lücken auszufüllen, keineswegs durchgängig zu absolut sicheren Ergebnissen zu führen vermögen.

Nichts desto weniger darf wohl ein Überblick über jene Ergänzungen, bei welchen es mehr oder minder wahrscheinlich ist, dafs sie dem ursprünglichen Inhalt des Gedichtes gerecht werden, ein gewisses Interesse beanspruchen.

Ich bezeichne hiebei meine eigenen Vorschläge mit einem beigesetzten Sterne, während ich bei den von anderer Seite empfohlenen Lesarten die Namen der betreffenden Urheber in besonderen Anmerkungen beibringe.

1. *Τὸν [β. . . . .]*
   Παρθένο(ς) (ἐνθάδε κεῖτ') (οὔνομα*[1]*)) [Δ*]εάδοτα.*
2. *Εὐ[θ]*[2]*)ὺς ἀθῷ(ος*) (ἐῇν*) κατὰ τοὔνομα τ[ὴ*]ν (τῷ ?*) ὄν[τι ?]*[3]*)*
   [Σι][4]*)οργὴν ἐξειπε[ῖ*]ν οὐ ῥᾳδίως δύναμαι.*

---

[1]) *(οὔνομα) [Δ]εαδότα* oder *(οὔνομ')Δ[ε]εαδότα* Hülsen;
[2]) *Εὐ[θ]ὺς* Hülsen, Michaelis
[3]) *ὄν[τι]* Hülsen.
[4]) *[Στ]οργὴν* Hülsen.

3. *Ἤνυσ' ἄ(τ*)ην, (εἰς φῶς?*) [μ'?*] ἤγαγ'. ἔργων χάριν τῶνδε Θρῆνον ἐπέγραψα ἀνταποδο(ὺς)*[1]) *(ἀρετῇ?*)*,
4. *[Θρῆ*]νον ὃν οὐ(κ ἀπέ*)λ[η*]ξα Συρακόσιος σὸς ἀδελφὸς (Τῶνδε)*[2]) *φίλων ὕμνων (αἰὲ)*[3]) *(μεμνη*)σομένῃ.*

Bei Annahme der eben vorgeführten Ergänzungen würde sich nur wenig an dem Inhalte ändern, welchen ich dem Epitaphium auf Deodata in meinem ersten Aufsatz zuweisen zu können glaubte.

Denn wenn auch im 2. Hexameter für *ΕΥΟΥΣ* nicht *ΕΥ(Ν)ΟΥΣ*, sondern *ΕΥΘΥΣ* zu lesen ist, so wird hiedurch nur *„gerade, offene Sinnesart“* an Stelle des ziemlich matten Ausdruckes: *„wohlwollende Gesinnung“* gesetzt.

[Στ]οργὴν im 2. Pentameter aber, welches möglicherweise durch den auf den Artikel folgenden Zusatz *τῷ ὄντι* nachdrucksvoll hervorgehoben wurde, läfst nur eine einzelne Eigenschaft, *„die (wahrhaft) zärtliche Liebe“* stärker hervortreten, während bei der Lesart *ὀργὴν* am ehesten wohl auf den Gesamtcharakter, *das ganze Wesen*, Bezug genommen würde.

Im übrigen wird eben dadurch, dafs *στοργή* in erster Linie die zärtliche Liebe zu Eltern und sonstigen Blutsverwandten bedeutet, von vorneherein wahrscheinlich gemacht, dafs in dem nachfolgenden Satze auf Thatsachen hingewiesen wird, welche das persönliche Verhältnis zwischen Deodata und ihrem Bruder auf das wirksamste zu beleuchten vermögen und die dankbare Gesinnung des letzteren, die sich in dem Schlufssatze ausspricht, klar und deutlich begründen.

Dieser Voraussetzung wird wohl auch zur Genüge durch die Wendung *(εἰς φῶς) [μ'] ἤγαγ'* entsprochen, welche in bildlichem Ausdruck denselben Gedanken wiedergibt, der in den früher vorgeschlagenen Worten *(εἰς πίστιν) [μ'] ἤγαγ'* zur Geltung gelangte[4]).

Die Partizipialform *ἀνταποδο(ὺς)* im 3. Pentameter aber ist dem Sinne nach mit der von mir in Vorschlag gebrachten Wendung *ἀντ-*

---

[1]) *ἀνταποδο(ὺς)* Hülsen, Michaelis, Rehm.

[2]) *Τῶνδε* K. Dyroff.

[3]) *αἰὲ* K. Dyroff.

[4]) Nach einer Vermutung von Rehm hätte man freilich für den 3. Hexameter einen ganz anderen Inhalt vorauszusetzen.

Sein Vorschlag geht dahin, die erste Hälfte des Satzes folgendermafsen zu gestalten: *Ἤνυσα(ς) ἣν (Χριστός σ' ὁδὸν) ἤγαγ'* oder *ἣν (σε θεὸς* <mit verlängerter Endsilbe> *ὁδὸν) ἤγαγ'*.

In diesem Falle müfste aber die erste Silbe von *ἔργων* als kurz gebraucht werden. Sieht man indes auch hievon ab, so scheint diesen Lesarten doch der Umstand entgegenzustehen, dafs sich die folgenden Worte *ἔργων χάριν τῶνδε* nicht mehr ungezwungen anschliefsen würden. Denn dieselben lassen im Vorhergehenden gewifs einen kräftigeren Inhalt voraussetzen, als den, dafs Deodata den Weg zurückgelegt, vollendet habe, den ihr Gott gewiesen. Es würde auch kaum genügen, der ersten Hälfte des Verses die Bedeutung unterzulegen, dafs die Dahingeschiedene stets die Bahn gewandelt sei, welche Gott ihr vorgeschrieben habe. Denn auch durch einen derartigen Gedanken wäre der natürliche Zusammenhang zwischen dem 2. Pentameter und *ἔργων χάριν τῶνδε* u. s. w. immerhin noch unterbrochen.

απόδο(σιν) identisch, gestattet jedoch unbedingt eine bequemere Ausfüllung der folgenden Lücke[1]).

Die Einsetzung von *τῶνδε*[2]) und *αἰὲ* (= *ἀεὶ*) im letzten Pentameter hingegen hat von vorneherein eine mehr formelle Bedeutung.

Im übrigen mufs unter Verweisung auf das zwischen Seite 580 und 581 dieses Bandes eingereihte Facsimile des Epitaphiums ausdrücklich betont werden, dafs ein Teil der zur Herstellung von Distichen in Vorschlag gebrachten Ergänzungen mit den räumlichen Verhältnissen, welche die Dipintoinschrift selbst darbietet, nicht in Einklang zu bringen ist.

Es bleibt somit nur die Annahme übrig, dafs das Konzept der Dichtung von seiten desjenigen, der mit dem Aufmalen der Distichen auf die Stuckschicht der Vorderfront des Arcosolgrabes betraut war, eine nachlässige Wiedergabe erfahren hat.

Dieselbe beschränkte sich thatsächlich keineswegs blofs auf Schreibfehler wie *ΕΥΟΥΣ* statt *ΕΥΘΥΣ* und *ΕΞΕΙΠΕΑΝ* statt *ΕΞΕΙΠΕΙΝ*, sowie auf die Unterlassung einer äufseren Kennzeichnung der Distichen, welche nicht in fortlaufender Schrift vorgeführt werden sollten; es liegen vielmehr offenbar auch Auslassungen sowie eine Dittographie vor, indem für einzelne der notwendigen Ergänzungen der Platz fehlt, während ein anderes Mal bei einer an sich unbedeutenden Lücke ein viel zu grofser Zwischenraum vorhanden ist[3]).

All die genannten Versehen vermögen jedoch ebensowenig als die metrischen Schwächen, die dem Gedichte von Anfang an anhaften, irgend etwas an der Thatsache zu ändern, dafs das Epitaphium auf Deodata nicht blofs wegen der Bedeutung der mit Freskogemälden geschmückten Grabstätte, an der es angebracht wurde, sondern auch um seines eigenen Inhaltes willen unter den Inschriften der syrakusanischen Katakomben eine hervorragende Stelle einnimmt.

Eben diesen Inhalt aber zuerst wenigstens in den Grundzügen richtig erfafst und für weitere Ergänzungsversuche eine sichere Basis geschaffen zu haben, ist das einzige Verdienst, das ich in dieser kleinen Streitfrage für mich selbst in Anspruch nehmen möchte.

München. Joseph Führer.

---

[1]) In Verbindung mit *ἀρετῇ* würde *ἀνταποδο(ὺς)* eine kräftige Paraphrase zu *ἔργων χάριν τῶνδε* bilden:

„Um dieser deiner Verdienste willen hat, als Gegengabe für deine Tugend, die Totenklage um dich, die er noch nicht zu beenden vermochte, in dieser Inschrift verewigt dein Bruder Syrakosios . . .“

[2]) Vielleicht genügt es auch, an Stelle des ursprünglich vorgeschlagenen *Σοὶ* nur *Σοίγε* zu setzen statt *Τῶνδε* hiefür zu schreiben.

[3]) Ausgelassen wurde allem Anscheine nach am Schlusse der 2. Zeile der Inschrift (vgl. das Facsimile!) das (*εἰῃν*) des 2 Hexameters, in der 5. Zeile aber die Präposition (*ἀπ*), mit welcher wohl das Verbum *ἔληξα* zusammengesetzt war; endlich mufs auch in der 6. Zeile des Epitaphiums die zweite Silbe von *Τῶνδε* weggeblieben sein, wenn dort nicht etwa *Σοίγε* zu lesen ist.

Umgekehrt mufs in der 3. Zeile der Inschrift eine mechanische Wiederholung derselben Worte oder Silben (z. B. *τῷ ὄντι τῷ ὄντι*) vorgelegen haben, da die gegenwärtig vorhandene Lücke, welche für 9—11 Buchstaben Raum bietet, für jede der hier denkbaren Ergänzungen zu umfangreich ist.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Dr. Paul Nerrlich, Professor am Askanischen Gymnasium zu Berlin, Das Dogma vom klassischen Altertum in seiner geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, Hirschfeld. 1894. 400 S.

Nerrlich hat es sich in diesem inhaltreichen Buche zur Aufgabe gesetzt, das Dogma vom klassischen Altertum als einen „einstmals weltgeschichtlich notwendigen Irrtum zu erweisen und das Studium der alten Autoren aus der „bisherigen dominierenden Stellung" im höheren Unterricht zu verdrängen. Man wird zunächst fragen, welche Grundanschauung dieses Dogma enthält und von wem dasselbe ausgegangen ist; erst S. 242 erfahren wir, dafs Friedrich Schlegel in seiner 1797 erschienenen Schrift „historische und kritische Versuche über das klassische Altertum" dieses Dogma endgiltig fixiert habe; seine begeisterte Lobrede erreicht in folgendem Satze den Höhepunkt der Überschätzung: „Der Geist ber hellenischen Bildung ist nichts anderes als eine höhere, reinere Menschheit nach der vorherrschenden Kunstidee des Schönen, alles was folgt bis auf die neueren Zeiten ist Überbleibsel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchsten Olymp der Kunst." Solch kritiklose, uneingeschränkte Begeisterung ist aber, wie N. ausführt, zu einem guten Teile zurückzuführen auf ähnliche Ergüsse enthusiastischer Anerkennung des Altertums als des einzigartigen Zeitalters der Humanität bei unseren grofsen Denkern und Dichtern, bei Lessing, Herder, Goethe, Schiller; auch Goethe z. B. erklärt: „im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist"; und auch von den Philosophen wird der nämliche Ton angeschlagen, wie S. 249 ff. inbesondere in Bezug auf Hegel und Herbart gezeigt wird.

Angesichts des Vorgangs dieser führenden Geister will N. einen Fr. Schlegel, den Schöpfer des Dogmas vom klassischen Altertum, nicht als eigentlichen Vater alles Unheils anklagen, will es den Philologen Ast und Wolf nicht verargen, „wenn sie sich auf die Schultern der Riesen stellten und von da aus die Früchte, welche am Baume der Pädagogik gereift waren, verdarben und vernichteten".

Niemand wird heutzutage leugnen, dafs die Begeisterung für hellenische Bildung in jenen Zeiten, in welchen allmählich eine klassische deutsche Literatur erwuchs, auch Urteile unterlaufen liefs, welche der Sonde der Kritik nicht standhalten; enthusiastische Hingabe wird eben jederzeit den kritischen Blick trüben; wenn man aber

auf nachteilige Folgen hinweist, welche für unsere nationale Bildung aus einseitiger Auffassung und Überschätzung des Altertums hervorgingen, so mufs man zugleich die geistigen Schätze in die Wagschale legen, welche unsere Nationallitteratur eben jener uneingeschränkten Begeisterung verdankt; Goethe und Schiller vor allem empfingen daraus den Antrieb zu einer Reihe vollendeter Schöpfungen. Wenn ferner manche der von N. zusammengestellten Urteile über das Altertum von unkritischer Übertreibung nicht freizusprechen sind, so steht denselben, wie N. selbst S. 257 ff. ausführt, eine Reihe von Zeugnissen der nämlichen Dichter und Denker gegenüber, aus denen hervorgeht, dafs dieselben keineswegs auf einseitiger Überschätzung beharrten, sondern auch wieder einen freieren Standpunkt gewannen und das von N. bekämpfte sogenannte Dogma auch ihrerseits bekämpften; hier sei nur das Urteil Schillers über die Sophokleische Tragödie hervorgehoben: „sie war jedoch eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann; das lebendige Produkt aber einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Mafsstab und Muster aufdringen, hiefse die Kunst . . . eher töten als beleben". Auch in den Ansichten desjenigen, den N. als Urheber des Dogmas bezeichnet, ging eine Wandlung vor (s. S. 281), und wenn die Philologen das Altertum klassisch nennen, so ist damit doch nicht gesagt, dafs diese Bezeichnung unterschiedslos allem zukomme, was aus dem Altertum überliefert ist; von Wolf berichtet N. selbst, dafs derselbe viele Autoren ausgenommen habe (S. 246).

Wir sehen: dieses Dogma ist auch in derjenigen Zeit, in welcher es sich am meisten gefestigt und die besten Geister als Gläubige gewonnen haben soll, keineswegs fest umgrenzt und allseitig begründet. vielmehr sind gerade von denjenigen, deren Autorität als festeste Stütze angeführt wird, auch gegenteilige Anschauungen geltend gemacht worden. Nun zieht aber N. noch Zeugnisse aus den Jahrhunderten von der beginnenden Herrschaft des Christentums bis auf die neueste Zeit herbei, um sein abschätziges Urteil über das griechische und römische Altertum weiter zu bekräftigen, und aus der geschichtlichen Entwicklung des von ihm herausgestellten Dogmas dessen Unhaltbarkeit zu erweisen. Mit dem Abscheu der Kirchenväter vor der antiken Bildung, vor Wissenschaft und Kunst überhaupt. hebt die Reihe dieser Zeugnisse an; mit Vorliebe werden dann später die Schwankungen des Urteils über die Alten in den Aussprüchen der italienischen und deutschen Humanisten verfolgt; weiterhin wird ausgeführt, wie trotz aller Angriffe der Theologen, Philosophen und Pädagogen auf das Altertum im 16. und 17. Jahrhundert und trotz der Verderbnis der Philologen „die Giftblüte des Dogmas" sich im 18. Jahrhundert entfaltete; dann wird für die neueste Zeit Überschätzung und Widerspruch in den Urteilen hervorragender Philologen über den Wert der Alten herausgehoben und schliefslich die Vernichtung des Dogmas durch Mommsen und Schwarcz proklamiert. Gegen diese Art der Beweisführung ist vor allem einzuwenden, dafs über Wert und Bedeutung der Alten, insbesondere darüber, wie weit dieselben als klassisch be-

zeichnet werden dürfen, nicht Zeugnisse auch noch so gewichtiger Stimmführer entscheiden, sondern dafs hier nur eine selbständige, vom Einzelnen ausgehende und das Gesamtgebiet umfassende kritische Sichtung zu mafsgebenden Ergebnissen führen kann: bei solcher Untersuchung dürfte es sich auch herausstellen, ob es überhaupt statthaft ist, hier von einem Dogma zu sprechen. Das Grofse und ewig Gültige in den Werken der Alten mufs dabei ebenso zu seinem Recht kommen, wie anderseits die Schattenseiten des Altertums vor Überschätzung bewahren werden. Sollen Zeugnisse beigezogen werden, so darf man nicht aufser acht lassen, wie sehr oft durch den auf den Geistern lastenden Bann der kirchlichen Lehre das Urteil getrübt und Widerspruch veranlafst wurde.

Können wir sonach nicht zugeben, dafs wir in Bezug auf die Schätzung des Altertums von einem Dogma befreit werden müssen, so ist doch Nerrlichs Buch durchaus geeignet, unser Nachdenken über wichtige Grundfragen der Gymnasialpädagogik anzuregen, und wir müssen noch besonders anerkennen, dafs er mit reicher Sachkenntnis, wirksamer Energie und seltener Offenheit auf zwei Mängel unseres Unterrichtssystems hingewiesen hat, welche der Reform der Zukunft harren. Wir stimmen der diesbezüglichen Kritik etwa in folgender Fassung bei: Erstens sind wir im Gymnasialunterricht über den Formalismus vergangener Zeiten noch keineswegs genügend hinausgekommen; die Erlernung der Sprachen nimmt in dem gegenwärtigen Lehrplan einen zu breiten Raum ein, dadurch ist der Sachunterricht, die Einführung in den Ideengehalt, wesentlich gehemmt. Zweitens ergibt sich für die Entwicklung des jugendlichen Geistes daraus eine erhebliche Schwierigkeit, dafs der Widerspruch, in welchem die Weltanschauung unserer gröfsten Denker und Dichter vielfach mit dem üblichen Religionsunterricht steht, in der Schule in der Regel ignoriert und der Ausgleich der Zukunft überlassen wird. Sehen wir noch zu, wie sich N. die Heilung dieser Schäden denkt. Lateinisch und Griechisch soll auch weiterhin nicht blofs in den Gymnasien, sondern auch in denjenigen höheren Schulen, „welche in den beiden oberen Klassen die Mathematik und die Naturwissenschaften bevorzugen“, streng grammatisch gelernt werden, so dafs die Schüler die besten griechischen Autoren, namentlich Homer, auch im Original lesen können; diese Lektüre tritt ein, wenn der Unterricht in den alten Sprachen hinreichend fortgeschritten ist, und wird mit dem Geschichtsunterricht verbunden; diesem fällt überhaupt die Einführung in die Meisterwerke der Literatur zu, wobei die fremdsprachlichen zumeist in mustergültigen Übersetzungen gelesen werden. Man wird hier nur zuvörderst fragen, ob bei der Schwierigkeit der Erlernung der alten Sprachen den neuen erhöhten Anforderungen des Sachunterrichts, wie sie N. stellt, entsprochen werden kann. In den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts soll der Religionsunterricht treten, jedoch nicht der bisherige; die Philosophie, insbesondere die Hegels, hat nach N. den Dualismus des Christentums überwunden; aus ihr soll eine neue Religion hervorgehen, sie soll „in eine Form gebracht

werden, welche sie von der Exklusivität befreit und auch dem Nichtphilosophen, dem Gebildeten, den Frauen, dem Volke, den Kindern zugänglich macht." „Selbstverständlich kann es der Staat nicht sein, welcher dieses Neue schafft, sondern nur ein einzelnes geniales Individuum; was aber der Staat kann und zwar schon in diesem Augenblicke, ist, sich vorzubereiten auf die Erscheinung dieses Genies und demgemäfs schon jetzt nicht der Fahne der Obskuranten zu folgen, sondern dem neuen Geiste so viel als möglich die Pforten zu öffnen." Es wäre eine besondere Aufgabe die Möglichkeit einer solchen Umbildung der Religion und das Verhältnis der Philosophie zur Religion überhaupt in Erwägung zu ziehen — die Aussicht auf ein kommendes Genie dürfte aber kaum viel dazu beitragen, die gegenwärtigen Schwierigkeiten des Gymnasialunterrichts in dieser Richtung zu heben.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Band 2—4 (Jahr 1891—1893). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1893—1895.

Die von Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski 1892 begründeten „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" haben erfreulicherweise nicht nur von Seiten der Kritik fast ausnahmslos dankbarste Anerkennung, sondern auch bei dem lesenden Publikum so viele aufmunternde Teilnahme gefunden, dafs das verdienstvolle Unternehmen, wenn gleich mit einer gewissen Selbstverleugnung aller dabei Beteiligten, seitdem ununterbrochen fortgeführt werden konnte und jetzt wohl für eine geraume Reihe von Jahren gesichert erscheint. Den Dank für dieses wohlwollende Entgegenkommen der Kritik und der Leser haben die Herausgeber und die Verfasser der „Jahresberichte" in der würdigsten Weise bekundet, nämlich dadurch, dafs sie unablässig und in der That mit dem schönsten Erfolge an der verbessernden Ausgestaltung und Vervollständigung ihres Unternehmens arbeiteten. Wer im Herbst 1892 die beiden Halbbände von mäfsigem Umfange im Lexikonformat, die den ersten Jahrgang bildeten, in die Hand bekam, der mochte schon lebhaftes Staunen empfinden bei dem unerwarteten Anblick der Fülle von Schriften, Aufsätzen und Zeitungsnotizen, die im Laufe eines Jahres der Betrachtung unserer deutschen Literatur etwa seit 1450 gewidmet worden waren, und mochte dankbar den Fleifs anerkennen, mit dem von den mannigfachen Mitarbeitern der „Jahresberichte" die hauptsächlichen Ergebnisse aller dieser Schriften und Aufsätze in gedrängter Knappheit zusammengetragen und für den Leser und Forscher aufgespeichert waren. Blicken wir heute auf die letzten Jahrgänge der „Jahresberichte", so kommt uns jener erste Band geradezu dürftig, das Bild, das er von den literargeschichtlichen Erscheinungen eines Jahres entrollt, vielfach unvollständig vor. Schon vom zweiten, besonders aber

vom dritten Bande an ist der Umfang der „Jahresberichte“, damit aber auch die Thätigkeit fast aller Mitarbeiter ungemein angewachsen.

Das Streben der Redaktion nach möglichster Vollständigkeit des in den verschiedenen Kapiteln zu besprechenden Materials ist immer peinlicher geworden. Jedes Buch und jede Broschüre, die nur vielleicht irgend eine Beziehung zur deutschen Literaturgeschichte haben könnte, wird jetzt nach Titel und Umfang genau verzeichnet und nach dem hauptsächlichen Inhalt und Wert kurz charakterisiert; zahllose Aufsätze in politischen Zeitungen und populären Wochenblättern, die nahezu samt und sonders zur Förderung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte nichts beitragen, werden gewissenhaft angemerkt und auf ein doch etwa darin aufzuspürendes Ergebnis von noch so minimaler Bedeutung geprüft. Diese Überfülle hat auch ihre bedenkliche Seite. Für die Mitarbeiter der „Jahresberichte“ ist sie eine Quelle unliebsamer und meist unnötiger Überlastung; der Leser aber hat nunmehr sich durch allerlei Nebensächliches und Minderwertiges, das gewissenhaft mit verzeichnet ist, durchzuwinden, bis er zu dem wirklich Bedeutenden und wissenschaftlich Brauchbaren gelangt, und mufs Sorge tragen, dafs ihm durch jenes nicht der Blick für dieses verwirrt und getrübt werde. Aber freilich wiegt das Bewufstsein, einen thatsächlich vollständigen Überblick über alle die Literaturgeschichte oder ihre Grenzwissenschaften betreffenden Erscheinungen des Berichtjahres zu besitzen, jene Nachteile am Ende doch auf.

Unbestreitbarer ist die Berechtigung eines andern Mittels, durch das die Herausgeber die Vollständigkeit der „Jahresberichte“ zu fördern suchten. Sie vermehrten die von Anfang an reiche Anzahl von Kapiteln, in die sie das massenhafte Material verteilten, noch um ein Beträchtliches. Neben dem Abschnitt „Kulturgeschichte“ finden sich in den letzten Bänden die weiteren Kapitel „Musikgeschichte“ und „Kunstgeschichte“, von denen das letztere über den Rahmen der „Jahresberichte“ bedenklich hinausgreift: statt nur die literarhistorische Ausbeute aus den kunstgeschichtlichen Schriften herauszuholen, gibt der ungemein kenntnisreiche Verfasser einen erschöpfenden Überblick über die kunstgeschichtliche Literatur selbst. Aufserdem sind besondere Kapitel für „Volkskunde“ und für „Stoffgeschichte“ eingefügt. Der Abschnitt, der den allgemeiner gehaltenen Schriften über unsere Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewidmet ist, zerfällt nunmehr in vier umfangreiche Unterabteilungen: Literaturgeschichte; politische Geschichte; Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel; die deutsche Literatur und das Ausland. Überdies wurde für die Erscheinungen der Jahre 1891 und 1892 ein besonderes Kapitel „Grillparzer“ eingeschoben, das später wieder wegfiel, nachdem die Hochflut der Schriften über den österreichischen Dramatiker mit dem Jubiläumsjahr rasch verrauscht war.

Und in allen diesen wie in den sonstigen Kapiteln der „Jahresberichte“ zeigt sich fast von Jahr zu Jahr ein entschiedenes Anwachsen der Darstellung auch im einzelnen. Wo im ersten Bande kurze Andeutungen über ein Buch genügen mufsten, finden wir jetzt meistens

eine wenigstens einigermafsen in die Breite gehende Inhaltsschilderung und neben der allgemein gehaltenen, knappen Charakteristik des wissenschaftlichen Wertes auch noch eine besondere Betonung des Neuen, Eigenartigen, für den Forscher hauptsächlich Bedeutsamen und Förderlichen. So ist die Darstellung nahezu durchweg breiter, aber auch tiefer und in den allermeisten Fällen lesbarer geworden; bei schwer zu erreichenden Schriften vermag die Besprechung in den „Jahresberichten" oft in der That die Lektüre selbst zu ersetzen. Namentlich für den Lehrer, der selten in der Lage ist, sich alle die neuesten Spezialschriften zu verschaffen und sorgfältig durchzuarbeiten, ist diese Ausführlichkeit der „Jahresberichte" von hohem Werte. Ihm insbesondere dienen noch neben den allgemeinen literargeschichtlichen Kapiteln die Abschnitte „Die Literatur in der Schule" und „Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens". Aber ebenso findet er in den aufserordentlich reichhaltigen Kapiteln „Kulturgeschichte", „Volkskunde", „Poetik und ihre Geschichte", „Stoffgeschichte" auf Schritt und Tritt geistige Anregung und Belehrung, selbst wenn er dem speziellen Studium der deutschen Literaturgeschichte kein eigentlich fachmännisches Interesse entgegenbringen sollte.

Verdienen alle Mitarbeiter der „Jahresberichte" für ihren hingebenden Fleifs den Dank der Leser und literarhistorischen Forscher, so gebührt dieser Dank der Redaktion in besonderem Grade, da sie mannigfachen Hindernissen gegenüber nicht nur nicht den Mut verlor, sondern auch die Kraft sich bewahrte, das in engeren Grenzen begonnene Werk glücklich auszugestalten, zu erweitern und zu vertiefen. Von den Männern, die 1892 die „Jahresberichte" begründeten, ist heute nur noch Elias als Herausgeber thätig; Herrmann sah sich leider durch anderweitige Arbeiten gezwungen, nach Abschlufs des zweiten Bandes von der Redaktion zurückzutreten; den dritten der Genossen, Szamatólski, rifs ein früher Tod mitten aus einem vielversprechenden wissenschaftlichen Wirken hinweg. An seine und Herrmanns Stelle trat ein jüngerer Literarhistoriker aus der Berliner Schule, Max Osborn. Ein noch gröfserer Wechsel fand im Laufe der Jahre bei den übrigen Mitarbeitern statt. Arbeitsüberlastung und andere Rücksichten nötigten verschiedene Forscher, die an den ersten Bänden hervorragenden Anteil gehabt hatten, die Mitarbeit später aufzugeben; andere, die zuerst umfangreiche Arbeiten übernommen hatten, mufsten sich hernach wenigstens auf engere Gebiete beschränken. Aber stets waren die Herausgeber bemüht, den Verlust, der dem Unternehmen mit dem Ausscheiden bewährter Kräfte drohte, durch die Zuziehung neuer Mitarbeiter zu ersetzen, und in den meisten Fällen ist es ihnen in der That gelungen, die entstandenen Lücken wirklich, nicht etwa nur scheinbar und äufserlich, auszufüllen; ja ein paar Male hat der Wechsel und die durch die Teilung gröfserer Kapitel in mehrere Abschnitte bewirkte Vermehrung der Mitarbeiter dem Ganzen entschieden zum Vorteil gereicht.

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Leistungen der verschiedenen Verfasser der letzten Jahrgänge zu prüfen und zu charakterisieren.

Ohne Zweifel wird die eine und andere Behauptung bei sachkundigen Lesern Bedenken und bisweilen selbst unverschleierten Widerspruch hervorrufen, und Gelegenheit zu solchem Zweifel wird der kritisch gestimmte Betrachter wohl ohne Ausnahme in jedem Kapitel der „Jahresberichte" ein- oder zweimal erspähen. Aber das wird doch den wirklich sachkundigen und gerechten Beurteiler nimmermehr abhalten, dem Fleifse, der Sorgfalt und dem sachlichen Wissen, das Kapitel für Kapitel bekundet, verdiente Anerkennung zu zollen und den Gewinn, den die künftige Literaturforschung von dem ganzen Unternehmen und seinen einzelnen Teilen erwarten darf, nach aller Gebühr zu schätzen.

München. Franz Muncker.

Lessings sämtl. Schriften, herausg. v. K. Lachmann. 3. Aufl. besorgt durch Franz Muncker. 10. u. 11. Band. 1894/95.

Das vom Referenten in diesen Blättern schon öfter besprochene verdienstvolle Werk ist nunmehr bis zum 10. u. 11. Bande gediehen. Der erstere enthält die Fortsetzung der Hamburgischen Dramaturgie, auf welche der Herausgeber unter zu grunde Legung des authentischen Textes alle Sorgfalt verwendet hat. Für die Zitate zu den Abschnitten über das spanische Essexdrama wurde eine in der Hamburger Stadtbibliothek befindliche Ausgabe desselben verglichen, welche mit Lessings Zitaten im Titel und im Wortlaute der Dichtung fast vollständig übereinstimmt. Man kann dem Herausgeber wohl zustimmen, wenn er mit guten Gründen zu der Ansicht kommt, dafs diese Ausgabe mit dem von Lessing benützten Drucke auf eine gemeinsame Textesgrundlage zurückgehe, und wenn er vermutet, dafs die eine der beiden Ausgaben ein blofser Nachdruck der anderen sei.

Für die Textkritik der „Antiquarischen Briefe", die den weiteren Inhalt dieses Bandes bilden, hat sich der Herausgeber teils an die Vorarbeiten Schönes u. Blümners in der Hempelschen, beziehungsweise Kürschnerschen Sammlung angeschlossen, teils neue Vergleichungen angestellt, auch die zu den „Antiquarischen Briefen" gehörigen massenhaften Zitate einer genauen Prüfung unterzogen. Zwischen die beiden grofsen Werke Lessings sind einige kleinere Beiträge zu Hamburger Zeitungen eingeschoben, so die allerdings unbedeutende kurze Besprechung der Oden Ramlers, deren Echtheit auch nicht vom Herausgeber als über jeden Zweifel erhaben betrachtet wird, wenn er auch die Möglichkeit zugibt, dafs dieselbe Lessing zu Verfasser habe.

Für den Abdruck der in den XI. Band aufgenommenen Schriften Lessings: „Wie die Alten den Tod gebildet", „Berengarius Turonensis", „Die Anmerkungen über das Epigramm", „Zur Geschichte u. Literatur, erster Wolfenbüttler Beitrag" wurden zunächst die sämtlichen dem Herausgeber zu Gebote stehenden Originalausgaben fleifsig verglichen, sodann für einige Abschnitte der zwei zuletzt genannten Werke aber auch handschriftliche Aufzeichnungen, und zwar bisher ungedruckte Blätter der Breslauer Universitätsbibliothek entsprechend verwertet.

Die besonders im „Berengarius“ sehr viele textkritische Schwierigkeiten bietenden Zitate wurden auf ihre Genauigkeit u. Richtigkeit eingehend untersucht und geprüft, irrige Angaben berichtigt und Druck- und Schreibfehler verbessert. So ist für die Textkritik in den meisten Fällen ein sicheres Ergebnis erzielt worden.

Referent fügt auch diesmal wieder den Wunsch an, es möchte das mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit fortgesetzte Werk auch fernerhin einen gedeihlichen Fortgang nehmen und sich wie bisher den Dank aller Lessingfreunde gewinnen.

Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen zusammengestellt von Dr. H. Heinze u. Dr. W. Schröder. 1.—7. Bändchen Leipzig. W. Engelmann. 1894/96. Preis: brosch. 80 Pf. kart. 1 M.

Die Herausgeber haben es unternommen, „die in verschiedenen Büchern und Schriften zerstreuten Aufgaben zu deutschen Aufsätzen im Anschlufs an bestimmte nach der preufsischen Schulordnung vom Jahre 1891 in den einzelnen Klassen von Obertertia an zu lesende Dramen geordnet zusammenzustellen.“

Es wird kaum einem Zweifel unterliegen, dafs Aufgaben im Anschlufs an die Lektüre von Dramen und anderen hervorragenden Dichterwerken notwendig sind, um die Schüler, denen damit zugleich ein bestimmter, abgegrenzter Stoff für ihre häusliche Thätigkeit geboten ist, zu veranlassen, sich eingehender und nachdrücklicher mit der Lektüre und dem Studium derselben zu beschäftigen, und ihnen Gelegenheit zu geben, das dichterische Erzeugnis nach verschiedenen Richtungen so kennen und würdigen zu lernen, dafs es zu ihrem bleibenden geistigen Eigentum wird. Freilich hat diese an sich wohlbegründete Behandlung der Klassikerlektüre auch ihre Grenzen, und man darf darin nicht so weit gehen, dafs man ein Drama als blofses Objekt und günstige Gelegenheit zu Haus- und Schulaufgaben betrachtet, weil dadurch der rein ästhetische Genufs verkümmert und Unbehagen, ja Widerwillen statt Begeisterung für die edelsten Erzeugnisse unserer Literatur erweckt würde.

Von der oben genannten Sammlung liegen bis jetzt sieben Bändchen vor, welche Aufgaben zu Schillers Tell, Jungfrau von Orleans und Wallenstein, zu Goethes Götz, Egmont und Iphigenie, zu dessen Hermann und Dorothea und zu Lessings Minna enthalten.

Die Aufgaben selbst, gröfstenteils Entwürfe und Stoffsammlungen, auch Dispositionen, sind einer Reihe von sehr bekannten, älteren und neueren Aufsatzbüchern und Schriften teils wörtlich entnommen teils wenig verändert und verkürzt. Aus dieser Mannigfaltigkeit der Quellen geht schon von selbst hervor, dafs die Behandlung der gegebenen Themen und Stoffe eine ungleichartige und ungleichwertige ist; sie geben wohl meist allgemeine Anregung und Winke und bequem zusammengestelltes Material und sind auch zu praktischem Gebrauche

in übersichtliche Gruppen geordnet, können aber den Schüler sehr leicht verleiten, sie als Unterstützungsmittel für Gedankenträgheit und Bequemlichkeit zu benützen; immerhin werden sie dem strebsamen Jünglinge bei vernünftigem Gebrauche besonders für die Privatlektüre gute Dienste thun, doch sollte dann auch der eine oder andere Entwurf über den dramatischen Aufbau im Anschlufs an die Kunstgesetze des Dramas sich zu verbreiten Gelegenheit geben. Dem Lehrer bieten sie nichts Neues und entheben ihn trotz der bequem gemachten Zusammenstellung dessen, was in vielen Büchern zerstreut liegt, nicht der eigenen Arbeit auf diesem für den deutschen Unterricht so wichtigen Gebiete.

Würzburg. A. Baldi.

Praeparation zu Caesars Bellum Gallicum von Dr. W. Paepke, Gotha, F. A. Perthes 1894. 3 Heftchen, I—III. Buch.

Wahrlich eigentümliche Früchte sind es, welche der allenthalben entbrannte Wetteifer, unsern Schülern jede Arbeit zu erleichtern, uns auftischt. Nicht genug, dafs unsere Schulausgaben hierin vielfach die noch zulässige Grenze fast überschreiten, dafs zu jedem Klassiker Speziallexika in Unzahl auftauchen, um das Nachschlagen zu erleichtern, als drittes Glied in diesem Bunde empfehlen sich mit dem gleichen Motto die Präparationen obiger Art, welche die nötigen Wörter und Phrasen angeben, [nach Kapiteln und Paragraphen schön geordnet], aber freilich nicht allein die nötigen, sondern in der Regel auch die unnötigsten, welche sozusagen zum täglichen Brot des Schülers gehören. Ich hatte erst das Vergnügen, ein ähnliches Verzeichnis zu Xenophons Anabasis den Lesern dieser Blätter vorführen zu dürfen und verweise bezüglich meines prinzipiellen Standpunktes, den ich jedenfalls nicht isoliert einnehme, auf den betr. Bericht. Einige Bemerkungen mögen noch ergänzend beigefügt werden. Wenn die Benützung solcher Präparationen ohne weiters zulässig ist, kann der Lehrer auf diese Seite der Vorbereitung überhaupt verzichten; an deren Stelle kann er leicht jedesmal im voraus die wenigen Wörter und Ausdrücke, welche die Schüler wirklich nicht wissen können, selber angeben, ein Verfahren, das ohnehin für einzelne Fälle nicht blofs gerechtfertigt, sondern manchmal geradezu notwendig erscheint; wenigstens wird man nicht selten die Schüler schon vor der Lektüre auf besonders auffällige Erscheinungen (Bedeutungen, Konstruktionen u. dgl.) aufmerksam machen und ihnen auf diese Weise Präparation und Verständnis erleichtern. Dabei kommen auch alle Schüler gleich gut weg, während sonst der glückliche Besitzer eines Speziallexikons oder einer gedruckten Präparation vor dem ärmeren Mitschüler einen Vorteil voraus hat, den er seinem Geldbeutel, nicht der eigenen Tüchtigkeit verdankt. Und hiedurch scheint mir auch ein für die Schule nicht unwichtiges Moment berührt zu werden, das Prinzip der Gleichheit: von der natürlichen Begabung abgesehen, sollen die Schüler alle unter möglichst gleichheitlichen Bedingungen und Mitteln ihre Studien betreiben. Von dem Mifsbrauch, der mit Hilfsmitteln dieser Art getrieben wird, ist es nicht

nötig weiter zu reden. Wohl aber auf die geschäftliche Seite solcher Unternehmungen seien einige kritische Blicke gestattet. Da erscheint beim gleichen Verleger vom nämlichen Verfasser die kommentierte Schulausgabe eines Klassikers, dazu das obligate Wörterbuch u. aufserdem noch dieses als „Präparation“ in einzelnen Heften zu jedem Buche ausgeschlachtet, deren Gesamtpreis sich schliefslich höher beläuft als der Einzelnpreis der ersteren. Der reinste Hausierhandel in Ratenabzahlung, gegen den sich eigentlich die Übersetzungsfabrikanten beschweren sollten als „unlauteren Wettbewerb“! —

Im Übrigen kann sich Ref. in diesem speziellen Falle kurz fassen; denn Päpke sagt in der Einleitung selber, er glaubte lieber zu viel als zu wenig bieten zu müssen und so nimmt er denn Wörter auf, die keinem Sextaner und Quintaner fremd sein dürfen (lacus, longitudo, latitudo, gladius, scutum, tabula. tristis, neco, densus etc.), und Verba, die jeder Schüler aus der Grammatik kennen mufs; als besonders praktischen Vorzug erwähnt die Einleitung, dafs kein Buch die vorhergehenden voraussetzt; daher treffen wir die gleichen Wörter wiederholt angegeben. Selbstverständlich ist die für die betr. Stelle gerade passende Übersetzung auch gleich beigefügt; denn der Schüler soll nicht blofs der Mühe des Vokabelaufschlagens überhoben werden, sondern noch mehr der Mühe des selbständigen Denkens und Findens; freilich wird ihm dabei auch die Freude genommen, die solches Arbeiten gewährt, und der Gewinn wird gering und flüchtig bleiben. Letztere Folgen werden die Schöpfer von „Präparationen“ allerdings nicht zugestehen und mit dem tiefsten Brustton der Überzeugung und Entrüstung von sich weisen.

München. J. Wismeyer.

Ausgewählte Briefe des jüngeren Plinius. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Anton Kreuser, Oberlehrer am Gymnasium zu Prüm. Mit einer Tafel: Grundrifs einer römischen Villa. Leipz., Teubner 1894. S. IV und 143. 1 M 50.

Tacitus gehört zum eisernen Bestand der lateinischen Lektüre der Oberklasse. Damit aber die Eigenart der Taciteischen Geschichtsauffassung und -Darstellung empfunden und erkannt werde, thut man vielleicht besser daran, noch einen anderen Autor der „silbernen Latinität“ zu lesen, als durch zu ausgedehnte Lektüre der Annalen oder Historien die Schüler zu übersättigen. Und da bietet sich wie von selbst der jüngere Plinius, des grofsen Historikers vertrauter Freund. Für den Herausgeber der ausgewählten Briefe war indes zunächst nicht dieser Gesichtspunkt leitend, sondern „die Beachtung, die dem jüngeren Plinius in den höheren Schulen Frankreichs, Englands und Hollands zu teil wird, sowie mehrfache Anregung aus dem Kreise der Fachgenossen hat den Her. veranlafst, seine Briefe auch den Schülern unserer Gymnasien zugänglich zu machen. Zu dem Zwecke ist eine Auswahl von Briefen zusammengestellt, die für den Schüler besonders

lesenswert sind, weil sie über politische und literarische Verhältnisse, über das öffentliche und private Leben am Ausgange des ersten und zu Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Aufschlufs geben und sonstige interessante Mitteilungen machen". Dieses Ziel ist erreicht; nur wenige von den 106 Nummern (aus den 10 Büchern) wären zu streichen oder durch geeignetere zu ersetzen, z. B. 37 (= IV 16) „Ein Beispiel von Interesse für die Beredsamkeit", oder 86 (= IX 37) „Plinius, Geschäfte auf seinem Landgute". In Nr. 39 (= IV 22) würde die Überschrift „Aufhebung des γυμνικὸς ἀγών in Vienne" treffender sein als „Teilnahme an einer Sitzung des kaiserlichen Rates". Auch war den Aufschriften das Datum der Briefe, soweit möglich, beizufügen.

Der Text ist der von Keil festgestellte. „Abgesehen davon, dafs zur Verhütung von Mifsverständnissen meist die dem Schüler geläufige Schreibweise gewählt ist, sind nur wenige Änderungen am Text vorgenommen." Darüber sollte eine Zusammenstellung näheren Aufschlufs geben. Dann ist die Schreibung inquid, die sich S. 38 (II 20 ebenso Keil) und S. 51 (viermal) findet (neben inquit) doch nicht „geläufig". Die gleiche willkürliche Abwechslung bei adque und atque z. B. S. 79; bei oportunitatem S. 33 (II 17, 2) und opportune S. 59 und 108; destringor S. 31, distringeretur S. 68, districtus S. 121; aequus S. 8, aecum erat S. 12 (S. 36 oblicum. S. 41 relicum), aequom est S. 72; valitudo und valetudo z. B. S. 16 u. 38; Polionem S. 20 (67, 87, 141 mit Keil), aber Pollio S. 136; Messallam S. 67, Messala S. 140; monimentum und monumentum z. B. S. 111. Über das Schwanken der Orthographie vgl. meine Besprechung von Friedrich, Cic. op. rhet. Vol. II. in diesen Blättern XXVIII. S. 622 B. Im übrigen ist der Text mit wenigen Ausnahmen gut lesbar.[1])

Die Einleitung erzählt den Lebens- und Bildungsgang sowie die literarische Thätigkeit des Plinius und will in einem eigenen Abschnitt „Sprachgebrauch" S. 5—6 „den Schüler mit der Sprache des Plinius vertraut machen". Das leistet aber der Abschnitt nicht. Zu „den Haupteigentümlichkeiten der Plinianischen Ausdrucksweise" darf nicht gerechnet werden, was der sog. silbernen Latinität überhaupt eigen ist. Z. B. circa Classicum brevis labor (Br. 25 S. 46), ebenso Tac. z B. Germ. c. 28 circa adfectationem . . ambitiosi, Ann. XVI. 8 circa scelera distentus; citra dolorem „ohne Schmerz" (Br. 13), Tac. Germ. 16 materia utuntur . . citra speciem et delectationem (ebenso dial. 41). Auch quamquam mit dem Konj. und zahlreiche Ellipsen sind dem ‚saeculum', nicht dem ingenium des Plinius eigen.

Der Kommentar, der das Hauptgewicht auf sachliche Erklärung legt, ist vielfach nicht ausreichend, auch nicht präzis und gründlich genug; es sind die zeitgenössischen Schriftsteller, die Muster des Plinius (namentlich Cicero) und das Griechische viel zu wenig zur Erläuterung beigezogen, dagegen erscheinen manche Anmerkungen als überflüssig, für denkende Schüler wenigstens, z. B. S. 16 zu pretia vivendi und zu cum senectute ingravescentem, S. 17 zu perdiderit.

[1]) Von Druckfehlern ist der schlimmste S. 79 (VI 16, 3) suspicio für suscipio; außerdem seien notiert S. 74 letzte Zeile Frejus für Fréjus, S. 133 vata für vota.

Was soll S. 33 (II 17) zu me Laurentinum vel . . Laurens meum . . delectet die Bemerkung (voraus: Laurentinum scil. praedium) „Laurens bezeichnet einen Einwohner der Gegend"? Warum ist nicht auf bellum Veiens oder Fidenas u. ä. verwiesen? — S. 39 zu lyrica doctissima „Wenn doctissima in seiner eigentlichen Bedeutung genommen würde, so könnte das den Wert der Gedichte nur beeinträchtigen, deshalb, trefflich"; warum nicht einfach: docti = poetae bei Horaz u. a., daraus die Bedeutung von doctissimus? — S. 33 fracta pronuntiatione „die Stimmen der Redner sind noch nicht ausgebildet", vielmehr eine besondere Art des Vortrags, s. Cic. de. or. III 216 über die pronuntiationis genera: fractum scissum. — Von den Parallelstellen, die zur Erklärung beizuziehen waren, nur einige. S. 40 Corinthia, quibus delectatur nec adficitur vgl. Tac. Germ. c. 5 argentum magis quam aurum sequuntur, nulla adfectione animi. S. 115 diem disponere Tac. Germ. c. 30. S. 121 auspicatissimum Tac. Germ. c. 11, S. 124 probare „untersuchen, ob tauglich oder untauglich" Tac. Germ. c. 13. Warum ist Tac. Germ. c. 20 robora parentum liberi referunt (widerspiegeln, Ebenbild), S. 73 und nicht schon S. 55 zu si patrem non referret citiert? — S. 44 ut currentem quoque instigem ist sprichwörtliche Redensart „currentem, ut aiunt, incitare", oft in Ciceros Briefen z. B. Att. V 9, 2. VI 7, 1. Qu. fr. I 1, 45. II 13, 2. S. 88 Förderung des lateinischen Stils durch Übersetzung aus dem Griechischen vgl. Cic. de or. I 154 ff. — S. 94 perquam velim: in Ciceros Briefen kommt pervelim oder richtiger getrennt per velim vor (auch pervesperi). — S. 66 zu homo sum Ter. Heaut I 1 homo sum, humani nihil a me alienum puto. — S. 18 zu ne videar, quorum recitationibus adfui, non auditor fuisse, sed creditor Juvenal sat. I 1 „Semper ego auditor tantum? numquamne reponam, Vexatus totiens rauci Theseide Cordi".

In dem Verzeichnis der Personennamen sollte ein Primaner nicht Belehrung über Augustus, Cicero, Demosthenes, Plato suchen wollen, daher sind die betreffenden Partien zu streichen, dagegen dürfte bei Calpurnius Piso Licinianus die Bemerkung „vom Kaiser Galba adoptiert" nicht genügend sein, s. Tac. hist. I 15, und so bei vielen andern minder bekannten Namen. Woher weifs der Her. so bestimmt, dafs Tacitus 119 n. Chr. starb? Quintilians rhetorisches Hauptwerk wird gewöhnlich als institutio oratoria citiert, nicht de inst. or. Die Schreibung Hypereides ist neben Phidias und Polyclitus jedenfalls inkonsequent. Bei Euphrätes, Batäver u. a. war die Quantität anzugeben. Wegen der kulturhistorischen Bedeutung der Briefe mufste ein ausführliches Sachregister beigefügt werden und über Ausdrücke wie pugillares (Notizbücher), sipho (Feuerspritze), cryptoporticus, procoeton etc. Aufschlufs geben. Der angehängte Plan der Villa Laurentinum des Plinius ist nach Hirt (die Geschichte der Baukunst bei den Alten) gezeichnet, ziemlich klar und übersichtlich, doch nicht ganz vollständig.

Eine neue Auflage kann an der getroffenen Auswahl festhalten, hat aber manche Unebenheiten im Text zu beseitigen und namentlich Kommentar und Indices gründlicher durch- und teilweise umzuarbeiten.

München. Dr. G. Ammon.

Paul Klaucke, Die wichtigsten Regeln der lateinischen Stilistik und Synonymik für obere Gymnasialklassen. 2. Auflage. Berlin, W. Weber. 1894. Preis geheftet 1 M. 25 Pf. VI u. 112 S.

Das Buch zerfällt in eine Stilistik (S. 1—58) und eine Synonymik mit Antibarbarus (S. 59—105). Wo eine gute Grammatik und systematisch angelegte Übungsbücher im Gebrauche sind, ist schwer einzusehen, wozu ein Buch wie dieses nützen soll; denn es bietet nicht mehr als das, was heutzutage so ziemlich alle guten Grammatiken in einem grammatisch-stilistischen und synonymischen Anhang enthalten; vgl. Stegmann, Harre, Holzweifsig, Schödel, Ellendt-Seyffert-Fries, Friedersdorff, ganz besonders aber Ziemer und Landgraf. Ebenso geben jetzt die besseren Übungsbücher eine von unten an beginnende systematische Anleitung über Synonyma. Und so gehört es sich; denn sowohl die Stilistik als die Synonymik müssen von unten herauf Berücksichtigung finden, und es ist ein unannehmbarer Gedanke, dafs das erst in den oberen Gymnasialklassen geschehen solle. Als das vorliegende Buch im J. 1884 zum erstenmale erschien (die 2. Auflage ist, da der Verf. inzwischen gestorben ist, ein unveränderter Abdruck), mochte noch ein gewisses Bedürfnis dafür vorhanden sein. Nach dem Erscheinen der obengenannten Grammatiken und einer Reihe trefflicher Übungsbücher ist dies, wie gesagt, anders. Dazu kommt, dafs sehr vieles hier Einschlägige in der Praxis, zumal an der Hand der Klassikerlektüre, zu erfassen ist, was die neuen Schulordnungen mit Recht vorschreiben; der Schüler wird also weiteres Material in seinen Kollektaneenheften zusammentragen und sich so allmählich und mit viel gröfserem Vorteil einen hinreichenden Stoff zu eigen machen.

Sollte das vorliegende Buch noch aufserdem einen Nutzen gewähren, so müfste erstens eine Austeilung des Stoffs auf mehrere Stufen (etwa 3—4) eintreten: dann liefse es sich wenigstens an solchen Anstalten gebrauchen, wo keine entsprechende Grammatik eingeführt ist. Zweitens müfste das alphabetische Register der Synonyma insbesondere für die Bedürfnisse der höheren Klassen eine wesentliche Erweiterung erfahren, damit es sich zum Nachschlagen eigne; in seiner gegenwärtigen Fassung läfst es den sich Rat Erholenden häufig im Stich.

Für den Fall, dafs eine Umarbeitung bezw. Ergänzung eintritt, sei auch noch der wohlmeinende Rat beigefügt, mehr die Etymologie und das allgemein Gültige zu berücksichtigen. Die Auffassung einer grammatisch-stilistischen Erscheinung ist doch häufig eine zu einseitige, indem von einem einzelnen Beispiel Regeln abstrahiert werden, die nicht statthaft sind: z. B. § 103 vel „um etwas an sich Geringes hervorzuheben"; viel eher läfst sich das Gegenteil sagen; vel heifst aber „wenn du willst, wenn man will, wohl". § 105 alibi = „sonst"?; richtig: „sonstwo, anderswo"; alias dagegen = zu einer andern Zeit, ein anderes Mal (Gegensatz: nunc, hic an dieser Stelle, diesesmal.) § 109 quotusquisque soll nicht in indirekten Fragen vorkommen? und warum quam pauci nicht in direkten Fragen? Es genügt quotusquisque: „der wievielte immer = wie wenige", quam pauci:

„wie sehr (gar) wenige" (zählend). § 58 quidam: hier findet sich folgender merkwürdige Widerspruch: es bezeichne, „es heifst, dafs man es mit dem Begriffe eines genannten Wortes nicht ganz genau nehmen solle; so bezeichnet es, 1) bei Adjektiven einen nicht bestimmbaren Grad der Eigenschaft, so jedoch, dafs dieselbe verstärkt wird (= ganz, wahrhaft u. a.); 2) bei Substantiven diene es dazu, einen metaphorischen Ausdruck, einen Vergleich zu mildern und zu mäfsigen." Hier ist eben übersehen, dafs Superlativismen, wo solche auch vorkommen, die Aussage abschwächen; dies ist also auch bei den nur scheinbar verstärkenden Ausdrücken „ganz, wahrhaft" der Fall. — § 120 „etwa" bleibt unübersetzt bei num und an? Bestimmter wäre: an (num) drücken „etwa" aus; der Begriff „etwa" besagt, dafs an zweierlei Eventualitäten gedacht ist, wovon die eine unbestimmt bleibt; sie würde mit utrum gegeben werden; so bleibt also nur die bestimmt ausgesprochene übrig, und diese wird mit an gegeben.

Etwas mehr Etymologie! z. B. atque = und dazu, autem (= αὖ-τε) hinwiederum, andrerseits; at = ad dazu (nun die Kehrseite); so wird es adversativ; atqui wörtl. dazu (nun) die Kehrseite! wie (kommt es dafs)?; vero = in Wahrheit. S. 91 certus von cernere sichten; S. 71 quaerere ex aliquo = herauszubringen suchen aus jem; S. 101 ratio eigtl. = Berechnung, Rechnung; S. 70 reperire eigtl. = wiedererwerben (nicht: „wiederfinden"); S. 82 diligere wörtl. = auswählen.

Was die Lücken betrifft, die der gebotene Stoff aufweist, so sind solche auch in ganz gewöhnlichen Fällen vorhanden, so fehlt § 142, dafs neve auch beim Prohibitiv, Optativ etc. steht; § 121, dafs „notwendigerweise" auch mit dem Gerundiv, mit non possum non gegeben werden kann; S. 71 „fremd" fehlt alius; S. 102 wieder = zurück fehlt „re — in Kompositis"; S. 73 brauchen auch egere. Hie und da werden bezeichnende Beispiele vermifst z. B. bei „wollen" S. 103, zu werden = evadere S. 102. Die Erklärung der Bedeutung von tot-quot ist nicht zutreffend; tot-quot sind einfach zählend.

Da endlich auch das „Register zur Stilistik und Synonymik" sich als wenig stichhaltig erwies, bleibt dem ev. Neubearbeiter ein ziemliches Stück Arbeit zu erledigen.

München. Dr. Gebhard.

Platons Verteidigungsrede des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch erklärt von Chr. Cron. 10. Aufl., bearbeitet von H. Uhle. Leipzig, Teubner 1895.

Prof. Dr. Heinrich Uhle, Oberlehrer am Gymnasium zum hl. Kreuz in Dresden, hat es übernommen an Stelle Wohlrabs die 10. Auflage von Crons Schulausgabe zu besorgen. Die etwas weitschweifige Einleitung hat Uhle aus Mangel an Zeit unverändert wiedergegeben mit Ausnahme der von Schanz (Apologie 1893) eingehend begründeten Auffassung der Apologie als einer freien Erfindung Platons. In den Erklärungen ist der neue Herausgeber vielfach mit selbständigem

Urteil hervorgetreten, in der Textesgestaltung jedoch glaubte er den konservativen Standpunkt Crons beibehalten zu sollen. Allein so natürlich auch die Ehrfurcht vor der Überlieferung ist, so mufs doch die kritische Ratio, sobald sie mit zwingenden Gründen auftritt, den Sieg davon tragen. So hätte der Herausgeber an folgenden Stellen, soweit ich eine genaue Vergleichung vorgenommen habe, dem Vorschlage von Schanz folgen sollen: p. 50, 4 ist mit Schanz u. a. statt δέ μου richtiger δ' ἐμοῦ zu schreiben, weil das Pronomen infolge des Gegensatzes betont ist. p. 53, 1 ist φροντιστής nach dem Vorschlage von Schanz aus logischen Gründen zu streichen, denn τά τε μετέωρα καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα sind in der Apologie wie die Vergleichungsstellen 19 B und 23 D zeigen untrennbare Begriffe, die eine Einheit ausmachen. p. 53, 7. Hier hätte die Konjektur von Schanz, welche ἐν ᾗ ἂν in ἐν ᾗ δὴ verwandelt, aufgenommen werden sollen. Bei p. 56, 15 hätte die Interpunktion von Schanz nach οἷός ἐστιν Aufnahme finden müssen, wodurch das lästige Anakoluth beseitigt ist. p. 66, 6: Sehr mit Unrecht bekämpft hier Uhle die Konjektur von Schanz, welcher statt ἀγνοοῦσιν besser ἀμφιγνοοῦσι schreibt. Denn ἔχουσι μὲν οὐδὲν εἰπεῖν bedeutet sicherlich auch: sie wissen nichts zu sagen. Können und wissen hängen in dieser Ausdrucksweise eng an einander. Schanz hat also zweifellos Recht zu sagen, dafs ἔχουσιν οὐδὲν εἰπεῖν = ἀγνοοῦσιν sei und somit die Stelle keinen Sinn gebe. Wenn auch zugegeben werden mufs, dafs wissen die Ursache und können die Folge ist, so ist es doch ein logischer Fehler Uhles, zu behaupten, dafs die Verbindung beider Begriffe mit dem adversativen ἀλλά ganz richtig sei. Dann müfste auch der deutsche Satz richtig sein: Ich esse nicht, sondern ich habe keinen Hunger, p. 73, 1 Ἀναξαγόρου ist nach der Darlegung von Schanz unhaltbar. Denn die Täuschung, welche der Ankläger Meletos den Richtern gegenüber beabsichtigt, wird von diesen selbst aufgedeckt, dadurch, dafs sie die Schriften des Anaxagoras kennen. Meletos will also einem anderen die Schuld jener Lehren aufhalsen, aber die Richter wissen, dafs die Schuld den Anaxagoras aus Klazomenä trifft. Die Klage ist also gegen den Unrechten gerichtet. p. 73, 6 Die Deutung von ὀρχήστρα macht den Erklärern grofse Arbeit. Die Schwierigkeit ist dadurch hervorgerufen worden, dafs man nicht mit zweifelloser Bestimmtheit den Inhalt des vorausgehenden ταῦτα — ἅ angegeben hat. Unter ταῦτα kann man nicht die βιβλία Ἀναξαγόρου verstehen. Dies verbieten die beiden Ausdrücke ταῦτα παρ' ἐμοῦ μανθάνουσιν und am Schlusse des Satzes οὕτως ἄτοπα ὄντα. Unter ταῦτα und ἅ sind also nur die Lehren des Anaxagoras zu verstehen. Diese hören und lernen sie nicht von Sokrates, sondern sie kaufen sich dieselben (die Lehren), wenn es hoch kommt, um eine Drachme in der Orchestra. Damit kann nur das Theater gemeint sein. p. 77, 2: Hier hätte Uhle entschlossen dem Vorschlage Králs folgen dürfen, welcher οὐ vor τοῦ αὐτοῦ streicht und der Schlufsfolgerung dadurch ihren logischen Abschlufs gibt. Denn es ergibt sich der Sinn: Du wirst keinem halbswegs verständigen Menschen begreiflich machen können, dafs der nämliche Mann an Dämo-

nisches und Göttliches glaubt, ohne Dämonen und Götter anzunehmen. p. 77, E *μήτε ἥρωας* mufs gestrichen werden, weil es in die Schlufsfolgerung ein ganz neues Moment bringt, das mit dem Gesagten nicht zusammenhängt. An ziemlich vielen Stellen konnte ich dagegen die konservative Haltung der Textritik gut heifsen.

Was die Erklärung betrifft, so sind den meist treffenden Anmerkungen gegenüber nur wenige Wünsche vorzubringen. p. 49, 3 *πιθανῶς* ist im Gegensatz zu *ἀληθές* aufzufassen. Dies wird nicht gut durch „plausibel" ausgedrückt. Überreden und überzeugen stehen sich gegenüber. Die Bedeutung der Wörter hätte in mehreren Fällen entweder etymologisch oder durch Zurückführung auf die Grundanschauung aufgeklärt werden sollen. Dies vermisse ich p. 50, 7 bei *εἰκῇ*. 51, 3 bei *παρίεμαι*, 67, 7 bei *ὑποστειλάμενος*. Eine grammalische oder sachliche Bemerkung wäre nach meiner Meinung noch zu machen in folgenden Fällen: 51,6 bei *ἕνεκα*, wo man *διά* erwartet. 55, 2 bei *οἷον* ist zu sagen, welche Eigenschaft sich Sokrates denkt. 55, 8 bei *ἀναγνῶναι* ist zu bemerken, dafs an kein wirkliches Vorlesen zu denken ist. 56, 5 *πολλοὶ δὲ ὑμῶν οἱ τοιοῦτοί εἰσιν*. Der Artikel beim Prädikat ist nicht erklärt. 56, 10 Zu *οὔτε* fehlt das zweite Glied. 65, 11 die politische Thätigkeit des Sokrates ist den Schülern zu zeigen.

Zur Anzeige dieser vielbenützten Schulausgabe glaube ich mich auf die teilweise Durchsicht beschränken zu dürfen, da die Brauchbarkeit des Buches mit seinen 10 Auflagen bewiesen ist.

Würzburg. Nusser.

Franz Boll, Studien zu Claudius Ptolemäus. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Astrologie. Bes. Abdr. aus d. 21. Suppl.-Bd. d. Jahrb. f. klass. Philol. Leipzig 1894 (Teubner). 134 S. Preis 5.60 Mk.

Diese mit guter Methode, besonnenem Urteile und in klarer, vornehmer Darstellung geschriebene Abhandlung betrachtet den bekannten Astronomen von zwei bisher ziemlich übersehenen Gesichtspunkten aus, indem sie seine Stellung zur Philosophie und in der Geschichte der Astrologie näher zu bestimmen sucht.

Voran steht eine Prüfung der Angaben über das Leben des Ptolemäus (S. 53—66), wonach derselbe etwa von 100—178 n. Chr. G. lebte und seine Beobachtungen in Alexandrien machte. Im ersten Abschnitt „Die Stellung des Ptolemäus zur Philosophie" (S. 66—111) lernen wir denselben als einen verständigen, nach Art der Mathematiker aufs höchste für seine Wissenschaft eingenommenen Mann kennen, der sich in philosophischen Dingen hauptsächlich, so besonders in der Erkenntnistheorie an den Peripatos anlehnt, in der Psychologie aber mehr Platoniker ist, nebenher dem Einflusse der Stoa und dem Pythagoreismus unterliegt und seine eigene Urteilsfähigkeit nicht unterdrückt. Die zwei folgenden Abschnitte liefern einige besondere Züge zu dieser Charakteristik, legen jedoch das Hauptgewicht auf eine Ermittlung der astrologischen Ansichten des Ptolemäus. Das Kapitel „Die Echtheit

der Tetrabiblos" (S. 111—180) erweist dieses Buch auf Grund äufserer, inhaltlicher und sprachlicher Anhaltspunkte als Werk des Mathematikers, betont dagegen die Unechtheit des *Καρπός*, der, vor Proklos entstanden, vielleicht einem Hofastrologen zu verdanken ist. Der dritte Abschnitt „Die astrologische Ethnographie in der Tetrabiblos und ihre Quelle" (S. 181—235) behandelt die merkwürdige Lehre, welche Ptolemäus über die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen der Anordnung der Gestirne und den körperlich-geistigen Zuständen ganzer Völker entwickelt; diese Lehre wird im wesentlichen auf Poseidonios, den grofsen Stoiker, zurückgeleitet. Dabei gewinnen wir einen sehr belehrenden Einblick in die Geschichte nicht nur des höheren Aberglaubens, sondern auch der Ethnographie (s. besonders S. 201) und der Kulturwissenschaft.

Da die Untersuchung bei dem Mangel namentlicher Quellenangaben aus dem Altertum vielfach verschlungene Pfade wandeln mufs, birgt Bolls Schrift auch treffliche Beiträge zur Quellenanalyse anderer Schriftsteller, des Manilius, Firmicus Maternus, Plinius, Vitruvius, Pseudo-Lukian. Wo sonst noch etwas nebenbei gefunden worden ist (z. B. die Polemik des Bullialdus gegen Cartesius; eine Parallele zu Shakespeares „As you like it" II 7), das ist aus dem Sach- und Stellenregister (S. 241 ff.) zu ersehen. Ein Exkurs (236—238) setzt vermutungsweise im Gegensatz zu Riefs die Entstehung der *ἀστρολογούμενα* des Petosiris und Nechepso in das 1. nachchristliche Jahrhundert. Auch wertvolle bibliographische Mitteilungen bietet uns der liebenswürdige Sekretär der Münchener Hof- u. Staatsbibliothek.

Kann diese Inhaltsübersicht als Empfangsquittung für das schöne Buch dienen, so mögen aufser der Notierung der Accentuation *τῇν* S. 128, 33, einiger kleinerer Wiederholungen (z. B. S. 95 Anm. 2 u. 109 f.) und der verschiedenen Schreibung *ἀστρολογούμενα* — *Ἀστρολογούμενα* S. 236 ff. folgende Bemerkungen als Beleg dafür gelten, dafs ich dasselbe mit grofsem Interesse gelesen habe: S. 65 hätte, um für das Scholion (S. 55) den Charakter einer Vermutung zu beweisen, auch darauf hingedeutet werden können, dafs die Quelle der beiden Fassungen augenscheinlich bemüht ist, Analogien dafür beizubringen, dafs ein Schriftsteller durch Tod an der Vollendung eines Werkes gehindert wird; was dort über Platons Kritias gesagt wird, ist aus Plutarch Solon 32 genommen. — Mit S. 71 *ἐν ταῖς αὐτῶν τῶν φαντασιῶν ἐμβολαῖς* vgl. Chrysippea fr. dubium 148, 4 Gercke *τῶν προσπιπτουσῶν φαντασιῶν; ἐπιβολή* ist in der Stoa beliebt (z. B. Chrys. fr. 49, 9 Gercke); für *ῥυθμίζειν* vgl. Stob. flor. IV 200 Mein. Ps.-Plut. puer. educ. 3 d. — S. 123 (so ist auch S. 239 statt 128 zu lesen) ist auf Bonhöffer, Epiktet und die Stoa S. 49. 51 f. Stein, Erkenntnisth. S. 116 Anm. 232 S. 236 Anm. 509. Pearson, The fragm. of Zen. fr. 82. D. L. VII 55 Gal. Hipp. et Plat. plac. S. 467 K (Poseidonios). Athen. XIII 563 e (vgl. Plat. Axioch. 366 d *ἑπταετία*) zu verweisen, woraus hervorgeht, dafs die Stoiker an der Weiterbildung der bereits vor Aristoteles aufgekommenen (Pol. 4, 14, 11; 15, 11) Hebdomadentheorie stark beteiligt sind (vgl. Bonhöffer S. 98 ff. Dieterich Nekya S. 227).

Zu der Harderschen Rekonstruktion der pseudo-hippokratischen Schrift *περὶ ἑβδομάδων* wäre genauer Chalcid. in Plat. Timae. 37 zu vergleichen, der bei Littré nicht genügend herangezogen war. *Περὶ ἑβδομάδος* schrieb der Neupythagoreer Prorus (Zeller III$_2$ ^{3} S. 101 unten); s. auch Servius in Vergil. Bucolica 8, 75 (nach Varro?), Diels Doxogr. 434 a, 16. 646, 5. Für die hippo-krateischen 7 Altersstufen wäre am besten gleich Littré, Oeuvres d'Hippocrate VIII 633 zitiert worden. — S. 153 *εὐσπάθεια* ist schon vor Epiktet stoisch (z. B. Stob. ecl. II 62, 7 W.). — S. 177 würde ein Statistiker, da die Wendungen *ὡς ἔνι μάλιστα* und *οὐχ ὁ τυχών* schon vor Ptolemäus begegnen, Zahlenangaben wünschen. — Die Leichenbestattungsgebräuche der Ägypter u. s. w. (S. 198) und wohl auch die Persersitten (S. 184) spielten schon bei Chrysippos in der Ethik eine Rolle. — Zu S. 222 habe ich in Vergils Georgica I, Varro de re rustica 2, 1, 4 ff. (205 K.), Rhetor. Lat. min. 525 f. Halm (aus Cic. de inv. I, 2, 2) und jetzt F. Dümmler, Verh. d. 42. (Wiener) Philol. Vers. (1893). Leipz. 1894 S. 66 ff. einiges Bemerkenswerte gefunden. Inzwischen ist auch bei Teubner eine neue Ausgabe des Hermippus (S. S. 142) erschienen. — Servius zu Vergil. Aen. 6, 72 scheint mir für Boll Interesse zu besitzen.

Zum Schluſs leihe ich der Hoffnung Worte, daſs es dem Verf. der vorliegenden ausgereiften Arbeit bald vergönnt sein möge, einige Versprechungen, die er in derselben gibt, einzulösen und insbesondere uns mit der vorbereiteten Ausgabe der Tetrabiblos (S. 125) zu beschenken.

Theodosii Alexandrini canones, Georgii Choerobosci scholia, Sophronii patriarchae Alexandrini excerpta rec. et apparatum criticum indicesque adiecit Alfredus Hilgard. Leipzig, Teubner. 1894.

Von dieser Ausgabe, welche den vierten Teil der Grammatici Graeci recogniti et apparatu critico instructi bildet, ist i. J. 1894 der zweite Band mit den Scholien des Choiroboskos (1—371) und den Auszügen des Sophronios aus den Scholien des Johannes Charax (375—434) zu den Kanones des Theodosios erschienen; angehängt sind ein Index auctorum et dialectorum (437—443) und ein sehr genauer Index vocabulorum (444—523). Der unerquickliche Eindruck, welchen diese Art von Literatur macht, wird gemildert durch die beigehefteten äuſserst lehrreichen Prolegomena des Herausgebers (1894, CXXXII Seiten). So tief die Arbeiten der Byzantiner in der Geschichte der griechischen Grammatik stehen, so wichtig sind sie in der Geschichte des griechischen Unterrichtes geworden und in dieser Hinsicht verdienen sie gewürdigt zu werden. Um nur eines anzuführen, sehen wir, wie alt das grausame Paradigma *τύπτω* ist, welches erst im Zeitalter der Pausen dem humaneren *παίω* den Platz räumte; durch Urlichs, Handb. des klass. Altertumsw. I$_1$ ^{2} S. 123 (s. Hilgard proleg. p. VI) kann in diesem Punkte leicht eine falsche Vorstellung entstehen.

Für die mühe- und entsagungsvolle Arbeit gebührt Hilgard, der sich dabei besonders der Unterstützung P. Egenolffs erfreute, hohe Anerkennung.

Wilhelm Schulze, Orthographica. Marburg, Elwert 1894. LXI Seiten.

Der rüstige Vertreter der Linguistik geht in der vorliegenden Untersuchung, die zuvor, in zwei Abschnitte geteilt, den beiden letzten Marburger Lektionskatalogen (S. S. 1894 u. W. S. 1894/95) beigegeben war, der Frage nach, wem die früher und zum Teil noch heute übliche Orthographie lateinischer Lehnworte, die aus dem Griechischen stammen, schuld zu geben sei; er entdeckt, dafs italienische Gelehrte des 15. Jahrh. in verkehrter Anwendung ihrer Kenntnisse im Griechischen da manches Unheil angestiftet haben. Auf mühsamem Wege gelangt der umsichtige Verf. zu einer Reihe neuer Aufschlüsse, welche die kleine Schrift für Lexikographen und für Herausgeber lateinischer Texte unentbehrlich machen.

Würzburg. Adolf Dyroff.

Alexandri Lycopolitani contra Manichaei opiniones disputatio edidit Augustus Brinkmann. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri 1895. XXXI u. 50 S. 80 Pf.

Von der Schrift des Alexander von Lycopolis gegen die Manichäer hatten wir bisher keine besondere Ausgabe. Sie wurde unter dem Titel *Ἀλεξάνδρου Λυκοπολίτου ἐπιστρέψαντος ἐξ ἐθνῶν πρὸς τὰς Μανιχαίου δόξας* zum ersten Mal herausgegeben von Franc. Combefis im zweiten Teil seines Auctarium novissimum bibliothecae graecorum patrum (Paris 1672, p. 3 sqq.) und darnach abgedruckt von Gallandi (Venedig 1768, IV, p. 73 sqq.) und von Migne (Paris 1857, XVIII, p. 411 sqq.). Combefis benützte für seine Ausgabe ein Apographon Bigotii d. h. eine von Bigot († 1689) gefertigte Abschrift (jetzt Parisinus suppl. graec. 270), also eine ganz junge Handschrift, und liefs es aufserdem auch sehr an der nötigen Sorgfalt fehlen. Seitdem ist keine Handschrift mehr eingesehen worden. Es giht deren mehrere aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, die aber alle auf einen uns noch erhaltenen Codex Mediceus (Laur. plut. IX. cod. 23.) des 9. Jahrhunderts zurückgehen. Nach dieser Handschrift, die zu diesem Zwecke von E. Rostogno verglichen wurde, hat nun Aug. Brinkmann den Text neu herausgegeben.

An der Spitze der Handschrift steht ein Gedicht in Senaren, gerichtet an den Kaiser Basilius; Alexanders Schrift steht zwischen der Schrift des Didymos *κατὰ Μανιχαίων* und der des Methodius von Olympus *περὶ τοῦ αὐτεξουσίου.* Es ist uns also in der Handschrift der Rest einer Sammlung antimanichäischer Schriften erhalten, und Brinkmann macht es sehr wahrscheinlich, dafs die Sammlung während des Kampfes veranstaltet wurde, den Basilius gegen die Paulicianer in

Armenien zu führen hatte. Der Ursprung dieser wurde ja auf die Manichäer zurückgeführt und sie selbst wurden Manichäer genannt. Diese Fragen werden in der ausführlichen Einleitung behandelt. Der Text selbst bietet natürlich in vielen Fällen Besseres als die bisher gedruckten Ausgaben. Dafs gleichwohl noch manche Stellen dunkel bleiben, kann nicht wunder nehmen bei einer Schrift, die bisher so wenig Beachtung gefunden hat. Ein ausführlicher Index erhöht die Brauchbarkeit der Ausgabe.

Nürnberg. Dr. Stählin.

Griechische Übungsbücher von Th. Drück und F. Grunsky. I. Teil. Griechisches Lese- und Übungsbuch für Klasse V (Untertertia) von Ferd. Grunsky, Rektor der Lateinschule zu Göppingen. Leipzig 1896. Verlag von Karl Braun. VIII und 116 Seiten. Vokabularium nebst fünf Tabellen zum Griechischen Lese- und Übungsbuch für Klasse V (Untertertia) von Ferd. Grunsky. Leipzig. Verlag von Karl Braun. 1896.

Der Verfasser geht bei der Anordnung des grammatischen Stoffes darauf aus, dem Schüler von Anfang an eine klare Einsicht in die Hauptregeln der Deklination und Konjugation und die sich darin vollziehenden Lautgesetze zu verschaffen. Mit der zweiten Deklination beginnend behandelt er anfangs jedes Paradigma in einem eigenen Stücke. Schon während der Deklination kommt aufser dem vollständigen Präsens der Indikativ und das Partizip sämtlicher Futura und Aoriste zur Einübung. Dagegen sind die Contracta der 1. und 2. Deklination, die attische Deklination und verschiedene Teile der 3. Deklination in einen Repititionsgang verwiesen, um, wie der Verfasser in seiner Vorrede bemerkt, den klaren Überblick und logischen Fortschritt nicht zu stören. Die drei Arten der Verba contracta sind von einander getrennt, die Präpositionen auf eine gröfsere Anzahl von Abschnitten verteilt, da die Schüler durch eine zu rasche Aufeinanderfolge gleichartiger Dinge zu leicht verwirrt werden.

Der Übersetzungsstoff ist gut ausgewählt, und zwar nicht nur die zusammenhängenden Stücke, von denen die griechischen zahlreicher sind als die deutschen, sondern auch die Einzelsätze, in denen der deutsche Sprichwörterschatz häufig Verwendung fand. Auf ein griechisches Übungsstück folgen immer zwei deutsche, von denen das erstere aus kurzen Sätzen oder einzelnen Casus- oder Verbalformen besteht und hauptsächlich für die mündliche Einübung der Formen bestimmt ist.

Das Vokabular, dem fünf die Konjugation und die Präpositionen enthaltende Tabellen vorausgehen, bildet leider ein eigenes Büchlein. Es wäre praktischer, wenn dasselbe mit dem Übungsbuch verbunden wäre. Die Ausarbeitung eines alphabetisch geordneten Wörterbuchs ist in Aussicht genommen.

Die Ausstattung des Buches ist gut. Doch finden sich mehrere

Druckfehler. Im Übungsbuch fehlt S. 26 vorletzte Zeile auf *τα* der Accent, S. 44 steht *ἔχων* statt *ἔχων*, S. 50 vorletzte Zeile fehlt auf *το* der Accent, S. 77 letzte Zeile steht *ἁλιος* statt *ἅλιος*, S. 81 *Ἑλληνας* statt *Ἕλληνας*, S. 82 erste Zeile steht *Διονυσιῳ* ohne Accent; im Vokabular steht S. 13 letzte Zeile *ζῶον* statt *ζῷον*, S. 14 *φαλαγξ* ohne Accent, S. 20 *θυσία* O statt Opfer, S. 39 *Ηφαιστος* statt *Ἥφαιστος*, S. 40 *Ὀλυμπος* statt *Ὄλυμπος*, *Ὀλυνθος* ohne Accent und *Ὀμηρος* statt *Ὅμηρος*.

Mag man auch hinsichtlich der Verteilung des Stoffes abweichender Meinung sein, so ist doch das mit grofsem Fleifs ausgearbeitete Buch als ein treffliches Hilfsmittel für den griechischen Unterricht zu empfehlen.

Dürkheim. **Stiefel.**

La Catastrophe de Sedan par Émile Zola. Auszug aus „La Débâcle". Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Richard Ackermann. Mit einer Karte. Dresden, Kühtmann, 1895. IV und 75 Seiten.

Während sich selbst den späteren Roman-Studien Zolas, wie „Docteur Pascal" und „Lourdes" nur schwer, vielleicht gar nicht längere geeignete Episoden entnehmen liefsen, die, zu einem Ganzen zusammengefafst, eine für Mittelschulzwecke brauchbare Lektüre abgeben könnten, drängt sich „La Débâcle" mit seinen energischen, von den Lebensgeschicken der wichtigsten Figuren losgelösten Kriegsschilderungen der Bearbeitung für den Schulgebrauch von selbst auf. Hiemit soll jedoch keineswegs das Verdienst der hier vorliegenden Erspähung abgeschwächt werden, es möge nur die Versicherung gestattet sein, dafs ich ein selbst geplantes Unternehmen vorweggenommen und trefflich verwirklicht sehe. — Nie mögen die bekannten persönlichen Schwächen des französischen Autors oder prinzipielle Gegensätze zu seinem bald behäbig, bald frappant ungenierten Realismus behindern, zu übersehen, welch gewichtigen Faktor der übrigens mit den Jahren reiner gewordene Romancier in der neuesten eigenen und Weltliteratur darstellt. Nur seine Vorzüge, die markige, lebensvolle Kraft der Zeichnung des Gräfslichen und Erschütternden, die überaus farbenreiche Kunst der Beschreibung äufserer und innerer Vorgänge treten uns hier in den gewählten, auszugsweise behandelten Kapiteln entgegen, welche den dramatischen Höhepunkt der Katastrophe von Sedan, hauptsächlich nach der militärischen Seite hin, veranschaulichen. Die Betitelung der einzelnen Kapitel: „I. Bazeilles, II. Le Calvaire d'Illy, III. L'Attaque de la Division Margueritte, IV. Le Roi Guillaume surveillant les évolutions des armées, V. A la fin de la bataille, VI. La Capitulation, VII. Les prisonniers de guerre, VIII. Après la catastrophe" bekundet, dafs eine Serie von untereinander zusammenhängenden und dabei doch für sich abgeschlossenen Bildern geschickt beabsichtigt wurde, eine Einteilung, welche der Behandlung in der Schule sehr zu gute kommt. Die beigegebenen Fufsnoten erfreuen durch ihre Sorgfalt und die Ver-

meidung des grammatischen Elementes. Aufser einer Kartenskizze der Umgebung von Sedan ist ein 32 Seiten umfassendes Spezialwörterbuch in einer Enveloppe beigegeben, das noch manche wünschenswerte Sacherklärung hinzufügt und dem Schüler Sachs-Villatte entbehrlich macht. Ferner wird sich das an den Text unmittelbar anschliefsende Questionnaire sehr förderlich erweisen, indem es durch die Formulierung der meist allgemeiner gehaltenen Fragen den Schüler zwingt, vor der Beantwortung derselben sich des Inhalts des Gelesenen zu vergewissern und seine Reproduktionsfähigkeit zu entwickeln.

Der Druck ist musterhaft, die ganze Ausstattung hochelegant. Wir können das rote Bändchen nicht aus der Hand legen ohne mit hoher Befriedigung über die empfundene Freude die Ansicht zu äufsern, dafs neben Sarcecys Siège de Paris wohl sonst keine Darstellung kriegerischer Begebenheiten die Schüler der obersten Klassen von Gymnasien und Realschulen in gleich hohem Grade fesseln wird.

Kempten. Geist.

Friedrich Beck, 1. Französische Grammatik für humanistische Gymnasien, mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen. 11 + XVII + 230 S. Gebunden 2 M. 50 Pf. — 2. Übungs- und Lesebuch zur französischen Grammatik für hum. Gymn. 1. Teil (§ 1—75) II + 140 S. Geb. 1 M. 50 Pf. (2. Teil in Vorbereitung). — 3. Französisches Vokabular für Gymnasien. 136 S. Geb. 1 Mk. 20 Pf. München 1896. Piloty und Loehle.

Ein in Bayern speziell für die Zwecke des Gymnasiums verfafstes französisches Unterrichtswerk ist schon im voraus der wohlwollenden Beachtung jedes Kollegen sicher; um wieviel mehr noch, wenn es wie dieses „mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen“ geschrieben ist. Das dem Verfasser vorschwebende Ideal, die lateinischen Kenntnisse unserer Schüler in möglichst ausgedehnter Weise für den Unterricht im Französischen nutzbringend zu machen, ist ja ein Ziel, nach dem wir alle bewufst oder unbewufst hinstreben und dem mancher von uns im Unterricht schon ziemlich nahe gekommen zu sein glaubt. Auch in der Fachliteratur machten sich diese Bestrebungen in neuerer Zeit wieder fühlbar (vor Jahren schon hatte C. Ploetz in seiner „Syntax und Formenlehre der neufranzösischen Sprache“ es versucht, „die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen von Diez u. s. w. für den Schulgebrauch zu verwerten“); in unserem engeren Vaterlande entstammen ihnen die bekannten Schriften von Dr. Hermann Breymann „Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Latein“ (München 1892) und von Dr. Wilhelm Procop „Über den Ursprung und die Entwicklung der französischen Sprache. Eine Ferienlektüre für reifere Gymnasialschüler“ (Bamberg, 1895). In den vorliegenden Büchern nun macht der Verfasser den Versuch, die französische Sprache mit beständiger

Rücksichtnahme auf die Errungenschaften der historischen Grammatik zu behandeln. Doch hielt er es für angemessener, um dem Lehrer möglichst wenig die Hände zu binden, die historische Grammatik getrennt zu behandeln und im Innern des Hauptteils durch in der der Regel ganz kurze Hinweise auf diese Darstellung bezug zu nehmen, eine Einrichtung, mit der im Prinzip wohl jedermann einverstanden sein wird. — Bevor ich nun zur Besprechung und Prüfung des Werkes übergehe, sei mir die Bemerkung gestattet, dafs ich es nicht für meine Aufgabe halte, diese Zeilen mit all den Notizen über Einzelheiten, welche ich mir bei der Durchsicht der Bücher gemacht habe, zu belasten; vielmehr werde ich mich bestreben, hier mein Augenmerk möglichst auf das Ganze und dessen wichtigste Teile zu richten, Einzelnes aber nur dann zu betonen, wenn es mir besonders der Erwähnung bedürftig erscheint.

Das an erster Stelle genannte Buch enthält nach einigen Seiten „Vorrede" eine „Übersicht des Inhalts" (S. 7—11), dann den erwähnten Auszug aus der historischen Grammatik (S. I—XVII) und endlich die eigentliche Grammatik, Formenlehre (S. 1—151) und Syntax (S. 152—223), danach noch ein Alphabetisches Inhaltsverzeichnis (S. 224—230). Für die Gruppierung des Stoffes innerhalb der Grammatik selbst waren mafsgebend die Bestimmungen der bayerischen Schulordnung von 1891, § 12, die hier nicht wiederholt zu werden brauchen, und es sind nach der Intention des Verfassers der 6. Klasse zuzuweisen die §§ 1—75, der 7. Klasse die §§ 76—89 und der 8. die §§ 89—110 (Schlufs). Indem ich die Frage, ob die Einteilung des Stoffes eine glückliche ist, einstweilen noch zurückstelle, will ich hier nur erwähnen, dafs dieses System manche Wiederholungen und auch die andre Unannehmlichkeit mit sich bringt, dafs Zusammengehöriges auseinandergerissen wird, was der Übersichtlichkeit des Stoffes nicht zum Vorteil gereicht und obendrein eine ziemlich grofse Raumverschwendung mit sich bringt. Ich verweise z. B. auf die Regel für craindre u. s. w., die an d r e i Stellen zu finden ist (§ 76, 29 Anm. 1; § 91, 3 und § 106, 11), oder die Regel für den Dativ bei faire, welche im § 76, 28, 2 und § 85, 5, steht, oder auf die Regel für den Konjunktiv, welche andeutungsweise im § 35, 4 und dann ausführlich im § 91 zu finden ist; eine Zerreifsung zusammengehöriger Dinge aber geht durch das ganze Buch, indem vom § 100 an unter dem Titel „Ergänzungen" alle Wortklassen noch einmal durchgenommen werden. Hiemit ist ja gegen den Wert jener Regeln und dieser Ergänzungen gewifs nichts gesagt, aber sicherlich wäre es besser gewesen, z. B. die Regel für craindre einfach da zu geben, wo sie ihren natürlichen Platz hat, d. h. bei der Moduslehre, und an den anderen Stellen darauf bezug zu nehmen, oder die „Ergänzungen" zu den persönlichen Fürwörtern u. s. w. gleich bei der ersten Behandlung dieser Wortklassen zu geben. Das würde der Übersichtlichkeit des Buches sehr genützt, sicher aber in keiner Weise geschadet haben, da es ja sehr leicht wäre, wie dies in den neuen Auflagen der lateinischen Grammatik von Englmann mit bestem Erfolge geschieht, durch Vorsetzung von Sternchen das erst später Nötige von

dem gleich anfangs zu Lernenden zu unterscheiden. (Nebenbei sei bemerkt, dafs ich ein solches Zeichen auch sonst zuweilen vermifst habe. Ich nenne § 33, 6 (Wiedergabe deutscher Adverbien durch Verba) und § 57 (Relatives de quoi, besonders mit Infinitiv): in beiden Fällen dürfte es doch kaum die Absicht des Verfassers sein, diese Dinge schon in VI lernen zu lassen). — Viel Raum haben auch die den französischen Beispielen stets mitgegebenen Übersetzungen gekostet. Diese sind im Anfang gewifs berechtigt, später aber meist überflüssig. Den Standpunkt des Verfassers, dafs die deutsche Übersetzung und auch noch eine ausführliche Erklärung beizugeben sei, „damit der Schüler insbesondere nach Schulversäumnissen in den Stand gesetzt ist, selbständig zu repetieren", werden nicht viele Lehrer teilen. Hier handelt es sich doch um ein Schulbuch, nicht um ein Lehrmittel zum Selbstunterricht!

Was die Fassung der Regeln betrifft, so sei, um nicht im einzelnen zu nörgeln, bemerkt, dafs dieselbe häufig jene Präzision und Klarheit vermissen läfst, die einem Schulbuche nötig, allerdings nur selten auf den ersten Wurf zu erreichen ist.

Zur Aussprachlehre, der die §§ 1—14 gewidmet sind, macht der Verfasser in der Vorrede (S. 4) eine Bemerkung, die etwas orakelhaft klingt: „Dabei (nämlich bei der Darstellung der Aussprache) bin ich wieder von der historischen Entwickelung ausgegangen, weil ich fest überzeugt bin, dafs die Darstellung der Aussprache auf phonetischer Basis noch weit weniger Berechtigung in der Schule hat als jene auf Grund der lauthistorischen Entwicklung". Das lautet ja, als wenn der Verf. weder einer Darstellung auf phonetischer Basis noch einer solchen auf historischer (zu der er sich doch zu neigen scheint, obwohl man in seiner Aussprachlehre (Gott sei Dank!) nicht viel davon merkt) eine Existenzberechtigung zuerkennen wollte. Hier scheint mir der Herr Verfasser sich in einem fundamentalen Irrtum zu befinden: mir will es vielmehr bedünken, als wenn die Aussprache gerade auf phonetischer Basis gelehrt werden müsse, wenn ich auch mit dem Verfasser der Ansicht bin, dafs phonetische Theorie und Terminologie nicht in die Schule gehört. Warum aber deutsche Ausdrücke wie „stimmhaft" und „stimmlos" unseren Schülern nicht zugemutet werden könnten, ist mir absolut unerfindlich: diese Ausdrücke sind einmal richtiger als „hart" und „weich" und dürften für Gymnasiasten kaum Schwierigkeiten bieten. Etwas mehr Rücksicht auf die Lautbildung (ich vermeide das gefürchtete „Phonetik") wäre gerade das, was ich in Becks Aussprachlehre (auch hier bleiben Kleinigkeiten unberücksichtigt) am liebsten sehen würde. Was soll man aber zu einer Definition sagen, wie wir sie in § 6 von den „Nasenlauten" erhalten: „Wenn ein Vokal oder Diphthong durch die Nase gesprochen wird, entsteht ein Nasenlaut; also am, an bedeutet: sprich a durch die Nase = â"? Wäre es da nicht weit besser, gar nicht zu definieren, wie es ja die meisten Bücher thun, die dem Lehrer die Vorführung des Lautes überlassen, oder die thatsächliche Bildung des Lautes ins Auge zu fassen? Das Gleiche gilt von v (§ 9, 5). Dort heifst es: „v hält die Mitte zwischen

deutschem f und w; man erhält die richtige Aussprache, wenn man sich bemüht, ein deutsches f möglichst weich auszusprechen". Es scheint, dafs der Verf. in seiner Scheu vor phonetischer Terminologie auch das Wort „tönend" fürchtet. — Zwar unphonetisch aber doch auch unpraktisch ist die Behandlung der Aussprache von s (§ 13, 1) und x (§ 13, 5), wo durch das Ausgehen von Buchstaben statt vom Laute die Angaben höchst mangelhaft geworden sind. Dieser, ich möchte sagen, altmodische Fehler, das Haften am Buchstaben, zeigt sich auch sonst; z. B. § 38, 2 u. 3 (Verba auf -eler u. s. w.) und § 41, Anm. 2 („haïre hassen verliert das Trèma . . . ."). Einmal wird der Verf. in der Aussprachlehre auch seinem Prinzip, von der Lautgeschichte auszugehen, untreu; wir finden nämlich im § 9, 4 „t lautet = fs in Wörtern, in welchen es im Lateinischen eine sibilantische Aussprache hatte". Er weifs natürlich recht wohl, dafs die Römer der klassischen Zeit noch in allen Fällen t als solches aussprachen und will sagen „in Wörtern, in denen der Schüler gewohnt ist, es als z auszusprechen". — Störend ist die ziemlich reichlich angewendete Transskription; Wortbilder wie „schmäd'fähr" (S. 4) oder „ilsaväh" (S. 18) sind nur dazu angethan, das Gelächter der Schüler herauszufordern, denen sie doch keinen Nutzen gewähren können. — Soviel über die Aussprachlehre, die übrigens reiches, vielleicht nur allzu reiches Material enthält.

Wenn wir nun auf den nächsten Hauptteil der Grammatik, die Formenlehre übergehen, so können wir demselben im allgemeinen die Anerkennung nicht versagen, dafs der Stoff in klarer, sachgemäfser Weise gesichtet und angeordnet, dafs auch manches geboten ist, was man sonst in Schulbüchern zu vermissen pflegt.

Der eigentlichen Formenlehre gehen zwei §§ voraus über Silbentrennung, Anfangsbuchstaben und Unterscheidungszeichen, ferner über Orthographie und „phonetische" Regeln. Da wieder hauptsächlich vom Buchstaben ausgegangen wird, sollten diese wohl besser „graphische" heifsen.

Über die folgenden Teile gestatte man mir einige ins einzelne gehende Bemerkungen:

1. Substantiv (§ 17—25). Die Bezeichnung des de nach Ausdrücken der Quantität (§ 19, 3) als „Teilungsartikel" ist unrichtig. Dieser Abschnitt hätte mit § 96, 4 b und c zusammengenommen und zum Genitiv gestellt werden sollen; denn es dreht sich in der That einfach um einen Quantitätsgenitiv. — Im § 24, der wieder mit § 108, 5 vereinigt sein sollte (der ganze § wäre dann mit einem Sternchen zu bezeichnen; denn in VI braucht man die zusammengesetzten Substantiva gewifs noch nicht, vermisse ich einen Hinweis auf den Sinn der Zusammensetzung, der hier besonders nahegelegen wäre.

2. Adjektiv (§ 26—31) und Adverb (§ 32—34). Die Hauptregel für die Stellung der Adjektive im § 30, 1 ist nicht genügend: Gröber bietet auf Seite 214 seines „Grundrisses" eine zuverlässigere, leider wenig beachtete, die allerdings für die Zwecke der Schule im Ausdruck umgeändert werden mufs. Aus dieser ergibt sich dann eine voll-

ständige Umgestaltung für den 3. Abschnitt des gleichen §, welcher in seinem ersten Teile in die Regel gefafst werden könnte: „Namen haben attributive Adjektive stets vor sich".

3. Avoir und être. Regelmäfsige Verba (§ 35—44). Que als beständiger Begleiter des Konjunktivs im Paradigma (§ 35 u. öfter) ist unberechtigt und schädlich; denn der Konjunktiv ist in seiner Verwendung auf diese Konjunktion beschränkt, andererseits diese absolut nicht immer von jenem begleitet. Auf den für uns sicher nicht mafsgebenden Gebrauch in französischen Schulen wird der Verfasser sich nicht berufen wollen, da er denselben, wie wir gleich sehen werden, an wichtigerer Stelle selbst über den Haufen geworfen hat. Es ist dies der Fall in der Anordnung der Konjugationen: hier ordnet er genau nach dem Muster des Lateinischen 1. er = are, 2. oir = ēre, 3. re = ĕre, 4. ir = īre, eine meines Erachtens unglückliche und obendrein unnötige Neuerung. Denn hier hatte er einen innerhalb und aufserhalb Frankreichs allgemein angenommenen Gebrauch vor sich, der nur aus einem zwingenden Grund hätte verletzt werden sollen, und ein solcher Grund lag gewifs nicht vor. Das Lateinische nötigte keineswegs zur Änderung; denn bekanntlich lernen jetzt die Schüler der 2. Klasse die Verba in der Reihenfolge are, ēre, īre, ĕre, wohlgemerkt ohne Änderung der alten Nummern. Beck hätte also, wenn er der lateinischen Grammatik zu liebe ändern wollte, doch die alte Numerierung lassen sollen, schon mit Rücksicht auf solche Schüler, die von einer andern Anstalt und einem andern Buche herkommen und die jetzt gar nicht mehr wissen werden, wo ihnen der Kopf steht. — Es kommt noch etwas Anderes hinzu: da das Paradigma recevoir mit seinen 6 Anhängern überhaupt nicht unter die regelmäfsigen Verba gehört, sondern bei den unregelmäfsigen, also in VII zu traktieren wäre, so bliebe ihm, wenn er die alte Reihenfolge 1. er, 2. ir und 4. re gelassen hätte, gerade die jetzt im Latein beliebte Folge: are, ire, ĕre; oir = lat. ēre wäre bis auf weiteres zurückgestellt, könnte aber doch seine Nummer behalten. Warum recevoir nicht als regelmäfsig anerkannt werden kann, will ich, um nicht den Verfasser zu kränken, indem ich den Schein erwecke, als wollte ich ihn über etwas längst Bekanntes belehren, hier, so leicht es wäre, nicht weiter ausführen. Doch veranlafst mich diese Sache, einmal meiner Besprechung etwas vorzugreifen: während ich überrascht war, recevoir als regelmäfsig mit aufgeführt zu sehen, staunte ich nicht weniger, als ich sah, dafs dormir u. s. w. unter die unregelmäfsigen, allerdings an die erste Stelle derselben (warum an diese?) verwiesen sind. So wenig nötig es nun ist, die Unregelmäfsigkeit von recevoir darzuthun, ebensowenig, meine ich, bedarf es des Nachweises, dafs dormir und die zugehörigen als regelmäfsig anzusehen sind. Genügen diese doch mit Ausnahme zweier Formen (dors, dort) der Hauptanforderung, die man an ein regelmäfsiges Verbum zu stellen pflegt, nämlich der unveränderten Erhaltung des Stammes. Ihnen gegenüber ist ja finir das unregelmäfsige Verbum; denn dieses wechselt zwischen einsilbigem und zweisilbigem Stamm und läfst obendrein den letzteren in finis, finit

ebensowenig intakt wie jene in dors, dort; sie sind auch mindestens ebenso regelmäfsig wie mener, appeler, appuyer u. s. w., wie battre und vaincre, jedenfalls regelmäfsiger wie haïr. Diese Verba gehören zu finir und zwar vor dasselbe; recevoir aber gehört, da es unregelmäfsig ist, nach dem klaren Wortlaut der Schulordnung zum Stoffe der 7. Klasse. Hier hat die Neigung des Verfassers, sich von Buchstaben leiten zu lassen (weil dormir einmal einen Konsonanten verliert, schien es ihm unregelmäfsiger als haïr), ihm einen schlimmen Possen gespielt. Rücksicht auf den Gebrauch der französischen Schulen entschuldigt ihn nicht, da er auch bei der Reihenfolge der Konjugationen keine Rücksicht auf denselben nahm, und auf unseren Gebrauch darf er sich nicht berufen, da bei uns die besten Schulbücher dormir schon lange an die ihm gebührende Stelle gerückt haben. — Ein anderes, kleineres Versehen ist ihm bei battre (§ 40, Anm. 2) untergelaufen, von dem er sagt, es habe „tt nur vor vokalisch anlautenden Endungen, sonst einfaches t". Er hat augenscheinlich an den Infinitiv nicht gedacht und hätte einfach auf § 16, 3 verweisen sollen.

4. Pronomina (§ 45—63). § 46, 6 kann mifsverstanden werden, da soi in § 45 einfach unter den persönlichen Fürwörtern aufgeführt ist. — Warum werden in § 46, 7 einige Präpositionen „insbesondere" aufgeführt? — Ist es nach neufranzösischem Sprachgebrauch wirklich möglich, dafs, wie es im § 47, 1 (u. in den Beispielen) heifst, en für de celui, de celle steht, oder hat sich der Verfasser zu einem für die Schule nicht unbedenklichen Fehler durch seine altfranzösischen Studien verleiten lassen?

5. Zahlwörter (§ 64—69). Kann man wirklich sagen, il y a sei Präposition (§ 64, 7)? — Dixaine ist falsch, aber doch kein Versehen, da es auch auf S. 207 und im Übungsbuch S. 55 ebenso steht. (Auch Wohlfahrt, Grammatik, 2. Auflage, S. 30 hat dixaine statt des richtigen dizaine).

6. Präpositionen und Konjunktionen (§ 70—74). Hier wäre eine Bemerkung, dafs nur ein Teil der aufgeführten Ausdrücke wirklich Präpositionen resp. Konjunktionen sind, am Platze gewesen. — Die Lehre von den Präpositionen läfst nichts zu wünschen übrig. Ganz besonders lobende Erwähnung verdient § 71, 7 (à, en, dans). Wäre es nicht vorteilhafter gewesen, von den französischen Präpositionen auszugehen statt von den deutschen? — Dafs für die infinitivische Verkürzung die Gleichheit der Subjekte vorausgesetzt wird (§ 74, 7), ist unrichtig.

Mit einem kurzen § schliefst der uns hier am meisten interessierende erste Teil des Werkes. Es folgen im § 76 (Seite 104—151) die unregelmäfsigen Verba. Diese sind derjenige Teil des Buches, der mich eigentlich am wenigsten befriedigt hat. Nicht als ob derselbe wertlos wäre, im Gegenteil, gerade dieser lange § enthält in synonymischer und etymologischer Beziehung sehr viel schätzbares Material; aber die Hauptsache, die Darstellung der Verba selbst, ist dabei etwas zu kurz gekommen, während ich mir bei den Intentionen des Verfassers gerade hievon besonders viel versprochen hatte. Da ist zuerst die Reihen-

folge. Diese entspricht in den Nummern 1—25 genau jener der alten Schulgrammatik von Ploetz und macht sich erst in den folgenden Nummern von dieser frei, ohne dafs man indessen einen wissenschaftlichen Einteilungsgrund bemerken kann. Dann die Behandlung der Stämme. Auf diese hätte hier Alles aufgebaut werden sollen; doch war dies nur dann möglich, wenn immer von der neufranzösischen Form des (Präsens-)Stammes ausgegangen worden wäre. Wir finden aber, was nur dazu angethan ist, den Schüler irrezuführen, zuweilen eine ältere Form des Stammes angegeben, so mor von mourir, po(v) (und puiss) von pouvoir, vol von vouloir, ved (und) voi von voir, mov von mouvoir, cre(d) von croire, *bev von boire, résolu (neben résolv) von résoudre. Es ist ja unbestreitbar, dafs diese Formen alle (mit Ausnahme von résolu) historisch richtig sind; neufranzösisch aber sind sie nicht und das hätte mindestens bemerkt werden sollen, da ja die Durchnahme der historischen Grammatik auch nach des Verfassers Ansicht nicht obligat sein soll. Endlich halte ich eine Aufzählung sämtlicher Zeiten eines Zeitworts in der Regel für überflüssig; vielmehr meine ich, man sollte den Schüler anhalten, mittelst eines Ableitungsschemas (nach Art desjenigen in Breymanns Grammatik, S. 126, doch mit nur 6 Kennformen) alle regelmäfsig gestalteten Zeiten selbst zu bilden. Dies wird zwar anfangs rein mechanisch geschehen, verschafft aber dem Schüler bald einen gewissen Einblick in die Genesis der Formen. — An Einzelheiten sei erwähnt: Die Vereinigung von courir und mourir, sowie von naître und connaître kann in anbetracht der Verschiedenheit wichtiger Formen nicht gutgeheifsen werden. — Bei investir (Nro. 9, Anm. 1) sollte angegeben sein „nach finir". — Nr. 32, Anm. 1 ist in Unordnung; ebenso Anm. 3 nicht klar.

Wenn schon die Behandlung der unregelmäfsigen Verba sich nicht über das Niveau der älteren Bücher erhebt, so gilt das in noch höherem Mafse von der Behandlung der Syntax. Diese bedarf, obwohl auch hier viel Treffliches zu finden ist, noch gar sehr der Klärung; doch darf man auf diesen Teil des Werkes, wenn der Verf. ihm die verdiente Aufmerksamkeit schenkt, grofse Hoffnungen setzen. So ist die Mitbehandlung des Infinitivs mit à und de beim Dativ, resp. Genitiv ein glücklicher Gedanke zu nennen, der aber noch weiterer Ausarbeitung bedarf. Schwierigkeit macht noch der Infinitiv mit de als Subjekt, ferner müfste dann konsequenterweise der blofse Infinitiv als Objekt beim Akkusativ mitbehandelt werden. In der jetzigen Fassung bedarf auch der § 86, 3, welcher von den Verben handelt, „die abweichend vom Deutschen de nach sich haben, wenn ein Objekt oder ein Infinitiv von ihnen abhängig ist", der Revision. Denn nach dem Wortlaute könnte es den Anschein haben, als wenn z. B. craindre intransitiv wäre, défendre mit dem Genitiv der Sache behandelt würde, als wenn es ferner hiefse ordonner à qn. de qc. Diesen Mifsverständnissen hat ja der Verf. durch eingeklammerte Zusätze zu begegnen gesucht und jeder Sachverständige wird leicht erkennen, was er meint. Aber leider sind eben die Schüler meist keineswegs sachverständig, sondern sie tasten im Nebel ihren Weg und um ihretwillen empfiehlt es sich, die

Wegweiser recht deutlich zu gestalten, hier also eine Scheidung zwischen de und à beim Substantiv und beim Infinitiv zu treffen. — Nicht alle Teile der Syntax aber verdienen in solcher Weise unsere Anerkennung: Die Regeln über die Wortstellung kommen etwas spät, doch finden wir die wichtigsten derselben glücklicherweise im Übungsbuch S. 66. (Dafs dieses zuweilen der Grammatik vorgreift, beweist, wie unnötig es war, diese mit Wiederholungen wie die oben erwähnten zu belasten). Die Regel für passé défini und imparfait (§ 82, 1) möchte ich doch nicht so ohne weiteres mit der lateinischen für Imperfekt und historisches Perfekt identifizieren. Das lat. Perfekt umfafst einen weiteren Kreis als das défini. — Wenig gelungen ist der wichtige Abschnitt über die Modi (§ 89—93). Es ist schon von vornherein unnatürlich und den Bildungsgesetzen der Sprache zuwider, das Conditionnel in Gegensatz zu Indikativ und Konjunktiv zu stellen; noch weniger vorteilhaft ist die Kreirung von zwei Conditionnels, einem Présent du Conditionnel = j' aurais und einem Second Conditionnel (an sich schon ein schiefer Gegensatz) = j' eusse. Der Verf. hätte bedenken sollen, dafs das Wort Conditionnel zur Bezeichnung einer bestimmten Form geworden ist und hätte sich besser darauf beschränkt, von zwei Ausdrucksweisen im konditionalen (konzessiven) Nachsatz zu sprechen. — Die Regeln für die indirekte Rede, welche auf § 89, 2, § 90, 2 und § 93 verteilt ist, sollten an einer Stelle vereinigt und scharf präzisiert sein. — Der Subjonctif ist in einer äufserlichen, sich wieder an die Schulgrammatik von Ploetz anlehnenden Manier behandelt (§ 91); es ist nicht, wie man es doch erwarten sollte, von logischen Gesichtspunkten (siehe Eidams „Mustersätze“ (Nürnberg 1895) und meine Besprechung dazu in diesen Blättern, 31. Bd. S. 293) ausgegangen, sondern die Ploetzsche Einteilung mitsamt ihren fünf Punkten, ihren besonderen Abteilungen für „unpersönliche“ Ausdrücke und für Konjunktionen ist, so wenig logisch sie ist, beibehalten worden. Nun ist es ja klar, dafs man recht wohl nach dieser Einteilung lernen kann, den Konjunktiv richtig anzuwenden, wie ja in der That Tausende dies nach der „Schulgrammatik“ gelernt haben, aber von einer neuen Grammatik, die auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, erwartet man etwas Besseres. Da die Konjunktivregel überhaupt verfehlt ist, so darf es nicht wunder nehmen, dafs auch die für den Konjunktiv in Relativsätzen verunglückt ist: für den Verf. steht der Konjunktiv nur „in Relativsätzen mit konsekutivem oder finalem Sinne“. Nun wäre es mir interessant, zu erfahren (trotz der beigegebenen Erklärung), inwiefern in den angegebenen beiden Sätzen: „Il n' y eut point d' inventions et de stratagèmes dont les assiégés ne s' avisassent pour ruiner les travaux des ennemis“ und „Walstein est la tragédie la plus nationale qui ait été représentée sur le théâtre allemand“ der Konjunktiv infolge des „konsekutiven“ Sinnes angewendet wäre. Die vom Verf. beliebte Umschreibung „keine solche, so geartete Erfindung, dafs sie ihnen nicht eingefallen wäre“ läfst sich eben überall anwenden. Man nehme den Satz „Der Lehrer hat unter seinen Schülern einige nachlässige, mit denen er nicht zufrieden ist“ und man kann denselben gewifs sinngemäfs umgestalten: „einige so

nachlässige, dafs er nicht mit ihnen zufrieden sein kann". Wird man aber deshalb den Konjunktiv setzen wollen? Um zu sehen, weshalb im ersten Satze der Konjunktiv steht, lasse man nur die Negation weg; dann bleibt: il y eut des inventions dont les assiégés s'avisèrent, aber man könnte doch immer noch sagen: „es gab so geartete Erfindungen, dafs sie ihnen einfielen". Doch wozu die vielen Worte! Da das Französische den Konjunktiv auch sonst im Konsekutivsatze nicht verwendet (Walstein est une tragédie si nationale qu'on l'a toujours représentée avec succès sur le théâtre allemand), so kann ein blofs konsekutives Verhältnis denselben auch nicht im Relativsatze veranlassen. Es wäre wahrhaftig besser gewesen, der Verf. wäre auch für die Relativsätze im Fahrwasser der „Schulgrammatik" geblieben, die dieselben tadellos richtig, wenn auch unnötigerweise von den Dafs-Sätzen getrennt, behandelt (Lektion 55). — Auch die „Consecutio temporum" ist nicht in Ordnung. Wie kann denn auf ein Présent oder Futur im Hauptsatze das Conditionnel im Nebensatze folgen? Ein Beispiel suche ich vergebens. Auch diese Regel bedarf gröfserer Präzision.

Betreff der noch folgenden Teile des Buches kann ich mich kurz fassen. Erwähnt sei nur noch, dafs § 101, 4 „en statt des Possessivpronomens" nicht genau ist; dafs in dem Beispiele: „Cet essai me fit connaître ce que je valais réellement" (S. 211) das Relativ Akkusativ und nicht Nominativ ist; dafs im § 107, 3a die Baumnamen erwähnt sein sollten.

Druckfehler und Versehen, die ihnen gleichzustellen sind, sind mir nur wenige aufgefallen; ich nenne: „anormal" (§ 81, 3), taire st. faire (§ 106, 6), vers de ma façon ohne des (§ 100, 5) und abat-jours mit s (§ 108, 5).

Betrachten wir nun die beiden anderen Bücher, so finden wir, dafs dieselben beide für VI bestimmt sind (für das Vocabular ist das auf S. 5 der Vorrede zur Grammatik eigens bemerkt), und wir haben demnach zuerst die Frage zu beantworten, ob diese Verteilung des Stoffes angemessen erscheint. Im allgemeinen glaube ich, kann man dies bejahen; die Verteilung des Grammatikstoffes auf die verschiedenen Klassen ist ungefähr die, welche die Schulordnung zu wünschen scheint. Wenn ich aber die Summe dessen betrachte, was diese Bücher von der 6. Klasse fordern, so mufs ich die Befürchtung aussprechen, dafs diese über Gebühr belastet wird. Man bedenke: 103 grofse Seiten Grammatik, dazu im Innern des Übungsbuches eine grofse Menge zu memorierender Wörter, Ausdrücke und Regeln (zusammen mindestens 12 Seiten), dann die Vokabeln zu den Übungsstücken (23 Seiten, also für den Kurs etwa 12) und endlich noch das Vokabular (131 S.), das ist eine wirklich unüberwindliche Masse von Material! Nun läfst sich ja im Vocabular manches abstreichen, aber wenn man berücksichtigt, dafs die Schüler auch noch eine grofse Anzahl der meist keineswegs leichten Lese- und Übungsstücke verarbeiten müssen, so wird eine Reduktion auch des Grammatikstoffes unabweisbar. Die Präpositionslehre (§ 71) kann ganz an VII abgegeben werden, ebenso

§ 74 und 75. Auch in den vorausgehenden §§ würde ich manches mit einem Sternchen bezeichnen und der 7., zuweilen der 8. Klasse vorbehalten.

Das Übungsbuch selbst hält, was es im Vorwort verspricht: es bietet reiches, sorgfältig ausgewähltes Material, dem man nur zuweilen den Vorwurf machen kann, dafs es für diese Stufe zu schwer ist. Jedenfalls darf man sich von dem in Vorbereitung befindlichen 2. Teil Grofses versprechen. (Was die beabsichtigte Aufnahme einiger Absolutorialaufgaben betrifft, so möchte ich dem Herrn Verfasser davon abraten, da ja bekanntlich seit einigen Jahren die Übersetzung derselben leider in jedermanns Hand ist). — Der einzige Fehler, an dem das Lesebuch als solches krankt, sind die allzu zahlreichen Angaben innerhalb des Textes. In den deutsch-französischen Übungsstücken mag das noch angehen, obwohl auch da manche Anmerkung sich hätte vermeiden lassen; wie aber der Schüler im französisch-deutschen Teil einen Satz fliefsend lesen soll, der immer in dieser Weise unterbrochen ist, ist mir unerfindlich. — Bei den Vocabeln ist es eine glückliche Einrichtung, dafs solche, die früher schon dagewesen sind, nicht wiederholt werden, sondern der Schüler durch Ziffern auf jene frühere Stelle verwiesen wird.

Das Vocabular spielt eine etwas zweifelhafte Rolle, insofern nicht recht ersichtlich ist, wie der Lehrer davon Gebrauch machen soll. (Der Verfasser zeigt uns im Vorwort zwar, wie er sich die Behandlung eines einzelnen Absatzes denkt, sagt uns aber nichts über die Verwendung des Ganzen). Der Stoff ist nach Stämmen und diese wieder nach dem Alphabet geordnet. Es scheint, dafs der Lehrer je nach Bedarf und Laune den einen oder andern Abschnitt herausgreifen soll. Dann ist es aber unmöglich, diese Fülle des Stoffes in VI zu bewältigen, und doch kommt dieses Buch in VII zum Wegfall, da für diese Klasse den unregelmäfsigen Verben ein eigenes Vocabular (innerhalb der Grammatik) beigegeben ist. Wäre es da nicht besser gewesen, wenn doch ein eigenes Vocabelbuch beliebt wurde, diesem auch die betreffenden Zusätze zu den unregelmäfsigen Verben einzuverleiben und das Buch durch Scheidung des Wichtigeren vom Unwichtigeren für alle Klassen verwendbar zu machen, wie Autenrieth und Rauschmaier gethan haben?

Wo ist aber, wird der Leser fragen, bei all diesen Auseinandersetzungen diejenige Eigenschaft des Werkes geblieben, die dessen hervorstechendstes Merkmal bildet, die Hereinziehung des Latein? Diese habe ich bisher absichtlich bei Seite gelassen, da ich der Ansicht bin, dafs durch sie nur dann ein wirklicher Fortschritt bezeichnet sein kann, wenn in jeder anderen Beziehung den Anforderungen der Wissenschaft Genüge geschehen ist. Zudem bildet die „Historische Grammatik im Auszuge“ keinen Bestandteil des eigentlichen Lehrbuches und konnte demnach mit doppeltem Rechte zurückgestellt werden. Ich glaube auch, schon mit Rücksicht auf die Geduld der Leser, von einer Kritik derselben im einzelnen für jetzt absehen und hier nur das eine betonen zu sollen, dafs allzu oft vulgärlateinische oder blofs

theoretisch erschlossene Formen (mit * bezeichnet) angewendet sind. Hier wäre zu beherzigen gewesen, was Breymann im Vorwort zu seinen „Ergänzungen“ sagt: „Bei der Auswahl des zur Verfügung stehenden reichhaltigen Stoffes war für den Verfasser der Gesichtspunkt mafsgebend, dafs sowohl vulgärlateinische, als auch altfranzösische Formen auszuschliefsen seien. Denn entweder sind sie dem Schüler unverständlich, oder sie verwirren ihn. In jenem Falle sind sie nutzlos, in diesem geradezu schädlich für den lateinischen Unterricht“. Unser Verfasser hat eben beinahe vergessen, dafs er nicht für die Lehrer, sondern für die Schüler sein Buch schrieb. Oder ist die historische Grammatik im Auszuge wirklich für die Lehrer bestimmt? — Im Innern des Buches hat sich die Hereinziehung des Latein im ganzen als fruchtbringend, nur selten als schädlich erwiesen. Die Angabe zahlreicher Etymologien wirkt belebend für den Unterricht; ebenso das beständige Nebeneinanderhalten der lateinischen und der französischen Form eines Stammes. Doch wäre es wünschenswert, dafs im § 76 immer eine Scheidung von echt französischen (vulgären) und gelehrten Bildungen vorgenommen wäre. Auch eine deutlichere Behandlung des Strebens nach Analogiebildungen hielte ich für erwünscht. Zuweilen wäre es am Platze gewesen, den Gegensatz zum Latein zu betonen; so im § 33, 7, wo es heifsen sollte: „Das Adjektivum steht oft da, wo der Lateiner das Adverbium gebraucht“; denn das Deutsche, das ja gar keine besondere Form fürs Adverb hat, bildet keinen rechten Gegensatz; oder im § 35, wo es gut gewesen wäre, statt im Paradigma que zum Konjunktiv zu stellen, darauf hinzuweisen, dafs que keineswegs wie das lateinische ut immer den Konjunktiv bei sich hat. An das Lateinische wäre m. E. auch zu erinnern gewesen im § 19, 3 (Quantitativer Genitiv; tant de = tantum mit Gen.); [an das Griechische und Deutsche beim Teilungsartikel selbst]; im § 49 (Weglassung des deutschen „es“, „davon“ u. s. w.) und im § 100, 1 (moi qui suis = ego qui sum). Die Anlehnung ans Latein wäre, wie schon gesagt, besser unterblieben bei der Anordnung der Konjugationen.

So dürfen wir denn unser Urteil über die, übrigens ganz vortrefflich ausgestatteten und keineswegs teuren Bücher in der Weise zusammenfassen, dafs wir sagen: Vieles ist sehr wohl gelungen, zuweilen sind sogar neue Bahnen betreten, deren Verfolgung sich lohnen wird, sehr vieles aber bedarf noch der Sichtung und Revision, manches, wie besonders die Lehre vom Konjunktiv, der vollständigen Umarbeitung, wenn das Werk das werden soll, was es sein möchte: ein auf der Höhe der Wissenschaft stehendes Unterrichtsmittel.

Bamberg. Bruno Herlet.

Siegmund Gundelfinger, Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der Kegelschnitte. Herausgegeben von Friedrich Dingeldey. Mit in den Text gedruckten Figuren und einem Anhange, enthaltend Aufgaben und weitere Ausführungen.

Leipzig 1895. Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII. 434 S. gr. 8. Preis 12 Mark.

Professor Gundelfinger in Darmstadt, bis 1879 in Tübingen, kann wohl als derjenige unter den neueren Mathematikern gelten, welcher am entschiedensten die Traditionen seines grofsen Lehrers Hesse — aus dessen Heidelberger Glanzzeit — erhalten und fortgebildet hat. Er gab 1876 die Raumgeometrie Hesses heraus und beschäftigte sich in zahlreichen Abhandlungen mit allen möglichen Problemen der Kurvenlehre, stets die Symmetrie der Formeln, die Eleganz der Resultate betonend. Eine nicht sehr feste Gesundheit ist wohl der Grund, dafs der Genannte sich in den folgenden Jahren mehr und mehr auf seine akademische Lehrthätigkeit zurückzog, und so schienen die Früchte seiner geistigen Arbeit nur dem Kreise seiner Zuhörer gewidmet, dem gröfseren Publikum dagegen vorenthalten bleiben zu sollen. Darum war es ein richtiger Gedanke eines jüngeren Kollegen, diese Vorträge zusammen mit früher erschienenen Aufsätzen und mit den vom Verf. selbst zur Verfügung gestellten Manuskripten zu einem selbständigen Werke über die Kurven zweiter Ordnung zu verarbeiten. Gerade deshalb, weil die neueren Untersuchungen über die algebraischen Kurven und Flächen vielfach andere und teilweise über den von Hesse eingenommenen Standpunkt hinaus führende Bahnen eingeschlagen haben, erschien es angezeigt, den Studierenden ein Werk in die Hand zu geben, welches zwar nur ein enger begrenztes, dafür aber auch in sich abgeschlossenes Gebiet nach allen Seiten durchforscht. Wer sich nur erst in das Wesen des ausschliefslich zur Anwendung gelangenden Koordinatenprinzipes hineingelebt hat und gewisse elementare Vorkenntnisse aus der gewöhnlichen analytischen Geometrie und Determinantenlehre mitbringt, der wird, dafür sorgt die methodische Darstellung, keinem ernsteren Hindernis begegnen. Mit jenem Prinzipe aber hat es die folgende Bewandtnis. Es gibt in der Ebene ein (beliebig gewähltes) Koordinatendreieck und einen Normalpunkt, dessen Abstände von den drei Seiten des Dreieckes die Werte a_1, a_2, a_3 haben; wenn dann die Abstände eines beliebigen Punktes der Ebene von jenen drei Seiten durch q_1, q_2, q_3 bezeichnet werden, so sind die nach v. Staudt benannten Koordinaten des Punktes resp. $q_1 : \varrho a_1$, $q_2 : \varrho a_2$, $q_3 : \varrho a_3$, unter ϱ einen bei der Rechnung sich stets weghebenden Proportionalitätsfaktor verstanden. Die „baryzentrischen" Koordinaten von Möbius stellen einen besonderen Fall dar, nicht minder die gewöhnlichen „homogenen" Koordinaten von Plücker; liegt ferner die Hypotenuse des (rechtwinkligen) Koordinatendreieckes in der Unendlichkeit und der Einheitspunkt auf der Halbierungslinie des rechtes Winkels, so hat man die üblichen Orthogonalkoordinaten des Cartesius erhalten. Wie allgemein und verwendbar diese auch mit Fiedler als „projektivisch" zu bezeichnenden Koordinaten sind, leuchtet nun unmittelbar ein.

Hiemit glauben wir den solchen Fragen näher stehenden Leser über das, was er in dem Werke zu erwarten hat, soweit aufgeklärt zu haben, als es sich mit der Tendenz dieser Zeitschrift verträgt. Eine meritorische Würdigung ist hier ausgeschlossen. Nur dessen sei

noch gedacht, dafs die Theorie der Kegelschnitte im weitesten Wortsinne abgehandelt wird, dafs insbesondere auch die gegenseitigen Beziehungen einer Vielzahl von Kurven dieser Art (Büschel, Netze, Gewebe) eingehende Berücksichtigung gefunden haben. Dabei mufste, natürlich subsidiär, auch auf gewisse Kurven höherer Ordnung bedacht genommen werden. Der fast die Hälfte des Bandes beanspruchende Anhang enthält eine sehr stattliche Aufgabensammlung, die als Weiterführung dessen, was in den verdienstlichen Büchern von Hochheim und Graefe bereits vorliegt, allen denen, die in der analytischen Geometrie tiefere Studien machen wollen, willkommen sein wird.

München. S. Günther.

A. Wüllner. Lehrbuch der Experimentalphysik. Erster Band. Allgemeine Physik und Akustik. Fünfte vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Mit 321 Figuren. Leipzig, Teubner 1895. 1000 Seiten 8°.

Die Thatsache, dafs ein Werk wie das vorliegende zum fünften Male erscheint, spricht wohl ohne weiters für den Wert desselben. Deshalb und weil ja die früheren Auflagen des Buches sicherlich allen Fachgenossen bekannt sind, läfst sich die Besprechung der vorliegenden neuesten an dieser Stelle kurz fassen. Das Wesen des Buches ist vollständig unverändert geblieben, die Gruppierung des Stoffes genau so wie bisher. Aber im einzelnen hat der Verfasser mit kundiger Hand Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen; einige Paragraphen sind kürzer gefafst, einige in anderer Reihenfolge gebracht als bisher, sechs sind neu eingeschoben. Von diesen sei besonders erwähnt der § 22, welcher die Lagrangeschen Gleichungen der Bewegung eines Körpers enthält und § 125 mit der Überschrift „Kinetische Theorie der Flüssigkeiten" auf Grund der Theorien von van t'Hoff und Arrhenius. Die Ergänzungen erstrecken sich auf den ganzen in diesem Bande behandelten Stoff; überall wo sich seit dem Erscheinen der letzten Auflage Fortschritte in der Physik gezeigt haben, teilt der Verfasser das wesentlichste von denselben mit. In dem vorliegenden Bande beziehen sich dieselben insbesondere auf das Kapitel der Molekularkräfte; die Reibungstheorie von Boltzmann, dann die interessanten modernen Forschungen über die Gröfse der Wirkungssphäre der Molekularkräfte, über Diffusion, Endosmose, Oberflächenspannung und Ähnliches sind vorgetragen und kritisch beleuchtet. In didaktischer Beziehung sei erwähnt, dafs der gerade seit dem Erscheinen der letzten Auflage so recht in Schwung gekommene Begriff der Dimension physikalischer Gröfsen nun durchweg angewandt ist und zur Klärung der Vorstellungen wesentlich beiträgt. Kurz: aus dem vorliegenden Werke können sich Lernende und Lehrende in jeder Beziehung Aufschlufs holen. Für eingehendere Studien hat der Verfasser bei allen wichtigeren Forschungen die Quellen angegeben.

Würzburg. Zwerger.

Erich Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum. Leipzig 1896. S. Hirzel. VII, 350 S. 8.

Dieses Buch wird jeder, welcher sich um die vielumstrittene Theaterfrage kümmert, mit Interesse lesen. Es will zwischen der alten und neuen Vorstellung eine Vermittlung herstellen und den Nachweis liefern, dafs es seit 427/6 eine erhöhte Bühne gegeben hat.

Wir wollen hier nicht die materielle Seite des Buches in Betracht ziehen, sondern nur die Methode der Forschung berücksichtigen. „Für jeden Zeitabschnitt müssen die Thatsachen einzeln festgestellt werden nur auf Grund zeitgenössischer Zeugnisse, und zwar mit Ausscheidung alles Unsicheren und aller von vorgefafster Meinung beeinflufsten Kombinationen, aber doch unter dem energischen Hochdruck philologischer Interpretation, die den letzten Tropfen auch aus scheinbar nicht ergiebigem Material herausprefst". Gewifs richtig und vielversprechend. Wollen wir sehen, zu welchen Ergebnissen der Hochdruck philologischer Interpretation gelangt.

Dafs die für das Theaterwesen wichtige Deutung des Äschyl. Fragments 227 beiseite geschoben wird (S. 87), nimmt sich mehr wie ein Niederdruck als wie ein Hochdruck aus. Vgl. Sitzungsb. d. Münch. Ak. d. Wiss. 1893 Bd. II S. 431.

Von besonderem Gewichte für den Kernpunkt der Ausführungen des Verf. ist die Auffassung von Eur. Med. 1317 ff. Gewöhnlich nimmt man an, dafs während unten Jason das Thor des Palastes erbrechen will, Medea in der Höhe erscheint und ihn auffordert von seinem vergeblichen Bemühen abzulassen. Dafs die Worte der Medea

τί τάσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις πύλας,
νεκροὺς ἐρευνῶν κἀμὲ τὴν εἰργασμένην;
παῖσαι πόνου τοῦδ᾽, εἰ δ᾽ ἐμοῦ χρείαν ἔχεις,
λέγ᾽ εἴ τι βούλει κτέ.

nur diesen und keinen andern Sinn haben können, sieht eigentlich auch der Verf. ein, aber der Hochdruck der Interpretation kommt zu einem anderen Ergebnisse: „Auch Medeas Worte παῦσαι πόνου τοῦδε können nicht Bedenken erregen, denn sie sind erklärlich dadurch, dafs die Pforte eben nicht erbrochen wird, sondern Medea auf wunderbare Weise erscheint!" „Demnach ist für die erste Aufführung der Medea im J. 431 ihr Erscheinen in der Höhe, also auch die Anwendung der Flugmaschine nicht möglich. Gegen dieses aus dem originalen Text gewonnene Resultat vermag die gegenteilige Angabe in der Hypothesis und in den Scholien zu V. 1317 und 1320 nichts, Medea sei hoch oben auf einem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen mit den Leichen ihrer Kinder gezeigt worden". Im Prolog der Herakliden gibt Jolaos die Erklärung des Ortes und der Scenerie mit den Worten:

πάσης δὲ χώρας Ἑλλάδος τητώμενοι,
Μαραθῶνα καὶ σύγκληρον ἐλθόντες χθόνα
ἱκέται καθεζόμεσθα βώμιοι θεῶν.

Das Präsens καθεζόμεσθα soll beweisen. dafs die Kinder des Herakles vor aller Augen aufziehen und sich, während Jolaos den

Prolog spricht, am Altare niederlassen, dafs also ein Unterschied ist zwischen diesem Stücke und dem Öd. Tyr., welcher einen Vorhang erfordert, weil die Kinder beim Beginne der Handlung bereits am Altare sitzen. Aber das gleiche Präsens ἑζόμεσθα (32) braucht der Priester im Öd. Tyr., und wer den Sprachgebrauch der Tragiker einigermafsen kennt, wird sich vor einem solchen Schlusse hüten.

Nur noch eine Stelle, welche für die erhöhte Bühne den Beweis liefert. Herakl. 120 ermahnt sich der Chor oder seine Leute der Chorführer:

μὴ πόδα προκάμητε
βαρύ τε κῶλον ὥστε πρὸς πετραῖον
λέπας ζυγηφόρων ἄναντες ἅρματος
βάρος φέρον τροχηλάτοιο πώλων.

Der Chor stellt sich vorher als aus schwachen, altersmüden Greisen bestehend vor, welche sich auf ihre Stäbe stützen. Wenn nun die Greise sich ermuntern: „Ermüdet nicht, bevor ihr ans Ziel gelangt; freilich ist euer Fufs beschwert wie der Fufs der Wagenpferde, welche die Last des Wagens die felsige Anhöhe hinaufziehen", so kann doch eine unbefangene Interpretation daraus nicht schliefsen, dafs auch die Greise bergauf wandeln d. h. eine Höhe hinansteigen. Nein, die Greise werden schon in der Ebene vom weiten Weg ebenso müde wie das Pferd, welches den Wagen bergan zieht.

München. Wecklein.

Römische Geschichte von Wilhelm Ihne. Zweiter Band. Vom ersten punischen Kriege bis zum Ende des zweiten. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1896. Engelmann. VI u. 448 S. 8°. 4 M.

Die Umarbeitung und Neuauflage des 2. Bandes des Ihneschen Werkes (über die 2. Auflage des 1. Bandes s. Bd. XXX. S. 552—553) erforderte bei der bekannten Gründlichkeit des Verf. einen Zeitraum von drei Jahren. Der Text machte zwar nicht viele Änderungen notwendig, und nur wenige Stellen bedurften einer Nachbesserung oder Zuthat; auf so sicherer Grundlage ruhte der Bau von Anfang an, Dank der ruhigen Besonnenheit und nüchternen Überlegung, mit welcher der Verf. die Quellen zu behandeln pflegt. Dafs jedoch die römischen und griechischen Schriftsteller, die über die Periode von 264—201 v. Chr. berichten, von Ihne aufs neue genau durchforscht wurden, läfst beinahe jede Seite des Buches erkennen. Auch die seit 1870 hierüber erschienene Literatur fand die sorgfältigste Berücksichtigung; Beloch, Wölfflin. Neumann, Faltin, Schubring, Peter, Davin. Unger, Gilbert, Nitzsch, Zippel, Meltzer, Zielinski, Maissiat u. a. werden in den Anmerkungen vorgeführt und entsprechend gewürdigt. In den letzteren steckt natürlich die Hauptarbeit, und in ihnen liegt zugleich ein Hauptverdienst des Verf., der keine Mühe scheute, sein Werk in jeder Hinsicht zu verbessern und zu vervollkommnen. Die neue Auflage zählt über 200 Anmerkungen mehr als die erste; etwa 110 Noten wurden an Umfang vermehrt oder umgearbeitet, 11 gekürzt, 8 frühere gestrichen; an mehreren Stellen wurden Fehler in den Zitaten korri-

giert, S. 231—232 ein neuer Abschnitt eingefügt, hingegen der mittlerweile wohl antiquierte Anhang über die Bevölkerung Italiens im dritten Jahrhundert v. Chr. (S. 401—406 der 1. Aufl.) weggelassen. Druckfehler kommen nur vereinzelt vor. Die Darstellung ist in diesem Bande, der zumeist die dramatisch bewegten Kämpfe zweier Weltmächte um Herrschaft und Existenz schildert, besonders fliefsend und anregend, ohne ins Rhetorische oder in Übertreibung zu fallen. Deshalb sei das Buch dem eifrigen Studium der Fachgenossen aller Generationen aufs angelegentlichste empfohlen und dem Verf., der mit berechtigter Freude und begründetem Stolze Solons Wort „γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος“ auf sich anwenden kann, für den vorliegenden neuen Beweis seiner rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

Der Preis des Buches ist bei seiner Ausstattung sehr billig.

Landshut. M. Rottmanner.

Stich und Doeberl, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien. II. Teil. Das Mittelalter. Verfafst von Dr. M. Doeberl. Bamberg. C. C. Buchner Verlag. Rudolf Koch. 1896. VI u. 248 Seiten. Preis 2,35 M.

Mit der von Doeberl herausgegebenen Geschichte des Mittelalters ist nunmehr das letzte der drei geschichtlichen Lehrbücher erschienen, deren erstes Stich 1894 veröffentlichte, das dritte 1892. Den nicht wenigen unserer gymnasialen Lehrerkollegien, welche, von Stichs beiden Teilen befriedigt, dessen ungeachtet sich vorerst vergewissern wollten, ob auch das etwas länger als erhofft rückständig gebliebene Mittelalter der vorliegenden Geschichte des Altertums und der Neuzeit in Gang und Haltung entsprechen werde, ist somit jetzt Gelegenheit gegeben, an die Prüfung des ersteren zu gehen und hinsichtlich der Einführung je nach Befund die einstweilen vorbehaltenen Entschlüsse zu fassen.

Über die Gediegenheit von Doeberls Mittelalter kann meines Erachtens ein Zweifel nicht bestehen. Bezüglich der äufseren Disposition schliefst es sich an die Stichschen Bücher eng an. Es teilt mit ihnen nach dieser Seite die gleichen Vorzüge trefflicher Übersichtlichkeit, geschickter Gruppierung, anerkennenswerter Durchsichtigkeit und Klarheit. Wie bei Stich so ist auch bei Doeberl zugleich die grofse Verlässigkeit der gebotenen Data, die wohlthuende Unverfänglichkeit in der Darstellung konfessionell heikler Partien, soweit solche auch hier in Betracht kommen, und die korrekte Diktion hervorzuheben. Zu verschweigen ist jedoch nicht, dafs diejenigen, welche an der Fülle des in Stichs beiden Teilen gereichten Materiales Anstofs genommen, nach dieser Richtung bei Doeberls Mittelalter eher noch gesteigerten Anstofs zur Beanstandung finden werden. Hiefür spricht schon der äufsere Umfang des Buches, der allerdings zunächst vorzugsweise in der übersichtlichen Gruppierung, in den zahlreichen Überblicken, aber doch ganz besonders in der ausführlichen Darstellung der inneren

Verhältnisse seinen Grund hat. Indes ermöglicht der verschiedene, jedoch in Bezug auf die Gröfse in keiner seiner Arten zu beanstandende Druck bei schwächeren Jahreskursen und auch sonst je nach dem Befinden des Lehrers manches abseits liegen zu lassen, vorausgesetzt freilich, dafs lezterer seinen Stoff und das Buch genau kennt; einige hiefür geeignete Anmerkungen sind (durch *) kenntlich gemacht. Zur vollen Bewältigung des Gebotenen dürfte, sind die Kurse nicht in ihrer Gesamtheit ungewöhnlich gut, ein wöchentlich dreistündiger Geschichtsunterricht in der 7. Klasse dringend wünschenswert erscheinen.

Hier sei es gestattet, nach der das Ganze ins Auge fassenden Seite noch einen andern Punkt zu berühren. Wer von den Stich-Doeberlschen Büchern beim Unterrichte eine Erleichterung für den Lehrer oder für den Schüler erwartet, wird meines Erachtens beim Gebrauch diese Hoffnung kaum erfüllt sehen. Dies ergibt sich für den letzteren wohl schon aus der absichtlich gemiedenen zusammenhängenden Erzählung von gröfserem Umfange, für den ersteren aus der Aufnahme von gar mancherlei Dingen, die, sollen sie nicht unverstanden und so wertloser Ballast bleiben, einer gleich nachdrücklichen wie eingehenden Erläuterung bedürfen. Dagegen wird eine Vertiefung des Unterrichtes, auf die es am Gymnasium doch in erster Linie ankommt, völlig unausbleiblich sein. Hiefür zeugt das schon im Vorwort als Programm angekündigte und in Doeberls Buch allenthalben ersichtliche Bemühen, an Stelle der blofs äufserlichen Aneinanderreihung von Thatsachen den inneren Zusammenhang und Entwickelungsgang darzulegen und das Verständnis hiefür schon durch einen zweckdienlichen Aufbau zu erleichtern; ferner unter Beschränkung der äufseren Kriegsgeschichte die neueren Forschungsresultate über die inneren Verhältnisse, über Verfassung, Wirtschaft, geistige Kultur mehr als bisher und zwar systematisch für die Schule zu verarbeiten.

Anlangend die mancherlei Einzelheiten sei vor allem bemerkt, dafs seitens des Verfassers in unserm Buche die Seite um Seite zu Tage tretende gründliche Kenntnis der mittelalterlichen Geschichte äufserst angenehm berührt. Waren ihm auch leicht ersichtlicher Weise unsere besten neueren Geschichtswerke bei seiner Arbeit gern zu Rat gezogene Hilfsmittel, so geht er doch bei der Benützung stets selbständig seine eigenen Wege; auch hält er da und dort mit einer abweichenden Überzeugung nicht zurück.

So enthält sein Buch mancherlei Belehrendes und Anregendes auch für den Lehrer, der nicht unmittelbar nach ihm zu unterrichten hat. Sagenhaftes ist entweder gänzlich ausgeschieden oder als solches kenntlich gemacht; nur hätte es sich empfohlen, die Andeutungen letzterer Art lieber in Fufsnoten unterzubringen. Eine weitgehende Berücksichtigung ist den literatur- und den kulturgeschichtlichen Verhältnissen gewidmet, ferner der Kolonisationsthätigkeit Deutschlands und namentlich Bayerns, wie denn der bayerischen Geschichte überhaupt die ihr gebührende Beachtung zu teil wurde. Die nicht eben wenigen und teilweise längeren Belegstellen aus mittelalterlichen Autoren

werden manche als willkommene Zugabe begrüßsen, andere werden sie entbehrlich finden, zumal der Lehrer in Doeberls Monumenta Germaniae selecta nach dieser Richtung reichen Stoff in guter Auswahl vorfindet. Behufs Reinhaltung des Textes für Lernzwecke hätten auch sie richtiger in Fufsnoten ihre Stätte gefunden; wenigstens der auf S. 8 eingefügten kurzen Stelle hätte die Übersetzung beigefügt werden sollen.

Erwünscht wäre für gröfsere hiefür belangreiche Zeitabschnitte die Einfügung von Karten gewesen, ganz dem den Schülern aus dem Buche sich ergebenden Bedarfe angepafst. Sie würden ihm beträchtlich bessere Dienste leisten als unsere historischen Schulatlanten, die oftmals zu wenig, noch weit öfter viel zu viel bieten. Die nähere Bestimmung weniger bekannter Städte- und Ortsnamen hätte mit gröfserer Konsequenz erfolgen sollen. So z. B. wird eine solche auf S. 16 für das Kloster Monte Cassino geboten, allerdings in der vielumfassenden Ausdehnung „zwischen Rom und Neapel"; allein für Nursia fehlt sie ganz. So hätten auch folgende Ortsnamen einer näheren Bestimmung der Lage bedurft: Meersen (S. 63); Salm (S. 118); Hirschau (S. 119); Supplinburg (S. 121); Morimund (S. 123): Saint-Savair (S. 124); Weingarten (S. 127); Ballenstädt (S. 128); Bouvines (S. 147); San Germano (S. 151); Ceperano (S. 152); Kortenuova und Anagni (S. 154); Salza (S. 155); Fiore (S. 156); Tagliacozzo (S. 160); Cues (S. 209). S. 128 wäre dem Schüler für die Leostadt nach Entstehung und Ausdehnung eine kurze Notiz erwünscht; S. 26 wird er für die Lage der Singfalabucht mit dem Beisatze „heute Zwin" kaum viel gewinnen, vielleicht auch nicht S. 113 aus der Bestimmung „Cluni (nw. Mâcon)" statt sur Saône nördlich von Lyon. S. 156 war statt Fiorentino bei Foggia zweckdienlicher zu sagen nördlich von Lucera.

Winke für die Aussprache von Fremdnamen, die ihrer bedürften, werden durchweg vermifst.

Auf den in neueren historischen Lehrbüchern mehrfach in Anwendung gekommenen Hinweis auf einschlägige Gedichte läfst sich Doeberl nur zweimal ein: S. 91 wird Uhlands Drama Herzog Ernst von Schwaben zitiert, S. 212 das Gedicht „Das Mahl zu Heidelberg".

Ein paar teils sachliche, teils formelle Versehen sind auf S. 248 als Druckfehler richtig gestellt; etliche andere seien behufs Berücksichtigung bei einer zweiten Auflage hier namhaft gemacht.

S. 2 bietet Schwaben = Alamanen; Gebhardt I, S. 22 Schwaben, Alamanen; richtiger war wohl Alamanen, Schwaben zu schreiben. S. 16 wird für Benedikt von Nursia als Todesjahr 481 angegeben; er starb 543. Nach S. 19 fanden von 35 westgotischen Königen 17 ein gewaltsames Ende; somit war auf S. 24 gleichfalls zu erwähnen, dafs von 25 langobardischen 16 dasselbe Los traf. S. 20 bietet für Geiserich das Todesjahr 471 statt 477 und für den hl. Augustin 431 statt 430. Theodolinde war des bayerischen Herzogs Garibald Stieftochter, nicht Tochter (S. 24). Die Deutung des Namens Alamanen als „alle, vereinigte Mannen" in einem Schulbuche als die allein gültige vorzuführen, ist gewagt (S. 25). S. 29 wird Lorch als das jetzige Enns bezeichnet; gemeint ist wohl das jetzige Dörfchen Lorch in der

Nähe von Enns. Die dem Namen Ulfilas beigegebene Zahl 341—381 wird leicht mifsverständlich als dessen Lebenszeit angesehen werden. S. 33 wird dem Bilderstreite eine Jahrhunderte lange Dauer zugeschrieben statt eine über ein Jahrhundert lange. S. 45 war statt „die Slaven" zu schreiben „diejenigen Slaven". Dafs die Sorben ein Bestandteil des Stammes der Wenden waren, wird dem Schüler erst aus S. 49 ersichtlich, nicht schon aus S. 48; das von jenen besetzte Gebiet erstreckte sich nach Osten beträchtlich über die Elbe hinaus. S. 54 wird gesagt, noch der Landrichter des 19. Jahrhunderts könne als direkter Abkömmling des fränkischen Grafen bezeichnet werden, eine Bezeichnung, die schon hinsichtlich der territorialen Ausdehnung des Wirkungskreises nicht als zutreffend anerkannt werden kann. S. 62 und 244 bieten wie Gebhardt [I, S. 209] den Namen Fontenoy, den Schlachtort von 1745, statt Fontenay. S. 65 durfte wegen der belangreichen schlimmen Folgen nicht unerwähnt bleiben, dafs Arnulf im Kampfe gegen Swatopluk die Ungarn zu Hilfe nahm. S. 72 bietet „Jena-Meifsen" statt „Gana, wohl Jana bei Meifsen" (vgl. Gebhardt [I, S. 249]). Dafs der von Otto I. mit den markgräflichen Befugnissen an der sächsischen Grenze betraute Hermann den Namen Billung erst später (zuerst 968) erhält, durfte S. 79 nicht unerwähnt bleiben. Wenn auch, wie S. 88 richtig bemerkt wird, die endgültige Lostrennung Kärntens von Bayern erst 1002 erfolgte, so erwartet man doch auf S. 83 für die hiezu gegebene Einleitung die Angabe der altherkömmlichen Jahreszahl 976. Auf der gleichen Seite bedurfte das Wort „regnum Baiouiarum" einer erklärenden Notiz. Ottos II. Gemahlin Theophano starb 991, nicht 990 (S. 85); Rudolf III. von Burgund 1032, nicht 1033 (S. 91). Mit der Bemerkung: Konrad II. sei kirchlich völlig gleichgültig gewesen, ist auf S. 93 vielleicht doch etwas zu viel gesagt, da es in seinem Leben an gegenteiligen Kundgebungen keineswegs mangelt. S. 96 nennt als Beginn der durch die Treuga Dei „befriedeten Zeit" den Donnerstag- statt den Mittwochabend. S. 134 wird der kurz vorher erwähnte Konstanzer Vertrag von 1153 irrtümlich als Konstanzer Friede bezeichnet. S. 147 war statt „seine Tochter" zu schreiben „eine Tochter". S. 160 wird für die Hinrichtung Konradins richtig das Jahr 1268 angesetzt, für die sicilianische Vesper das Jahr 1282; dagegen wird die Zwischenzeit statt auf 14 auf 6 Jahre berechnet. Richard von Cornwallis starb 1272, nicht 1273; Akkon ging den Christen 1291 verloren, nicht 1290 (S. 161). Der Bau des Strafsburger Münsters wurde 1275 nicht begonnen, wie aus S. 176 entnommen werden wird, sondern bis auf die Vorderseite und auf die Türme vollendet. S. 186 wird behauptet, der Krieg Ludwigs des Bayern habe sich bei der Abneigung der Zeit gegen gröfsere militärische Aktionen 8 Jahre hingezogen; mehr als an der Neignng zu solchen fehlte es es wohl an den erforderlichen Mitteln. Auf S. 213 hat das in Schulbüchern so gar leicht entbehrliche Ochsengespann des Kaisers Friedrich III. auch bei Doeberl seinen Platz gefunden. Die Witwe Karls des Kühnen von Burgund war nicht des Kaisers Maximilian I. Schwiegermutter, sondern die Stiefmutter seiner Gemahlin Maria (S. 238).

Um auch Dinge formeller Natur noch kurz zu berühren, sei zunächst, wie bereits angedeutet, erwähnt, dafs die Diktion korrekt, zugleich aber auch als einem Lernbuche entsprechend zu rühmen ist. Gegenüber dieser Gesamthaltung fallen einzelne Abweichungen anderer Art nicht ins Gewicht; so z. B. wenn sich da und dort einmal ein zwar korrekt gebauter, aber zu lang geratener Satz findet; wenn die Figur der Repetitio etwas zu oft in die Erscheinung tritt; wenn Fremdwörter nicht gerade sparsam eingestreut wurden; wenn nicht eben schön S. 19 gesagt wird „die Hauptstadt wurde nach Narbonne verlegt"; S. 83 „eine Verschwörung stiften"; S. 148 „der Kreuzzug empfing seine Richtung durch Venedig"; S. 169 „das Rittertum offenbarte seine Überlegenheit auf den Kreuzzügen"; wenn S. 6 von einem „Korpsgeiste der Sippengenossen" die Rede ist; S. 141 von einem „österreichischen Ableger des bayerischen Gesamtstammes"; S. 226 von einer „das französische Nationalgefühl verletzenden Zuspitzung". Mir wenigstens wollen in einem historischen Lernbuche auch Redewendungen nicht zusagen, wie z. B. 160 gesagt wird „das aragonesische Königreich hing sich wie ein Bleigewicht an das unteritalische Reich der Anjous" oder S. 119 „der Same fing an Früchte zu tragen". Unrichtige Genetivbildungen finden sich S. 30 „Pippin des Mittleren", S. 147 „Ludwig des Kelheimers", S. 160 „Heinrich III.", S. 232 „des Königs Äthelreds". Während man sonst der Pluralbildung Herzöge begegnet, bietet S. 24 Herzoge; S. 9 steht Aquä Sextiae, S. 12 Aquae Mattiacae.

Auf die Rechtschreibung ist sorgfältig geachtet. Nur ganz ausnahmsweise finden sich Inkonsequenzen wie z. B. S. 8 Wodan und Wôdan, S. 14 die Diokletianische, S. 15 die decische Verfolgung, S. 45 Kaspisches, S. 158 kaspisches Meer; S. 12 u. 131 Speier, S. 166 und 196 Speyer; S. 181 Margaretha, S. 190 Margareta; S. 195 die wittelsbacher Rivalität, S. 229 die Schweizer Eidgenossenschaft, S. 218 und 219 gähren und Gährung, sonst richtig gären und Gärung. Anderseits war, wird z. B. Krema und Kremona geschrieben, S. 209 wohl auch Kues statt Cues zu wagen. Als Versehen anderer Art seien noch namhaft gemacht: eine zeitlang (S. 20); zu grunde gehen (S. 23, 31 u. 62); Fufsstapfen (S. 93 und 149); Veldecke (S. 174); Israeliten mit langem statt mit schliefsendem S (S. 192). S. 153 bietet die falsche Silbentrennung Abschaff-ung.

Wenn S. 117 tulistis geboten wird statt abstulistis und odivi statt odi, so hat man es vielleicht nur mit Druckversehen zu thun. Als solche verdienen etwa noch erwähnt zu werden: S. 11 Z. 2 v. u. Tacitus, Annales II, 56 statt 26; S. 15 Z. 12 v. u. Kaisern statt Kaiser; S. 50 pacificio statt pacifico; S. 130 Wünschen statt Wünsche; S. 216 Z. 2 u. 3 v. u. dem statt den.

Eine zweckdienlich angelegte Zeittafel schliefst das von der Verlagshandlung würdig und dem Dienste der Schule entsprechend ausgestattete Buch ab. Dafs es, keine Ware gewöhnlicher Art, eine gute Aufnahme finden wird, darf zuversichtlich erhofft werden. Es verdient sie vollauf.

München. Markhauser.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Archäologische Fundnotizen.

Bei den Ausgrabungen der französischen Schule in Delphi ist neuerdings eine 1 m 80 cm hohe kupferne Bildsäule gefunden worden, welche mit Ausnahme des abgeschlagenen linken Armes vollständig erhalten und geradezu als ein Meisterwerk des sechsten Jahrhunderts zu betrachten ist, welches sich an Bedeutung den klassischen Kunstwerken nicht nur ebenbürtig anreiht, sondern selbst einige der vorzüglichsten, wie den Hermes des Praxiteles, an Schönheit der Ausführung übertrifft. Nach Homolle stellt die jugendliche Figur den Tyrannen Hiero von Syrakus dar, und stammen Standbild und Wagen von Onatas, dem Zeitgenossen und Lehrer des Phidias, die Rosse und die auf dem Wagen sitzend dargestellten Kinder von Kalamis her. Das unterhalb der Brust mit einem Gürtel zusammengeschnürte Gewand der Statue zeigt einen aufserordentlich regelmäfsigen Faltenwurf. Die Figur, deren ursprüngliche Farbe vollständig erhalten ist, hält in der rechten Hand die Zügel eines Gespannes, von dem nur einige Bruchstücke, nämlich die beiden Hinterfüfse und der Schweif, aufgefunden wurden. Das Haar ist sehr zierlich, die Stirn mit einer breiten Binde geschmückt. Augenwimpern, Augapfel und Pupille, von denen besonders die beiden letzten recht scharf gezeichnet erscheinen, sind aus Smalt, einer enkaustischen Masse, und sehen vollständig aus wie natürliche Augen. Das lockige Haar des Jünglings, der auch einen Bart trägt, hängt über die Ohren und die Schläfen hinab. Noch wurde ein kleines kupfernes, 20 cm hohes Standbild des Apollo ebendort gefunden.

Auf Grund einer bisher unbekannten griechischen Münze aus der Kaiserzeit hat A. Rhousopoulos in Athen in den Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Institutes neue sichere Angaben über das Denkmal des Themistokles auf dem Markte zu Magnesia veröffentlicht. Die betreffende Münze, eine grofse Bronze der Magneten, stellt auf der Vorderseite die Büste des Kaisers Antoninus Pius, auf der Rückseite eine Opferhandlung des Themistokles dar, wie eine links im Felde angebrachte Inschrift aufs deutlichste zeigt. Das Monument auf dem Marktplatze von Magnesia bestand vermutlich aus Bronze und die eben erwähnte Opferhandlung bezieht sich jedenfalls auf die eigene Vergiftung des Themistokles mittels Genusses von Stierblut, welche durch die Thatsache veranlafst war, dafs er dem Perserkönige seine Versprechungen nicht halten konnte. Bisher hatte man von dem Aussehen dieses Denkmals, von dem selbst allerdings auch die neuesten Ausgrabungen bis jetzt nichts ans Tageslicht gefördert haben, keine Kenntnis. Der Wert des beschriebenen Münzfundes ist um so höher anzuschlagen, als die auf das Denkmal bezüglichen Stellen aus Thukydides, Diodor und Nepos es unklar lassen, ob dem Themistokles nur ein Grabmal geweiht oder ein wirkliches Monument gewidmet war.

Aus Konstantinopel wird berichtet, dafs sich unter der gewaltig grofsen Zahl von de Sarzec im südlichen Babylonien neulich ausgegrabener und dem kaiserlichen archäologischen Museum in Konstantinopel einverleibter Thontafeln insbesondere auch die ersten datierten Urkunden von König Sargon I. befinden, also die von Hilprecht so oft hervorgehobenen thatsächlichen Angaben über diesen König und die Mitteilungen der von den meisten Gelehrten für eine unechte spätere Fassung gehaltenen Omentafel, welche auszugsweise eine chronologisch geordnete

Liste der Feldzüge und Thaten Sargons I. bietet, nunmehr trefflich bestätigt werden. Thatsächlich wird der König auch auf diesen überaus wertvollen Tafeln stets als Shargâni „shar"-âli bezeichnet, und auf einer der kleinen gebrannten Thontafeln liest man ganz am Schlufs die wichtige Notiz: „im Jahre, da Sargon gegen das Westland (Palästina—Phönizien) marschierte". Besonders hervorgehoben müssen noch zwei andere Tafeln werden, welche Auskunft über den Namen des zur Zeit Sargons lebenden südbabylonischen Gouverneurs oder potesi von Lagash geben. Es erhellt aus den auf diesen Tafeln befindlichen Siegelabdrücken, dafs Lugalushumgal gleichzeitig mit Sargon und dessen Sohne Narâm-Sin in Tello regierte, so dafs durch die beschriebenen Funde die so dunkle älteste Geschichte Babyloniens wesentlich aufgeklärt ist und sich alle Angaben des Herausgebers der von der Universität Pennsylvaniens gewonnenen Ausgrabungsergebnisse durch den Inhalt der zahlreichen uralten Thontafeln glänzend bewahrheitet haben. Namentlich ist auch nach langem Suchen endlich auf einer Tafel die Unterschrift des dem fünften Jahrhundert vor Chr. angehörigen Königs Urukagina entdeckt worden. Der französische Gesandte in Konstantinopel hat vom Sultan ein Irade erwirkt, auf Grund dessen alle diese hochinteressanten Funde de Sarzecs dem Louvre in Paris geschenkt worden sind.

Die ersten sicheren Nachrichten über die Örtlichkeit der Varusschlacht. Bereits vor zehn Jahren hatte Professor Dr. F. Knoke als Ort der Schlacht im Teutoburger Walde die Gegend zwischen Iburg und dem Habichtswalde bei dem Stifte Lenden angenommen. Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch das von ihm in dem südöstlichen Abschnitte dieses Waldes jetzt entdeckte vollständige Römerlager, welches nach Gröfse und Beschaffenheit den Bedingungen des von den Römern im Teutoburger Walde aufgeschlagenen zweiten Lagers genau entspricht, glänzend bestätigt. Man erkennt nämlich an den Spitzgräben und abgerundeten Ecken, sowie an den vier Thoren desselben die Art der gewöhnlichen römischen Befestigungsweise aufs bestimmteste wieder. In der Nähe des Lagers hat man auch Waffen, die auf einen vorhergegangenen gewaltigen Kampf schliefsen lassen, entdeckt, eine Thatsache, welche der bisherigen Knokeschen Hypothese in Verbindung mit dem ebenfalls von ihm aufgefundenen grofsen, mehr als 1000 cbm Aschenerde aufweisenden Leichenhügel den Stempel der Sicherheit aufdrückt. Knoke hat in seiner soeben erschienenen Schrift „Das Varuslager im Habichtswalde bei Stift Lenden", Berlin 1896, R. Gaertner, alle diese Punkte genau ausgeführt und bewiesen.

Die auf den pompejanischen Wandgemälden abgebildeten Pflanzen. Der Professor der Botanik an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Portici Orasio Comes berichtet auf Grund genauer von ihm angestellter Untersuchungen über die geringe Zahl der in den Wandgemälden zu Pompeji dargestellten Pflanzen, die in einem sehr auffallenden Widerspruche mit der üppigen Vegetation der Umgebung Pompejis steht. Er erklärt diese Thatsache damit, dafs sich die Wandgemälde in Triklinien und Viridarien befinden. Die Pflanzen selbst konnte er leicht erkennen, weil sie nach der Natur gemalt sind. In den Triklinien sind die Wände mit herrlichen Früchten bemalt, in den Viridarien befinden sich Obstbäume und Gartengewächse, bei den mythologischen Bildern erkennt man sofort die für die betreffende Scene geeigneten symbolischen Pflanzen wieder. Im ganzen hat der Botaniker fünfzig Pflanzenarten mit Bestimmtheit festgestellt, darunter namentlich Apfelbaum, Birnbaum, Granatbaum, Ölbaum, Mandelbaum, Maulbeerbaum, Quitte, Dattelpalme, Sauerkirsche, Edelkastanie, Pfirsich, Feige, Wallnufs, Myrthe, Epheu, Lorbeer, Weinstock, Weizen, Wucherblume, Spargel, Melone, Saubohne, gemeine und Dichtornarzisse, mehrere Arten Schwertlilien, besonders die florentinische und deutsche Bärenklau, Schilfrohr, Aloe und Papyrusstaude.

Im Jahrbuche des kaiserlich deutschen Instituts berichtet Dr. E. Winter über einen kostbaren, neulich in Boscoreale unweit Pompeji in einer kürzlich ausgegrabenen Villa, welche durch denselben Vesuvausbruch wie Pompeji verschüttet und dann niemals wieder berührt war, aufgedeckten Silber-

schatz. Bei der Ausgrabung stiefs man auf das Skelett eines mit dem baren Gelde, Silbergerät und den Schmucksachen des Hauses beladenen Mannes, welcher auf der Flucht zusammengebrochen war. Das Gesicht des Skeletts war gegen die Erde gerichtet; in den Händen befanden sich Armbänder und eine goldene Kette, rings umher lagen mehr als 1000 der Zeit des Augustus bis Vespasian angehörige Goldmünzen. In einer Nische war der aus fast 100 Gefäfsen und Geräten bestehende, in ein Stück Zeug, dessen an einzelnen Gefäfsen angeklebte Gewebe gut erhalten sind, verpackte Silberschatz niedergelegt. Derselbe ist kurz nach seiner Entdeckung von Baron Edmund von Rothschild für eine halbe Million angekauft und dem Louvre in Paris geschenkt worden.

Dresden. Dr. Löschhorn.

Gehaltsverhältnisse. Witwen- und Waisenfonds-Beiträge.

In dem in diesem Betreffe erlassenen, bei Heck „Handbuch der gesamten Finanzwissenschaft" Bd. II S. 746 f. aufgeführten Bestimmungen bleibt dem Laien manches unverständlich. „Zu zahlen" heifst es dort „sind W. u. W. F. Beiträge von allen den Betrag von 1080 M. übersteigenden aus der Staatskasse fliefsenden fixen Geld- und Naturalbesoldungen der aktiven Staatsdiener und den Pensionsbezügen der Quieszenten". „Nur pragmatisch angestellte Staatsdiener bezw. Quieszenten aus dieser Kategorie sind beitragspflichtig".

Dafür, dafs Bezüge unter 1080 M. frei bleiben, läfst sich ein vernünftiger Grund denken. Nicht billig aber erscheint es, dafs Beamte, wie z. B. die Professoren der Religionslehre an den Gymnasien und alle jene, welchen nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren entweder die Vorteile der Stabilität mit Pensionsansprüchen oder die analoge Behandlung nach der Dienstespragmatik in Aussicht gestellt ist, nicht blofs Jahre, sondern Jahrzehnte lang, selbst wenn ihr Einkommen den Betrag von 1080 Mark überschreitet, als beitragsfrei behandelt werden. Das Gleiche gilt von den Kreistierärzten, welche „weil nur Funktionäre", beitragsfrei sind. Für uns Lehrer kommen besonders die beiden folgenden Absätze in Betracht: „Zu den ständigen Gehaltsbezügen werden auch die ständigen Funktionsbezüge und Gehaltszulagen, welche nicht der jährlichen Bestätigung bedürfen, auch wenn sie widerruflich sind, gerechnet". „Hienach ist z. B. auch von Fall zu Fall zu beurteilen, ob aus den dem Lehrpersonal an den k. Studienanstalten und Realschulen für die Erteilung von Neben- oder Überstunden bewilligten Remunerationen W. u. W. F. Beiträge zu erheben sind oder nicht". Macht uns Laien schon die Vorstellung von „widerruflichen ständigen Funktionsbezügen" Schwierigkeit, so ist eine „Beurteilung der Beitragspflicht von Fall zu Fall" äufserst mifslich und kann, wie die Erfahrung lehrt, zu einer ungleichmäfsigen und so unbilligen Behandlung der Sache führen.

Alle Schwierigkeiten, zeitraubenden Erwägungen, Ungleichheiten, unnötigen Schreibereien, nachträglichen Korrekturen würden beseitigt, wenn die durch die h. Entschl. des k. Kultusministeriums vom 26. Januar 1818 für die Professoren der Lyceen getroffene Bestimmung auf alle Fälle analog angewendet würde. A. 7 heifst es bei Heck: „Professoren der Lyceen, welche aufser ihrem Nominalfache noch andere Lehrfächer funktionsweise vortragen und für diese noch besondere Funktionsremunerationen beziehen, haben von letzteren solange die Beiträge zu leisten, als der damit remunerierte Professor das einschlägige Lehramt bekleidet.

Diese äufserst einfache, klare und verständige Bestimmung verdiente, wie gesagt, für alle analogen Fälle als Grundlage zu dienen, wenn denn überhaupt auch von dem nicht pensionsberechtigten Nebeneinkommen W. u. W. F. Beiträge zu entrichten sind, worüber bei Heck eine Begründung vergeblich gesucht wird.

Da nun diese Nebeneinkommen nicht pensionsberechtigt sind, so ist auch nicht recht verständlich, warum diejenigen, deren Hauptgehalt nicht aus der Staatskasse fliefst, für ein aus der Staatskasse fliefsendes Nebeneinkommen keine W. W. F. Beiträge entrichten sollen. Z. B. an einem Gymnasium bezieht ein dem Gymnasium selbst angehöriger Lehrer für Erteilung des italienischen oder hebräischen Unterrichtes 360 M und hat dafür jährlich 3 M. 60 Pf. oder 5 M. 40 Pf. W. W. F. Beiträge zu entrichten; an einem anderen Gymnasium erteilt diesen Unterricht ein Lehrer der Realschule; dieser erhält die 360 M. ohne Abzug.

Unbillig erscheint es auch, wenn ein Lehrer, der, weil sein Hauptgehalt über 3600 M. beträgt, von diesem 1½ % W. W. F. Beiträge zu entrichten hat, nun auch für den Nebenbezug, der doch eigentlich für sich gesondert zu betrachten wäre, ebenfalls 1½ % zahlen muſs. Noch unbilliger aber und geradezu unbegreiflich erscheint der umgekehrte Fall, daſs einem Lehrer der Nebenbezug mit dem Hauptbezuge komputiert wird und wenn dann die Gesamtsumme über 3600 M. beziffert, derselbe auch vom Haupteinkommen 1½ % entrichten muſs. Die beiden Gehälter haben überhaupt mit einander nichts zu schaffen, was schon aus dem Verbote hervorgeht, sie auf einer und derselben Quittung zu quittieren; beide müssen gesondert und unter Entrichtung einer besonderen Stempelmarke quittiert werden.

Noch eine Kleinigkeit! Warum die Honorare für den fakultativen Unterricht nicht an allen Gymnasien gleich sind, ist ebenfalls nicht einleuchtend. Wenn auch in einigen Städten das Leben etwas teurer ist, so erfreut man sich in denselben wieder mancher anderweitiger Vorteile. Durch die Beseitigung dieser Ungleichheit würde gleichwohl kein Mangel an gleichwertigen Bewerbern um Anstellung in solchen Orten eintreten. So aber kann es geschehen, daſs ein Lehrer z. B. des Hebräischen, Italienischen u. s. w. in einer Stadt II. Klasse, obwohl er an wissenschaftlicher Bildung in dem betr. Fache, an pädagogischer Tüchtigkeit u. s. w. den Kollegen in der Stadt I. Klasse überragt und auch mehr Schüler zu unterrichten hat als jener, dennoch ein geringeres Honorar bezieht; das ist unverständlich und nicht billig.

Freising. Höger.

Programme

der K. Bayer. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1895/96.

(Format durchaus in 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt).

Amberg: Joh. Schmid, K. Gymnl., Die Oberpfalz als Kriegsschauplatz im August 1796. 44 S. mit 2 Kartenskizzen. — Ansbach: Max Brückner, K. Gymnl., Zur Beurteilung des Geschichtschreibers Prokopius von Cäsarea. 63 S. — Aschaffenburg: ohne Programm, da das vorjährige die vorgeschriebene Ausdehnung bedeutend überschritten hatte. — Augsburg: a) Gymn. St. Anna: Emil Krell, K. Gymnl., Philo *περὶ τοῦ πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον*, die Echtheitsfrage. 38 S. b) Gymn. St. Stephan: P Eugen Hufmayr, O. S. B., Die pseudocyprianische Schrift De Pascha Computus. 40 S. [c) Realgymn.: Dr. Paul Joachimsohn, Gymnasialassistent, Die Streitschrift des Minoriten Gabriel von Verona gegen den Böhmenkönig Georg Podiebrad vom Jahre 1467. 43 S.] — Bamberg: a) Altes Gymn.: Dr. Joh. Schmaus, K. Gymnl., Die allgemeinen Aufsätze in den oberen Gymnasialklassen. 35 S. b) Neues Gymn.: Dr. Karl Weissmann, Gymnasialassistent, Die scenischen Anweisungen in den Scholien zu Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes und ihre Bedeutung für die Bühnenkunde. 54 S. — Bayreuth: Theod. Keppel, K. Gymnasialrektor, Die Weinbereitung im Altertum und in der Neuzeit. 45 S. — Burghausen: Franz Ahert, K. Gymnprof., Die Quellen des Plinius im XVI. Buche der naturalis historia. 75 S. — Dillingen: A. Ulsamer, K. Gymnl., Beiträge zur Pollak'schen Flora von Dillingen. 58 S. — Eichstätt: Franz Binhack, K. Gymnprof., Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand von Deltsch (1756—1792) nach handschriftl. Quellen bearbeitet. 47 S. — Erlangen: Dr. Christoph Schoener, K. Gymnl, Über ein Gesetz der Wortstellung im Pentameter des Ovid und über die Bedeutung der Cäsur für den Satzton. — Freising: Dr. A. Roschatt, K. Gymnprof., Die synonymen Verbindungen bei den attischen Rednern. 42 S. — Hof: Karl Dietsch, K. Gymnasialrektor, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums Hof. I. Teil. Aus Anlaſs der 350jährigen Jubelfeier des Gymnasiums. 57 S. — Kaiserslautern: Ewald Mann, K. Gymnl., Über den Sprachgebrauch des Xenophon Ephesius. 41 S. — Kempten: Jos. Schreiner, K. Gymnl, Über diejenige Cardioide, bei welcher die Ebene des rollenden und des festen Kreises zu einander senkrecht bleiben. 35 S. mit 1 Figurentafel. — Landau: Dr. Georg Heeger, K. Gymnl., Der Dialekt der Südost-Pfalz. I. Teil: Die Laute. 40 S. mit einer Lautkarte. — Landshut: Dr. Emil Renn,

K. Gymnprof., Verzeichnis der Programme und Gelegenheits-Schriften, welche an den K. Bayer. Lyceen, Gymnasien und Lateinschulen vom Schuljahre 1823/24 an erschienen sind. V. Abt.: Die Schuljahre 1889/90—1894/95. 69 S. — Metten: P. Benedikt Contzen, O. S. B., Die Regel des hl. Antonius. Eine Studie. 66 S. — Münnerstadt: Dr. Ant. Rüger, K. Gymnl., Präpositionen bei Johannes Antiochenus. 1. Teil. Dritte Fortsetzung der Beiträge zur historischen Syntax der griech. Sprache. 38 S. — München: a) Ludwigsgymn.: Dr. M. Doell, K. Gymnl., Wieland und die Antike. Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der deutschen Literatur im 18. Jahrh. 81 S. — b) Luitpoldgymn.: Matthias Graf, K. Gymnl., In Dionis Prusaensis orationes ab J. de Arnim editas (vol. I.) coniecturae et explanationes. 32 S. — c) Maximiliansgymn.: Dr. Heinr. Zimmerer, Hans Sachs und sein Gedicht von den 110 Flüssen des deutschen Landes (1559) mit einer zeitgenössischen Landkarte. 54 S. — d) Wilhelmsgymn.: Dr. Albert Rehm, Gymnasialassistent: Mythographische Untersuchungen über griechische Sternsagen. 48 S. — Neuburg: Friedr. Beck, K. Gymnl., Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen. 82 S. — Neustadt a. d. H.: Wilh. Summa, K. Gymnl., Symbolae criticae ad Senecae tragoedias. 34 S. — Nürnberg: a) Altes Gymn.: Dr. Emil Reichenhart, K. Gymnprof., Beiträge zum Unterricht im deutschen Aufsatz (7. Kl.). 31 S. — b) Neues Gymn.: Hans Kern, K. Gymnprof., Supplemente zur Aeneis aus dem 15. und 17. Jahrhundert. 43 S. — Passau: Dr. Aug. Wagner, K. Gymnprof., Reisebilder aus Griechenland und der Türkei. 50 S. — Regensburg: a) Altes Gymn.: Dr. Ludw. Bergmüller, K. Gymnl., Zur Latinität der Briefe des L. Munatius Plancus an Cicero. 26 S. — b) Neues Gymn.: Heinr. Kästner, K. Gymnl., Kritisches und Exegetisches zu Pseudo-Dioskorides de herbis femininis. 64 S. — Schweinfurt: Dr. Fritz Hofinger, Gymnasialassistent, Euripides und seine Sentenzen. I. Teil. 39 S. — Speier: Gg. Osberger, K. Gymnprof., Studien zum 1. Buch von Xenophons Anabasis. 56 S. — Straubing: Dr. B. Weissenberger, K. Gymnl., Die Sprache Plutarchs von Chäronea und die pseudoplutarchischen Schriften. II. Teil. 59 S. — Würzburg: a) Altes Gymn.: Dr. Nik. Spiegel, K. Gymnl., Untersuchungen über die ältere griechische Hymnenpoesie. I. Teil: Reimverwendung und Taktwechsel. 64 S. — b) Neues Gymn.: Dr. Adolf Dyroff, K. Gymnl., Über die Anlage der stoischen Bücherkataloge. 55 S. — [c) Realgymn.: Dr. Georg Neudecker, K. Gymnprof., Die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung „Hermann und Dorothea". Zur ersten Zentennarfeier ihrer Entstehung. 40 S.]. — Zweibrücken: Dr. Richard Ackermann, K. Gymnl., Lucans Pharsalia in den Dichtungen Shellys. Mit einer Übersicht ihres Einflusses auf die englische Literatur. 35 S.

Progymn. Frankenthal: Friedr. Jos. Hildenbrand, K. Gymnl., Die Kurfürstliche Kriegs- und Real-Festung Frankenthal in der unteren Pfalz. Mit 14 Plänen und Abbildungen. 52 S. — Fürth: Theodor Neidhardt, K. Gymnl., Über Zahlensymbolik der Griechen und Römer. II. Teil (Die Zwölf- und Siebenzahl). 32 S.

Anerbieten der Firma Brown & Polson in Berlin.

Wir machen auf ein Anerbieten der Firma Brown & Polson, Berlin C. aufmerksam, das aus einer Schenkung von je 10 Kästchen Maispräparaten besteht, welche die Herstellung von Mondamin veranschaulichen. Ausser diesen Kästchen, enthaltend die verschiedensten Maisarten, wie auch Nebenprodukte, welche während der Herstellung sich entwickeln, z. B. Eiweifs, Holzfaser etc., werden auch noch schöne in Blätter gehüllte Maiskolben, sowie verschiedene Maiskolben-Durchschnitte geliefert. Den höheren Lehranstalten wird diese Schenkung insbesondere gern überwiesen. Als einzige Gegenleistung ist nur bedingt, dafs die Stiftung dem Schulinventarium gegen amtliche Empfangsbestätigung einverleibt und zweckentsprechend verwandt wird. Die Zusendung erfolgt kostenlos, franko Lehranstalt durch die Firma Brown & Polson, Berlin C. 2. Heilige Geiststr. 48.

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreichs Bayern am Schlusse des Schuljahres 1895/96.

1. Humanistische Gymnasien.

Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Luitpoldg.	1239	+ 5	20. Amberg	375	— 4
2. München, Ludwigsg.	783	—32	20. Bamberg, Neues G.	375	—36
3. München, Maxgymn.	763	+32	22. Straubing	366	— 1
4. Würzburg, Neues G.	682	—21	23. Würzburg, Altes G.	356	— 5
5. München, Wilhelmsg.	670	+ 1	24. Metten	354	0
6. Augsburg, St. Stephan	590	—33	25. Burghausen	336	+ 8
7. Passau	586	— 5	26. Kempten	334	0
8. Regensburg, Altes G.	580	—55	27. Augsburg, St. Anna	328	—23
9. Regensburg, Neues G.	505	—16	28. Eichstätt	316	+ 1
10. Dillingen	489	—27	29. Münnerstadt	291	+26
11. Bamberg, Altes G.	469	+10	30. Neuburg	284	+ 2
12. Freising	455	—34	31. Ansbach	275	—17
13. Nürnberg, Neues G.	451	— 1	31. Erlangen	275	— 5
14. Aschaffenburg	424	—20	33. Kaiserslautern	268	— 6
15. Nürnberg, Altes G.	424	+23	34. Hof	240	—18
16. Speier	407	+ 2	35. Zweibrücken	238	— 5
17. Landshut	391	—39	36. Schweinfurt	233	—16
18. Landau	389	+ 8	37. Neustadt a. H.	220	—18
19. Bayreuth	381	+ 9			

Gesamtfrequenz der humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1895/96 16192 Schüler gegen 16491 am Schlusse des Schuljahres 1894/95, somit ein Rückgang der Frequenz um 299 Schüler.

2. Progymnasien:

Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Frankenthal	169	+11	15. Öttingen	95	+ 1
2. Rosenheim	161	+ 1	16. Neustadt a. d. A.	91	+ 3
3. Ingolstadt	159	+23	17. Rothenburg o. T.	84	+20
4. Schäftlarn	154	— 1	18. Kitzingen	83	+ 4
5. Fürth	144	+ 7	19. Bergzabern	79	0
6. Grünstadt	135	+28	20. Windsheim	78	+12
7. Ludwigshafen	130	+ 9	21. Wunsiedel	77	+12
8. Edenkoben	127	— 4	22. Schwabach	76	0
9. Dürkheim	116	—12	23. Dinkelsbühl	75	+14
10. Günzburg	115	0	24. Pirmasens	71	+11
11. Lohr	111	+11	25. Germersheim	65	+11
12. Memmingen	109	+ 2	25. Nördlingen	65	+ 3
13. St. Ingbert	105	+12	27. Kirchheimbolanden	64	+ 7
14. Weißenburg a. S.	101	—10	28. Kusel	61	+ 2

Gesamtfrequenz der Progymnasien am Schlusse des Schuljahres 1895/96 2900 Schüler gegen 2533 Schüler am Schlusse des Schuljahres 1894/95 (wo die Progymn. Dinkelsbühl, Germersheim und Grünstadt noch Lateinschulen waren), somit ein Zugang von 367 Schülern.

3. Lateinschulen.

Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschule	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern	193	0	10. Hammelburg	45	— 2
2. Windsbach	98	— 3	11. Blieskastel	33	0
3. Miltenberg	88	+ 2	12. Lindau	31	— 6
4. Landstuhl	65	— 2	13. Hersbruck (3 Kl.)	25	— 1
5. Homburg	64	+ 1	14. Annweiler	20	— 7
6. Uffenheim	62	— 1	15. Feuchtwangen (3. Kl.)	12	— 8
7. Donauwörth	57	+ 4	16. Thurnau (2 Kl.)	10	— 5
8. Winnweiler	56	— 8	17. Wallerstein (2 Kl.)	7	— 5
9. Hafsfurt	53	+ 7			

Gesamtfrequenz der Lateinschulen am Schlusse des Schuljahres 1895/96 919 Schüler gegen 1191 des Vorjahres (wo noch die Lateinschulen Amorbach, Dinkelsbühl, Germersheim und Grünstadt bestanden), somit ein Abgang von 272 Schülern.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreiches im Schuljahre 1895/96 20011 Schüler gegen 20215 des Vorjahres, somit ein Rückgang der Freqnenz um 204 Schüler.

Prüfungskommissäre

wurden im verflossenen Schuljahre vom hohen Kgl. Staatsministerium entsendet

a) zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 14 Gymnasien:

1. Amberg: Dr. Ed. v. Wölfflin, K. Universitätsprof. in München. 2. Ansbach: Dr. Aug. Luchs, K. Universitätsprof. in Erlangen. 3. Augsburg, St. Stephan und 4. Augsburg, St. Anna: Dr. W. Markhauser, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates; 5. Bayreuth, Geheimrat Dr. W. v. Christ, K. Universitätsprof. in München; 6. Landau: Dr. Lor. Grasberger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 7. Metten: Dr. K. Sittl, K. Universitätsprof. in Würzburg. 8. München, Wilhelmsgymn.: Geheimrat Dr. Iw. v. Müller, K. Universitätsprof. in München, Mitglied des obersten Schulrates. 9. Neuburg, Dr. Gg. Friedr. Unger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 10. Neustadt a. H., Dr. Lor. Grasberger, K. Universitätsprof. in Würzburg. 11. Passau, Dr. Adolf Römer, K. Universitätsprof. in Erlangen. 12. Regensburg, Altes Gymn. und 13. Regensburg, Neues Gymn.: Dr. Mart. Schanz, K. Universitätsprof. in Würzburg. 14. Schweinfurt, Dr. Nik. Wecklein, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schnlrates.

b) Zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfung der 6. Klasse an sämtliche Progymnasien die Rektoren[1]) derselben Gymnasien wie im Vorjahre; dazu an die 3 neuen Progymn. 1. Dinkelsbühl: Jak. Bauer, K. Gymnprof. in Ansbach an Stelle des dienstlich verhinderten K. Gymnasialrektors Dr. Bernh. Dombart. 2. Germersheim: Friedr. Ohlenschlager, K. Gymnasialrektor in Speier. 3. Grünstadt: Jak. Müller, K. Gymnasialrektor in Neustadt a. H.

Personalnachrichten.

Ernannt: zu Rektoren die Gymnasialprofessoren Max Miller am Luitpoldgymn. in München zum Rektor in Rosenheim; Dr. Wilh. Harster in Speier zum Rektor in Fürth; Johannes Nicklas am Maxgymn. in München zum Rektor des Theresiengymnasiums in München; Wilh. Neu (M.) vom Realgymn.

[1]) In Fürth war Gymnprof. Ludw. Kraus anstatt des dienstl. verhinderten Gymnasialrektors Autenrieth.

in Augsburg zum Rektor der Industrieschule (und Kreisrealschule) daselbst; zu Gymnasialprofessoren die Gymnasiallehrer Dr. Oskar Hoppichler in Neuburg a. D. am Gymn. in Rosenheim; Karl Mayer in Eichstätt am Gymn. in Rosenheim (M.); der Reallehrer an der Kreisrealschule in Bayreuth Franz Adami zum Gymnprof. in Hof (M.); die Gymnasiallehrer Dr. Heinr. Schiller vom Progymn. Memmingen am Gymn. in Fürth; Albert Kennel am Gymn. in Speier; Dr. Max Hergt vom Maximiliansgymn. am Theresiengymn. in München; Dr. Joh. Melber am Maximiliansgymn. in München: Dr. Heinr. Ortner vom neuen Gymn. in Regensburg am Gymn in Straubing; Gg. Kainz am alten Gymn. in Bamberg (M.); Dr. Gg. Heeger am Gymn. in Landau (N. Spr.); Max Lagally vom Gymn. in Neuburg a. D. am alten Gymn in Regensburg (M.); Dr. Paulus Geyer vom Gymn. St. Arna in Augsburg am Gymn. in Erlangen; zu Gymnasiallehrern die Assistenten Ed. Gölkel von Burghausen am Progymn. Memmingen; Friedr. Stopper vom neuen Gymn. Bamberg in Speier; der Reallehrer Dr. Gottl. Hübsch in Nürnberg am Gymn. in Hof (N. Spr.); der Reallehrer Max Gantner von der Luitpoldkreisrealschule in München am Theresiengymnasium in München (N. Spr.); der Reallehrer Dr. Karl Bindel in Bamberg am neuen Gymn. in Bamberg; der vormalige Gymnasiallehrer des Ludwigsgymn. in München Dr. Jos. Menrad am Maximiliansgymn. in München; der Assistent des Luitpoldgymn. in München, Emil Fick am Gymn. in Neuburg a. D. (M.); der Reallehrer Karl Betz in Schweinfurt am Gymn. in Eichstätt (M); der Assistent Karl Hartmann vom alten Gymn. in Bamberg am Gymn. St. Anna in Augsburg; der Studienlehrer Richard Bezzel an der Lateinschule Feuchtwangen zum Gymnl. am Progymn. Weifsenburg a. S.; der Gymnl. am Progymn. Weissenburg a. S. Joh. Zinner zum Subrektor der Lateinschule Feuchtwangen: Georg Hofmann, Assistent in Ansbach zum Studienlehrer in Feuchtwangen; Gustav Bergmüller, Assistent in Hof, zum Gymnl. am Progymn. Grünstadt; Pfarrer Abraham Böhmländer, Religionslehrer an der Luitpoldkreisrealschule in München zum Gymnprof. am Theresiengymn. in München (prot. Rel.); Eduard Nirmaier, Assistent in Schäftlarn zum Studienl. in Winnweiler; Theodor Heller, Assistent am Progymn. Öttingen zum Gymnl. daselbst (M.); Jos. Weikl, Assistent in Hammelburg zum Gymnl. am Progymn. Günzburg; Ernst Kemmer, Assistent am Luitpoldgymn. zum Lehramtsverweser am K. Kadettenkorps in München.

Versetzt: Georg Gürthofer, bisher Rektor des Progymn. Rosenheim, wurde unter wohlgefälliger Anerkennung der in dieser Eigenschaft bisher geleisteten Dienste ohne Änderung seiner Rangverhältnisse zur Versehung einer Gymnasiallehrerstelle an das Gymn. Freising berufen und ihm der Titel eines Gymn.-prof. verliehen; Dr. Karl Hoffmann, bisher Rektor des Progymn. Fürth, wurde unter wohlgefälliger Anerkennung der in dieser Eigenschaft bisher geleisteten Dienste als Gymnprof. an das Gymn. St. Auna in Augsburg berufen. Auf Ansuchen versetzt wurden Alois Hämmerle, Gymnl. am Kadettenkorps in München an das Gymn. Neuburg a. D.; Dr. Franz Rinecker, Gymnprof. (M.) am alten Gymn. in Bamberg an das neue Gymnasium in Regensburg; August Moroff, Gymnprof. (M.) in Hof an das alte Gymn. Bamberg; Friedr. Derrer, Gymnl. (N. Spr.) in Hof an das Gymn. Fürth; Dr. Wilh. Braun, Gymnprof. (M.) vom neuen Gymn. in Bamberg an das Theresiengymn. in München; Dr. Engelbert Ammer, Gymnprof. in Straubing an das Theresiengymn. in München; Dr. Friedr. Littig, Gymnl. in Erlangen an das Maximiliansgymn. in München; Christoph Wolff. Gymnl. (M.) in Erlangen an das Maximiliansgymn. in München; Jos. Franz Hartmann, Gymnl. am Progymn. Germersheim an das neue Gymn. in Regensburg; Andreas May, Studienlehrer in Winnweiler als Gymnl. an das Progymn. Germersheim; Rudolf Richter, Subrektor in Feuchtwangen als Gymnl. nach Erlangen; Wilh. Winter, Gymprof. (M.) am alten Gymn. in Regensburg an das Gymn. in Neuburg a. D.; Priester Martin Winter, Gymnprof. (kath. R.) in Dillingen an das Theresiengymn. in München; Gg. Römer, Gymnl. in Günzburg an das Gymn. Straubing. Infolge organisatorischer Einrichtungen wurden an das Theresiengymn. in München versetzt: vom Ludwigsgymn. in München: Albert Winter, Gymnprof., dann die Gymnl. Dr. Ludw. Bürchner, Dr. Franz Pichlmayr, Dr. Ernst Häfner, Dr. Matthäus Doell, Edmund Seiser; vom Luitpoldgymn. Gust. Holzhauser, Gymnprof. (prot. R), Dr. Anton Mayer-

höfer, Gymnprof, dann die Gymnl Dr. Friedr. Burger, Dr. Karl Dyroff, Ludwig Alzinger, Matthias Graf, Hermann Paur, Dr. Sebastian Matzinger, Georg Kinateder; vom Maximiliansgymn. Ernst Piechler, Gymnprof. (M.).

Pragmatische Rechte wurden nach Maßgabe der IX. Verfassungsbeilage verliehen den Religionslehrern und Gymnasialprofessoren: Joh. Stichter in Zweibrücken; Willibald Rausch in Freising; Fr. Xav. Knabenbaner in Passau; Jakob Reeb in Zweibrücken; Joh. Bapt. Oettl in Kempten; Joh. Kullmann in Aschaffenburg; Hans Mezger in München (Maxgymn.); Fr. Xav. Girstenbräu in München (Wilhelmsgymn.); Ludw. Gümbel in Speier; Dr. Timotheus Oechsner in Würzburg (N. G.); Friedr. Krieg in Kaiserslautern; Dr. Franz Schädler und Karl Euler in Landau; Heinr. Faltermayer in Burghausen; Anton Walter in Landshut; Jos. Koegel in München (Maxgymn.); Gotthold Sabel in Bamberg (A. G.) und Beda Löhr in Würzburg (A. G.).

Assistenten. Als Assistenten wurden beigegeben die geprüften Lehramtskandidaten: Heinr. Römer, Assistent am Ludwigsg. (M.), und Dr. Karl Sartori, Assistent am Luitpoldgymn., dem Theresiengymn. in München; Dr. Eduard Stemplinger, Assistent in Schäftlarn, dem Luitpoldgymn. in München; Karl Schorer, Assistent am Maxgymn. in München (M.), dem Gymn. in Erlangen; Albert Liedl, Assistent am Progymn. Neustadt a/A., dem Progymn. Dinkelsbühl; Lorenz Stürtz, Assistent in Passau, dem Gymn. in Burghausen; Ludwig Schuler, Assistent in Passau, dem Gymn. Freising; Fr. Xav. Träger dem Gymn. Landshut; Jos. Schlehuber, Assistent in Schäftlarn, dem Gymn. Straubing; Albert Rehm, Assistent am Wilhelmsgymn. in München, dem alten Gymn. in Regensburg; Thomas Reinwald, Assistent am alten Gymn. in Bamberg, dem neuen Gymn. daselbst; Eduard Pietzsch dem Gymn. in Hof; Theobald Pöhlmann dem Gymn. in Ansbach; Joh. Inglsperger dem Gymn. Aschaffenburg; Karl Kroder, Assistent in Oettingen, dem Progymn. Ludwigshafen a/Rh.; Joh. Haran der Lateinschule Miltenberg; Joh. Beck der Lateinschule Haßfurt; Priester Friedr. Degenhart, Karl Ziegler, Joh. Meidinger und Ludw. Derleth, Assistent in Miltenberg, sämtlich dem Progymn. Schäftlarn; Hans Räbel dem Gymn. in Metten; Fr. Xav. Herrnreiter der Lateinschule Hammelburg.

In Ruhestand versetzt: Matthäus Dietrich, Gymnprof. am alten Gymn. in Regensburg (M.); Gg. Maurer, Gymnprof. in Neuburg a. D. (M.); Gustav Bissinger, Gymnprof. in Erlangen; Fr. Xav. Steck, Gymnprof. (M.) am Maxgymn. in München und Mitglied des obersten Schulrates, sämtliche für immer unter wohlgefälliger Anerkennung, der letztgenannte unter gleichzeitiger Enthebung von der Funktion im obersten Schulrate und Verleihung des Titels eines Oberstudienrates; auf ein weiteres Jahr Dr. Otto Dotterweich, vormals Gymnl. (M.) in Speier.

Gestorben: Jos. Fick, Gymnl. in Straubing; Albr. Hermann Hartwig, Gymnprof. a. D. in Nürnberg; Heinrich Weber, Gymnprof. in Bamberg (A. G.); Friedr. Matth. Keim, Studienl. a. D. in Aschaffenburg.

Neues Taschenbuch

für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten.

Rechtzeitig zum Beginn des Schuljahres ist das bekannte Taschenbuch (München, J. Lindauersche Buchhandlung [Schöpping]) ausgegeben worden; die Veränderungen sind unwesentlich, S. 160 sind Erläuterungen für die Benützung der Notentabellen gegeben. Der beigegebene Personalstatus vom H. Kollegen Dr. Stapfer, welcher einzeln nicht verkauft wird, erstreckt sich auf alle Lehrer der humanistischen und technischen Mittelschulen Bayerns und führt zum ersten Male diese beiden Kategorien bei den mathem. Fächern und den neueren Sprachen innerhalb der einzelnen Konkurse zusammen auf.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Das sogenannte Hendiadyoin im Lateinischen.

Über die Figur des Hendiadyoin hat sich eine ausgedehnte Literatur entwickelt, aber gleichwohl ist man noch nicht zu einer übereinstimmenden Auffassung von dem Wesen derselben gelangt.

Überblick über die bisherigen Forschungen.

I. In den anfänglichen Begriffsbestimmungen unserer Figur geht die Sacherklärung nicht über die Worterklärung hinaus, so dafs dieselben im Grunde nichts anderes als Umschreibungen des Ausdrucks Hendiadyoin sind. Hieher gehört z. B. die Definition Ruddimanns: Figura ea est, cum, quod re unum est, sic effertur, quasi duo essent. Also Kern dieser Definition: Sachliches ἕν, formelles δύο.

In ähnlicher Weise bestimmte die Figur C. L. Roth in der Schrift Commentatio, qua Taciti aliquot per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta colliguntur, Nürnberg 1825, sowie in der Abhandlung De Taciti synonymis et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dictis, Nürnberg 1826.

Auch Nägelsbachs ursprüngliche Definition stimmte im Wesen mit derjenigen Ruddimanns überein. Sie lautete: Ein Hendiadyoin entsteht dadurch, dafs zwei Begriffe, von denen der eine dem andern logisch subordiniert ist und ihm inhäriert, die also ein logisches ἕν bilden, dadurch zu einem δύο gemacht werden, dafs man sie als koordiniert nebeneinander stellt. — Der Kern ist auch hier: Sachliches ἕν, formelles δύο.

II. Die Nägelsbachsche Definition wurde aufs schärfste bekämpft von C. F. W. Müller (Philologus VII, 297—318). Die Bedeutung von dessen Polemik liegt nach unserer Auffassung nicht in einer wesentlichen Förderung unserer Erkenntnis von dem Wesen des Hendiadyoin, sondern in der Förderung der Forschungsmethode, indem man von jetzt an auch die Bedingungen und die Grenzen des Gebrauches der Figur zu untersuchen begann. Von den Darlegungen Müllers dürften die wichtigsten Sätze folgende sein:

1. Das Hendiadyoin ist diejenige Figur, die für ein sachlich als ungeteilt zur Erscheinung kommendes Objekt zwei kopulativ verbundene Ausdrücke setzt, deren jeder einzelne seinem Begriff nach die Fähigkeit hat, als der zu bezeichnende ganze und auch als der ihm kopulativ verbundene in der Wirklichkeit sich zu gestalten, und die sich so beide die bestimmtere Erscheinungsform, in der der andere auftreten soll, angeben.

2. Beim Hendiadyoin ist das wichtig, dafs nicht von einer quantitativen Aneinanderreihung von Summanden die Rede ist, sondern die Qualität eines einzigen unteilbaren oder wenigstens ungeteilten Begriffes gesondert hingestellt wird.

3. Ein gegebener deutscher Ausdruck mufs dann als Hendiadyoin gefafst werden, wenn die zwei Ausdrücke nicht zwei nebeneinander bestehende Begriffe ausdrücken können, sondern nur als gegenseitig einander individualisierend gedacht einen Sinn geben.

Der Sinn dieser teilweise etwas schwer verständlichen Sätze ist: Sachlich liegt ein *ἕν* vor, formell aber ein *δύο*, jedoch sind diese beiden Begriffe so beschaffen, dafs sie nicht erst addiert werden müssen, um den Gesamtbegriff zu ergeben, sondern jeder für sich drückt den Begriff dem Wesen nach eigentlich schon aus und wird nur durch den andern modifiziert.

Das Verhältnis zu den unter I angegebenen Definitionen stellt sich also folgendermafsen dar: Gemeinsam ist beiden Anschauungen, dafs es sich um ein logisches *ἕν* und um ein formelles *δύο* handelt; der Unterschied besteht darin, dafs man aus den früheren Definitionen zur Annahme gelangen konnte, die beiden Begriffe, welche das Hendiadyoin bilden, seien Summanden, deren Summa den Gesamtbegriff ergebe, während hingegen Müller betont, dafs jeder Begriff für sich im Grunde schon die Bedeutung des Gesamtbegriffes habe. Algebraisch könnte daher der Unterschied zwischen der früheren und der Müllerschen Anschauung durch die Formeln dargestellt werden: Ruddimann-Nägelsbach: $a + b = z$ (Summanden = Summe), Müller: z_1 modifiziert durch $z_2 = z$.

Nunmehr formulierte auch Nägelsbach seine Anschauung in viel eingehenderer Weise, ohne sich indessen in irgend einem Punkte an Müller anzuschliefsen. Nägelsbach nämlich gestattete jetzt die Anwendung des Hendiadyoin unter zwei Bedingungen: erstlich, wenn sich ein dem Substantiv inhärierender Begriff vernünftigerweise auch als diesem koordiniert denken lasse, ohne dafs jedoch im Zusammenhang der Rede von den koordinierten Begriffen jeder eine selbständige, von dem andern unabhängige Existenz habe; vielmehr müsse innerhalb ihrer Verbindung jeder als in dem andern enthalten gedacht werden können (erörtert an dem Beispiel *vociferatio atque indignatio* laute Entrüstung);

zweitens, wenn das attributive Merkmal vom antiken Standpunkte aus von nicht minderer Wichtigkeit für den darzustellenden Gedanken sei als das Nomen, dem es im modernen Deutsch inhäriere.

Die schematische Darstellung dieser Bestimmungen ergäbe also:

ad 1. An sich denkbar $a + b$, im Zusammenhang aber $a\ B$;
ad 2. $a\ B$ in moderner Anschauung $= a + b$ in antiker Anschauung.

III. Einen wesentlichen Fortschritt bezeichnet die von Georges gemachte Unterscheidung von nicht synonymen und synonymen Substantiven beim Hendiadyoin. Seine über die erstere Art gemachte Bemerkung geht von sprachlichen Gesichtspunkten aus; sie lautet: „Der Lateiner pflegt durch die Partikeln et, atque (ac) und que häufig zwei Sub-

stantiva nebeneinander zu stellen, von welchen das eine eigentlich den Begriff des andern ergänzt, das Attribut desselben ist". Wertvoller ist die Bemerkung über das synonyme Hendiadyoin: „Wie im Deutschen werden auch im Lateinischen oft zwei Synonymen zur Verstärkung des Ausdruckes verbunden".

Auf dem dargelegten Standpunkt ist die Lehre vom Hendiadyoin im wesentlichen bis auf den heutigen Tag geblieben, allein keine von den angeführten Begriffsbestimmungen ist zur vollständigen Erklärung der Figur hinreichend.

Die Müllersche Definition genügt zwar vielleicht für die synonymen Hendiadyoin, wie für das Beispiel *metus ac timor* feige Furcht (denn metus = timor), aber keinesfalls für die nichtsynonymen. Müller selbst meint zwar, alle Substantiva, welche ein Hendiadyoin bilden, bedeuteten im Grunde dasselbe, wenn auch nicht an sich, so doch im Zusammenhang, und erörtert dies an dem bekannten Beispiel *aurum et paterae* goldene Schüsseln, worin aurum = paterae und paterae = aurum sei. Allein eine derartige Deduktion läfst sich doch wohl im Ernst nicht aufrecht erhalten.

Die Nägelsbachsche Darstellung leidet, wenn sie auch die Müllersche weit übertrifft, doch an zwei Mängeln: erstens sind auch diese Bestimmungen zu eng; denn wie die Müllerschen blofs für die synonymen, so sind sie blofs für die nichtsynonymen hinreichend; zweitens gebraucht Nägelsbach zwar die von Georges getroffene Einteilung bei der Darstellung der Beispiele, bringt aber diese Einteilung nicht in organische Verbindung mit seinen theoretischen Bemerkungen über das Wesen des Hendiadyoin, sodafs hieraus ein Zwitterverhältnis seiner Lehre erwächst.

Was nun unsere eigene Auffassung betrifft, so acceptieren wir einerseits die von Georges gemachte Unterscheidung von synonymen und nichtsynonymen Hendiadyoin, andererseits halten wir die Einführung einer neuen Unterscheidung für wesentlich notwendig: Die Unterscheidung eines natürlichen und eines rethorischen Hendiadyoin, wobei wir unter dem ersteren diejenigen Fälle begreifen, wo das Hendiadyoin aus dem Wesen der lateinischen Sprache selbst heraus gefordert ist, unter dem rethorischen diejenigen Fälle, wo das Hendiadyoin nicht aus rein logischen, sondern lediglich aus rethorischen Gründen steht.

a. Das natürliche Hendiadyoin.

Die Bedingungen, unter denen das natürliche Hendiadyoin steht, können von dem ganz allgemein gültigen Gesetze abgeleitet werden, dafs das Adjektiv im Lateinischen nur zum Ausdruck einer Eigenschaft gebraucht wird. Betrachten wir z. B. das nach unserer Auffassung „natürliche" Hendiadyoin *clamor et admiratio* laute Bewunderung. Hier kann das Adjektiv im Lateinischen deswegen nicht stehen, weil das deutsche Adjektiv laut nicht eine Eigenschaft des Begriffes Bewunderung be-

zeichnet; denn dadurch wird die Bewunderung ihrem inneren Wesen nach nicht weiter bestimmt: sie kann überhaupt dadurch nicht näher bestimmt werden, weil die Eigenschaft laut einer ganz anderen Begriffsreihe angehört. Das Substantiv aber steht im Lateinischen, weil der mit dem Adjektiv laut gemeinte Begriff Geschrei logisch dem Begriff Bewunderung koordiniert ist, indem damit nicht eine innere Eigenschaft des Begriffes Bewunderung ausgedrückt wird, sondern ein neues Moment zu demselben hinzukommt.

Demnach läfst sich für das natürliche Hendiadyoin folgendes Gesetz aufstellen:

Ein Begriff, welcher logisch einem anderen koordiniert ist, aber sich mit ihm zu einer höheren begrifflichen Einheit verbindet, wird im Deutschen oft in der Form eines attributiven Adjektives ausgedrückt; im Lateinischen erhält derselbe seine koordinierte Stellung auch formell zurück. Erkennbar aber ist ein derartiger Fall daran, dafs das deutsche Adjektiv eine Eigenschaft bezeichnet, welche zum betreffenden Begriff vermöge seines Wesens nicht treten kann.

Als Formel würde sich demnach diese Definition folgendermafsen darstellen:

Im Deutschen a B, logisch a + b, daher auch im Lateinischen a + b.

Beispiele (ebenso wie die unten angeführten meist aus Hatz, Beiträge zur lateinischen Stilistik, entnommen): *clamor ac minae* laute Drohungen, *clamor et concursus* lärmender Zusammenlauf, *clamor et admurmuratio* lautes Murren, *rumor et plausus* lauter Beifall.

Namentlich gehören zum natürlichen Hendiadyoin diejenigen Fälle, wo im Deutschen eine Eigenschaft durch eine andere der gleichen Begriffsreihe näher bestimmt wird; so: *moderatio ac sapientia* weise Mäfsigung, *diligentia et fides* treuer Fleifs, gewissenhafte Treue, *pudor ac temperantia* schüchterne Mäfsigung, *fides et religio* gewissenhafte Treue, *humanitas atque virtus* milde Tugendhaftigkeit.

b. Das rethorische Hendiadyoin.

Häufiger als das natürliche Hendiadyoin findet sich das rethorische.

Ein solches liegt dann vor, wenn zwar an und für sich das im Deutschen beim Substantiv stehende Adjektiv dieses seinem Inhalt nach näher bestimmt und also auch im Lateinischen das Adjektiv berechtigt wäre, aber aus rethorischen Gründen Koordination der beiden Begriffe erfolgt zu dem Zwecke, um dem an sich einfachen Begriff durch Zerlegung in zwei scheinbar selbständige Begriffe mehr Kraft zu verleihen. (Der rhetorische Charakter wurde übrigens auch schon von Seyffert Palaestra Ciceroniana p. 70 betont; vergl. Nägelsbach Lateinische Stilistik, 8. Auflage, Seite 281 oben).

Für den Stilisten ist der wichtigste Unterschied zwischen dem

natürlichen und rethorischen Hendiadyoin der, dafs er ersteres, wo die Bedingungen gegeben sind, anwenden mufs, in Bezug auf letzteres aber die Wahl hat.

Für die Darstellung des rhetorischen Hendiadyoin im einzelnen unterscheiden wir nach Georges: 1. Die Substantiva sind synonym, 2. Die Substantiva sind nicht synonym.

1. Die Substantiva sind synonym.

Wenn Cicero in Verr. 4, 19, 41 sagt: *furor (Verris) paululum non pudore, sed metu ac timore repressus est,* so ist der Ausdruck *metu ac timore* als rhetorisches Hendiadyoin (= feige Furcht) zu fassen. — Da das Adjektiv feig in diesem Ausdruck den Zweck der Steigerung hat, so könnte man an sich ohne Anstand das Adjektiv magnus setzen und dieses wäre das natürliche Mittel der Steigerung; indem aber der Lateiner zu einem rethorischen Mittel, eben dem Hendiadyoin, greift, und den an sich einfachen Begriff zerlegt und ihn in der Form zweier selbständiger Begriffe darstellt, kann er ihn viel nachdrücklicher betonen.

Als Schema ergäbe sich hier:

Logisch $A =$ rethorisch $a_1 + a_2$.

Bemerkungen: 1. In Bezug auf den deutschen Ausdruck ist beachtenswert, dafs bei Hendiadyoin solcher Art das steigernde deutsche Adjektiv oft eine Eigenschaft bezeichnet, welche dem zugehörigen Begriff an sich, von Natur, schon inhäriert.

2. Auch die deutsche Sprache besitzt manche Verbindungen von Synonymen, welche vom Standpunkt des Lateiners als Hendiadyoin zu fassen sind, so: Zittern und Zagen, Schimpf und Schande; denn auch hier handelt es sich logisch nur um einen Begriff, aber zur stärkeren Hervorhebung ist dieser eine Begriff in der Form zweier synonymer Begriffe dargestellt. Wenn im Lateinischen wie im Deutschen bei derlei Ausdrücken gerne die Form der Alliteration erscheint (vergl. Wölfflin, Die alliterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache), so hat dies seinen Grund darin, dafs die rhetorische Sprache gleichem Inhalt möglichst gleiche Form zu geben sucht, um durch die Wiederkehr der gleichen Buchstaben die Rede um so eindringlicher zu machen. Dieser Umstand legt es nahe, da wo ein dem lateinischen Hendiadyoin entsprechendes deutsches vorhanden ist, dieses auch in der Übersetzung anzuwenden.

Beispiele: *recordatio et memoria* lebendige Erinnerung (ob dieser Ausdruck wörtlich mit „Gedächtnis und Erinnerung" oder — als Hendiadyoin gefafst — mit „lebendige Erinnerung" zu übersetzen sei, ist schon mehrfach besprochen worden. So bemerkt Dräger Hist. Syntax der lat. Sprache II § 15: „*recordatio et memoria* soll angeblich heifsen lebendige Erinnerung. Aber recordatio ist der Akt des Erinnerns, memoria ist das darauffolgende dauernde Andenken". Aus unseren Darlegungen dürfte die Richtigkeit der Übersetzung mit „lebendige Erinnerung" zur Genüge hervorgehen; wir Modernen können eben die

in diesem Ausdruck liegende rhetorische Kraft nicht durch blofse wörtliche Wiedergabe erschöpfen, sondern nur durch ein steigerndes Adjektiv), *in dicione ac potestate alcs. esse* in voller, unbedingter Abhängigkeit von jemand stehen, *consuetudo ac familiaritas, usus et consuetudo* vertrauter Umgang (dagegen Cic. p. Balb. 58: versatus in intima familiaritate, woraus überzeugend hervorgeht, dafs das Hendiadyoin nicht etwa aus Mangel an einem entsprechenden Adjektiv steht). *dedecus et ignominia, ignominia et turpitudo, labes atque ignominia, flagitium ac dedecus* tiefste Schmach, vgl. Schmach und Schande, Schimpf und Schande, *administri et satellites* gefügige, blinde Werkzeuge, *fletus gemitusque* lautes Seufzen, *sine testibus et arbitris* ohne jeglichen Zeugen, *dominus ac tyrannus* unumschränkter Herr, *pretium ac merces* schnödes, elendes, lumpiges Geld, *cura sollicitudoque* tiefe Bekümmernis, *casus ac fortuna* der reine, blinde Zufall, *convenientia consensusque* harmonische Übereinstimmung, *occasus interitusque reipublicae* völliger Untergang, buchstäbliche Vernichtung des Staates, *studium et cupiditas* leidenschaftlicher Eifer, brennende Begierde, *merito ac iure* mit vollem Recht, vergl. mit Fug und Recht, *contemptio ac despicientia* geringschätziges Herabsehen, *absolutio perfectioque* absolute Vollkommenheit, *latebrae et recessus* verborgene Winkel, *auctor et consuasor, hortator et auctor* derjenige, der einen mafsgebenden Rat gibt, *salus atque auxilium* hilfreiche Rettung, *spes et expectatio* hoffnungsvolle Erwartung, *usus atque exercitatio* praktische Erfahrung, *solitudo atque inopia, inopia et solitudo* hilflose Verlassenheit.

Bemerkung. Auch steigernde Adjektiva finden sich oft bei Hendiadyoin; so: *summa innocentia et integritas.*

2. Die Substantiva sind nicht synonym.

Ein bezeichnendes Beispiel enthält der Satz: *huc accedit summus timor, quem mihi natura pudorque attribuit* (Cic. Rosc. Am. 4,9) in dem Ausdruck *natura pudorque* natürliche Scham. An und für sich bestimmt hier das Adjektiv den Begriff Scham seinem Inhalt nach thatsächlich näher (Gegensatz: erheuchelte Scham), so dafs also auch im Lateinischen das Adjektiv stehen könnte (etwa pudor insitus); dadurch aber, dafs Koordination der beiden Begriffe erfolgt, erhält die Rede ungleich mehr Nachdruck.

Als Schema ergibt sich hier:

Logisch a B, rethorisch a + B.

Bemerkungen: Handelt es sich bei den synonymen Hendiadyoin um eine nähere Bestimmung des Substantivs nach seiner Quantität, so wird hier der Hauptbegriff nach seiner Qualität näher bestimmt.

2. Wie bei den synonymen, so bezeichnet auch hier das deutsche Adjektiv sehr oft eine Eigenschaft, welche schon von Natur dem Hauptbegriff inhäriert.

Beispiele: *cognitio ac ratio* wissenschaftliche Erkenntnis, *ratio ac doctrina* systematische Gelehrsamkeit, *solitudo et pueritia* jugendliche Hilflosigkeit, hilflose Jugend, *superbia atque intolerantia* unerträglicher, unausstehlicher Hochmut, *quaestiones ac tormenta* peinliche Unter-

suchung, *perfugium ac solacium* tröstende Zuflucht, *morbus et cupiditas* krankhafte Sucht, *vis manusque* bewaffnete Hand, *consilium et auctoritas* gewichtiger, mafsgebender Rat, *auctoritas et sententia* mafsgebende, gewichtige Stimme, *fides et constantia* unerschütterliche Treue, *memoria et gratia* dankbare Erinnerung (dafür bekanntlich auch *grata memoria*) *laus et testimonium* lobendes Zeugnis.

Aus vorstehenden Darlegungen ergibt sich auch, in wie weit die Bezeichnung Hendiadyoin gerechtfertigt ist. 1. Die Bezeichnung bezieht sich nur auf das Verhältnis zwischen dem lateinischen und dem modernen Sprachgebrauch, indem ein modernes ἕν im Lateinischen durch ein δύο ausgedrückt wird. Äufserlich also ist der Ausdruck zutreffend. 2. Sachlich aber pafst die Bezeichnung nur für das rethorische Hendiadyoin; denn nur hier liegt ein logisches ἕν vor. Aber auch von diesem Standpunkte aus kann man noch ein Bedenken gegen den Ausdruck haben; denn beim Verbum, wo ja die gleiche Figur wiederkehrt, erscheinen oft drei und vier synonyme Verba, um den nämlichen Begriff auszudrücken (s. Nägelsbach a. a. O. p. 660), so dafs also hier die Bezeichnung ἓν διὰ δυοῖν nicht mehr ausreicht und vielmehr von einem ἓν διὰ τριῶν, ἓν διὰ τεττάρων geredet werden kann. — Dies zu Dräger Hist. Syntax II S. 14.

München. Dr. J. Aumüller.

Über Sonnenuhren mit Rücksicht auf das Lehrprogramm für die Klasse IX der humanistischen Gymnasien.

Nachdem der mathematischen Geographie, einem ebenso wichtigen als interessanten Lehrgegenstande, durch die neue Schulordnung eine ihr gebührende Stellung angewiesen ist und ihre sonst undefinierten Grenzen durch das Lehrprogramm genau festgesetzt sind, dürfte es nicht unangezeigt sein, über das vorgenannte Kapitel, welches ausdrücklich in Verbindung mit den Begriffen über die verschiedenen Zeiten Aufnahme in dasselbe gefunden hat, einige Erörterungen in diesen Blättern anzustellen. Aufserdem bieten ja die Sonnenuhren, obgleich sie nach Einführung der Räderuhren weniger praktischen Wert mehr besitzen, doch historisches und besonders in neuerer Zeit, in der man sich ihrer bei Neubauten wenn auch nur der Zierde halber wieder mehr bedient, auch ästhetisches Interesse. Deshalb wird etwas eingehendere Kenntnis derselben für Gebildete nicht abzuweisen sein. Im übrigen kommt bei den heutigen Sonnenuhren nur mehr die Bestimmung der Richtung der Schattenlinie des zur Weltachse parallel stehenden Zeigers und nicht mehr ihre Länge in Frage, um mittels derselben die Kegelschnittslinie zu bestimmen, welche die Endpunkte des Schattens des Zeigers in den einzelnen Jahreszeiten beschreiben, wie sie bei den alten Sonnenuhren erforderlich war, wo indessen auch der Stylus eine vertikale oder horizontale Lage haben konnte, jeder Tag des Jahres aber, vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne

gerechnet, in zwölf gleiche Stunden (die temporären oder Jahreszeitstunden) eingeteilt war. Diese Uhren scheinen mit Beginn des 16. Jahrhunderts allmählich aufser Gebrauch gekommen zu sein[1]).

Wer wie ich in die Lage versetzt war, an mehreren Anstalten mathematische Geographie zu lehren und zwar nach verschiedenen Lehrbüchern, wird auch die dadurch bedingte Verschiedenartigkeit dieses und mancher anderer Kapitel, worüber ich vielleicht in einer späteren Nummer dieser Zeitschrift einiges auseinander zu setzen mir erlauben werde, unangenehm empfunden haben. Mit Recht müssen Lehrbücher dem Unterrichte zu grunde gelegt werden. An die einmal eingeführten aber hat sich meiner Ansicht nach der Lehrer im Interesse der Schüler und der Sache sogar unter gewisser Selbstverläugnung, wenn er nämlich auch dann und wann mit der betreffenden Darstellung nicht einverstanden ist, immer zu halten. Freilich konnte man früher bei der nur zu knapp bemessenen und ungelegenen Unterrichtszeit (dem sog. zweiten Semester) für die mathematische Geographie die Sonnenuhren wohl nur kursorisch behandeln. Heutzutage wird man auf dieselben etwas näher einzugehen in der Lage sein und wegen der Betonung der verschiedenen Zeiten im Lehrprogramm auch sich veranlafst sehen. Die Behandlung aber, welche die Sonnenuhren in den meisten Lehrbüchern, nicht blofs bayerischen, erfahren, besteht darin, dafs entweder nur die Formel für die Stundenwinkel der Schattenlinien des Zeigers bei Horizontaluhren entwickelt und daran eine mitunter eingehende und weitläufige Konstruktion derselben geknüpft wird oder auch die Ausdrücke für Stundenwinkel bei horizontalen und vertikalen Sonnenuhren[2]) erörtert und dann auf den mechanischen (praktischen) Weg hingewiesen wird, wie man mittels einer horizontalen Sonnenuhr auf einer beliebigen Uhrebene die Stundenlinien verzeichnen kann, oder dafs dieselben gar nicht einmal erwähnt werden. Ja wenn man blofs das mechanische Verfahren der Konstruktion einer Sonnenuhr auseinander setzen will, dann braucht man keine Horizontal- und Vertikaluhr, dann genügt einfacher die Äquatorialuhr, wie z. B.

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich zur Anmerkung Günthers in seinem Handbuche pag. 171 ergänzend bemerken, dafs auch der Dom in Regensburg unter anderen zwei Sonnenuhren zeigt, eine v. J. 1587 nach antiker (grofser) Zeit also mit temporären oder Jahreszeitstunden und eine v. J. 1509 mit moderner (kleiner) Zeit also mit gleichen (Äquinoktial-)Stunden. Sonndorfer scheint eine Zeitbestimmung des Überganges von der einen Sonnenuhrgattung zur anderen unbestimmt zu lassen, indem er pag. 14 sagt: Diese temporären Stunden fand man bis ins 11. Jahrhundert in Frankreich (Beckmanns Geschichte der Erfindungen B. I. p. 166), auch Clavius beschäftigte sich noch damit (Gnomonica Romae 1581, p. 201) und Kirchen (Ars magna lucis et umbrae Romae 1646, p. 384). Letztere beiden Angaben bedeuten wohl nichts für diese Übergangszeit. Jene beiden Regensburger Sonnenuhren sucht der auch von Günther citierte Schliehen zu rekonstruieren. Seine diesbezügliche Abhandlung in den Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg (39. Bd. der neuen Folge) leidet aber an verschiedenen Fehlern.

[2]) Diese Bezeichnung „vertikale Sonnenuhr“ ist durchgehends ungenau, wie sich aus dem Späteren ergeben wird. Die in den aufgeführten Werken „vertikale Sonnenuhren“ genannten sind nämlich mit wenigen Ausnahmen nur „vertikale Mittagsuhren“.

Delambre (Abrégé d'astronomie) verfährt. Also entweder oder. Ich glaube aber, dafs man sehr wohl die allgemeine Formel entwickeln und mit wenigen Worten das mechanische Verfahren erläutern kann.

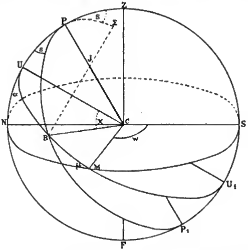
Ich habe nun eine ziemlich grofse Anzahl von Werken über Astronomie, deren Verfasser entweder Astronomen von Fach sind oder als Autoritäten auf diesem Gebiete gelten können, und welche Werke die Verfasser von Lehrbüchern ihren Arbeiten zu grunde gelegt haben, soweit sie solche angeben, über diesen und über einige andere Punkte nachgesehen. Da finde ich im grofsen und ganzen dieselbe Darstellungsweise, wie sie in diese Lehrbücher Aufnahme gefunden hat, je nach dem Standpunkte, den jene Autoren einnehmen. So gibt Joh. Müller-Peters (Lehrbuch der kosmischen Physik) ebenso wie Delaunay (Cours élémentaire d'astronomie) nur eine Beschreibung einer horizontalen und einer beliebigen vertikalen Sonnenuhr. Faye (Leçons de cosmographie) die Erklärung und Konstruktion einer äquatorialen, horizontalen, vertikalen und einer schiefen vertikalen Sonnenuhr (un cadran vertical declinant) ohne analytische Entwicklung. Dasselbe zeigt Delambre, aufserdem aber auch, wie schon oben erwähnt, auf welche Weise man auf einer beliebig zum Horizont geneigten Ebene eine Sonnenuhr mittels Äquatorialuhr konstruieren kann. Ebenso Martus (Astronomische Geographie), stellt hingegen unter seinen Aufgaben aus der mathematischen Geographie einmal eine eingehendere Frage. Ähnlich erklärt Littrow-Weifs (Wunder des Himmels), wie man mittels Horizontaluhr auf einer beliebigen Fläche überhaupt eine Sonnenuhr verzeichnet. Mädler (Populäre Astronomie) setzt die Äquatorial- und Horizontaluhr auseinander, für welch letztere er noch die Formel für den Stundenwinkel anwendet. Gyldén (Die Grundlehren der Astronomie) behandelt dieselben in 11 Zeilen und zwar nur die Äquatorialuhr ohne Figur. Günther (Handbuch der mathematischen Geographie) geht noch am weitesten; er entwickelt die allgemeine Formel für den Stundenwinkel einer Sonnenuhr, wenn dieselbe unter einem beliebigen Winkel gegen den Horizont geneigt ist, ihre Schnittlinie mit dem Horizont aber in die Ost-Westrichtung fällt, und folgert dann daraus die Formeln für die Stundenwinkel der drei hauptsächlichst in betracht kommenden Arten, der Äquatorial-, Horizontal- und der besonderen, in die Ebene des ersten Vertikalkreises fallenden Vertikaluhr. Ähnlich Gretschel (Lexikon der Astronomie), der auch noch die Morgen- und Abenduhren erwähnt. Wolf (Handbuch der Astronomie) unterscheidet in einer Abhandlung von 5 Seiten nur Äquatorial-, Horizontal- und Vertikaluhr. Brandes (Die vornehmsten Lehren der Astronomie), Epstein (Geonomie), Herschel (Populäre Astronomie), Kaiser, Astronom in Leyden (Der Sternenhimmel), Wiegand (Grundrifs der mathem. Geographie), Zech (Himmel und Erde), Newcomb-Engelmann (Populäre Astronomie), Brünnow (Lehrbuch der sphärischen Astronomie), Bohnenberger (Astronomie), Diesterweg (Populäre Himmelskunde) bringen nichts oder soviel wie nichts über Sonnenuhren.

Unseren Schülern aber dürften die meisten Darstellungen in der

ersten Kategorie der angeführten, vielfach für das grofse gebildete Publikum geschriebenen Werke nicht genügen. Sie verlangen nach etwas kräftigerer Kost. Aber welche Darstellung ist nun angezeigt? Es gibt wohl wenige Wissensgebiete in den mathematischen Disziplinen, über welche aus ältester bis in die neueste Zeit eine solche Unmasse von Literatur sich angehäuft hat wie über Sonnenuhren. So enthält, um nur eines der gröfseren Werke von Sachverständigen anzuführen, das im Jahre 1719 in Nürnberg erschienene Werk über Sonnenuhren von Doppelmayr nicht weniger als 224 Seiten in folio und auf 20 Figurentafeln eine Unzahl von Sonnenuhren. Es gibt aber auch kein Gebiet, auf welchem sich der Dilettantismus so breit gemacht hat. Die beachtenswertesten literarischen Erscheinungen neuerer Zeit über unser Thema, die hier zunächst ins Auge gefafst werden müssen, sind die Gnomonik von J. J. Littrow und Sonndorfers Sonnenuhr-Kunde einerseits wegen ihrer knappen, übersichtlichen und doch allgemeinen Darstellung andererseits wegen ihrer Verschiedenheit in derselben. Nachdem Littrow zunächst mittels sphärischer Trigonometrie allgemein für jede beliebig gegen den Horizont geneigte Sonnenuhrebene die Formeln für die Winkel entwickelt, welche die Schattenlinie des Stylus mit der Mittagslinie sowohl als auch für die, welche sie mit der Substylarlinie (die Linie, in welcher die Uhrebene von der durch den Stylus senkrecht zu ihr gelegten Ebene geschnitten wird) bildet, und hierauf die Gröfse oder Länge dieser Schattenlinien berechnet und aus der Länge derselben die Art der Kegelschnitte bestimmt hat, welche durch die Endpunkte derselben für die einzelnen ebenen Uhrgattungen unter gegebener geographischer Breite entstehen, leitet er mittels analytischer Geometrie dieselbe Formel ab, zeigt, wie man mittels derselben auch für krumme Uhrflächen die Entwicklungen führen kann und wendet zum Schlufs dieses Verfahren auf einen Cylinder und Kegel an. Sonndorfer hingegen löst die Aufgabe, für beliebige Sonnenuhren auf Ebenen die Lage der Schattenlinien zu finden, sogleich mittels analytischer Geometrie, nachher auf deskriptivem Wege, gibt das Wichtigste aus Prof. Grunnerts Abhandlung, eine Sonnenuhr auf einer beliebigen Ebene, auf Beobachtungsdaten gegründet, zu berechnen, bestimmt dann die Kurve, welche die Endpunkte der Schattenlinien in der Uhrebene beschreiben, wieder auf beiden Wegen und endlich auf dieselbe doppelte Weise die Schattenlinien nach Lage und Gröfse für Sonnenuhren auf Kegel-, Cylinder- und Kugelflächen.

Welcher Gang der Entwicklung ist nun einzuschlagen, und wie weit ist einem der vorgenannten Autoren mit Rücksicht auf die zu Gebote stehende Zeit, die Wichtigkeit des fraglichen Gegenstandes und auf die Vorkenntnisse unserer Schüler zu folgen? Sonndorfers Darstellung verbietet sich eo ipso, auch Littrow behandelt die Sache sehr eingehend. Ich habe nun etliche Jahre die Aufgabe gestellt, den Stundenwinkel der Schattenlinie des Zeigers auf einer beliebig gegen den Horizont und den Meridian geneigten Ebene mittels sphärischer Trigonometrie allgemein zu bestimmen und daraus denselben für die

einzelnen Gattungen ebener Sonnenuhren abzuleiten. Ich glaube, dafs weitaus die Mehrzahl meiner Schüler die Entwicklung nicht nur verstanden sondern auch mit Befriedigung verfolgt hat. Denn was fängt der Schüler mit den Formeln für die drei einfachsten Arten derselben an? Er fragt sich unwillkürlich: Wie verhält sich die Sache unter anderen nicht seltenen Umständen? Es genügt aber eine solche Darstellung wohl auch insoferne, als in der Regel nur mehr ebene Sonnenuhren in Anwendung kommen. Diese Ableitung der allgemeinen Formel für den Stundenwinkel der Schattenlinie auf beliebig gelagerter Sonnenuhrebene mit deren Folgerungen für die einzelnen Uhrgattungen ist, mit wenigen Zeilen abgemacht, kurz folgende:



Es sei PP_1 die Weltachse, ZF die Zenit-Nadir-Linie, NS die Mittagslinie des Horizonts, UU_1 diejenige der Uhrebene, $\sphericalangle UMN = \mu$ ihre Neigung zum Horizont, gemessen von Norden aus, $\sphericalangle SCM = w$ das (westliche) Azimut ihrer Durchschnittslinie mit dem Horizont, $\sphericalangle MUN = \alpha$, $\widehat{UN} = m$, Σ die Sonne, dann ist $\sphericalangle \Sigma PZ = \sphericalangle BPU = s$ = dem Stundenwinkel der Sonne ohne Rücksicht auf das Zeichen (absolut genommen!) und $\sphericalangle BCU = x$ = dem Stundenwinkel der Schattenlinie, wenn wir der Einfachheit halber den Stylus (Zeiger, Schattenzeiger) CJ uns so lange denken, dafs das Ende seines Schattens in die Peripherie von UU_1 fällt. Dann hat man als Hauptgleichung:

$$\operatorname{cotg} x \sin(\varphi - m) = -\cos(\varphi - m)\cos\alpha + \sin\alpha \operatorname{cotg} s \; (\Delta BPU).$$

Zur Bestimmung von α und m erhält man aus dem Dreieck MNU folgende Hilfsgleichungen:

$$1)\ \cos\alpha = -\sin\mu\cos w$$
$$2)\ \operatorname{tang} m = \sin w \operatorname{tang}\mu.$$

Ist der Stundenwinkel westlich, so ist die erste Hilfsgleichung: $\cos\alpha = -\sin\mu\cos w$ oder sie bleibt, wenn unter w das östliche Azimut verstanden wird, also dasselbe auch positiv genommen wird. Man wird dem entsprechend zwischen Vormittags- und Nachmittagsstundenwinkel unterscheiden. Schneidet die Uhrebene den Meridian zwischen Nordpol P und Zenit Z, ist also $m > \varphi$, liegt daher der Befestigungspunkt des Stylus an der Uhrebene oben, so ist in der Hauptgleichung statt $\varphi - m$ zu setzen $m - \varphi$ oder statt $\sin(\varphi - m)$ zu setzen $-\sin(\varphi - m)$, ein Umstand, auf den Littrow in seiner Entwicklung nicht aufmerksam macht. Er behandelt den letzteren Fall als allgemeinen. Derselbe gäbe auf den ersten Fall angewendet für die Tangente des Stundenwinkels einen negativen Wert und infolge dessen den Supplementswinkel des Winkels, welchen die Schattenlinie mit der Mittagslinie bildet, also denjenigen, welchen sie mit der Verlängerung der Mittagslinie unter den Horizont hinab bildet. Man kann sich übrigens von der Richtigkeit der Zeichen durch eine Betrachtung der beiden Fälle an einer Figur leicht überzeugen.

Diese Entwicklung läfst Substylarlinie, Basis, d. i. die vom Befestigungspunkte des Stylus an der Uhrebene auf die Durchschnittslinie derselben mit dem Horizont gefällte Senkrechte, und die Hilfswinkel, welche diese Linien unter einander und mit der Mittagslinie bilden, und daher auch die verschiedenen dadurch nötigen Hilfsgleichungen ganz aufser acht. Die obige allgemeine Formel erfordert auch nur zwei sehr einfache Hilfsgleichungen, die eingliederig sind, während die Littrowschen aus zwei Gliedern bestehen. Ich habe nun gesucht, ob man durch Umformung dieser Formel, nämlich durch Substitution der Hilfsgröfsen in die Hauptgleichung und Einführung der Littrowschen Hilfsgröfsen auf die Littrowsche Hauptgleichung kommt, und ich habe mich davon überzeugt, wenn man aufserdem die beiden oben genannten Fälle unterscheidet.

Die hauptsächlichsten der besonderen Uhrgattungen sind folgende, wobei ich die weniger wichtigen später folgen lasse:

A) Schiefe Vertikaluhren.

Hier ist $\mu = 90^0$, w unbestimmt, daher ergibt Gleichung 1) $\alpha = 180^0 - w$
„ 2) $m = 90^0$ und die Hauptgleichung ist, da $m > \varphi$ ist, $\operatorname{cotg} x = \dfrac{\sin\varphi\cos w + \sin w \operatorname{cotg} s}{\cos\varphi}$.

B) Vertikale Mittagsuhren.

Hier ist $\mu = 90^0$ und $w = 90^0$, daher auch $\alpha = m = 90^0$ und folglich, da wieder $m > \varphi$ ist,

$$\operatorname{cotg} x = \frac{\operatorname{cotg} s}{\cos\varphi} \text{ oder } \operatorname{tang} x = \cos\varphi \operatorname{tang} s.$$

C) Vertikale Morgen (Oriental)- und Abend (Occidental)-Uhren.

Hier ist $\mu = 90^0$, $w = 0^0$ oder $= 180^0$, also $\alpha = 180^0$ bezw. 0^0, $\operatorname{tang} m = 0 . \infty$, d. i. m ist unbestimmt. $\operatorname{cotg} x = \pm \operatorname{cotg}(\varphi - m)$, daher $x = \pm(\varphi - m)$, d. i. die

Schattenlinien sind alle parallel. Bei diesen Uhren mufs der Zeiger in einiger Entfernung von der Uhrebene angebracht sein. Ist diese Entfernung = d, so ist der Abstand der einzelnen Schattenlinien von der Substylarlinie (eine Mittagslinie gibt es bei solchen Uhren nicht, da für s = 0 der Schatten des Stylus parallel zur Uhrebene ist, also in's Unendliche fällt) = d cotg s.

D) Horizontaluhren.

Hier ist $\mu = 0$, w unbestimmt, daher $\alpha = 90^\circ$ und $m = 0$, mithin

$$\operatorname{cotg} x = \frac{\operatorname{cotg} s}{\sin \varphi} \quad \text{oder} \quad \operatorname{tang} x = \sin \varphi \operatorname{tang} s.$$

E) Äquatorial- oder Äquinoktialuhren (Littrow)[1].

Hier ist, wenn die Sonnenuhrebene in der obigen Figur nicht über die Weltachse hinaus gedreht, sondern auf dem kürzesten Wege in die neue Lage gebracht wird: $\mu = -(90^\circ - \varphi)$, $w = 90^\circ$, also $\alpha = 90^\circ$ und $m = \mu = -(90^\circ - \varphi)$, mithin $\operatorname{cotg} x = \operatorname{cotg} s$, d. i. $x = s$, weil für x und s nur konkave Winkel in betracht kommen.

Mehr theoretischen als praktischen Wert hätten noch:

F) Geneigte Mittagsuhren.

Hier ist $w = 90^\circ$ und μ unbestimmt, daher $\alpha = 90^\circ$ und $m = \mu$, also

$$\operatorname{cotg} x = \frac{\operatorname{cotg} s}{\sin(m-\varphi)} \text{ oder} = \frac{\operatorname{cotg} s}{\sin(\varphi - m)},$$ wie oben entschieden wurde.

G) Geneigte Morgen- und Abenduhren.

Hier ist $w = 0^\circ$ oder $= 180^\circ$. Die Formeln für den Stundenwinkel sowohl für die mehr als auch für die weniger gegen den Horizont geneigte Seite derselben lassen sich bei richtiger Bestimmung des Wertes von w und des Vorzeichens der Hilfsgröfsen aus der allgemeinen Formel ableiten. Es empfiehlt sich aber, den gefundenen Ausdruck durch direkte Betrachtung zu bestätigen. Bei diesen Uhren ist auch unschwer die Relation zwischen dem Stundenwinkel s und der Deklination δ der Sonne für eine gegen den Horizont unter dem Winkel μ geneigte ebene Sonnenuhr an einem Orte von der geogr. Breite φ aufzustellen. Eine weitere Frage gäbe es hier zu beantworten: Es sei die Sonnenuhrebene unter $\mu < 90^\circ$ nach Osten oder Westen gegen den Horizont geneigt. Um wie viel Uhr steht an einem Orte von der geogr. Breite φ die Sonne mit der Deklination δ in der Uhrebene?

[1]) Diese Uhren werden zur Zeit der Äquinoktien unbrauchbar. Littrow sagt: „Da in den Tagen der Nachtgleichen die Sonne im Äquator steht, daher in jener Ebene keinen deutlichen Schatten wirft, so wird man besser einen Reif anbringen". Warum zur Zeit der Äquinoktien diese Uhr unbrauchbar wird, hat wohl darin seinen Grund, dafs um diese Tage die Sonnenbahn in die Sonnenuhrebene fällt, weshalb die Sonnenstrahlen parallel zur Uhrebene sind und dieselbe nicht treffen. Die Uhrebene ist in diesem Falle nur so viel beleuchtet, als es zu anderer Jahreszeit der Schatten des Stylus durch zerstreutes Licht ist.

H) Polaruhren[1]).

Diese sind solche Uhren, deren Ebenen parallel zur Weltachse also parallel zum Sonnenzeiger sind. Stehen sie insbesondere senkrecht auf dem Meridian, so heifst man sie mittägige Polaruhren. Hier ist $m = \varphi$, also $\cotg x = \infty$, mithin $x = 0$, d. h. die Schattenlinien sind alle parallel zum Sonnenzeiger. Bei diesen Uhren mufs der Sonnenzeiger in einem gewissen Abstande von der Sonnenuhr sich befinden. Ist dieser $= d$, so ergibt sich als Entfernung der Schattenlinie von der Substylarlinie die Strecke $d \cotg(\alpha - s)$ und von der Mittagslinie die Strecke $\frac{d \sin s}{\sin \alpha \sin(\alpha - s)}$.

Littrow gibt am Schlusse seiner Gnomonik eine Andeutung, wie man aus der für Horizontaluhren gegebenen Gleichung $\tang x = \sin \varphi \tang s$ den allgemeinen Ausdruck für den Stundenwinkel der Schattenlinie auf einer gegen den Horizont und den Meridian willkürlich geneigten Ebene durch einfache Betrachtung ableiten könnte. Dieselbe führt wohl auch zum Ziele, erfordert aber grofse Vorsicht bei der Wahl der Vorzeichen der zu benutzenden Gröfsen. Indessen leitet er auf dem angegebenen Wege selber nicht die allgemeine Formel für eine beliebige Ebene sondern nur für die Vertikalebene ab.

Der Leser möge aus diesen Auseinandersetzungen selbst entnehmen, ob er die gewifs kurze und gebundene Behandlung des fraglichen Themas für unsere Anstalten geeignet hält oder nicht. Unsere Schüler sind in ihrer Mehrzahl — das dürfen wir unverhohlen aussprechen — trotz der vorherrschend mittelmäfsigen Begabung geistig denn doch schon in der obersten Klasse soweit gereift, dafs ihnen Oberflächliches und sozusagen Populäres in dieser mathematischen Disziplin, in welche sie sicherlich tiefer einzudringen vermögen als Laien auf dem Gebiete der Mathematik, auch Eingehenderes verlangen. Der Unterricht über fortgesetzt Elementares und Oberflächliches erschlafft und führt mitunter zu einem gewissen Drill. Nichts desto weniger wird es auch bei letzterem Unterrichtsbetriebe etliche solche Schüler geben, die nicht zu einem vollen Verständnisse vordringen, die wie eben in anderen Lehrgegenständen auch mehr mit dem Gedächtnisse und mechanisch arbeiten. Wie in allen Wissenszweigen gilt auch hier der alte, viel gebrauchte Grundsatz: „non multa sed multum“. Dafs dieser im letzten Jahre des Mathematikstudiums an einem humanistischen Gymnasium zum Ausdruck kommt, dafür sorgt allerdings schon der Gegenstand an und für sich. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es daher nur mit Freude zu begrüfsen, dafs er allein das neue Lehrpensum der Oberklasse ist und dafs seine Grenzen genau präcisiert sind.

Freising. Jos. Mayer.

[1]) Gretschel heifst die Äquinoktialuhr auch Polaruhr. Littrow versteht unter Polaruhren solche, deren Ebenen senkrecht auf der Ebene des Meridians stehen und durch den Pol des Äquators gehen. Letztere sind nach Sonndorfer mittägige Polaruhren oder Polaruhren im engeren Sinne, Polaruhren überhaupt aber solche, deren Ebenen parallel zur Weltachse, also parallel zum Sonnenzeiger sind. — Dann ist aber eine vertikale Morgen- und Abenduhr auch eine Polaruhr!

II. Abteilung.

Rezensionen.

Fölsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt. — Teil I. Elementarbuch d. engl. Spr. von Dr. J. Fölsing. 26. Auflage, bearbeitet von Dr. John Koch 1894. 215 S. Geb. M. 2,10. — Teil II. Mittelstufe. Zweiter Jahreskursus. 1. Abteilung. Kleineres Englisches Lesebuch, nebst fortlaufenden Fragen, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis. Zweite, nach den neuen Lehrplänen bearbeitete Auflage. Von Dr. J. Koch. Mit Karten von Grofsbritannien und einem Plan von London. 1894. 146 S. Gebunden M. 1,75. — 2. Abteilung. Die wichtigsten syntaktischen Regeln der engl. Spr. nebst Übungsstücken. Von demselben. 1894. 50 S. Cartonniert M. 0,50. — Teil III. Dritter Jahreskursus. 1. Abteilung. Kleineres Englisches Lesebuch, nebst u. s. w. (wie oben). 2. Auflage von demselben. 1894. 210 S. Geb. M. 2,50. — Wörterverzeichnis zum kleineren engl. Lesebuch. Mit Unterstützung von Dr. C. Thiem, bearbeitet von demselben. 1890. 95 S. Geb. M. 1,50. — Teil IV. (Für den dritten und die folgenden Jahrescourse (sic!)) Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken, bearbeitet von demselben. 1894. 200 S. Geb. M. 2,50.

Die Fölsing-Koch'schen Bücher sind zu bekannt, ihre hervorragende Bedeutung hat, bei allen abweichenden Ansichten in Einzelheiten, eine zu allgemeine Anerkennung gefunden, als dafs es nötig wäre, hier noch einmal auf eine Darlegung ihres Wertes für die Schule einzugehen. Ich kann mich deshalb im Folgenden, abgesehen von den zum erstenmale vorliegenden Teilen, auf eine Besprechung der in den neuen Auflagen eingetretenen Änderungen beschränken.

Die 26. Auflage des „Elementarbuches" ist, wie in dem zugehörigen Vorwort gesagt ist, ein Abdruck der 25., in welchem nur eine Anzahl von Druckfehlern und kleineren Ungenauigkeiten beseitigt worden sind. Daher genügt es, auf die Besprechungen hinzuweisen, welche die 24. und die 25. Auflage in diesen Blättern (XXIX, S. 247 und XXX, S. 526) gefunden haben.

Was das an der ersten der eben zitierten Stellen (XXIX, S. 249.) ferner besprochene Buch betrifft, so sind, veranlafst durch die „veränderten Vorschriften und Forderungen der jetzt gültigen Lehrpläne",

zwei Bücher daraus geworden; die beiden mit der Bezeichnung: „Kleineres engl. Lesebuch“ als erste Abteilung des II. resp. III. Teiles aufgeführten Bände. Von den an der oben angeführten Stelle unserer Blätter näher bezeichneten 6 Hauptteilen der 1. Aufl. sind I. (A Geographical Outline of Great Britain und Ireland) und II. (Sketches of English Life and Manners), ferner VI, b (Table of the Sovereigns of England) im ersten Bändchen der neuen Fassung geblieben, jene beiden als II. und III., diese letzteren als Anhängsel der aus der älteren Fassung des Elementarbuches hieher verschobenen jetzigen Nummer I (The Sovereigns of England). Auf diese älteren Teile folgen: IV. Useful Knowledge, entnommen, laut Vorwort, aus der Ausgabe für Mädchenschulen, und V. Short Tales (1. A Perilous Adventure, 2. Brave Women, 3. The Wite Ship, 4. The Skater and the Wolves, 5. Story of Sir Richard Arkwright) endlich VI. Poems. Daran schliefsen sich 14 Seiten „Erklärungen und Redensarten“ und 54 Seiten „Wörterverzeichnis“. — Die übrigen Teile der I. Auflage sind in das 2. Bändchen der neueren Fassung übergegangen und zwar als I, II, V und „Appendix“. Neu hinzugekommen ist als Nr. III: „Useful Knowledge“ (20 S.). Auf den Appendix folgen 38 Seiten „Erklärungen und Redensarten“. — Das Bändchen enthält kein Vokabular, sondern es mufs das zur 1. Auflage herausgegebene „Wörterverzeichnis“ benützt werden. Hier ist nicht recht klar, warum, wenn doch, was ganz wohl angeht, dieses ältere Verzeichnis benützt werden sollte, der 1. Teil der jetzigen Fassung mit dem 54 Seiten starken Wörterverzeichnis belastet wurde.

Von den oben aufgeführten Teilen der „Mittelstufe“ liegen „Die wichtigsten syntaktischen Regeln“ und die „Schulgrammatik“ zum erstenmal vor. Davon enthalten die ersteren den grammatischen Lern- und Übungsstoff für den zweiten Jahreskursus. Sie sind ihrem Umfange nach auf das Notwendigste beschränkt, die Beispiele meist dem Stoffe des zugehörigen Lesebuches entnommen und so eingerichtet, dafs sie sich leicht dem Gedächtnis des Schülers einprägen. Die „Grammatischen Aufgaben“ zu diesen Übungsstücken sind so gewählt, dafs sich baldmöglichst die einzelnen Teile eines grammatischen Abschnittes zu einem Gesamtbild vereinigen lassen. — Das Bemühen des Verfassers, „durch dieses Büchlein den Unterricht im Englischen zu vereinfachen und zu erleichtern“, ist vom schönsten Erfolge gekrönt worden; mit höchst geschickter Hand ist hier das Wichtige vom Unwichtigen geschieden und enthält so das Werkchen in knappster Form jenen eisernen Bestand von Regeln, welchen jeder, der sich in irgend einer Form der englischen Sprache bedienen will, stets zur Verfügung haben mufs. — Dafs dem Bändchen ein Vokabelverzeichnis zu den deutsch-englischen Übungen beigegeben ist, wird von manchen mit Beifall begrüfst werden; trotzdem bedeutet es eine Abweichung von dem sonst streng durchgeführten System und ist im Grunde genommen inkonsequent.

Das oben an letzter Stelle aufgeführte Buch, die „Schulgrammatik“, hervorgegangen, wie das „Vorwort“ besagt, aus den 1890 erschienenen „Hauptregeln der englischen Grammatik“, eine Fortsetzung des eben besprochenen Bändchens, bildet den in jeder Beziehung würdigen Ab-

schlufs der uns eben beschäftigenden „Mittelstufe". Es ist als Sprachlehre gedacht, die den im Englischen schon ziemlich vorgeschrittenen Schülern des dritten und der folgenden Jahreskurse in die Hand gegeben werden und ihnen alles in grammatischer Beziehung Wissenswerte bieten soll. Dieser Bestimmung genügt es vollständig: es enthält auf relativ kleinem Raume eine Fülle des Materials, die für die Zwecke jeder Schule mehr als hinreichen dürfte. Die Regeln sind klar und leicht fafslich gegeben; die meist den zugehörigen Lesebüchern entnommenen Beispiele dienen immer der Erleichterung des Verständnisses; sie dürften, da sie kurz und bündig gehalten und meist dem Schüler schon bekannt sind, sich schnell dem Gedächtnisse einprägen.

Das Buch zerfällt in 5 Hauptteile: I. Einleitung (22 S.), II. Formenlehre u. Syntax (109 S.), III. Orthographische Regeln (4 S.), IV. Synonymik (40 S.), V. Übungsstücke (20 S.), endlich ein Register (60 S.). Von jedem einzelnen dieser Teile gilt, was eben von dem Buche im ganzen gesagt wurde. Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient die „Synonymik", welche in 119 Paragraphen eine Masse wertvollen und höchst verständig ausgewählten Materiales aus allen Gebieten der Sprache bietet. Dieser Teil zeichnet das Buch vor den meisten anderen Schulbüchern aus: selbst in einem so verlässigen und reichhaltigen Buche, wie Imanuel Schmitts Schulgrammatik es ist, spielt die Synonymik eine weniger hervortretende Rolle; sie ist jeweilig im Anhang nach den Vokabeln behandelt, was das Aufsuchen einzelner Angaben keineswegs erleichtert.

Doch nicht in allen Punkten stimmen die Ansichten des Referenten mit denen des Verfassers überein. Wenn letzterer auf S. VI sagt: „Dafs die Zahl der Übungsstücke keine sehr grofse ist (Es sind nur 20 Seiten. Anm. d. Ref.), glaubt er dagegen kaum entschuldigen zu müssen, da nach den von ihm gegebenen Andeutungen auch der weniger erfahrene Lehrer im stande sein wird, bei der Lektüre anderer als der zu Grunde gelegten Schriftsteller entsprechende schriftliche Übungen herzustellen" — so kann ich mich nicht enthalten, meinen fast entgegengesetzten Standpunkt zu vertreten. Zwar bezweifle auch ich nicht, dafs die Mehrzahl der Lehrer, wofern sie nicht schon an sich dazu befähigt wären, durch das Studium der Koch'schen Bücher in den stand gesetzt werden, entsprechende deutsch-englische Übungen zu verfassen. Aber welch kostbare Zeit geht durch das Diktieren derselben dem Unterricht verloren, besonders da etwaige Angaben, um nicht Fehler zu veranlassen, ganz oder teilweise an die Schultafel geschrieben werden müssen. Warum wurden dann nicht solche Übungen gänzlich weggelassen? Der Lehrer könnte ja ebensogut wie einen grofsen Teil alle derartigen Arbeiten selbst verfassen. — Ebenso halte ich es für unpraktisch, dafs die nötig scheinenden Angaben an den Fufs der Seiten gesetzt wurden: dadurch wird der übersetzende Schüler beständig veranlafst, hinunterzusehen, und so seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Wenn es sich um Wörter und Ausdrücke dreht, die man für ganz unwichtig hält, was doch wohl sehr selten der Fall sein dürfte, so soll man meines Erachtens dieselben

in den Text selbst stellen, wenn aber es für den Lernenden von Wert ist, sie zu behalten, so empfiehlt es sich, sie in den Anhang zu verweisen, damit der Schüler gezwungen sei, sie zu memorieren.

Am wenigsten zu dem sonst so eminent brauchbaren und praktischen Buche zu passen scheint mir der Abschnitt über „die Aussprache und Schreibung der englischen Laute" (Einleitung, II. Teil, S. 3—22). Nicht als ob derselbe zu wenig enthielte oder ernstliche Verstöfse darinnen vorkämen! Im Gegenteil! Die Angaben sind, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, zuverlässig, wie man das bei Koch gewöhnt ist; es ist auch nichts Wesentliches ausgelassen, vielmehr leidet das Buch an einem Zuviel — in Bezug auf die Verwendung der Lautphysiologie. Ich gestehe, als ich auf der 3. Seite, der ersten der Aussprachlehre, las: „I. Geschlossene Vokale. Dieselben werden mit straffer Anspannung der Zunge und der Lippen gesprochen. 1. ī. Aussprache. Die Zunge liegt vorne im Munde, die Lippen und Zähne bilden einen Spalt", da blätterte ich unwillkürlich nach dem Titelblatt zurück, um mich zu überzeugen, dafs ich wirklich eine Schulgrammatik vor mir hatte. Die Thatsache, dafs bei ī die Zunge vorn im Munde liegt, oder dafs die geschlossenen Vokale mit straffer Anspannung der Zunge und Lippen gesprochen werden, ist für den Phonetiker von Interesse, auch der Lehrer soll davon Kenntnis haben; aber für den Lernenden sind solche Angaben unverständlich und wertlos. Zum Schaden des uns beschäftigenden Buches zieht sich diese Behandlungsweise durch die ganze Aussprachlehre hindurch — ja sie zeigt sich sogar im „Elementarbuch". Nur wo phonetische Auseinandersetzungen das Erlernen der betr. Laute erleichtern, halte ich sie in einem Schulbuch für zulässig; wenn sie das nicht thun, sind sie für die Schule nicht nur nicht nützlich, sondern sogar ein Hindernis. Hierin teile ich vollständig den Standpunkt Ch. Eidams, der auf Seite 6 seines Schriftchens „Phonetik in der Schule?" (Würzburg 1887) sagt: „Eine genaue Erklärung, auf welche Art ein Laut gebildet wird, mufs, wenn sie dem Schüler nicht weit mehr schaden als nützen soll, nur auf die wenigen Laute beschränkt werden, welche der Muttersprache fremd sind, und deren Bildung zugleich so geschieht, dafs der Schüler dieselbe wirklich sehen oder wenigstens deutlich fühlen kann". — Von welchem Gesichtspunkte aus liefse sich denn etwa die Einführung solcher Angaben, wie die oben zitierten es sind, in ein Schulbuch als nützlich und dadurch gerechtfertigt hinstellen? Oder wenn es auf Seite 4, ŋ heifst; „Die Zunge wird tief in die Kehle zurückgezogen, die Zungenspitze hebt sich gegen den harten Gaumen; etc."? Möge der verdiente Verfasser, der ja auch, wohl aus praktischen Gründen die Lautschrift mehr zurücktreten läfst (s. Vorwort zum „Elementarbuch") von diesen Zeilen veranlasst werden, durch Weglassung dieses verwirrenden Beiwerks sein sonst treffliches Buch noch schulgerechter und empfehlenswerter zu machen!

Bamberg. Bruno Herlet.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrag der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgeg. von J. Jastrow. XVI. Jahrg. 1893 und XVII Jahrgang 1894. Berlin 1895 und 1896. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung 1405 und 1177 SS. 8° à 30 M.

Seit unserer letzten Berichterstattung über dies (nach unserer Meinung gleich nützliche wie notwendige) Unternehmen im Jahrg. XXX dieser Blätter sind die beiden oben verzeichneten weiteren Jahrgänge erschienen, welche im grofsen und ganzen wieder dieselbe Einrichtung zeigen, wie der zuletzt besprochene 15. Jahrg., insbesondere die Verteilung des Stoffes in die 4 grofsen separat paginierten Abschnitte: Altertum, Deutschland, Ausland, Allgemeines. Im besonderen sind wieder einige neue Referate hinzugekommen, so im 16. Jahrg. 1893 über Chinesische Literatur, was nicht ohne Widerspruch geblieben ist (s. Vorwort zum 17. Jahrg.), über den 30jähr. Krieg im 17. Jahrg., über Philosophie und Methodologie der Geschichte (von Prof. Windelband in Strafsburg) ebendort, während z. B. die „Kolumbus-Literatur" wieder mit dem Abschnitt „Spanien" vereinigt wurde. Der bisherige Herausgeber, Dr. Jastrow, nimmt Gelegenheit in dem letzten Vorwort sich darüber prinzipiell zu äufsern und zugleich — sich zu verabschieden. Denn die Redaktion des Unternehmens geht nunmehr in andere Hände über.

Man wird der bisherigen Leitung die Anerkennung nicht versagen, dafs sie grofsen Eifer und rühmliche Umsicht an den Tag gelegt und es verstanden hat, die vielen und vielerlei Mitarbeiter glücklich unter einen Hut zu bringen. Mögen die Fortsetzer in gleicher Weise thätig sein!

Vielleicht hängt es mit dem Redaktionswechsel zusammen, wenn ich bei einigen Stichproben (wobei jeder ja wohl seine eigenen Arbeiten zu Grunde legen wird) auf einige Unregelmäfsigkeiten oder Ungenauigkeiten gestofsen bin. So werde ich im Register des letzten 17. Jahrg. (IV, 233) im Verein mit Masslow aufgeführt, was eine Verwechslung mit Sommerfeldt ist. — Ferner citiert Cipolla Abt. III, S. 295, Anm. 73—75 für eine Arbeit von mir über die alten „Kurzen Venetianer Annalen" das (II. Jb.) Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Bd. XV, S. 251, wo darüber kein Wort zu lesen ist, sondern auf zwei andere Arbeiten von mir hingewiesen wird. Wollte aber Cipolla meinen letzten Aufsatz im „Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" Bd. XX citieren (der eigentlich in das Jahr 1895 gehört), dann müfste ich gegen seine Berichterstattung protestieren. Denn jeder wird nach seiner Darlegung glauben, dafs Monticolo erst nach und trotz meiner Untersuchung an seiner Ansicht (Archivio Storico della Società Romana XVII, 237) festgehalten habe, der neu gefundene Metzer Text der Annalen sei älter als der Vatikanische, während ich das Gegenteil behaupte. In der That aber ist mein Aufsatz im „Neuen Archiv" erst nach dem von Monticolo erschienen, und dieser hat darauf nicht mehr geantwortet, vielmehr mir brieflich seine Zustimmung zu meiner Ansicht ausgesprochen.

Unrichtig ist es ferner, wenn Abt. III, S. 297 von dem „Markt"

der Deutschen in Venedig geredet wird, dessen in einer Urkunde vom Jahre 1441 Erwähnung geschieht. Es ist vielmehr der „Fondaco dei Tedeschi" das bekannte Kaufhaus der Deutschen (am Rialto), zu dessen Geschichte ich in der (Steinhausenschen) Zeitschrift für Kulturgeschichte (Neue Folge) Bd. I einige neue Notizen veröffentlichte. — Endlich wie kommt es, dafs Abt. II, S. 367 und 373 die Absätze „Wirtschaft" in dem Referat Doeberls bis auf einen Passus wörtlich gleichlauten?

München. H. Simonsfeld.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge. Im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger. Erster Jahrgang. (Der ganzen Folge 7. Jahrg.) 1896/97. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Viertelsjahrheft 1. April—Juni. Dazu Monatsblätter Nr. 1—3 (April, Mai, Juni). Preis des vollständigen Jahrganges 20 Mk., der Vierteljahrshefte allein 16 Mk., der Monatsblätter allein 8 Mk.

Es wird in der dem 1. Hefte der neuen Folge beigegebenen Ankündigung ausdrücklich versichert, dafs der Wechsel in der Redaktion keinerlei grundsätzliche Änderung in der Haltung der Zeitschrift zur Folge haben soll. Aufser den geschichtswissenschaftlichen Arbeiten sollen auch Untersuchungen aus dem Gebiete der Quellenkritik und der Hilfswissenschaften willkommen sein, neben der deutschen soll auch die ausländische Geschichte ihr Recht finden. So enthält das 1. Vierteljahrsheft folgende Originalaufsätze: Politische Begriffe des Mittelalters im Lichte der Anschauungen Augustins von Ernst Bernheim, Zur Datierung der beiden ältesten Strafsburger Rechtsaufzeichnungen von Siegfried Rietschel u. Das politische Testament Friedrich Wilhelms I. von 1722 von Gustav Schmoller. An diese reihen sich einige kleinere Mitteilungen und diesen folgt mit eigener Paginierung wie früher die Bibliographie zur deutschen Geschichte bearbeitet von Oskar Masslow (32 Seiten, 819 Nummern). Neu gegenüber der früheren Erscheinungsweise ist, dafs nunmehr auch noch Monatsblätter im Umfang von je 2 Bogen ausgegeben werden. Diese eröffnet ein kürzerer einleitender Aufsatz, der im Anschlusse an neue Erscheinungen Fragen von gegenwärtigem und allgemeinem Interesse zusammenfassend und kritisch beleuchten soll. Diese Aufgabe löst in glücklicher Weise der erste derartige auf die beiden ersten Monatshefte verteilte Aufsatz von dem Münchener Professor K. Th. Heigel, Friedrich der Grofse und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Hier werden aufser den älteren einschlägigen Schriften die bekannten Arbeiten von Naudé und Lehmann gegen einander abgewogen und als

Resultat wird aufgestellt: „Der grofse Friedrich darf nicht als leichtfertiger Brandstifter für das Unheil des siebenjährigen Krieges verantwortlich gemacht werden.“ Weniger pafst in den oben gezeichneten Rahmen der einleitende Aufsatz von Heft 3: Heinrich von Treitschke, Ein Nachruf von Erich Marcks, doch wird ihm wohl niemand gegenwärtiges und allgemeines Interesse absprechen. Da die Monatshefte aufser diesen Aufsätzen auch eine Reihe von Kritiken enthalten, für welche der nicht genug zu beherzigende Grundsatz aufgestellt ist, dafs unwesentliche Einzelkritik möglichst vermieden, dagegen der wissenschaftliche Wert neuer Schriften von weiteren Gesichtspunkten aus gewürdigt werden soll, da endlich Nachrichten und Notizen persönlichen und sachlichen Inhaltes in knapper Form geboten werden, so bedarf für den Freund der Geschichtswissenschaft die Zeitschrift in der neuen Form wohl keiner besonderen Empfehlung mehr.

München. Dr. J. Melber.

Schenk, Dr. K., Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, Teubner 1896, VII u. 400 S. Preis 5 M.

— —, Hilfsbuch zu den Belehrungen usw. Schülerausgabe, gleicher Verlag, VIII u. 210 S. Preis 2 M.

Beide Bücher sollen nach der Ansicht des Verfassers (Direktors des Realprogymnasiums zu Grabow i. M.) bei der Behandlung der Geschichte in Oberprima verwendet werden, das erste in der Hand des Lehrers, das zweite in der des Schülers. „Das kommende Jahrhundert bedarf ganzer Männer, voller Einsicht in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Zeitalters.“ — „Der Schüler soll nicht mehr, wenn er die Prima verläfst, dastehen vor dem Getriebe unseres Zeitalters wie der europamüde Schwarzwäldler, der keine Verwandten oder Bekannten jenseits des Ozeans besitzt, am Tage der Landung in Castle Garden“. — Meine Ansicht über das Mafs der wirtschaftlichen Belehrung in der Oberklasse habe ich bei einer früheren Gelegenheit darzulegen versucht; vgl. 31. Jahrgang d. Bl. S. 75 ff.; was Schenk bietet, überschreitet m. E. weit die durch die Rücksicht auf die verfügbare Zeit sowie auf das Alter der Schüler gegebenen Schranken. Wir führen um dies zu beweisen den Inhalt der Bücher vor. Das für den Schüler bestimmte Hilfsbuch enthält folgende 45 Abschnitte: 1. Arbeitseinstellung und Auszug der Stadtpfeifer Roms i. J. 311. (Liv IX, 30, 5 ff.). 2. Die italische Boden- und Geldwirtschaft im zweiten vorchristlichen Jahrhundert (= Mommsen, R. G. I[8] 830—860). 3. Die Landgüterordnung Kaiser Karls d. Gr. 4. Die Zunftrolle der Remensleger (Gürtler) zu Lübeck. 5. Die zwölf Artikel der Bauern. 6. Die Lage des Bauernstandes im 17. u. 18. Jahrh. (vom Verf.) 7. Verzeichnis der im dreifsigjährigen Krieg zerstörten Ortschaften. 8. Die Drangsale der deutschen Bürger und Bauern infolge der Ohnmacht des Reiches nach 1648 (vom Verf.) und ein Brief Prinz Eugens von Savoyen. 9. Aus

Bossuets „Politique tirée des propres paroles de l'Écriture-Sainte à Monseigneur le Dauphin". 10. J. J. Rousseaus Lehre vom Staat, dargestellt im „contrat social". 11. Das Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 8. Oktober 1793 wider Lyon. 12. Instruktion der Kommune von Paris in Gemäfsheit des Gesetzes vom 17. Sept. 1793 über den Umfang des Begriffs der Verdächtigkeit. 13.[1]) Die Septembermorde (nach Thiers). 14. Der Aufstand vom Mai 1795 (nach Mignet). 15. Der Untergang der Pariser Kommune 1871 (nach Scherr). 16. Richters „Sozialdemokratische Zukunftsbilder". 17. Mene tekel upharsin. 18. Die Verdienste des Grofsen Kurfürsten um das Finanzwesen Brandenburg-Preufsens. 19. Aus dem Erlafs des Grofsen Kurfürsten an die Geheimen Räte über das Punctum Religionis. 1652. 20. Bericht aus Cleve v. J. 1710 über den Zustand der Bauernschaft. 21. Eigenhändig geschriebene Ordre Friedrichs Wilhelms I. an den Geheimen Rat von Creutz. 1718. 22. Vorstellung der ostpreufsischen Kriegs- u. Domänenkammer auf voranstehende Ordre. 1718. 23. Aus der Instruktion Friedrich Wilhelm(s) I. für das Generaldirektorium 1722. 24. Bezeichnende Äufserungen Friedrichs d. Gr. über Königtum und Rechtsgleichheit. 25. Aus Friedrichs II. Instruktion für das Generaldirektorium. 1748. 26. Zwei Ordres Friedrichs d. Gr. an Cocceji. 1746 und 1747. 27. Friedrichs d. Gr. Gespräch mit dem Regierungspräsidenten v. Massow. 1784. 28. Friedrichs II. fernere Fürsorge für den Bauernstand. 29. Friedrichs II. Sorge für Gewerbe und Landwirtschaft. 30. Der Pflichtbegriff Kants. 31. Steins Ansichten über Selbstverwaltung. 1807. 32. Einige Abschnitte aus der Denkschrift Hardenbergs über die Neuordnung des preufsischen Staates. 1807. 33. Von der neuen Heeresorganisation. 34. Preufsisches Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums u. s. w. betr. 1807. 35. Steins politisches Testament. 36. Der Zollverein (vom Verf.). 37. Die Berufszählung von 1882 (die von 1895 konnte noch nicht verwertet werden). Ausfuhr und Einfuhr. 38. Japan im Ausgang des 19. Jahrh. 30. Die Rechte des Deutschen im neuen Reiche. 40. Die neuere soziale Gesetzgebung im deutschen Reiche. 41. Die Kaiserliche Botschaft vom 17. Nov. 1881. 42. Erlafs Kaiser Friedrichs an den Reichskanzler Fürsten Bismarck 12. März 1888. 43. Thronrede Kaiser Wilhelms II. bei Eröffnung des preufsischen Landtags 25. Juni 1888. 44. Die Arbeiterschutz-Erlasse Kaiser Wilhelms II. 4. Febr. 1890. 45. Aus der preufsischen und aus der deutschen Verfassungsurkunde..

Diese Stücke sind nach der Ansicht des Verfassers im Unterricht durchzunehmen, sei es in der Geschichtstunde oder auch, was der Verf. vorzuziehen scheint, in einer der Erdkunde vorbehaltenen Stunde der Oberklasse. Ich setze nun häusliche Vorbereitung, bezw. vorheriges Durchlesen der Stücke von seiten der Schüler voraus: gleichwohl würden, um diese zum Teil umfangreichen,[2]) zum Teil auch

[1]) Die Anordnung ist nicht streng chronologisch, sondern entspricht der im gröfseren Handbuch gegebenen Einteilung des Stoffes.

[2]) Der Abschnitt aus Mommsen umfafst allein 30 Seiten und ist ebenso interessant wie — schwer zu verdauen für Schüler. Dabei ist der Abdruck gar

sprachlich schwierigen Abschnitte einigermafsen wirksam zu verwerten, m. E. mindestens 40 Unterrichtsstunden nötig sein. Hat das Gymnasium oder die Oberrealschule (unser Realgymnasium) so viel Zeit für diesen Gegenstand übrig? Und würden sich, falls soviel Zeit zur Verfügung stünde, unsere Schüler bei diesem für Erwachsene ja durchaus interessanten Stoffe so lange festhalten lassen? Man wird einwenden, dafs nicht alle Stücke durchzunehmen seien. Auf die in plattdeutscher Sprache verfafste Zunftrolle der Gürtler von Lübeck, auf Richters „Sozialdemokratische Zukunftsbilder", die in dem Buch zwar nicht abgedruckt sind, aber nach dem Verfasser besonders eingehend behandelt werden sollen, auf das (kurze) Mene dekel upharsin, allenfalls auch auf die Schilderung des Pariser Kommuneaufstandes (nach Johannes Scherrs „Rotem Quartal") könnte man ja leicht verzichten; in Süddeutschland wäre auch eine gute Zahl derjenigen Stücke zu übergehen, welche sich auf die Fürsoge der preufsischen Fürsten für das Volkswohl beziehen. Aber auch die Hälfte des Gebotenen ist für die Behandlung in der Schule vielleicht noch zu viel aus dem einfachen Grunde, weil der Stoff dem jugendlichen Geist nicht adäquat genug ist. Die Schule kann auch den Primaner gleichsam nur an die Schwelle des thätigen Lebens führen, freilich wohlausgerüstet mit positivem Wissen wie mit — grofsen Gedanken; ob er aber z. B. die Einzelheiten des Altersversicherungsgesetzes kennen mufs, scheint mir mehr als fraglich. Ich würde auch die „wirtschaftliche Belehrung" nicht mit so volltönenden Worten einleiten, wie sie Verf. S. 1 ff.[1]) bringt, noch auch so emphatisch schliefsen wie Verfasser in seinem Schlufswort' S. 398 ff. Doch das ist Geschmacksache. Die Gesinnung, welche in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Belehrungen zu tage tritt, ist eine ehrenwerte. Verf. ist überzeugt von dem Fortschritt der menschlichen Bildung und durchdrungen von dem Grundsatz „Adel (und Reichtum!) verpflichtet". Auch sind die politischen Anschauungen, von denen der Verf. ausgeht, durchaus zu billigen: ein gesunder Royalismus, verbunden mit volksfreundlichem Streben. Selten, dafs man sich zum Widerspruch herausgefordert fühlt: so geht die Irenfreundlichkeit des Verfassers wohl zu weit, die Metöken würde ich nicht mit der Plebs vergleichen, da ihnen die geschlossene Organisation ebenso fehlte wie die verwandte Abstammung, der Abschnitt über die Tyrannis ist bei Roscher (Politik) klarer. Der Vergleich des corpus evangelicorum und catholicorum mit dem achäischen und ätolischen Bund ist doch zu äufserlich; der Frage, ob 1629 eine Kräftigung der Zentralgewalt im Reiche möglich gewesen wäre, sollte nicht ohne Berücksichtigung der Persönlichkeit Ferdinands II. näher getreten werden; auch die rheinische Allianz von 1658 ist wohl nicht ganz richtig aufgefafst; hierüber und über 1676/78 war der neueste Darsteller dieser Epoche, Erdmannsdörffer, zu vergleichen.

---

zu äufserlich; auch Verweisungen auf S. S. der Originalausgabe sind beibehalten! Wenn irgendwo, so war hier eine Bearbeitung geboten.

[1]) Dies wie alle folgenden Zitate beziehen sich auf das erstere und gröfsere der beiden Bücher.

Statt der etwas kleinlichen Bemerkung über den grofsen Anfangsbuchstaben des Grofsen Kurfürsten hätte dessen Sic gesturus sum principatum, ut sciam rem populi esse, non meam privatam angeführt werden können, was Roscher einen schönen Vorklang des aufgeklärten Absolutismus nennt. Die Herrschaft Karl Theodors in der Pfalz als „grauenhaften Despotismus“ zu bezeichnen, ist entschieden unbillig; nicht ganz deutlich ist, wenn der Wohlfahrtsausschufs nahezu eine Diktatur von drei Männern genannt wird; die Bedeutung des Jahres 1848 für Deutschland ist nur gestreift, es war aber auch in wirtschaftlicher Beziehung eine Scheidung der Geister. Die zwei Attentate des Jahres 1878 kurzweg den Sozialdemokraten zur Last zu legen, geht nicht wohl an; bei den anarchistischen Verbrechen der jüngsten Vergangenheit fehlen die spanischen und italienischen. Recht instruktiv sind die Abschnitte über moderne Krösusse, über die japanische Industrie, die Fleischspeisen, die Gefahren eines Weltkrieges, die Kolonien, die Grofsstädte, die Fabrikanlagen in der Provinz (zweifellos einer der besten Wege zur Lösung der sozialen Frage!), über Papiergeld, über Alkoholkonsum u. s. w., dagegen wird der wiederholte Hinweis auf die Wartezeit geprüfter Philologen als Hauslehrer die gewünschte Wirkung wohl verfehlen. Wiederholungen werden auch durch die nicht immer streng logische Disposition veranlafst; so S. 155; 167 u. 168; 190 u. 191; 192 u. 194; 235 u. 256; 243 u. 247. Der Stil ist oft aphoristisch und zu kurz; Substantivausdrücke wie „die mangelnde Stetigkeit mancherlei Art in den Generalstaaten“ wirken schwerfällig, ein unschöner Satz ist S. 245 f.; geradezu dunkel ist S. 252, II, 1. Die Wörter Absolutie (S. 185 u. ö.) und Reformchen (S. 240) sind nicht zu billigen; warum Verf. Nikolai I. statt Nikolaus I. schreibt, ist auch nicht recht einzusehen. Aufser den im Buch selbst angegebenen Druckversehen ist mir als sinnstörend aufgefallen S. 7 Teilinschriften (?), S. 22 die neuen Archonten (statt neun); S. 50 die wesentlichen (st. westlichen); S. 162 ist die Interpunktion gestört. Die Aktenstücke u. s. w. konnte ich nicht auf ihre Genauigkeit prüfen.

Im ganzen darf das Buch als eine tüchtige Leistung bezeichnet werden, wenn schon seine Verwertung in der vom Verfasser geplanten Weise nicht befürwortet werden kann.

Zweibrücken. H. Stich.

Handbuch der Gebiets- und Ortskunde des Königreichs Bayern. Mit Unterstützung des K. Bayr. Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten und des K. Bayer. Kriegsministeriums herausgegeben von Karl Köstler, K. b. Generalmajor a. D. I. Abschnitt. Urgeschichte und Römerherrschaft bis zum Auftreten der Bajoarier. Mit einer Karte, München, Lindauer 1895. 4°. 10 M.

Es ist zweifellos ein notwendiges und dankenswertes Unternehmen, dem Forscher und Liebhaber der vaterländischen Geschichte die An-

gaben der Quellen so darzubieten, dafs nicht jeder die ganze Menge der Vermutungen und Wiederholungen fruchtlos durcharbeiten mufs, sondern dafs ihm das sicher Erkannte von dem Vermuteten und namentlich von dem als falsch Erwiesenen deutlich unterschieden in dem Quellenverzeichnis erscheint.

Am notwendigsten ist ein solches Werk namentlich für die älteste Zeit, über welche uns keine oder nur sehr knappe schriftliche Nachrichten überliefert sind.

An die Stelle der schriftlichen Überlieferung treten in der ältesten Zeit die Ueberreste an Gebäuden, Geräten, Schmuck, Waffen und dergl., aus welchen wir auf das Leben und Wirken ihrer einstigen Besitzer und Verfertiger Schlüsse ziehen können, und je gröfser deren Zahl ist, um so leichter und sicherer werden die Ergebnisse ihrer Untersuchung und Vergleichung sein. Es wird demnach eine möglichst vollständige Aufzählung und genaue Beschreibung der vorhandenen Funde nötig sein, sowie eine genaue Angabe darüber, wie weit deren Erklärung gediehen ist, und welche Schlüsse, sichere oder vermeintliche, daraus gezogen sind; womöglich soll auch auf die Irrtümer und falschen Schlüsse aufmerksam gemacht werden unter kurzer aber genauer Angabe der Schrift, wo sich deren Widerlegung findet.

Denn die Benützung solcher Sammlungen erfolgt hauptsächlich in drei Richtungen: entweder will der Leser sich rasch mit den Ergebnissen der Forschung über einen Gegenstand, Ort oder Vorgang, Zeitraum und dergl. bekannt machen, oder er möchte sich eingehend darüber unterrichten, wie diese Ergebnisse gewonnen wurden, um sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, oder er will erfahren, wie weit ein Ort, eine Gegend, ein Fund untersucht ist, um selbst da fortzufahren, wo andere aufgehört haben, und sucht sich überflüssige, ja in vielen Fällen vergebliche Arbeit zu ersparen. Sehen wir, wie der Verfasser diesem Bedürfnis in seiner Arbeit entsprochen hat.

Zunächst bietet er ein Literaturverzeichnis über die urgeschichtliche, dann die keltisch-etruskische, römische und germanische Zeit, Schriften zur Ortskunde und Sammelwerke.

Sodann folgt die Gebietskunde nach denselben Perioden abgeteilt, meist in tabellarisch übersichtlicher Form, daran schliefsen sich sieben Beilagen: das römische Heerwesen, Germanisches Kriegswesen, Verfassungsgeschichte, Völkerschaften, Römerorte, Römerstrafsen (auch das Wetterau- und Taunusgebiet aufserhalb Bayerns umfassend), Römischer Grenzwall (von Rheinbrohl bis zur Donau bei Hienheim). Im II. Teil, Ortskunde, gibt der Verfasser zuerst für Oberbayern ein alphabetisches Verzeichnis mit knappen Angaben der Funde und der zugehörigen Literatur, dann eine Zusammenstellung der auf oberbayerischem Gebiet genannten Römerstrafsen und zum Schlufs Zusammenstellung der aufgeführten Orte nach Bezirksämtern; in gleicher Weise wird dann Niederbayern behandelt. Beigegeben ist eine Karte des Königreichs Bayern zur Römerzeit nach Spruner-Menke's Atlas Antiquus, in welche der Verfasser noch die Grenzen und Namen der Bezirksämter hat eintragen lassen.

Ein reicher Inhalt, der vieles verspricht und auch vieles bietet, aber keinem der oben genannten Bedürfnisse völlig abhilft.

Schon im Vorwort erklärt der Verfasser, dafs er nicht persönlich Stellung zu den verschiedenen Ansichten nehmen werde; nur anerkannt falsche oder sehr zweifelhafte Angaben sollen durch beigesetzten Vermerk als solche bezeichnet werden: „Eine förmliche Kritik für jeden einzelnen Fall verbieten Raum und Zweck des Werkes.“

In ähnlicher Weise äufsert er S. 75 in der Einleitung zur Gebietskunde: „Nachdem es dem Charakter des ganzen Unternehmens nicht gemäfs sein konnte, die verschiedenen Angaben selbst zu prüfen, so erscheint ein und dieselbe Fundstelle unter mehrfacher Bezeichnung, wie sie der betreffende Autor gewählt hat, was besonders bei den Schanzen, Grabhügeln und Strafsen zutrifft“.

Eine wissenschaftliche Begründung dieses Verfahrens sucht man vergeblich, und eine solche dürfte sich auch kaum finden lassen.

Möglichste Vollständigkeit im ganzen, Genauigkeit im einzelnen und Sonderung des Richtigen vom Falschen mufs nicht nur der Liebhaber, sondern auch der Fachmann von einem Quellenwerk verlangen, das ihm Belehrung und Förderung bringen soll.

Nach keiner Richtung aber erfüllt der Verfasser die Erwartung des Wifsbegierigen. Schon im Literaturverzeichnis stofsen wir auf Lücken und vermissen eine Anzahl von Schriften, die teils wegen ihrer Ergebnisse, teils wegen ihres zusammenfassenden Inhalts dem Benützer manche Arbeit ersparen und daher nicht übergangen werden durften, z. B. S. VI. Literatur I. Dr. M. Th. Contzen, Geschichte Bayerns. Münster 1854. 8. 1. (einzige) Abteilung mit umfangreicher und sehr belehrender Angabe über die Quellen der bayerischen Geschichte und die Thätigkeit der bayerischen Gelehrten und Vereine.

In Schriften II, S. VII. Ohlenschlager, Verzeichnis der Fundorte zur prähistorischen Karte Bayerns 1. (einziger) Teil, Bayern südlich der Donau. München 1878. 8° und Ohlenschlager Tabellarische Übersicht der Fundorte und Funde zur prähistorischen Karte von Bayern. München, Riedel, 1879—1891. 8° das erste mit, das zweite ohne Angabe der Quellen, die auch in ziemlich umfangreichen handschriftlichen Überlieferungen bestehen. Hier mufste auch meine Schrift „Über das Alter der Hochäcker“ (Correspondenzbl. f. Anthropol. 1877 S. 167.) Platz finden, weil darin dieser Gegenstand in einer bis jetzt nicht widerlegten Weise kurz abgehandelt wird.

In Abteilung III fehlt unter anderm Wilhelmi, K. Jahresbericht an die Mitglieder der Seinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale, in dessen Jahrgang IV. (1836) VII. VIII. u. XI. auch bayerische Fundberichte in grofser Anzahl zusammengestellt sind, die man sonst nur in vielen einzelnen Schriften zerstreut findet.

In Abteil. IV, S. VIII. Riese, Alexander, Das Rheinische Germanien in der antiken Literatur. Leipzig, Teubner, 1892. Ein Buch, das jedem Forscher der römischen Geschichte Bayerns, namentlich der Pfalz, unentbehrlich ist. Ferner Pauly, Realencyklopädie der klass. Altertumswissenschaft. Stuttgart, Metzler, deren einzelne Artikel z. B.

Raetia, Noricum u. s. w., ebenso wie die Artikel in Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, bis zur Zeit ihres Erscheinens fast erschöpfend sind.

In Abt. IV, B fehlt Buchner, Dokumente zur Geschichte von Bayern. I. Band. München 1832, und auch dessen Geschichte von Bayern aus den Quellen bearbeitet 1. Buch mit 2 Karten. Regensburg 1820, sollte nicht fehlen. Ebenso vermifst man in Abt. IV, C Huber, Aloys Dr., Die alten Römerstrafsen als Substrat des Christianisierungsganges, in dessen Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums im Südosten Deutschlands Band III (1874), S. 1—98 eine fast vollständige Zusammenstellung der damals bekannten und vermuteten Strafsenzüge aufgenommen ist.

In der Abt. VII Sammelwerke sind die Schriften der historischen Kreisvereine nicht vollständig, die Schriften der zum teil sehr thätigen Zweigvereine von Dillingen, Eichstätt, Ingolstadt, Traunstein gar nicht erwähnt, obwohl eine Anzahl Berichte über Funde und Untersuchungen nur in diesen enthalten sind.

Es würde zu lange aufhalten, wenn ich alle nicht genannten und doch, weil sie Neues bieten, nicht zu umgehenden Schriften hier aufzählen wollte; dagegen finden sich im Handbuch Schriften unter den Quellen genannt, die weder selbständige Berichte zu Bayerns Geschichte, noch wertvolle Zusammenstellungen enthalten — z. B. Schlossers Weltgeschichte, Moor, Kurze Geschichte der bairischen Rheinpfalz und ähnliche. Ein Blick in die von mir zusammengestellten „Schriften über die Urgeschichte von Bayern und die Zeit der Römerherrschaft daselbst, München 1884" (im Jahresber. der Geograph. Gesellschaft in München für 1882 u. 1883), wird rasch belehren, wie viele nennenswerte Schriften in Köstlers Handbuch nicht genannt sind. Überdies mufste dem Leser bei einzelnen Schriften eine Andeutung über deren Inhalt und Wert gegeben werden, z. B. mufste zu Hefners Römisches Bayern und Ohlenschlager, Schriften kurz bemerkt werden, dafs darin die Titel aller vorher erschienenen Schriften über den Gegenstand fast vollständig enthalten sind, und bei den Sammelwerken ist eine Angabe der Registerbände unerläfslich.

Zahlreiche Mängel und Ungenauigkeiten finden sich auch in der Angabe der Titel. Hefners Römisches Bayern, 3. Aufl., ist nicht 1832, sondern 1852 erschienen, Miller hat nicht eine „Weltkarte des Pistorius", sondern „des Castorius", genannt die Peutingersche Tafel, herausgegeben; Stälin, Wirtembergische Geschichte B. 1 ist 1882 in 2. Aufl. erschienen; der Titel meines Programms von 1884 lautet nicht „Die römischen Grenztruppen", sondern „Die römischen Truppen im Rechtsrheinischen Bayern"; das von mir veröffentlichte Militärdiplom wurde nicht zu Weifsenburg, sondern zu Regensburg gefunden; die Namen der Schriftsteller Rimpler und Vogt auf S. X. C sind in Rumpler und Voigt zu verbessern.

Noch schlimmer steht es mit den wissenschaftlichen Angaben in den Beilagen. Abgesehen von den vielen Verschreibungen wie dux limitanei (sic), Cohors Belgarlum, Brittones tributienses, Brittones

Caledonorum u. s. w. finden sich eine Anzahl geradezu falscher Angaben, z. B. S. 83. Cohors IV. voluntariorum zu Obernbg. = Coh. VII. Vindelicorum? (O.) Diese Gleichstellung ist unrichtig; zunächst ist Coh. VII in Coh. IV abzuändern, die Bemerkung ist aber auch dann nur im Zusammenhang verständlich und diesen kann ohne Angabe der Stelle: Ohlenschlager, Die römischen Truppen S. 92, kaum jemand finden.

Der Numerus Sinopensium mufs nach Dosmaszewky's Forschung im Korrespondenzbl. d. Westdeutschen Zeitschrift 1889 Sp. 47 in Seiopensium geändert werden; der seltsamste Irrtum aber ist S. 19 u. S. 53 zu lesen, nämlich „Numerus duobus (astris) zu Miltenberg (212) (O). Der geehrte Leser könnte in meinen Schriften bis ans Ende seiner Tage suchen, er würde einen solchen numerus nicht finden. Die Stelle, aus welcher dieser merkwürdige Numerus entnommen ist, findet sich bei Ohlenschlager, Die römischen Truppen S. 78 und lautet „centurio legionis, p(raefec)tus n(umeri)? .. duobus (Aspris) consulibus" und bezieht sich auf den obengenannten Numerus Seiopensium, dessen Name im Jahre 1884 noch nicht sicher war und erst in der Zwischenzeit festgestellt wurde und daher in der angeführten Stelle noch durch ein Fragezeichen ersetzt ist. Duobus (Aspris?), nicht astris, gibt nicht den Namen des Numerus, sondern, wie das folgende consulibus jedem Fachmann auf den ersten Blick zeigt, das Consulatsjahr an, in welchem der Altar gesetzt wurde.

Auf derselben Seite 53 erscheint auch ein Ala I singularium terratorris statt imperatoris (Stälin, Wirtemb. Gesch. I. S. 78).

S. 54 ist die ala Aurelia zu Emezheim wieder aufgenommen, obwohl dieselbe nicht einer quellenmäfsigen Überlieferung, sondern Vermutungen ihr Dasein verdankt, die seit der Auffindung des Regensburger Militärdiploms sich als unhaltbar herausgestellt haben.

Ebenso darf Coh. X. Batavorum nicht mehr unter den rätischen Abteilungen genannt werden, da es ebenfalls unrichtige Lesung statt Coh. IX. Batavorum ist.

Statt ala Civiana torquata ist ala Siliana zu lesen, eine Cohors Boiodoro ist ebensfalls nie vorhanden gewesen, wohl aber ist Boiodoro Name der Innstadt von Passau in römischer Zeit und Standort einer in der Notitia dignitatum nicht genannten und auch aus anderen Quellen bisher nicht bekannten Cohorte.

In Beilage IV. Römerorte A S. 60 ff. sind unter den wirklich römischen Namen eine grofse Anzahl Namen stehen geblieben, die nicht römischen Quellen, sondern mittelalterlichen Schriften entstammen, z. B. Mons Castrensis, das einem Saalbuch ad officium Rhain. 1275 entnommen ist (nach Raiser, Oberdonaukreis III. S. 58); Castellam (sic!) ad Blesam; diese hätten daher unter den Römerorten nicht angeführt werden sollen, viele aber haben nicht einmal urkundlichen Wert, sondern sind Übersetzungen der deutschen Benennung wie Castra imperialis (sic!) für Kaiserburg oder Phantasieen früherer Schriftsteller. Es durften in ein quellenmäfsiges Verzeichnis der Römerorte z. B. folgende nicht aufgenommen werden: S. 60 Blesiacum, Caesarea lutrina, Castellum superior (sic!), Collis Teregrinorum (das zudem Pere-

grinorum heifsen sollte, aber auf einer mifsverstandenen Inschrift beruht (wie Memminger in den Württemberger Jahrbüchern 1835 mitteilt.) Drusivilla S. 61, Lutra Castrum, Mons Castelli, Tabernae montanae, Tabernae rhenanae, Murtiaria, Nana und andere; unter B. Rätien: Abodiacum ad Enum, Abudiacum ad Istrum, Acilia, Apona, Aredunum, S. 62 Aureatum, Aurelia, Aurisium, Avimania das nur Verschreibung für a Vimania ist, Castra Tiberina, Castra vetus (sic!), Castrum Viscellina (sic!) Custodia, Receptaculum Tiberii, Sedatum Pons, Vadum Vitellii und viele andere.

Umgekehrt fehlen manche Namen am rechten Platze z. B. Augusta Nemetum, und die Bemerkungen sind zum Teil ungenau, zum Teil unverständlich. Bei Noviomagus S. 61 steht z. B. Hochspeyer (Lehm) Neustadt (Lehm) ohne erklärenden Zusatz, bei Aredunum steht als Quelle Tr. Alp. = Tropaeum Alpium (oder wie S. XV. zu lesen ist, Trophäum Alpinum) nirgends aber ist angegeben, dafs dieses Tropaeum durch Plinius hist. nat. III. c. XX. 24 überliefert ist; der Name Aredunum kommt darin nicht vor, ebensowenig als Aurisium, Custodia, Cantioebis und Fanum Tectosagae, welche nach dem Handbuch sich ebenfalls in dieser Quelle finden sollen.

Ich müfste den Leser unnütz ermüden, wollte ich alle Fehler, Übersehen und Versehen in den beiden genannten Beilagen aufzählen.

Dafs auch der geschichtliche Überblick nicht mit grofser Sorgfalt gearbeitet ist, möge ein Beispiel beweisen: Unter der Rubrik: Römische Befehlshaber und Provinzialbeamte bietet das Handbuch folgende Angaben: 222—235 Fulvius C. Casonius, Legat (Stäl.; Erh.) Macer* Rufinianus (Stäl.; Erh.) Cociavicus* Fiduis, Legat (Stäl.; Erh.) Cofsianus* (Stäl.; Erh.) Joanus* Priscus (Stäl.; Erh.) Fulvius* C. (= Casonius), Prok. (Stäl.) Sabinus* Aquila Prok. (Stäl.) Claudius* Titus Candidus, Prok. (Stäl.) Clemens* T. Varus, Prok. (Stäl.) Es müfsten dem Druck und den Citaten gemäfs 9 Beamte sein die hier genannt werden. Nehmen wir aber den citierten Stälin, S. 88, zur Hand, so finden wir die Namen folgendermafsen geschrieben: C. Caesonius C. F. Macer Rufinianus, leg. Aug. pr. German. Superioris, (Stäl.) C. Octavius, Tidius Tofsianius Javolenus Priscus leg. consul. prov. german. superioris (Stäl.) C. J. L. III. 2864, C. F. Sabinius Aquila (Stäl.) T. Cl (audius) Candidus. (Stäl.) T. Varius Clemens (Stäl.) Es sind demnach von Stälin mit diesen Namen nur 5 Personen bezeichnet. Überdies ist aus dem C. F. (= Cai Filius) zweimal hier und auch noch an andern Stellen der Name Fulvius gebildet worden. Ich schliefse hier die Blütenlese aus dem Handbuch, der II. Teil, Ortskunde ist in gleicher Weise gearbeitet, wie mit vielen Stellen bewiesen werden könnte, die als Stichproben untersucht und dabei unzuverlässig und ungenau befunden wurden.

Es kann daher das Handbuch denjenigen, welche sich über Bayerns Frühgeschichte unterrichten wollen, nicht empfohlen werden, da, abgesehen von den massenhaften Ungenauigkeiten, all der Ballast und Schutt unter dem die Römische Geographie und Geschichte Bayerns begraben lag, und den eine Anzahl eifriger Forscher in den letzten

fünfzig Jahren mit grofser Mühe beseitigt haben, in ganz zweckloser, rücksichtsloser Weise wieder mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Thätigkeit vermengt erscheint, und nur von dem Kundigen wieder geschieden werden kann; für den Unkundigen aber, der sich auf die Angaben dieses Buches stützt, mufs dieses zu einer Quelle der bedenklichsten Irrtümer werden und wird unberechenbaren Schaden bringen. Trotz seines reichen Stoffes mufs daher für die ernsthafte Forschung das Buch als ungeschrieben betrachtet werden.

Speier. F. Ohlenschlager.

H. Stadtmüller. Zu einigen Grabschriften der palatinischen Anthologie und ihren Verfassern. (Aus der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Heidelberger Gymnasiums) 1896, 15 SS.

Die neueste Abhandlung Stadtmüllers läfst uns einen Blick in die Werkstatt des erwarteten 2. Bandes der Anthologie thun. Mehr noch als manche glänzenden Textesverbesserungen interessieren die Bemerkungen über die Autoren mehrerer Epigramme. So wird VII 492 überzeugend dem Antonios von Milet vindiziert und der überlieferte Name der Anyte von Mitylene aus dem Verzeichnis der Epigrammendichter gestrichen. Gegen Reitzenstein weist St. nach, dafs ein jüngerer Alkaios aus Mitylene niemals existierte; ebensowenig hat ein Mitylenäer Adaios gelebt. Aus der Zahlenspielerei, die St. in VII 660 aufdeckt, folgert er mit Recht, dafs das Epigramm nicht dem Theokrit oder dem Tarentiner Leonidas angehört, sondern dessen Namensvetter aus Alexandria. Überall haben wir das Gefühl, dafs wir von einem den Stoff meisterhaft beherrschenden Manne geleitet werden durch den von manchen Schlinggewächsen und Unkräutern überwucherten Friedhof.

München. Th. Preger.

Theodor Schreiber, Der Gallierkopf des Museums in Gize bei Kairo. Ein Beitrag zur alexandrinischen Kunstgeschichte. Leipzig A. G. Liebeskind 1896 [Preis 12 M. 50 Pf. Mit 2 Heliogravüretafeln und 6 Textabbildungen. 30 Seiten. Folio].

Ein aufsergewöhnlich wertvolles Denkmal wird in der vornehm und vortrefflich ausgestatteten Schrift durch zwei Heliogravüren der Forschung zugänglich gemacht[1]) und durch einen gleichfalls weit über das Durchschnittsmafs hervorragenden, ausführlichen und weiteren Kreisen verständlichen Text erläutert. Es ist ein ursprünglich zu einer etwas überlebensgrofsen Statue oder vielleicht auch Gruppe gehöriger Marmorkopf eines Galliers, in Ägypten an unbekanntem Orte gefunden, wohl der reinste und edelste, der von jenem Volksstamme erhaltenen Typen[2]), ein griechisches Originalwerk vermutlich aus dem 3. vor-

[1]) Es ist neuerdings auch in Gipsabgüfsen verbreitet worden.

[2]) Jüngst hat Petersen in den „Römischen Mitteilungen" Band X (1895) über dieselben gehandelt und die Darstellungen durch Veröffentlichung eines vielleicht auch für den Kopf im Museum von Gize nicht unwichtigen Kopfes im Vatikanischen Museum bereichert.

christlichen Jahrhundert, das gegenständlich sowie künstlerisch unser Interesse mächtig erregt und durch den leidenschaftlich bewegten klagenden und leidenden Ausdruck des Gesichts unser Mitleid in hohem Grade wachruft. Um so bedauerlicher ist die Ungewifsheit über die genaue Herkunft und über die einstige Bestimmung, sowie die Ergänzung, welche auch durch die besonnene geistvolle Vermutung des Herausgebers nicht sicher gelöst wird. Nach ihm ist das Werk ein Siegesdenkmal, in Ägypten verfertigt und errichtet zur Erinnerung an die in Ägypten zwischen 276 und 274 erfolgte Niederwerfung eines gallischen Söldnerheeres, das dem Ptolemäos Philadelphos gegen Magas von Kyrene von Antigonos Gonatas zu Hilfe geschickt wurde, gegen seinen königlichen Herrn aber sich empörte und unterdrückt wurde. Denn die Begründung durch den Hinweis auf stilistische Verwandtschaft mit alexandrinischen Kunstdenkmälern ist zur Zeit insbesondere in Ermanglung von Abbildungen nur schwer nachzuprüfen, die Ausmalung der Situation des Kriegers, wie sie Seite 14 am Ende aus den Schriftstellernachrichten über den Untergang jener Truppe erschlossen ist, kann nicht mehr als ein aus der Begeisterung für den Ausdruck des Marmorkopfes entstandenes Phantasiebild bezeichnet werden, die Möglichkeit der Einführung von auswärts, etwa auf Veranlassung eines kunstliebenden Ptolemäerfürsten, bleibt vorerst bestehen. Vielleicht wird die Bestimmung der Marmorart über den Entstehungsort Gewifsheit oder Wahrscheinlichkeit gewinnen lassen, vielleicht auch erneute Vergleichung aller Gallierdarstellungen eine einigermafsen sichere Ergänzung ermöglichen. Einstweilen mufs man sich bescheiden, in der Betrachtung des herrlichen Kopfes allein wird man reiche Befriedigung und hohen Genufs finden.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Über die Beredsamkeit mit besonderer Beziehung auf das klassische Altertum. Von Dr. (med.) Friedrich Wilhelm Müller. Regensburg, W. Wunderling 1896. gr. 8°. 116 S.

„Die vorliegende Broschüre bildet eine Sammlung der wichtigsten, auf die Beredsamkeit bezüglichen Stellen aus den Schriften der römischen und griechischen Klassiker. Sie soll möglichst kurze Darstellung geben von der Geschichte und der Theorie der Beredsamkeit im klassischen Altertum. Der die zahlreichen Citate verbindende Text betrifft meistens eine Übersetzung, Umschreibung oder Erklärung derselben. Ich lasse also den grofsen Geistern der Vorzeit fast gänzlich das Wort und füge nur sehr wenig Eigenes hinzu. Die Struktur ist meine Sache, das Material hingegen ist fremdes Eigentum, welches ich von allen Seiten zusammengetragen habe. Und dieses Zusammensuchen erfordert sowohl nicht geringe Zeit als nicht geringe Mühe", so der Verfasser im Vorwort (S. 3).

Demnach war die Überschrift anders zu fassen, aber auch das Vorwort verspricht noch mehr als die Arbeit hält. Im allgemeinen

wird aus den rhetorischen Schriften Ciceros, der neben Plato der Leitstern des Verfassers ist, mit umfassender Kenntnis ausgeschrieben, übersetzt oder in Kürzung zitiert, was der grofse Praktiker und technographische Eklektiker aufstellt über „Definition und Charakteristik der Beredsamkeit; ihre Grundbedingung und ihre vorzüglichen Eigenschaften" (also namentlich inventio, dispositio, elocutio, memoria, pronuntiatio), I. Teil § 1—10. Auch für den zweiten Hauptteil (§ 11—19): „Griechische und römische Beredsamkeit; Sophistik und Rhetorik; Cicero als Redner und Lehrmeister der Redekunst" sind de or., Brut. und or. Hauptquelle. Wohl werden manche andere Autoren herangezogen, Horaz, Quintilian, Plato, Homer, Euripides etc., auch die Evangelisten, Goethe, Schiller u. a. m., — also für einen Nichtfachmann im engeren Sinn[1]) eine ganz respektable Belesenheit —, aber von einer genügenden Beherrschung der Techne oder gar der Geschichte der Rhetorik und der praktischen Beredsamkeit kann hier nicht die Rede sein; auch im einzelnen herrscht zu wenig Methode und Akribie. Groben Irrtümern und haltlosen Aufstellungen begegnet man allenthalben. „Einen üblen Contrast zur ethischen Doktrin des Platon bildet die triviale, geschäftsmäfsige Auffassung des Thraziers Aristoteles (384—322). Weder als Philosoph noch als Rhetor bemerkenkenswürdig und nicht durch die Qualität sondern durch die Quantität seiner Schriften hervorragend soll derselbe hier blofs der Vollständigkeit wegen als der Verfasser einer Geschichte der rhetorischen Systeme (τεχνῶν συναγωγή) sowie einer Abhandlung über die Redekunst (τέχνης ῥητορικῆς α΄—γ΄) nicht unerwähnt bleiben. Das schreibt F. W. Müller S. 96! S. 103 ist Cicero wieder der Verfasser der rhet. ad Herenn.

München. Dr. G. Ammon.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Emil Henrich, Assistent am Realgymn. Würzburg zum Gymnl. in Neustadt a. H.; Eugen Brand, Gymnl. am Wilhelmsgymn. in München zum Gymnprof. am Ludwigsgymn. daselbst; Priester Frz. X. Meier, Seminarpräfekt in Dillingen zum Gymnprof. daselbst (R.); Gg. Büttner, Reallehrer in Erlangen zum Gymnprof. am Realgymnasium Augsburg (M.); Dr. Wilh. Schott, Assistent in Landau zum Gymnl. am Progymn. Kusel; Phil. Gimmel, Assist. in Kaiserslautern zum Studienl. in Annweiler.

Versetzt: auf Ansuchen Wilh. Summa, Gymnl. in Neustadt a. H. an das alte Gymn. in Bamberg; Dr. Herm. Stöckel, Reallehrer an der Luitpold-Kreisrealschule als Gymnl. an das Realgymnasium in München (Real.); infolge organisatorischer Einrichtungen Dr. Joh. Stöcklein, Gymnl. am Ludwigsgymn. an das Wilhelmsgymn. in München.

Assistenten: zugeteilt wurden als Assistenten: Jos. Metzner, Assist. am alten Gymn. in Nürnberg dem Realgymn. Würzburg; Andr. Pfaff dem Gymn. in Freising (N. Spr.); Joh. Hofmann dem Gymn. in Landau; Wilh. Pleimes dem Gymn. in Ansbach.

[1]) Im gleichen Verlag erschien vom Verf. „Vom Leben zum Tod — durch Tod zum Leben" u. a.

In Ruhestand versetzt: Dr. Herm. Furtner, Gymnl. am Progymn. Kusel, für immer; Franz Steigenberger, vormals Gymnl. am Progymn. Grünstadt, für immer; Theod. Simmerbauer, Studienl. in Annweiler, auf ein Jahr.

Gestorben: Ludw. Schener, Gymnprof. am Ludwigsgymn. in München; Dr. Ant. Walter, Priester, Gymnprof. in Landshut (R.); Gg. Grofsmann, Gymnasialrektor a. D. in Bayreuth.

Berichtigung: S. 571 (Personalnachrichten des letzten Heftes) lies Pfarrer Abraham Böhmländer, Religionslehrer an der Luitpoldkreisrealschule in München zum Gymnprof. am Luitpoldgymn. (statt Theresiengymn.) in München (prot. Rel.).

Prüfungsaufgaben 1896.

I. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Solon, welcher ein Jahr nach Abschlufs seiner Gesetzgebung sich nach Ägypten begab und dort eine Zeit lang verweilte, hörte nach Platos Erzählung aus dem Munde eines ägyptischen Priesters, es habe einst jenseits der Säulen des Herkules im atlantischen Ozean eine grofse Insel, Atlantis genannt, gegeben, die nicht nur den fruchtbarsten Boden hatte, sondern sich auch einer Bevölkerung erfreute, welche sittlich vollkommen war und unter einer vollkommenen Staatsverfassung lebte; später aber sei die Insel vom Meere verschlungen worden und spurlos verschwunden. Diese Sage, behauptet Plato, habe Solon veranlafst ein Gedicht zu entwerfen, in welchem er sich vornahm, jene einstigen glücklichen Zustände auf der Atlantis zu preisen und seinen Athenern das Musterbild eines Staates vor Augen zu stellen; leider sei der hochbetagte Greis durch die Aufstände und andere öffentliche Schäden, die er bei seiner Rückkehr nach Athen vorfand, verhindert worden das angefangene Werk zu vollenden, durch das er ohne allen Zweifel den Ruhm eines Homer oder Hesiod erreicht haben würde.

Dafs Plato solches über Solon berichtet, dürfte vielleicht manchem auffallend erscheinen; allein wir werden schwerlich fehl gehen, wenn wir annehmen, Plato sei hiebei von folgender Erwägung geleitet worden. Obwohl Solon dem athenischen Volke die den Verhältnissen entsprechendsten Gesetze gegeben hatte, so mufste er es dennoch mit ansehen, dafs bald darauf heftige Parteikämpfe entstanden, durch die es schliefslich dahin kam, dafs sich Pisistratus der Alleinherrschaft bemächtigte. Diese Übelstände brachten ihn zu der Einsicht, dafs auch die beste Verfassung keinen Bestand haben könne, wenn nicht die Bürgerschaft bestrebt wäre, das sittlich Gute zum Prinzip alles Denkens und Handelns zu machen. Eine solche hatte aber der vielgereiste Mann nirgends angetroffen; daher malte er sich in seiner Phantasie das Bild jener glückseligen Inselbewohner aus, um seiner Zeit zu zeigen, von welchem Geiste die bürgerliche Gesellschaft beseelt sein müsse, wenn sie wahrhaft glücklich sein wolle. Unter den Tugenden, welche jene Menschen der Vorzeit auszeichneten, hatte Solon Grund besonders hervorzuheben ihre Gottesfurcht, ihr sanftmütiges Wesen gepaart mit Klugheit, ihre freundschaftliche Gesinnung gegen jedermann, ihre Hochherzigkeit und ihre Mäfsigung, welche sie abhielt in Üppigkeit und Mafslosigkeit auszuarten, obwohl die Natur des Landes die Gaben des Goldes und anderer Schätze in reicher Fülle gespendet hatte. Es waren dies dieselben Tugenden, die er, wie aus vielen seiner Gesetze und Einrichtungen ersichtlich ist, als die festesten Grundlagen betrachtete, auf denen der Bestand des Staates und das Wohl der einzelnen Bürger beruhte. Ihre Pflege den Athenern noch einmal ans Herz zu legen, bevor er selbst in jene seligen Gefilde hinüberwanderte, die schon Homer und Hesiod geschildert hatten, stand dem Staatsmann und Dichter wohl an.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

1. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Was versteht man unter „erschaffen"? Was lehrt die hl. Schrift von der Erschaffung des Menschen? Welche natürliche und übernatürliche Gaben erhielt

der Mensch bei seiner Erschaffung? Warum wurde der Mensch einer Prüfung unterworfen? Welches waren die Folgen des Ungehorsams der ersten Menschen für die Stammeltern selbst, für das ganze Menschengeschlecht und für die ganze Erde? Worin besteht das Wesen der Erbsünde?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was ist ein Sakrament? Welche Stücke gehören zu einem Sakramente? Wie läſst sich nachweisen, daſs die Priesterweihe ein Sakrament ist? Worin besteht die priesterliche Gewalt? Woher stammt diese Gewalt? Welche Abstufungen der Weihe und der priesterlichen Gewalt gibt es?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Die Pflicht der Wahrhaftigkeit, wie sie der Christ gegen sich selbst und gegen andere erfüllen soll, ist zu beschreiben.

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Welches sind die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes? Wovon gehen sie aus? Was leisten sie nicht? Welchen Wert haben sie gleichwohl?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden).

Die christliche Lehre von der göttlichen Weltregierung ist darzulegen und aus der heiligen Schrift zu begründen mit kurzer Kennzeichnung und Beurteilung abweichender Anschauungen.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Die Wahrheit des Horazischen Wortes

„poetae volunt
simul et iucunda et idonea dicere vitae“

ist an einer oder mehreren Dichtungen eines antiken Autors nachzuweisen.

2. „Echtes Gold wird klar im Feuer“. Nachzuweisen an hiefür besonders geeigneten Perioden der deutschen Geschichte.

3. Der Mensch ein Sohn der Zeit ein Herr der Zeit, ein Raub der Zeit.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden).

Οἱ Συρακόσιοι τῇ ὑστεραίᾳ καταλαβόντες τὸν Νικίαν ἔλεγον ὅτι οἱ μετὰ Δημοσθένους παραδεδώκοιεν σφᾶς αὐτούς, κελεύοντες κἀκεῖνον τὸ αὐτὸ δρᾶν· ὁ δ' ἀπιστῶν σπένδεται ἱππέα πέμψαι σκεψόμενον. ὡς δ' οἰχόμενος ἀπήγγειλε πάλιν παραδεδωκότας, ἐπικηρυκεύεται Γυλίππῳ καὶ Συρακοσίοις εἶναι ἑτοῖμος ὑπὲρ Ἀθηναίων ξυμβῆναι ὅσα ἀνήλωσαν χρήματα Συρακόσιοι ἐς τὸν πόλεμον, ταῦτα ἀποδοῦναι, ὥστε τὴν μετ' αὐτοῦ στρατιὰν ἀφεῖναι αὐτούς· μέχρι οὗ δ' ἂν τὰ χρήματα ἀποδοθῇ, ἄνδρας δώσειν Ἀθηναίων ὁμήρους, ἕνα κατὰ τάλαντον. οἱ δὲ Συρακόσιοι καὶ Γύλιππος οὐ προσεδέχοντο τοὺς λόγους, ἀλλὰ προσπεσόντες καὶ περιστάντες πανταχόθεν ἔβαλλον αὐτοὺς μέχρι ὀψέ. εἶχον δὲ οὗτοι πονήρως σίτου τε καὶ τῶν ἐπιτηδείων ἀπορίᾳ. ὅμως δὲ τῆς νυκτὸς φυλάξαντες τὸ ἡσυχάζον ἔμελλον πορεύεσθαι. καὶ ἀναλαμβάνουσί τε τὰ ὅπλα καὶ οἱ Συρακόσιοι αἰσθάνονται καὶ ἐπαιάνισαν. γνόντες δὲ οἱ Ἀθηναῖοι, ὅτι οὐ λανθάνουσι, κατέθεντο πάλιν πλὴν τριακοσίων μάλιστα ἀνδρῶν· οὗτοι δὲ διὰ τῶν φυλάκων βιασάμενοι ἐχώρουν τῆς νυκτὸς ᾗ ἐδύναντο.

Νικίας δὲ ἐπειδὴ ἡμέρα ἐγένετο, ἦγε τὴν στρατιάν· οἱ δὲ Συρακόσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι προσέκειντο τὸν αὐτὸν τρόπον βάλλοντές τε καὶ κατακοντίζοντες. καὶ οἱ Ἀθηναῖοι ἠπείγοντο πρὸς τὸν Ἀσσίναρον ποταμόν, οἰόμενοι ῥᾷόν τι σφίσιν ἔσεσθαι, ἢν διαβῶσι τὸν ποταμόν. ὡς δὲ γίγνονται ἐπ' αὐτῷ, ἐσπίπτουσιν οὐδενὶ κόσμῳ ἔτι, ἀλλὰ πᾶς τέ τις διαβῆναι αὐτὸς πρῶτος βουλόμενος καὶ οἱ πολέμιοι ἐπικείμενοι χαλεπὴν ἤδη τὴν διάβασιν ἐποίουν· ἀθρόοι γὰρ ἀναγκαζόμενοι χωρεῖν ἐπέπιπτόν τε ἀλλήλοις καὶ κατεπάτουν, περί τε τοῖς δορατίοις καὶ σκεύεσιν οἱ μὲν εὐθὺς διεφθείροντο, οἱ δὲ ἐμπαλασσόμενοι κατέρρεον.

Τέλος δὲ νεκρῶν τε πολλῶν ἐπ' ἀλλήλοις ἤδη κειμένων ἐν τῷ ποταμῷ καὶ διεφθαρμένου τοῦ στρατεύματος τοῦ μὲν κατὰ τὸν ποταμόν, τοῦ δὲ καί, εἴ τι διαφύγοι, ὑπὸ τῶν ἱππέων, Νικίας Γυλίππῳ ἑαυτὸν παραδίδωσι πιστεύσας μᾶλλον αὐτῷ ἢ τοῖς Συρακοσίοις.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

Ihr werdet nun bald[1]) in die Welt hinaustreten. Unter den zahlreichen Wegen, die sich der menschlichen Thätigkeit darbieten[2]), werden die einen diesen, die andern jenen einschlagen[3]). Welchen Weg ihr auch wählen möget, verfolget ihn mit Mut, Thatkraft und Ausdauer! Begnügt euch nicht mit der Mittelmäfsigkeit, sondern strebet nach der Vollkommenheit!

Die Laufbahn der einen wird vielleicht recht glänzend, die der andern unbekannt und verborgen sein. Mögen diejenigen, welchen der bescheidenere Teil zufallen wird[4]), sich nicht darüber beklagen. Das Vaterland lebt von der Mitwirkung[5]) und Arbeit aller seiner Kinder. In dem Triebwerk[6]) der Gesellschaft gibt es keine unnütze Feder[7]). Zwischen dem Beamten, der den Staat lenkt, und dem Handwerker, der durch seiner Hände Arbeit zum allgemeinen Wohl beiträgt, gibt es nur Einen Unterschied, nämlich den, dafs die Verrichtung[8]) des ersteren höher, bedeutender ist als die des letzteren. Aber das moralische Verdienst ist dasselbe für jeden, der seine Pflichten erfüllt, welche Stellung er auch einnehmen möge.

Die Hauptsache ist nicht, Erfolg zu haben, sondern sich zu bemühen, soviel Gutes zu thun, als man in dem Wirkungskreis[9]), in dem man sich befindet, thun kann. Wer so handelt, thut seine Pflicht, deren Erfüllung der wahre Zweck des Lebens ist. Und das Bewufstsein, seinen Pflichten treu nachgekommen zu sein[10]), gibt dem Herzen jene Freude und jenen Frieden, welche das gröfste Glück des Lebens ausmachen.

Aufgaben aus der Mathematik und Physik (4 Stunden).

I. Jemand kaufte ein Haus; die vorgenommenen baulichen Veränderungen berechneten sich auf 10% des Ankaufspreises. Kurz darauf starb der Käufer; die Erben verkauften es wieder um 17600 Mark mit einem Verlust, der soviel % betrug, als der 1000. Teil des Kaufpreises ausmacht. Wie teuer wurde das Haus gekauft?

II. Die Katheten CA und CB eines rechtwinkligen Dreiecks werden über den Scheitel des rechten Winkels hinaus verlängert und zwar CA um CB und CB um CA. Man soll die Summe der dadurch über den Katheten entstandenen rechtwinklig-gleichschenkligen Dreiecke in ein Quadrat verwandeln und dieses von einem Eckpunkt aus in fünf gleiche Teile teilen. Analysis, Konstruktion und Beweis!

III. Die Punkte A und B der Erdoberfläche, welche unter der nördlichen Breite von $\beta = 30° 23' 22''$ liegen, haben die östlichen Längen von $\lambda = 7°$ und $\lambda_1 = 87°$. Man soll die Fläche des sphärischen Dreiecks berechnen, dessen Ecken der Nordpol und die Punkte A und B sind. Radius der Erde $r = 6366{,}75$ km.

---

[1]) vous allez [2]) s'ouvrir [3]) prendre [4]) welche haben werden [5]) le concours [6]) la mécanique [7]) le ressort [8]) la fonction [9]) la sphère [10]) treu nachkommen = être fidèle.

IV. Ein Bahnzug, der die Geschwindigkeit c = 15 m hat, macht, nachdem der Dampf abgesperrt ist, in der ersten Minute s = 810 m. Nach welcher Zeit kommt er zum Stehen und welchen Weg legt er noch zurück? oder:

V. Beschreibe die Leydener Flasche und erkläre die Versuche, die mit ihr gemacht werden können.

(Bezüglich der Aufgaben IV und V ist die Auswahl dem Schüler freigestellt; es wird sonach nur die Ausarbeitung einer dieser Aufgaben verlangt).

II. Absolutorialaufgaben an den Realgymnasien.

Aufgabe für eine deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Welchen Einfluſs übten die geographischen Verhältnisse auf die Entwickelung des deutschen Volkes?

2. Daſs Kleines die Wiege des Groſsen ist, lehrt uns die Natur, das menschliche Leben und die Geschichte.

3. Groſser Menschen Glück zu seh'n
Schlägt uns nieder;
Doch erhebt es auch wieder,
Daſs so was durch Menschen gescheh'n. (Rückert.)

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wie kann das Dasein Gottes bewiesen werden? Worin besteht das Wesen Gottes? Welches sind die wichtigsten Eigenschaften Gottes nach Sein, Erkennen und Wollen?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was versteht man unter Sakramentalien? Wie unterscheiden sich die Sakramentalien von den Sakramenten in Bezug auf Einsetzung, Wirkung und Notwendigkeit?

Welche Arten von Sakramentalien gibt es? Warum weihet und segnet die Kirche so verschiedene Gegenstände?

Welche Wirksamkeit haben die Sakramentalien und woher?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wie hängt die christliche Nächstenliebe mit der Gottesliebe zusammen? Wie hat erstere als Bruderliebe und als allgemeine Menschenliebe sich zu bethätigen? Woran hat die Liebe des Christen ihre Schranken?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Sinn und Gehalt des apostolischen Wortes: „Der Tod ist der Sünde Sold" soll dargelegt werden.

Übersetzung in das Französische (3 Stunden).

Jacques Amyot, 1513 zu Melun als Sohn armer Eltern geboren und 1593 als Bischof von Auxerre gestorben, erwies der französischen Sprache einen unschätzbaren Dienst dadurch, daſs er die Lebensbeschreibungen des Plutarch (Plutarque) übersetzte. Wenn man bedenkt, daſs das Werk des Letzteren eine wahre Encyklopädie ist, so wird man begreifen, welche Übung diese Übersetzung für die Sprache gewesen ist, und wie sehr sie dieselbe geschmeidig gemacht (assouplir) und bereichert hat. Um eine so groſse Verschiedenheit von Dingen auszudrücken, muſste man zu allen Hilfsquellen des Französischen seine Zuflucht nehmen; man muſste das Vokabular desselben durch jede Art von Analogien und Entlehnungen (= Anleihen), durch Gräcismen (hellénisme), Latinismen, Italianismen erweitern. Um eine groſse Anzahl von Ideen und Gegenständen zum ersten Male auf französisch auszudrücken, muſste man Wörter finden und schaffen. Durch den Plutarch des Amyot sind Ausdrücke für (de) Politik, Einrichtungen, Philosophie, Wissenschaften, Musik in die französische Sprache aufgenommen worden. Dieses Buch

ist die beträchtlichste Anstrengung, welche die französische Sprache in ihrem Versuche, den alten Sprachen gleichzukommen, gemacht hat. Mehr noch als die Essais Montaignes ist es die vollständigste und reichhaltigste (copieux) Sammlung der Wendungen, Redensarten und Wörter, welche die Sprache des XVI. Jahrhunderts dem Gedanken zur Verfügung gestellt hat. Dafs diese Arbeit wirklich volkstümlich gewesen ist, sieht man aus der Thatsache, dafs es mehreren Generationen als Lektüre gedient hat. Indessen darf man nicht glauben, dafs Amyot sich stets an das Original gehalten (se conformer à) habe; er erfindet, aber mit Verständnis (discernement), er gestaltet um, aber als ein Mann, der seines Geschmackes sicher ist. So läfst uns Amyot gewahren, wie Altertum und französischer Geist durch gegenseitige Durchdringung (pénétration) verschmolzen (se fondre). Schon Plutarch stellte die alten Zeiten unter (= in) einem Bilde dar, das den modernen Zeiten ein wenig glich. Amyot verwandelt durch seine Übersetzung die Ähnlichkeit vollends (achever) in Identität. Sowohl durch die Einzelheiten als durch die allgemeine Farbe seiner Übersetzung, modernisiert er die Welt der Griechen und Römer, und durch diese unfreiwillige Entstellung (travestissement) strebt er, dem Erwachen des Sinnes für (de) die Unterschiede d. h. des historischen Sinnes zuvorzukommen. Wie or Shakespeare, der den Plutarch nur durch eine englische Übersetzung des Amyot kennen gelernt hat, dazu verleitet (= einlädt), den englischen Mob in der plebs romana zu erkennen, veranlafste er sowohl Corneille als Racine dazu, unter alten Namen die Franzosen ihrer Zeit zu schildern.

Übersetzung in das Englische (3 Stunden).

Während der Jahre, welche die Mitte der Regierung der Königin Elisabeth von dem Zusammentritt des langen Parlaments trennen, fand in England eine grofse moralische Veränderung statt. England wurde das Land der Bibel. Es war das einzige englische Buch, welches jedem Engländer vertraut war; es wurde in den Kirchen und zu Hause gelesen, und überall entzündeten seine Worte, da sie in (on) Ohren fielen, die die Gewohnheit noch nicht abgestumpft (to deaden) hatte, eine ungeheure Begeisterung. Die Volkstümlichkeit der Bibel beruhte (to be owing) nicht nur auf der Religion. Nahezu die ganze Prosaliteratur Englands ist seit der Übersetzung der heiligen Schrift durch Tyndale und Coverdale erwachsen. Für die Nation im grofsen (at large) existierte keine Geschichte, kein Roman, kaum irgend eine Dichtung, die wenig bekannten Verse Chaucers ausgenommen, in englischer Sprache, als befohlen wurde, die Bibel in den Kirchen aufzulegen (to set up). Die Erschliefsung (disclosure) der Schätze der griechischen Literatur hat die Umwälzung der Renaissance (Renascene) bewirkt. Die Erschliefsung der älteren hebräischen (Hebrew) Literatur bewirkte die Umwälzung der Reformation. Aber diese war in ihren Wirkungen weiter tiefer als jene. Keine Übersetzung konnte den besonderen Reiz der Sprache, welche den Schriftstellern Griechenlands und Roms ihren Wert gab, einer andern Sprache übertragen. Die klassische Bildung (letters) blieb deshalb im Besitze der Gelehrten, d. h. der Wenigen. Aber die Sprache des Hebräers, das Idiom des hellenistischen Griechen, boten sich (= lieben sich) mit merkwürdiger Leichtigkeit den Zwecken der Übersetzung dar. Als rein literarisches Denkmal bleibt die englische Übersetzung der Bibel das edelste Beispiel der englischen Zunge, während ihr beständiger Gebrauch sie vom Augenblick ihres Erscheinens an zum Muster dieser Sprache machte. Die Gewalt des Buches über die Masse der Engländer zeigte sich am deutlichsten in dem Einflufs, den es auf die gewöhnliche Rede ausübte. Es bildete die einzige Literatur, welche gewöhnlichen Engländern zugänglich war, und wenn wir uns an die Zahl gewöhnlicher, grofsen Schriftstellern entlehnter Phrasen erinnern, welche sich unbewufst in die gewöhnliche Unterhaltungssprache (talk) verwehen (to interweave), so werden wir die seltsame Mosaik biblischer Wörter und Sätze besser verstehen, welche der englischen Unterhaltungssprache vor zweihundert Jahren ihre Farbe verliehen (to colour).

Aufgabe aus der analytischen Geometrie (1 Stunde).

Ein Kreis sei bestimmt durch seinen Radius r und durch die Koordinaten $x = a$, $y = b$ seines Mittelpunktes. Es sollen die Koordinaten derjenigen Punkte

gefunden werden, in welchen die von dem Punkte ($x = \alpha$, $y = \beta$) an den Kreis gezogenen Tangenten diesen letzteren berühren.

Aufgabe aus der Trigonometrie.

Es soll der Umfang eines Dreiecks aus der Fläche = s qm, der Differenz der Seiten $a - b = d$ m und dem Winkel γ berechnet werden. Nach der allgemeinen Lösung Berechnung für $s = 2,1$ qm, $d = 0,3$ m und $\sphericalangle\ \gamma = 36^\circ\ 52'\ 13'',3$.

Aufgabe aus der Stereometrie.

Die Grundfläche einer Pyramide ist ein Rhombus mit den Diagonalen D und d und die Höhe dem Durchmesser des der Grundfläche eingeschriebenen Kreises gleich. Wie grofs ist der Kubikinhalt des abgeschnittenen Pyramidenstumpfes, wenn in der Entfernung von der Grundfläche gleich $\frac{2}{3}$ der Höhe eine Ebene parallel zu ihr gelegt wird?

Zuerst allgemeine Behandlung, dann Berechnung für $D = 2,4$ m u. $d = 1,8$ m.
(Zusammen 2 Stunden Arbeitszeit.)

Aufgabe aus der darstellenden Geometrie (2 Stunden).

Gegeben sind die beiden Projektionen einer vierseitigen Pyramide. Gesucht ist der Schnitt dieses Körpers mit einer Ebene, welche eine der durch die Spitze desselben gehenden Kanten halbiert und aufserdem durch ihre Winkel mit den die halbierte Kante enthaltenden Seitenflächen der Pyramide bestimmt ist.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden).

Pythagoram scribit auditor Platonis Ponticus Heraclides, vir doctus in primis, cum Leonte, principe Phliasiorum, docte et copiose disseruisse quaedam. Cuius ingenium et eloquentiam cum admiratus esset Leon, quaesivisse ex eo, qua maxime arte confideret: at illum respondisse artem quidem se scire nullam, sed esse philosophum. Admiratum Leontem novitatem nominis quaesivisse, quinam essent philosophi, et quid inter eos et reliquos interesset; Pythagoram autem respondisse similem sibi videri vitam hominum et mercatum eum, qui haberetur maximo ludorum apparatu totius Graeciae celebritate; nam ut illic alii corporibus exercitatis gloriam et nobilitatem coronae peterent, alii emendi aut vendendi quaestu et lucro ducerentur, esset autem quoddam genus eorum, idque vel maxime ingenuum, qui nec plausum nec lucrum quaererent, sed visendi causa venirent studioseque perspicerent, quid ageretur et quo modo, item nos quasi in mercatus quandam celebritatem ex urbe aliqua, sic in hanc vitam ex alia vita profectos alios gloriae servire, alios pecuniae; raros esse quosdam, qui ceteris omnibus pro nihilo habitis rerum naturam studiose intuerentur; hos se appellare sapientiae studiosos (id est enim philosophos); et ut illic liberalissimum esset spectare nihil sibi acquirentem, sic in vita longe omnibus rebus contemplationem rerum cognitionemque praestare.

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie (2 Stunden).

Welche Elemente sind bei gewöhnlicher Temperatur flüssig? Wie finden sie sich in der Natur und wie werden sie gewonnen? Wie sehen sie aus und wie unterscheiden sie sich in chemischer Beziehung?

Aufgaben aus der Physik (1 Stunde).

a) Ein Liter Luft von 0° C und 0,76 m Druck wiegt 1,293 g; wieviel wiegt ein cbm Luftvolumen bei 13° C und 0,722 m Druck?
b) Es soll angegeben werden, wie der experimentelle Nachweis für das Mariottesche Gesetz geliefert wird.

III. Aufgaben beim I. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Mit welchem Rechte singt Klopstock von „jenen alten Unsterblichen, deren dauernder Wert wachsenden Strömen gleich jedes lange Jahrhundert füllt“?

Übersetzung ins Lateinische (5 Stunden).

Rom bedurfte, seit es Weltmacht geworden, einer neuen Kultur von weiterem Gesichtskreise, und diese bot sich ihm in der griechischen dar, welche seit Alexander eine Weltbildung geworden war. Wenn es auch bis in die Kaiserzeit hinein nicht an Leuten fehlte, welche alles Unglück Roms von der Einführung griechischer Weisheit herleiteten, so ist doch andererseits gewifs, dafs nirgends die griechische Kultur auf den verschiedenen Stationen ihrer Wanderung so grofse Wirkungen hervorgebracht hat, wie in Rom. Sie griff hier in alle Gebiete des geistigen Lebens ein; sie trug dazu bei, die Schrift- und Sprachgesetze des Lateinischen zu ordnen, sie rief eine ganze Literatur in Prosa und Poesie hervor, die ungleich reicher und lebenskräftiger war als Alles, was die spätere griechische Literatur hervorzubringen vermocht hatte. Die bildende Kunst fand hier eine neue Heimat und erstarkte an neuen Aufgaben zu einer dauernden und inhaltreichen Nachblüte. In der Beredsamkeit führte der gesunde Sinn der Römer von den Ausartungen des asiatischen Stils zu der klassischen Einfachheit des Atticismus zurück; auch die Philosophie fand ihre Stätte in Rom und römische Tugend richtete sich in den Zeiten tiefen Verfalls an den Lehren der Stoa noch einmal empor.

Die alten Staatsformen, welche sich überlebt hatten, wären auch ohne das Eindringen fremder Sprache und Sitte zusammengebrochen. Nun aber bildete sich aus der Verschmelzung beider Kulturen gleichsam eine neue Nationalität, und diese ist es, worauf Cäsar seine Reichsidee gründete. Die Herrschaft der Cäsaren beruht auf der Erkenntnis, dafs das römische Wesen keine nationale Berechtigung mehr besitze, und das kaiserliche Rom suchte alle Beziehungen auf, welche die Stadt mit dem griechischen Osten verknüpfen. Athen ward die zweite Heimat der Römer. Unter Augustus vereinigten sich die Fürsten seiner Zeit, um durch gemeinschaftliche Beiträge den Zeustempel in Athen zu vollenden, und alle Philhellenenkönige der früheren Jahrhunderte wurden von Hadrian überboten, der neben der Theseusstadt sein neues Athen anfbaute.

Übersetzung ins Griechische (4 Stunden).

Mit 20 Jahren bestieg Alexander den königlichen Thron von Macedonien, welchen damals Neid, Hafs und Gefahren von allen Seiten umlagerten; denn die benachbarten nicht griechischen Völkerschaften, die sich nach ihren angestammten Königen sehnten, beugten sich nur unwillig unter das Sklavenjoch, Griechenland hatte Philippos zwar mit Waffengewalt sich unterworfen, aber keine Zeit gefunden, es vollständig zu pacificieren, vielmehr war dort Alles in Unruhe und Gährung, als er durch den Dolch des Pausanias hingerafft worden war. Während nun viele der Macedonier die Ansicht vertraten, man solle auf eine griechische Politik gleich ganz verzichten und nicht auf einen gewaltsamen Anschlufs der griechischen Staaten an Macedonien bestehen, die abgefallenen Barbaren dagegen durch Güte und Milde wieder zu gewinnen suchen, verfolgten die Erwägungen Alexanders die entgegengesetzte Richtung und gingen darauf hinaus, durch Kühnheit und mannhaftes Auftreten seine Herrschaft zu sichern, in der Überzeugung, dafs, wenn er in diesem Augenblick auch nur eine Spur von Schwäche zeige, alle über ihn herfallen würden. Durch einen raschen Feldzug, der ihn bis zum Istros führte, schlug er zunächst die Kriege im Barbarenland durch mehrere glänzende Siege nieder. Als in Athen der Tod des Philippus gemeldet worden war, da feierte man sofort ein Freudenopfer ob der glücklichen Botschaft und erkannte durch Volksbeschlufs dem Pausanias den Ehrenkranz zu. Demosthenes erschien bekränzt und in hellem Gewande auf der Strafse, obwohl ihm erst 6 Tage vorher seine Tochter gestorben war. Auf Betreiben desselben schlossen sich mehrere Staaten

zu einem Bunde zusammen. Die Thebaner eröffneten den Feldzug mit einem Angriff auf die makedonische Besatzung, von der sie viele töteten, die Athener rüsteten sich, um an ihrer Seite zu kämpfen. Kaum aber hatte Alexander den Abfall der Thebaner vernommen und daſs die Athener mit ihnen sympathisierten, als er seine Streitmacht sofort durch die Thermopylen rücken lieſs, indem er erklärte, er werde dem Demosthenes, der ihn ein Kind genannt, vor den Mauern von Athen zeigen, daſs er ein Mann geworden. Das rasche Erscheinen des Königs hatte die Thebaner vollständig überrascht und so muſsten sie auf sich allein angewiesen die Entscheidungsschlacht kämpfen. Der Ausgang derselben ist bekannt: Die Stadt wurde erobert, geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. Alle Einwohner mit Ausnahme der Gastfreunde der Macedonier, der Priester und der Nachkommen des Dichters Pindar, angeblich 30 000, verkaufte der König in die Sklaverei, ein furchtbar hartes Schicksal, das seine Erklärung nur in der von Alexander gehegten Erwartung findet, die Griechen würden erschreckt und eingeschüchtert durch das furchtbare Strafgericht Ruhe halten.

Übersetzung aus dem Lateinischen (4 Stunden).

Tibull., III 3 (vollständig).

Übersetzung aus dem Griechischen (4 Stunden).

Lucian., *Περὶ τοῦ ἐνυπνίου ἤτοι βίος Λουκιανοῦ*, 1—5 (schlieſsend mit *ἀκροατῶν δεόμενα*; mit Auslassung von 2 *ἐπεχυμαίρετο δέ* — Schluſs *τῆς πλαστικῆς*).

IV. Themata aus dem II. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern:

a) aus der klassischen Philologie:

1) Quae similitudo intercedat inter Isocratis orationem *περὶ ἀντιδόσεως* et Platonis Apologiam Socratis.[1])
2) Quibus nuntiis, inprimis in re militari, Graeci et Romani usi sint.
3) Entstehung und ursprüngliche Bedeutung des spartanischen Ephorats.[1])
4) Quaestiones Curtianae.
5) De significatione et usu praepositionum ob et propter apud veteres scriptores Latinos.
6) Quaestiones Epicteteae.
7) De Xenophontis commentariorum compositione.
8) Annotationes in Thoresenii commentationem de divinatione Tulliana criticam.

b) aus der deutschen Philologie:

c) aus der Geschichte:

9) Haltung des deutschen Volkes zur französischen Revolution. (1. Untersuchung über die Haltung der deutschen Poesie und Journalistik. 2. Untersuchung über die Stellung der deutschen Mächte.)[1])
10) Entstehung der sogenannten Pseudoisidorischen Dekretalen.[1])

V. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Die Wurzel der Bildung ist bitter, ihre Früchte sind süſs.

Französischer Aufsatz (5 Stunden).

Quel profit estimez-vous avoir tiré de vos études faites à l'Université?

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den 2. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philologisch-historischen Fächern des Jahres 1896/97 festgesetzten Themata. (Die Red.).

Übersetzung ins Französische (4 Stunden).

Der General von Werder eilte am Abend des 10. Januar nach Frahier, um am folgenden Morgen mit dem Befehlshaber des Belagerungskorps von Belfort die Verteidigungsmaßregeln zu verabreden. Vom 11. Januar an arbeitete man mit allen Kräften daran, die Stellung zu verstärken und einen Teil der Belagerungsgeschütze von Belfort herbeizuschaffen. Und in der That ließ der Feind genügende Zeit, um diese Vorbereitungen, welche demnächst große Bedeutung erlangten, zu vollenden.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar war die Kälte bis auf 17 Grad Réaumur gestiegen. Alle Bäche waren fest zugefroren Dieser Umstand nahm der gewählten Verteidigungsstellung einen so wesentlichen Teil ihrer Vorteile, daß der General von Werder noch am Abend des 14. telegraphisch dem Großen Hauptquartier über die Lage Bericht erstattete und anfragte, ob er den Kampf vor Belfort annehmen solle. Als Antwort erhielt er das folgende Telegramm Moltkes: „Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von der größten Wichtigkeit ist es, Herr der Straße von Lure auf Belfort zu bleiben. Das Anrücken des Generals von Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar."

Dieses Telegramm erhielt jedoch der General von Werder erst am 15ten 6 Uhr abends, nachdem er an diesem Tage bereits das Schlachtfeld siegreich behauptet hatte. Von dem General von Manteuffel ging an demselben Abend die Mitteilung ein, daß er mit dem 2. und dem 7. Korps den Vormarsch in der Hauptrichtung auf Vesoul angetreten habe.

Am 15. Januar bei einer Kälte von 15 Grad griff der Feind die Vorposten des rechten Flügels und des Zentrums an. Dieselben zogen sich nach hartnäckigem Widerstande auf die Hauptstellung zurück, gegen welche der Feind darauf eine sehr zahlreiche Artillerie entwickelte, um dann mit den im Schutze der Wälder formierten Infanteriemassen gegen die Hauptpunkte der deutschen Stellung vorzubrechen. Zuerst griff der Feind den rechten Flügel bei Chagey an, wurde jedoch in den Wald zurückgeworfen. Bei Luze und Héricourt wurde während des ganzen Tages ein sehr heftiger Artilleriekampf geführt. Bei Bussurel ging der Feind um ½1 Uhr mit 2 Brigaden zum Angriff vor. Trotz der bedeutenden Verluste, welche er durch unser Geschützfeuer erlitt, gelangten einige Bataillone nach Bussurel hinein. Aber alle ihre Anstrengungen, die Lisaine zu überschreiten, scheiterten an dem Feuer unserer Artillerie und Infanterie. Der Feind drang nachmittags auch in Montbéliard ein; aber das Feuer der Schloßbesatzung verhinderte ihn daran, seine Vorwärtsbewegung fortzusetzen. Am 16. und 17. wiederholte das französische Heer seine Angriffe, aber am 18. trat es den Rückzug an, nachdem es durch das Feuer der Deutschen und die außerordentliche Kälte große Verluste erlitten hatte.

Französisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden).

Sully à la bataille d'Ivry.

Le duc de Mayenne et le comte d'Egmont, qui étaient à la tête des Espagnols, s'étaient imaginé que, si le roi osait les attendre, la victoire leur serait acquise. Le roi, quelle que fût l'infériorité numérique de son armée, leur offrit la bataille: l'action s'engagea avec un feu, une ardeur inouïe. Mon escadron eut à soutenir l'attaque du comte d'Egmont, qui nous chargea en homme déterminé à vaincre et qui sait comment on vainc. Au premier choc, mon cheval, blessé d'un coup dans les naseaux et d'un second au cou, chancela, puis s'abattit d'un troisième qui lui perça le flanc, tandis que la balle d'un pistolet me traversait la hanche. J'aurais péri, si mon écuyer ne m'eût amené un autre cheval frais et dispos, sur lequel on me plaça, quels que fussent ma douleur et le danger de ma blessure. Au second choc, mon cheval fut tué raide, et, atteint moi-même d'un biscaïen dans la cuisse, d'un coup d'épée à la tête, je roulai à terre, les yeux à demi aveuglés par le sang. Mes idées que j'avais déjà senties s'obscurcir, se troublèrent tout à fait: je tombai en syncope. Après une heure et demie au moins, je sortis de ma lethargie, et jetai des regards inquiets autour de moi. Le champ de bataille était couvert de morts et de mourants, jonché d'affreux débris,

mais la lutte était terminée. Les ennemis, les nôtres même avaient disparu; aucun domestique n'était resté à mes côtés. Quelque dévoués qu'ils fussent, mes gens s'étaient sans doute vus forcés de me laisser là; le désordre ou la frayeur les avait dispersés au loin. De toutes ces circonstances, que devais-je conclure, quelques regrets amers que me coûtât une telle supposition? Rien de bon pour les armes royales. C'était pourtant une tout autre issue qu'avait eue la bataille.

(D'après les Mémoires de Sully.)

Le fils de Louis XI.

Sur le balcon de fer du noir donjon de Loches,
Monseigneur le dauphin Charles de France, en deuil,
Dominant la Touraine immense d'un coup d'œil,
Écoute dans le soir mourir le son des cloches.

L'enfant captif envie, humble cœur sans orgueil,
Ceux qu'il voit revenir des champs, portant leurs pioches,
Et flairant l'âcre odeur des potences trop proches,
Songe à l'archer d'Écosse immobile à son seuil.

L'enfant prince a douze ans et ne sait pas encore
Combien fiers sont les lis du blason qui décore
L'ogive sous laquelle il rêve, pâle et seul.

Il ignore Dunois, Xaintrailles, et La Hire,
Et la Pucelle, et son victorieux aïeul:
Mouseigneur le dauphin Charles ne sait pas lire.

François Coppée.

b) Englische Philologie.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Die Zeiten ändern sich, mit ihnen die Menschen.

Englischer Aufsatz (5 Stunden).

On the importance of the study of modern languages.

Übersetzung ins Englische (4 Stunden).

Selbst ein langes Menschenleben ist so kurz und so flüchtig, daſs es einem Wunder gleicht, wenn es Spuren hinterläſst, welche die Jahrhunderte überdauern. Millionen und aber Millionen leben und sterben und fallen der Vergessenheit anheim, und ihre Thaten verschwinden mit ihnen. Einigen Tausenden gelingt es, den Tod insoweit zu überwinden, daſs ihre Namen erhalten werden und das Gedächtnis von Schulkindern beschweren, während der Name an und für sich der Nachwelt nicht eben viel verkündet. Dann sind noch die wenigen allergröſsten übrig, und unter diesen hat Shakspere seinen Platz. Kaum in sein Grab gelegt, ist er aus dem Grabe auferstanden, und kein Name von allen Namen des Erdballs ist der Unsterblichkeit sicherer als der seinige. In dem Augenblicke, da die Geschichte von Shakspere's Leben beendigt ist, beginnt seine Geschichte nach dem Tode, und diese ist an Umfang um vieles gröſser und weitläufiger, umfaſst zuerst Groſsbritannien, dann auch Nordamerika, dann die deutschredenden Völker, dann die ganze germanische Rasse, die skandinavischen Länder, die finnländischen Stämme, dann die slavischen Völkerschaften, dann Frankreich, Spanien, Italien, im 19. Jahrhundert die ganze Erde, soweit die Civilisation reicht.

Seine Werke sind in alle Sprachen übersetzt und alle Zungen der Erde verkünden seinen Ruhm.

Allzu lange hat man gesagt: Wir wissen durchaus nichts von Shakspere, oder: Was wir von ihm wissen, kann auf einer Oktavseite stehen. Allzu oft hat man wiederholt: Shakspere schwebt unpersönlich über seinem Werke. Endlich gelangte man durch diese Behauptungen soweit, daſs eine Bande schlechter Dilettanten in Amerika und Europa den Mut bekam, William Shakspere die Ur-

heberschaft zu seinem Lebenswerk vorzuenthalten, einem andern die Ehre für sein Genie zuzuschreiben, ihn selbst und seinen unverwundbaren Namen mit wahnsinnigen Hohnreden, die durch alle Länder schallten, zu begeifern.

Wir stehen im stärksten Gegensatz zu dieser Auffassung von Shakspeares Unpersönlichkeit, und haben nichts als Entrüstung über diesen Sturmlauf der Unwissenheit und des Dünkels gegen einen der größten Wohltäter der Menschheit.

Der William Shakspere, der unter Elisabeth von England in Stratford geboren wurde, der unter ihr und James in London lebte und schrieb, der in seinen Lustspielen gen Himmel aufgestiegen, in seinen Trauerspielen zur Hölle niedergefahren — seine wundervolle Gestalt steigt aus seinen Büchern mit großen sicheren Umrissen, mit der frischen Farbe des Lebens vor den Augen eines jeden empor, der sie mit offenem, empfänglichem Gemüt, mit gesundem Verstand und mit einfachem Sinn für Genie liest.

Englisches Diktat zum Übersetzen ins Deutsche (4 Stunden).

From „Essays and Studies" by Alg. Ch. Swinburne. On the Poems of Dante Gabriel Rossetti.

In all great poets there must be an ardent harmony, a heat of spiritual life, guiding without constraining the bodily grace of motion, which shall give charm and power to their best work; sweetness that cannot be weak and force that will not be rough. There must be an instinct and a resolution of excellence which will allow no shortcoming or malformation of thought or word; there must also be so natural a sense of right as to make any such deformity or defect impossible, and leave upon the work done no trace of any effort to avoid or to achieve. It must be serious, simple, perfect; and it must be thus by evident and native impulse. The mark of painstaking as surely lowers the level of style as any sign of negligence; in the best work there must be no trace of a laborius or a languid hand.

In all these points of style, Mr. Rossetti excels that of any English poet of our day. It has the follest fervour and fluency of impulse, and the impulse is always towards harmony and perfection. It has the inimitable note of instinct, and the instinct is always high and right. It carries weight enough to overbear the style of a weaker man, but no weight of thought can break it, no subtlety of emotion attenuate, no ardour of passion deface. It can breathe unvexed in the finest air and pass unsinged through the keenest fire; it has all the grace of perfect force, and all the force of perfect grace. It is sinuous as water or as light, flexible and penetrative, delicate and rapid; it works on its way without halt or jar or collapse. No such coarse or cheap stuff is here used as a ground to set off the rich surprises of casual ornament and intermittent embroidery. The woof of each poem is perfect, and the flowers that flash out from this side or from that, seem not so much interwoven with the thread of it or set in the soil, as grown and sprung by mere nature from the ground, under inevitable rains and sunbeams of the atmosphere which bred them.

From D. G. Rossettis Ballad of „the White Ship".

Our speed shall o'ertake my father's flight,
Though we sail from the harbour at midnight.
The rowers made good cheer without check;
The lords and ladies obeyed his beck;
The night was light, and they danced on the deck.
But at midnight's stroke they cleared the bay,
And the white ship furrowed the water-way.
The sails were set, and the oars kept tune
To the double flight of the ship and the moon;

. . . .

And the Prince cried: „Friends, 'tis the hour to sing!
Is a song-bird's course so swift on the wing"?
And under the winter stars' still throng
From brown throats, white throats, merry and strong,

The knights and ladies raised a song.
A song — nay a shriek that rent the sky,
That leaped o'er the deep! The grievous cry
Of three hondred living that now must die.
An instant shriek that sprang to the shock
As the ship's keel felt the sunken rock.

VI. Hauptprüfung aus der Mathematik und Physik.

(Nach älterer Ordnung).

Reihenlehre, Differential- und Integralrechnung.

1. Aufgabe ($2^1/_2$ Stunden): Gegeben ist eine Schar von Kreisen, welche im Koordinatenanfangspunkt die y-Axe berühren.

Man stelle die Gleichung der Trajektorien auf, welche diese Kreise unter dem konstanten Winkel α schneiden (wobei $\operatorname{tg} \alpha = m$ gesetzt werde).

2. Aufgabe ($1^1/_2$ Stunden): Man berechne das Volumen des Körpers, der eingeschlossen ist zwischen der xy-Ebene, der Fläche von der Gleichung $xy = cz$ und dem Zylinder, dessen Axe parallel zur z-Axe und dessen Grundkreis durch die Gleichung $(x-a)^2 + (y-b)^2 = r^2$ gegeben ist.

Planimetrie (2 Stunden).

Man soll einen Kreis konstruieren, der zwei gegebene Kreise (Mittelpunkte A und B, Radien r_1 und r_2) senkrecht schneidet und mit dem ersten eine Sehne von gegebener Länge m gemeinschaftlich hat.

(Man entwerfe die Figur für den Fall, daſs die beiden Kreise sich ausschlieſsen).

Stereometrie (1 Stunde).

Wenn in einem windschiefen Sechsecke die erste und vierte, die zweite und fünfte, die dritte und sechste Seite sich schneiden, so schneiden sich die Verbindungslinien der gegenüberliegenden Ecken in einem Punkte. — Beweis!

Physik.

1. Aufgabe (2 Stunden): Wie können Stromstärken gemessen werden?

2. Aufgabe (2 Stunden): Welche Erscheinungen sprechen für die Annahme, daſs das Licht aus transversalen Schwingungen besteht?

Angaben der Methoden zur Bestimmung der Wellenlänge des Lichtes.

3. Aufgabe (3 Stunden): Welche Methoden gibt es zur Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents?

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

Gegeben sind drei Kugeln A, B und C, beziehungsweise mit den Radien $r_a = 2$ cm, $r_b = 2$ cm, $r_c = 5$ cm. Sie berühren sämtlich die horizontale Tafelebene; die Kugeln A und B auſserdem noch die vertikale Tafelebene. Weiter ist ihre gegenseitige Lage noch dadurch fixiert, daſs die Projektion A_1, B_1, C_1 des Dreiecks, welches die Kugelmittelpunkte verbindet, in die horizontale Tafelebene die Dimensionen $A_1 B_1 = 8$ cm, $A_1 C_1 = 10$ cm, $B_1 C_1 = 9$ cm aufweist.

Man konstruiere einen Zylinder, welcher die Kugel C umhüllt und auf den Kugeln A und B aufliegt. Dabei soll der Berührungskreis des Zylinders mit der Kugel C, sowie die Berührungspunkte desselben mit den Kugeln A und B eingetragen werden.

Analytische Geometrie ($2^1/_2$ Stunden).

Gegeben sind zwei Gerade G' und G" durch ihre Gleichungen in rechtwinkligen Koordinaten:

$$G' \begin{cases} z = +d \\ y = +mx \end{cases} \qquad G'' \begin{cases} z = -d \\ y = -mx \end{cases}$$

und ein Punkt P mit den Koordinaten a, b, c.

Eine Gerade G bewege sich an diesen beiden Geraden G′ und G″ so entlang, dafs das zwischen die zwei Geraden fallende Stück derselben von P aus stets unter rechtem Winkel gesehen wird.

Welches ist die Gleichung der Fläche, welche die Gerade G beschreibt? Diskussion der Fläche.

Synthetische Geometrie ($1\frac{1}{2}$ Stunden).

Zwei Punktreihen auf zwei in einer Ebene liegenden Geraden G′ und G″ sind perspektivisch. Welchen Ort beschreibt das Zentrum der Perspektive, wenn man die auf G″ liegende Punktreihe längs G″ (kongruent zu sich), die auf G′ längs G′ (kongruent zu sich) so verschiebt, dafs die Perspektivität erhalten bleibt.

Sphärische Trigonometrie ($2\frac{1}{2}$ Stunden).

Ein gleichseitiges sphärisches Dreieck und ein regelmäfsiges sphärisches Viereck, die beide auf einer Kugel vom Radius r liegen, haben gleichen Flächeninhalt. Wie grofs ist die Seite des Vierecks, wenn die Höhe des Dreiecks $h = 125^\circ\ 15'\ 50''$ beträgt?

Ebene Trigonometrie ($1\frac{1}{2}$ Stunden).

Die Peripherie eines Kreises ist durch Teilungspunkte in n gleiche Teile geteilt und jeder Teilpunkt mit einem festen Punkt O der Ebene durch Strahlen verbunden. Wie drückt sich die Summe der Quadrate der Entfernungen des Punktes O von den Teilpunkten durch den Radius r des Kreises und den Abstand b des Punktes O vom Kreismittelpunkt aus?

Analytische Mechanik.

1. Aufgabe (2 Stunden): Ein schwerer Punkt von der Masse m werde in einer Ebene an einem Faden von der Länge l mit konstanter Winkelgeschwindigkeit im Kreise geschwungen.

Bei welcher Umdrehungsgeschwindigkeit reifst der Faden?

Dabei werde von der Wirkung der Schwerkraft abgesehen.

Als Zahlenbeispiel lege man zu Grunde:

Fadenlänge $l = 80$ cm

Masse $m = 1$ kg.

Der Faden reifse bei einer Belastung durch 100 kg.

2. Aufgabe (2 Stunden): Um die Mitte eines schweren Kreiszylinders mit horizontaler Axe ist eine Schnur gewickelt. Wenn das eine Ende der Schnur festgehalten wird, so rollt der Zylinder (horizontal bleibend) ab.

Welche Winkelgeschwindigkeit und welche Geschwindigkeit in vertikaler Richtung hat der Zylinder erreicht, wenn er um die Höhe h aus der Ruhelage gefallen ist.

Die Masse des homogen angenommenen Zylinders sei gleich m; der Radius desselben gleich r.

Algebra (2 Stunden).

Man berechne die Wurzeln der Gleichung

$$x^{20} - 1 = 0$$

in algebraischer Form.

Welche von diesen Wurzeln sind primitiv?

Wie heifst die Gleichung der primitiven Wurzeln?

Analysis des Endlichen (1 Stunde).

Man berechne x aus der Gleichung

$$\cos(\operatorname{tg} x) = 2.$$

Deutscher Aufsatz (4 Stunden).

Worin besteht die Anziehungskraft der Geschichte einer Wissenschaft?

VII. Aufgaben beim I. Abschnitte der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

(Nach neuerer Ordnung).

Algebraische Analysis (2 Stunden).

Wenn die unendliche Reihe

$$a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + \dots$$

die Summe f(x) hat, welche Summe hat dann die Reihe:

$$a_0 + a_1 x \,.\, \cos\varphi + a_2 x^2 \,.\, \cos 2\varphi + \dots,$$

und welches ist die Summe der Reihe:

$$1 + 2x \,.\, \cos\varphi + 3x^2 \,.\, \cos 2\varphi + 4x^3 \,.\, \cos 3\varphi + \dots$$

[Die Reihe konvergiert für $-1 < x < 1$].

Algebra (2 Stunden).

Die Gleichung

$$x^5 - 4x^4 + 3x^3 - x + 9 = 0$$

hat drei reelle Wurzeln.

Man berechne dieselben auf zwei Dezimalen.

Planimetrie (2 Stunden).

Man soll einen Kreis konstruieren, der zwei gegebene Kreise (Mittelpunkte A und B, Radien r_1 und r_2) senkrecht schneidet und mit dem ersten eine Sehne von gegebener Länge m gemeinschaftlich hat.

(Man entwerfe die Figur für den Fall, dafs die beiden Kreise sich ausschliefsen.

Stereometrie (2 Stunden).

In einem geraden Kreiskegel, dessen Mantellinie mit der Axe einen Winkel von 45° bildet, sind zwei Berührungskugeln konstruiert, die sich selbst gegenseitig berühren. Die Entfernung ihrer Mittelpunkte ist gleich a gegeben.

Gesucht wird das Volumen des Körpers, welcher von der Kegelfläche und den beiden Kugelflächen begrenzt wird.

Analytische Geometrie (2 Stunden).

Gegeben sind die Kreise:

$$x^2 + y^2 = a^2,$$
$$(x - \lambda)^2 + y^2 = 16a^2,$$
$$x^2 + (y - \lambda)^2 = 4a^2.$$

Man suche den Potenzpunkt in Bezug auf die drei Kreise und bestimme und diskutiere dessen geometrischen Ort, wenn λ variiert.

Synthetische Geometrie (2 Stunden).

Projiciert man einen Kegelschnitt K von den beiden Endpunkten eines Durchmessers auf zwei Gerade G′ und G″, so umhüllen die Verbindungslinien entsprechender Punkte der auf G′ und G″ entstehenden Punktreihen wieder einen Kegelschnitt. — Beweis!

Wie müssen G′ und G″ zu K liegen, damit der entstehende Kegelschnitt eine Parabel wird?

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

Es sind drei Punkte A, B und C sowie eine Kugel (Mittelpunkt O) durch ihre senkrechten Projektionen gegeben; man soll eine zweite Kugel darstellen, deren Oberfläche durch die drei gegebenen Punkte geht und die gegebene Kugel berührt. (Zeichnung war beigegeben).

Sphärische Trigonometrie (2½ Stunden).

Ein gleichseitiges sphärisches Dreieck und ein regelmäfsiges sphärisches Viereck, die beide auf einer Kugel vom Radius r liegen, haben gleichen Flächen-

inhalt. Wie grofs ist die Seite des Vierecks, wenn die Höhe des Dreiecks $h = 125^\circ 15' 50''$ beträgt?

Ebene Trigonometrie (1½ Stunden).

Die Peripherie eines Kreises ist durch Teilungspunkte in n gleiche Teile geteilt und jeder Teilpunkt mit einem festen Punkt O der Ebene durch Strahlen verbunden. Wie drückt sich die Summe der Quadrate der Entfernungen des Punktes O von den Teilpunkten durch den Radius r des Kreises und den Abstand b des Punktes O vom Kreismittelpunkt aus?

Differential- und Integralrechnung.

1. Aufgabe (2 Stunden): Auf einer Ellipse sind zwei beliebige Punkte gegeben. Man bestimme einen dritten Punkt der Ellipse so, dafs der Flächeninhalt des Dreiecks der drei Punkte ein Maximum wird.

2. Aufgabe (2 Stunden): Man gebe die vollständige Diskussion für die Auswertung des Integrals:

$$\int \frac{dx}{\sqrt{ax^2 + 2bx + c}}$$

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Wodurch ist in der Gegenwart der Sinn für die Naturschönheiten an Umfang und Tiefe gewachsen?

VIII. Spezialprüfungsthemata aus der klassischen Philologie.

1) De Tertulliani adversus Judaeos libro.
2) De Cornelii Nepotis quibusdam exemplorum fragmentis, quae in Plinii naturali historia latere videntur, quaestio.
3) De nominibus compositis ab Euripide fictis.
4) Homeri ludos funebres quomodo recentiores epici Graeci et Latini imitati sint.[1])
5) Das Kottabosspiel der alten Griechen.
6) Studia Floriana.
7) De alliterationis apud T. Lucretium Carum usu ac vi.
8) De usu nominum *οἰκεῖος* et *ἴδιος* pro pronomine possessivo.
9) Quae similitudo intercedat inter Isocratis orationem *περὶ ἀντιδόσεως* et Platonis Apologiam Socratis.[1])
10) Scaenicae quaestiones Plautinae et Terentianae.

IX. Spezialprüfungsthemata aus den neueren Sprachen.

1) Dean Swifts Äufserungen über englische Dichtung und Dichter.
2) Literary Traces in Robert Burn's Works.
3) Similes and Proverbial Sayings in John Bunyans Pilgrims Progress, 1st Part to be prefaced by a succinct Analysis of the Story and its Allegorical Meaning.
4) Victor Hugo jugé par la posterité.[1])

X. Spezialprüfungsthema aus der Mathematik.

Über den Ersatz des Dirichlet'schen Prinzipes.

XI. Spezialprüfungsthema aus der Physik.

Die geringste Dicke von Flüssigkeitshäutchen.

[1]) Aus der Zahl der vom K. Staatsministerium für den 2. Abschnitt der Lehramtsprüfung 1896/97 festgesetzten Themata. (Die Red.)

XII. Spezialprüfungsthemata aus der deutschen Sprache.

1) Eine Darstellung des Wortschatzes in Luthers und Ecks Bibelübersetzung.

2) Über die Bedeutung der im Aschaffenburger Stiftsarchive befindlichen Weistümer für die Erforschung des Mittelfränkischen.

Institutsnachrichten.

In Athen wie in Rom werden die öffentlichen Sitzungen, wie stets, mit einer Festsitzung zur Feier von Winckelmanns Geburtstag beginnen und alle vierzehn Tage stattfinden.

In Rom wird ferner der erste Sekretär, Herr Petersen, im Januar und den folgenden Monaten über die Anfänge und die Entwickelung der Kunst in Italien vortragen, im Anschluſs an Demonstrationen in Museen und an antiken Plätzen wie Conca (Satricum), Cori, Alatri, Cervetri, Corneto, Veji, Nemi. — Der zweite Sekretär, Herr Hülsen, wird vom 15. November bis Weihnachten ungefähr zwanzig Vorträge über Topographie von Rom halten und von Januar bis April zweimal wöchentlich epigraphische Übungen leiten.

In Athen wird der erste Sekretär, Herr Dörpfeld, seine Vorträge über die antiken Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräus und Eleusis Anfang Dezember beginnen und jeden Sonnabend bis Ostern fortsetzen. Der zweite Sekretär, Herr Wolters, wird von Januar bis April Vorträge in den Antiken-Sammlungen Athens halten.

Die gewöhnliche Reise des Instituts durch den Peloponnes und nach Delphi wird am 22. April angetreten werden und etwa sechzehn Tage dauern. Da die Zahl der Theilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist frühzeitige Meldung beim Athenischen Sekretariate empfehlenswert.

Eine zweite Reise wird am 12. Mai nach den Inseln des ägeischen Meeres unternommen werden und neun Tage dauern. Meldungen auch zu dieser Reise sind an das Athenische Sekretariat zu richten.

Für die beiden Reisen ist das folgende Programm in Aussicht genommen.

I. Peloponnesreise:

1. Donnerstag, 22. April, Korinth u Nauplia, — 2. Freitag, 23. April, Tiryns und Heraion bei Argos. — 3. Sonnabend, 24. April, Mykenai. — 4. Sonntag, 25. April, Epidauros. — 5. Montag, 26. April, Argos und Tripolis. — 6. Dienstag, 27. April, Mantinea u. Tegea. — 7. Mittwoch, 28. April, Megalopolis. — 8. Donnerstag, 29. April, Lykosura. — 9. Freitag, 30. April, Tempel von Bassae. — 10. Sonnabend, 1. Mai, Ritt nach Olympia. — 11. Sonntag, 2. Mai, Olympia. — 12 Montag, 3. Mai, Olympia. — 13. Dienstag, 4. Mai, Olympia. — 14. Mittwoch, 5. Mai, Olympia und Patras. — 15. Donnerstag, 6. Mai, Delphi. — 16. Freitag, 7. Mai, Ankunft in Athen.

Ein genaueres Programm wird später ausgegeben. Vorschriften für die Reise werden Anfang April in der Bibliothek des Instituts angeschlagen sein. Die Reisekosten betragen etwa 10 Mark täglich.

II. Inselreise:

1. Mittwoch, 12. Mai, Aegina und Poros. — 2. Donnerstag, 13. Mai, Milos. 3. Freitag, 14. Mai, Thira (Santorin). — 4. Sonnabend, 15. Mai, Paros und Naxos. 5. Sonntag, 16. Mai, Dilos und Mykonos. — 6. Montag, 17. Mai, Tinos u. Andros. 7. Dienstag, 18. Mai, Oropos und Eretria. — 8. Mittwoch, 19. Mai, Rhamnus und Marathon. — 9. Donnerstag, 20. Mai, Thorikos und Sunion.

Die Kosten der Reise betragen einschlieſslich der Beköstigung etwa 16 Mk. für jeden Tag. Ein genauer Plan wird einige Tage vor Beginn der Reise in der Bibliothek des Instituts angeschlagen sein.

Ortszulage in Ludwigshafen a/Rh.

Den pragmatischen Lehrern des Progymnasiums und der Realschule in Ludwigshafen a/Rh. wurde vom Stadtrat mit Rücksicht auf die dortigen teueren Verhältnisse ab 1. Januar 1896 eine sogenannte Ortszulage von 360 M. jährlich gewährt. Die Stadtverwaltung genehmigte diese Zulage in höchst liberaler Weise aus völlig freien Stücken und ohne irgendwelche Gegenleistung zu beanspruchen.